PEDAGOGICZNA
BIBLIOTEKA
WOJEWÓDZKA
Gdańsk-Wrzeszcz,
Libermana 36
5436

22.9.42.B

a 4153

a 4153





Friedrich Fröbel

Der Werdegang eines Menschheiterziehers

Von

Fritz Halfter

„Kein Lebendiges ist Eins,
Immer ist's ein Vieles."
Goethe.

Verlag von Max Niemeyer / Halle (Saale)
1931

Bücherei der [illegible] Elbing
A 4153
P. 8486/52
15498
Dz. 371 : 92

Gedruckt bei A. Heine G. m. b. H., Gräfenhainichen.

Meiner Frau
und all den
Meinen

Vorwort.

Gottfried Keller spricht in seinem ‚Grünen Heinrich' einmal ganz beiläufig von den schlechten Poeten, die das wirkliche Leben für prosaisch halten im Gegensatze zu dem erfundenen und fabelhaften.

Ich will hier nicht als ein Poet erscheinen. Am wenigsten als ein schlechter. Das hier vorgelegte Werk wurde vom ‚wirklichen Leben' diktiert, von mir nur zusammengestellt, bzw. in jedem Zuge auf Urkunden und Tatsachen aufgebaut. In dieser Hinsicht handelte es sich mir um eine streng wissenschaftliche Leistung. Siehe die Seitenköpfe!

Bei der Nachzeichnung eines Lebens, das vor rund 150 Jahren begann, stößt man auf Lücken der Überlieferung. Solche Lücken fand ich glücklicherweise nur vereinzelt; sie sind überdies geringfügig. Seelenkundliche Vertiefung lockte, sie leicht zu überbrücken. Doch war ich peinlich darauf bedacht, jede eigene Zutat merken zu lassen. So dürfte dem aufmerksamen Leser kein Zweifel bleiben, wo meine Angaben durch Urkunden und Tatsachen belegt sind. Denn sobald es sich um Vermutungen meinerseits handelt, habe ich das durch die Wahl der Aussageform, einfache Fragestellung u. dgl. Hilfe unterstrichen.

Das Schrifttum zu Fröbel, obgleich bis 1931 bereits manch Hundert Nummern zählend, ist für unsern Zweck durchaus unzureichend. Bei der Bedeutung dieses Mannes für die Erziehung zur Menschheit gilt das gleiche für die vorliegenden Veröffentlichungen seiner eigenen Schriften. Der Leser wird daher die zahllosen und notgedrungen oft sehr ausführlichen Stellen wörtlicher Anführungen entschuldigen. Soweit die Rücksicht auf Lesbarkeit es gestattete, fand die Angabe der Quelle im Text ihren Platz. Den sog. ‚wissenschaftlichen Apparat' ersparte ich dem Leser um so lieber, weil die Aufgabe dieses Werkes über den Kreis der Fachgelehrten hinausgreift. Ihnen mag an anderer Stelle gedient sein mit dem Nachweis der geistesgeschichtlichen Stellung des Helden dieses großen einmaligen Lebens; wobei die genaue Aufführung der Quellen von selbst auch zu einem knappen kritischen Überblick zwingen wird, der Fröbels Schriften und dem Schrifttum zu Fröbel gilt. Notwendig erscheint mir auch eine dritte Arbeit: die systematische Zusammenstellung aller Aussprüche, mit denen Fröbels Weltbild, ausschließlich aus seinen eigenen Worten, vor uns aufsteigt.

Hier bleibt die Aufgabe, eine weitere Öffentlichkeit gebildeter Menschen für den großen Thüringer zu erwärmen. Nichts konnte daher den Verfasser freisprechen von der Pflicht, ein blutvolles Bild des persönlich Einmaligen

anzustreben, eingedenk aber des Goethe-Wortes vom ‚Lebendigen', das ich zum Motto setzte. Friedrich Fröbel kam mit einer großen Zahl rühmlicher Menschen zusammen. Vergleiche die ‚Personentafel'! Neben ihnen haben manche Ereignisse seiner großen Zeit Platz gefunden, mehr, als man wahrscheinlich von vornherein im Leben des ‚Kindergärtners' erwarten möchte. Einiges erfuhr dabei eine neue Beleuchtung. Aber alles das soll allein unter dem Gesichtspunkt stehen, wie weit ‚Schmerz und Lust' anderer und deren Denken in Fröbels Dasein hineingestrahlt und sein Sinnen beschäftigt hat. Erst unter diesem Lichte wird vielleicht endlich die Ehrfurcht vor einem der größten Menschheitsdenker aller Zeiten erwachen und vorerst im Vaterlande erkannt werden, wie viel mehr in Fröbel zu suchen ist als nur der Freund der kleinen Kinder. Darum trägt das Buch den anspruchsvollen Untertitel: ‚Der Werdegang eines Menschheiterziehers'.

Fröbels Suchen war getragen von einem unbedingten Glauben an das ursprünglich Gute. Der Einklang in einer Welt menschlicher Irrungen und Hochgefühle, an dem seine kindliche Seele festgehalten hat, wäre ein persönliches Glück, um das man ihn beneiden, das man aber nicht zur Richtschnur einer allgemeinen Erziehung nehmen könnte, — hätte ihm nicht das Schicksal sein vollgerütteltes Maß von Leid und Entsagung zuerteilt. Leider sprechen bis auf den heutigen Tag Führer der Erziehungswissenschaft von einem ‚Romantiker Fröbel', als habe dieser Seelenriese sein Weltbild poetisch-sinnierend gefunden. Fröbels Erziehungsidee wurde von ihm selbst in streng exaktem Beobachten geklärt und mit einem Willen zur Tat verfolgt, der dem romantischen Geschlecht nicht eignet. Man kennt Fröbel nicht, wenn man zu schnell an dem Menschen vorbei und nur zu einigen seiner Schriften geht.

Fröbels Leben und Erleben ist der Baum, an dem die Früchte eines weltweiten Erziehungsdenkens gewachsen sind. Nur von dort sind sie zu pflücken und unversehrt weiterzureichen. Es handelt sich bei ihm um eine Lebensverkündigung, die der Sehnsucht unserer Tage wie keine zweite entgegenkommt, jener Sehnsucht nach Vereinigung antiken Geisteserbes mit dem Erbe des Christentums. Die Nachzeichnung der Lebensentwicklung wird ihn zeigen als den Genius

‚geprägter Form, die lebend sich entwickelt'.

Schon daraus muß die ungemeine Geistesverwandtschaft zwischen ihm und Goethe hervorgehen. Sie blieb bisher so gut wie unbeachtet. Noch nirgends wurde gezeigt, wie unerhört tief sie wurzelt in einem Denken über den Menschen, das Fröbel ganz und durchaus mit Goethe teilte als Zeitgenosse, in völliger Unabhängigkeit von Goethes Mitteilungen. Das erste

wäre, zu erkennen, daß Fröbels Erziehungsweisheit die der Mutter in ‚Hermann und Dorothea' ist:

„... wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen;
So, wie Gott sie uns gab, muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs Beste ...'

Aber solche Erkenntnis bringt noch nicht weiter. Fröbel als Erzieher von Beruf hat das Schwierigste diesem Gedanken natürlicher Weisheit hinzugefügt: jenes Wie des besten Machens. Von daher wurde sein Sinnen so gegenwartsträchtig, daß es kaum einen guten Gedanken neuerer Erzieher und Lehrer gibt, der nicht während des hier gezeigten Lebens anklang, mehr noch: erprobt wurde. Der Blick in das ‚Sachverzeichnis' wird daher ebenso sehr den leidigen Umfang dieser „Darlebung" erklären, wie zur Vertiefung in sie reizen.

Ein Buch, das sich über berufliche Erzieher an viele wendet, wäre verfehlt ohne jenes: Hier ist Fleisch von meinem Fleisch, Bein von meinem Bein; so habe ich Leser gefühlt, gewollt, gehandelt, so meine Lebensgefährten sich gebärden sehen. — Hat aber des Berichterstatters Einfühlungskraft versagt, so, daß auch des Lesers Lebensbeobachtung den Ausgleich schuldig bleiben muß, dann entschuldige jeden von uns die Schwierigkeit, dem Rätsel des menschlichen Lebens hinter allen Masken persönlicher Erscheinung in Ehrfurcht näher zu kommen.

Den bloßen Versuch der Nachzeichnung solchen Lebensgefühls aber rechtfertigt ein anderes.

Auch im Falle von Einseitigkeiten, denen ein einzelner nie entgehen kann, wird, das erwarte ich zuversichtlich, wenigstens das Wollen Fröbels heraustreten als das, was es war: als ein erschütternd selbstlos getreues Ringen um höchste Werte. — —

Forderte mein Werk einen völligen Neubau von Grund auf, so brachte mich eine 9jährige Vorarbeit in unzählige Dankesschulden. Eduard Spranger sprach das alles entscheidende: ‚Es werde!'; er hat am 4. August 1920 (uns beiden wohl unbewußt in der Stunde, da 70 Jahre seit Fröbels großem „Spielfest auf dem Altenstein" vergangen waren), mich, der von Fröbel so viel wie nichts wußte, auf diese Arbeit verpflichtet und mir durch ständigen Widerspruch jenen harten, heilsamen Zwang auferlegt, ohne den die Ergebnisse meines Forschens noch mehr der geläuterten Form entbehrt hätten. Julius Petersen danke ich aus tiefem Herzen, mir in der schwersten Zeit den Mut zum Durchhalten an der Arbeit wiedergegeben zu haben. Ins Grab nachrufen muß ich meinen Dank den Hütern eines großen Teils von Fröbels handschriftlichem Nachlaß in Keilhau, den Herren Professor Wächter und Gerst; ohne deren unvergleichliches Vertrauen wäre mir Fröbels Ringen und Denken nicht zur Hälfte aufgegangen.

An einem sonnigen Herbsttag war's, auf Kloster Banz, wo ich Hand in Hand sitzen durfte mit einer Greisin, die mir letzte Erinnerungen an Fröbel erzählte: wie sie vor fast 80 Jahren in Marienthal unter ihm gespielt und 1852 an der Schwelle kindlichen Bewußtwerdens dem Heimgegangenen Blumen ins offene Grab geworfen habe. — Auf Wanderungen mit Schülerinnen an Orte, die für Fröbels Werden Bedeutung hatten, half mir die ahnungslose Jugend selbst, auf die Stimmen der jeweiligen Landschaft zu lauschen.

Meine unumgänglichen Studien an den übrigen Orten der Wirksamkeit Fröbels fanden, ohne Ausnahme, freundlichstes Entgegenkommen bei jedermann. Jede nur mögliche Erleichterung gewährten mir die Leiter der Archive in Blankenburg i. Th., Berlin (hier vor allem im Geheimen Staatsarchiv, sowie in denen des Kultus-Ministeriums), in Frankfurt a. M., Luzern, Bern, Willisau, Jena, Rentweinsdorf, Baunach. Einblick in Akten und bereitwilligste Auskünfte erhielt ich zu Oberweißbach, Stadtilm, Hirschberg a. d. Saale, Groß-Miltzow, Iserten, Burgdorf, Wartensee, Königsberg i. Pr. und Mailand, sowie Ravenna.

Der Freistaat Thüringen, wo nach meiner Beobachtung an zwei Brennpunkten (Blankenburg und Schweina) unter Führung des Wohlfahrtsministeriums das Werk Friedrich Fröbels mehr als anderswo im Geiste der Volkserziehungs-, Lebenseinigungs-Idee gepflegt wird, und wo aus solcher Einstellung mein Arbeiten das warmherzige Verständnis vor allem des Herrn Regierungsrats Waldemar Döpel auf sich zog, ermöglichte mir eine zweite Reise in die Archive der Schweiz. — Die unerläßliche Entlastung von amtlichen Verpflichtungen, sollte ich an der Formung der „Darlebung" schwarz auf weiß nicht ermatten, vermittelte ein Zufall, der die Dezernentin im Provinzial-Schulkollegium meines Amtes auf das entstehende Werk aufmerksam machte. Ihr, Frau Wilhelmine Mende, und durch sie Frau Ministerialrat Dr. Heinemann, sowie den Herren Magistratsoberschulrat Nydahl und Dr. Heyn gebührt meine ganz besondere Dankbarkeit dafür, daß die Kosten meiner Vertretung im Schulamt zunächst gemeinsam vom Preußischen Kultusministerium und Magistrat in Berlin, zuletzt vom Magistrat Berlin allein übernommen wurden.

Mein Freund und ehemaliger Schüler Fritz Zuther half den Text während der Drucklegung glätten, die Herr Verleger H. Niemeyer in wirtschaftlich bedenklichster Zeit wagte.

In welchem Umfange ich sonst noch schuldig wurde, sagt jedem, der sich einmal vor einer ähnlichen Aufgabe sah, die Abbitte in der Widmung meines Werkes.

Berlin-Zehlendorf, 17. Januar 1931. **Dr. Fritz Halfter.**

Inhaltsverzeichnis.

I.

∞ —1782—1797

Seite

1. Herkunft und früheste Jahre der Kindheit 1
2. Erste Knabenzeit 21
3. Spätes Jugendglück. Einsegnung und ‚Berufswahl' 32

1797—1802

4. Lehrzeit im oberen Saaletal. Erster Antritt in Jena 46
5. ‚Student' in Jena. Ansatz zum Höhenflug. Karzer 57
6. Bewährungskampf. Notstand. Langsamer Aufstieg und rasche Lösung. . . 69

1802—1805

7. Jung im Baunachsgrund 83
8. Feldmesser. Naiver Einheitsphilosoph. Kind seiner Familie 99
9. Schreiber. Naiver Psycholog. Sohn seiner Generation 113

II.

1805—1806

10. Nach Frankfurt a. M. und zur ‚Musterschule' 131
11. Besuch in Iferten 1805 144
12. Lehrer der ‚Musterschule' 157

1806—1807

13. Ins Hauslehrerverhältnis. Schüler seiner selbst und Gesetzfinder 173
14. Caroline von Holzhausen, Fröbels idealische Freundschaft 192
15. Der Ordnungsruf der Natur 208

1807—1809

16. Das zweite Jahr Hauslehrer ‚Auf der Öde' 223
17. Zwischen Ideal und Wirklichkeit bis zum „Lebensüberdruß" 239
18. In Iferten zurück zur Gott-Natur. Das ‚Kind der Methode' 258

1809—1811

19. Endgültige Stellungnahme, Parteiung und Ablösung von Iferten 275
20. Äußere Trennung aus Treue zu Pestalozzis Idee 292
21. Trennung von Frau von Holzhausen? Flucht nach Göttingen 306

III.

1811—1813

22. In Göttingen zur „Sphäre". Stellung zur Familie 318
23. Wendung zur exakten Naturforschung und nach Berlin 332
24. Der deutsche Kriegsfreiwillige 345

1813—1814

25. Monate der Selbsterziehung im Felde 362
26. Feuertaufe und Selbstbehauptung in Selbstüberwindung 376
27. Ausharren als Lützower. Heimkehr nach Deutschland 393

1814—1815

28. Im Spiegel der Geliebten. Wanderung des Junggesellen nach Berlin . 408
29. Antritt in Berlin. Finden des Größten im Kleinsten 421
30. ‚Hochwohlgeboren‘ 435

1815—1817

31. Unterm Kristallisationstrieb „innersten Strebens“ 448
32. An Greilings ‚Jesus‘ zum Bildungsbegriff (Goethes). Entlassungsgesuch . 460
33. Beethovens ‚Fidelio‘? — Schema des „Naturalisten“. Hörig seiner Idee. . 473

IV.

(1816)

1817—1818

34. Griesheimer Anfänge. Das „Erziehungstal“ Keilhau. Zwingende Forderungen 487
35. Werbung um Braut und Dienst an Luther. Henriettes „Mütterlichkeit“ im Kampf 499
36. Zuneigung. Sieg und Heimholung 514

1818—1823

37. Das erste Jahr der „heiligen Familie“. Die erste Schrift. Weihnachtsfreude 528
38. Anschluß an die Zeit. Christians Kommen. „An unser deutsches Volk“. Wirtschaftliche Lage 543
39. Weitere Schriften. Krause und er. In der „Zeit des Schauens“ . . . 560

1823—1826

40. Neue Mitarbeiter. „Fortgesetzte Nachricht“. Neue Blicke. Aufziehende Wetter. Der „Dom“. 577
41. ‚Spieltrieb‘ unter religiösem Idealismus. Im Stadtleben. „Die Menschenerziehung“ 595
42. Versuch mit einem „Wochenblatt“. Letzte Vereinsamung. Unter „ehernem Gesetz“ 607

V.

1826—1833

43. Schläge des Unheils. Die Arbeitsschule. Keilhaus Blößen. Im Scheitern der Hoffnungen 624
44. Zur „Lebenseinigung“. Dolmetsch der Natur. Wieder ‚Auf der Öde‘. Mit Schnyder nach Wartensee 642
45. Auf der „Wartenburg“. Herzogs Angriff. In Keilhau. „Volkssouveränität“ 660

1833—1835

46. „Erzieherische Atmosphäre“? — Willisau. Pläne für Bern. Übermittlung der eigenen „Lebensgestalt“? 677

47. Entwurf eines Unternehmens zur „Freiung". „Gemälde". Erster Wiederholungskurs. Höchstes Berufsglück 697
48. Alles Wirken „eine Verheißung". Verzicht auf persönliche Vollkommenheit. — Am „Quellorte" 715

VI.

1835—1852—∞

49. Schweigendes Tun. — Freiweg! zum ABC der „Ahnung". Fabrikant und Kaufmann? 728
50. ‚Tiefste Idee'. — Tod Wilhelmines. — „Kindergarten". — Not. — Ein ‚Feldherr'? 739
51. Lehrerschaft. ‚Freie Gemeinden'. Letzte Helfer. — ‚Verbot'. — Ausklang 751

Nachwort 762
Sachverzeichnis 763
Personentafel 770

Verzeichnis der Abbildungen.

1. Friedrich Fröbel . . . . . gegenüber dem Titel
2. Sakristei in Oberweißbach . . . . . „ Seite 36
3. Die Sonnenuhr . . . . . „ „ 320
4. Bildschmuck der „Menschenerziehung" . . . . . „ „ 606
5. Titelblatt der „Mutter- und Koselieder" . . . . . „ „ 746
6. Erstes Grabmal Fröbels . . . . . „ „ 760

I.

∞ — 1782 — 1797.

1.

Herkunft und früheste Jahre der Kindheit.

Schwer schlugen die Glocken an der Kirche zu Ober-Weißbach, und sie lärmten die einzige Straße dieses Ortes auf und ab. Denn er streckt sich lang in einer Erdfalte des Thüringer Oberlandes, in seiner Mitte, wo die neue Kirche von 1779 sich erhebt, eingebettet zwischen dem früheren Kirch- und dem einstigen Galgenberg. Es war an einem Februartage des Jahres 1783, als so ihr hartes Geläut unerbittlich gegen die Fenster des Pfarrhauses dröhnte: die Gemeinde und ihr Hirte müßten sich versammeln, die Frau Pfarrerin Fröbel zu begraben.

Der schnurgerade Weg von der Kirche quer über die breite Straße hinüber zur Pfarre war nicht weit, und niemand ging ihn heute, denn nur die lärmenden Botenläufer der Trauer. Von weit her aber strömten die Leidtragenden der alten Kirche zu, die inmitten des Gräberfeldes dicht hinter dem Pfarrhaus sich erhob, wo sie seit 1779 diente als Begräbniskapelle. Die vier noch zum eigentlichen Kirchflecken Ober-Weißbach gehörenden Dörfer lagen im stundenweiten Viereck versteckt hinter den Höhen; aber jeder im Kirchspiel empfand, daß mit Jacobine Eleonore Friederike Fröbel dem Pfarrer und der ganzen Gemeinde die milde Sonne der Herzenswärme genommen war.

Denn der Pfarrer Johann Jacob Fröbel? — Er ging zu allen Zeiten ernster und strenger seinen Weg als das Geläut, das doch vor allem zum Danken und Loben zu rufen bestimmt war. Johann Jacob war ein Seelenhirte, der unerbittlich an den Forderungen seiner Lehre festhielt. Und er wies, selbst in dem Glanze seines unbedingten Glaubens an Jesus, den Erlöser, mehr auf den Schatten irdischen Lebens, dem Zeiger einer Sonnenuhr vergleichbar. Wahrlich, er stand schon vor diesen Februartagen so allein unter den Menschen und seltsamer nicht wie jener strenge Würfel unter den Gräbern neben der alten Kirche. Den sieh, von Oberweißbachern der Reformationszeit errichtet, auf einem durch Kantung einer Walze genäherten Schaft mit seinen vier Seitenflächen genau nach den vier Winden der Welt ausgerichtet, die Deckfläche dem Himmelsgewölbe

zukehren! — Gab dieser Würfel zur Mittagszeit am Tage der Sommersonnenwende gleich fünfmal die Stunde an, Geschlechter gehen und kommen sehend, und redet er immer noch am ursprünglichen Platze zu jedem denkenden Menschen vom Gesetze des Sonnenlaufs und damit von der zeitlichen Quelle unseres Werdens und Vergehens; so sprach Johann Jacob beständig vom ewigen Leben und damit vom Sittengesetz. Licht und Wärme für seine Predigt schöpfte er aus den Evangelien, so sehr er in persönlicher Lebensführung eine Gestalt des alten Testamentes zu sein schien. Alles sittliche ging ihm auf in die unermüdlich wiederholte Forderung: „Christum anziehen!" „Jesu nachfolgen!". Aber geliebt war der Pfarrer nicht.

‚Wer nicht sein Kreuz nimmt und folget mir, ist mein nicht wert.' Wie wird er dies Markuswort befolgen, nun es am härtesten an ihn selbst ergangen ist? Ohne die Vermittlung seiner Frau mehr als bisher dem Verkanntwerden ausgesetzt im Beruf, war er als Witwer mit sechs unmündigen Kindern allein gelassen in einer Gemeinde, deren ihm unentbehrliche Achtung in Furcht und teilweise in Haß umschlagen wird. Da war als ältester Sohn noch der 17jährige August, neben diesem ein Christian, ein Christoph, dann die erst 9jährige Juliane, als vorletzter und nicht einmal beklagenswertester Traugott mit 5 Jahren. Der Preis aber, um den Johann Jacob die Mutter seines Hauses und seiner Gemeindekinder hingeben mußte, war ein Söhnlein, das noch nicht 10 Monate zählte, Jubilate, am 21. April 1782 geboren. Ein ‚Sonntagskind' also wurde die unschuldige letzte Ursache, daß ein für das rauhe Oberland körperlich zu zartes, gemütvolles Weib mit noch nicht 39 Jahren ins Grab gebettet werden mußte.

Jacobine, Eleonore, Friederike. — Namen behaupten ihren Wohlklang dem, der sie in der Jugend vernommen hat, ohne von ihrem Träger enttäuscht zu werden. Diese Eleonore war dem Jacob Fröbel als Jacobine lieb geworden, wie sie als Eleonore das bindende Glied ihrer elterlichen Familie gewesen war. Ihr Geschlecht hieß Hoffmann und war seit Jahrhunderten in der Gegend um Singen zuhause. Dort waren Pfarrer und Superintendenten ihres Stammes Prediger eines Christentums gewesen, in dem sich das Erbe der kunstsinnigen Benediktinermönche von Paulinzella nicht verleugnete. Lehre und Lebensgestaltung der Hoffmann galt dem Darleben Jesu, den sie als den Freund der Menschen liebten.

Und wie hatte das Vortun rechter Erziehung diesem Geschlechte Ernte getragen, mehr Früchte, als dem bloß Lehrhaften des Pfarrberufes zufallen. Unter den Vorfahren hatte einer vorm dreißigjährigen Kriege dem Orte Stadtilm 500 Gulden zum Unterhalt eines Bakkalaureus gestiftet, ein weiterer Hoffmann hatte das Stiftungskapital um 200 Gulden erhöht.

Eleonorens Vater, ein nachgeborener Sohn, war u. a. Erzieher des Erbprinzen und dann Superintendent in Singen geworden.

Die Verbindung mit der Tochter aus solchem Hause war vorteilhaft. Aber nicht nur die damals gewohnte Form der Erheiratung einer Pfarre, weit mehr wohl ein Verlangen nach innerer Zartheit hatte Johann Jacobs Auge auf Jacobine Eleonoren gelenkt. Fein und schicklich, aufgeschlossen für ein mildes Nachgehen bei Irrenden und geneigt zu frohem Begleiten jeder schlichten Freude am Dasein, wie alle ihres gesicherten Hauses, hatte sie dem härteren Mann aus Bauernstamme gefallen und wiederum in seinem starken Willen Ergänzung gefunden.

Denn die Vorfahren Johann Jacobs waren schrittweise aus dem nördlichen Vorlande dem rauhen Oberlande des Thüringer Waldes näher gerückt. Ein knappes Jahrhundert zuvor hatte sein Ahn noch im lieblichen Tal der Rönne ein Bauernleben beschlossen, wie das Leutnitzer Kirchenbuch sagt: als ‚ein frommer alter Mann von 91 Jahren'. Darauf hatte ein Enkel die Gunst des regierenden Fürsten erworben, der ihn als Förster den Sprung in die dunkelste Gegend des Waldes, nach Neuhaus am Rennstieg machen ließ, also noch über Oberweißbach hinauf. Drei von den sieben Kindern dieses Försters waren im allerfrühesten Alter gestorben, der einzige Bruder unseres Johann Jacob war darunter als Patenkind des Fürsten. Hat aber nur $^3/_4$ Jahre erreicht, als wehre sich die Natur gegen die Verpflanzung und sammle dann ihre Kraft in einem einzelnen. Was dem Bruder zugedacht worden war, die Gunst des Fürsten, ging auf den einzigen Stammhalter über.

So hatte Jacob Fröbel, geboren 1730 in Neuhaus, den geistlichen Weg betreten, war Subdiakonus zu Füßen der fürstlichen Heidecksburg in Rudolstadt geworden und über eine weitere Zwischenstelle 1775 aufgerückt zum Seelsorger in Oberweißbach. An diesem Platze nun seit 7 Jahren seinen Mann stehend, hatte es gegolten, seinen Willen in schwierigen äußeren und inneren Kämpfen zu bewähren. Die Vollendung des neuen Kirchbaues nach langen Jahren des Mißwachses und längeren der Hungersnot und Seuche war nicht zum wenigsten sein Werk gewesen. In seine Hand hatte 1776 der regierende Fürst 100 Taler als Geschenk zum Neubau gelegt. Und als das Werk vollbracht war, wie anders hatten die Glocken geläutet, als heute; da aus aller Umgegend das Volk zusammenströmte und der ganze Hofstaat, an der Spitze der Fürst, von Schwarzburg heraufkam, um das Gotteshaus zur Nachfeier für den Geburtstag des ehrwürdigen Landesvaters einzuweihen!

Von dem alten Kirchlein der Zeit des dreißigjährigen Krieges, der nunmehrigen Grabkapelle aus, konnte man über das Dach der Pfarr-

wohnung hinweg jenseits der breiten Marktstraße die neue Kirche sehen, wo 3000 statt der 500 in der baufälligen Kapelle anbeten konnten, so daß der Raum leer zu bleiben schien, wenn auch anderthalb Tausend hinter seinen durchgehenden Emporen verschwanden, deren es nicht weniger als drei gab. Dort drüben war am dritten Tage nach dem 21. April 1782 Friedrich Wilhelm August Fröbel getauft worden.

Heute barg die den Einsturz drohende Kapelle den Sarg der eigenen Gattin. Warum mußte dies Herz stille stehen? Trat dem Pfarrer der Blick vor die eigene gequälte Seele, mit dem vor 3 Tagen die sterbende Mutter ihr Kind gesucht hatte, um nur mit den Augen ihren Segen ihm „auf Stirn und Lippe" zu küssen? Wie fern war jetzt die Zeit des hoffnungsvollen Lebensbundes, da Johann Jacob in der Mitte seines Lebens die 21jährige Hoffmann freite! Ihre Brüder hatten zu wurzeln verstanden als Pfarrer im Unterland. Er aber, mit allem Aufwand strengen Willens unter den Waldsöhnen seiner Heimat? War da ein Fehler in seinem Wesen? Und wie sollte es besser werden mit ihm, dem 53jährigen und seiner Gemeinde, ohne seine beste Hilfe? — Der Pfarrer trat hinter die Bahre und sprach über den Sarg hinweg zur Gemeinde Worte, wie sein Amt sie ihm von jeher eingegeben: „Christum anziehen!" Der Gemeinde blieb das tiefe persönliche Fragen in solcher Trauerrede verborgen. Doch, wer den voraufgegangenen Kampf dieses Mannes der Pflicht durchzufühlen vermochte, verstand und sang in seinem Geiste das Lied: „Es kostet viel, ein Christ zu sein".

Die Wintermonde im Oberland sind schlimm. In manchem Jahre muß in Oberweißbach der Schnee meterhoch fortgeschaufelt werden, ehe der Spaten die Mutter Erde erreicht, daß sie sich zur Gruft öffne für eins ihrer Menschenkinder. Es kann geschehen, daß ein Trauergefolge zwischen firnigen Mauern von Manneshöhe sich ducken muß vor dem Schneesturm. Der reißt dann die Worte des Trostes in Fetzen, wenn sie nicht schon von einer Schneewehe im Munde erstickt werden. Man macht den Abschied draußen kurz.

Am Abend trug Johann Jacob, pflichtmäßig den einen Reichstaler der Begräbnisabgabe vermerkend, in das Kirchenbuch ein:

Froebelin 1 rh. Fr. Jacobine Eleonore Friederike, meiner des zeitigen Pastoris im Leben herzlich geliebte Ehegattin, d. 7. Februar an den Folgen einer harten Geburth und dazuschlagen hitzigen Brust Krankheit, und hinterlies mir betrübten Wittwer 6 Kinder. Deus miserere nostri! Ihr entseelter Leichnam ward den 10. ej. unter zahlreicher und teilnehmender Leichenbegleitung zu seiner Ruhe gebracht. alt: 38 Jahr 10 Mon.'

Der Pfarrer konnte nur wenig daheim bleiben. Die 5000 Seelen der Gemeinde hatten ihm nicht einmal Zeit gelassen, sich mit seinen größeren Kindern zu beschäftigen. Er hatte deshalb schon früher zu ihrem Unterricht einen ‚Informator' halten müssen, Apel mit Namen. Obgleich dieser im Hause wohnte, fiel für Friedrich von seiner Gegenwart nichts ab. Apel war zwar ein junger Mann, aber nicht kinderlieb. Und er empörte sich gegen den Brotherrn, weil dessen Forderungen alle gemachten Versprechungen über den Haufen zu werfen schienen. Um zu seinem vermeintlichen Recht zu kommen, trat Apel so ungeschickt auf, daß wiederum der Pfarrer es sich verbat, ‚gleichsam Gesetze' vorgeschrieben zu erhalten. Weitere heftige Auseinandersetzungen waren die Folge. Nicht ganz mit Unrecht behauptete der junge Mensch, die herrische Art könne kaum höher getrieben werden, wenn man von ihm verlange, fast allen Umgang beiseite zu setzen. Sein Herr antwortete: nur Umgang, der zum wichtigen Geschäfte der Erziehung untüchtig macht, solchen könne er unmöglich gern sehen. Ein Informator habe mehr Ehre, wenn er abends mit seinen Untergebenen zusammenbleibe. Aber nicht einmal das Abendessen habe Apel bei ihm genießen wollen.

Nicht Herrschsucht sprach aus dem Pfarrer. Er war überzeugt: wie ein Prediger Diener des Wortes sein müsse und nichts anderes, so habe ein Lehrer geschworen zu sein der Erziehung. Apel dürfe an dem Treiben im Orte keinen Gefallen finden. Was war an diesem Treiben zu bedenken?

Der Befund der General-Kirchen- und Schulvisitation vom September 1776 in Oberweißbach, im ersten Jahr nach Johann Jacobs Amtsantritt, war schlimm gewesen. Von dieser Zeit an war der Kantor Scherr, der Lehrer der Knabenschule, schlecht auf den Pfarrer zu sprechen. Denn damals hatte der Geistliche durchgesetzt, daß manche erniedrigende Zugabe des Schulamtes beseitigt wurde, Hochzeitbitten u. dgl. Der hungernde Scherr aber hatte wenig Verständnis für die bloße Würde des Amtes; sie machte ihm den Verlust der unterm bisherigen Brauch einzuheimsenden Geschenke nicht wett. Und auch die Bauern hatten scheel dazu gesehen; denn ihnen entging damit eine Belustigung, dem Hungerleider einmal vornehm zu kommen. Gerade gegen solche äußere Abschätzung geistiger Diener wehrte sich alles beim Pfarrer Fröbel.

Auch Apel scheint in den Kerb Scherrs gehauen zu haben, als diese oder jene vom Pfarrer erhofften Geschenke ausblieben. Einen Informator ins Haus zu nehmen, das hatte die Pflicht gegen die eigenen Kinder geboten. Stand doch jedem von ihnen seitens der Mutter ein bescheidenes Erbe in Aussicht; wie es auch dem Ansehen der Pfarrerin zugute gekommen war, daß sie manchem Ärmeren im Orte geholfen hatte. Nun sie gestorben war,

hörte das auf, zumal vom Oheim und Vormund Hoffmann in Königsee das Erbteil eines jeden ihrer Kinder für die Jahre späterer Ausbildung genau zu Rate gezogen wurde. Der Pfarrer kam in den Ruf der Knauserei. Ein begreiflicher Stolz schloß ihm den Mund. Der bessere Unterricht für die Kinder war begonnen; ihn abzubrechen wäre ein Unrecht gewesen. So zwangen die dermaligen Umstände dazu, Apel als Hausgenossen unter eigenem Mangel zu behalten. Wenn ein junger Mann nur leicht wie ein treuer Familienvater sich mancher für unentbehrlich geachteten Dinge entwöhnen würde! Dem Pfarrer schmeckten seine Suppe, Erdäpfel und selbstgezogene Gartengemüse besser ‚als sonst manchmal wohl Pasteten'. Und auch der einjährige Friedrich sollte, trotz eines schönen Patengeschenkes silberner Löffel, nach des Vaters entschiedenem Willen erst die Probe machen, ob mit Silber die ‚Erdäpfelsuppen wirklich besser schmecken als mit blechernen Löffeln'.

Der Mann der rechtlichen Nachfolge Christi nahm den Buchstaben zur Richtschnur jeder Verpflichtung auch im menschlichen Verkehr. ‚Da Frömmigkeit und Furcht vor Gott bei der ganzen Aufführung sowohl als bei allen unsern Kenntnissen zum Grunde liegen muß, so habe ich das Vertrauen zu einem Herrn Informator, daß er bei allen Vorschriften darauf führen und den ganzen Unterricht so viel möglich dahin richten werde.' Dabei übersah der Pfarrer, wie wenig das Vortun im Trachten nach dem Reiche Gottes über andere vermag, wenn nicht Herzenslaute für Verständigung sorgen. Mit dem Heimgang der Hausmutter war das herzliche Gespräch verstummt; Leid und Zwang des Witwers hatte die Sprache des Gemüts noch mehr erstarrt. Sie flüchtete sich in die kurzen Hausandachten morgens und abends. War sie da aber vernehmbar für einen fremden Genossen, den Lebenslust aus dem stillen Hause trieb? Während der Pfarrer Kraft zum Ausharren aus dem Liede schöpfte: „Schwing dich auf, mein Herz und Geist, Himmlisches zu lieben", und dieweil nach seinem Wunsch alle im Hause darin einstimmen sollten, gingen die Gedanken des Informators hin zu den Gegnern dieses patriarchalischen Hirten; und die hämischen Reden am Biertisch gaben dem Ganzen einen unglückseligen Hintergrund.

Bald hieß es, mit baren 24 Reichstalern und verschiedenen ‚Geschenken' sei ein Informator wie Apel zu gering bezahlt. Der Pfarrer mußte dem unwahren Vorwurf entgegentreten, jenem nicht nur eine geheizte Stube und Lampe, sondern auch die Zeit zum eigenen Studium vorzuenthalten. Aus gepreßtem Herzen tat Johann Jacob den Seufzer: ‚Wie sollte ich's denn mit ihm machen, daß es ihm ganz recht gewesen wäre!' Es war das die Klage, die das gesamte Wirken des Einsamen verdunkelte. Der rastlos

tätige, das Beste anstrebende Mann fand als Pfarrer nie mehr den Weg zum Herzen. Und wo dies der Fall ist, herrscht das herbste Schicksal. Ein solches wird nicht vom Leben an sich auferlegt, sondern wenn ein einmal gewählter Beruf zur Absage an das Vertrauen führt; er gewährt dann weder Befriedigung, noch Trost, mag er im übrigen auch fortschreitend geübt werden.

Das Gerede im Orte fand Nahrung auch durch das Gesinde im Hause. War der Pfarrer daheim, so griff seine Unrast zu Zeitschriften. Schon früher hielt er sich mit Amtsgenossen dergleichen, um keine Verbesserung und Erfindung zu versäumen, die den äußeren Wohlstand seiner Gemeinde heben konnte. Er drängte und schickte umher und ließ auch den Bauern keine Ruh, neues und besseres an die Stelle überholter Gewohnheiten zu setzen. Wie er dabei sehr wohl auch das Bewährte zu schonen bedacht war, hatte schon die Ausstattung des neuen Gotteshauses bewiesen. Der alten Kirche, am Anfang des 18. Jahrhunderts mehr Sitze fordernd, hatten schon seine Vorgänger Empore gegeben, die mit eisernen Klinken von der Decke herunterhingen; dadurch war die Kanzel in den Altarraum hineingedrängt, in den Altar selbst hineingebaut worden. Was so aus einer Not zur Tugend geworden war, hatte der Pfarrer beibehalten, indem er auch in der neuen Kirche die Kanzel in den Altar hinein zwischen ein Doppelpaar korinthischer Säulen stellte. Möglich, daß dabei das protestantische Wurzeln im Worte Gottes mitgeredet hat. Jedenfalls waren dadurch die Hauptstücke des evangelischen Gottesdienstes, Wort und gemeinsamer Gesang, in seiner Kirche schon damals so vertreten, wie durch den einzigen Schmuck der riesigen Halle noch heute: Kanzel im Altar und ihr gegenüber die Orgel als Führer im Gemeindegesang.

Aber das Verstehen der Menschen ist schwach, wenn zugleich ihr Gedächtnis schlafen geschickt wird. 1779 war von des Pfarrers Hand ein Büchlein zur Einweihung der Kirche erschienen, das u. a. eine Kantate enthält, in der wohl er selber die Gedanken in Reime gebracht hatte, denen der Gottesdienst Oberweißbachs geweiht sein sollte. Blicke auch auf das äußere Leben seines Sprengels richtend, hatte er ein zweites Heftchen nachgeschickt: ‚Kurze Beschreibung der Kirch- und Pfarrgemeinde Oberweißbach, wobey insbesondere einige vermischte Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande des daselbst Florirenden Laboranten Wesens und Olitäten-Handels . . . gegeben werden‘. Mit Umsicht war der Pfarrer darin für die Pflege des Haupterwerbs seiner Gemeindekinder eingetreten, d. h., er hatte den seit Jahrhunderten erprobten heilkräftigen Suden aus den Kräutern des Waldes mutig das Wort geredet. Seine Sätze waren dazu auch an die Regierungen der Länder gerichtet, zu denen die Oberweiß-

bacher selbst ihre Olitäten trugen, weit in Europa bekannt als ‚Königseer', als Heilsträger erkenntlich an ihrem Ranzen auf dem Rücken und darum halb achtsam, halb spottend ‚Ranzer' gerufen.

Dankbarkeit gegen Gott, der seiner Heimat die besten Heilsäfte für alle möglichen Gebreste anvertraut, ging in dieser Schrift Johann Jacobs noch Hand in Hand mit der Anerkennung menschlicher Bemühungen: ‚Und selbst jener glücklichen Fügung, daß sich einige Waldsöhne der Arzneywissenschaft und Apothekerkunst widmeten, haben wir es zu verdanken, daß unsere Leute nunmehro helleres Licht, beßre Erkenntnisse und Handgriffe im Laboriren haben ... Daher wir wohl sagen möchten, daß in der Folge der Zeit die Knaben in unsern Gegenden zu Laboranten und Olitäten-Händlern gleichsam gebohren, und von Kindheit auf, ja mit der Mutter-Milch erzogen werden.'

Auch August, der eigene älteste Sohn, scheint zum ‚Ranzer' bestimmt worden zu sein. Er starb, ein früher Nachfahr der Mutter, als junger Kaufmann, wir wissen nicht, ob er ‚als Herr für sich, oder als Knecht mit einem andern', dem Olitätenhandel nachgegangen ist; aber auch er zog ins Land mit der ernsten Mahnung des Vaters und Pfarrers: ‚Und hier beschwöre ich alle meine Landesleute, und insbesondere die meiner Seelsorge anvertrauten Freunde, bey Ehre, Religion, Gott und der schweren Rechenschaft, die sie einmal werden geben müssen, daß sie ihren Verpflichtungen treulich und gewissenhaft nachkommen.'

Ließ Johann Jacob vor Gott und im Punkte der Pflicht keinen Unterschied des Standes und Alters gelten, die es anging, die stießen längst sich heimlich an und brachten die Rede darauf, daß er damals hatte drucken lassen: ‚Mir ist es immer empfindlich, solche als rechtschaffene und ehrliche Männer zu ehren, die gegen die Pflichten eines rechtschaffenen Mannes gehandelt und ihren Namen mit solchen Handlungen befleckt haben sollen, welche wider Ehre, Religion und Gewissen laufen.' Doch nicht der Kantor und Apel allein nährten die Scheelsucht. Manchen sah das Gesinde ins Haus schleichen und mit rotem Kopfe, verbissen oder mit Augenzwinkern davon gehen. Aus der Amtsstube des Pfarrers vernahmen die Mägde sein Schelten, das Gegenstück seines persönlichen Abkanzelns der Missetäter Sonntags vor der ganzen Gemeinde. Wer nicht gerufen kam, dem war der Geistliche freilich gut genug, um Rat und Hilfe angegangen zu werden. Dem Hirten schuf das neue Feinde und den unbewachten, lauschenden Mägden Stoff zu neuem Getratsch.

Denn bei der meist monatelangen Abwesenheit der Ranzer waren oft die ehelichen und geschlechtlichen Verhältnisse Gegenstand der ermahnenden, strafenden Reden und Vorstellungen. Und der Bauernpfarrer pflegte kein

Blatt vor den Mund zu nehmen bei diesen Irrungen. Ihm schienen sie die drückendsten, lastendsten auf dem schmalen Wege der Pflicht. Unbarmherzig ging er darum den unvernünftigen Menschen zu Leibe, wie er es mit noch weit unvernünftigeren Geschöpfen Gottes zu tun pflegte. Ein Beispiel solchen Urteilens. Von einem Amtsbruder hörte er, daß ihm die Bienen ‚schlechten Dank für den ihnen angewiesenen und gegönnten Aufenthalt' gegeben hatten und ‚zu Räubern an ihrem Hauswirt und Wohltäter' geworden waren. ‚Haben Sie ihnen denn die wohlverdiente Strafe ihres Undanks leiden lassen? Wert waren sie's.' Doch im selben Briefe suchte er auch für sich Belehrung. Ihm selbst war sein bester Bienenschwarm, ob durch eigenes oder der Mägde Ungeschick oder gar durch des kleinen Friedrich Vorwitz, ist fraglich, in sehr warmen Tagen von seiner Stätte abgeworfen und damit alles, Honig und Gewürke, zusammengeschlagen worden, so daß der Schwarm sich in sehr kümmerlicher Lage befand. Der ‚Herr Vetter' möchte ihm doch die beste Art des Honigseimens und seine Wachspresse aufzeichnen.

So war dieser Mann des Wortes Gottes wohl allezeit gleich einem Hammer, der Felsen zerschlägt, doch dabei stets auch des Aufbauens bedacht. In den kargen Stunden seiner Erholung pflanzte und pflegte er Blumen. Sein Garten an der Straße vorm Hause war der schönsten einer. Dort gingen dann auch zerlumpte fremde Bettelkinder nicht unbeschenkt von ihm fort. Eines Tages — der unscheinbare Augenblick gewann für den kleinen Friedrich erst Bedeutung, als über 60 Jahre darüber hingegangen waren — standen in diesem Blumengarten zwei der herumziehenden Heimatlosen und sagten ihr eingeleiertes Sprüchlein her. Der erste:

‚Was ihr hier an den Armen tut,
Das habt im Himmel ihr zu gut;
Habt ihr den Arm'n viel Guts getan,
So nehmt den Lohn von Jesum an;
In dem schönen Himmelsgarten,
Da wird Jesus eurer warten.'

Dieser Anruf war nach des Pfarrers Sinn. Und als die zwei Heller in den Händen der Bettler waren, sang der zweite Junge den gewohnten Dank seiner Zunft:

‚Laß Dich, Herr Jesus Christ,
Durch mein Gebet bewegen,
Komm in dies Haus und Herz
Und bringe reichen Segen.
All Arbeit, Müh und Kunst
Ohn Dich nichts richtet aus.
Wo du mit Gnaden bist,
Kommt Segen in das Haus.'

Als Friedrich Zeuge dieser Szene wurde, lag die Mutter schon manches Jahr im Grabe. Aber es war selbstverständlich, daß dem Hügel der Gattin nie der Blumenschmuck fehlte, den die Jahreszeit erlaubte. Die Pflege der Blumen war des Vaters „Lieblingsgeschäft". Der Pfarrer, der im übrigen die Natur so herrisch unter den Zwang des Wortes stellte: ‚Machet sie euch untertan', bei ihrem farbigen Schmuck schloß auch er auf Stunden Frieden mit der stillen Schöne der göttlichen Schöpfung.

Wie not das dem einsamen Kämpfer tat, davon zeugte ein Brief vom Oktober des Sterbejahres seiner Frau. Ein halb Jahr nach dem Eintreffen des silbernen Löffels für Friedrich erst konnte er sich zum Dankschreiben aufraffen. Schuld sei seine ‚diesen ganzen Sommer bis hieher immer fortgedauerte Unruhe und Beschäftigung. Zwar sollte man sich schämen, zu tun, als wenn man nicht einmal Zeit zu einem freundschaftlichen Briefe gewinnen könnte; und in der Tat hätte man bisweilen Zeit und Muße Aber dann ist man wieder verdroßen, man sitzt, man steht, man geht da und dorthin, und immer fehlt einem was, was man sonst gehabt; und nie wird das Leere ausgefüllt und der Mangel ersetzt. Und da wird man manchmal Unmuts, bleibt verdrossen und träge, bis man durch die erste beste Gelegenheit, den ersten besten Stoß wieder in Bewegung und Geschäftigkeit gesetzt wird. Sehen Sie, mein werter alter Freund, so verfliesen bis jetzt meine Tage. Und wären nicht meine Amtsgeschäfte und Zerstreuungen so viel und mannigfaltig, welche machen, daß ich das Öde und Leere in meinem Zustande nicht so lebhaft empfinde, so wäre ich würklich elend. Aber so machts Gott immer nach seiner Weisheit gut mit uns! ... Wäre es nicht der Mangel der sonst gewohnten Gesellschaft und häuslichen Unterstützung einer geliebten Gattin und Gehülfin, so würde ich immer und ganz vergnügt sein ... Und so ist mir mein Schicksal noch immer erträglich, daß ichs mit ansehen kann, obs Gott in seinem Rat beschloß, einmal wieder anders mit mir zu machen und mir wieder eine Gesellin des Lebens zuzuführen ... Nehmen Sie einstweilen ... ergebensten Dank, ob er gleich spät kommt, gütigst auf', ‚so wohl als mein Gewäsche' — fügt der Schreiber nachträglich beim Überlesen dieser Eröffnung seines innersten Daseins hinzu.

*

Der Schatten der Sonnenuhr war länger und wieder kürzer geworden in wiederholtem Wechsel; ihr Zeiger hatte sein ewiges Gleichmaß der Stunden nicht unterbrochen im Sonnenschein jenes Tages, da ein einfaches Mädchen des Ortes, „so rein als jugendlich" Friedrichs Pflege angetreten hatte. Schüchtern schaute dies Wesen dem Pfarrer auf den Mund, wie er sie in der von ihm gewünschten Art unterwies. Das Kindlein wuchs und

gedieh auf ihren Armen. Mit Jauchzen ließ es sich auch von den Geschwistern tänzern, wenn die kleine Wärterin dazu fehlte. Die Sonne hatte den kurzen Frühling Oberweißbachs in den Sommer verwandelt, da war Friedrich, lebendig und unruhig alle Zeit, mit Händen und Füßen zur Erde gestrebt. Bald kroch er im Gemüsegarten hinter dem Pfarrhause herum und wollte geleitet werden zu den Blumen zwischen den Gräbern des anstoßenden Friedhofs. Und bald, als er laufen gelernt hatte, genoß Friedrich das Tollen und Jagen unschuldiger Lebenslust. Doch nur, wenn der Vater nicht daheim war.

Etwas von Wucht und darum von Größe liegt in der Unstetheit einer Seele, die kein Schwanken kennen möchte. Des Vaters Wesen war wie die Schwüle eines hängenden Gewitters geworden, das sich nicht lösen will, die fahle Schwere bleierner Lichtbündel hierhin und dorthin legt und schließlich die drohenden Schwaden des Unwetters vorm Abend sammelt — für die Nacht oder für morgen. Auf diese Weise hängte das Schicksal an Friedrichs Jugendhimmel einen Schwerg.

55 Jahre alt war der Pfarrer. Die beiden Jahre seines Witwerstandes hatten ihn nicht vertrauender gemacht. Ihm konnte nicht in den Sinn kommen, die verlorene Gehilfin seines Lebens zu ersetzen. Aber sein Haus drohte zu verkommen, wenn er es länger sich selbst überließ. Von den sechs Halbwaisen war der älteste nicht mehr daheim, Christoph mit 17 Jahren ebenfalls auswärts, um sich auf das Studium der Theologie vorzubereiten. Wer dem Pfarrer die übrigen vier und ihn selbst wieder mit Ordnung und Sauberkeit umgab, mußte ihm als Hausvater recht sein. Der kleine Friedrich sprang voll Freude umher, als die Rede begann, auch er werde, wie andere Kinder, wieder eine Mutter haben.

Es gehörte Mut dazu, an der Seite des gefürchteten Mannes Frau Fröbelin zu werden. Und Derbheit war not, sich neben ihm zu behaupten, dabei zugleich dem eingerissenen Kleinkriege mit dem Gesinde im Hause ein Ende zu machen. Auf eins aber konnte die neue Frau unbedingt zählen: der Pfarrer werde ihr in allen Rechten zur Seite stehen. Nach zwei Jahren des Suchens schien die passende gefunden in der 33jährigen Friederike Sophie Otto, der jüngsten Tochter eines gewesenen Kaufmanns zu Eisfeld. Liebe hat den Altersunterschied von 22 Jahren nicht überbrückt. Doch war die Wahl auf beiden Seiten wohl überlegt. Friederike verstand zu rechnen. So wurde sie dem Pfarrer angetraut am 22. Juni 1785.

Der erste bedeutsame Johannistag im Leben Friedrichs ging auf unterm Zeichen der Stiefmutter. Er brachte mit der äußern Ordnung und Reinlichkeit eine derbe Strenge ins Haus; sie machte aber auch der heiteren Kindheit Friedrichs ein Ende. Die früheſten Jahre waren trotz allem ein

ausgelassener Vorfrühling gewesen, mit allen Zufällen eines solchen. In den zweieinhalb Jahren seit dem Tode der Mutter hatte Friedrich manche kindliche Unart angenommen. Was gelegentlich in des Vaters Abwesenheit vorgefallen war und der Pfarrer nicht erfahren sollte, hatte auch der Kleine verhehlen gelernt. Was bewirken nicht Zureden und selbst Versprechungen bei einem kleinen Kinde, das mit den Mägden des Vaters Aufbrausen fürchtet. Vergünstigungen, die der Pfarrer nicht liebte, kosteten dem Gesinde nicht viel. Eine Bundesbrüderschaft war die Folge, die ein Kind ernst zu nehmen pflegt bis zur Lüge. So war Friedrichs kindliche Neigung zum Vertrauen in die Irre geleitet worden, und ohne auch nur zu ahnen, was im Spiele stand, hatte das Gesinde damit den Schatz seines unschuldigen Daseins vergiftet. Der Vater sah wohl hinter den äußeren Unarten die seelischen Schäden seines Jüngsten. Sie an der Wurzel zu fassen, war ein Herzenstakt nötig, den niemand sich selbst geben kann, und — den die neue Mutter nicht besaß. Noch dazu kam sie zum Stiefkinde in dessen schwierigster Zeit.

Friedrich war in jenem merkwürdigen Alter, das ein erstes Vorspiel sich regender Kräfte darstellt, in seinen Äußerungen auffällig verwandt den ersten Jahren anhebender Geschlechtsreife. Ein stürmisches Anschmiegenwollen wechselt ab mit dem Trotz und eigenwilligstem Begehren. Gibt doch ein lebensvoller drei- bis vierjähriger selbst der leiblichen Mutter manches Rätsel auf, bis die Natur sich noch einmal auf Jahre hinaus beruhigt. Im dreieinvierteljährigen Friedrich war dies Wesen gesteigert aus der Vereinigung des Blutes der Hoffmann mit dem der Fröbel. Die neue Fröbelin war Weib genug, um gutmütig die Gefühle einer einfach treuen Kindesliebe aufzunehmen. Und da gerade dieser jüngste ihr in den Schoß fallende solche Regungen der neuen Mutter reichlich entgegenbrachte, so erwiderte sie auch seine Liebeszeichen. Diese ersten Monate wurden für Friedrich „beglückend, entwickelnd und erstarkend". Doch das neue Leben währte nicht lange. Bald fühlte das Kind eine gewisse Fremdartigkeit im Verhältnis zur zweiten Mutter durch, ohne daß dies seinem Kindesglauben sofort zum Hindernis wurde.

Aber je länger je mehr wirkte das zuvor eingesogene Gift, das gestörte Vertrauen weiter. Und fortschwärend wurde seine Wirkung schlimmer. Das Kind wandte sich wieder dem Gesinde zu. Den Mägden mißhagte naturgemäß die neue Ordnung im Hause, weit mehr als die gewohnte Halbfreiheit. Die Unzufriedenheit suchte und fand einen Ausweg: es gab dem eigenen Bilde im Spiegel Farben, wenn man das arme Stiefkind beklagte, als wäre ihm besser, bei der guten Frau Pfarrerin drüben auf dem Kirchhof zu sein. Man kennt dergleichen Redensarten, die mehr

dem eigenen Verdruß als wirklichem Mitleid oder gar vernünftigem Einsehen entspringen. Was war bequemer als Friedrich auch gegen die Anordnung des Vaters an sich zu ziehen. Damit nahm des Kindes eigentliches Elend seinen Anfang.

Das erste Jahr ging hin; der neue Sommer fand die junge Frau guter Hoffnung. Noch immer drängte Friedrich sich an sie; aber gerade darum, weil hier eine werdende Mutter mit sich selbst zu tun hatte, schickte Friederike den lästig werdenden immer häufiger von sich. Im November 1786 wurde im Pfarrhause das erste Kind der zweiten Ehe geboren. Nun erst verwaiste Friedrich ganz. — Niemand war da, der seine vom Vater geerbte Gewaltsamkeit lenken wollte und zu lenken wußte, wenn der vierdreivierteljährige beiseite stehen und zusehen mußte, wie die Mutter den Säugling herzte. Wohl kam Christian, der das Weberhandwerk erlernte, in Feiertagen einmal nach Hause, häufiger noch Christoph in seinen Ferien. Jedesmal bedeutete das Tage der Lebensfreude. Dann jagten die kinderlieben Großen mit ihm ins Freie, trugen ihn wie einst auf den Armen und warfen ihn einander zu. Um so bedrückender dann das Beiseitegestelltwerden, das immer strenger wiederkehrte. Traugott lernte seine Lektionen und ging den Weg seiner 8 Jahre; die einzige im Hause, die des Bruders Gemüt hätte verstehen können, war Juliane.

Juliane hatte etwas fraulich Zartes an sich, daß schon vor dieser Zeit einen 20 Jahre älteren Mann für sie gewann. Ohne sie wiedergesehen zu haben, führte er sie ein Jahrzehnt danach zu glücklichster Ehe heim, einige Jahre als Pfarrer in Groß-Kochberg, dem Gute der Frau v. Stein. Aber sie hatte zu wenig vom väterlichen Kern, um in jungen Jahren den Trotz des kleinen Bruders zu deuten; und sie war damals eine gerade heranwachsende Jungfrau, der die Beschäftigung mit dem Säugling näher lag. Das Selbstgefühl des Sohnes Johann Jacobs litt auch an ihrer Seite.

Und die allseitige Zurücksetzung drängte zum gewaltsamen Durchbruch. Eines Tages, sehr bald nach Geburt des Brüderchens, das den Namen Carl Poppo erhielt, erfuhr Friedrich die härteste Demütigung. Die Mutter entzog ihm das „vertrauliche und seelenverknüpfende Du" und beharrte dabei, ihn nur noch entfremdend in der dritten Person anzureden. Wie der Anruf ‚Er' alles Seelische ausschließt, so wurde dadurch zwischen Friedrich und der Stiefmutter eine große Kluft aufgerichtet. Er fühlte sich schon in seinem beginnenden Knabenalter ganz isoliert, und seine Seele war mit Trauer erfüllt.

Noch stand das schlimmste für diesen Zustand erst bevor. Die Folge des vernichteten Vertrauens zur Mutter war, daß das herumgestoßene Kind oft erst heimlich aus der Hand des Gesindes seinen drückenden Hunger zu

stillen begehrte. Hiermit war der Fünfjährige der Gutmütigkeit in roheſter Geſtalt ausgeliefert. Die Dienſtleute nutzten ſeinen körperlichen Hunger gegen die neue Fröbelin, indem ſie beim heimlichen Zuſtecken von Brot die entſprechenden Reden machten. Und während ſie meinten, die Bundesbrüderſchaft ſei nun erſt beſiegelt, empfand Friedrich, mit ihren aufreizenden Worten Steine ſtatt Brot erhalten zu haben. Ein „von der liebenden Mutter geerbter Sinn für das Schickliche und Rechte“ zwang ihn, dieſe Menſchen zu meiden, wo er konnte. Nun war er von allen verlaſſen. Denn das Geſinde muß ihn als ſtolz und undankbar betrachtet haben. Aber mit ihrer Vertraulichkeit fand auch der unſelige Bund mit den Mägden ein Ende.

In der ſeeliſchen Dürre und der körperlichen Not kehrten die Verſuchungen ihre drohendſte Geſtalt heraus. Die Mägde muteten dem Armſten nicht nur „Unedles“ zu, es wurde ihm, wo ſich Gelegenheit bot, einfach auch zugeſchrieben, und dies in einer Weiſe, die keinen Zweifel über das Ungehörige und über die Verlogenheit übrig ließ. Mehr als einmal mag ihn die Not wirklich zu dem gezwungen haben, was jeder andere in ſeiner Lage auch getan, als Erwachſener aber verurteilt hätte. Mit Gewalt führte ſo das erſte Knabenalter Friedrich auf ſich ſelbſt zurück, d. h. auf die Beachtung des Weſens und der inneren Entwicklung, die in ſeltſamem Gegenſatz zu ſeinem äußeren Gehaben ſtand.

War es ſchwer, ihn als Kind zu durchſchauen, rätſelhafter blieb die innere Kraft, mit der der Verſtoßene einen großen Gewinn aus ſeinem Elend zog. In dieſen Jahren wurde der noch nicht ſchulfähige bewußt, ein edleres, reineres Innenleben zu beſitzen. Damit legte er den Grund zu jenem würdigen Selbſtgefühl und moraliſchen Stolz, der ihn durch das ganze Leben begleitet hat.

Aber um welchen Preis frohen Daſeins als Kind war der Gewinn erkauft! Immer häufiger ſchlich ſich der Kleine hin zu dem Grabe der Mutter. Der mit jedem wiederkehrenden Frühling ſich von neuem in hoffnungsvolles Grün kleidende Hügel ihrer Ruheſtatt mit ſeinen heiter ſtrahlenden Blumen wurde ihm mehr, als der zum Himmel zeigende Turm der Kirche. Alle Sehnſucht der Ahnung ſeines Herzens wurde angeſprochen, als er unter der Hecke weißer Roſen in ſeines Vaters Garten ein kleines, faſt unſcheinbares fünfblättriges rötliches Blümchen mit fünf goldenen Punkten in der Mitte entdeckte. Es war ein einfaches Kind der Natur, und hundert viel ſchönere Blumen ſtanden gepflegt von des Vaters ſorgſamer Hand im Garten umher, während jenem nur, am unſcheinbaren Orte, unbeachtet zu blühen geſtattet war. Doch war es eben dieſes Blümchen, was vor allem ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Denn wenn er in deſſen Krönchen hinein und

zwischen die goldenen Sternchen hindurch schaute, glaubte er in eine endlose Tiefe zu blicken. Stundenlang hat er durch Monate und Jahre hindurch, wenn des Blümchens Blütezeit war, in es hineingeblickt. Es schien ihm immer etwas sagen zu wollen, und doch konnte er nichts verstehen. Und wenn er des Schauens nicht müde wurde, so war es nur, weil er meinte, er müsse doch notwendig etwas darin ersehen.

So stärkte ihn die Natur, wenn es Sommer war. Sein Blick wurde also nicht nur auf sich selbst gelenkt, sondern auch aufs Nahe gerichtet. Bald war die gesamte Pflanzen- und Blumenwelt ein Gegenstand seines Nachdenkens. Früh half er dem Vater bei der Pflege des Gartens, und viel machten die Eltern wieder gut dadurch, daß sie Friedrichs lebhaftem Drang zu solcher Betätigung Raum ließen. Er durfte die kleine Welt dicht um das Pfarrhaus denkbar verschönen, und er freute sich, dadurch seine Kraft und Einsicht wachsen zu fühlen. Im übrigen reichte die ihm gewährte Freiheit nicht weit.

Das Elternhaus war dicht umschlossen von Nachbargebäuden. Hofraum und Gärten waren eingegrenzt durch Mauern, Hecken und Staketen. Schon dort wußte Friedrich nicht immer Maß zu halten. Oft genug zerstörte er, was er nur kennen lernen und darum untersuchen wollte. Dann wieder brach trotz allem noch Jugendlaut und Lebenslust kindlich unbesonnen bei ihm durch. Es kam ein Tag, an dem ihn der Drang ins Freie verlockte. Der Vater war nicht zu Hause, und der Junge entfernte sich so weit von dort, daß darüber die Essenszeit verging. Die Mutter sperrte den endlich wieder sich einfindenden zur Strafe in den Keller, der in die Felsenwand hinter dem Hause gehauen war. Der Aufenthalt hatte für Friedrich nichts furchtbares an sich. Aber, ob der Eingesperrte aus Trotz die Bitte um das Abendessen versagte, ob die Mutter ihn über Nacht im Keller vergaß, wie das Gerede der Mägde es verbreitete — am andern Morgen, als der Vater nach ihm fragte, befreit, trat das Kind mit hellen Augen vor die Eltern. Hatte es, einschlafend über den Höhlensagen seiner Thüringer Heimat im Traum den Geist der Mutter geschaut, dort, wo er unter der Erde ihrer Ruhestatt beinahe näher gewesen als oben an ihrem Blumenhügel? ‚Die Mutter hat mich versorgt', waren seine Worte gewesen. — In der Folge aber wurde ihm peinlichst verboten, jemals wieder ohne Auftrag das Grundstück zu verlassen. Es blieb bei dem streng durchgeführten Verbot bis zum 10. Lebensjahre des Sohnes. Sein erstes Knabendasein verlief dadurch buchstäblich in einer Einsiedlerei.

Doch ein Grundsatz des Pfarrers wurde dabei für Friedrich unvergleichlich fruchtbar: den Fragen, die auch er als Kind vorbrachte, gab der Vater nur die Antwort: ‚Brauch deinen Kopf, denk drüber nach!' Am Tage

muß der Knabe notwendig über die Geheimnisse jener Sonnenuhr und die Beziehung ihres Kopfwürfels zu den Himmelsrichtungen nachgegrübelt haben. So ist ihm auch der Eindruck des heiteren Himmels dieser Gebirgsluft stets gegenwärtig geblieben. Abends hob Friedrich den Blick empor und wartete der aufflammenden Sterne. Morgens sah er sie in den Himmel zurückkehren.

Damit erhielten zwar alle seine selbständigen Beschäftigungen einen Wert; dem Stiefbruder und auch Traugott wurden sie aber sinnlos, selbst wenn beide Geschwister ihm im Alter näher gestanden hätten. Es gab kein frohes freies Kinderspielen mit ihnen. Auch alles Unstatthafte, das dabei vorfiel, ging nach der Meinung der Mutter von Friedrich aus. Er jedoch sah in seinem Innern immer eine Seite, von wo aus sein Handeln nicht ganz unrecht, noch weniger strafbar war. Hatte er doch immer wiederkehrend mit tief erregtem Gemüt den Entschluß gefaßt, recht gut und brav zu werden. Vieles wäre anders geworden, hätte der Vater mehr Zeit gehabt, jede Sache zu untersuchen. So aber sah auch er daran nur, was vor Augen lag, und behielt nur im Auge, was und wie es ihm vorgestellt wurde. Friedrich kam zum Bewußtsein, ihm würden jedesmal Absichten untergelegt, die er nicht hegte. Notwendig wurde er zu dem, wozu man ihn stempelte. Zuletzt verheimlichte er aus Furcht vor harter Strafe auch das harmloseste Handeln, oder log ohne jede Veranlassung, wenn man ihn etwas fragte. Genug, er galt frühe für böse und wurde selbst von den Geschwistern nach Möglichkeit gemieden.

Das Jahr hat in Oberweißbach viele Tage, die zum Aufenthalt im Hause zwingen, vor allem im Winter. An solchen Tagen wies der Vater dem vermeintlichen Störenfriede die eigene Stube zum Verweilen an. Still gleich einem Hunde hauste Friedrich, wenn er seine einsamen Stunden nicht draußen über Blumen und Steinen verspielen konnte. Er blätterte in des Vaters reicher Bücherei, ritzte Figuren in glattes Papier oder faltete es kunstvoll nach dem Muster damaliger ‚Taufbriefe', wie ihm ein solcher einst von seinen Paten gesandt worden war. Unermüdlich suchte er selbständig neue und meist streng geometrische Formen; denn mathematischer Gestaltungsdrang war die Zuflucht für seine im Blute sitzende Lebendigkeit.

Es kamen aber auch Festtage für diesen Trieb. Wie der Pfarrer beim Kirchbau mit dem Architekten Sergeant Linke Hand in Hand gearbeitet, und bei dem sich bedenklich sackenden Gebäude mancherlei Sorge zu begegnen hatte, so pflegte er auch im eigenen Hause viel zu bauen. Dann aber verschwand alle Duckmäuserei bei Friedrich. Schon damals mußte der Vater ihn für einen praktischen Beruf bestimmt gefunden haben.

Denn von den geistigen Gaben des Sohnes dachte er sehr gering. Und so erst recht die Stiefmutter. Rechnend gehörte ihr enges Herz immer mehr dem eigenen Blute in Carl Poppo.

Friedrich bösartig zu glauben, dazu gehörte nur das geringe Zutrauen des Pfarrers zur Menschennatur. Aber das neue Verkennen der Anlagen seines Kindes fraß an dem Stolze Johann Jacobs. Auch dieser Mann war nicht frei von dem Ehrgeiz der meisten Eltern, aus ihren Kindern ‚etwas zu machen'. Der selbst so oft verkannte hegte diesen Stolz in voller Stärke. Friedrich war jetzt ins 6. Lebensjahr gerückt; ein Informator war nicht mehr im Hause. Der Pfarrer begann, den Duckmäuser im Lesen zu unterrichten. Der Versuch scheiterte, wie vorauszusehen.

Man verstand damals noch nicht, die erste Übung des Lesens säuberlich zu scheiden von der Benennung der Buchstaben. Man buchstabierte vor dem ABC-Schützen so selbstverständlich, wie einer, der des Schreibens schon kundig ist, und beging damit einen Fehler, den heute noch die meisten Väter bei ihren Kleinen wiederholen. Dem Pfarrer war es selbstverständlich, die Klangstücke We o er te zusammenzuziehen zu dem einen Klangbilde Wort. Dem Anfänger aber erschwerte diese geistige Taschenspielerei die Sache unglaublich, weil nur das Lautieren zur Sprache und so dem eigentlichen Lesen nahe führt. Der kleine Friedrich hatte sich gewöhnt, bei jedem einzelnen zu verweilen und es zunächst als ein Ganzes für sich zu nehmen. Das Zusammenleimen von Buchstabennamen gab ihm nie und nimmer das vom Vater gemeinte Ganze des Wortes.

Da saß nun ein abgehetzter Mann in der Pfarrstube zusammen mit dem Kinde, dessen Geist ebenso langsam wie stetig voranschritt und sich nur auf diesem Wege in der Selbsttätigkeit erhielt, die seinem Wesen entsprach. Der zum Jähzorn neigende Vater wurde ungeduldig; Friedrich aber konnte unmöglich leisten, was so sehr gegen seine starke Natur ging. Das Kind wurde verängstigt und rettete sich schließlich in die gewohnte Form seines Trotzes. In solchem Augenblick fiel ein Lichtstrahl in das Wesen des Kindes, unbemerkt vom Vater, aber von nachhaltigster Wirkung für Friedrich.

Kalender und Zeitungen jener Tage enthalten erbauliche Geschichten voller Moral. Darunter ist eine Nachricht gewesen, die sich um Pestalozzi rankte, dessen Namen im selben Jahrzehnt durch sein Volksbuch ‚Lienhard und Gertrud' weithin bekannt geworden war. Hat der Vater im Unmut sie dem Kinde vorgehalten? In der Schweiz, so verstand Friedrich die Mär, habe ein von der Welt ganz abgeschieden lebender Mann von 40 Jahren namens Pestalozzi noch durch sich selbst und nur durch eigene



Anstrengung lesen, schreiben und rechnen gelernt. Was vom Vater vielleicht herangezogen wurde, um den Trotz seines Sohnes zu beschämen, war so zur Stärkung dieses Trotzes ausgeschlagen: in Wahrheit schöpfte das Kind aus der Nachricht die größte Hoffnung für seine natürliche Lust, lesen zu lernen. Denn Friedrich war nun überzeugt, mit eigener Kraft alles zu seiner Zeit nachholen zu können, gleich jenem sagenhaften Pestalozzi. So früh knüpfte Natur oder Schicksal den Knoten, von dem schließlich alles bei Friedrich Fröbel abhängen sollte. Durch den Anreiz zur unbedingten Selbsttätigkeit war Friedrich ein Pestalozzianer, ehe er selber noch schulfähig war.

Freilich erfolgte die Stärkung im äußerlich ungünstigsten Augenblicke. Das Kind, das der Vater für verstockt halten mußte und das von der Mutter ‚Teufelsbraten' gescholten wurde, erschien zur tiefsten Demütigung des stolzen Pfarrers wirklich dumm. Mehr als einmal mag der Diener am Wort sich gefragt haben: war dieses Kind das Opfer der Mutter wert? Welches Leben sollte den Ratschluß Gottes mit ihm rechtfertigen? „Es kostet viel, ein Christ zu sein!" — Auf des Pfarrers Haus senkte sich nun auch durch Friedrichs bloße Gegenwart immer drückender das Lastende der Zeit altchristlicher Jahrhunderte, die Feindschaft mit dem irdischen Dasein. Alle litten darunter. Selbst der brave Christian, jetzt bereits zu Koburg im Berufsleben tätig, bekam in der Ferne des Vaters Unzufriedenheit zu schmecken. Wenn des Kindes inneres Leben nicht so gesund gewesen wäre, auch auf Friedrich hätte das tägliche Elend noch nachteiliger eingewirkt, als es wirklich geschah. Doch, was der Verkündigung Jesu unter dem Leben der ersten Christen Dauer gegeben hatte, das erfuhr auch dieser Unmündige.

Es kam ihm weitere Hilfe von jenen Morgen- und Abendandachten, bei denen alle im Hause weilenden Mitglieder der Familie versammelt waren, sogar auch am Sonntag, obgleich an diesem Tage schon der Gottesdienst zu einer allgemeinen religiösen Betrachtung zusammenrief. Andachtsbücher von Zollikofer, Hermes, Marezoll, Sturm wurden vom Vater herangezogen. Unterm Aufblick zum Vater als Verkünder christlichen Glaubens erlebte Friedrichs Seele dann „herrliche Stunden" der Andacht. Sie entfalteten sein Gemüt, erquickten und weihten immer von neuem sein inneres Leben.

Das wurde sein Schwimmer auch bei den Sturzwellen des Welttreibens, das von außen ins Haus brandete. Von ihren Wanderungen durch halb Europa brachten die Ranzer Nachrichten und Gerüchte aus aller Welt mit heim. Noch zitterte die Aufregung über das furchtbare Erdbeben von Lissabon nach, das schon den Knaben Goethe so tief erschüttert hatte.

Im Jahre 1786 hatte Miller, der Begünstiger des Göttinger Hainbundes, ‚drei Briefe über das schreckliche Erdbeben, das noch vor Ostern dieses Jahres, besonders im Monat Februar erfolgen soll', erscheinen lassen.

In den Walddörflern steckte ein gut Teil derber Gläubigkeit. Bewahrte doch selbst der Pfarrer einen zweiten Patenbrief auf, der von der Frau Försterin in Neuhaus Friedrich am Taufstage zugesandt worden war und den Neugeborenen wie mit einem Amulett Jesu dem Seelenfreunde verschrieben hatte bis zum Ende seiner Tage. Schriften Millers sind auch ins Pfarrhaus gelangt. Ihn empfahl dort schon seine Neigung zum wohlmeinenden Moralisieren, seinen Namen das Lied seines Neffen: ‚Was frag ich viel nach Geld und Gut'. Und dieses jüngeren Millers ‚Siegwart, eine Klostergeschichte' war das konfessionelle Seitenstück zu Goethes ‚Werther' und machte der Grundstimmung Ungezählter Luft, die über die zerbröckelnde Ordnung im Lande besorgt waren. Ist diese Klage doch das ewig wiederkehrende Lied in Zeiten neuer Entwicklungen.

Unter dem Anstoß der Unabhängigkeitserklärung Amerikas taumelte Europa damals dem Jahrfünft des großen französischen Umsturzes entgegen. In Oberweißbach aber ging unter den Nachrichten dieses und jenes Ranzers das Gerede: die Zeit sei erfüllt, der Untergang der Welt stehe vor der Tür. Auch Friedrich hörte davon. Merkwürdig genug für seinen gemütsstarken Geist: dem das Geschick versagte, in kindlichen Gespielen sich selbst zu schauen, er machte unterm Leuchten der Weltenwetter die erste Probe selbständigen Denkens. Sein Inneres blieb bei dem Geraune vom Weltende ganz ruhig. Friedrich sagte sich ganz bestimmt und klar: das Menschengeschlecht geht auf der Erde und so auch die Erde nicht eher unter, als bis die Menschheit die Vollkommenheit erreicht hat, die ihr durch Jesu Forderungen bestimmt ist. Schon in frühester Jugend überwand Friedrich den Gegensatz von ‚Diesseits und Jenseits', das Erbe mittelalterlichen Denkens.

Und das sogar angesichts der Auseinandersetzungen, die sich an die geschlechtlichen Irrungen im Leben der Ranzer schlossen. Denn auch bei diesen Besprechungen war Friedrich sehr oft, wenn nicht immer, zugegen. Und da die stumme Kreatur kaum mehr als eben ein Haushund zählte, wurde auf seine Gegenwart in der Amtsstube keine Rücksicht genommen. In seiner Harmlosigkeit fühlte Friedrich tiefen Schmerz, daß der Mensch allein unter den Geschöpfen einer solchen geschlechtlichen Geschiedenheit preisgegeben sei, die ihn so schwer das Rechte finden lasse. Hier konnte er am schwersten etwas Versöhnendes in und außer sich finden,

was doch durchweg seinem Gemüt Bedürfnis war. Was er aus des Vaters Worten verstand, war kaum etwas anderes als die Hinfälligkeit der Sinnenreize. Doch wurde schon dies wenige bestimmend für alle seine späteren Jahre, um so bedeutsamer, weil das Geschlechtliche ihm so als schlimmste Belastung des Menschen glaubhaft wurde, ehe er selbst dessen Versuchungen ausgesetzt war. „Sehr klar und bestimmt, wenn auch nicht den Worten nach", erkannte Friedrich, jeglicher Sinnenreiz verdiene wegen seiner Vergänglichkeit nicht, über Gebühr beachtet zu werden. Indessen tröstete das sein Herz noch nicht über die furchtbare Geschiedenheit des Menschen in zwei Geschlechter.

Daß dies Verhängnis so furchtbar erschien, entsprang dem harten Lebenskampf des Vaters. Denn der Grundton im Ringen Johann Jacobs war zu deutlich ein Ringen über Gottes Schöpfung um den Frieden in Gott. Diesen Kampf dualistischen Lebensgefühls ahmte Friedrich einfältig nach, wiederum ehe er schulfähig wurde. An den Kräften seiner erst erwachenden Seele gemessen, war sein Ringen um nichts geringer als das eines heranreifenden Jünglings. Soweit das Erkennen allein in Betracht kam, war das erste Lesenlernen das Gegenstück. Im Wollen aber lag die Sache von vornherein klar; des Vaters: ‚Jesu nachfolgen!' bildete die Richtschnur. Und „bei Forderungen, die dem kindlichen Gemüt entsprechen", kennt ein solches „gar keinen Nachlaß".

Was Friedrich also einmal wollte, das wollte er ganz. Hier sorgte die ständige Wiederkehr des Wortes ‚Christum anziehen!' für die Sehnsucht unbedingter Nachfolge. Die Sache war dunkel, soweit ihre Erfüllung schier unmöglich schien; aber es genügte die ewige Wiederholung, um keinen Zweifel zu lassen, daß sie aufs Höchste wichtig war. Nicht anders als beim Lesenlernen kam über den zähen Grübler die Erleuchtung. Wie einem damaligen ABC-Schützen aus eigenem plötzlich wenigstens bei einigen Worten sich Buchstabenklänge in Laute begrifflicher Sprache verwandelten, so hier bei des Vaters Forderungen.

Das Kind hörte diese Forderungen in den verschiedensten Verknüpfungen, in immer neuer Heranziehung, aber meist in der bekannten starken Bilderanschauungsansprache der Lieder orthodoxer Zeit, unter der die Selbstbezichtigung als ‚Rabenaas' oder ‚Sündenlümmel' fast als Schmeichelei empfunden wird. Ähnliche Ausdrücke fielen dem feinfühligen Gemüt nicht leicht; Friedrich trug sie im Herzen mit sich herum wie Steine. Es kostete ihm „eine gewaltige Kraft", sie aufzulösen und so „das darin enthaltene Leben von der Hülle zu befreien". Wenn aber das vom Gemüt sehnlichst gesuchte gefunden war, herrschte um so größere Freude über den selbsterrungenen Sieg. Jedenfalls sprang schon dem Sechsjährigen

selbst aus der „Steinsprache" des Vaters dieser und jener fromme Begriff hervor. Der Zeitpunkt der Geburt zu einem höheren Leben auch des Geistes war gekommen. Die Einschulung stand vor der Tür.

* * *

2.

Erste Knabenzeit.

Oberweißbach war das Kirchdorf eines der ältesten Sprengel, der bis in die Zeit des Bonifatius zurückreicht. Es lag in der Mitte der vier andern geschlossenen Dörfer, die nach wie vor eingepfarrt waren zur hochragenden neuen Kirche, dem Werk des Vaters. Mit der Kirche stand die Pfarrwohnung gerade in der Mitte des Hauptdorfes. „Tönte also Sonn- und Festtags zum dritten Male im großen Dreieinklange das schöne volle Geläute vom hohen Turme bis zu den vier Dörfern des Umkreises, so zogen feierlich und langsam in langen Reihen und festlichem Schmucke die Bewohner auf den geraden Wegen wie auf Radien in die Mitte des Umkreises zur Kirche. Mit dem letzten Verhallen des Glockengetöns rief die Orgel mit sanfteren vielfach verschlungenen Dreiklängen ins Innere!" Dann wußte Friedrich: nun trat der Vater auf „in seiner hohen Mannes-, Menschen- und Geisteswürde und predigte zu der Menge vom hohen innern Einklange des Lebens, von Gott, von Jesu, von dem heiligen Gottesgeiste". Die versammelte Menge saß zu des Vaters Füßen und auf den Emporkirchen anderthalb tausend in der gesammeltsten Ruhe und Achtsamkeit.

Den mächtigsten Eindruck machten die jährlich wiederkehrenden Einsegnungstage. Wenn der Vater in seinem feierlichen Ornate die ganze Schar je zwei und zwei geordnet, ihr wie ein Hirt ruhig vorangehend, begleitet von ihren Eltern, Vormündern und Taufpaten, der Kirche zuführte; wenn nun nach der Glaubensprüfung, wozu alle, die an dem Leben dieser Kinder einen besonderen Anteil nahmen, sich herzudrängten, daß ihnen keins der Worte ihrer Lieben entgehen möchte — der Vater alle sie in die Glaubenseinigung aufnahm und jedem einzelnen dazu den Segen gab und einen Lebensspruch zuteilte, wenn Friedrich dann wahrnahm, wie diese Handlung die ganze große Versammlung ergriff; wenn er sah, wie nun der Vater die Geweihten ebenso feierlich in das Pfarrhaus zurückführte und sie hier den Eltern oder deren Stellvertretern übergab, und alle die Kinder, jedes einzeln dem Vater für ihren letzten Unterricht dankten; welchen Dank oft die Eltern der Kinder, oft mit Tränen in den Augen, immer aber mit sicht-

barer Rührung, wiederholten — dann fühlte der Pfarrerssohn unter so feierlichem Ernst, daß er zum Mittelpunkt des Ganzen gehöre.

In solchen Augenblicken zitterte sein Herz heißer dem Vater entgegen. Dann hob auch er die Augen zu ihm wie das Kind des Urwaldes zum weißen Manne, der ihm von Mose vorm brennenden Busch erzählt. Er ahnte den Sinn selbst des zürnenden Vaters, und folgte ihm mit scheueren Blicken als die Vorväter taten, da Bonifatius die Donareiche fällte. Noch war er selber nicht aufgenommen und ward doch — so mochte er sich's deuten — gewürdigt, gegenwärtig zu sein bei der Vorbereitung der Beichte und der Abendmahlsfeier. Nicht zum wenigsten kam an diesem Tage das Selbstbewußtsein des Verspotteten zu seinem Recht, aber auch die Übung, Herz und Geist aufzuschwingen zur Liebe, die selbstvergessen verzeiht.

Denn dazu versammelten sich die Konfirmanden abermals in des Vaters Hause, der ihnen in wenigen aber eindringlichen Worten die Wichtigkeit der Abendmahlshandlung ans Herz legte. Nun trat jedes Kind der Schar einzeln zum Vater, ihn um Vergebung für alles zu bitten, wodurch es den Vater während seines bisherigen Lebens, in der Schule und besonders während der Zeit der Konfirmationsvorbereitung beleidigt habe. Jedes einzelnen Bitte wurde erfüllt, indem der Vater jedem noch einige Worte sagte. Und in noch tieferer Rührung als selbst am Konfirmationstage, wenn auch ohne festliches Gepränge, ging an solchem Vorabende der Kommunion der Zug zur Beichte wieder in die Kirche. So empfand das jedenfalls der Knabe, der in der Tür des Pfarrhauses ihm nachschaute.

Das wiederholte sich bis zum zurückgelegten zehnten Jahre Friedrichs. Gewiß sind seine Augen bisweilen mehr als sehnsüchtig auch dorthin gegangen, von wo die Lust der Dorfjungen laut wurde. Aber des Vaters Verbot, sich mit ihnen einzulassen, war ihm heilig geworden, weil es von diesem Vater kam. Dabei steigerte eine seltsame Anordnung die Sehnsucht, dessen Hauptforderung zu erfüllen: ‚Jesum anzuziehen'. Zwar ließ der Pfarrer sein Söhnlein von Kindesbeinen an am Gottesdienste teilnehmen, und wie das zunächst natürlich war, nicht sitzend unter den Kindern der Gemeinde, sondern ganz allein für sich in der Sakristei, d. h. in einem kahlen Viereck hinter der bretterverschalten Rückwand der Kanzel. Und weil er zu diesem Zweck früh, wahrscheinlich mit eigener Hand und unterm Zugreifen Friedrichs ein Klappbänkchen dort angebracht hatte, so wurde das des Söhnleins Kirchenstuhl während der ganzen Zeit seiner Kindheit. Aus Macht der Gewohnheit fühlte Friedrich nicht einmal den Ort und die Zeit solchen Ausgesetztseins, nur Sehnsucht. Denn für ihn bedurfte es gar keines besonderen Antriebes: er fühlte sich dort dem geistigen

Leben der Gemeinde nahe. So lang, als er sich nur erinnern konnte, teilte er den Gottesdienst jeden Sonntag zweimal.

Die Oberweißbacher mögen sich zugeraunt haben, der Pfarrer halte sein Kind für zu gut für den Umgang mit den ihren. Bald bekamen sie neuen Stoff, über die Selbstherrlichkeit des Predigers der Ordnung zu reden. — Es war eines Montags früh, da trat der Pfarrer angetan mit dem Talar aus der schmalen Tür seines Hauses, hinter ihm Friedrich, um zum erstenmal in die Schule gebracht zu werden. Nicht, wie das Herkommen gebot, lenkte der Vater die Schritte des Kleinen zu Scheer, dem Kantor; er führte den Sohn zum Organisten, dem Lehrer der Mägdelein. Das war in Friedrichs Schuljahren ein stiller Mann aus Milbitz, namens Schubert, dem über 100 Mädchen zu Füßen saßen, und der diese ganze Schar sinnig zu leiten verstand.

Friedrichs aufgeregtes Herz bebte beim Eintritt in das Schulhaus. Auch der Pfarrer hielt seine Schritte einen Augenblick an. Denn aus der Schulstube klang mit ruhigem, ernsten, etwas singendem Kinderton, jetzt von einem der Mädchen, gleich vom ganzen Chor gesprochen die Mahnung Jesu: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch solches alles zufallen.“ Es war ein Spruch der gestrigen Predigt des Vaters; die Kinder hatten Montags zu zeigen, welche Bibelworte sie aus jedem neuen Gottesdienst mitgenommen hatten. Und welcher Spruch dem Lehrer am meisten geeignet schien, von allen eingeprägt zu werden, der wurde die Woche hindurch in gleicher Weise wiederholt. Unter den besonderen Umständen machte die Bibelstelle auf Friedrich einen Eindruck, wie keine zuvor und nachher. Sein ganzes Leben hindurch behielt für ihn jedes Wort darin den eigentümlichen Ausdruck, mit dem es damals gesprochen wurde.

Trotz seiner etwa 7 Jahre wurde dem Kleinen ein Platz unter den größten der Mädchen zugewiesen. Dort, unmittelbar vor des Lehrers Pult, blieb er während seiner 3 Jahre Dorfschule. Die Kameradinnen nahmen sich des Kleinen treulich an. Ihm war es, als umgebe ihn in diesen weiblichen Wesen eine religiöse Hälfte der Menschheit. Er fühlte hier das Mütterliche, das Gemüt und Leben seiner Mutter, wie er es entbehrt, aber unbewußt suchte, vielfältig hervorkeimen. In der Folge teilte er auch nach allen Kräften den Unterricht dieser größeren Mädchen, las mit ihnen gemeinschaftlich in der Bibel, leicht über manche Klippe des Lesens vom Strom ihres Chors fortgetragen, und lernte statt der schlichteren Bibelsprüche gleich Strophen geistlicher Lieder im Zusammenhange.

Durch eigentliche Lehre dieses versprengte Kind zu fördern, gelang dem bescheidenen Organisten nur im Rechnen. Friedrich machte darin

schon bei Schubert leicht große Fortschritte, aber doch nur, weil sein Geist beim Rechnen „Kraftübung und Formen der Ordnung" fand, durch welche ihm manches erklärbar wurde, so daß er „an sie vieles andere anreihen" konnte. Der Schreibunterricht gab seinen Schriftzügen die charakteristischen Formen, denen man häufig in Briefen der Generation um 1800 begegnet. Aus eigenem Ordnungssinn aber blieb Friedrichs Schrift zeit seines Lebens ungewöhnlich schön und klar. Im Beten, Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen erschöpfte sich damals die Aufgabe einer Dorfschule. Für das schöne Singen war seine Stimme nicht geschaffen. Besonderes wurde für Friedrichs Unterricht nicht getan. Auch nicht im Hause. Denn ein neuer Helfer im Kirchendienst seit 1784, der Diakonus Heumann, verursachte dem Vater mehr Ärger durch seinen Wandel als er den Pfarrer im Amt entlastete.

War nun Friedrichs Tag durch die Schulstunden verändert, so auch sein häusliches Dasein durch sie nur erweitert, nicht unterschieden. Denn Haus und Mädchenschule wurden nur von einem Willen gelenkt, dem des Vaters. Aber dadurch blieb auch des Knaben inneres Leben in völliger Übereinstimmung mit dem bisherigen. Des Vaters Bücherei wurde jetzt nicht nur durchblättert, vieles auch geduldig gelesen. Die Absonderung von allen übrigen Dorfkindern empfand Friedrich kaum mehr als Strafe und Unrecht, wie früher daheim. Ihm fehlte jede Erfahrung im fröhlichen Kinderspiel. Was er für jetzt an rechter ausgelassener Knabenlust verlor, merkte er nicht. Denn die Kameradschaft der Dorfjungen zeigte nichts lockendes. Die unbarmherzige Jugend verspottete heimlich und wenn es anging offen den einzigen Jungen unter lauter Mädeln. Er war schließlich wohl froh, nur unter des Vaters Augen mit den Großen zusammen zu kommen. Das geschah beim Konfirmandenunterricht.

Jedes Jahr kamen sie, Hundert an der Zahl, zum Pfarrer. Friedrich war nicht gehalten, am Einsegnungsunterricht Anteil zu nehmen, war aber gern zugegen. War dort doch vielleicht dahinter zu kommen, was es heißt: Christum anziehen. Und das um so früher, je näher das Kind dem Alter rückte, das einem einstigen Beruf spielend nachzuträumen beginnt. Wenn ihm der alles beherrschende Beruf eines Christen auch nicht klar werden konnte: drei Grundwahrheiten, längst durch sein einsiedlerisches Dasein in ihm angelegt, wurden unter den Konfirmanden jetzt zu Grundsteinen seines Lebens: „Trachte am ersten nach dem Reich Gottes" — „Schwinge auf dein Herz und Geist, Göttliches zu lieben" — „Es kostet viel ein Christ zu sein". Damit wurde der Grundriß seines Strebens unverrückbar festgelegt.

Es blieb das die Form seines Spielens, weil ihm kein anderes übrig gelassen war. Traumhaft, kaum aber in äußeren Handlungen, wie der kleine Schiller, ahmte Friedrich das Berufsleben des Pfarrers nach, weil der Vater ein solcher war. Dazu fand er in des Vaters Predigten immer neue Beziehungen. Trieb sein Herz auch ein Spiel mit dem Heiligsten, es war in Unschuld ein sehr ernstes und nie unterbrochenes Spielen. Der kleine Fröbel bewegte sich in der Nähe der andern Kinder ihnen unerträglich gemessen. Ihm war diese Haltung, die von den Dorfjungen als Hochmut gedeutet werden mußte, der einzige Schutz gegen ihren Spott.

Und schließlich war darin auch der Stolz, etwas Besonderes zu sein als der Sohn des Pfarrers. In solcher Weise genoß er die äußere Vereinsamung. Er nahm sie als seinen Anteil an der Würde des Vaters. Denn seinem kindlichen Verstand erschien der „Herr Vader" über alle Leute im Dorfe erhöht eben durch die offensichtliche Scheu vor ihrem Pfarrer.

Denken wir uns aber mit ihm sitzend auf jenem Klappbänkchen in der Sakristei, rechts und links in gemächlicher Weite die beiden verschalten Seitenwände, vor sich die breite und tiefe Öffnung eines öden Chorfensters. Ohne je Langeweile zu empfinden, folgte er dort dem Gottesdienst sogar immer gern wörtlich vom Eingang bis zum Schluß, obgleich der Vater stets eine volle Stunde predigte. Da rollten nun durch die offene Tür auch die steinernen Ausdrücke und ganze Bilderreihen der Kirchensprache gleich Bergstürzen aus dem Jenseits einher.

Wären nicht die meisten schon aus den Andachten daheim dem Kinde klanglich vertraut gewesen, sie hätten ihm grauslichere Gesellen erscheinen müssen als jene Stückklänge beim ersten Lesenlernen. Aber an ihnen machte Friedrich eine Entdeckung, die sehr wichtig wurde für seine Selbstbetrachtung. Er wurde plötzlich aufmerksam, daß die Vormittagspredigten einen anderen Eindruck auf ihn machten, als die am Nachmittag. Er fand, daß der Frühgottesdienst mehr das Gemüt ihn Anspruch nahm, die Feier am Nachmittag aber vor allem das Denken beschäftigte. So lernte er eine Verschiedenheit seines eigenen geistigen Lebens beobachten. Hatte das der Eintritt in die Gemeinschaft der Mädchen seiner Schule schon angebahnt, hier wurde es vertieft. Und wozu die entwickeltere Kraft selbst im späteren Alter zu schwach gewesen wäre, das vermochte sein einfaches, in sich gekehrtes junges Gemüt.

Ein Besuch Christophs, des angehenden Geistlichen, trieb diese Entwicklung voran. Wie schon häufig prallten in Christoph und dem Vater verschiedene Meinungen über die Stellung des Menschen gegenüber Gott aufeinander. Die kritische Philosophie fing damals an, Lehrsätze der Kirche zu beleuchten, und in Christoph lebte die Sehnsucht, den Zwie-

spalt zwischen religiösem Glauben und dem Wissen von der Welt zu überwinden. Der aufbrausende orthodoxe Vater konnte schlechterdings dem jüngeren Pfarrgeschlecht nicht nachgeben. Christoph, seiner Natur nach mild, ward dennoch bei einem solchen heftigen Wortwechsel glühend rot. Friedrich war wie gewöhnlich unbeachtet Zeuge gewesen. Aber der Anblick, wie auch der Bruder nicht aufzugeben vermochte, was er für wahr erkannte, prägte sich ihm tief ein und gab seiner Seele den ersten Anstoß, auch der religiösen Haltung des Vaters gegenüber zu größerer Selbständigkeit zu gelangen. Ihm war fast, als hätte er etwas vom Gegenstande des Streites begriffen. Es schien ihm, als müßte er dem Bruder recht geben; doch auch in des Vaters Ansicht schien ihm etwas zu liegen, das einer Verständigung nicht durchaus hinderlich war.

Dieser eine Zwischenfall entschied über Friedrichs Denkart. Dem Kinde schon ging dunkel auf, daß in allem Wahn eine wahre Seite aufzufinden sei, die oft zum krampfhaften Festhalten des Wahns verleitet. Nunmehr klang dem von der Gemeinde ausgeschlossenen Kinde die Sprache der Blumen auf dem Hügel der Mutter, die der Sonnenuhr als eines stummen beharrlichen Lehrers *in eins zusammen* mit dem Gotteswort in der Sakristei. Die Ahnung eines widerspruchslosen Lebganzen war in ihm erwacht. Der Ort seines innerlichsten Gottesdienstes war die Sakristei. Sie wurde eine heilige Stätte, denn sein Ausgestoßensein von der Gemeinde erweckte nicht nur die heiße Sehnsucht nach Vereinigung mit ihr. Es gab seinem Ringen nach religiöser Gemeinschaft einen unerhörten Umfang. Zunächst ließ seine Seele nicht vom Lauschen; so hatte schon der noch nicht Schulfähige vor den goldenen Tiefen im Ruprechtsblümchen getan. Jetzt suchte sein Geist deutlicher. Er fragte überall nach Ursache und Zusammenhang, jetzt auch in der Welt der Frömmigkeit. Oft kam er erst nach langem Prüfen, Forschen und Nachdenken zur Lösung der aufgegebenen Rätsel christlicher Lehre. Hatte er aber das sehnlichst Gesuchte gefunden, dann herrschte um so höhere Freude in ihm. Und das Ausmaß?

Das Licht, das zur Oberweißbacher Sakristei hereinflutet, blendet unter dem weißen Kalkbewurf das Auge, wenn man sitzend auf dem Klappbänkchen zum Fenster schaut. Bei scharfem Sehen erblickt man nichts als den Himmel in seiner Gebirgsreinheit oder die verschwebende Unendlichkeit der Wolkengebilde. Nur ein schmaler Strich baumlosen Ackerbodens schwingt sich im Fensterausschnitt dicht über dem untern Sims in flachem Bogen herab. Beim Horchen auf die Lehre der Ewigkeit verliert sich das starrende Auge ins Ungestaltete. Die Seele empfindet von den Zeichen des Irdischen nichts, als daß Himmel und Erde überall des Herren sind. Dort verschmolz, was wie aus dem Jenseits zum lauschenden

Kinde hereinklang, mit dem Leben, das Friedrich den Blumen und Sternen abgelauscht. Denn auch die Gestirne waren ihm vertrauter geworden; Bruder Christoph hatte den Blick des Knaben auf sie gelenkt und ihm auch das Sonnensystem nahe gebracht.

Ein Tag großer Freude folgte, als Friedrich auf eine ihn ganz befriedigende Weise herausgebracht zu haben glaubte, er selbst werde nicht in die Hölle kommen. Die Scheltworte der Stiefmutter verloren ihre beunruhigende Wirkung durch die Gewohnheit. Der „Teufelsbraten" im Pfarrhause rang in der Sakristei um Fragen in der Art des Vaters. Er ging längst über das eigene Schicksal hinweg zu dem Schicksal der Menschheit. Denn unterdes hatte auch das lastendste Rätsel der göttlichen Schöpfung sich ihm gelöst: sein Herz hatte die Versöhnung gefunden für die Geschiedenheit der Menschen in zwei Geschlechter.

Bruder Christoph war der Christopherus, der ihn auch durch diese Brandung getragen, und Blüten der Hasel, der wohlbekannten Pflanze aller Wünschelgänger, waren die Engel gewesen, die ihm Gott in der Natur eröffneten. Christoph war wieder einmal nach dem Wintersemester zu Besuch ins Haus gekommen. Er hatte des kleinen Bruders Freude über die Purpurfäden an den Haselknospen beobachtet und ihm daraufhin in glücklicher Stunde den Geschlechtsunterschied an den Blumen erklärt. Da hatte Friedrich erhalten, was sein Gemüt bedurfte: „zu der Kirche einen Naturtempel, zum christlich-religiösen ein Naturleben, zum leidenschaftlichen und hassenden Menschenschicksal ein ruhig stilles Pflanzendasein." Das Verfänglichste, was nach des Vaters Reden dem Menschen auferlegt war, galt ihm nicht länger als eine feindliche Macht. Er erkannte es als eine durch die ganze Natur verbreitete Einrichtung. Und wenn sogar die Blumen so still und schön Gottes Schöpfung priesen, dann entschied, so schloß das Kind, was gut und was böse sei, nur der gute Wille des Menschen. Friedrich faßte den beseligenden Gedanken: die Menschennatur an sich mache es dem Menschen nicht unmöglich, das Leben Jesu wieder in Reinheit darzustellen, ja der Mensch könne die Reinheit eines Lebens Jesu erringen, wenn er nur den rechten Weg dazu betrete. Damit hatte er das Knäuel der Ariadne ergriffen, das ihn durch alle Irr- und Wirrgänge des Lebens hindurch führen sollte.

Der zehnjährige Knabe knüpfte den Faden der Lebenserkenntnis an die tiefsten Vorahnungen des menschlichen Gemütes, wobei ihm die Erinnerung zu Hilfe kam, wie in der Bibel von einem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen gesprochen wird. Er ahnte, daß die ganze Natur ihn lehren müsse, das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Selbst die Welt der Steine lag dazu bereit, obgleich nicht so lebendig, ruhig, klar und offen

wie die Pflanzen- und Blumenwelt. Vorerst nahm er nach den Blumen bereits die Baumwelt zum Spiegel des Menschheitslebens. Der ererbte starke Wille sorgte dafür, daß all dies sich nicht in Beschaulichkeit erschöpfte. Beim Lesen moralischer Schilderungen für die Jugend ging er ganz auf in deren Helden. So wünschte er sich den Ring aus (des älteren) Millers Erzählungen, der durch Drücken am Finger das fehlerhafte Vorhaben der Hand verrate, und war sehr unwillig über den jugendlichen Besitzer, der solchen Ring entrüstet wegwarf, weil der ihn vorm Begehen einer leidenschaftlichen Handlung gar zu hart drückte. Doch der einzige, der unter Friedrichs Fehlern das Naturgemäße seines Wesens erkannte, war Christoph. Ihm allein gab sich der trotzige Knabe vertraulich, denn ihm allein konnte er die selbstsichere Liebe des kindlichen Gemüts zurückgeben.

Aber Christoph mußte den Bruder oft gegen gröblichste Mißhandlungen von Mutter und Vater in Schutz nehmen. So bei seinen wiederholten Ferienaufenthalten und besonders jetzt, wo er daheim eine kurze Zeit auf Anstellung in seinem Beruf wartete. Während der übrigen Zeit steigerte sich die Hölle des äußern Daseins für den Knaben, der den Himmel in sich trug und dessen angeborener Stolz jeder körperlichen Züchtigung nur ohnmächtige Verzweiflung entgegenzusetzen hatte. Friedrich sah Christoph wieder gehen. Er pries seine älteren Geschwister glücklich, die jetzt sämtlich fern waren. Und sehnlichst wünschte er sich selbst als Wohltat, das elterliche Haus verlassen zu können. Der 62jährige Pfarrer erwartete die abermalige Niederkunft seiner zweiten Frau. Unter den Umständen der Stiefmutter stieg Friedrichs Elend aufs Höchste. Die gewaltsamen Widersprüche zwischen seinem innern und dem äußern Leben drohten notwendig das Schlechte, das sich ihm augenscheinlich angehängt hatte, völlig zur Reife zu bringen. In höchster Not schien Hilfe zu kommen. Sie meldete sich an in einem Briefe vom 4. Oktober 1792.

‚Hochehrwürdiger und hochgelehrter, Hochgeehrtester Gönner
und Herr Schwager!

Mit vieler Teilnehmung haben wir die glückliche Entbindung der hochgeehrtesten Frau Schwester und gesegnete Vermehrung Ihrer uns teuerwertesten Familie mit einer jungen Tochter vernommen; gratulieren darzu von Herzen und wünschen, daß von sämtlichen lieben Kindern Ihnen der Vater-Freuden noch viel werden mögen. Bei dieser Gelegenheit unterstehe mich einen Wunsch zu entdecken, mit welchem ich schon bei meinem letzteren Besuch umging, den ich aber damals noch zurücke hielt, weil ich meine Schwiegermutter erst darüber besprechen wollte. Ich fand Ihren Friedrich als einen muntern, vielleicht zuweilen etwas flüchtigen, sonsten

aber, wie es mir vorkam, sehr gutherzigen, dienstfertigen und zutätigen Jungen. In unserer Einsamkeit und Stille, dachte ich, wäre es nicht unrecht, wenn du ihn bei dir haben solltest; und für den guten Jungen wäre vielleicht der hiesige Aufenthalt auch nicht ohne Nutzen, da mein lieber H. Schwager vermutlich nicht viel Zeit auf seinen Unterricht selbst verwenden kann; hier aber die Stadt-Schule wäre, wo er doch etwas einiges lernen könnte, worzu in der Dorf-Schule keine Gelegenheit sich finden möchte. Da meine Schwiegermutter hiebei ganz und gar nicht entgegen war, vielmehr selbst bei unsrer traurigen Stille einige Aufheiterung dabei zu finden hoffet, so nehme mir die Freiheit, Ihnen diesen Vorschlag zu eröffnen ... ihn auf einige Zeit uns zu überlassen; wobei ich meines Ortes die Versicherung gebe, daß wir für sein Bestes möglichste Sorgfalt tragen werden ... und ... nur noch gedenke daß Sie auf keinerlei Kosten hiebei Rechnung machen mögen.

Übrigens bitte, meinen Antrag nicht übel zu nehmen, vielmehr indem ich alles Ihrem bessern Ermessen überlasse, als einen Beweis meiner aufrichtigsten Zuneigung und freundschaftlichen Gesinnung anzusehen, mit welcher ich denenselben und hochgeehrtesten Frau Schwester mich und meine Schwiegermutter bestens empfehle und hochachtungsvoll bestehe

deroselben

aufrichtigst ergebenster Diener und Schwager
J. Chr. Hoffmann.

Stadtilm, den 4. Okt. 1792.'

Hier schrieb mit allen Schnörkeln damaligen Briefverkehrs ein Amtsbruder in einer heiklen Sache. Es war Friedrichs mütterlicher Oheim, der sein Anerbieten nur so vorsichtig dem schwierigen Schwager vorzutragen wagte. Und warum in dieser Zurückhaltung? Auch er war geboren zu Neuhaus, hatte aber erst als 7 Jahre älterer Bruder Jakobine Eleonores deren späteren Mann kennen gelernt. Und er konnte auf eine vorteilhaftere Laufbahn als dieser zurückschauen. Als 23jähriger war er von Büsching in Göttingen einem Obristlieutenant in der Grafschaft Hoya zum Hauslehrer empfohlen und nach anderthalbjähriger Tätigkeit daselbst als Pagen-Informator an den fürstlichen Hof nach Rudolstadt berufen worden. Nach weiteren 9 Jahren ordiniert, war er dem jungen Prinzen Ludwig Friedrich zugeteilt worden, ihm den Anfangsunterricht zu erteilen. Dazu hatte er schließlich im Schloß gewohnt, bis er 1774 zum Diakonus nach Stadtilm bestimmt worden war. Doch mochte die Fürstliche Familie den Prinzen nicht sofort ihres Lehrers berauben und

hatte die einstweilige Besoldung für das Amt in Stadtilm angewiesen zur Wiederherstellung des Diakonats, damit der Begünstigte eine bequeme und reinliche Wohnung vorfände. Bei diesem Oheim Friedrichs hatte dann der Prinz noch gelegentlich einer größeren Reise der Fürstlichkeiten gewohnt, wozu die hohe Mutter persönlich den Sohn hinbrachte und wieder abholte. Als im Jahre 1780 beim Brande Stadtilms die Kirche und 172 Häuser, darunter auch das Diakonat eingeäschert worden, hatte Hoffmann den Vorzug genossen, im dortigen Stadtschloß unterzukommen, in dessen Kapelle der Gottesdienst bis zur Wiederherstellung der Kirche stattfand. Nach 10 Jahren Tätigkeit als Diakon hatte er ohne sein Gesuch die Pfarre erhalten und war nun Superintendent.

Verheiratet, aber früh Witwer geworden, betrauerte er auch den Verlust seines einzigen Kindes. Nun hauste der jetzt 55jährige allein mit seiner Schwiegermutter in einer sonnigen Wohnung neben der schönen wiederhergestellten Kirche. Die Pfarre hatte eine schier übergroße Zahl von Räumen. Nicht weniger als drei Häuser waren für sie in eins zusammengezogen. Es war also nur zu verständlich, daß der Pfarrer und seine Schwiegermutter gern ein wenig mehr Leben in ihre Stille wünschten; doch gestaltete manches sich anders, als beide jetzt mit Friedrich es dachten. Obenhingesehen könnte man sich wundern, daß Johann Christoph den Knaben nicht früher zu sich nahm und selbst jetzt nur für einige Zeit dem Elend entheben wollte. Denn der innerste Grund zu seinem Vorschlag war eine wehmütige Erinnerung des Witwers an Friedrichs Mutter. Sie war ihm die liebste unter seinen Geschwistern gewesen. In dem Sohne, der ihr das Leben gekostet, wollte er sie wieder um sich sehen, ihr zu Liebe ihm Gutes tun.

Aber als der erfolgreichere Amtsbruder Johann Jakobs mußte Johann Christoph mit dem Stolz des Försterssohnes rechnen. Es galt auch, der Stiefmutter nicht vor den Kopf zu stoßen. Hinzu kam die gepflegte menschlichere Auffassung einer unvorgreiflich christlichen Amtspflicht.

Die Probepredigt Hoffmanns für Stadtilm hatte gehandelt ‚von der Treue Gottes und der Menschen bei den Versuchungen zum Bösen'; im Geiste seiner Antrittspredigt, die als Hauptgeschäft eines evangelischen Lehrers die Vorführung des leidenden Jesus bezeichnete, war seine Glaubens- und Heilsverkündigung auf ein freieres ‚Anziehen' des Menschensohnes gerichtet, als dem Schwager und Amtsbruder in Oberweißbach vielleicht recht war.

Nach zwei Wochen erfolgte von dort die Antwort:

‚dero Freundschaft und Gewogenheit, so dieselbe gegen mich und mein Haus geheget und bewiesen haben, erkenne ich mit dem verbindlichsten

Dank und wünschte nichts als daß ich dieselbe mit einigen gefälligen Gegendiensten erwiedern könnte, welches mir ein wahres Vergnügen sein würde. Eben deswillen würde ich dero unterm 4. Oktober mir getanen freundschaftlichen Antrag in Ansehung meines Friedrichs mit Vergnügen annehmen, wenn ich's auch nicht als eine Wohltat für den Jungen anzusehen hätte. Es ist wahr, ich machte mir die Hoffnung von ihm, daß, da ich ihn selbst seinen Neigungen gemäß, nicht zu studieren bestimmt, weil er eine vortreffliche Hand und sehr gute Anlage zu schreiben hat, er mir nun in meinen doch nun mehr zunehmenden Jahren und herannahendem Alter einige Hilfe leisten und mich, in dem es ging, unterstützen könnte; allein dero Vorstellung, daß er in Stadtilm manches zu lernen Gelegenheit hätte, und er eben damit unter dero gütigen Fürsorge und Leitung seiner obigen Bestimmung näher geführt werden könnte und würde, überwieget weit die kleine Erleichterung, die ich etwa von ihm erwarten könnte, um des willen war mein Entschluß sogleich bei Empfang dero sehr schätzbaren freundschaftlichen Briefes gefasset, ihn Ew. als meinen Herrn Hf. Schwager und Gevatter so lange zu überlassen, als er dero Wünschen zu entsprechen Hoffnung ließe. Das Zeugnis kann ich ihm geben, daß er ein gutherziger und dienstfähiger Knabe ist, und von ihm zu hoffen stehet, daß er unter einer guten Leitung und entfernt von den besonderen Verhältnissen worinnen er sich hier befunden, seine Jugendfehler, die ich freilich nicht leugnen kann, ablegen werde. Eben um des willen will ich's wagen, sobald ich von deroselben einige Antwort hierüber wieder erhalten, ihn zu überbringen . . . Selbst muß ich ihn überbringen, damit ich teils für seine notwendigen Kleidungsstücke das Notwendige in Stadtilm besorgen und sogleich verfertigen lasse, weil hier die Gelegenheit dazu so schwer ist; teils in Ansehung des Knaben etwas aufrichtiger und vertraulich mit Ihnen sprechen könne.'

Der Schluß des Schreibens sprach neben der Geburt Sophie Fröbels am 21. Sept. 1792 vom kürzlich erfolgten Tod einer Schwester Johann Jakobs in Oberweißbach. Beides sollte die lange Bedenkzeit erklären helfen. Mancherlei, was zwischen Geburt und Grab Friedrichs Fortgerufenwerden anging, war durch das Schreiben mit der Stieffrau zur Sprache gekommen. Die Verhältnisse des häuslichen Lebens Johann Jakobs waren, wenn nicht stärker als er, so doch unbarmherziger. Die Aussprache hatte das Mißliche in Friedrichs Bleiben neben der Stiefmutter zu deutlich gezeigt. Endlich am 1. Advent, noch vorm Weihnachtsfest des Jahres 1792, kam sein letztes Kind aus erster Ehe aus dem Hause. Der Pfarrer hat aufgeatmet, als er mit Friedrich den Weg über Schwarzburg nach Stadtilm antrat. Froher als er ließ der Junge die Einsiedelei

seiner $10^3/_4$ Jahre hinter sich. Dort stieg sie höher und höher und versank endlich mit ihrer verschneiten, eisigen Höhe hinter freundlicheren Hügeln. Ein Kind stieg zwischen den Wundern vereister Tannen abwärts, dem einzig bewußten Frühling seiner Knabenzeit entgegen.

* * *

3.

Spätes Jugendglück. Einsegnung und ‚Berufswahl'.

Wird dem Vöglein, das so lebensfroh dem Käfig entfloh, die Freiheit taugen? Statt in der beengenden Erdfurche des Oberlandes inmitten des langgestreckten Oberweißbach, wo der Gefangene kaum das Wässerlein rieseln gehört, durfte Friedrich in Stadtilm, einer freundlichen Landstadt, sich ergehen in einem ziemlich breiten Tale des Unterlandes über einem klaren kleinen Flusse. Die Menschen trieben Gewerbe, vor allem Gerberei und Weberei, waren umgänglicher und liebten den Frohsinn.

Hier, wo der Wiesenweg der Ilm, der in 5 Stunden nach Weimar führt, von der alten Bergstraße Rudolstadt-Arnstadt gekreuzt wird, war von alten Zeiten her der Einfluß der Benediktiner von Paulinzella an edleren Formen spürbar. Die Bewohner kamen regelmäßig zusammen zur Pflege der Musik, die so gern gesellschaftliche Unterschiede ausgleicht. So war Methfessel, der spätere Tondichter des deutschen Kommersbuches, in Stadtilm geboren und mit Friedrich dort Schuljunge. Die Krypta der doppeltürmigen Kirche aus dem 11. Jahrhundert bewahrte Spuren alter Wandbemalung. In der Kirche selbst, die kaum geräumiger als Oberweißbachs Gotteshaus doch weit freier wirkt, hing ein kleines, ergreifendes Kruzifix. Am seitlichen Südeingang standen rechts und links alte, schätzbare Steinbilder, Petrus und Johannes darstellend. Und dieser Tempel barg die neue Kanzel des Oheims neben dem hohen Altarbilde. An sonnigen Tagen ist der ganze freie Raum überflutet vom farbigen Glanze gemalter Kirchenfenster. Gerade der für Friedrich heiligste Bezirk stand also auffällig mit den Formen im Gegensatz, die sein Gemüt gewohnt war.

Mußte er auch sonst alles anders empfinden, dann nur in einer Umkehrung, die für ihn viel vom zurückgelassenen Dasein lebendig erhielt. Das Haus des Oheims kehrte gleich Oberweißbachs Pfarre die Hauptseite gegen die Kirche; doch lag diese vom Hause, das seine Gärtchen versteckte, gen Mittag, wie die vom Vaterhause gen Mitternacht. In den Käfig, den Friedrich verlassen, fielen Strahlen des Tagesgestirns fast nur von der

weißen Wand des neuen Kirchengebäudes herein. In der nunmehrigen Wohnung flutete die Sonne ungehindert durch die ganze Breitseite der Zimmer. Und nichts bannte Friedrich in dieses friedliche Heim und seine Gärten, außer die Ordnung geregelter Mahlzeiten. Ihm stand frei, die ganze Gegend zu durchwandern, wenn er nur pünktlich zurückkehrte. Friedrich empfand, hier herrsche das Gemüt gleichsam als die Mitte, während im Hause des Vaters der Umkreis, der Verstand, das Gebietende gewesen war. Das wurde ihm am Oheim noch sinnfälliger durch einen weiteren Umstand. Es gab im Städtchen neben dem Superintendenten noch einen zweiten Geistlichen, der wie der Vater streng, auch wohl hart war; er zankte und schalt verhältnismäßig viel, und kam damit nicht weiter als der Pfarrer Oberweißbachs. Der Oheim war mild, sanft, eindringlich im Leben, im Amt und auf der Kanzel. „Ein Wort von ihm, und gewiß wenige wären roh genug gewesen," ihr Herz gegen seine Menschenfreundlichkeit zu verschließen. Dies Nebeneinander so verschiedener Geistlicher trug viel zum inneren Ausgleich, zum ruhigeren Zurechtfinden Friedrichs in die Freiheit beim Oheim herzu.

Wenn auch aus unterschiedlichen Gründen, so störten beide Prediger nie die Spiele der Schuljugend, die ihrer Aufsicht unterstand. Die Spiele fanden auf bestimmten Plätzen statt und wurden recht fröhlich geübt. Mehr als einmal aber sah der Superintendent den Neffen tief gekränkt über Zurücksetzung beim Spiel. Der ungelenke Dorfjunge versuchte zunächst recht leidenschaftlich, der geübten Kraft der Kameraden und ihrem zielsicheren Mut den Rang abzulaufen; er suchte die Gefährten in Verwegenheit zu überbieten, erreichte als höchstes Glück aber nur, im geordneten Spiel gerade noch als Genosse geduldet zu werden. Nur im Springen über die Schnur und im Stelzenlaufen stand er seinen Mann. Übrigens unterlief bei dem völlig unbeengten, unbeaufsichtigten Leben in den Freistunden der Jugend niemals eine eigentliche Schlechtigkeit, so daß es dem Superintendenten nur lieb sein konnte, wenn Friedrich mit den Kameraden auch die Höhen und Äcker weithin durchstreifte. Da gab sich der Junge von selbst frischer und verlor von seiner äußeren Gemessenheit. Die Stadtilmer Kameraden konnten sich mancher Vorfälle erinnern, bei denen der simple Oberweißbacher ihnen Achtung abnötigen gewollt, wenn er ausgelassen erschien mit einer Heiterkeit, die an Wildheit grenzte. Sein Feld war das freilich nicht; aber was wirklich in ihm lebte, konnten sie nicht verstehen. Er blieb der Oberweißbacher Friedrich, und so im Innersten *wieder allein* gerade unter den gleichaltrigen Knaben.

Das war im Würfeln des Schicksals mit ihm aber das Große, daß dem, dessen erste Entwicklung niemals kindliche Menschen geleitet hatten, nicht

verwehrt wurde, sein inneres Leben gradlinig fortzuleben, jetzt, da er sich der schwierigen Zeit der Geschlechtsreife näherte. Und bedeutsam genug gab eine seiner Unbesonnenheiten dem neuen Dasein dieser freien Jahre einen tiefen Sinn. Eines Tages war er zu weit hinausgeschweift, als ihn der Schlag der Turmuhr an die Heimkehr erinnerte. Erschrocken eilte er querfeldein nach Hause; da legte sich ihm unerwartet eine lange, schmale Stauung des Wassers in den Weg. Neue Glockenschläge mahnten zur höchsten Eile. Kurz entschlossen watete Friedrich in das Wasser und glücklich hindurch. Noch genau zur Zeit trat er ins Zimmer. Es war nur ein kleines Erlebnis, groß aber für die Welt eines Knaben. Und es kam unter den Genossen zur Sprache. Auch er hatte einmal offensichtlich ein strenges Gebot gemeistert. Er aber gedachte des Unterschiedes, wie doch so seltsam in Oberweißbach alles für ihn beschränkt gewesen war eigentlich nur hinsichtlich des Raumes, während dafür in seiner Stadtilmer Freiheit nur die Zeit regierte. Darüber wurde er zum philosophischen Kopf. Mancher anhebende Glockenschlag weckte die Erinnerung von neuem und vertiefte das Erlebnis, daß die Welt gebunden sei in Raum und Zeit.

Ein goldiger Glanz lag über dieser vom Vertrauen getragenen und mit Freude genossenen Welt. ‚Freude, schöner Götterfunken — alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt.‘ Es war nicht verwunderlich, daß diese Klänge des Schillerschen Liedes den kindlichen Philosophen ergriffen, als Bruder Christoph, zum Besuch gekommen, sie am Klavier sang. Auf den Wogen solcher Töne erfolgte die erste Berührung mit Schillers Geist, indem Friedrich vernahm: „Brüder, überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen — seid umschlungen Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt!“ Er las seinem Ehristopherus jedes Wort von den Lippen, ohne jedes zu verstehen. Kam darüber dem Oheim der Gedanke, ihm Gesang- und Klavierunterricht geben zu lassen? Der Versuch hatte wenig Erfolg und blieb schließlich liegen. Vorerst war Friedrichs musikalisches Ohr noch schwächer als die Kraft seines Gemüts. Nicht nur die Friesen singen nicht.

Die geringe Meinung von irgendeiner besonderen Begabung des Knaben schien durch diesen Versuch bestätigt. Weil der Oheim jetzt mit dem Vater meinte, Friedrich werde am besten als Schreiber sein Brot finden, darum ließ er nunmehr dem Pflegesohn besondere Stunden im Rechnen und in der Erdkunde erteilen. Mit dem Rechnen glückte die Sache. Friedrich kam darin so bedeutend voran, daß er den Privatlehrer in die Enge brachte. Und dessen Wissen und Können in diesem Fache war keineswegs gering. Anders stand es um die Erdkunde. Der Lehrer hatte den natürlichen Ehrgeiz, seinen besonderen Schüler unterschiedlich

zu fördern; nicht aber hatte er den natürlichen Sinn für das Bodenständige. Er führte Friedrich also nach England. So blieben beide, Lehrer und Schüler, auf halbem Wege in der Luft hängen, wie im entsprechenden Schulunterricht. Auch da wurde in der Erdkunde ja alles papageimäßig hergesagt, viel gesprochen und nichts gewußt. Dem Unterricht fehlte die leiseste Anknüpfung ans Leben und jede Anschaulichkeit, obgleich alle ihre farbigen Flecken und Fleckchen richtig benennen konnten.

Der Oberweißbacher war sogleich in die erste der drei Knabenschulen der Stadt gekommen, zur selben Schule, in der Methfessels Vater unterrichtete; sie lag dem Pfarrhause am nächsten. Obgleich der Oheim bestimmt verlangte, daß keine Rücksicht genommen und seinem Pflegesohn nicht etwa durch die Finger gesehen würde, war dieser bald in die erste Klasse gerückt. Anders als in Oberweißbach, ward doch wenigstens sein Platz durch eigenes Verdienst bestimmt. Er saß frei unter der ganzen Schar bald da, bald dort, wohin ihn nach damaligem unterhaltsamen Brauch des Auf- und Abrutschens auf den Bänken die vergänglichen Verdienste setzten.

Dies Bankrutschen war indessen beinahe das einzig Lebendige der Schule, soweit der zweite Lehrer Unterricht gab. Der war pedantisch streng, bewirkte aber bei der übermütigen Jugend damit nicht das geringste. Glücklicherweise war eigentlicher Lehrer der Klasse der menschlich freie Konrektor Temper. Wenn diesem daran gelegen gewesen wäre oder er seine Kraft und Gewalt gekannt hätte, er hätte mit seiner Klasse alles leisten können. So aber wurde nur Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion in der Stadtilmer Schule gut betrieben, wobei freilich an eigentlichen Unterricht im Deutschen gar nicht zu denken war; doch wurden die Jungen im Briefschreiben unterwiesen. Woran sich dabei die Rechtschreibung hielt, ist nicht ersichtlich. Friedrich glaubte, sie knüpfe an nichts. Sie hing ihm genau wie das erdkundliche Wissen in der Luft. Zum Überfluß gab man Latein. Es wurde kläglich gelehrt und von den Jungen noch kärglicher gelernt. Auch diesem Unterrichte fehlte das begründende Element gänzlich. Deshalb war die darauf verwandte Zeit jedenfalls für Friedrich verloren.

Wenn er im Rechnen glänzte, so brachte ihm der Montag noch besondere Stunden der Auszeichnung. In Stadtilm fanden ganz wie in Oberweißbach die Wiederholungen der Sonntagspredigten statt. Vor allen andern Schülern gab dabei er seinem Religionslehrer, es war Temper, der Konrektor und spätere Pfarrer, Rechenschaft über das, was der Gottesdienst bot. Nicht, daß Friedrich in solchen Stunden etwa auch durch Fragen hervorgetreten wäre, wie der zwölfjährige Jesus im Tempel; aber sein

aitgewohntes Sinnen über die Forderung „Christum anzuziehen" gewann klarere Anhaltspunkte, „größeres Licht und höhere Stetigkeit".

Täglich zu Anfang der Schule und des Religionsunterrichts wurde in der ersten Klasse auch ein Abschnitt aus der Heiligen Schrift vorgelesen. Es geschah durch die Knaben selbst, der Reihe nach; und wer daran war, der durfte vorn hinter dem Lesepult sitzen bleiben. Dort, den Augen der andern entrückt, gab Friedrich sich ganz dem Eindruck der Worte Tempers hin. Dann durchglühte ihn immer die Vorführung des Lebens, Wirkens und Charakters Jesu; er duckte sich tiefer hinter dem hohen Pult und zerfloß in Tränen, weil das bestimmteste Sehnen, auch einmal ein ähnliches Leben führen zu können, sein Gemüt erfüllte.

Friedrichs Herz wiederholte hier die Stunden der Pönitenz seines Oberweißbacher Novizenlebens mit all ihren Entschlüssen. Er ließ wie dort das religiöse Leben „in sich hineinstrahlen" und erfaßte aus der Gestalt Jesu deren Kern: „die Gesinnung". Der Entschluß, eine ebensolche Gesinnung zu betätigen, fand Nahrung durch einen höheren Lehrgang seines Denkens. Temper, selbst noch ein junger Mann, gab die Religionsstunden mit denkendem und oft selbst forschendem Geiste. Die meisten der Schüler verstanden diesen Unterricht zwar nicht; er war für diese Stufe zu philosophisch. Aber für Friedrich bot er die rechte Speise.

Wir merken wohl, der stille Junge fühlte in solchen Stunden ganz insgeheim sich angesprochen. Dadurch teilte er ein wichtiges, gesundes Erlebnis der Schulzeit: Die Schwärmerei zu einem Lehrer, jenes von Fernefolgen, das nie der Person, sondern dem Ideal gilt, wenn ein innerliches Kind seinen Führer ganz davon durchdrungen sieht.

Anders als in Oberweißbach ward nun der religiösen Gesinnung auch Gelegenheit zum Tun, mit dem Friedrich sich eingegliedert, sich endlich zur Gemeinde gezählt sah. Fast zu wichtig drohte die Stellung als Pflegesohn des Superintendenten den Wechsel gegen früher zu betonen. Hatte er den Vater als einzigen Pfarrer seines Sprengels und so als die erste Autorität des Ortes gesehen, der Superintendent hatte nicht nur einen zweiten Pfarrer in der Stadt, sondern auch die Pfarrer der ganzen Reihe umliegender Sprengel unter sich. Das Leben des ganzen Kirchenregiments flutete durch des Oheims Haus wie das eines „Sonnensystems". So empfand es der Heranwachsende, ganz besonders wenn andere Superintendenten einkehrten oder der Oheim auswärts weilte zur Besprechung der Fragen, die das Landeskonsistorium als höchste kirchliche und Erziehungsbehörde aufgeworfen. Kleine Botengänge und Handreichungen dem Oheim zu leisten, das zeichnete Friedrich aus als zugehörig zur regierenden Mitte.



Pedagogiczna Biblioteka Wojewódzka
z siedzibą
w Sopocie
w Gdańsku

Andere Aufgaben kirchlichen Lebens übte er mit allen seinen Altersgenossen. Jetzt saß er im Gottesdienst mit allen Schulkindern zusammen, oben auf dem Chor bei der Orgel. Traf ihn die Ordnung, als Altarknabe dienend der Abendmahlsfeier beizuwohnen, dann las er die eigene Sehnsucht nach Versöhnung mit dem Höchsten ergriffen im Angesicht der Lebenserfahrenen, die da die Knie beugten, um aus des Oheims Hand Lebensspeise zu erhalten. Für wen es gewünscht wurde, den begleitete Gesang der Schulkinder zum Grabe. Vielmal während der vier Jahre Stadtilm hat Friedrich bei solchen Begräbnissen, aber auch Trauungen und Taufen miterlebend, sich Gedanken gemacht, wie sehr der Mensch beim Eingang und Ausgang und bei jedem wichtigen Lebensschritte nach der Weihe verlangt. Alles das zog still durch seine Seele, denn er durfte es unbeachtet und doch tätig durchleben.

Er erlebte aber auch jenen seltsamen, im schwierigen Alter des Bewußtwerdens der eigenen Persönlichkeit nicht seltenen Kampf der Selbstüberwindung, bei der Pflicht und Neigung miteinander streiten, obschon eine die andere zu umarmen bestimmt scheinen. Es kostete Friedrich nämlich nicht geringe Anstrengung, vor der Gemeinde zu stehen, wie sein Vater. Zu Anfang des Nachmittagsgottesdienstes, so verlangte die Kirchen- und Schulordnung, hatte ein Knabe der ersten Klasse vor den Stufen des Altars erhebende Psalmen, Katechismusstücke, Abschnitte des allgemeinen oder des Augsburger Glaubensbekenntnisses, auch wohl aus der Leidensgeschichte vorzulesen, wobei die Gemeinde sehr still und aufmerksam zuzuhören pflegte. Friedrich las wie beim ersten, so alle male erst nach innerster Selbstprüfung. Und da er sich auch den Sinn der Worte stets gründlich klar zu machen suchte, so zog dieser Dienst unvergängliche Spuren in seinem Sinnen und Trachten.

Jean Paul hat für das Alter, in das Friedrich allgemach hineinwuchs, die Bezeichnung ‚Überknabe oder Anjüngling'. Körperlich war der Oberweißbacher trotz freieren Wachstums immer noch hinter seinen Jahren zurück. Sich zu der Schar der Stadtilmer Mädchen zu halten, das freilich erlaubte ihm der Stolz eines vielverspotteten Jungen nicht, obgleich er sich jener, die ihn im ersten Jahrzehnt betreut hatten, stets lebendig erinnerte und regelmäßig in den großen Ferien oben in Oberweißbach auch gern in das Elternhaus seiner ersten Pflegerin ging, wo er immer freundlich empfangen wurde. Nun, in der Zeit seines Überganges aus dem Knabenalter, erhob er den Blick zu einem Mädchen. Aber was er an dieser Wilhelmine erschaute, das war nichts als ein Paar Augen. Wilhelmine war gleichen Alters mit ihm, Tochter eines gesicherten Hauses.

Er kam nie in eigentliche Berührung mit ihr. Das alles tat nichts zur Sache. Ihr Blick und der Ausdruck der beiden Augen, deren Reinheit, Klarheit, ruhige Kraft und vor allem unbefangen höchste Offenheit waren es, die dem Vorfrühling allererster Liebe leuchteten. Mehr bedarf ein reines Herz nicht, das trotz allem Druck seelisch gesund und natürlich geblieben ist.

Es war kein Engel, der so dem Leben entgegen ging. Friedrich teilte, vielleicht stärker als die allein auf uns gekommene Belauschung seines Innenlebens ergibt, die natürliche Unfertigkeit eines ‚Überknaben'. Und seine Jugendfehler haben dem Oheim viel Sorge gemacht. Der Superintendent trat in das letzte Jahrzehnt seines Lebens, das sich um so mehr nach Ruhe sehnte, als es mit Kränkeln begann und mit Auszehrung endete.

Seltener noch als der Oheim zeigte sich dessen Schwieger in ihrem vorgerückten Alter mit dem Pflegekinde zufrieden. So nahte für Friedrich der bedeutsamste Tag im Leben des Jugendlichen, die Einsegnung. Keiner der Zeugen wußte, was die Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen diesem Knaben gelten mußte. Er stand am selben Altare, vor dem ihm das Antlitz knieender Greise die Schauer der Nähe Gottes gelehrt, stand vor derselben Gemeinde, der er wiederholt den Hauptinhalt ihres Glaubens vorgelesen hatte, und sollte nun, Gott im Rücken, für die eigene Gesinnung zeugen, das Gesicht der ganzen Gemeinde zugekehrt. Fester als alle Bekenntnisworte lagen die drei Grundsteine seines Strebens mit ihren vom Leben gemeißelten Inschriften: „Es kostet viel ein Christ zu sein", „Trachte nach dem Reiche Gottes", „Schwinge auf dein Herz und Geist, Göttliches zu lieben". Ihn umdröhnten die Worte des ersten Liedes mit dem rauhen Klange Oberweißbachs:

Denn der Natur geht es gar sauer ein,
Sich immerdar in Christi Tod zu geben.
Und ist hier gleich ein Kampf wohl ausgericht't:
Das macht's noch nicht.

Er vernahm das Locken des Verses

Wie lieblich wird es doch: mit Jesu leben!

Und wie Trost kam es über das geängstete Knabenherz

Was sorgst du, daß dir's an Kraft gebricht?
Bedenke, was uns Gott für Kraft verheißen.
Wie gut wird sich's doch nach der Arbeit ruhn.
Wie wohl wird's tun.

Da legte Friedrich mühsam das vorgeschriebene Bekenntnis ab, hörte die Stimme des Oheims und empfing aus seiner Hand den Segen. Unter der Handauflegung löste sich die übermäßige Spannung des Herzens. Ein völliges Aufgelöstsein nahm Platz, bei dem in Friedrichs Seele kein

Unterschied mehr war im Fühlen, Denken und Wollen. Dieser Konfirmand schmeckte die Seligkeit der Frommen und wollte innig und für immer eins werden mit dem höchsten Leben.

Der Superintendent war bei der gesamten Gemeinde wie ein Vater verehrt. Was sein Haus anging, lebte sie mit. Seines Pflegesohns Erregung während der ganzen Handlung wurde von ihr nicht nur beobachtet, sondern auch besprochen. Zurückgekehrt ins Haus, mußte Friedrich Ohrenzeuge sein, wie der Oheim einigen ihm Segenwünschenden antwortete: „Möge seine Erregung nicht nur vorübergehend, möge er seinen Gesinnungen und Vorsätzen im Leben treu bleiben.“ Ein herber Klang. Die Stunde des Aufgelöstseins in die selige Einheit des Fühlens, Denkens und Wollens war für Friedrich die Blüte seines ganzen Stadtilmer Daseins gewesen. Das höchste Leben, dem seine Sehnsucht gegolten, hatte ihn auf einen Augenblick durchströmt; und nun trat ihm so das persönliche als ein Fremdes gegenüber. Mit des Oheims Wort fiel ein Reif auf seine Seelenblüte. Es führte ihn aus seiner gesteigerten Stimmung nicht ohne Schmerz auf ihn selbst zurück.

Mochten die andern sein Gebaren bei der Einsegnung immerhin seltsam finden; die scheue Verschlossenheit seiner Seele hatte den Sturm seiner Empfindungen weit mehr gefürchtet als gesucht und war ihm erlegen. Wehe taten die Worte des Oheims, weil sie vor seinen Ohren zu jenen andern gesprochen worden, auch nicht vom Vater daheim, sondern eben von diesem Oheim. Schon aus Oberweißbach hatte Friedrich ein treues Gedenken an die leibliche Mutter mit ins Unterland getragen. Durch den mütterlichen Oheim war ihm vieles Menschenfreundliche von ihr erzählt worden. Seine Bildkraft war so stark, daß er sich angesichts des Oheims ein sehr bestimmtes Bild von ihr entworfen, so daß er schließlich sich ihrer zu erinnern meinte. Er hatte sich frühe gewöhnt, Einigung und Trennung, Unsichtbares und Sichtbares zu einen, und so auch Leben und Tod. Als Kind der Jacobine Eleonore Hoffmann hatte er in der Nähe des Oheims einfach der Empfindung gelebt: die Mutter hat mir im Ohm einen hohen und edlen Vater gegeben. Während des besonderen Konfirmationsunterrichts war sein stärkstes Gefühl gewesen, daß dieser alles darauf anlegte, die forschende Klarheit Tempers zu ergänzen durch die Wärme des Gemüts, das fest im Glauben ruht. Aus der Hand solchen Vaters war die Weihe gekommen, die das Wogen seiner Seele gestillt hatte. War hier nicht der einzige, an den seine Dankbarkeit für alles, was ihn befreit, erschüttert und beseligt hatte, sich halten konnte? Der 14jährige vergaß, daß ein Geistlicher die Vergänglichkeit solcher Wal-

lungen, wie er sie in der Kirche gezeigt, zur Genüge kennt und sie mit Recht für sich allein nicht allzu hoch einschätzt. Wäre der Oheim körperlich hinfälliger erschienen, als er war, vielleicht hätte Friedrich das leise Gefühl der Entfremdung an seinem Einsegnungsabend weniger schmerzlich empfunden.

Sein Konfirmationstag war der Palmsonntag des Jahres 1796. Die Kirchenordnung verlangte, daß der Ernst der Karwoche das Tor zum Leben unter den Erwachsenen bilde. Beichttag war der Gründonnerstag, das Abendmahl mit dem Karfreitag verbunden. Die Beichte fand damals mit jedem Konfirmanden einzeln statt. Indem der Superintendent mit allen andern auch ihn für Beichte und Abendmahl vorzubereiten hatte, wurde nach dem Überschwang auch die Enttäuschung in Friedrichs liebendem Herzen heilsam abgeleitet. Der einstige Einsiedler von Oberweißbach schickte sich ohne Trotz in den milderen Druck der tiefernsten Tage, wenn er auch deutlicher fühlte, mit seinem besten Willen den Weg allein suchen zu müssen. Und jetzt wurde das Abendmahl am Tage der Todesfeier Jesu ihm zur innigsten Vereinigung des eigenen Lebens mit dem Leben Jesu.

Jugendliche Inbrunst geht verworren scheinende Wege. Selbst Fehler, die der gefestigte Erwachsene Laster nennt, nehmen beim Jugendlichen Formen an, die er selbst als schön und erhaben empfindet. Er klammert sich an sie, um das vor sich selbst zu erscheinen, was die andern ihm absprechen: ein edler Mensch. Friedrich kostete das in der Wollust der tiefsten Gemüter, auch verkannt „Christum anzuziehen". Das war ihm Schutz vor den Wolken, hinter denen der heitere Himmel seiner glücklichen Knabenzeit jetzt von ihm Abschied nahm. Denn die Einsegnung bedeutete den Abschluß seiner Schulzeit. Die rechnende Stiefmutter besorgte, daß das Vaters Vermögen zu sehr geschwächt werde; nach Christoph hatte sich auch Traugott, letzterer als Mediziner, den Studien zugewandt; der Sohn zweiter Ehe, Carl Poppo, zeigte große Lernbegabung, während für Friedrich das höchste geschienen hatte, gerade noch im Latein ein Casum setzen zu lernen. Es war also für diesen längst ausgemacht, unmittelbar in das bürgerliche Leben einzutreten, eben als Schreiber. Diese Laufbahn wurde in den damaligen kleinen deutschen Ländern häufig sogar für Söhne gebildeterer Familien gewählt. Sie konnte zu einer Stellung im Rechnungs- und Kammerfache führen. Entweder suchte man dazu den Sohn als Bedienten bei einem der höchsten Staatsbeamten unterzubringen, oder man ließ ihn bei einem untergeordneten Rentbeamten von vornherein als Schreiber eintreten.

Fröbel, der Pfarrer von Oberweißbach, hätte nach der Stiefmutter Meinung, seine Beziehungen zum Schwarzburg-Rudolstädtischen Kanzler,

Herrn von Ketelhodt, nutzen können. Friedrich hätte dann anfangen müssen mit dem Bürsten von Kleidern und Schuhen eines Herrn und dem Auftragen von guten Speisen für andere. Alles in ihm sträubte sich gegen solche Aussicht, ohnbeschadet seiner Demut zur Nachfolge Christi. Schließlich war des Sohnes Selbsteinschätzung auch dem Stolze Johann Jacobs nicht unlieb. Denn der Vater, der es beim Sohn mit dem bloßen Vorschlag bewenden ließ, zeigte sich gegen einen zweiten ähnlichen Plan der Stiefmutter völlig abgeneigt.

Nun war in Stadtilm ein Rent-Sekretär, der sich seit Ostern probeweise kleine Dienste Friedrichs hatte gefallen lassen; da sie nichts kosteten. Die Frage wurde fällig, ob er den jungen Menschen nach beendeter Schulzeit zu Pfingsten ganz bei sich aufnehmen wolle. Die Verhältnisse lagen nicht ungünstig. Jenseits des Thüringer Waldes führte Erzherzog Karl von Österreich im selben Jahre 1796 noch siegreich mit den Resten der ersten Koalition den Krieg gegen französische Truppen. Bonaparte begann gerade erst seinen glänzenden Feldzug in Italien. Der Stadtilmer Rentmann war daher z. Z. durch zahllose Proviantfuhren mit Arbeit überhäuft.

Aber Friedrich spann von Anfang an kein gutes Garn im unruhigen Hause der Amtei. Er war des rein geschäftlichen Treibens ungewohnt, und er fand auch nicht die Form, sich darein zu schicken; mit dem Trotz des Jugendlichen hatte er sein inneres Trachten dem Weltlichen ganz entgegengesetzt gerichtet. Die nötige Leitung entbehrend, lebte er weiter in seiner kindlichen Welt, die gut und herrlich gewesen wäre, wenn er nur mit Wesen wie er selbst zu leben gehabt hätte. Bis Pfingsten behielt ihn der Oheim bei sich, nicht ohne den Vater seine Bedenken wissen zu lassen. ‚Ein längerer Aufenthalt in meinem Hause scheint zu Friedrichs Bildung eben nicht vorteilhaft, indem er vielleicht unsere zu sehr gewohnt wird und eben deswegen nicht so viel Achtsamkeit gegen unsere Erinnerungen und Ermahnungen immer beweist, als es wohl zu seinem eigenen Besten zu wünschen wäre. Vielleicht lernt er anderwärts besser aufs Wort merken, und ernstlicher auf die Ablegung so mancher Unarten denken.‘

Es war kaum der rechte Weg, ihm die Fehler des Jugendlichen abzugewöhnen, wenn die Ermahnungen etwa auf Demütigungen hinausliefen. Die Bildung beim mütterlichen Oheim konnte ihm nicht als eine Gnade gelten, die die Welt nach Gutdünken ihm jetzt entziehen durfte, das glaubte er nicht verdient zu haben. Er versteifte sich zum Trotz vor allem gegen die Frau des Rentmannes, die ihn immer unfreundlicher kommen und lieber gehen sah. Als sie ihn versuchsweise nach Pfingsten ganz in das Haus nahm, geschah das von vornherein mit geringer Hoff-

nung. Die Gründe, ihn wieder loszuwerden, waren bald gefunden. Beim dortigen Rechnungswesen sei kein besonderer Schreiber not. Bloße Staatmacherei mit solchem sei in den hochpeinlichen Zeiten zu kostbar. Zwei Tage nach **Johannis** 1796 schrieb der Oheim nach Oberweißbach, daß es ihm leid tue, der Vater müsse sehen, wie und wo er Friedrich anderwärts unterbringen wolle. ‚Denn die Wahrheit zu sagen, so will es hier nichts mehr für ihn sein. Seit Pfingsten, da er die Schule verlassen, ist er beinahe ganz müßig.' Der Rentsekretär gebe ihm fast gar nichts mehr zu tun; er, der Oheim, habe bei eigenen, immer mehr zunehmenden Schwächlichkeiten und Kränklichkeiten immer nur mit sich selbst zu tun, während Friedrich ‚nach seinem flüchtigen Temperamente mehr Aufsicht und Anstrengung nötig' habe, wenn er in Stadtilm ‚nicht ganz und gar zum Müßiggange sich gewöhnen soll'.

Auch die Güte urteilt nach äußerem Anschein, wenn ihr Blick durch fortschreitendes Siechtum getrübt ist. Der Pfarrer in Oberweißbach aber sah nur das Elend im eigenen Hause zurückkehren, und so lange es ging, stellte er sich taub. Noch als Friedrichs Verhältnis zum Hause des Rentmanns bereits gelöst war, klammerte er sich an die Hoffnung, es möchte doch noch zum Eingewöhnen dortselbst langen.

Ein Vorkommnis, an dem Friedrich fast unschuldig war, brachte die Entscheidung. Gegen Herbst des Jahres war beim Neffen ein verdächtiger Ausschlag ausgebrochen. Still hatte der junge Mensch daran getragen, bis das Krauen und Kratzen auch am Tage immer heftiger sein Leiden verriet. Friedrich wollte die Sache nicht wahr haben. Die Rentmännin fand die blutigen Spuren in seiner Wäsche. Ihr Mann brauchte ihn in diesen Wochen dringender wegen des außerordentlichen Fourageaufkaufes für die Sächsischen Truppen. Geschäftstüchtig schwiegen beide Lehreltern eine geraume Zeit und setzten Friedrich zu mit Blutreinigungssalzen. Er war nur schwer zum Einnehmen zu bewegen. Die Sache wäre noch länger so hingegangen, wenn nicht des Brotherrn Magd zu einer dritten Person ihre heimlichen Bemerkungen dazu gemacht hätte. Nun nahm das Gerede selbstverständlich den Weg zur Schwieger im Hause des Oheims. Aus den Begleiterscheinungen des körperlichen Umbaus, die bei der plötzlich geänderten Lebensweise und der mangelnden Betreuung Friedrichs nur zu natürlich sich erklären, war für die Ohren des kranken Schwiegersohnes eine ekelhafte und ansteckende Sache geworden. Der Superintendent fürchtete den Arger, der dem Klatsch unabwendlich folgen mußte, wenn nicht sofort eingegriffen wurde. Er sah für keinen der Beteiligten darin eine Empfehlung, wenn Friedrich so unrein ein fremdes Haus in Gefahr brachte. Kurzerhand sandte er ihn dem Vater zurück mit

dem Rat, vor allen Dingen eine entsprechende Diät anzuwenden und dafür zu sorgen, daß Friedrich unter der väterlichen Aufsicht sorgfältiger eine Kur abwarten und brauchen möge.

Freundlich wurde Friedrich aus Stadtilm nicht entlassen, noch weniger freundlich in Oberweißbach empfangen. In den Händen hatte er nichts als dieses Schreiben des Oheims vom 2. Sept. 1796. Der Vater gab sich den Anschein, als hielte er das ganze noch immer für einen bloßen Zwischenfall. Und wie sollten denn auch Oberweißbachs Olitäten hier versagen? Er entwarf nach einigen Wochen eine Antwort, in der er Friedrich nur schuld gab, mit dem gewöhnlichen Leichtsinn der jungen Leute ein harmloses Übel verschleppt zu haben. Nach zeitherigem Gebrauch blutreinigender Getränke sei eine gute Wirkung von dem alsbaldigen Beginn mit reinigenden Waschwasser zu erhoffen. Seinem gequälten Herzen rang der spröde Mann die Bitte ab, ob der Rentsekretär Friedrich nicht wieder nehmen möchte. Man wolle gar gerne das Kostgeld und den Aufwand für ihn zahlen, bis er imstande wäre als Schreiber zu servieren und sich auf eine anständige Art unter den Leuten zu produzieren. ‚Denn viel lieber will ich auf ein paar Jahre noch etwas an ihn wenden, als daß ich oder die Meinigen auch solch Elend an ihm erleben sollen, wie der arme — doch nein! Reiche — Osthäuser an seiner Söhne einen erlebt hat.'

Friedrich werde, sobald er von seiner Plage befreit sei, sich wieder in Stadtilm einstellen. Ratlos und zaghaft stellte der Vater hinterher die Frage, ob der Superintendent sich nicht noch einmal erkundigen wollte, damit der Schein einer Belästigung vermieden werde. Aber es wäre ganz zwecklos, Friedrich daheim zu lassen, weil er dort nicht seiner Bestimmung gemäß zu beschäftigen sei. Der Brief schließt mit den Worten: ‚Gewiß wäre es mir lieb, wenn der Rentsekretär ihn auf ein oder zwei Jahre nähme.'

Unterm 28. Sept. 1796 kam die Antwort, die allen Hoffnungen ein Ende machte. Der Rentsekretär hatte eine ganze Reihe Ausflüchte zur Hand gehabt. Selbst das Angebot, das Kostgeld zahlen zu wollen, hatte nicht gezogen: ‚Wenn die Weiber nicht wollen, so wissen Sie ja schon . . .' Der stolze Pfarrer mußte des Oheims Worte schlucken: ‚Aufdringen kann man ihn doch nicht'. Und die Winke des Superintendenten, wohin man sich sonst um Friedrichs Verbleiben bemühen könnte, waren Schläge ins Wasser.

Bei alledem war es ein Glück, daß Friedrich die unruhige Geschäftstüchtigkeit im Hause des Rentmanns kennen gelernt hatte. So überflüssig sein Dasein in Oberweißbach empfunden wurde, ihm selbst erschien alles daheim milder, denn zuvor. Er nahm teil an der häuslichen Tätig-

keit. Vor allem die Feldwirtschaft, die wie noch heute zu den Einkünften der Pfarre beitrug, war ihm recht wohltätig. Es war ein saures aber doch ein lustiges Ding, unmittelbar der Erde die Notdurft des Lebens abzuringen, hinter dem pflügenden Vieh einherzuschreiten, Kartoffeln zu setzen, zwischendurch den Blick zum Himmel zu erheben oder zum Boden gewendet mit dem verachteten Unkraut Zwiesprache zu halten. Denn Friedrich wurde die poetische Form des jugendlichen Erlebens nicht los. So leuchtete ihm von ferne auch noch das Augenpaar jener Wilhelmine.

In den Stunden nach Feierabend und sonstigen Freizeiten suchte er die Kupfertafeln der Bücher seines Vaters hervor, besonders diejenigen, welche Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte darstellten. Eine Tafel, worauf das deutsche Alphabet mit vielen andern zusammengestellt war, beeindruckte ihn sehr überraschend. Er machte sich selbständig daran, unsere Schriftzüge aus den alten phönizischen Buchstaben abzuleiten. Dadurch verlor für ihn auch die griechische Schrift viel von ihrer Fremdartigkeit, und, wie sein Sinnen auch hier den alten Weg nach Vereinigung des Getrennten einschlug, so kam ihm aus Andeutungen Christophs die genauere Ahnung, daß alle Sprachen innerlich miteinander zusammenhängen müßten.

Aber mit alledem war die Frage nicht gelöst, was aus ihm werden sollte. Wiederholt wurde sie besprochen. Der Vater war einsichtig genug, auch des Herumgestoßenen Wunsch und Neigung mitsprechen zu lassen. Der aber liebte doch nur Berge, Felder und Wälder. So äußerte er als einzigen Wunsch, *irgendein Leben auf dem Lande* zu führen. In Wahrheit sprach dabei nur die Sehnsucht, seinem inneren Leben nachhängen zu dürfen, sich selbst zur Vollkommenheit eines Jesuslebens emporzuarbeiten. Der Vater schrieb an mehrere Ökonomen. Sie forderten zuviel Lehrgeld. Aber der vornehme Klang des Wortes Ökonom bezauberte das Gemüt des im bürgerlichen Leben so unbedarften 15jährigen. Er glaubte, der bloße Name Ökonom erhebe schon über den gewöhnlichen Landmann und nähere ihn dem Idealen. Klar war ihm dabei nur, was er anstrebe, ganz zu wollen, d. h. alles in sich vereinen zu müssen, was er bei denen vereinzelt sah, die auf dem Lande, in Feld, Wiese und Wald lebten: Bauer, Verwalter, als solcher Berechner, Jäger, Förster, Feldmesser. Bestimmt erklärte der Gefragte also nur: er wolle diese Berufe *in einer* Person darstellen.

Da war nun freilich wenig anzufangen, um so weniger, als Friedrich sich völlig gleichgültig zeigte, *an welchem* Punkte er einen ersten Schritt ins Leben tun werde. Für ihn war jeder Schritt zum Landleben der erste, und von *einem* jener Berufe her könne er alle übrigen erfassen und somit

‚Ökonom' werden. Da fiel bei den Beratungen im Frühjahr 1797 ein zweites Zauberwort: Geometrie. Das brachte die Entscheidung. Bruder Christoph und mit ihm der Vater atmete auf, als Friedrich nicht allein willig, sondern mit Freuden einstimmte, Geometer zu werden.

Der bald 15jährige hatte auch nicht die entfernteste Idee dessen, was das Wort Geometrie bedeute. Etwas Fremdartiges und darum Besonderes, mehr brauchte auch dieser Jugendliche nicht zu seinem Glück. Eine klare Vorstellung hätte ihn eher abgeschreckt. Eine luftige Brücke schlug die Erinnerung, irgendwo gehört zu haben, Geometrie wäre mit Rechnen verwandt. Jenseits der Brücke lockten die Worte Feldmessen, Flurenaufnahmen, Wäldertaxieren. Und alles das war einem Ökonom nötig, um ein vorzüglicher zu heißen.

Zum Glück machte der Vater in dieser Zeit die Bekanntschaft eines Forstmannes, der zugleich als Geometer und Taxator gerühmt wurde. Beide einigten sich, und ein zweijähriger Lehrvertrag wurde abgeschlossen, laut welchem Friedrich im Forstwesen, Taxieren, in Geometrie und Feldmessen unterrichtet werden sollte. Das dreivierteljährige Oberweißbacher Zwischenspiel des Jugendlichen ging zu Ende, freundlicher und verheißender als es sich angelassen hatte. Der dritte bedeutsame Johannistag im Leben Friedrichs sah ihn auf den Wege über Eyba, wo Bruder Christoph amtierte, hin ins Ausland, nach Hirschberg an der oberen Saale. Was tat's dem Scheidenden, daß diese Wanderung zur Sommersonnenwende des Jahres 1797 unter einem unglückseligen Reisesegen stand? Johann Jacob hatte Friedrich entlassen mit den Worten: er solle nur nicht kommen und über etwas klagen. Er werde nie gehört werden und im voraus unrecht bekommen.

* * *

1797 — 1802.

4.

Lehrzeit im oberen Saaletal. Erster Antritt in Jena.

Fröhlich zog Friedrich in die lachende Welt, obgleich nicht er, sondern der Vater die Tür der Kindheit hinter ihm zugeschlagen hatte. Vorerst lag das neue Feld vor ihm, grün und voll Sonne. Und da es von ferne wie wenn es was Rechtes sei aussah, so glaubte er wunder, was da zu holen sei. Das Schicksal aller Jugendlichen seiner Art.

Bis zu Hirschbergs schöner Gegend, die über das Ostende des Rennstiegs hinausführt, hatte er zwei Tagereisen zu Fuß. Vom Main heraufkommend bilden die Täler ein wald- und wiesenreiches Zwischenland, das den Thüringer mit dem Frankenwald verbindet. Die Berge liefern Holz, das aus versteckten Schründen in mächtigen Stämmen wochenlang zu Tale geflößt wird, wenn die wilden Bergwässer entfesselt werden. Friedrichs Försterei lag mehr als eine Stunde hinter Hirschberg, damals ein Städtchen voll armseliger Strumpfwirker. Abseits der Straßen begegnete er nur wortschweren Holzfällern und gelegentlich Köhlern, denen menschliche Sprache so bedächtig von den Lippen ging, wie der Rauch von den schwelenden Meilern, um die herum sie im schweigenden Walde hantierten. Aber Hirschberg selbst ruhte traulich an einem freundlichen Bogen des eingeschnittenen Saaletals. Und hoch ragte ein bescheidenes fürstliches Schloß, Sommersitz einer adligen Herrschaft, auf steilem Felshang und schaute auf die schwarz geschindelten Dächer herab. Die Bewohner waren ähnlich denen des Stadtilmer Unterlandes, kaum weltoffener als sie, doch leichtblütiger und lebenslustiger als im Bezirk der Ranzer. Der zwischen zwei Gebirgen eingeschnürte Landzipfel gehörte teils zum Bistum Bamberg, teils zum Fürstentum Ansbach-Bayreuth. Auf seinem Boden mischte sich katholisches und protestantisches Bekenntnis.

Friedrichs Lehrherr hieß Witz. Er war gebürtig aus einem Neuhaus und ein wirklich tüchtiger Mann. Tüchtig freilich von jener Art, die den Wert des Lebens darin sieht, nicht zu unterst sitzen zu bleiben. Mit guten Büchern über das Forstfach und die Geometrie hatte er sich aufwärts gearbeitet. Ihm waren auch die Flößgeschäfte übertragen. Die nicht ungefährliche

Arbeit der Flößer nahm den größten Teil der Zeit Witzens in Anspruch und hielt ihn monatelang vom Hause fern. Er nahm also den Anfänger bei der Hand, führte ihn vor seine Bücherei und ging davon.

Ganz selbstverständlich hatte der Ankömmling zu beginnen mit den ‚Jungendiensten'. Die Witzin ersparte ihm daran nichts. Es nahm damit und nahm kein Ende. Unter Friedrichs steigendem Verdruß ließ die Försterin ihn allmählich sein Lehrjungendasein immer härter fühlen. Ihn aber zog es zu den Büchern des Lehrherrn. Er begann mit einem kurzgefaßten Abriß der Mathematik, weil er damit an Bekanntes anknüpfen konnte und schritt weiter zu einem andern gleich faßlichen Abriß Gerstenbergs, des Jenaer Geometers und Topographen. Danach sah die Frau Förster den jungen Menschen müßig stehen und in die Gegend starren. Sie wußte nicht, daß dieser Traumblick geübt war schon von dem Kinde, das im elterlichen Gehöft ganz sich selbst überlassen stundenlang das Ruprechtsblümchen befragt hatte, was es ihm zu sagen hätte. Kindisch mußte es ihr erscheinen, wenn der Müßiggänger niederhockte zum Boden und aus Steinen, Erde und Moosen die Formen dieser Höhen und Täler nachbildete, oder wenn er mit einem Stecken die Linien der Abhänge und Wege in Sand ritzte. Gleichzeitig war die Sammelwut des Jugendlichen über Friedrich gekommen. Er schleppte von seinen Waldgängen Steinchen mit ins Haus und immer neue Pflanzen, die er preßte und selbständig nach äußeren Merkmalen zu ordnen suchte.

Eine längere Abwesenheit des Försters benutzte Friedrich dazu, eine Art Landkarte der Umgegend aufzuzeichnen. Es geschah heimlich, um sich vor sich selbst auszusprechen, wie andere Jugendliche ein Tagebuch führen. Denn die bunten Linien und Flecke der Karte sagten ihm alles wieder, was er still für sich zeichnerisch an Eindrücken mit ihnen verband, wie daheim die Einritzungen in Vaters glattes Papier. Als der Lehrherr zurückkehrte, blieben der Försterin Klagen über Friedrichs Nachlässigkeit und Verträumtheit oder gar Harthörigkeit nicht außen. Auch ihr Spott über den eingebildeten Burschen wird nicht geschwiegen haben. Denn der Pfarrerssohn stolzierte jetzt in großen Kanonenstiefeln durch den Wald, ungeheuere Federbusche am Hute. Das meinte der Jugendliche seiner Würde als Förster schuldig zu sein. Was aber sagte ihm Feld, Wiese und Wald? Dort, im Rauschen des Waldes, im Zittern des Lichts, wo die Falter über die Wiesenpracht taumelten, wob vor seinen Augen ein etwas, ein einziges, am lebendigen Kleide der Gottheit. Oder war dies einzige der Geist Gottes selbst, der mit mildem Wehen die spärlichen Felder streichelte oder unter Blitzen geballter Wolken Segen über die Erde streute?

Friedrich dachte dies Unerklärliche sich unter einem Feld-, Wiesen- und Waldgeist, und von dem Augenblicke an wurde auch seine ganze innere Welt von etwas einzigem belebt und erfüllt, von der Ahnung eines höheren Zweckes der Menschen. Friedrich erlebte auf höherer Stufe des Jugendlichen, was in der Sakristei Oberweißbachs angelegt, unter den Schauern des Segens seiner Konfirmation ihn so vergänglich beseligt hatte: die in ihm wiedergeborene Welt wurde jetzt erst wirklich sein eigen. Unbeachtet reifte der Jugendliche zu einer Persönlichkeit. Und diese lebte ein Leben in eigener Kirche, ihr kirchliches Leben in der Natur und mit der Natur.

Das neue Dasein fesselte ihn mehr, als gelegentlich der sonntägliche Gottesdienst. Sein Beruf und die Feiertage hätten ihn mit Menschen mancherlei Art zusammenbringen können. Er aber ging seiner Selbsterziehung, Selbstbelehrung und Erhebung nach. Aus der Ferne, weit hinter dem Abendrot, das wundersame Wolkenberge und -buchten emporhob, standen die Augen Wilhelmines wachend über seinem Wandel. Die beständig würzige und gleichmäßig gesunde Luft, das Streifen durch Wald und Höhen zu den verschiedensten Stunden des Tages und die derbe Kost brachten ihn körperlich voran. Er fühlte wohl die Lust, es mit der Welt aufzunehmen. Aber er fühlte sie in der Art des reinen Jünglings.

Einen solchen drängt es, die Welt so neu und gut aufzubauen, wie er sie in seinem Innern erahnt. Diesen Drang pflegen tiefer angelegte Jugendliche in endlosen Selbstgesprächen mit andern auszukosten. Einen Partner hatte der einzige Lehrling des Försters nicht zur Seite. Ihm taten die Sterne der Waldnacht den Dienst der Zwiesprache. Ein Umstand steigerte deren Inhalt. Friedrich hatte von der wandernden Schauspielertruppe im Schlosse zu Hirschberg vernommen. Nachdem er eine ihrer Vorstellungen gesehen hatte, blieb fast keine der folgenden von ihm unbesucht. Da war aber jedesmal der einsame Heimweg vom Städtchen nach Hause bei dunkler oder sternheller Nacht; gerade der erlaubte ihm die Eindrücke und so auch jeden Vorwurf innerlichst zu verarbeiten.

In einsamer Entwicklung hatte er bisher genug Bedrückung erfahren, aber doch nur den Druck der Enge, in der er aufgewachsen war. Die bürgerlichen Verhältnisse jener Zeit waren ihm fast unbekannt. Er wußte bis dahin nichts von der traurigen Abhängigkeit der breiteren Gesellschaft, der ein Schiller mit seiner ‚Luise Millerin', Iffland mit seinen ‚Jägern' zu Leibe ging. Dafür erlebte er das Theater reinweg in jenem sittlichen Geiste, mit dem Iffland und Schiller die Bühne von Mannheim aus als moralische Anstalt in den Dienst der Erziehung gestellt hatten. War es verwunderlich, als Friedrich just auf eine Vorstellung von Ifflands ‚Die Jäger' stieß, daß dies Erlebnis ihn, den angehenden Förster, „gewaltig

ergriff" und zu den „bestimmtesten sittlichen Entschlüssen" anregte? Er war diesem Ansturm in jeder Weise ausgesetzt.

Schillers Xenien sagen unter der Überschrift: ‚Nachbildung der Natur':

‚Was nur einer vermag, das sollte nur einer uns schildern:
Voß nur den Pfarrer und nur Iffland den Förster allein.'

Es muß also etwas sein mit der Echtheit der Ifflandschen Schilderung. Und wie sehr konnte Friedrich sich einbilden, hier ein Kenner zu sein, einschließlich der unglückseligen Leidenschaftlichkeit, die dem Haupthelden des Stückes, dem Jäger Anton zum Unheil gereicht. Ifflands leidenschaftlicher Jüngling litt für den Frieden am häuslichen Herd. Das Ganze riß wie eine Predigt zu opferwilliger Hingabe fort. Der Hörer hat die Rolle des Anton als Spiegel des eigenen Wesens geliebt, den Helden gleichzeitig gehaßt, ihn in sich zerfleischt mit dem Zorn, den er einst bei der Ringgeschichte empfunden. Es war nicht mehr Friedrich, sondern schlechthin der Förster Anton, der da in Kanonenstiefeln und Federbusch durch den mitternächtlichen Wald ins Haus der Witzin zurückkehrte. Wie würde er diesen Helden dargestellt haben mit Toben und Rührung, und den lauschenden Menschen auf den Bänken zu seinen Füßen ans Herz greifen, wie ihm selbst geschehen.

Auf sich selbst angewiesen kam dadurch auch dieser Jugendliche einen Augenblick durch die Bühne in Gefahr, alle Brücken hinter sich abzubrechen und in die Welt zu gehen, von fern vergleichbar dem Goetheschen Helden in ‚Wilhelm Meisters theatralischer Sendung'. Noch machte ihm sein Gewissen zu schaffen: er fühlte, auf Wegen zu wandeln, die der strenge Vater mißbilligte. Als er voll kindlicher Einfalt seine Freude am Theaterbesuch einem Briefe nach Oberweißbach anvertraute, fehlte wenig, daß von dort ein Verbot kam, die Vorstellungen weiter zu besuchen. Der Vater bezeichnete Friedrichs Handeln als höchst strafbar. Wie nun? Klagen, das war ihm eingeschärft worden, sollte man nicht hören lassen; seine Freude mitzuteilen wurde ebenfalls verwehrt. Da setzte Friedrich, in seinem heiligsten Empfinden gekränkt, dem Vater keck entgegen, er stelle den Schauspielbesuch seinem besten Kirchenbesuch zur Seite. Der Vater war zwei Tagereisen entfernt, die Sache nahm ihren unabwendlichen Lauf. Die Leidenschaft für das Schauspiel wucherte fort und führte den Einsamen zu den Schauspielern. Unter ihnen zog ihn besonders ein ernster junger Mann an; mit dem sprach er über seinen Beruf. Der Forstlehrling hatte dem Schauspieler Glück gewünscht, Glied einer Gesellschaft zu sein, die so schöne Wirkungen im menschlichen Gemüt hervorzubringen imstande sei.

Das Schicksal wollte ihm wohl. Friedrich war zu dieser Aussprache auf einen der besten der Truppe gestoßen. Dieser ernste, junge Mann empfand

sofort, daß das ihm entgegenglühende Herz keinen Begriff von der Kunst hatte, zu der es schwärmte, daß Friedrich bestenfalls nur sich selbst spielen konnte, daß er vielleicht beim ersten Auftreten unterm Gelächter der Zuschauer mit Tränen von der Bühne gestürzt wäre, wenn nicht schon die ersten Proben mit ihm das leichte Volk der Komödianten entweder zur Verzweiflung, wahrscheinlicher zum übermütigen Spott gebracht hätten. Der redliche Mann enthüllte ihm das glänzende, täuschende Elend bei der Schmiere und gestand, daß er nur notgedrungen diesen Beruf gewählt habe und ihn sobald wie möglich verlassen werde.

Geheilt von dem unsinnigen Gedanken, als Schauspieler seine religiöse Dankbarkeit gegen die Kunst im Dienst an den Menschen abzutragen, wurde der Schwärmer aber nur durch sich selbst. Er hatte das frische Blut seiner jungen Jahre ahnungslos in den Kreis leichtfertiger Menschen getragen. Es konnte dort auch bei flüchtigstem Blick hinter das Theater nicht unempfindlich bleiben gegen Versuchungen, die zu den selbstverständlichen Erscheinungen einer herumziehenden Truppe jener Zeit gehörten. Umspielen sie doch noch heute jeden Unerfahrenen beim ersten Zutritt wie die Luft eines Treibhauses.

Kam ihm nun zur rechten Zeit des Vaters Mißbilligung in den Sinn, oder zerrissen spöttische Blicke und leichtfertige Redensarten die Schwüle, so daß dem Tölpel plötzlich der scheltende Vater im Amtszimmer der Oberweißbacher Pfarre vor Augen stand — er fand den Weg zurück. Friedrich hatte unter der lockendsten Versuchung ein für alle mal die lastendste Fessel reineren Strebens fliehen gelernt. Aber nicht, ohne „widerwärtige Selbsterfahrungen" davon zu tragen.

In diesen Tagen wird es gewesen sein, daß er die beiden Augen seiner Jugendliebe tiefernst auf sich gerichtet fühlte. Es scheint mit des Himmels Sternen geschehen zu sein. Beim nächtlichen Heimstürmen erblickte er plötzlich das W der Kassiopeia als Anfangsbuchstaben ihres Namens Wilhelmine. Von dem Abend an fügte er das W, endend in eine verheimlichende 3 als Schlußschnörkel, seiner Unterschrift Fröbel bei. Das war sein jugendlicher Eid, ihr treu zu bleiben.

Hirschberg beherbergte den Arzt der Gegend. Ihn mochte der Aufzug des jungen Menschen, der da so stracken Schrittes seinen Weg ging, an ferne glückliche Studentenjahre erinnern. Jedenfalls lachte er nicht über den noch nicht flügge gewordenen Kauz. Selbst ein Liebhaber der Natur, hatte er Freude an den naturoffenen Augen unter den kecken Federbüschen und entdeckte im Gespräch mit ihm etwas vom Ernst eines für die Studien bestimmten Grüblers, so daß er Friedrich zum Wiederkommen einlud.

Was für den Landarzt eine freundliche Abwechslung im Leben des Alltags bildete, für den Herumgestoßenen bedeutete das die erste Anerkennung, die er seitens der „Welt" erfuhr. Selbstverständlich pflegte Friedrich den Verkehr nach Möglichkeit und hat daraufhin im Vorfrühling des Jahres 1797, also nach $1^1/_2$ Jahren, auch endlich durchzusetzen vermocht, von den Jungendiensten befreit zu werden. Der Eindruck war wesentlich: Umgang mit der Wissenschaft gab doch ein anderes Ansehen.

Zu Bruder Christoph flatterte der erste Wunsch, doch auch studieren zu dürfen.

Unterm Verkehr mit dem Arzt war die Mathematik zurückgetreten. Auch das Studium des Gerstenbergkschen Abrisses war soweit erledigt, daß die geometrischen und planimetrischen Verhältnisse klar vor seinem Auge lagen. Friedrich meinte jetzt, jeder Bauer müsse zu ihrer Einsicht imstande sein. Sein Gönner lieh ihm botanische Bücher, darunter wohl einen Abriß von Voigt, dem Jenaer Gelehrten. Wurde der Forstlehrling dadurch nun auch mit andern als den Waldpflanzen bekannt, so gelangte er über das bloße Sammeln hinaus zu einem ersten Ahnen von systematischem Wissen. Doch ging sein Sinnen allsogleich *über das Systematische bloßer Gelehrsamkeit hinaus*. Dies war durch das Suchen des Gleichartigen und des Unterschiedlichen bei allen Pflanzen zu erschließen, also an dem *Wie* aller Erscheinungen. Ihn aber beschäftigte immer zugleich *die Frage des Forschers: Warum* erscheint jedes Ding so in eigener Art?

Und nun wurde er zum ersten Male der Grenze bewußt, die das augenblickliche Dasein seinem Suchen nach dem unerklärlichen Einen und so seinem Streben nach Vollkommenheit setzte. Mit Leidenschaft hatte er zumal seit Beginn 1799 den Kreis abgeschritten, den die äußere Umgebung ihm bot. Die Hirschberger Erde, ihre Pflanzen waren ihm vertraut, daneben wenige und nur die gewöhnlichen Tiere des Hauses und Waldes, keine Amphibien, keine Fische. Von den Wissenschaften des Geistes ahnte er nicht mehr, als daß Mathematik sich nicht erschöpfe in gewöhnlicher Geometrie, Feldmessen und Rechnen. Am meisten drückte es ihn, die unerhörte Mannigfalt des unerklärlichen Erdgeistes so deutlich zu empfinden und doch die Frage des Warum in dem Wie nicht aus eigener Kraft lösen zu können. War ihm das schon hier in dem beschränkten Umkreis nicht möglich, so erst recht nicht in der ungeheuren Weite, die rund herum hinter den Bergen auf ihn wartete.

Da klammerte sich Friedrichs Sehnsucht an die Namen der beiden Jenaer Professoren, deren Abrisse er durchgearbeitet hatte, Gerstenbergk und Voigt. Er dachte sich unter ihnen Halbgötter, nämlich Männer, wie es

wenige gab. Glücklich, wer unter ihnen in Jena der Selbstvervollkommnung leben durfte. Der Arzt, im Wohlgefallen an dem Eifer der jungen Seele, ließ sich verleiten, den Forstlehrling aufzufordern, Naturwissenschaften zu studieren. Ja er verstieg sich zu dem Anerbieten, die Kosten eines Semesters für ihn zu übernehmen. Als Anerbieten faßte jedenfalls Friedrich solche Worte auf, die im Gespräch viel leichter gemeint waren. Von da an nahm der Gedanke an die Universität Jena des Jünglings ganzes Denken gefangen.

Das Ende der Lehrzeit bei Witz nahte. Der Förster stellte ihm ein völlig genügendes Zeugnis aus, rechnend, Friedrich damit als Gehilfen für sich zu gewinnen. Der aber ließ sich nicht einen Tag länger, als vertraglich ausbedungen war, in Hirschberg halten. Wahrscheinlich hat Friedrich mehr als offenherzig seinen Dank für alles Erfahrene beiden Witzen zu Füßen gelegt. Trotz des günstigen Lehrbriefes ging darum sofort nach seinem Abschied vom Förster an den Vater in Oberweißbach ein Schreiben, in dem bittere Klagen standen. Der eingebildete Mensch sei sehr einer weiteren Lehre bedürftig, die Schuld daran liege ganz bei Friedrich. Und wenn aus diesem trotzigen Menschen noch etwas werde, so könne man solche Voraussage jedem anderen ohne weiteres stellen.

Ahnungslos, was sich von neuem zusammenbraute, zog am Johannistag 1799 ein Glücklicher dem Vaterhause zu. Ihn trug das Bewußtsein, nicht als verlorener Sohn heimzukehren, und er war stolz darauf, nie geklagt zu haben. Bei Bruder Christoph, dem Pfarrhelfer in Eyba, machte er einige Tage Halt. Was war aus dem schüchternen Überknaben von 1797 geworden! Denn nicht Federhut noch Kanonenstiefel allein gaben seinem Eintritt beim staunenden Christoph Wucht. Vorm Bruderherz öffneten sich die Schleusen seines Innern. Hat Friedrich eine Andeutung auf Wilhelmine gemacht, dann mochte Christoph wohl lächeln. Und wehmütig dazu; denn er selbst hatte sich damals entschlossen, eine Frau heimzuführen, nach einstmals häufigem Brauch eines Kandidaten die Tochter eines Pfarrers, womit sich die Aussicht verband, ins Amt des Schwiegervaters einzurücken. Jedes weitere Wort darüber schloß freilich die innerste Falte der schwärmenden Seele Friedrichs. Aber um so bedeutender öffnete sich dessen Mund zur Mitteilung seiner Pläne, die sich an die Hoffnung auf Jena knüpften.

Christoph fühlte alle Regungen des jüngeren Bruders nach. Ihn selbst hatte des Vaters Wort und Ernst früh gefesselt, er war schon im eigenen Jünglingsalter nur schwer imstande gewesen, sein eigenes Innere zu vertreten. Dem jetzt 29jährigen lagen die Verhältnisse im elterlichen Hause klar, er sah aber auch, was dem Bruder zu einem erfolgreichen Besuch einer

Universität fehlte. Ihm wurde bange vor der frischen Kraft und dem Glauben an den eigenen Stern, die beide sich weder durch geäußerte Zweifel noch durch Einwendungen bei dem jüngeren brechen ließen.

Was insbesondere den Plan mit Jena anging — war nicht Friedrichs dunkler Begriff eines Feld-, Wiesen- und Waldgeistes dem Pantheismus Schellings ähnlich wie ein Ei dem andern, jener Lehre, die eben begann, diese Universität zum Treffpunkt aller romantisch-heidnischen Geister zu machen? Sollte Friedrich diese Nähe frommen, ganz abgesehen von der Frage, wie des Vaters Rechtgläubigkeit sich zu dem Wunsche seines Schmerzenskindes stellte? Schlimmer als das: was da im Kopfe des Bruders als Begriff des Gelehrten gärte, war genau entsprechend dem Geiste der Wissenschaftslehre Fichtes, jenes Mannes, der gerade jetzt unter dem Vorwurf des Atheismus von Jena entlassen in Rudolstadt brotlose Tage verwartete. Auf keinen Fall erschienen philosophische Vorlesungen in Jena für Friedrich das Rechte. Wenn er also wider Erwarten dorthin gelangte, dann konnten nach Christophs Rat nur praktische Vorlesungen sein Ziel sein.

Mitten in dieser Beratung langte ein Brief aus Oberweißbach an. Das vernichtende Schreiben Witzens war beigelegt; des Vaters Text dazu kann man sich denken. Jetzt war es Zeit, vorzugehen wie der Anton in Ifflands Jägern. Dem Bruder legte Friedrich seine Zeichnungen, seine Durcharbeitung verschiedenster Bücher vor, von denen Witz nie Kenntnis erhalten. Er gab ihm die Beweise für die gewissenlose Handlungsweise seiner Lehreltern und faßte alles das nach Antons Vorbild zusammen in eine Anklageschrift gegen den ungerechten Verwalter seines Amtes. Christoph schüttelte den Kopf, daß Friedrich nicht schon während der Lehrzeit sich beklagt hatte; aber er konnte doch nur beiseite blicken, als er vom Reisesegen vor 2 Jahren vernahm. So riet er nur, vorläufig daheim nichts über seine Hoffnung auf Jena zu sagen.

Der Sonnenschein, der besonders in der letzten Zeit Friedrich erwärmt hatte, war mit einem Male wieder völlig verschwunden. Kalt und rauh umgab das Leben in Oberweißbach den Heimgekehrten. Die Stiefmutter sah ihr eigenes Urteil durch Witzens Briefe bestätigt. Der Vater schrieb hierhin und dorthin, da Friedrichs Bleiben sich als undenkbar erwies. Er schickte ihn auf einige Tage zu Christoph nach Griesheim, 1 Stunde von Stadtilm, wo dieser die Tochter des Pfarrers North geehelicht hatte. Eine Aussicht Friedrichs für Niedersachsen nahm lange Wege. Trost erfuhr Friedrich nur in der Hoffnung auf ein gutes Saalfelder Reißzeug, mit dem er in Oberweißbach seine Übungen im Zeichnen selbständig fortzuführen gedachte. Er hatte den Trost nötig, denn die Vorwürfe daheim kamen nicht

zur Ruhe, mochte Friedrich sich auch mit Zeichnen und Tuschen in seiner Schlafkammer verkriechen. Man quälte sein Selbstbewußtsein bis aufs Blut. In einer Rechnungslegung über seinen Aufwand hatte er fahrig und gleichgültig gegen solche weltlichen Angelegenheiten einen Posten doppelt angesetzt. Der Vater sah darin den Versuch, ihn zu hintergehen. Der Mann trat ins biblische Alter, litt körperlich, und der Gebrauch einer Brunnenkur machte ihn nicht weniger grämlich und mißtrauisch. Die Mutter aber kam bei jedem neuen Vorkommnis auf das Urteil des Försters Witz zurück. Aus der Ferne trat noch einmal Christoph für den Bruder ein. Das wurde ihm leichter als für sich selbst zu sprechen. ‚Freilich ist es wahr, daß er sein widriges Wesen noch nicht ganz abgelegt hat und besonders bei Behauptung seiner Meinungen heftiger ist, als es sich für einen Menschen von seinen Jahren schickt. Ob aber Witz anders gehandelt haben würde, wenn sich Friedrich geschmeidiger betragen hätte, daran zweifle ich sehr.' Klug gewann der treue Christoph den Vater für seine Verteidigung durch den Hinweis auf Friedrichs unverhältnismäßigen Jungendienst und die sonstige schlechte Behandlung. Er zielte nicht ohne Erfolg auf die rechtliche Gesinnung und den Stolz Johann Jacobs, indem er schrieb: ‚Witz handelte ja mehr schlecht an Ihnen, da Sie ihm Ihren Sohn zum Unterricht anvertraut hatten. Daß Friedrich von sich etwas eingenommen ist, glaube ich auch. Inzwischen ist dies ein Fehler, den er mit mehreren jungen Leuten in dem Zeitpunkte gemein hat, wenn sie an sich einen größeren Anwachs ihrer Kenntnisse bemerken. Und Friedrich ist wohl insofern einigermaßen zu entschuldigen, weil er so oft Gelegenheit hatte, die Unzulänglichkeit der Kenntnisse seines Lehrers zu bemerken und durch eigenes Studium vieles deutlicher einsehen lernte als jener. — Aber gewiß bleibt es dennoch, daß er sich durch ein anmaßendes, eingebildetes Betragen eben nicht empfehlen würde. Ich habe ihm Bescheidenheit sehr empfohlen und an seine noch so mangelhaften Einsichten erinnert. Kommt er unter Menschen, wo er mehr Gelegenheit hat, ihr Übergewicht über ihn zu fühlen, so wird, denke ich, schon der Anstrich von Anmaßung wegfallen.' Für die Stiefmutter hat der kluge Vermittler die Bemerkung, daß Carl Poppo — er besuchte die höhere Schule in Rudolstadt —, sich während seiner Anwesenheit gut gehalten habe. Als Nachschrift folgt dann die Bitte an den Vater: ‚Schlagen Sie Friedrich durch Vorwürfe vor seiner Abreise doch nicht zu sehr nieder!'

Stummer als zwei Jahre zuvor, wenn auch nicht stumpfer, fügte sich Friedrich in sein Geschick, nun ihm das Ziel seiner Träume, Jena, mit jedem Tage weiter aus dem Auge rückte. Er brütete über einem Riß und die nötigen Erläuterungen dazu, suchte die Gründe zur Auflösung einer irgend-

wie verwickelten Aufgabe oder eine schwerere Berechnung, um etwas dergleichen als Probe an die Dienstversorgungsanstalt in Leipzig einzusenden. Im übrigen ließ er, wie bei der Berufswahl, die andern über sein Los würfeln. Ehe 14 Tage ins Land gegangen waren, schickte man ihn nach — Jena. Nur um Geld für Bruder Traugotts medizinische Studien zu bringen, aber doch

— nach Jena!

Friedrich ließ sich nichts merken. Er faßte nur den Mut, den Vater um einige Tage Aufenthalt dortselbst zu bitten, indem er versprach, die Augen aufzumachen für alles, was zu einem praktischen Beruf führen konnte.

Ein Wallfahrer war es, der bei Rudolstadt seine Hirschberger Saale begrüßte. Sie gab ihm alle Grüße vom heiligen Wald- und Wiesengeist dort oben wieder und begleitete nun in endlosen Windungen den geraden Weg zum gelobten Ziele, als wollte sie locken, den Fußpfad durch die Wiesen jenseits des andern Ufers zu nehmen. Und dann verlangsamte sich doch Friedrichs eilender Fuß, als er in den merkwürdigen Talkessel Jenas einging. Niemand kann sich dort dem Eindruck seltsamer Bildung versunkener Zeiten entziehen. Diesen Ankömmling grüßte vorm Eintritt in die traulichen Gassen der Universitätsstadt in monumentaler Sprache nun wirklich sein alter Vertrauter, der Erdgeist. Und Friedrich war ohne weiteres klar: hier wartet deiner die Geometrie. Alles andere wird sich finden.

Die kleine Summe an Traugott war kaum übergeben, da bestürmte er ihn um seine Nachschrift in einem Brief an den Vater. Wenigstens 14 Tage sollte er Friedrich für Jena erlauben. Sie würden wohl benutzt werden mit Zeichnen und Tuschen, mit reiner und angewandter Mathematik als Gasthörer bei Professor Stahl, vor allem mit Feldmessen, topographischer Zeichnung und topographischer Aufnahme der Gegend unter von Gerstenbergk. „Da aber der Herr Dekan von Gerstenbergk in sehr elenden Umständen und daher genau ist, Ihnen aber und mir besonders viel an letzten drei Übungen gelegen war, so war unumgänglich nötig, eine Stunde bei demselben zu nehmen, welches topographische Zeichnung ist, die monatlich, wöchentlich 3 Stunden, 1 Laubthaler kostet."

Der Studiosus Traugott, mit neuen Talern in der Tasche, war gut gelaunt gewesen, dem Bruder den halben monatlichen Betrag vorzuschießen, um so mehr, da Friedrich ausdrücklich erwähnt hatte, ihn durch den Vater bei Gelegenheit zu ersetzen. „Denn entbehren wird Traugott ihn wohl nicht können." Diese Borggeschichte zog Folgen, an die Friedrich nicht im entferntesten gedacht hatte.

Der Vater daheim nahm Friedrichs kurzen Entschluß über Erwarten freundlich hin. Traugott hatte versprochen, dem Bruder auch durch seinen ‚Stubenpurschen' einiges zeigen zu lassen und die Kosten des Aufenthalts

so gering wie möglich zu machen. Gleichzeitig war ein Brief Friedrichs aus Jena zu Bruder Christoph nach Eyba geflogen, offenbar überdacht schon beim Abschied vom Grabe der Mutter. Daraufhin hatte Christoph die Sache recht praktisch vorangetrieben. Ein Schreiben von ihm unterm 24. August 1799 enthüllte dem Vater Friedrichs Studiensehnsucht, von der er, Christoph, etwa seit einem Jahre wisse. Dann kam er auf des Bruders Erbteil zu sprechen. Bisher hätten nur die Zinsen vom mütterlichen Nachlaß für ihn zur Verfügung gestanden. Der Vater habe sich diesen Verlust gern gefallen lassen, um dadurch einen festen Grund zum Glück des Sohnes zu legen. Jetzt sei Friedrich gereift, habe auch den älteren Traugott als Aufsicht zur Seite. Seine Neigung zur Wissenschaft sei durch die bemerkten großen Lücken stark geworden. ‚Ich denke, er wird gewiß Fleiß anlegen, um so viel zu profitieren als möglich, — wozu ihn sicher auch das anspornen wird, daß er sein künftiges eigenes Vermögen dazu verwendet.' In aller Vorsicht schlug Christopherus vor, den Bruder ein ganzes Jahr in Jena zu lassen, und gab als Miterbe die Zustimmung, wollte der Vater jenem dazu das mütterliche Erbteil allmählich auszahlen.

Der geforderte Entschluß war eine harte Nuß im Pfarrhause zu Oberweißbach, vorgelegt auch von Friedrich selbst in einem Briefe von 10 Tagen zuvor. Alles Hoffen, kindliches Bangen in lebensernster Entschiedenheit, Friedrichs praktische Bereitschaft und mutige Vorsicht war in diesem unterm 12. August 1799 begonnenen Schreiben zutage getreten. Ein ähnliches Zeugnis wird sich so leicht nicht wiederfinden. Hier strebte ein Jüngling von 17 Jahren und wenigen Monaten zur Hochschule, nicht mit der Kraft des geübten Schwimmers, sondern gleich einem Antäus beim bloßen Berühren des Mutterbodens, völlig unfertig, und doch treffsicher.

Nicht ohne Erfolg führte Friedrich die Waffen des Vaters, dessen entschiedenen Willen und Rechtlichkeit, ins Feld. Die leidige Geldfrage hatte ihn einen Rechtsanspruch kennen gelehrt, während bisher die Zinsen seines Erbteils an den Liegenschaften Jacobine Eleonore Hoffmanns schlechthin als ‚Geschenke' aufgefaßt worden waren. Seine Ehrerbietung verhinderte, daß die neue Empfindung ungebührlich hervortrat. Er vertraute kindlich dem Familiensinn im Vaterherzen und offensichtlicher noch dem Blutsgefühl beim Königsseer Bruder seiner Mutter, dem dortigen Superintendenten Hoffmann, der ihm bisher zwar nicht besonders nahe getreten war, bei dem als gerichtlichem Vormund aber die letzte Entscheidung lag.

Die Sache wurde ins reine gebracht nach Friedrichs Rückkehr am Schluß des Sommersemesters. Zwar die Stiefmutter meinte, was bereits geschehen, möchte für ihn genügen; er könne doch jetzt schon

überall sagen, einmal durch die Kollegien gegangen zu sein. Trotz mancher Bedenken vermochte Friedrich den Vater dazu, ihm mit einigen Zeilen die Befähigung zu kameralistischen Studien zu bestätigen. Auch der Vormund machte keine weiteren Schwierigkeiten. Mit Beginn des Wintersemesters 1799 hatte Friedrich die Erfüllung seines Wunsches, den Inbegriff aller, errungen und kam als ein Freudetrunkener, gleichsam betäubt nach Jena.

* * *

5.

‚Student' in Jena. Ansatz zum Höhenflug. Karzer.

Nur zu anspruchsvoll gab sich das Vertrauen zu Friedrichs $17^1/_2$ Jahren, die so fern von der Welt zugebracht worden waren. Er erhielt den kleinen Wechsel auf das erste Halbjahr in runder Summe auf einmal mit auf den Weg. Alsbald begann der Borg mit dem halben Laubtaler zu wuchern: Traugott war in augenblicklicher Geldverlegenheit und lieh sich nun seinerseits von Friedrichs Wechsel und gleich die größere Hälfte. Vom ersten Tage an galt es nun, doppelt zu rechnen, und da das verliehene Geld in keiner Weise wieder einzubringen war, so sollte sich an den schlimmen Anfang ein trauriges Ende schließen.

Zunächst hatte Friedrichs Gemüt vollauf Ablenkung. Der naive Philosoph erwartete Aufschluß über das Wie und Warum aller Naturerscheinungen, und da er vorübergehend etwas von Keppler und dessen Gesetzen gehört hatte, ihm auch schon früh die Ahnung planetarischer Verhältnisse unter Bruder Christophs Erklärung angesichts der Sonnenuhr erwacht war, so schwebte ihm etwas von „sphärischen Gesetzen" als Lösung vor. Was wollte da Geld und Geldesnot besagen! Der Bettelarme empfand, daß er etwas Hohes wollte. Und da er wollte, was er als das Höchste erkannte, so war er schließlich sogar stolz darauf, in jeder Hinsicht als eine wahre Naturpflanze zur Universität gekommen zu sein.

Die Hirschberger Stutzerschaft mit der Livrei des Wiesen- und Waldgeistes kehrte sich nach innen: In dörfischer Tracht, der Vertraute des Erdgeistes, ging er in seinen alten Lederhosen zu Jena nicht weniger strack seines Weges als zuvor. Nur war es ihm seltsam vorgekommen, bei der Immatrikulation als Studiosus der Philosophie angesprochen zu werden. Dem Rate des Bruders und des Vaters folgend, hatte er nur an ganz praktische Wissenschaften gedacht und von Philosophie hegte er einen ganz andern, sehr hohen Begriff, den er bescheiden den Stadtmenschen überließ. Gaben ihm aber seine Halbgötter für sein Streben nach Mathematik

und Naturwissenschaften schriftlich und mit dem Siegel Universitatis Jenensis beglaubigt einen so hohen Titel, so trug er mehr von Würde mit sich herum, als er erwartet hatte.

Im übrigen sorgte sein unzureichender Bildungsgrad und das eigene Temperament dafür, daß er während des ganzen Aufenthalts in Jena höchst zurückgezogen lebte und selten an öffentlichen Orten erschien. Nur das Schauspiel, das er noch immer leidenschaftlich liebte, wurde zuweilen besucht. Er war kein richtiger Student, am wenigsten ein Jenaer, im damaligen Treiben übermütiger Jugend. Ihm entgingen dadurch Werte, auf die selbst das Philisterium mit Wehmut zurückschaut, wie man in Fritz Reuter bei Hanne Nütes Abschied nachlesen kann. Es gehörte schon Friedrichs ganze Kindlichkeit dazu, um unter der Schutzfarbe eines vorzeitigen Philisters innerlich jung zu bleiben.

Daß manchen der ganze Kerl so ledern erschien wie die alten Hosen, die er trug, mochte noch angehen. Fördern indessen konnten ihn auch Freundschaften nicht, die in solchen Fällen vergänglich am Wege blühen. Auch er gewann solcher Duzbruderschaften eine ganze Reihe. Zumeist waren es junge Ungarn, anlehnungsbedürftig weit mehr als er selbst, wie er aber damit beschäftigt, erst einen eigenen Standpunkt zu finden. Das kam zum Ausdruck in einem Halbdutzend Eintragungen für Friedrichs Stammbuch, bei denen fast jeder zu Zitaten griff, schülerhaft, aber liebenswert in drolliger Selbstbewußtheit. Frauen schienen für diesen Kreis abgemeldet zu sein. Verbesserte doch einer von ihnen Schillers ‚Ehret die Frauen' in ‚Ehret die Freuden, sie flechten und weben / Himmliche Rosen ins irdische Leben'. Die übrigen beschworen Rousseau, Seneca, Jung-Stilling, Garve, letzteren ein ungarischer Freund mit der Ausschrift: ‚Philosophie mit allem, was im weitesten Umfange der Bedeutung zu ihr gehört, — Politik und Haushaltungskunst — kann man im Notfalle, und wenn natürliche Fähigkeiten und Wißbegierde dem Unterricht zu Hilfe kommen, aus gelegentlichen und fragmentarischen Belehrungen erlernen.'

Damit erschien Christophs Rat gerechtfertigt. Sonst wäre Friedrich, der, was er angriff, ganz wollte, wohl auch Studiosus der reinen Philosophie geworden. So aber zogen ihn theoretisch-philosophische Vorlesungen gar nicht an. Er scheint nicht ein einziges Mal, sei es auch nur als Zaungast, Vorlesungen Schellings besucht zu haben, dessen Stern und mit ihm die Naturphilosophie in seinen Jenaer Jahren lockend und leuchtend aufging und ihn sein gesuchtes Einzige wohl schneller hätte finden lassen können. Aber das, was Friedrich die Genossen von Philosophie sagen hörte, zeigte ihm alles auf diesem Felde so willkürlich, widernatürlich trennend und in der Zerstückelung tot. Schließlich hielt ihn gerade der Besitz

seiner naiven Naturphilosophie, „ein eigenes Etwas", von solchen Studien fern: er folgte dem Gefühl, ihm werde das Besondere, wenn er es nötig habe, keine Kopfschmerzen verursachen, weil sein Geist das Allgemeine leicht faßte. Hier liegt übrigens der Schlüssel für jeden, der Friedrich Fröbels Art, die Welt zu erfassen, verstehen will.

Für ihn stand fest, er wollte kein verächtlicher Streber sein. Seine Sehnsucht nach einem Leben auf dem Lande gab seinen Studien den ihm genügenden höheren Sinn, und damit fühlte er sich als würdiger Sohn der alma mater. Aber niemand neben sich, der sein Selbstbewußtsein geleitet und ihm den Vorteil des gesunden Fuchsentums gezeigt hätte, verlor er, um Zeit zu gewinnen, kostbare Zeit. Traugott war Mediziner, stand vor dem Abschluß seiner Studien und kümmerte sich sehr wenig um Friedrich, dem es seinerseits peinlich wurde, immer nur als Mahner um Geld zu erscheinen, obgleich er schon nach einem halben Jahre mit der eigenen Barschaft zu Rande war. Er besuchte Traugott immer seltener. Studienberatung, um schneller den rechten Zugang zu den Studien zu finden, diese Hilfe war nur zu gewinnen mit den Opfern dienender Brüderschaft bei reiferen Semestern. So hinderte alles diesen vorzeitigen Hochschüler am rechten Anfang. Er war mit seiner Weisheit bald ebenso zu Ende, wie mit seinem Gelde.

Gleich einem Hungrigen hatte er überfallen, was sich seinem Geiste zur Nahrung darbot. Natürlich, daß er sich bald überlud. Er hörte Vorlesungen über angewandte Mathematik, Arithmetik, Algebra, Geometrie, Botanik, Mineralogie, Naturgeschichte, Physik, Chemie, Kammerwissenschaften, über die Zucht der Waldbäume und das Forstwesen, die künstlerische und bürgerliche Baukunst und das Feldmessen. Auch das topographische Zeichnen setzte er fort. Aufs lebhafteste fesselte ihn die Kombinationslehre, bei der er mit Freude beobachtete, wie ein einzelnes Glied in vielfacher Abwandlung seinen Wert behauptet und den Wert des Ganzen mitbestimmt. Zu dauerndem Schmerze konnte er sich gerade diesem lockenden Studium nicht lange genug hingeben.

Das Vorgetragene verstand er größtenteils, namentlich wenn die Hauptgegenstände ihm durchs bisherige Leben vertraut, und wenn sie ihm anwendbar erschienen. Zu seinem Unglück wurden ihm manche Vorlesungen anfangs zu leicht, z. B. die mathematischen. Er hatte sich, wer weiß was Großes, jedenfalls Lebendigeres von ihnen versprochen. Nun versäumte er, sich Notizen zu machen, und dachte noch weniger an ein Ausarbeiten des Gehörten. Was er nicht beim Zuhören verstand, schien ihm des Nachschreibens nicht wert. So verlor er schließlich den Faden, auf den

es ankam. Mit der unzureichenden Kritik des jungen Menschen gab er dann der Wissenschaft, nicht so sehr seinem Lehrer die Schuld, als er im Fortgang des Unterrichts die innere Notwendigkeit durch Willkür verdrängt glaubte.

Am schlimmsten trat ihm dieser Mangel in der angewandten und ganz besonders bei der Experimental-Physik entgegen. Hier erschien ihm alles willkürlich aneinandergereiht. Die Erwähnung der Kepplerschen Gesetze, in denen die Welt ihre sicheren Bahnen zog, wirkte nach, daher packte ihn die Lehre vom Fall, von der Kraft, von der Schwere. Er, der junge Mensch des Kosmos, konnte aber nicht begreifen, warum man in der Mechanik so viel verschiedene sogenannte Grundkräfte annahm und nicht mehrere auf die schiefe Ebene zurückführte. Man blieb ihm schuldig, den inneren Zusammenhang der Erscheinungen aus einfachen Grundlagen abzuleiten. Darum fesselten ihn, — eine auffällige Sonderheit bei Jugendlichen — andere physikalische Versuche gar nicht. Die mathematischen Beweise kamen ihm wie hinkende Boten, wenn er, anknüpfend an die Wirklichkeit, bereits still für sich die lebendige Wahrheit der Versuche erkannt zu haben glaubte.

Friedrich hätte kein 18jähriger Hochschüler sein müssen, wäre ihm so nicht bereits vieles weit einfacher erschienen und vermeintlich klarer gewesen, als seinen Lehrern. Da war es gut, daß wenigstens die Mineralogie ihn bescheidener machte. Er liebte die Steine und Erden, und gab sich viel Mühe, ihre Natur zu erfassen. Seine mangelhafte Vorbildung aber türmte ihm jetzt unübersteigliche Hindernisse auf. Auch der angestrengteste Gebrauch seines Auges machte ihn nicht so schnell und so sicher sehend, als es notwendig war. Hier, im Bereich der Sinnenausbildung, wo er eigentlich am weitesten war, kam er daher zum ersten Zweifel an der eigenen Befähigung. Er begriff damals das Versagen seiner Sinne nicht.

Um so leidenschaftlicher gab er sich der Chemie hin, die ihn zwang, Fingergefühl, Ohr und Zunge zu üben. Er hatte das Glück, in Göttling, dem einstigen Apothekergehilfen und treuen Berichterstatter Goethes bei chemischen und mineralogischen Fragen, einen vortrefflichen Lehrer zu haben. Dem wurde etwas von dem verschwiegenen Schwärmen zuteil, das Friedrich als gutherziger Schüler gegenüber Temper geübt hatte. Seine Begeisterung für Göttling nährte sich noch, weil dieser ihm an greifbaren Sachen den inneren Zusammenhang der Erscheinungen zeigte. Bald nahm ihn Göttlings Lehre von den Wahlverwandtschaften in der Natur stark in Anspruch, jene Lehre, die aus vollem Erleben eines Goethe Jahre danach im gleichnamigen Roman das menschliche Leben in chemischer Gleichnisrede enthüllen sollte.

Noch inniger als auf Göttling wandte Friedrich sein Schwärmen einem zweiten Professor zu, während Gerstenbergk auf die Dauer doch in zu „elenden Umständen" gewesen zu sein scheint, um die erste Rolle unter Männern, wie es wenige gab, lange zu behaupten. August Carl Batsch, dessen Schüler zu sein, wiederum auch der 12 Jahre ältere Goethe nicht verschmähte, wurde Fröbels Lehrer in der Naturgeschichte. Seiner hat er mit allen andern Schülern stets in Dankbarkeit gedacht. Bei ihm war es auch, wo Friedrich nachschrieb, in vollständigen Heften und sehr genügend.

Batsch war ein klarer, ordnender, anregender Geist mit vielem Kunstsinn und einem schönen Zeichentalent. Unter seinen Büchern finden sich Lehrbücher und tabellarische Übersichten der Naturgeschichte, Chemie, Mineralogie, Botanik. Sie zeigen bedeutendes Lehrtalent. Sein ‚Taschenbuch für topographische Exkursionen in die umliegende Gegend von Jena' (1800) ist eine geognostisch-botanische Spezialgeographie, ein in jener Zeit durchaus neues Unternehmen. Friedrich fand also bei ihm alles beleuchtet, was für ihn zum Begriff Universitas gehörte. Batsch war aber auch schon zu der Erkenntnis gekommen, daß eine einfache Reihe keineswegs imstande sei, die mannigfachen Formen der Pflanzen methodisch anzuordnen. Gleichzeitig sah Friedrich sich also in einem entscheidenden methodischen Punkte gefördert.

Vier Jahre vor Friedrichs Geburt hatte der große Botaniker Linné, durch den eine Übersicht für das an sich unübersehbare Pflanzenreich geschaffen worden war, die Augen geschlossen. Linné hatte den Geschlechtsunterschied zur Grundlage einer zweiteilig ausgerichteten Benennung pflanzlicher Mannigfalt gemacht. Das war ein genialer Kunstgriff, in ungeheurer Leistung das Mittel zur schnellen Verständigung auf dem Felde der Botanik, ein System zu äußerer Ordnung, den Aktenschränken einer Registratur vergleichbar. Wenn aber der menschliche Geist, nicht die Natur selbst die Einordnung bestimmt hatte, so blieb das Ganze doch eben ein künstliches Mittel, bei dem mehr der Namengelehrte als der Lebensforscher auf seine Rechnung kam.

Batsch ging bereits auf ein natürliches Pflanzensystem aus. Goethe, der Batschens Denkweise den eigenen ‚Wünschen und Forderungen höchst angemessen' fand, sagte von ihm: ‚die Ordnung der Pflanzen nach Familien in aufsteigenden, sich nach und nach entwickelndem Fortschritt war sein Augenmerk'. Von ‚dieser naturgemäßen Methode, auf die Linné mit frommen Wünschen' hingedeutet habe, aus erster Hand sein gemessen Teil durch Batsch erhalten zu haben, bezeichnete Goethe als eine werte Erinnerung seiner botanischen Studien. Kurzum, Batsch, dem solch ein Schüler zugleich ‚eine zarte Bestimmtheit und ruhigen Eifer' nachrühmte,

wurde nun des 18jährigen Fröbel Führer, und um so mehr „ein sinnig geweckter Lehrer", da Friedrich ihm unmittelbar zu Füßen saß.

Batschs Ansätze zu einem natürlichen Pflanzensystem befriedigten den Vertrauten eines „Wald-, Wiesen- und Feldgeistes", obgleich es ihn schmerzte, daß noch so viel einzuordnen blieb. Batsch versuchte sich nämlich mit hellsten Blicken für das Ganze der natürlichen Verwandtschaften über den Kreis der Flora hinaus auch in der Fauna. Zwei Ideen, die er dabei aufstellte, ergriffen Friedrich besonders. Es war dies erstens der Gedanke der nach allen Seiten hin netzartigen Verwandtschaft der Tiere, und zweitens die aufs Ganze gehende Idee, daß der Knochen- und Gerüstbau der Fische, Vögel und Menschen ein und derselbe sei. Damit lernte der Schüler Batschs den menschlichen Körper als eine Grundform auffassen, die von der Natur schon in den untergeordneten Bildungen angestrebt schien.

Wie keine zweite so erfüllte die Vorstellung des Menschen als Grundtypus Friedrichs Geist. Denn größeres Genüge konnte seinem Sehnen nicht werden, als einen Zusammenhang des Menschen mit der Natur wissenschaftlich bestätigt zu sehen. Seine bisherige Stärke beruhte allein in der Selbstbeobachtung. Wie jedes Naturkind hatte er die Einheit des Makrokosmos nur aus der Einheit der kleinen Welt, des Mikrokosmos, den sein Geist ihm gezeigt, erkannt. Jetzt wurde ihm durch Batsch die durchgehende Einheit morphologisch, d. h. an den Gestalten der ganzen Kreatur erschlossen.

Und das in der Form, die Friedrichs 18 Jahren von allen Seiten her zu Hilfe kam. Denn den Grundtypus aller Schöpfung im Menschen sehen, das hieß, den Menschen zum Bruder des Erdgeistes erheben. Aber nicht ihn allein, sondern alle Kreatur, wenn auch der Mensch das vollkommenste aller Geschwister verkörperte. Unter dem Unmaß seiner unverdauten ‚Studien' drohte Friedrichs Geist gerade zu erliegen, als ihm Batsch so den Blick für eine Leitlinie im Naturganzen schärfte. D. h., er fand durch Goethes Lehrer den Anfang des rechten Weges, auf dem er sich wenigstens wirklich zu eigen machen konnte, was ihm allein gemäß war: das Gleichartige.

Im zweiten Semester wurde Batsch aus einem bloßen Lehrer auch der Gönner des ernsten Arbeiters. Friedrich erfuhr eine Anerkennung, die jene erste durch den Hirschberger Landarzt weit in den Schatten stellte.

Im Jahre 1793 war durch Batsch die Naturforschende Gesellschaft gegründet worden, eine Vereinigung, in deren einer Sitzung ein Jahr darauf Goethe mit Schiller zusammengetroffen war, was dann zum Lebensbund der beiden Großen führte. Goethe hat in dem Aufsatz: ‚Erste Bekanntschaft

mit Schiller' berichtet, wie es über des jüngeren Dichters Unbefriedigung vor einer ‚zerstückelten Art, die Natur zu behandeln' zur Zeichnung seiner Idee der Urpflanze und durch Schillers Lebensklugheit zur Fortspinnung des Fadens kam, der, kaum geknüpft, beinahe gerissen wäre über Goethes spitzem Wort: ‚das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.'

Batschs Gründung, die auch eine mineralogische Sozietät zur Seite hatte, beabsichtigte, das Bedürfnis einer beständigen Anleitung und Aufmunterung zum Studium der Naturgeschichte zu unterstützen, so auch den Nutzen der gewöhnlichen Vorlesungen über die Mineralogie zu erhöhen. Die Anzahl der ordentlichen Mitglieder war unbestimmt. Kenntnisse in der Mineralogie, Physik und Chemie machten zur Aufnahme fähig. Jenaer Naturfreunde meldeten sich beim Direktor, der den Wunsch den ordentlichen Mitgliedern vortrug. Bei Begünstigung wurde man zur nächsten öffentlichen Sitzung eingeladen. Der Sekretär las die Gesetze vor, deren Erfüllung durch Unterschrift bekräftigt wurde. Die Aufnahme war unentgeltlich. Alle sechs Wochen fanden öffentliche Versammlungen statt, Privatzusammenkünfte alle acht Tage. In den letzteren zeigte der Direktor merkwürdigste Mineralien und Fossilien vor, berichtete über neueste Entdeckungen und unterhielt sich über Oryktognosie (Beschreibung der einfachsten Mineralien), Geognosie (Erdschichtenkunde) und Bergbau. Ordentliche Mitglieder, die Jena verließen, rückten ohne weiteres in die Klasse der korrespondierenden, d. h. sie waren verpflichtet, wenigstens jährlich einmal Nachricht von ihrem Aufenthalte zu geben und mitunter neue Bemerkungen und Produkte ihres Vaterlandes einzuschicken.

Der 18jährige Friedrich Fröbel war durchaus ein Anfänger, den wenig zur Mitgliedschaft in solcher Gesellschaft befähigte. Aber dies Wenige war für Batsch, seinen Gönner, das Wichtigste: der dunkle Trieb, Ideen mit Augen zu sehen. Im Lilienmonat 1800 hielt Friedrich ein besiegeltes Schreiben in der Hand:

‚Die / von seiner Herzoglichen Durchlaucht zu Sachsen-Weimar und Eisenach / gnädigst anerkannte / Sozietät für die gesammte Mineralogie / zu Jena / urkundet / durch gegenwärtiges / Diplom / daß sie / durch einstimmige Wahl / den / Herrn Fröbel / aus / dem Schwarzburg-Rudolstädtischen / zu ihrem ordentlichen Mitgliede ernannt hat / Fürst Dimitri v. Galitzin, Präsident. / Joh. Georg Lenz, Direktor. / Joh. Fr. Fuchs, Sekretär.'

Der anderthalb Jahr zuvor zu tun gehabt hatte, um von den Jungendiensten bei der Witzin loszukommen, sah sich durch Batsch und Göttling zu einer Gesellschaft gezählt, in deren Ehrenmitglieder-Liste hehre Namen standen:

als auswärtige Goethe, Minister Voigt, Bertuch in Weimar, Werner in Freiburg, Blumenbach in Göttingen; aus Jena Loder, Hufeland, Voigt, Batsch, Fuchs, Göttling. Dabei glaubte Goethe in einem späteren Briefe an Voigts Erben klagen zu müssen: Batsch sei in der Auswahl der Mitglieder zu ängstlich gewesen. — Einstweilen konnte Herr Fröbel aus dem Schwarzburg-Rudolstädtischen seine Kraft nur beim Einrichten und Ordnen der Sammlungen leihen. Sie gingen schon im Jahr danach in den Besitz der Universität über. Das Ganze war ein Zwischenspiel, ohne gesellschaftliche Folgen, aber doch ein Ruhmestitel für Lehrer und Schüler, dem letzteren gerade jetzt fast lebensnotwendig.

Denn seine äußere Lage zwang Friedrich bereits, Schulden zu machen. Die Ferien vor dem Sommersemester waren zum Teil von ihm bei Bruder Christoph verbracht worden, der immer noch zu Eyba auf einen Ruf als Helfer seines Schwiegervaters nach Griesheim wartete. Mit Betrübnis hatte Friedrich dort ein sinniges Familienleben vermißt. Er sah an seinem liebsten Bruder, daß ein Zielen auf äußere Sicherheit, und sei es noch so bescheiden, nicht glücklich machte. Am Ende des Semesters schrieb ein Westfale ins Stammbuch für Friedrich: ‚Willst du frei sein mein Sohn, so lerne was rechtes und halte dich genugsam und sieh niemals nach oben hinauf! Schiller.' In diesem Geiste hielt sich Friedrich als Mitglied der mineralogischen Sozietät und trug dabei seine Minne an Wilhelmine stumm überall mit sich herum. Denn er las sie in den flammenden Rosenbüschen, *denen auch die Liebe seines Gönners zugewandt war*.

Wie Batsch für das Ganze vom Menschen ausging, so auf seinem ureigensten Forschungsgebiet, dem der Botanik, von den Rosazeen als vollkommensten Organismen der Flora. Und nun erhöhte seine sinnige Art den Wert seiner Lehre im aufgeschlossenen Gemüt Friedrichs, so daß des Liebenden Liebe zur Naturbetrachtung womöglich noch lebendiger wurde. Gewiß wurde Batschens Einfluß auf das junge Herz so mächtig durch die Poesie, die dem frühvollendeten Lehrer zur Seite ging. Der junge Batsch hatte sich im Dichten von Schauspielen und Oden versucht und sich seinen Hörern noch als anerkannter Naturforscher vier Jahre vor seinem Tode in einem Bande ‚Lilien der teutschen Dichtung für einsame Spaziergänge' mitgeteilt. Der poetische Einschlag, weit entfernt, der sinnbildlichen Ideenschau zu schaden, begünstigte nur das schöne Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler. Und der Geist trat dem Herzen bejahend zur Seite, weil er in Batschens Ansatz bei den Rosazeen methodische Folgen erblickte. Friedrich vergaß alle Mängel und lebte im Sommer des Jahres 1800 „besonders in der Blumenwelt, allem voraus in der Welt der Rosen".

Die Herbstferien führten ihn nach Osterode am Harz. Dort nahm ihn Christian auf. Der Biedere hatte ohne zu rechnen in Johanna Caroline geborene Mügge die treueste Lebensgefährtin gefunden und auch Glück im Beruf als Weber gehabt. Sein Haus erfüllte das sinnige Familienleben, das schlichte, reine Ziel menschlicher Natur, das Friedrich in Griesheim vermißte. Der schwärmende Studiosus las bei der traulichen Osteroder Muße viel Lebensdarstellungen, ja er verschlang sie, beflügelt auch von der Hoffnung auf einen Lebensbund mit Wilhelmine. In der Stille fliehender Wochen ahnte er nicht die bittere Enttäuschung, die für ihn gerade damals vorbereitet und — besiegelt wurde.

Seine ferne Liebe stand in gleichem Alter mit ihm. Jetzt, wo er aus seinem bloßen Nichts-Sein durch Batsch dahin gelangt war, etwas zu gelten, dachte er daran, nachzuholen, was sich bislang von selbst verboten: sich zu erklären. Die Mädchenaugen, die er nicht wiedergesehen, lockten von fern in alter Offenheit; sie ließen an Wilhelmines Herzen keinen Zweifel. Das Mädchen aber war bereits einem Manne verbunden. Zu spät gekommen zu sein, das begriff der jugendlich Liebende; die äußeren Verhältnisse erklärten es ihm zur Genüge. Nicht aber konnte er so gar leicht verwinden, daß Wilhelmine eines andern Frau geworden ohne ihr Herz und vielleicht ohne das ihres Mannes. Durfte denn das Ansehen des äußeren Besitzes alles verderben?

Mit Wilhelmines Genommensein schien ihm plötzlich alles und jede Einzelerscheinung auf der Erde entrissen. Betäubt wanderte der 18jährige in einer sternenhellen Nacht über Rudolstadt denselben Weg nach Jena wie im Jahre zuvor. Was er je Gutes geträumt hatte, zog durch seine aufgewühlte Seele. Rein war der Himmel, dunkelblau und doch fast durchsichtig das Himmelsgewölbe über ihm. Licht- und glanzstrahlend die Sterne, eine Friedensnacht um ihn und außer ihm. In Nordost glänzten vor allen Sternbildern fast in seiner Gesichtslinie ihm die Hauptsterne der Kassiopeia entgegen, sein Anker in sittlichen Kämpfen zu Hirschberg. Das herrliche W hatte sich unter der Himmelsdrehung umgekehrt: die ewigen Sterne schrieben ein M in die Unendlichkeit. Und wie mit einem Schlage erblickte der Kämpfer um verlorene Liebe in dieses M hineingezeichnet die ⁘, die er längst zum Sinnbild der Seelentreue erkoren und in seine Unterschrift hineingeheimnist hatte. Ein Friede kam über ihn, tief und feierlich wie am Altar zu Stadtilm nach dem Wogen seines Herzens bei der Einsegnung. Die ruhige, friedliche und wohl feierliche Stimmung des Innern erhob sein Verhältnis zum Himmel. Er fühlte sich erfüllt von dem Frieden der Sternennacht, verschwunden der Schmerz des Vermissens; ein Vorsatz nahm ihn in sich auf: von nun an nur dem Ganzen der Einheit anzugehören.

Neben den Erdgeist, den Bruder des Menschen, war in dieser Nacht ein größeres Geschwister getreten: die Menschheit. Zu diesem höheren Wesen fand sich Friedrichs Traumwandeln, als sein Auge aus den Sternen der Kassiopeia ein M = Menschheit gelesen hatte. Mit der einwohnenden Kraft seiner Seele, die aller Tränenseligkeit der Generation vor ihm abhold war, gab er sich diesem Allgemeinen ohne allen Schmerz, ohne Trauern und ohne drückendes Gefühl eines Verlustes am einzelnen völlig hin. Noch lange behielt er den Schnörkel am Schluß seiner Unterschrift bei. Aber er las ihn jetzt mit den Worten „Hoher Menschheit treu". Das war Friedrichs Gang zum dritten Studien-Semester.

Der jetzt durch Jenas Gassen ging, war nicht weniger denn zuvor ein großes Kind, nur reicher um das Wissen eines Zieles, das mit gleicher Inbrunst schwerlich ein lebenssatter Greis, mit gleich kindlichem Ernst nur ein träumender Genius erfaßt. Nicht fern an der holden Saale hier schrieb mehr als ein Vierteljahrhundert später Goethe die Zeilen:

‚Zwischen oben, zwischen unten
Schwebe ich hin zu muntrer Schau.
Ich ergötze mich am Bunten,
Ich erquicke mich im Blau.
Und wenn mich am Tag die Ferne
Luftiger Berge sehnlich zieht,
Nachts das Übermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht —
Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Los:
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß.'

‚Schwebender Genius über der Erdkugel, mit der einen Hand nach unten mit der andern nach oben deutend' steht darüber. Die Worte könnten wohl des späteren Fröbel Stellung bezeichnen. Aber noch war es für den 18½jährigen zu früh, mit dem Haupt im Metaphysischen zu schweben. Unter ihm wankte und zerbröckelte der Boden, auf dem er gerade erst Fuß zu fassen begonnen hatte. Geldmangel und der Wahn, sich vor seinen Gläubigern nicht sehen lassen zu dürfen, hieß Friedrich die Vorlesungen meiden bei den Lehrern, die er noch nicht bezahlt hatte. Ein überzartes Empfinden machte ihn glauben, auch andere, denen er nichts schuldig war, sähen ihm schon an, er sei ein Schuldner und ohne Geld. Der Geist, der gestimmt schien, sich im Blau der Unendlichkeit zu ergötzen, wurde so verschüchtert, daß Friedrich sich kaum getraute, an dem Orte frei umher zu wandeln, von dem er die Erfüllung seines schönen Planes hoffte.

Das Schwanken zwischen dem hochgestimmten Ziel und dem Unmut muß quälend gewesen sein für jeden, unheimlich für den zufälligen Beob-

achter. Und Batsch? Ihn ganz besonders mußte es berühren, wenn sein Schützling wenig Gebrauch von seiner Mitgliedschaft machte und aus abermals verstärkter Sorge, daraufhin von dem verehrten Lehrer angesprochen zu werden, gerade seinen Vorlesungen fern blieb, während er doch in Jena war. Aber die Augenblicke sind selten, wo der Zuspruch eines wohlmeinenden Lehrers dem ganzen Leben eines Schülers die entscheidende Wendung gibt. Es gehörte dazu auch eine Bereitschaft des Angesprochenen, sich frei zu äußern. Was nicht schon die Einzelwanderung seines bisherigen Lebensweges zu Friedrichs unglückseliger Form beigetragen hatte, das bewirkte in diesem besonderen Falle die Rücksicht auf den eigenen Bruder. Der Jugendliche scheute die Bloßlegung aller Zusammenhänge; er meinte alles mit sich und allenfalls den Seinen ausmachen zu sollen. Der gütige Batsch verlor Friedrich aus dem Auge, ehe dieser ganz schiffbrüchig wurde, und der Gescheiterte sollte ihn nie wiedersehen. Batsch starb 1802, ein Jahr nach Fröbels Abgang von Jena.

Friedrich war nicht eigentlich leichtsinnig an ein drittes Semester gegangen. Sollte sich der Vater nicht bewegen lassen, ihn auch noch in diesem Winter von 1800 auf 1801 zu unterstützen, so blieb wohl die Hoffnung auf den Hirschberger Arzt. Ein weltfremdes Herz vertraut zu selbstverständlich und versäumt darüber das Bitten. Und nun ging jede Rechnung in die Brüche durch mangelndes Vertrauen zwischen denen, die Friedrich die Nächsten waren. Ein nicht ganz durchsichtiges Verhalten des Elternhauses in den voraufgegangenen Jahren hatte den ersten Anstoß gegeben. Die Zinsen aus der baren Erbschaft der Mutter waren schon für den Forstlehrling als ‚Geschenke' vom Vater verrechnet worden. Als jetzt die Frage reif wurde, für Friedrich den Anteil an liegendem Erbe Jac. Eleonores in Geld umzusetzen, kam es zum Streit mit dem Vormund in Königsee.

Der Vormund wollte auf die Bedingungen Johann Jacobs nicht eingehen. Im Oberweißbacher Pfarrer empörten sich Stolz und selbstherrliches Gewissen. Die Folgen mangelnden Verstehens auf beiden Seiten trafen Friedrich. Gegen Ende des dritten Semesters war er dem Gasthalter zum Halben Monde und sonst 30 Taler schuldig geworden. Eine mehrmalige Aufforderung durch den Senat, die Zahlung zu leisten, war zunächst nur Papier. Bei dem, der nichts hatte, hatte sie nur den Erfolg, daß er den Wirt zur Rede stellte. Auch ein gehetzter Hirsch wendet sich kurz vorm Ende gegen seine nächsten Verfolger. Dem Wirt kam es nur darauf an, irgendwie Sicherheit für sein ausstehendes Geld zu erhalten, ehe dieser verschlossene junge Mensch etwa wie irgendeiner der gewohnten Sausewinde mit dem Semesterschluß verschwand. Ein Brief an den Vater brachte dem Gläubiger nur eine voreilige, ganz verneinende Antwort. Jetzt

kündigte der Senat bei längerer Zahlungsunterlassung Friedrich die Karzerstrafe an. Während die Stiefmutter daheim den Mißmut des Vaters schürte und sich über dessen Unbeugsamkeit gegen den Vormund freute, half der Vormund nicht, weil ein Buchstabe des Gesetzes dagegen sprach. Durch die Verlängerung der üblen Lage des Betroffenen hoffte jeder den Starrsinn des andern zu brechen. Ein Spielball solcher Launen verfiel Friedrich Ende März 1801 wirklich der Strafe. Und der Menschheitsschwärmer, der das Semester so hochgestimmt begonnen hatte, schmachtete neun Wochen im Kerker zu Jena.

Der die Sache am schwersten unter sich brachte und sie doch am ehesten hätte aus der Welt schaffen sollen, war Johann Jacob mit seinem Rechtsgefühl. Für Friedrich war der Karzer, der „verdammte Ort am Löwentore" nur eine andere Höhle, in die er sich verkriechen konnte. Die Unbill, die ihm von daheim widerfuhr, machte ihn jetzt gleichgültig gegen die Klagen und auch gegen die Freundlichkeiten seiner Gläubiger. Er begegnete den ehrsamen und schließlich nicht unmenschlichen Wirtsleutchen jetzt mit Verachtung. Er war im Karzer und vor den Genossen der Jugendliche, der seine Ohnmacht verbeißt. Besucher fanden ihn beschäftigt mit der Anfertigung einer geometrischen Probearbeit. Das mochte angehen; man wußte jetzt, daß er ein armer Teufel war, der an eine baldige selbsttätige Wirksamkeit denken mußte. Ein Mitgefangener half ihm die Langeweile mit einer Elementargrammatik des Lateinischen zu verjagen. Der Erfolg war gering. Ein anderer lieh ihm Winckelmanns Briefe über die Kunst. Friedrich betrachtete die Kunstabbildungen Winckelmanns mit inniger Freude. Es war ein inneres Nachzeichnen dieser und jener Formen, das wohl auch gelegentlich zum Nachriß auf dem Papier gelangte. Gezeigt hat er diese Übungen schwerlich. Dem früheren Hörer künstlerischer und bürgerlicher Baukunst wurden durch den Text Winckelmanns auch die Keime eines höheren Kunstsinnes erweckt. Darunter war ein Gedanke, der bis zum völligen Vergessenwerden tief in Fröbels Unterbewußtsein wirksam blieb, ähnlich der Wirkung des Würfels der Sonnenuhr: daß selbst die ersten Grazien, die lieblichsten der Huldgestalten, nach Winckelmann zuerst nur Quadersteine waren.

Der Besitzer dieses Buches scheint ein Schellingschüler gewesen zu sein, mit dem ein Zufall Friedrich unter ganz anderen Verhältnissen noch einmal zusammenführte. In Karzergesprächen mit ihm, die sich wohl auch über den Zendavest ergingen, der, schlecht übersetzt, ihm als Teil eines Handbuches persischer Religion geliehen wurde, konnte etwas wie Freundschaftsgefühl in Friedrich beredt werden. Schwer verständlich für jeden Außenstehenden erging er sich dann in seiner kristallklaren Wandernacht-

stimmung, aus der heraus er die ihn erfüllenden Lebenswahrheiten zu tiefer Verwunderung bei der ganz anderen religiösen Ansicht der Perser wiederfand. Das weitete zwar sein Denken zu einer Allgemeinheit. Indessen wirkte solch Flug seines Geistes in den jämmerlichsten Wänden fast lächerlich. Ihm selbst verschwand der schnell hervorgebrachte Eindruck wieder. Kein Besucher konnte im Fröbel des Karzers mehr sehen als einen sonderbaren und nicht einmal anziehenden Heiligen.

* * *

6.

Bewährungskampf. Notstand. Langsamer Aufstieg und rasche Lösung.

Es ließ sich nicht mehr umgehen, Friedrich mußte sich mit den Besuchern im Karzer über seine Lage aussprechen und manchen auch unerbetenen Rat über sein Recht mit anhören. Man kann sich denken, welche kräftigen Worte die derbe Jugend dazu wählte. Sie nutzten ihm weniger, als sie ihn schmerzten. Denn schließlich lief alles Reden darauf hinaus, den Vater vor ihm herabzusetzen. Den Briefwechsel mit diesem hatte Christoph übernommen und dabei sich bereit erklärt, für seinen Teil die Schuld des Bruders mitzutragen. Der Vater forderte zur Ablösung der Schuld eine Verzichtleistung Friedrichs auf das noch übrige Erbteil der Mutter.

Friedrich schrieb in diesem Sinne an den Vormund und am 29. April 1801 ohne jede Anrede an den Vater. Im Falle seine dem Oheim gesandte Verschreibung nicht die gehörige Form zeige, lege er für den Vater noch einen Bogen mit seiner Namensunterschrift bei, „damit die Verzichtleistung darüber gesetzt werden kann". „Aufrichtig, und wahrlich aufrichtig danke ich für Ihre väterliche Güte, womit Sie mich aus dieser schlechten Lage und von diesem verdammten Ort errettet haben. Aber bei Gott durch schlechtes Verhalten und Betragen so wenig als durch Verschwendung habe ich es mir zugezogen." Wünschen für die wieder recht schwankende Gesundheit des Vaters fügte er die Worte an: „Die liebe Mutter und Fiekchen grüße ich herzlich."

So trotzig der Brief begonnen und durchgeführt worden war, dem Mißhandelten tat es wohl, sich edler zu zeigen als andere. Der Gruß an die Mutter war keine Form, sondern eine Selbstüberwindung. Es galt, den Menschheitsmenschen in sich zu bewähren. Ein Jüngling, dem alles Äußere in Rauch aufgeht, rettet sein Ich auch in die Form seiner Namensunterschrift. Der junge Fröbel schnitzte seinen Namen kaum wie andere in die Holztür. Aber er setzte ihn unter solchen Brief und baute dabei mit

seinem Namen wie ein Baumeister. Vorgesetzt war das vom Himmel genommene M, vereint durch das Zeichen der Lebenstreue mit dem A des Augustus. Beiden entsprach das schließende W, in ganz entsprechender Weise mit dem F verhakt. Anfang und Ende waren beherrscht vom ererbten Familiennamen, den sie zugleich als Hauptteil stützten wie Streben an gotischen Domen. Friedrich hatte im Karzer ja Zeit zu solchen Spielen tiefsten Ernstes. Mit zitternder Greisenhand entwarf der Vater seine Antwort auf dem Rand dieses Briefes. ‚Sobald du frei bist, stehet mein Haus für dich offen, ohne daß du eine harte oder rauhe Aufnahme zu besorgen hast.' Schwer genug rang auch er sich die Selbstüberwindung ab. Er hätte nicht so peinlich auf die genaue Form gedrungen, wenn er nicht ‚Chicane auf die Zukunft' entweder für sich oder für seine Frau und Kinder besorgen müsse. ‚Und das, weil Euer Herr Onkel so streng gegen mich ist', nicht auf die Gründe seines Vorgehens achte und mit keinem Wort antworte außer, daß er den Verzicht seines Mündels für erzwungen, also ‚als Nullite' erkläre.

In solcher Not hatte der zum Grabe wankende 71jährige sich zu allem Unglück noch an einen Amtsadvokaten gewandt, der ihm riet, sich das Instrument foro juridico autorisieren zu lassen. Gerade der gute Wille Friedrichs mit der Blanko-Unterschrift war dabei zu seinem Nachteil ausgeschlagen. Der Vormund hatte geschrieben, nichts vom Mündel erhalten zu haben als eine Charta blanca, worauf er, der Oheim, nun jene vom Vater früher kassierten Gelder über Friedrichs Namen gesetzt. Der Königseer Superintendent glaubte ganz gewiß, den Vorteil Friedrichs recht klug damit gewahrt zu haben. Der Vater aber witterte Übervorteilung und konnte auch den Widerspruch zu Friedrichs Angaben nicht begreifen. Die Urkunde aller dieser Menschlichkeiten schließt mit den Worten: ‚Des vielen Schreibens bin ich nunmehro ganz müde; es hat mir ohne dies bei meiner noch fortdauernden Schwäche manche saure Stunde gekostet und mir manchen Schlaf entzogen . . . Übrigens wünsche ich väterlich, daß Gott dir wo es möglich dein Schicksal mildere und wieder verbessere.'

Anderthalb Jahr zuvor war auf das Betreiben des Pfarrers in Oberweißbach der Helfer des Kantors Scherr in Oberweißbach wegen Völlerei und unordentlichen Lebenswandels abgesetzt worden. Das Unglück mit Friedrich konnte dem Gerede in der Gemeinde nicht entgehen. Am gleichen Tage, da in Jena des Sohnes Brief ohne Anrede an den Vater abgefaßt wurde, beantwortete der Pfarrer ein neues Schreiben des Gasthalters zum halben Mond barsch ablehnend.

Nun mußte sich des ‚Inkarzerierten' Vater gefallen lassen, daß ihm der Studentenvater den Text las. Mit der Feder setzte der müde Greis

alsbald dazu seine Noten an den Rand. Das Schreiben aus Jena und seine Antwort bilden durch die Ziffern des Vaters ein Ganzes, das des menschlichen Eingehens auf keiner Seite entbehrt, aber auch erkennen läßt, wie schwer Johann Jacob litt unter dem Gedanken, einen Sohn wegen Schulden im Karzer zu wissen.

‚Jena, den 5. Mai 1801.

Herrn Past. J. J. Fröbel in Oberweißbach.

In freundlicher Antwort dero Geehrtes vom 29. April diene, daß ich mich über mehrere Äußerungen gewundert habe, z. B. daß Sie von aller Verbindlichkeit für Ihren Herrn Sohn zu sorgen[1]) entlediget wären, daß Sie, weil er es bis zum Arrest habe kommen lassen, ihm nicht helfen können und wenn es sein ganzes Glück kosten sollte pp. Diese Äußerungen haben Sie ohne allen Zweifel nur in erster heftigster Gemütsbewegung niedergeschrieben und sind einem Vater Herz und einem Mann der[2]) zugleich Religions Lehrer ist, gewiß nicht zuzutrauen. Sie sagen, da er mir einmal schuldig war, hätte er darauf denken sollen wie er mich befriedige; so wahr dies nun auch an sich ist, so bleibt hier doch immer die Frage übrig, wie[3]) läßt sich das von einem Menschen, der noch ohne allen Verdienst lebt, anfangen. Der Fehler stand hier wohl darin, daß der junge Mensch kein guter Wirt war, der Ausgabe und Einnahme nicht gehörig verglichen hatte. Ich nehme die Partie Ihres Herrn Sohnes nicht und kann sie nach seiner neuerlichen Aufführung[4]) nicht nehmen. Allein hier muß ich ihm doch wohl das Wort reden, daß er den einmal gemachten Fehler der Schuld in seiner gegenwärtigen Lage, in der er noch ohne Versorgung ist, durch eigene Kräfte nicht wieder gut machen kann. Ich würde auch alles Moralisieren deshalb, wenn er es sonst von mir annehmen würde, jetzt einstellen und versparen, bis er erst von der übeln in eine bessere Lage gebracht wäre. Dann glaube ich wäre es anwendbarer wie jetzt. Die Bedingnisse, die Sie von Ihrem Herrn Sohn fordern, habe ich ihm durch meine Frau vorlegen lassen, wogegen er alle Höflichkeit vergaß und sich äußerst unhöflich dabei benahm, war es, weil er sich gekränkt glaubte, daß ich an Ihnen geschrieben, oder ist ihm diese Art zu handeln eigentümlich, so hat er es auf keinen Fall damit bei mir gut gemacht. Herr Fleischer, der die nämliche Klage führt, hatte ein Bette mit aufs Karzer gegeben, aber dieses und den Mittagstisch zurückgenommen. Ich gab ein Bette in dessen Stelle, war auch zufrieden, daß seine Gesundheit nicht zu zerstören, Bewegungen an der freien Luft gestattet wurden und muß mich jetzt mit Grobheit und nichts sagenden Vertröstungen begegnet sehen, wodurch ich denn nun aber auch dahin gebracht bin, daß die Sache im strengsten Sinn den Weg

rechtens gehen soll. Jetzt könnte er noch mit Bezahlung meiner Forderung seines Arrestes befreit werden und sein Glück, dem er sich doch endlich nähern muß, suchen und[5]) so dann nach und nach auch seine übrigen Schulden bezahlen[6]). Wegen Fallen lassen meiner Forderung ist mir so wenig bange, als wenig ich gesonnen bin, den jungen Herrn sein Spiel noch lange zuzusehen. Ich werde, wenn es sich nicht bald ändert, meine Zuflucht an das Ober Consistorium[7]) in Rudolstadt nehmen und hören was man da für eine liquide Forderung für Ausspruch tun wird. Ob Ihr Herr Sohn einen gültigen Revers ausstellen kann, bezweifle ich, da er noch unter Vormundschaft steht. Und so könnte er denn wohl auch beim besten Willen[8]) Ihr Verlangen nicht erfüllen. Ich habe Ihnen mit der gegenwärtigen Lage Ihres Herrn Sohnes bekannt gemacht und glaube ganz gewiß, daß Sie väterlich handeln und sich Ihres Sohnes annehmen werden, zumalen da durch längerem Aufschub die Schuld, die bis zu Ihrer gütigen Antwort 48—50 rh schon macht, immer[9]) größer wird. Mit der vollkommensten Hochachtung habe die Ehre zu sein

dero dienstwilligster Diener

J. G. Sorge Gasthalter zum halben Mond.'

Die Randbemerkungen Joh. Jakobs lauten:

‚In Ermangelung der Zeit einen ordentlichen Brief zu schreiben, nur folgende Beantwortung.

1. a) Darum, weil ich ihn eine schickliche und honnette Hantierung nach meinem Ehe Contracte hatte lernen lassen, auf die und mit der er in der Welt hätte fortkommen können, und das schon vor Michaelis 1799.
   b) weil er nicht anders von mir die Einwilligung zum Nachstudieren erlanget als unter der Bedingung, daß er es von seinem mütterlichen und andern Voraus bis Michaelis 1800 bestreiten wolle, und das tat ich auf seines älteren Bruders Bitten, so wie auf seine eigene.
   c) Weil er mir um Michaelis 1800 selbst, wie seine Brüder wissen, bekannt gemacht, er hätte einen Wohltäter in Hirschberg, der ihn auf seine Kosten wollte noch ein halbes Jahr studieren lassen.
2. Als Religions Lehrer weiß ich, daß wir Gottes Nachahmer sein sollen. Gott sorgt väterlich für alle Kinder, auch für die unartigen. Aber bei aller Sorge für sie läßt er sie auch oft die Strenge seiner Zucht fühlen, und das zu ihrer Besserung. Zum Beweis nur Ebr. XII 5—11.
3. Einmal
   a) darum, weil er mir und seinen Brüdern versicherte, es ließe ihn ein guter Freund von Hirschberg von Mich. 1800 bis Ostern 1801 studieren.

b) so, daß er hätte aufrichtig sein sollen, wenn er von seinem Freunde mit leeren Versprechungen hintergangen worden, mir oder wenigstens seinen Brüdern seinen Notstand zu entdecken und gleich im Anfange, da seine Schulden noch klein waren, Hülfe, entweder bei mir oder seinen Brüdern oder seinen angesehenen und in Ehren stehenden gutgesinnten wohltätigen Freunden zu suchen und eben darum, weil er dies nicht getan und uns allen die Schmach zugefüget als bis zum Carcer kommen zu lassen, und das um die kleine Summe von 17 rh willen, während ich schon etliche tausend Thaler an und für meine Kinder ausgezahlet, eben darum ist nun mein Herz vor ihm und für ihn verschlossen.

4. diese und andere in folgenden bemerkten Unanständigkeiten schmerzen mich sehr, umso mehr weil ich ihn zu so etwas so lange er bei mir gewesen, nicht gewöhnet und weil mir sowohl Ihre Billigkeit als H. Fleischers Güte gegen ihn gerühmet worden; dies einzige beiseite gesetzet, daß Sie ihn haben ins Carcer setzen lassen. Und nochmals versichere ich Ihnen, wenn Sie das nicht getan, sondern statt dessen an mich geschrieben hätten, so würde ich Ihre Bezahlung besorgt haben, ob ich ihm gleich gegenwärtig nichts mehr schuldig bin. Zu seinen unhöflichen Ausbrüchen hat ihn aber ohnfehlbar der Schmerz über seine dermalige Lage verleitet.
5. Entweder seine Schulden in Jena werden und müssen alle zugleich bezahlt werden, oder gar keine; wenigstens nicht von mir.
6. Das will ich Ihnen auch nicht zumuten.
7. Mein Ehe Kontrakt ist im fürstlichen Consistorio zu Rudolstadt bestätigt; und nach diesem habe ich meinen Pflichten gegen meine Kinder erster Ehe Genüge getan. Nun muß ich auch für meine Kinder anderer Ehe, meine Witwe und für meine eigene Pflege und Wartung im Alter sorgen.
8. Ich habe ihm geschrieben, er soll sich in Jena einen andern Vormund annehmen, und mit demselben die Verzichtleistung, wie ich sie verlangt, ausstellen und dieselbe in einem öffentl. Gerichte auf eine gültige Art bestätigen lassen.
9. Eben darum kann ich mich auch zu garnichts verstehen.

Oberweißbach, d. 10. Mai 1801 Joh. Jakob Fröbel.'

Wenn auch der Pfarrer grundsätzlich die Zahlung mit einem Bibelspruch abzutun schien, womit selbst dem gutmeinendsten Gasthalter nicht gedient war, die Sache ging doch nunmehr endlich voran. Für den Menschheitsschwärmer rückten durch alle Verhandlungen die rechtlichen Fragen

bedeutsamer in den Blickpunkt. Er ritt nach jugendlicher Art alsbald mit zusammengebetener Weisheit gewaltig keck in die Schranken, aber er hatte unter den Eindrücken, die das Hin und Her der Briefe und Besprechungen brachte, auch an Selbstüberwindung zugenommen. Als eine sittlich reife Persönlichkeit, die das Spiel mit der Namensunterschrift an diesem Platze verschmähen konnte, schrieb der 19 jährige am 16. Mai 1801 seinen letzten Brief als Gefangener. Wohl rasselte er darin mit der Behauptung, zum Rat, den des Vaters Advokat gegeben, „mehr als 6 hießige große Rechtsgelehrte" befragt zu haben. Alle sagten: „wenn mir ein Jurist diesen Rat gegeben hätte, so müßte er ein Erzignorant sein." Aber er erfüllte doch alle vom Vater gestellten Forderungen, rechtfertigte das Mißverständnis, das bei seinen Blanko-Unterschriften unterlaufen war, vor allem aber trug das Schreiben wieder die gebührende Anrede „Lieber Vater" als Überschrift und am Schluß den aufrichtigen Klang der Ehrfurcht eines gehorsamen Sohnes vor dem Alter.

Es war nur zu natürlich, daß Friedrich wenig Sehnsucht spürte, früher als unbedingt nötig nach Oberweißbach zurückzukehren. Der Schreiber erlaubte sich mit voller Klarheit, recht verstanden zu werden, die Bemerkung: „Die liebe Mutter und die gute Schwester Fiekgen grüßen Sie herzlich, und ich lies recht sehr für ihre aufrichtige Teilnahme danken". Besorgt ging seine Liebe zu seinem treuen Christopherus: „Was macht Christophs Hand, und ist er noch in Rudolstadt?" Die letzten Worte zur Karzerepisode, in denen er mit reinstem Gewissen dem Vater versicherte, alles getan zu haben, wozu er nur imstande gewesen, waren das reife Ergebnis seines äußeren Scheiterns in Jena und, so dürfen wir sagen, der gesamten Jenaer Zeit Friedrichs.

Wenig und sehr gering war der Gewinn seiner Studien ohne rechtzeitigen Rat eines erfahrenen Mannes. Der äußere Erfolg wäre größer gewesen, hätte nicht nach dem Hinfinden zu Batsch Sorge und Unmut ihn an seinem Wege zur Vervollkommnung gehindert. Aber viel oder wenig — vollkommner war Friedrich geworden, seine Welt größer, sein Wesen, das sie belebte, bestimmter.

Die Gläubiger hatten sich guterletzt zu kleinen Abstrichen bereit gefunden. Sie waren durch einen gewissen Paulsen aus Jena in bar bezahlt, der dafür einen Schuldschein über ganze 33 Laubthaler 18 Gr. und 9 Pfg., mitunterzeichnet von Christoph, in der Hand behielt. Friedrich kehrte Ende Mai 1801 nun doch unmittelbar ins Elternhaus zurück. Die Aufregungen der letzten Wochen hatten des Vaters verlöschende Lebenskraft noch zu einem letzten Aufflackern gebracht. In diesem Zustande war er zu wenig Herr über sich, um im gescheiterten Sohn nicht das Gefühl

zu erwecken, nur aus Wohltat wiederaufgenommen zu sein. Gab Friedrich mit Worten seinem berechtigten Selbstbewußtsein Ausdruck, so sagte ihm der Vater: man habe zwar groß Maul, hielte aber wenig. Da schwand jede Hoffnung auf Verständigung.

Übte nun wenigstens der späte Frühling der Oberweißbacher Höhen seine lösende Macht auf den von den Nächsten Mißhandelten? Vor den Dörflern mochte Friedrich sich nicht sehen lassen. So scheute er auch die früher so wohltätige häusliche und Feldbeschäftigung und verkroch sich hinter die Bücher des Vaters. Viel fand er unter den größtenteils theologischen Werken nicht für sich. Glücklicherweise war da noch eine 10 Jahre früher in Gotha erschienene Übersicht aller Wissenschaften und schönen Künste in ihren Verzweigungen, mit einer kurzen Angabe des Begriffes jeder Wissenschaft und der Literatur in jedem Fache. Die Anordnung ruhte auf der allgemeinen Fakultäten-Einteilung: Theologie, Jurisprudenz usw. und erlaubte ihm einen längst gewünschten Überblick auf das gesamte Gebiet menschlichen Wissens. Darüber regte sich schüchtern wieder seine abgedrosselte Lust zur Wissenschaft. Eben hatte er noch an einem Hefte geschrieben, angelegt, um Auszüge aus verschiedenen Zeitschriften aufzunehmen, die der Vater mit mehreren Predigern und andern gebildeten Leuten hielt. Es stand darin alles bunt durcheinander, unbequem zum Gebrauch. An der Gothaer Mappe sah Friedrich eine zweckentsprechendere Einteilung, nahm sie zum Vorbild und traf danach heimlich seine weiteren Maßregeln.

Gleich einer Spinne, die triebhaft am Netze webt, suchte er den dunkelsten Winkel auf, zog er sich in sein mit Eisenstangen hart vergittertes abgelegenes Stübchen zurück, alles zu sammeln, was ihm für den gebildeten Menschen überhaupt und für sein altes Ziel des vollkommenen Ökonomen wissenswürdig und notwendig erschien. Das wollte er später unter günstigeren Umständen und je nach Bedürfnis wie aus einer Vorratskammer hervorholen. So wucherte denn doch still der karge Gewinn seiner Vorlesungen: Verlangen nach methodischer Ordnung und System. Zugleich wollte er sich anmerken, was er einmal noch alles durchzuarbeiten habe.

Als ein Gemütskranker, der nur durch dumpfe Freude gesundet, trieb er die Heimlichkeit so weit, sein freiwilliges Gefängnis während mehrerer Tage von früh bis spät abends aufzusuchen. Plötzlich trat der Vater zu ihm, sah die allerdings nicht geringe Menge des verbrauchten Papiers und nannte die Arbeit kurzerhand eine törichte Zeit- und Papiervergeudung. Es traf sich aber, daß Bruder Christoph nach Heilung seiner schlimmen Hand in Oberweißbach einen Besuch machte. Durch seine Fürsprache durfte Friedrich schließlich in der Beschäftigung fortfahren, die immerhin Arznei

für ihn bedeutete. Denn sie brachte eine gewisse Ordnung und wohltätige Festigkeit in sein erschüttertes Dasein.

Was aber sollte dabei aus dem brotlosen Esser werden? Die Weltlage war mehr als ungewiß. Napoleon Bonaparte trat allmählich immer rücksichtsloser das Erbe des französischen Umsturzes morscher Staatsformen an und hielt Europa in Atem. Soweit der Handel der Ranzer nach südlichen und westlichen Ländern nicht überhaupt brach lag, brachten die Balsamträger nur Nachrichten von Krieg und Kriegsgeschrei nach Oberweißbach. Dem Vater schien es am geratensten, Friedrich bei Verwandten unterzubringen. Zwei Fäden wurden dazu verzwirnt. Ein Glied aus der engeren Familie, Greiner in Schwarzbach, besaß das Gut Weitersroda bei Hildburghausen. Ein Verwandter der zweiten Mutter, Florentin Scheider, verwaltetes es. Die Sache gewann auch hier von vornherein das peinliche Gesicht einer Handlung um Gotteslohn. Jetzt schämte sich die zweite Mutter vor den besser gestellten Verwandten ihres Stiefsohnes über dessen mangelhafte Kleidung. Er besaß nur ein Paar fast abgenutzte Schuhe. Vor seinen Ohren kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen den Eltern. In Oberweißbach fehlte es an Schustern; darum bestellte die Mutter eiligst neue Beschuhung für ihn in Stadtilm. Dort aber trödelte Bruder Traugott mit der Besorgung. Die Mutter war verärgert, der Vater verdrossen, und der Pfarrerssohn, das auswärtige Mitglied der Mineralogischen Sozietät in Jena, zog nach Weitersroda zu landwirtschaftlichen Arbeiten, völlig unzureichend beschuht, in der Tasche $1^1/_2$ Thaler Zehrgeld, im Herzen das Bewußtsein, das Elternhaus wäre froh, ihn sobald nicht wieder zu sehen.

Sein Ziel wies über den Rennstieg gen Nachmittag. Er aber nahm den Umweg nordwärts über Stadtilm. Dort sagte der Oheim, der ihn eingesegnet hatte: ‚Nun, wenn deine Verhältnisse so sind, und wenn dich dein Vater nicht gerne behalten mag, so komm zu mir, und das sogleich, wenn der Vorschlag mit dem Herrn Greiner nicht vorteilhaft sein sollte'. Um die lächerliche Stiefelfrage kümmerte sich Friedrich nicht. Ist die Eitelkeit eines jungen Menschen einmal verletzt, so geht sie voll Trotz ihren Weg. Sollte er wie ein Bettler von gutmütigen Verwandten aufgenommen und mit Kost, Schlafraum und Wäsche ausgehalten werden, so mochte das ganz geschehen. Sein schmales Päckchen Kleidungsstücke war am 18. Juli 1801 zum Vetter Scheider voraufgegangen. Dem Anstand war genug geschehen, wenn der dem „Hochedelgeboren gehorsame Diener und Vetter Friedr. Wilh. Aug. Fröbel" ankündigte, anfang der nächsten Woche dort die Ehre seiner persönlichen Aufwartung zu machen.

Weitersroda liegt eine kleine halbe Stunde entfernt von jenem Heßberg, in dessen Erdschichten die Natur die Fährten vorsintflutlicher Tiere auf uns überkommen hat. Im Laufe des 19. Jahrhunderts haben die dortigen Sandsteinbrüche manches Muster davon in die Museen zahlloser Städte geliefert. Friedrich hat von solchen Mustern keinerlei Notiz genommen, Nicht in entferntesten hat er dort an die Verpflichtung aus seiner auswärtigen Mitgliedschaft der Mineralogischen Sozietät gedacht. Jeder wissenschaftliche Ehrgeiz schien erloschen. Der 19jährige war heilfroh, an Jena nicht weiter erinnert zu werden, als durch die Nachricht, Paulsen wolle mit dem Schuldschein bis Ende Oktober warten.

In Weitersroda war Friedrich von dem jungen und dem alten Verwalter, also von Vetter und Großvetter empfangen worden. Das Gesinde bestand aus drei Knechten, einer Magd, einem nur hirschgerechten Jäger, der der Schreiberei unkundig war, und etlichen gelegentlichen Waldarbeitern. Unter solchem Verkehr ging seine Aufmerksamkeit auf den Tierbestand, das gute Dutzend Kühe, die bescheidene Zahl Ochsen und Pferde, die Branntweinbrennerei, den Feldbau und Waldbestand. Er machte bald alle Landarbeiten mit, ohne jedoch davon gefesselt zu werden. Wenn jetzt die Stimme des Erdgeistes ihm schwieg, so erstarkte durch die körperliche Tätigkeit doch sein Körpersinn.

In der bäuerischen Umgebung war er ganz Bauer. Aber Gartenarbeiten, Forstpflanzungen, Pflügen, einmal auch Säen, ließen ihm genug Zeit, ein Buch von Meißenbruch über das Ganze der Ökonomie zu lesen. Der Vetter ließ ihn eine frühere Jahresrechnung zur eigenen Belehrung einsehen; aber wiederholt bat Friedrich vergebens, ihm die laufende Rechnung zu überlassen. Bald fühlte er, mit allem Zugreifen Greiner wenig Nutzen zu schaffen, hoffte auf Vermessungsarbeiten an anderem Orte für den Besitzer, sobald die Ernte eingebracht sei, und meinte, die geringe Pottaschensiederei sollte bei dem beträchtlichen Waldbestand zur Schmalz- und Fettgrube für das Gut gemacht werden. Er war ein echter Bauer, sonst hätte er, wie man heute pflegt, von einer ‚Goldgrube' geredet.

So übte der Menschheitsschwärmer im Joch den Blick für das Nächstliegende und entdeckte Geschick, Kräfte und Urteilsfähigkeit zu allen ihm bisher begegneten landwirtschaftlichen Arbeiten. Ein Brief aus solcher Stimmung vom August 1801 erfreute den Oheim in Stadtilm und gewann ihm dessen herzliche Neigung. Und Friedrichs seelische Gesundung ging stetig voran, neuer Jugend entgegen. Er empfand zunächst gar nicht, wie wenig seine Lage zu dem hohen Streben, dem er doch wandellos sich verschrieben, paßte. Selbst der wehe Riß begann zu verharrschen, den

des Vaters Vorhaltungen, trotz des Versprechens, von Vorwürfen verschont zu bleiben, verursacht hatte und den neue Vorkommnisse neuen Spannungen aussetzten. Aus der Entfernung nimmt alles ein milderes Aussehen an. Die Luft im fremden Haus tat das ihrige. Vor allem der Großvetter konnte sich mit dem verpfuschten Studenten, der ihm da über die Kartoffelfelder stelzte, nicht befreunden. Griesgrämig knurrte er wiederholt in des Ausgehaltenen Gegenwart: er möchte wissen, was aus diesem Menschen werden sollte; Ökonom kaum.

Was hatte der Bettler sich erlaubt? Er hatte aus eigner Macht ein Paar neue Schuhe bestellt, seine alten wenigstens vorschuhen und die alte Lederhose waschen und ausbessern lassen; das alles freilich auf Borg. Nach altem Brauch hatte er sich als neuer Gehülfe von dem Hänseln der andern lösen müssen. Da man wußte und er selbst nicht vergessen wollte, Vetter des Gutsbesitzers zu sein, hatte er für dreimalige Lösung beim Hänseln 20 Groschen Schulden gemacht und „beim Aufgang der Jagd" 6 Groschen für Pulver und Blei ausgegeben. „Was tut nicht Zureden", wenn man sich Forstgehülfe nennen durfte? Er war einigemale mit andern nach Hildburghausen, auch zu einem Jahrmarkt, gezogen. In fröhlichem Vergessen hatte er dabei Bier und Obst für ganze 16 Groschen genossen, sogar gleich den andern in den Glückstopf gegriffen und gleich den andern einen Zettel gezogen: Suche dein Glück.

War es verwunderlich, nicht vielmehr ein Zeichen neuer Kraft, wie Friedrich schließlich aufbegehrte? Er redete von Auswandern nach Amerika oder nach Rußland, gleichviel wohin. Der Mensch habe Verstand und Kräfte von der gütigen Natur erhalten. Soll er sich nun „den Kindern gleich" durch die Launen anderer Menschen „am Gängelbande leiten" lassen? So wenig gleichgiltig ihm bisher Ort und Weise seines Unterhalts gewesen, ihm wäre jetzt alles recht. „Jetzt oder Nie!" Im Gefühl, daß auch dem Florentin seine Aufnahme auf ein Vierteljahr in der Stille anfing leid zu tun, hatte Friedrich ein Dienstgesuch an den Reichsanzeiger aufgesetzt, wie der Vater brieflich ihm geraten. „Ökonomie Buchhalter" wollte er sein. „Was so eine Silbe tut", verspottete er sich selbst und meinte, ehrlicher gesprochen müßte es heißen: Schreiber. Damit Brüder und Vater ihm nicht wieder Vorwürfe machen könnten, wollte er den Erfolg dieses Gesuches abwarten. Aber dann! Dem Bruder Christoph schüttete er brieflich sein Herz aus, rechnete ihm bis in die 3 Groschen für die Materialien zu Schuhwichse auch den Verbleib der $1\frac{1}{2}$ Thaler Reisegeld vom Vater vor und bat mit allen Hieroglyphen seiner Namensunterschrift, denen auf einmal etwas wie ein Studentenschnörkel sich einfügte, um die Begleichung der neuen Schulden von rund $6\frac{1}{2}$ Thalern.

Das „Aber dann" war kurzatmiger als die Geduld seines Abwartens. Ein anderer Vetter, Direktor einer Fabrik, kam ihm in den Weg, erzählte ihm, daß ein Großfürst aus Rußland augenblicklich in Saalfeld weile und machte Friedrich den Vorschlag, bei diesem als Jäger anzutreten. „Jäger"! Das war nun nicht viel verschieden von dem einst so widerig abgelehnten Ausweg, als Bedienter seine Laufbahn anzufangen. Doch zündete der Gedanke, wie ein Blitz einen versteckten Waldbrand erzeugt.

Schon seinen Plan, in die Welt zu gehen, hatte er in elender Schreiberei, sie mit einer Wallung seines Blutes entschuldigend, Christoph — und Traugott anvertraut, dem Oheim in Stadtilm nur angedeutet. Christoph sollte im Briefwechsel mit Traugott ihm helfen, den Entschluß — Amerika oder Rußland — „auszuputzen". Das Gestrüpp seiner Hoffnungen schien also zu keck zu wuchern, um ihm nicht selbst heimliches Unbehagen zu machen. Am 18. Sept. 1801 aber wollte das lodernde Blatt vom Gespräch mit dem Vetter Offeney mit gleicher Bitte um Unterstützung zu Christoph flattern. Schießen, Rechnen, Schreiben, weiter brauche solcher Jäger eines Großfürsten keine Wissenschaft, habe der Direktor Offeney gesagt. „Nun Gott Lob und Dank, dieses dreies würde ich ja leisten können. Und Kenntnisse in Behandlung der Forste besitze ich doch auch . . . Gedachter Herr Offeney, welcher zweimal, einmal als Jägersbursch und einmal mit dem Görgdaniel in Rußland war, sagte, zu diesem Behuf bekäme ich sehr leicht einen Lehrbrief."

Im Hintergrund stand in dieser kecken Draufgängerei manches vom leichten Sinn Traugotts. Darum auch die Bitte an Christoph, sich mit Traugott in Verbindung zu setzen. Wenn dann ein Christoph seine Hand zu dem halben Erschleichen eines Lehrbriefs lieh, mochte wohl die Not alles entschuldigen. „Freilich mußt du sorglich sehen, mit was für einem Mann du zu tun hast. Sollte es ein aufgeklärter, vernünftiger, helldenkender, von dem alten Galymathias der Jägerei befreiter Mann sein, so kannst du ihm ja sagen, was die reine Wahrheit ist. Doch dies überlasse ich dir ganz. Ich weiß nicht warum, aber leider habe ich wenig Hoffnung zu dem guten Erfolg dieser Bemühungen."

Über 14 Tage blieb der Brief liegen. „Knall und Fall abgebrochen", wurde er erst am 5. Oktober 1801 beendet. Vom Sterbelager winkte dem jungen Stürmer die zitternde Hand des Vaters, daß er ihm seine Hilfe bei den Geschäften der Pfarrschreiberei leiste. Vergebens stellte Friedrich sich taub. Aber im Überwindungskampfe mit sich selbst trat ihm langsam, machtvoll, mahnend und zwingend die sittliche Gestalt des rechtlichen Johann Jacob vor das Innere.

Zwei Generationen rangen in diesem Kampf miteinander: der frisch gekräftigte Junge, der sich eben mühsam vom Boden erhoben hatte, mit dem hinsiechenden Vater, der ihm von neuem den Fuß auf die Hüfte setzen zu wollen schien. Wäre Friedrich nur einfach sich selbst überlassen worden, ohne weitere Bevormundung von daheim, seine Anlage zum Trotz hätte ihm in diesem Falle nicht so viel zu schaffen gemacht. Des Vaters wirklich übel angebrachte Genauigkeit hatte ihn erst zum Bettler erniedrigt, dann von neuem zum Schuldner gemacht. Dabei wußte Friedrich, daß das vor einem Vierteljahr bestellte Paar Schuhe im Elternhause stand. Er hätte sich nicht vorm ersten Eintritt mit den schon wieder unansehnlichen neuen fürchten müssen, wäre ihm wenigstens mit der Aufforderung heimzukehren auch die neue Beschuhung zugesandt worden. Viele Wenig machen ein Viel! Der Herbst begann mit veränderlichem Wetter. Der jetzige Bauer redete sich vor, den Regen auf der Heimwanderung zu scheuen. Der ehemalige Forstlehrling schrieb, Mückenstiche hätten seinen Fuß schwellen lassen, daß er damit kaum gehen könne. Kurzum: Friedrich der unfertige Junge wollte nicht kommen.

Aber gerade über diesen Flausen fand er sich trotz des erfahrenen Unrechts von neuem hin zur Überzeugung, vom Vater nur verkannt zu werden. Er sah den Siechenden körperlich nur vor sich, wie er ihn unter dem letzten Aufflackern der ausgehenden Flamme eben erst erlebt, „in seinem hohen Alter kräftig und gesund an Geist, durchdringend in Wort und Rat und rüstig in der Tat". Hinter den ernsten, wohl harten Reden blickte er wieder den strengen Willen des „altchristlichen Lebens, voll edlen, ja aufopfernden Strebens". Wie weit stand er mit seinen verschiedenen kleinen Unaufrichtigkeiten zurück hinter dem, der „für das erkannte Bessere keine Fehde scheute und die Feder, wie der Krieger sein Schwert in der Schlacht, führte für Wahrheit, Sittlichkeit und Recht". Indem Friedrich den Vater achten mußte, regte sich wieder seine Verehrung für ihn.

Harte drei Wochen dauerte der Selbstüberwindungskampf in Friedrichs Seele. Das erste Siegeszeichen war der Vorsatz, sich seinem Vater brieflich zu geben, wie er sich selbst erkannte. Den Brief niederzuschreiben hatte er immer noch nicht Kraft, nicht Mut genug. Da riß ihn im November die bestimmte Nachricht ins elterliche Haus, der Vater sei ganz schwach und bettlägerig. Bei der ersten Begegnung gebot der nahende Tod beiden, von allem Trennenden zu schweigen. Und so bis zum Scheiden.

Friedrich übernahm mit entschiedener Kraft die schriftlichen Geschäfte. Von seiner Hand scheinen die ersten Eintragungen des Kirchenbuches für das neue Jahr 1802 herzurühren, eröffnet mit dem Fehler des Neulings MDCCCJ.

Johann Jacob hat sich nicht mehr um das Einzelne kümmern können, aber er sah den Eifer des Sohnes. Was vielleicht schriftlich nie zu vollem väterlichen Segen gereicht hätte, konnte nun endlich Mann gegen Mann und Auge in Auge ausgesprochen werden. Noch einmal griff der Vater mit zitternden Fingern zur Feder, Christoph das Wohl Friedrichs ans Herz zu legen. Im Februar 1802 schloß er in Frieden die Augen, 19 Jahre und 3 Tage nach dem Heimgang Jakobine Eleonores. Mit den dankbarsten Gesinnungen eines wahren echten Sohnes begleitete Friedrich im gewaltigsten Wintersturm seine Hülle zur Erde.

Seltsam die Nachricht: die Glocken haben bei seinem Begräbnis geschwiegen. Die Mühen seines kampfreichen Daseins waren groß gewesen, ihr Erfolg gering und reichte nicht von fern an den Schatz der Liebe, die einst der toten Gattin zum Grabe folgte. Eine fremde Hand schrieb nachträglich ins Kirchenbuch:

Fröbel: Ehrw., Johann Jacob, gewesener Pfarr Herr, des hiesigen Pfarspiels starb den 10. Febr. in der Nacht, nach langwierigen Übeln von Geschwulst und Engbrüstigkeit, in seinem 73sten Lebensjahre, wurde den 13 eiusdem früh in der Stille beerdigt. sanft ruhe seine Asche.

Über den Papieren des Vaters saß der Sohn, in dem das Erbe seines unbeugsamen Willens fruchten sollte. An äußerem Gut war Friedrich nichts geblieben. Sein Bleiben im völlig fremd werdenden Hause konnte nur noch einige Tage währen. Aus dem Hintergrund des Todeserlebnisses aber flammte plötzlich ein Licht auf, das nicht von der Erde stammte, ob es schon irdischer Schicksale benötigt hatte, von Friedrich gefunden zu werden.

Mochte dem Vater als protestantischem Geistlichen das Schreiben der Försterin Kämpfin zu Friedrichs Tauftag nicht ganz recht gewesen sein; er hatte ihren Taufbrief dem Kinde nie gezeigt. Aber selbst dem zaubergläubigen Geschlecht der Hinterwäldler entsprossen, hatte er dies Amulett der Patin doch auch nicht vernichtet. Jetzt beim Ordnen des Nachlasses kam es in Friedrichs Hände. Ihm war, als erschließe sich jetzt das Rätsel seines inneren Lebens, sein Nichtverlorengehen alle die Zeit des Druckes hindurch. Er las — Geburt und Tod schwebten dabei um ihn, denn alle, deren Hand und Auge auf seinem Taufbrief vom 23. April 1782 geruht, deckte das Grab:

‚Höre Sohn! Schaue darauf und halte dich mit unbeweglicher Treue an deinen besten Seelenfreund, der nun dein ist, bis er dich am Abend

deiner Tage zu seiner ewigen Ruhe rufen wird. Folge der treuen und wohlgemeinten Vermahnung deiner dich zärtlich liebenden Patin

Friederike Kämpfin.'

In äußerer Beziehung wieder so hilflos und bloß wie ein neugeborenes Kind, erschütterte ihn das wie ein Gruß aus dem Jenseits. Er nahm das Schreiben an sich und trug es durch alle seine weiteren Jahre in der Brusttasche überm Herzen mit sich, als Beglaubigung und Mahnung zur Lebenstreue.

* * *

1802—1805.

7.

Jung im Baunachsgrund.

Wird die Seelenfreundschaft mit Jesus Fröbel zum Frömmler machen? Wohin führte, damit das nicht geschehe, der erste Broterwerb den noch nicht 20jährigen, und wie gelangte er dorthin?

‚Deutschland in Europas Mitte
Und in Deutschlands Mitte Franken.
In des schönen Frankenlandes
Mitte liegt der Baunachsgrunde.

In des Baunachsgrundes Mitte
Liegt ein schöner, schöner Garten,
In des schönen Gartens Mitte
Steht der Allerschönsten Haus.

Fragt mich nicht, warum ich immer
Mich um dieses Häuschen drehe,
Als um meines Vaterlandes
Allerschönsten Mittelpunkt.‘

Der so schrieb, Friedrich Rückert, besang damit ein Haus und Mädchen in Rentweinsdorf, dem Ort und Ländchen, in dem Friedrich Fröbel 1802 sieben Jahre vor ihm einen Freund fand an Fr. Wilh. Dieter, dem Sekretär des damals dort noch regierenden Herrn. Dieter schrieb ihm ins Stammbuch:

‚Wer Pferde hat und reitet nicht,
Bei Mädchen sitzt und küßt sie nicht.
Wein vor sich hat und schenkt nicht ein,
das muß ein fauler Teufel sein.‘

Lenz und Liebe gaben dem ersten Jahr äußerer Selbständigkeit Friedrichs den Inhalt, indem er sie kindlich in einer Gegend genoß, die mit ihren Eindrücken dazu beigetragen haben mag, daß der spätere Rückert gern zu den Weisheiten orientalischer Dichter griff.

Die Liebste, die Rückert dort umschwärmte, die Tochter des Amtmanns Müller, erblühte zu Fröbels Zeit erst zum jungen Mädchen. Sie war mit ihrer Schwester eine Spielgefährtin der Töchter des regierenden Sigmund I. von Rotenhan, aber darum zugleich auch der Töchter des

dortigen Physikus Dr. Hoffmann. Wahrscheinlich hat eine entfernte Verwandtschaft mit diesem Hoffmann den brotsuchenden Neffen der Superintendenten-Familie gleichen Namens in jene Gegend gebracht. Friedrich verkehrte im Hause des Arztes, und ein Schwiegersohn Hoffmanns wurde sein Freund im Verlauf der Gottesdienste, die den Pfarrerssohn fast jeden Sonntag in das protestantische Rentweinsdorf führten. Denn Friedrich selbst hauste von dort drei Stunden die Baunach abwärts als Forstamtsaktuar in Markt Baunach und somit im streng katholischen Lande.

Das war das Wichtige im weiteren Werden seiner Weltanschauung, daß Friedrich im Baunachsgrund auf der geistigen Brücke zwischen Nord- und Süddeutschland sich zwischen zwei scharf ausgeprägten religiösen Bekenntnisformen bewegte und dabei gerade dort wieder werden konnte, wer er vor Weitersroda gewesen war, der Gottsucher der Einheit. Von Norden her kam nach Rentweinsdorf eine sehr alte Handelsstraße, die über Markt Baunach nach Bamberg und weiter zur Schweiz ging, und viele Umstände förderten die religiöse Duldsamkeit, teils schon geschichtlich gewordene Umstände, teils zeitliche und für Fröbel persönlich jene besondere Beziehung zu Dr. Hoffmann.

Die reichsritterlichen Herren von Rentweinsdorf waren in manchem Jahrhundert Führer des fränkischen Ritterkantons gewesen, einer Vereinigung kleinster Herrschaften, mit denen die Entwicklung des Deutschen Reiches das Frankenland so reich gesegnet hatte, protestantisch und katholisch bunt durcheinander, daß die Farben nicht ausreichen, eine übersichtliche Karte der politischen Zersplitterung zu geben. Der bedeutendste des uralten Geschlechts der Rotenhan war der treu beim katholischen Glauben verharrende Sebastian I. gewesen, geboren 1478 zu Rentweinsdorf, Doktor beider Rechte, Ritter des heiligen Grabes zu Jerusalem, kurmainzischer Geheimrat, fürstlich Würzburgischer Rat und Oberhofmeister, kaiserlicher Rat und, als Edelmann durch Karl V. mit der höchsten Auszeichnung belohnt, ‚gekrönter Ritter'.

Sein Grabmal fand Friedrich an der Wand neben der Kanzel, wenn er dem protestantischen Gottesdienst in der Rentweinsdorfer Kirche lauschte. Aber der treue Katholik Sebastian kniete im selben Epitaph im Ritterharnisch aus grauem Stein gemeißelt vereint mit seinen beiden Brüdern, dem Reformator Hans von Rotenhan und dem endlich auch Protestant gewordenen Martin. Immer hat ein ungemein stark ausgeprägter Familiensinn des Geschlechts alle Gegensätze zur Harmonie aufzulösen verstanden. Das eine Grabmal verschiedener Bekenntnisse muß Friedrich zur Predigt geworden sein. Zweifellos hat der Geistliche des Orts, in

dessen Hause er ebenfalls herzlich verkehren durfte, ihn auf den Stolz Rentweinsdorfs aufmerksam gemacht.

Dann konnte Friedrich hören, daß Sebastians I. Kennwort der alte Spruch des delphischen Tempels gewesen war, Sokrates' Spruch: ‚Erkenne dich selbst.' Damit habe er zum Kreise jener seltenen Ritter gehört, die untereinander und mit fast allen bedeutenden Geistern und Herrschern ihrer Zeit im Briefwechsel standen. Ihm, der eine vollständige Karte von Franken verfertigte und geläufig vier Sprachen schrieb und redete, habe Ulrich von Hutten ein Werk gewidmet als seinem innigen Freunde. Sebastians Zeugnis gegen Luther, auf das sich der päpstliche Legat 1523 berufen wollte, habe die Verfolger des Ketzers ebenso enttäuscht, wie das zwei Jahre später dem Bischof von Würzburg geschehen. Denn derselbe Sebastian, der in verzweifelter Lage als Kommandant der Marienburg bei Würzburg den Sturm der tollen Bauernhaufen abgeschlagen und ihm Residenz und Land gerettet hatte, während er die eigenen Burgen und Dörfer hierüber in Flammen aufgehen ließ, habe der rachsüchtigen Strenge des geretteten geistlichen Herrn 1525 zornig Einhalt geboten.

Der Zug zu reiner Menschlichkeit hatte sich unter solchen Vorbildern lebendig erhalten, bis die Zeit der Aufklärung die Achtung vor der Würde des Menschen und die Idee seiner Freiheit und naturrechtlichen Gleichheit allgemeiner fruchten ließ. Weder die furchtbaren Nachrichten und Eindrücke der großen Revolution in Frankreich, noch die Leiden, die von dorther während des Koalitionskrieges bis 1802 vor allem über die einfachen Leute auch des Baunachgrundes gebracht worden waren, hatten das schöne Vertrauen zwischen oben und unten anfressen können. Von oben her sorgte das edel gedachte Freimaurertum für ein gutes Betreuen der Untergebenen. In der Gegend Rentweinsdorf konnte selbst ein Bedienter einen niederen Grad in der Loge erhalten. Der Geist einer Brüderschaft verwischte nicht die gesellschaftlichen Grenzen, obgleich er alle Schichten verband.

Nach dem Vorbild Sebastians I. stand auch Sigmund I. auf der Wacht. Von den Bemühungen für die allgemeine Wohlfahrt seines Ländchens werden wir noch hören; denn er hielt noch zwischen 1801 und 1803 an großen menschheitlichen Zielen fest, obgleich oder gerade weil der Luneviller Friede den Bestand seiner Herrschaft mehr als bedroht hatte. Durch Napoleon Bonaparte war das linke Rheinufer zu Frankreich geschlagen und den dort geschädigten Fürsten Ersatz versprochen worden auf Kosten der kleinen Herren, der Bistümer und Klöster rechts des Rheins. An dem schmählichen Feilschen auf dem Kongreß zu Rastatt und an der kriechenden Unterwürfigkeit vorm diktierenden französischen ersten Konsul seitens der

Herren, die sich Deutsche nannten, konnte und wollte Sigmund I. nicht teilnehmen. Umso mehr hatten bedrohte Nachbarn wie Rentweinsdorf und Bamberg daran zu denken, einander gefällig zu sein, was bei der ganzen Einstellung selbst den Wünschen Untergeordneter zugute kam. Es findet sich mehr als ein Beispiel, daß Sigmund sich persönlich für aufstrebende, ihm empfohlene junge Leute einsetzte.

Nach überliefertem Recht war er, obgleich protestantischer Landesherr, als Senior seines Stammes zu Friedrichs Zeit brandenburgischer Erbunterkämmerer beim Fürstbistum Bamberg. Daher bestanden freundnachbarliche Beziehungen über die nahe Grenze hinweg auch zwischen der Beamtenschaft beider Regierungen. Im damaligen Weltbürgertum noch gleichgiltig gegen die großen politischen Fragen und sie ganz ihren Herren überlassend, half sie nach Möglichkeit einander aus, wie überhaupt die sehr verzwickten Beziehungen der dortigen Kleinstaaterei einem patriarchalischen Verhältnis durchaus zuträglich waren. Beispielsweise zeichnete der Rentweinsdorfer Hoffmann als öffentlicher Arzt des fränkischen Ritterkantons, und wie er Arzt des regierenden Sigmund und zugleich dessen Hausfreund war und menschenfreundlich gleich einem echten Hoffmann in seinem freundlichen Hause über dem Orte eine Apotheke hielt, aus der die Armen stets unentgeltlich ihre Arzneien abhoben, so wurde er, der Protestant, wiederholt ebenso gern vom reichen Benediktinerkloster Banz zum Hausarzt begehrt.

Unter solchem patriarchalischen Zuschnitt erlebte Friedrich die religiöse Duldsamkeit als etwas schlechthin Selbstverständliches. Er brauchte sich auch fernerhin nur an die Tatsache zu halten, unter einem strenggläubigen Katholiken bei einem fürstbischöflichen Rent-, Forst- und Zehnten-Amt Brot und Stelle gefunden zu haben. Hat der ‚Forstamtsaktuar' nun die günstigen Verhältnisse ausgenutzt zu äußerem Fortkommen? Zum Menschheitskinde und Seelenfreunde Jesu gehörte, daß er zunächst ganz vor allem sich in der Natur erging. Sie war im Frühling des Baunachgrundes doppelt lockend.

Dort, wo die Baunach die Itz aufnimmt, um wenige Stunden danach sich dem Main zur Mitnahme nach Bamberg zu übergeben, wechselt die Landschaft nicht großartig und romantisch. Sie bleibt überall anmutig, lieblich und stimmungsvoll. Ein Terrassenland mit zahlreichen Hügeln dacht sich langsam gen Osten zu ab, wo die Sonne, wenn sie nicht in das breite Wiesen- und Ackergelände zwischen Kloster Banz und Vierzehnheiligen hineinlacht, über dem Sturz des Staffelsteins heraufsteigt. Die Namen Bamberg, Kloster Banz und Vierzehnheiligen erinnern ohne weiteres an alten katholischen Kulturboden. Noch blieb dort aber auch —

man denke des Einsiedlers Veit von Staffelstein — das Gedenken lebendig, wie ein Weltabgewandter im Angesicht der Natur seinen Seelenfrieden finden kann, ohne menschenscheu zu werden.

Altes deutsches Naturempfinden und katholische Gotteslehre gingen friedlich einander zur Seite. Ahnungslos nur verspotten die Kinder in Baunach die alten versunkenen Götter mit einem Spruch

‚Drüben auf der Wiesen liegt ein alter Schimmelgaul;
Er hätt' mich fast gebissen, und hat kein' Zahn im Maul.'

Uralte Geister, die sich beugten vor der höheren Lehre, flüstern ihren heidnischen Namen, wenn die Mütter ihr Kind in den Schlaf singen:

‚Heia, bobeia, die Nunna geht nit weit vom Brunna
Geht nit weit vom Beckenhaus
Im Beckenhaus, da guck'n drei schöne Dokele 'raus;
di a spinnt Seid'n, die anner klare Weid'n
Die anner macht das Türla auf.
Läßt a bissela Sunna 'raus
A bissela läßt sie dinna
Für die heilig Mutter Gottes
Und ihr Kinnela.'

Verließ der Aktuar sein Amtshaus in Markt Baunach, dann durchschritt er ein stattliches Hoftor aus geschnitzten Eichenbalken. Zwei wilde Männer trugen das Tordach und schienen über den Ausgehenden Wache zu stehen. Oder wehrte ihr grimmiger Blick dem Ungerufenen, dieweil ein Spruch, im Querbalken eingeschnitten, noch den lustigen Rat gibt:

‚Wer under disen Dühr hinein Geht
Und in sein Sin zum Sdehlen Sthed,
es ist mir liewer er bleibt darausen
ich haw darinnen Kazen die selwer Mausen.'

Längs der breiten Hauptstraße, auf der von Koburg her und zurück die Lastwagen knarrten, schritt Friedrich vorbei an dem bischöflichen Absteigesitz, einem alten Jagdschloß, das sich uferlängs an der Furt der Baunach hinlagert. Auf dem weiten Marktplatz und nicht zuletzt vor dem vielhundertjährigen Gasthof des Bürgermeisters machte er halt. Das mächtige Gebäude nahm die ganze Nordseite des Marktes ein und beherrschte den Platz, zumal wenn der mächtige doppelköpfige Reichsadler schwarz auf weißem Grunde aus der hellen Sonne hineinlockte in die kühle Torfahrt. Man schenkte dort ein Bier, das in Felsenkellern gut aufbewahrt, weit im Lande gerühmt wurde und wird.

Wenige Schritte abseits führte die schmale Seitenstraße zur schlichten Kirche. Dies katholische Gotteshaus war weit kleiner als das väterliche in Oberweißbach, dafür aber nicht arm an Eindrücken mittelalterlicher Gottesverehrung. Ein packender Calvarienberg am Eingang rechts zog

den Blick an und leitete die Schritte auf den schmalen Weg, den die andrängenden Wohnhäuser rings vom versunkenen Kirchhof übrig gelassen. Durch den Frieden der Büsche blickt noch hier und da eine alte Grabtafel von der Kirchenwand. Hinterm Morgenchor ragt ein Kruzifix. Im Kircheninnern standen aufgepflanzt die Prozessionsfahnen und -Stäbe. Ewiges Lämplein und Gebetskerzen verzehrten sich still und nährten das Halbdunkel. Ihre verlorenen Strahlen huschten über geschnitzte Heiligengestalten, deren Farbenglut unterm Staub der Jahrhunderte verblich. Dem Kinde des Protestantismus erweckte das alles die Andacht verwehter Geschlechter.

Die Hauptstraße senkte sich vom Markte aus noch einmal zur Furt über die Itz. Dort traf Friedrich auf ein hohes Kruzifix an einer Mauer, erinnernd an die letzte Richtstätte, die eines ‚Gotteslästerers'. Jenseits der schmalen Itz lockte ihn eine aufsteigende Reihe mächtiger Bäume, den Bogen der Straße abzuschneiden, die am Galgenberg, dem drohenden Platze früherer Zeiten, vorbeileitete. Unterm Grüngold des Schattendachs schritt er hindurch zwischen zwei steinernen Leidensgestalten. Eine Hand, die des Formens noch nicht geübt gewesen, hatte in einer von ihnen den Kreuzträger Jesu dargestellt, ergreifend das Ganze auch durch die Inschrift, die es zum Denkmal eines eigenen Verlustes bestimmt. Auf halber Höhe zur Galgenstätte, von der unterm Grün der Saaten und den ragenden Hopfenstangen nur noch der Name sprach, steht eine Kapelle, der Büßerin Magdalena geweiht. Noch heute ein Walfahrtsort, barg sie in einem Sarkophag seit langem die Reste eines wundertätigen Jerusalemwallers, eines einfachen Bauern.

Friedrichs Lieblingsweg wurde ein schön bedeckter Gang längs der mit der Baunach vereinten Itz. Sorgloser als je zuvor lebte er im Baunachgrund in und mit dieser Natur. Einsam lag er ihr an schönen Abenden im Schoße wie ein träumendes Kind, das beseligt die Augen der Mutter auf sich gerichtet fühlt und eine Weile weiter nichts begehrt, als von Herzen dankbar zu sein.

Wohl sprachen ihm auch die geschichtlichen Zeugen früherer Zeit, vor allem doch nur, sofern sie von der Verschmelzung christlichen Glaubens mit der Liebe zur Natur zeugten. In Maientagen sah er die Prozession der Maria als Maienkönigin durch die Felder ziehen, wie sie gleich der alten Ostara die Hopfenberge zu reichem Ertrag segnete und auch die erlahmenden Mühen der Weinbauer ermutigte. Bei solchem Erleben kam ihm ein Gedanke, der den Kern seines Naturerlebens im Baunachgrund aussprach: man dürfe das katholische Bekenntnis die weibliche Seite der christlichen Religion nennen und könne die Madonna

im menschheitlichen Sinn ansehen als Sinnbild der Natur, ihre Verehrung als eine solche der Natur und — der Isis.

Denn allgemach trat zu dem Erleben der friedvollen Natur ein geistiger Zustrom. Friedrich lebte schon in jenen ersten Tagen viel mit den Menschen der Vergangenheit, mehr mit den geistigen Menschen in ihren Schriften, als mit den einzelnen von Fleisch und Blut. Seine Amtsgeschäfte waren leicht. Sie erledigt, war er Herr seiner Stunden. Sein Vorgesetzter hatte die Eitelkeit, eine große Bücherei zu besitzen, gehörte aber zu der selteneren Art solcher Liebhaber, die, wenn sie selbst schon ihre größte Freude an bloßen Bücherrücken haben, den Inhalt wenigstens andern gönnen.

Friedrich begann, die Gelegenheit aufs eifrigste zu nutzen. Viele der damals in seinem Fach erscheinenden Schriften wurden von ihm durchgangen. Aber auch schöngeistiges Schrifttum, Damen- und Taschenkalender fielen ihm in reicher Zahl in die Hand. Gerade diese Büchlein fesselten ihn besonders, wenn sie gewählte Aussprüche und Lebensansichten alter und neuer Denker enthielten. Dergleichen kurze Sätze lassen sich leicht überschauen und leicht behalten. Er sammelte die Früchte des Menschengeistes wie im Hirschberger Forst die Kinder des Erdgeistes und verwebte sie ohne weiteres mit dem eigenen Leben. Was ihm entsprach, zog er sich aus, um daran sein Denken zu prüfen. Den billig erworbenen Schatz trug er als Büchlein, das seinem Taufbrief sich gesellte, überall mit sich herum. Auf diese Weise begann sein Geist, entlehnt und doch erlebt, Sprache zu bekommen. Und allem voran durch Aussprüche morgenländischer Denker, wohl, weil deren Weisheit seinem zeitlosen Naturerleben am nächsten kam.

Von hier aus fand er danach den Weg zu schlichten Freundschaften, wenigstens mit Menschen, die wie er die Natur liebten.

Noch blieb er meist mit sich allein. Das Todeserlebnis am Sterbelager des Vaters und die Beglaubigung einer Seelenfreundschaft mit Jesus war von seinem Gemüt nicht so schnell über andern Eindrücken zu verarbeiten. Dennoch bereitete sich leise auf seinen Traumgängen ein Wandel seiner Idee von Menschheit vor. Die geschichtliche Sprache der Jahrhunderte, ja Jahrtausende, zog diese Idee nicht eigentlich aus dem Zelt seiner Sterne herab; sie stellte sie nur in etwas festen auf den Boden des Wirklichen. Das M der Kassiopeia behauptete sich als Flammenschrift, die zur Menschheit aufforderte. Was er in sie hineinlas, war wie bisher die Treue des Mannes zum höheren Leben, die ihm im Schmerzensmann des katholischen Mittelalters, in den Kruzifixen seines jetzigen Wohnortes, nur sinnlicher als eine Treue über den Tod hinaus entgegentrat.

Sein männliches Empfinden gelangte vorm Bilde des Gekreuzigten nicht zur bloßen Übung andächtiger Zerknirschung und darum nicht zur Auffassung, daß Jesus das Lamm Gottes für die Sünden der Menschheit sei. Doch weil die Ahnung mächtig wurde, der männliche Wille allein genüge nicht ohne das Muster des willensgewaltigen Jesu, so fordernd es ihm von Kindesbeinen an vor Augen gestellt worden war, darum erlebte er dunkel, was die germanische Seele in das Wort ‚Gnade' hineinlegt. Er erlebte es im Anblick der Ehrfurcht, mit der man im katholischen Lande vor Maria, der Gnadenreichen, die Kniee beugte.

Dieses Erleben der weiblichen Seite, von dem wir hörten, daß es für ihn mit der Ehrfurcht vor der Mutter Natur zusammenging, machte ihn nicht unsicher im protestantischen Bekenntnis. Es war zuviel vom Gedanken an die eigene Mutter darin. Die Blumen der Natur, die ihn an ihren Grabhügel gemahnten, wie auch der Blumenschmuck der Marienaltäre woben für den Menschheitssucher einen Strahlenkranz um die Mutter schlechthin. Der Gottsucher sah diesen Kranz sinnlich in den goldblitzenden Sternen, die auf unscheinbaren Draht gereiht das Haupt der Madonnenstatuen umgab, als hielte der Himmel selbst und mit den Gläubigzarten zusammen über der Mutter, der Mutter des ‚Menschensohnes', seine Andacht. So öffneten ihm Sehnsucht nach Gott und Menschheit, beide vereint, leise den Blick, der Mann für sich allein stelle nur eine Hälfte der Menschheit dar und könne allein sich nie zur Menschheit vervollkommnen.

Der neue Aufblick zum Weibe war aus religiöser Andacht geboren. Wissenschaft und Schule schwiegen dabei. Es handelte sich um ein rein seelenkundliches Zurechtfinden für seine Weltanschauung, am allerwenigsten um ein Verlangen nach äußerer Vereinigung, nach Brautschaft oder gar Ehe. Nie war der junge Fröbel weiter von solchen Plänen entfernt als jetzt. Aber er suchte wie niemals zuvor und nachher herzlichen Umgang mit jungen Mädchen, mit Frauen überhaupt, und fand ihn.

Der Rentamtsmann war ein liebenswerter Vorgesetzter. Kam Besuch in sein Haus, so sah auch Friedrich sich freundlich begrüßt. Trieben dann die Männer im Garten das alte deutsche Kegelspiel, bot Friedrich sich den Frauen als Führer zu seinen Lieblingsplätzen an. Ein Zufall trug dazu bei, daß seine idealische Verehrung des Weibes die kindlichste Form absichtslosester Minne bewahrte. Als er eines Tages von der Arbeit nach Hause ging, war er auf einer Brücke einer Prozession begegnet. Zur Seite tretend und an seinen Platz gefesselt, hatte er im Fenster eines Hauses gegenüber zwei schwarzgekleidete Frauengestalten als Zuschauer wahrgenommen, deren eine gerade mit seinem Erblicken den schwarzen Schleier zurückschlug, so daß ihr blühend jugendliches Gesicht in diesem

Rahmen ihm leuchten mochte, als wären seine Himmelssterne zur Erde herabgestiegen. Ganz flüchtig war das Bild in seine Seele gefallen; das Allerheiligste der Prozession war vorüber, der schwarze Flor wieder gesunken, das Fenster auf eins wieder leer. Bei erster Gelegenheit fragte Friedrich nach, wer da wohne. Vergebens. Umso größer war seine Überraschung, da ihm das Mädchen ungesucht wiederbegegnete als Schwester der Beamtenfrau, die er an der Itz zu seinem Lieblingsweg geleitet hatte. Sie hieß Dorothea Popp.

Das Glück wollte, daß ihre Schwester nicht zu den leidenschaftlichen Ehestifterinnen zählte. Immerhin schrieb sie dem jungen Manne ins Stammbuch:

‚Die Liebe giebt Freude, die Tugend giebt Ruh
Drum wähle Sie beide, wie glücklich bist du.
es Empfild Sich in Ihren
antenken Ihre Freudin Ottilie Draußeneckin.‘

Friedrich fand in ihr „eine der gefälligsten mütterlichen Frauen, die es verdiente, sich ihrer stets mit Achtung und Dankbarkeit zu erinnern“. Sie begünstigte den harmlosen Verkehr mit Doret, ja sie lieh auf lange Sicht dem, der sich ihrer Schwester wie ein schwärmender Bruder nahte, einen Laubthaler, um mit ihr die Komödie zu besuchen. Und Doret selbst empfand dieses Zusammensein vorerst nicht anders als eine glückliche Schwester. Stammbuchzeilen haben uns ihr ganzes Wesen aufbewahrt.

‚Ein Mädchen, das galant und 18 Jahre zählet
Ein Mädchen sage ich, dem nicht an Schönheit fehlet;
die hunderttausend hat (dadurch versteh ich Gulden
und die an barem Geld und nicht an bösen Schulden)
dazu ein schönes Gut, nebst Garten, Kutsch und Pferden
die sollen, bester Freund, zu theile Ihnen werden.
Dieß Schwund Ihnen
Doret Popp.‘

Auf der Rückseite desselben Blattes erklang hinter abermals geborgten Reimen ein klein wenig mehr als Neckerei.

‚Einen Kranz für Sie zu Winden
Wünsch ich mir, vergiß mein nicht;
Möchten Sie mit mir empfinden,
Waß der Wunsch der Freundschaft spricht;
Wer könnte dann auf dieser Erden
Glücklicher als ich je werden.
mit diesen Empfielt sich ihre Freundin
Doret Popp.‘

Daß der Verkehr nicht in Tändelei ausartete, dafür sorgte der gediegene Familiensinn des Kreises, den Friedrich gefunden. Noch andere Blätter des Stammbuches wurden von Frauenhand beschrieben, wobei eine

Freundin sogar zum traulichen Du griff. Hinzu kamen nun bald auch Männerfreundschaften, deren erste sich vielleicht auf offener Straße angebahnt hat.

Wer heute als Fremder, zumal als Norddeutscher durch Baunach wandelt, den kann unversehens ein grundkindlicher Anblick fesseln, daß ihm das Herz lacht. Da schlendert, fröhlich als ein Bruder Habenichts, in brauner Kutte ein Bettelmönch daher. Bamberger Klöster schicken heute wie damals ihre Jüngsten und Unbesorgtesten aufs Land, daß sie mit gefülltem Sack auf dem Rücken, zu Zeiten auch mit einer Fuhre von Gaben, heimkehren. Ungelenk ist der Boten Gang, fröhlich ihr Gruß und Blick.

Die erste aller Baunacher Eintragungen in Friedrichs Stammbuch rührte von solchem geistlich armen Gottes- und Naturkinde. Eine ganz ungelenke Hand schrieb mit Riesenbuchstaben mehr verlegen als lakonisch hinein:

‚Fratter Otto : E.
in Marg baunach
den 20ten 9br 1802'.

War doch im Baunacher Sommerhalbjahr der 20jährige Fröbel zum ersten und einzigen Male erwacht zu harmlosem Lebensgenuß.

Im August 1802 hatte Friedrich einen Spaziergang nach der Altenburg gemacht, nicht ohne seine Doret. Der Draußeneck war dabei, bezahlte für ihn den Wein und erhielt die Gedenknotiz: „Ein sehr freundschaftlicher Mann, besonders merkwürdig seine große Gefälligkeit, bei dem Spaziergang nach der Altenburg". Schon im Sommer hatte der fröhliche Umgang ihn mit Heinrich Draußeneck zum „Felsenbier beim Hanagor" geführt, ihm aber auch zu einem kleinen Spitz verholfen, bei dem ein Guckkastenlied eine Rolle gespielt. Der Guckkastenmann war der Übergang vom einstigen Bänkelsänger zum heutigen aussterbenden Leiermann.

‚Der Dumkopf und der Schurke mahlen die Freundschaft auf Papier, der solide Mann trägt sie im Busen'. So schrieb ein anderer Freund, August Held, und erhielt das Lob: „Ein redlich rechtschaffener Mensch ohne viel Worte, gut und brav". Mit Freude erinnerte sich Friedrich an ihr gemeinsames Morgenstudium in Baunach, an die Abendkonferenz vor dem Bettgehen. Held war ein strengerer Mönchscharakter. Aber auch er muß Magenverstand gehabt haben. Friedrich trug auf der Rückseite des erwähnten Blattes noch nach: „Eingebranndte Suppe mit Eyern zum Mittagsmahl. — Karnweck — Siebenwurst. Zusammenkünfte bey dem Herrn Revierjäger Rattinger, der erste Januar 1803 u. der 2te Morgens Zusammenkunft bey der alten Rubnerin."

Neben alle diese Freundschaften trat ein näherer Umgang mit dem Hauslehrer seines Vorgesetzten und gab dem ganzen Frohsinn einen ernsten Hintergrund. Der katholische Rentbeamte hatte sich um einen Lehrer für seine Kinder an den protestantischen Bakkalaureus der Theologie und Frühprediger in Leipzig, Friedrich August Carus, gewandt. Carus hatte sich einen Namen gemacht durch Vorlesungen zur Philosophie der Geschichte und Vorlesungen zur Geschichte der Philosophie. Von Kantischen Grundlagen ausgehend und sie selbständig weiterverfolgend, waren seine Arbeiten am verdienstvollsten durch Reichtum des Stoffes und durch planvolle Ausführung, vor allem im Gebiet der Psychologie, deren System wie Geschichte er in Angriff nahm. Früh vollendet wie Batsch — er starb in der Blüte von 37 Lebensjahren 1807 — hinterließ er viele Schriften, die erst 1808—1823 in 7 Bänden heraus kamen, was mindestens für den Reichtum und den Wert ihres Geistes spricht. ‚Ideen zur Geschichte der Psychologie', ‚Psychologie der Hebräer', ‚Ideen zur Geschichte der Menschheit', ‚Moralphilosophie und Religionsphilosophie' heißen einige von Carus' Themen.

Dieser Bahnbrecher der unterscheidenden Seelenkunde hatte dem Beamten in einem Tschechen namens Kulisch einen seiner bevorzugten Schüler empfohlen. Kulisch war ein ungemein strebsamer junger Mann, der besonders große Reise- und Erziehungspläne in sich herum trug. Er hatte die Gelehrtenschulbildung. Friedrich war mangelhaft gebildet, erlebte aber, daß jener deswegen um nichts glücklicher war als er. In bitterer Selbstironie nannte Kulisch sich einen tschechischen Gaukler. Eine treue und tatkräftige Seele, konnte er seine Kritik an allem und jedem nicht unterdrücken. Er war einer der bekannten jungen Leute, die in der Sehnsucht nach Besserem mit der Welt und den Lebensverhältnissen in Krieg geraten, also das, wovor Friedrichs Seele trotz allem Lebensdruck selbst in den kritischen Weitersrodaer Monaten durch den Aufblick zum Vater gerettet worden war.

Die Gegensätze zogen sich an. Friedrich fühlte, mit sich selbst und mit allem in Frieden zu leben. Was Kulisch in ernsten Gesprächen an seelenkundlichem Wissen mitteilte, wurde für Friedrich zugleich ein praktischer Lehrgang. Denn die spottende Art mußte ihm unter allen andern Freunden auffallen. Er erlebte den Unterschied verschiedener Jünglingsseelen. Um Fragen, die die Erziehung anderer betraf, kümmerte er sich nicht. Er nahm also keinerlei Notiz von Kulischs Arbeit als Hauslehrer. Die Kinder im Hause waren für ihn gar nicht auf der Welt. Ihn beschäftigte allein die Menschheit in der Sonderform der Gedanken Kulischs. Das war's, was beide enger mit einander verband, denn sie selbst damals glaubten.

Doch verkehrten und lebten die zwei grundverschiedenen Pilger zu den Höhen der Menschheit in sehr vertraulicher und offener Weise miteinander.

Mit Kulisch, dem Stürmer, zur Seite faßte Friedrich nun auch festeren Fuß in Rentweinsdorf, wohin jenen das regere geistige Leben lockte. Sigmund I. hatte sich in eigenen Schreiben bei der Universität Erlangen um einen guten Schulmann bemüht und ihn in Johann Schneider gefunden, der, mit dem Titel Rektor 1794 in Rentweinsdorf angestellt, dort seit 1800 Pfarrer war und für Kulisch als Schulmann galt. Friedrich suchte in ihm den Prediger auf und gewann als stiller und offenherziger Bursche auch die Frau Pfarrerin für sich. Sie schrieb ihm ins Stammbuch: ‚Auch in der Entfernung wird noch immer mit Vergnügen an Sie denken Ihre Freundin M. Schneider'.

Von den acht Kindern in der Pfarre hören wir bei Fröbel nichts; auch nichts von den Töchtern des Arztes Hoffmann. Nur das herzliche Familienleben hinterließ ihm eine warme Erinnerung. Schon durch die Kinderfreundschaften unterhielt Sigmund I. mit diesen Familien einen regelmäßigen geselligen Verkehr. Er hatte einen Kreis eingerichtet, zu dem sich am Sonntag die Honoratioren mit ihren Damen einfanden. Neben Billard- und Kartenspiel kam dort die zwangslos heitere Abendunterhaltung nicht zu kurz. Es wäre merkwürdig, wenn auf diesem Zwischenwege Friedrich nicht mancherlei von den Ideen Sigmunds I. erfahren haben sollte. Zur Beantwortung näherer Fragen aber, so sollte man meinen, stand jederzeit doch der Freund Dieter bereit.

Lohnte es sich etwa nicht, sich mit Sigmunds Anregungen zu befassen? 1802 im Alter von 41 Jahren, war der Herr von Rentweinsdorf in jeder Weise würdig seines größeren Ahnherrn. Auch er suchte vorurteilslos mit seiner Zeit Schritt zu halten. Er erkannte zwar, daß sie der souveränen Gewalt im Staate nicht entbehren könne, war aber ein erklärter Feind des Despotismus, den er, übrigens gleichzeitig mit Schiller, als Schüler der Karlsschule kennengelernt hatte. Wie Schiller für eine medizinische Arbeit, so war er dort nach kameralistischen Studien für eine geometrische Aufgabe mit einem Preise ausgezeichnet worden. Die Verkündigung der Menschenrechte war ihm als Morgenröte des Tages seiner Ideale erschienen. Unbesorgt um die Gefahren für sein Leben hatte er Südfrankreich in dem aufgeregten Jahre 1790 bereist und seine Ideen darüber in einem französischen Druck niedergelegt.

1794 sehr glücklich vermählt, wandte er seine ganze Beobachtung und Tatkraft an die Hebung seines Ländchens durch Straßenbau, Obstpflan-

zungen, Verschönerung der Wohnsitze. Dabei schwebte ihm wie so manchem rührigen Landesherrn vor, arbeitsame Kolonisten, vorzüglich Handwerker, aus Gegenden heranzuziehen, die bereits den Schritt von der einfachen Landwirtschaft zur Gewerbetätigkeit hinter sich hatten. Selbst an eine Judenkolonie hatte er gedacht, um den Handel zu heben, und wiederum zum Schutz der Industrie, die nur schwer in dem rein landwirtschaftlichen und schwach bevölkerten Ländchen blühen wollte, 1799 eine Handelssteuer für jeden Kaufmann eingeführt. Allen diesen Neuerungen zur Seite ging seine Sorge für Hebung des Unterrichts. Die Berufung Schneiders sollte wenigstens den Söhnen der Beamten lateinischen Unterricht ermöglichen. Indessen geht uns am meisten ein etwas an, das Sigmund von einer Reise im Elsaß mitgebracht haben mag, wo Oberlin im Steinthale so segensreich wirkte: die Einrichtung von Spielplätzen, auf denen kleine Kinder, deren Eltern sich den Tag über wegen ihrer Geschäfte vom Haus entfernten, behütet werden sollten.

Wäre im 20jährigen Fröbel nur im entferntesten eine Ahnung seines einstigen Berufes gewesen, sie hätte sich vom Beispiel Sigmunds angesprochen fühlen müssen. Daß das nicht geschah, richtiger gesagt: wie seine Sehnsucht über das Vor-Augen-Liegende hinweg in die Ferne schaute, wirft im voraus ein Schlaglicht auf sein ganzes weiteres Leben und somit auf sein ganzes Streben als einstiger Volkserzieher.

Freilich ist auch von außen her von Sigmunds I. Ideen nicht allzuviel auf Friedrich eingestürmt. Der grimmige Weltverbesserer Kulisch, der übermütige Dieter, froh der Sonntage, wo er nicht in Tinte zu klecksen brauchte, und er, der kindliche Troubadour der Menschheit, das war ein Kleeblatt, reizvoll zum Malen. Und wanderte Friedrich mit Kulisch die 2—3 Stunden Weg durch die dunkelnde Nacht ins Baunacher Heim zurück, dann bearbeitete Kulischs Spott alle die hohen Pläne des Rentweinsdorfer Herrn. Still mochte dann Friedrich neben ihm gehen, zu den bitteren Späßen dieses Armen mit der Kappe des geistigen Gauklers lächeln. Er hörte wohl Worte und den Klang der Schritte. Ihm wurde dabei eines immer gewisser: Schul- und Gelehrtenbildung könne gar nicht als die alles ausschließende Bedingung einer wahren und umfassenden Geistes- und Menschenbildung gelten.

Sein Sinnen ging unter dem Stürmen der aufgeschlossenen Seele Kulischs hinauf zu den Sternen, die so still auf den Baunachgrund herabschauten. Ihm kam dabei der ganze große Aufwand von Menschenverbesserungsmitteln und vor allem das leidenschaftliche Mühen um Unterrichtswege auf einmal so aussichtslos vor. „Nach Verlebung glück-

licher Tage in heiteren Familien", sehr wahrscheinlich waren Rentweinsdorfer Ferientage gemeint, machte er sich eines Abends die Eintragung:

„Würden Jünglinge und Mädchen von Jugend auf häusliches Glück sehen, würde ihnen mit Hinweisung auf Erfahrung deutlich und überzeugend dargetan, daß alle Vergnügen vorübergehend sind, wenn solche lange gesuchet, endlich erhascht werden, sie meist mit vielen Bitterkeiten vermischt sind, und daß nur allein häusliches Glück dauerhaft, nur allein in ihm die reinste Erholung von Geschäften und Geistesanstrengungen zu finden ist: **so würden sie sich gewiß bemühen, diesen schönen Kranz ihrer jugendlichen Arbeiten ihrer Mäßigung und ihrer Tugend zu erkämpfen.**

Würde der Jünglinge Zweck immer der seyn, ganz brauchbare Bürger in dem Fache, daß sie gewählt haben, und moralisch gute Menschen zu werden; würden sie weniger begehren zu glänzen und sich nur dann ihrer angetretenen Laufbahn zu freuen, wenn sie überzeugt wären, daß sie nützliche Menschen seien, und daß sie nicht in Faseleien, sondern in ernsthaften Dingen einander zu übertreffen suchten; dann würde ihr ganzes künftiges Glück auf festen Stützen stehen, dann würden sie mit innigsten Vergnügen und mit heiterem Sinne auf ihre zurückgelegten Tage zurücksehen können."

Der Eintragung fehlt nicht ein besonderer Schlußschnörkel, ohne seinen Namen, aber mit dem M_3. Der Schwärmer weilte in seinem M-Land. Und doch war war gerade jetzt der Kassiopeia ein eigenes Geschwister des Weltgeistes zur Seite getreten. Es war das Sternbild der Krone Ariadnes, geführt von der milden Gemma, an das Friedrich im Baunachsgrunde einen Gedanken hängte, der ihn von nun an durch sein ganzes Leben begleitete. „Ehe das weibliche Geschlecht nicht in seiner Würde erkannt und anerkannt worden, und ehe dasselbe dieser seiner er- und anerkannten Würde nicht getreu handeln würde, sei an eine gründliche durch- und umgreifende Erhebung und Veredlung des Menschengeschlechts gar nicht zu denken."

Wie war es zu diesem neuen Klange gekommen? Die Gedanken an die heimgegangene Mutter, vermehrt um die Eindrücke der hehren Madonna, genährt im Umgang mit der schwesterlichen Doret und durch manche schlichte Frau seiner Bekanntschaft, alles das gab nur die Ober- und Untertöne. Angeschlagen aber wurde diese Andachtsglocke Fröbelschen Sinnens durch Herder.

Einer der letzten dichterischen Versuche des großen Anregers unseres klassischen Schrifttums war Herders Melodrama ‚Ariadne'. Es erschien

in Viewegs Taschenbuch für das Jahr 1803. Friedrich hat sich in Bamberg daraus Worte abgeschrieben in der Fassung:

„Der Gottheit Ratschluß
Ändert der Sterbliche nie
Auf Nachtbedecktem Pfad
Regiert sie unsern Fuß

Weiß an des Abgrunds Rand
die Strauchelnden zu retten
Raubt Kronen, schenkt sie
Und gibt und löset Ketten."

Herder schloß sein Werk mit dem beseligenden Gedanken der Bürgerblüte gleicher Gesetze für alle. Die Einleitung — denn Herder war kein Gestalter nach dem Goetheschen Wort: ‚Bilde, Künstler, rede nicht!' — sagte, wie das Ganze gemeint. ‚Unter edlen Taten kann kaum eine edlere gedacht werden, als die Befreiung der Menschheit von einer sie entehrenden Schmach, von einem sie Zeiten hinabdrückenden lastenden Übel.' Er greift dann zur antiken Fabel von Theseus, dem Minotaurustöter, und Ariadne, der zum Lichte zurückhelfenden Retterin des Helden, als ‚ein unübertreffliches Symbol für die Befreiung der Menschheit'. Theseus verlasse aber voll Undank die Retterin. Dieser Zug der alten Erzählung sei der heutigen Denkweise anstößig. Der moderne Dichter gestatte sich, der Fabel ‚durch eine leichte Wandlung' eine tiefste und moralische Wirkung zu sichern. Unter Zuhilfenahme der antiken Chorform, verstärkt durch Klänge der Musik, glaube er in einem Melodrama diese Wirkung zu erzielen, indem er die in edler Verzweiflung den Tod suchende Ariadne von den Wellen ans Ufer zurücktragen und dort von dem Freudebringer Dionysos als Gattin empfangen läßt. Das aus den Wellen rettende Stirnband der Leukothea, von Dionysos der der Verzweiflung entgegenschlafenden Ariadne ums Haupt gelegt, glänze seitdem als Sternbild am Himmel. Ihm galt das letzte Stück des Melodrams: ‚Ariadnens Krone'.

Friedrich, der dem 21. Lebensjahre entgegenging, hatte Lebensleid genug erfahren und mutig bezwungen. Kulischs unglückliches tiefes Gemüt hätte ihn an seiner idealischen Idee von Menschheit zweifeln lassen können. Die eigene Unkenntnis der Menschenwelt gab ihm freilich nicht das Recht, von einer labyrinthverirreten Menschheit zu reden. Und so sehr er auch den einzelnen Menschen irren zu sehen meinte, die Menschheit zu retten, kam ihm nicht in den Sinn. Er selbst lebte in tiefem Frieden und begriff nicht, daß Gelehrtere als er das nicht gleich ihm verstanden. Da war doch die kleine Welt des Familienglücks so vielfach in seinem Bekanntenkreise vertreten. Der kindlich reine Tor blickte wunsch-

los auf zu den blinkenden Sternen der Krone Ariadnens und vernahm von dort her Herders Ruf an die Frauen:

‚Dir vertraue ich mein Heil'ges an, die Krone der Schöpfung,
Deiner Pflege die kommende glückliche Nachwelt.
Ehret die Frauen, ihr Nam' ist Befreiung, Anfang und Ende
Stehet in einem Blick ihnen da! Auch Wege zum Ausgang. —
Schaut Ariadnens Krone, ihr Retterinnen, und reichet,
Reichet den Faden der Labyrinth-verirreten Menschheit.
Sinn't und erziehet (Ihr könnt es allein) die glückliche Nachwelt.‘

Reichlich verworren waren diese Empfindungen in Friedrichs Kopf. Aber er hörte genug von der Vorliebe der Mitwelt für Somnambulismus und ähnlichem, dem auch in Rentweinsdorf durch Sigmund I. fleißig nachgegangen wurde. Sollte er allein das Geheimnisvolle nicht lieben? Er erging sich in dieser Heimat jedes nachrückenden Geschlechtes nach seinem eigenen Gesetz. Mochten die Frauen als höhere Hälfte der Menschheit ihrer Aufgabe getreu bleiben; er selbst hatte als Mann seinen Weg zu gehen. Ob er seitens Dieters, bei Schneider oder durch einen andern von einer Schrift Sigmunds I. über Kolumbus und den Nutzen der Entdeckung Amerikas gehört hatte oder hörte: der geheimnisvolle Entdeckertrieb, der die Jugend in die Ferne schweifen läßt, das wurde Fröbels natürlicher Somnambulismus in der Form, mit der ein Genius in nachtwandlerischer Sicherheit die Spur der Natur verfolgt.

Im Almanach von 1796 hatte Schiller die Votivtafel ‚Kolumbus‘ erstmalig veröffentlicht. Von ihr fühlte sich der werdende Fröbel aufgerufen:

‚Steure, mutiger Segler! . . .
Immer, immer nach West! dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer!
Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde:
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.‘

Oft lagen seines unruhig werdenden Geistes Augen auf diesen Zeilen, die er sogleich dem Buch seiner Sammlung einverleibt hatte. Darüber wurde er der leeren Schreiberei im Amte satt. Er begann wieder, dem praktischen Feldmessen nachzuhängen und gedachte trotz der erfreulichen äußern Verhältnisse die Baunacher Stelle zu verlassen. Zwar fesselten Schulden seinen neuen Flug. Aber war da nicht der reiche Verwandte Greiner zu Limbach, für den er schon einmal an Feldmessen gedacht? War's mit dem nichts, er ließ sich vielleicht zu einem Darlehen bestimmen. Bruder Christoph wurde im Dezember 1802 um eine Bürgschaft angegangen. Und pünktlich vor Weihnacht setzte der treue in Griesheim

mit Siegel und Unterschrift die Zeilen für den Bruder auf, daß ihm ohne Bedenken die Summe von 10 Carol. auf einen ‚noch zu erwartenden Erbanteil' vorgeschossen werden könne; er selbst wolle sich für dieses Darlehen als Schuldner angesehen wissen.

Offenbar hat Friedrich die Summe danach persönlich abgehoben und dabei den günstigsten Eindruck bei seinen thüringer Verwandten gemacht. Das verrieten ihre Stammbucheintragungen. Selbst die Weitersrodaer Scheider durften sich jetzt darin verewigen und taten es gern. Friedrichs Aussprache mit dem Vetter Joh. Andr. Scheider trug ihm die Zeilen ein:

‚In einer Welt, wo blindes Glück allein,
wo nicht ein Gott regieret
wünsch ich nicht Mensch zu seyn.'

Wie anders lag die Welt dem Vertrauenden offen als vor nicht viel mehr denn einem Jahre, bei dem „Jetzt oder nie!" Äußerlich stand er nicht viel sicherer als damals, nur fester in einem gläubigen Mut, sein Schicksal fest in die eigene Hand nehmen zu müssen.

Im Vorfrühling 1803 verließ er die Baunacher Stelle, ohne die Freundschaft abzubrechen. Ihn beflügelte die Erwartung, im nahen Bamberg einen angemessenen Wirkungskreis zu finden. Der Reichsdeputationshauptschluß hatte das Fürstbistum bayrisch gemacht. Die dadurch eingetretene Veränderung der Grenzen und in der Regierung zwang zu umfangreichen Landesvermessungen. Jeder Freund konnte nur zureden, wenn Friedrich dabei sein Glück probierte. Und Doret Popp wohnte in Bamberg.

* * *

8.

Feldmesser. Naiver Einheitsphilosoph. Kind seiner Familie.

Bamberg, die Stadt des gewaltigen Kaiser Heinrichs II., der von der Kirche heilig gesprochen wurde, hat eine ausdrucksvolle Sprache für den, — der etwas von der Geschichte seines Volkes kennt. In die Zeit verinnerlichter Kirchlichkeit deutscher Kaisermacht, bald hinter das Jahr 1000, fällt die Gründung des Domes, in die Übergangszeit des 13. Jahrhunderts seine spätromanische Vollendung. Die vornehme Abgeschlossenheit der Domherrnhöfe redet von Entfaltung kirchlich-politischer Macht. Jetzt, 1803 warf der korsische Beherrscher Frankreichs deutsches Land und die deutsche Stadt einem Herren von seiner Gnade zu. Und das Leben der Untertanen lief weiter, als ginge sie das politische Elend Deutschlands nichts an.

Friedrich hatte sich kaum mit den Landesgeometern in Bamberg bekannt gemacht, als er bei deren einem Beschäftigung fand, der große Ver-

messungen gehabt und noch hatte und ihm auftrug, die nötigen Karten anzufertigen. Der Ankömmling erwarb sich dadurch auf einige Monate ein angemessenes Brot für des Körpers Notdurft. Fand er auch Nahrung für die Sehnsucht seines Geistes?

Im Halbdunkel des Domes, hoch hinter dem Pfeiler mit dem berühmten ‚Reiter' warten zwei deutsche Gestalten aus Stein, Maria und Elisabeth. In der Maria war mehr als einhalb Jahrtausend zuvor die Ergebung und Einfalt germanischer Jungfräulichkeit Sprache geworden. Elisabeth, die gesegnete Mutter, aber blickt wie eine germanische Seherin ferner Gottesläufte zu Weiten hin, die über das Irdische hinausführen. Doch Friedrichs Feierstunden gehörten nach wie vor der Natur draußen. Er brachte, wo es nur anging, die sinkenden Abende im Freien zu. Sehr häufig begleitet von Doret Popp.

Durch unbefangene Offenheit und reines Vertrauen wurde für ihn das wunschlose Verhältnis immer mehr Bedürfnis. Glücklich, daß zwei Mädchenaugen seine Freude an der Natur teilten, erging er sich vor Doret in Lehrgesprächen, wie ein junger Mann nun einmal sich des eigenen aufstrebenden Geistes und seines Zuwachses zu freuen pflegt. Die Tochter aus einfachem Bürgerhause, der die Worte ‚dies wünscht' beim Schreiben so große Schwierigkeit gemacht haben, war mehr oder weniger aufmerksam für seine quellenden Gedanken. Sie nahm seine Mitteilungen auf wie einen Blumenstrauß, der im Wandeln durch Fluren gepflückt wird. Augenblicke, wo Friedrich für Tausende von Schritten verstummte, konnten nicht ausbleiben. Doret besaß neben ihrem kindlichen Übermut und der unverdorbenen Einfalt ihrer jungen Jahre nur die schlichteste Schulbildung, während er sich mit ganzer Seele einer einzelnen Frage hingab. Ein männlicher Geist nimmt in solchem Falle leicht für wirkliche Gedankenflucht, was der weiblichen Art zu schauen eigentlich umfassendstes Leben ist.

Leidenschaften aber schliefen in diesem Verhältnis. Die Eltern Dorets legten ihm nichts in den Weg und überließen die weitere Entwicklung sich selbst. Friedrich verkehrte in ihrem Hause wie ein Sohn, und einer der Brüder gab ihm Unterricht im Zeichnen. Über den Bamberger Schwiegervater seines früheren Vorgesetzten erreichten ihn Grüße aus Baunach, so daß auch dorthin Besuche nicht abrissen. Ja die Fäden zum Poppschen Hause begannen sich dadurch fester zu spinnen: für Friedrich ganz unbewußt, wollte das höchst einfache Verhältnis in den Augen der Angehörigen einen mißverständlichen Ernst annehmen.

Die Zeitlage schien günstig, sich in Bamberg einzuwurzeln. Die neue Regierung brauchte neue, festangestellte Landesgeometer. Die in der Stadt anwesenden wurden aufgefordert, Pläne von Bamberg als Probe-

arbeit einzusenden. In aller Stille machte sich Friedrich ans Werk. Mit solcher Arbeit durch den in Jena genossenen Unterricht nicht unbekannt, fertigte er einen Plan mit großer Lust und übergab ihn. Strebertum aber war ihm wie stets zuwider. Er hatte schon vor einem Jahr verschmäht, seine Bekanntschaft in Rentweinsdorf auszunutzen; jetzt konnte er sich sagen, daß eine Fürsprache aus Rentweinsdorf bei der neuen Regierung wenn nicht aussichtslos, so doch seinerseits ohne rechten Takt erbeten werden müßte. Mit dem Stolze, auf sich selbst zu stehen, verschmähte er auch in Bamberg besondere Besuche und Rücksprachen. So erhielt seine Arbeit zwar Beifall; sie wurde auch bezahlt. Angestellt wurde er nicht.

Schon aber war ihm privat die Vermessung eines kleinen Landgutes übertragen. Der Mitbesitzer dieses Gutes war ein junger Doktor der Philosophie. Wie überrascht war Friedrich, als er in ihm jenem Schellingschüler wiederbegegnete, den er flüchtig in Jena kennen gelernt hatte. Und der junge Dr. Reibel trat seinem Feldmesser in ungemachter Freundlichkeit entgegen. Aus den Fragen: wie geht's? wie ging's? wurde der Austausch von Erinnerungen, aus Erinnerungen stiegen Bekenntnisse herauf. Die Bekenntnisse führten zu längeren Aussprachen über die eigene geistige Welt. Manchen Abend der zweiten Hälfte des Sommers 1803 sah Doret sich allein gelassen.

Und warum das? — Ein einziges, wenn auch unterbrochenes Philosophengespräch hielt Friedrich an der Seite des jungen Doktors fest. Das Thema der Aussprache konnte lauten: ‚Bruno oder über die Weltseele'. Uns wirft sie ein helles Licht auf Friedrichs Verhältnis zur Naturphilosophie Schellings. Schulmäßig war es nicht leicht, in die Gedanken der damals alles überstrahlenden neuen philosophischen Richtung einzudringen. Hatte der junge Besitzer nun sein Studium überhaupt nur des Doktorhutes wegen hinter sich gebracht oder war er, etwa gleichaltrig mit Friedrichs 21 Jahren zu früh graduiert worden, er hatte offenbar noch viele Mühe mit der Lehre seines Meisters. Seine junge Würde blickte jedenfalls aus seinen Worten in Maiengrüne hervor, und das Sammelwort Schellingscher Gedankenfülle — die Weltseele — führte für ihn ein schreckhaftes Dasein in den erwähnten Aussprachen. Doch nicht schreckhaft für den Feldmesser.

Friedrich war 1799 mit der Ahnung der grenzenlosen Individualisierung eines sphärischen Lebens in Jena zu naturwissenschaftlichen Hörsälen gegangen. Ihm, der schon als Kind über die geschlechtliche Trennung als Mittel der Schöpfung zur Erhaltung höheren Lebens nachgegrübelt hatte, waren durch Batschs Lehre Gedanken der Goetheschen ‚Metamorphose der Pflanzen' angeklungen, während ihn bei physikalischen Experimenten danach verlangt hatte, alles auf wenige Grundsätze, in der

Mechanik auf die Gesetze der schiefen Ebene, also die Erscheinungen der Schwere zurückgeführt zu sehen.

Alles das sind Hauptgedanken in Schellings Buch von 1798 ‚Von der Weltseele, eine Hypothese der höheren Physik zur Erklärung des allgemeinen Organismus. Nebst einer Abhandlung über das Verhältnis des Realen und Idealen der Natur, oder Entwicklung der ersten Grundsätze der Naturphilosophie an den Prinzipien der Schwere und des Lichts'. Bis auf die besonders ins Physiologische vordringenden Ausführungen war Friedrich von Kern her alles vertraut. Es konnte ihn davon nichts „gewaltig erregen", weil er den Gesamtinhalt natürlich erlebt hatte. Er brauchte als naiver Naturphilosoph an die Stelle des Schellingschen Hauptwortes Weltseele nur den Namen seiner Jesus-Natur, seinen unbekannten Feld-, Wiesen- und Waldgeist zu setzen, und er war bei dem von Schelling verkündeten Einzigen.

Weil sein Verhältnis zu Jesus von Kindheit auf zu einprägsam erlebt war und seine „Seelenfreundschaft" zu fest stand, so konnte er auch nicht in religiöse Zweifel geraten, wenn der Lehrer der Weltseele seiner Pflicht als voraussetzungsloser Wissenschaftler folgte und als Einheitsphilosoph verkündete: Gott und die Welt sind eins. Was die Gottheit als Person an sich noch besonders über der Welt ist, hatte den wissenschaftlichen Lehrer der Philosophie der Natur nicht zu kümmern. Auch Friedrich konnte das hinnehmen, als müsse es so sein. Er hatte vor seinem 10. Lebensjahr entdeckt, daß ein Unterschied von Gemüt und Geist in der Darbietung der Gotteslehre bestehen kann, ohne in Widerspruch zu geraten. Ihm war also die pantheistische Einkleidung der Weltseele eine bloße Form geistiger Mitteilung der geahnten Einheit, sofern er überhaupt den Unterschied bemerkte.

Schlimm war dieser Pantheismus nur für den, der im eigenen Kirchenbekenntnis nicht fest stand. Weder ganz sicher in der erlernten, nicht erlebten Lehre Schellings, noch wie Friedrich unbedingt seines Gottes durch der Väter Lehre gewiß, fühlte der junge Gutsbesitzer durch den Philosophen den Boden unter sich wanken. Ihm graute vor den Zweifeln, mit der die Philosophie seine Seele aus dem kindlichen Frieden in nächtliches Dunkel zu locken schien. Er kam frisch aus den Vorlesungen ‚über die Methode des akademischen Studiums', die Schelling 1802 gehalten und 1803 hatte erscheinen lassen. Friedrich mußte aufhorchen, daß Jesus darin als Gipfel der Menschwerdung erhoben wurde, die Gott mit der Schöpfung des Endlichen von Ewigkeit her angebahnt habe. Das war's ja, was seine ganze Jugend erfüllt und geleitet hatte. Während des Lebens im Baunachgrund im ganzen Jahr zuvor war ihm im Erleben mystischer Natur-

gedanken vor allem morgenländischer Denker nur immer gewisser geworden, daß die Entwicklungsgeschichte der Menschheit durch die Natur führt, wie das die innige Einkehr bei der Natur in den Beispielen Abraham, Joseph, Moses, David, der Seher, Johannes, Jesus und vieler anderer zeige. Im übrigen pflegte er seit Baunach den Gedanken, daß zum Verstehen und Verstandenwerden des Göttlichen eines gehöre: „Eine Seele, die in sich auf- und absteigen kann."

Dem in solchem Erleben unerfahrenen Doktor aber, der auch sicherlich nichts vom Taufbrief Friedrichs erfuhr, mußten die Zweifel auftauchen, wie der philosophisch gefaßte Allgott mit dem Glauben an einen außerweltlichen Gott und persönlichen Weltschöpfer fertig werden wollte. Hatte nicht Schelling in den Vorlesungen über das Studium eben erklärt: die Bibel sei das Haupthindernis der Vollendung des Christentums? — Der eifernde, also unfertige Schüler Schellings vergaß, daß wer in einer Sache erwachsen ist, nicht mit logischen Gründen zu überzeugen ist, und sorgte sich unnötig um den Bestand der naturgewordenen Mystik seines Feldmessers. Friedrich aber erfreute sich der nahen vertraulichen Aussprache mit einem Freunde, der durch Schule und Besitz höher stand als der übrige Bekanntenkreis. Doch zugleich hörte er mit Verwunderung, daß jemand zum Doktorgrad gestrebt hatte und des erreichten Zieles seiner Studien nicht froh werden konnte. Im Sprechen seines Partners klang etwas durch, nicht wie die gesprungene Glocke des Zweifelns beim Habenichts Kulisch, aber doch störend. So wurde am zweiten Beispiel eines Studierten bestätigt, daß Gelehrtenschulbildung nur bedingt zur Vollkommenheit führt. Freier darum ging jetzt der Feldmesser mit seinen Ansichten heraus.

Der Doktor fühlte gar bald hindurch, wie Schelling verwandt Friedrichs Wissen vom Einzigen in der Heimat des Schönen zu Hause war. Kein Schwätzer, um vor anderen mit seiner Gelehrsamkeit zu glänzen, war es ihm ernst um eigene Klärung und dabei nach seiner Weise dem anderen Geiste voranzuhelfen. Im Fortgang des Gesprächs rückte die Weltseele Schellings unter das Licht der Kunstvorlesungen, von denen der junge Reibel, selbst mehr Schöngeist als Wissenschaftler, frisch erfüllt sein mußte.

Die Gedankengänge dieser Vorlesung von 1802 hat Schelling erst 1808 in der berühmten Rede ‚Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur' formuliert und im Kern umrissen mit der Anmerkung: ‚diese ganze Abhandlung weist die Basis der Kunst und also auch der Schönheit in der Lebendigkeit der Natur nach'. Er behauptete, daß ‚in der Blüte der Kunst wie in der Blüte des Pflanzenreichs alle früheren Stufen sich wiederholen'. Auch in der veröffentlichten Rede kehrte der pantheistische Begriff

wieder, für den Schelling schon in der Vorrede zur ‚Weltseele' das Wort ‚Band' gebraucht hatte. Ganz befriedigt konnte der junge Doktor von der Art, alles in einen Grundsatz zu fassen, nicht sein. Aber Friedrich kannte nichts anderes als ein selbsttätiges Erwerben und Nachschöpfen der unübersehbaren Mannigfalt der Natur aus dem Einen. Schelling umarmte alles damit, Wissenschaft, Kunst und natürliches Leben, und tat's mit dem Begriff einer ‚werktätigen Wissenschaft', die ‚in Natur und Kunst das Band zwischen Begriff und Form, zwischen Leib und Seele' sei. Als lebensvoller Mensch, erfüllt vom Drang solcher Art Werktätigkeit, legte sich Friedrich entschiedener für Schellings Philosophie ins Zeug.

Der Doktor konnte dem natürlichen Philosophen im Partner nicht ganz Unrecht geben, nun beide sich auf ästhetischen Boden näher kamen. Er atmete auf, wenn dem sinnfälligen Einzelnen eben auf dem Boden des schönen Scheins größeres Recht widerfuhr als in der ätherischen Luft des Abgelösten, Absoluten, des platonisch Wahren. Er fühlte sich sicherer bei der feinsinnigen Schätzung der Formen, in denen der Weltorganismus und endlich auch die Kunst des Menschen in unendlicher Mannigfalt des Schönen zutage tritt. Aus eben diesem Geiste hatte Schelling 1802 auch seinen ‚Bruno' erscheinen lassen. Es war ein Gespräch platonischer Art. Und der pantheistische Begriff der ‚Weltseele' war hier nicht mehr als erster Grundsatz einer höheren Physik abgehandelt. Schellings Einheitsphilosophie hatte im ‚Bruno' einen Hymnus gefunden, der die jungen Schwärmer umso mehr fortriß, als hier der natürliche Grundsatz ästhetisch unter ein göttliches Prinzip gerückt war.

Jeder Mensch gleicht dem Geist, den er begreift, und jung möchte er den andern dort stehen sehen, wo er selbst Fuß gefaßt. Hocherfreut über des zähen Gegners Aufhorchen lieh der Doktor dem Feldmesser den ‚Bruno' eines Abends zum Mitnehmen nach Hause. Mit heißem Bemühen saß Friedrich daheim über dem keineswegs leichten Gespräch. Seine Wangen röteten sich; was er da las, regte ihn gewaltig auf. Aber er glaubte es auch zu verstehen. Und die Wirkung war, daß Friedrich in Aussprachen der nächsten Tage nur fester seine Meinung behauptete. Schellings Genius hütete sich wohl, das Dingliche in Vereinzelung zu überschätzen, es loszulösen von der großen Einheit, ‚dem göttlichen und natürlichen Prinzip der Dinge'. Als reiner Philosoph bestritt er nicht einen wertenden Unterschied zwischen den Dingen, verweilte aber nicht bei gewerteten Gegensätzen.

Das war freilich ganz entgegengesetzt der verschiedenen Empfindung eines Schöngeistes. Dem geht die Form über alles; er weiß mit einer ‚intellektuellen Anschauung' der allverbreiteten Unendlichkeit nichts anzufangen. Friedrich kam seine Fähigkeit zu gut, ‚Ideen mit Augen zu sehen';

der junge Doktor aber bedurfte des schönen Scheins der bildenden Künste zur höchsten Steigerung menschlichen Lebens. Friedrich war erfüllt vom Trachten nach einem Ewigem, das die Gewißheit in sich trug, ihm werde nichts mangeln, und das in allem das Unendliche wiederfand. Und weil er sein heiligstes Empfinden aufgerufen fühlte, so ging er sorglos dabei ins Feuer, um so eher, weil sein Partner die sarkastische Art Kulischs vermied. Es ehrte beide, im Gespräch einander näher zu kommen, ohne sich gegenseitig zu überzeugen. Über Schellings ‚Weltseele' war bei Friedrichs innerem Stande nicht mehr zu streiten. Im ‚Bruno' aber war es, wo Fröbel einen neuen Weg des Lebens geöffnet sah, den der bildenden Kunst, die von seinem bisher geübten einfachen Nachgehen mit den Augen sehr verschieden war. Denn dieser neue Weg stand nur dem offen, der Zeit hatte, Zeit auch zur Übung der Hände.

Friedrich war nicht mehr der Jugendliche von Hirschberg, der sich vom Ergriffenwerden täuschen ließ über den Unterschied des Künstlers vom einfach genießenden Kunstfreunde. Sein Betätigungstrieb hatte die Grenze erfahren, die von der eigenen Begabung und der versäumten Übung gesetzt wird. Eins aber ist sicher: er hatte Schellings ‚Bruno' besser verstanden als der Besitzer des Buches. Er ahnte wenigstens, was Schelling verkündete: Es war das die Verschmelzung von Subjekt und Objekt auf allen Gebieten des Lebens, also auch vor den Bildwerken der Kunst. Noch war in ihm nur eine unbewußte Freude an Kunstwerken; aber sie steigerte sich doch zur Sehnsucht, im inneren Schauen mit dem Künstler eins zu werden. Das aber hieß, mit den Schöpfungen der Kunst verschmelzen, wie das ein echter Gestalter nur immer in Demut wünschen kann bis zum Vergessenwerden seiner selbst und aller Kunstgriffe angesichts seines Werkes.

Konnte ihm der Doktor Reibel hierin nicht restlos folgen, weil er selbst mehr ein Genießer war, er sah doch mit Freuden, wie der ‚Bruno' in Friedrich gezündet hatte. Er lud ihn zu gemeinschaftlichem Besuch einer bedeutenden Gemäldesammlung ein. Der Gelehrte schaute längst nicht so kindlich unbefangen wie sein Begleiter auf die Bilder. In der ‚Weltseele', als in einer ‚Hypothese der höheren Physik' hatte Schelling manche Einzelheit über die Erscheinung des Lichtes ausgeführt und dabei auch Goethes Beiträge zur Optik erwähnt. Möglich, daß der Doktor nun auch dieses Licht hatte leuchten lassen angesichts der farbigen Gemälde. Das lag aber so weit ab von der stillen Hingabe Friedrichs an die wartenden Zeugen künstlerischer Mühen, daß ihn jedes Gerede darüber eher störte als förderte. Sollte der mangelhafte Handwerker, der Friedrich im Tuschen seiner Kartenzeichnungen war, einen Sinn für das hohe Können von Künstlern auf Holz und Leinwand heucheln?

Auf dem Nachhauseweg kam es zu lebhafter Aussprache des Gegensatzes zwischen beiden verschiedenen Geistern. Der junge Doktor mochte einen begeisterten Erfolg erwartet haben. Weniger enttäuscht, eher wirklich treu besorgt um das ihm lieb gewordene Naturkind machte er sich Luft mit den Worten: ‚Hüten Sie sich vor der Philosophie. Sie führt Sie in Zweifel und Nacht. Widmen sie sich der Kunst, die gibt Leben, Frieden und Lust.‘

Wie sehr viel weiter stand der Gutmeinende in seiner weichen Art fern dem inneren Leben seines verstummenden Begleiters, als Kulisch mit allem Spotten. Zwar hatte bei Friedrich gewonnen, wer ihm die Werke der Menschenkunst erfüllt zeigte vom Leben der Natur. Nur durfte die Wissenschaft, die ihn durch Schellings ‚Bruno‘ eben dahin geführt hatte, nicht als lebensfeindlich bezeichnet und den Werken an sich der Vorzug gegeben werden. Friedrich stutzte, und er beschloß im stillen, seinem inneren Leben ruhig nachzugehen. Für drei Jahre versank die längst entschlummerte Sehnsucht nach Mathematik und Physik in traumlosen Schlaf. So schwieg auch der einst so heiße Wunsch nach Hochschulbesuch. Reicher um die Beobachtung eines sehr verschiedenen Weges anderer, war er jetzt noch klarer geworden, in seiner Weise nicht in Nacht und Zweifel zu geraten.

In dieser Zeit empfing er den Abschiedsbesuch Kulischs. Der ruhelose Weltverbesserer hatte seine Hauslehrerstelle beim Rentmann aufgegeben, um über Frankfurt a. M. nach Frankreich zu gehen. Ihm setzten seine Reisepläne ebenso zu, wie die Fragen der Erziehung. So begegneten sich die beiden Freunde zur letzten gründlichen Aussprache.

Nach der Übung mit dem jungen Doktor war Friedrich nicht mehr der stille Zuhörer. Körperlich hoch aufgeschossen stand er mit seinen 21½ Jahren ruhevoller Lebenstreue jetzt vor Kulisch, die graublauen Augen still in die flackernden des Weltverbesserers gerichtet. Just in Frankreich das Heil zu suchen, wäre ihm nie in den Sinn gekommen. Wenn er im vertrauten Kreise von Freiheit und Wahrheit schwärmte — ‚Freiheit und Wahrheit sei unser Los‘ schrieb ihm ein Freund ‚Franz Fischer M Land aus Westphalen‘ ins Stammbuch — so hieß sein Wolkenkuckucksheim eben ‚Menschen land‘. Ins M Land gehörte auch Kulisch, wie Friedrich ihn liebte. Nur war Kulisch ebenso sehr Flüchtling als Welteroberer. Beide Freunde werden miteinander bis in den Schlaf hinein ein enges Zimmer geteilt haben, in dieser scheidend verbindenden Aussprache jeder ein anderer ‚Kolumbus‘.

Der Scheidende war an rühriger Männlichkeit allen übrigen Freunden Friedrichs überlegen. Eins der goldgeschnittenen Blätter des Stamm-

buches lag auch für ihn schon bereit. Am Abschiedsmorgen schrieb Kulisch in genialer Mischung von eigenem und fremdem darauf:

‚Verhältnis, sagt die Welt, macht stets den Man'
Wer dieses aber von sich sagen kan
der wird zu leicht nur dessen Spiel
Und schwingt sich nie zu den erhabnen Ziel,
des sich die reinen Menschen nur erfreun
‚das, was man werden sol, durch eigene Kraft zu sein.'
Harre, Handle und Hoffe
Bamberg, den 2. September 1803
C. Kulisch Tzschechelio Lusatus.

Das ruhlose Wesen, aber auch der treue Sinn des Freundes hat Friedrich einen Spruch Schillers verständlich machen können, der in den ‚Horen' von 1795 zu lesen war:

‚Von der Menschheit — du kannst von ihr nie groß genug denken;
Wie du im Busen sie trägst, prägst du in Taten sie aus.
Auch dem Menschen, der dir im engen Leben begegnet,
Reich ihm, wenn er sie mag, freundlich die helfende Hand.
Nur für Regen und Tau und fürs Wohl der Menschengeschlechter
Laß du den Himmel, Freund, sorgen wie gestern so heut.'

Sehnsüchtig sah Friedrich den Lusatus scheiden, nicht ahnend, daß das Leben sie nach $1^3/_4$ Jahren wieder zu flüchtigem Händedruck zusammenführen werde. Dann wird Kulisch durch hilfreiche Handbietung mittelbar ihm Rektor seiner Laufbahn werden, ein Weltverbesserer, der nach diesem großen Dienst aus Fröbels Gesichtskreis verschwand und dessen Name nur um dieser schlichten Treue willen in die Geschichte eingeht.

Kulischs Flug in die Welt hatte die Abenteuerlust des gesunden jungen Menschen in Friedrich von neuem erregt. Ging mit dem Herbste doch auch die Vermessungsarbeit auf dem Bamberger Landgute zu Ende. Ein gebürtiger Würzburger hatte sich mit Vergnügen unter die Zahl der Freunde gezeichnet, der Reisende einer Weinhandlung in Reims. Friedrich konnte nicht lassen, auf die Rückseite des Stammbuchblattes einzutragen, daß dieser Zugvogel von Bamberg nach Bayreuth aufgebrochen, um von da die Tour nach Dresden zu machen. „Leb wohl' Redlicher, viel Glück zur Reise!!!" Die drei Ausrufungszeichen waren diktiert von der Seele eines, der zwischen Bleiben und Gehen langte und bangte.

Wunschlos war Friedrich in der Nähe Doret Popps glücklich geblieben. Nun sprang plötzlich der Gedanke auf, man könnte an dieses Zusammensein die Rechnung eines äußeren Lebensbandes knüpfen. Er fühlte, daß er noch nichts sei und noch eine große Lebensschule durchlaufen müsse. Unterm Nachhall der Worte Kulischs redete er sich ein, niemand zu haben, der ihm hätte helfen dürfen und helfen können. Das große Kind beschloß, wie ein Sohn an die Mutter sich zu wenden an die — „Menschheit".

Und zwar durch den ‚Reichsanzeiger'. Das war eine kaiserlich privilegierte Zeitung Beckers in Gotha. Goethe-Schillers Xenien hatten ihr das Lob gespendet: ‚Edles Organ, durch welches das Deutsche Reich mit sich selbst spricht — Geistreich, wie es hinein schallet, so schallt es heraus.' Auf dem Wege über dies angesehene Blatt erhoffte Friedrich Erfüllung seiner Sehnsucht. Um sicher zu gehen, vertiefte er sich in Surrows bürgerliche Baukunst, machte sich am 16. September 1803 davon einen Auszug über „Einteilung und Kennzeichen der Säulenordnung" und auf dem Titelblatt dieses Auszugs hinterm stolzen „Von Fröbel" den alles erschlagenden Schnörkel mit dem M_3 am Schlusse. Die 3, die der Thüringer noch heute halb scherzend als ‚treu' liest, war entstanden aus der Verbindung der fünf Sternchen ***** .

So vorbereitet entwarf der Sohn der Menschheit und Bürger im M-Land die Risse zu einem adeligen Schloß auf dem Lande nebst den dazu gehörigen Nebengebäuden, die Risse brachte er mit wenigen Hilfsmitteln zustande. Im Grunde regierte darin die Freude, mit wenigem aus dem vollen zu schöpfen. Wenn andere Schwärmer sich Luftschlösser bauen, das große Kind in ihm wollte seine Gebilde mit Augen sehen. Sogleich verlangte sein Wirklichkeitssinn, daß die Risse auch ausführbar wären. Er fügte darum eine Angabe aller angenommenen Bedingungen bei, daß jeder die Verhältnisse genau prüfen konnte, ob sie richtig und zweckmäßig sich erwiesen. Um diese Überlegungen war der einstige Nachschöpfer der Hirschberger Umgegend gewachsen, nun er den Schritt zum freien Bildner versuchte. Zum Überfluß wählte er noch eine geometrische Beilage, eine Tafel aus der in Bamberg gefertigten Landkarte. Er vervollständigte sie aber als freier Schöpfer seiner Welt durch willkürliche Annahmen. Diese Arbeiten sandte er nebst einem Dienstgesuche der Schriftleitung und bat, nach Einsicht ein paar beglaubigende Worte hinzuzufügen.

Heute gäbe es keine Zeitung, die ihre Spalten so der Stimme eines Rufenden öffnete, kaum gegen den Wert von 9 Talern, die der Druck Friedrich kostete ohne die andern Auslagen und die Vergütung für jeden von der Schriftleitung übermittelten Brief. Und brächte eine heutige Zeitung solch Dienstgesuch — nur die wenigsten nähmen sich die Zeit, es zu lesen. Höchstens die Neugier könnte locken, einen Marquis Posa im Kleinen kennen zu lernen, dem die anpreiserische Klugheit der Königseer-Ranzer in unseren Augen drollig zu Gesichte steht. Denn dieser Bittende ist zugleich überzeugt, ein Bestes der Menschheit anzubieten. Es ist der erste Schriftsatz von Fröbels Hand, der gedruckt wurde, der treueste Spiegel seines Sein im September 1803, bis hinein in den poetischen Aufschwung am Schluß, Zeilen, die als Kennspruch für das erwartete Echo dienen sollten,

und die er der Schillerschen ‚Sehnsucht' entnahm. Das Gedicht war gerade in Beckers ‚Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf 1803' erschienen.

Mit dem Tag der Absendung seines Gesuches — es wurde unterm 15. Oktober im ‚Reichsanzeiger' gedruckt — ließ Friedrich keinen Zweifel mehr, daß es ihm ernst war, einen Dienst in der Fremde zu suchen, „selbst in Rußland oder Polen". Elegisch schrieb ihm Franz Anton Popp am 11. Oktober auf eins seiner Gedenkblätter: ‚Der Mensch wird gebohren, sieht sich um und stirbt.' Doret fügte am nächsten Tage die beiden uns bekannten Eintragungen bei.

Im Organ, in dem Deutschland mit sich selbst sprach, war der Dienstsuchende als Kind seiner Zeit verstanden worden. Friedrich erhielt verschiedene Anträge, wovon jeder etwas Willkommenes in sich trug. Die Wahl wurde ihm schwer. Endlich entschied er sich für die Stelle eines Privatsekretärs bei dem Geheimrat von Dewitz in Mecklenburg-Strelitz, der als ehemaliger Präsident auf seinen Gütern lebte und in Groß-Miltzow residierte. Die Verhandlungen ins norddeutsche Land nahmen noch eine Weile in Anspruch, so daß Friedrich inzwischen einem zweiten kurzfristigen Antrage folgte, der ihm von einem Geheimrat von Völderndorf in Ahrnschwang zugegangen war. Es handelte sich darum, die dortige große, sehr in Rückstand geratene Wirtschaftsrechnung in Ordnung zu bringen. Mit dem 1. Januar 1804 ging er von Bamberg fort und saß sehr bald in Ahrnschwang über einem glücklicherweise sehr klaren und bis ins einzelne genauesten Schema, das ihm der Inspektor vorlegte. Unausgesetzt beschäftigte ihn der längst gewünschte Einblick in die Rechnungsführung einer großen Wirtschaft, überhaupt in solche Ökonomie. Der Aufenthalt dauerte nur den Januarmonat, brachte ihm aber viel Belehrendes.

Ahrnschwang liegt im Quellgebiet des Regen, näher der Grenzlinie des Böhmerwaldes als dem Zuge des bayrischen Waldes. Friedrich verbrachte den Januar 1804 also in einem der rauhesten Teile unseres Vaterlandes. Die kurzen Tage verliefen daher zumeist im Zimmer. Dadurch fand er schnell Umgang und gewann im größeren Rahmen und nicht mehr der Vetter des Gutsherrn von Weitersroda, viel Aufschlüsse über die inneren Beziehungen zwischen Patron und Dienerschaft. Der einstige Forstlehrling kam in aller Kürze sogar zur Duzbrüderschaft mit einem von der Forstverwaltung, einem frischen Draufgänger, der ihm im Stammbuch nachrief: ‚Ein gescheuter Kerl und ein tüchtiger Regen dringen überall durch. $a^2 + 2ab + b^2$.'

Im Kreise dieser jungen Leute, meist Preußen und Sachsen, hatte die Unterhaltung nicht mehr den Blauveilchenton der Baunacher Naturschwärmerei. Eine Doret oder sonst ein weibliches Wesen gab hier nicht die

Melodie an. Auch hohe Geſpräche konnten in den kurzen Stunden der Ausſpannung nicht anklingen. Der kleine geſchloſſene Chor brachte die ſorgloſe Zeit damit zu, voreinander mehr oder weniger laut zu beweiſen, Kerle zu ſein, die das Leben nicht fürchten.

‚Es tobe das Wetter, der Donner erſchalle,
Wir leben zufrieden in jedwedem Falle‘

ſang der eine. Und alle halfen mit, den Donner in der Januarkälte zu trommeln. ‚Nicht alles iſt Tugend und Laſter, was nach dem ſeichten Urteil der Welt mit dieſem Namen beſchränkt wird. Die Triebfedern entſcheiden und beſtimmen den Wert jeder Handlung‘, meinte ein philoſophiſcher Kopf unter ihnen, während ein anderer, Kuliſchs Anſchauung ganz entgegengeſetzt, behauptete: ‚Was helfen uns Vorſätze — Umſtände beſtimmen uns.‘ Der Sanftmütigſte war ein Henneberger. Der riet: ‚Nimm deinen Stab, wandere, und warte ruhig ab, was dir von der Vorſehung beſchieden wird.‘ Das tat dann auch Friedrich.

Ungefähr mit dem Tage, an dem die Mutter 21 Jahre zuvor die Augen geſchloſſen hatte, machte er ſich auf nach Mecklenburg. Die Februarwochen dieſes Jahres 1804 prägten ſich ihm tief ein. Er fror entſetzlich im Poſtwagen während der beſonders grimmigen Kälte, mochte aber trotzdem nicht von dem Zickzackwege laſſen, der dem Beſuch bei faſt allen Verwandten galt. Deren Freude darüber war offenſichtlich und Stammbuchblätter verrieten, wie ſehr ſein Weſen Achtung abnötigte. Der harmloſe Ton des letzten Jahres ſchien auf einmal einem tiefen Lebensernſt Platz gemacht zu haben, und die Eindrücke bei den ihm Allernächſten waren auch ernſt genug für den einſam grübelnd wie eingefroren die Heimat als eine Pforte zu ungewiſſem Schickſal Durchfahrenden.

Der Oheim und Vormund in Königſee hatte ihm elegiſch den Spruch mitgegeben: ‚Liebet und handelt! Schon grünt uns ein Baum, der Baum zum Sarge; ſchon grünet ein Raum, der Raum, wo einſtens vom Graswuchs umbebt mein Hügel ſich hebt!‘ Für ſein ganzes Leben vergaß Friedrich nicht, was der Bruder Traugott, praktiſcher Arzt in Stadtilm, in ſein Stammbuch ſchrieb: ‚Auch der klügſte Sterbliche geht der Zukunft mit verbundenen Augen entgegen, er zählt und prüfet jeden Schritt, und doch kennt er ſein Verhängnis nicht eher, als bis es ihn ergreift.‘ Den Oheim, der ſeiner Kindheit in ſelber Stadt einen ſpäten Frühling bereitet hatte, fand er dahinſiechend. Erklärlicherweiſe drehte ſich die herzliche Ausſprache mit ihm mehr noch als um Friedrichs Pläne um die frühvollendete Mutter. ‚In dir ſah ich meine Schweſter wieder, und ihr zu Liebe nahm ich dich auf und gewährte dir, was ich bisher nur für ſie in mir getragen hatte.‘ Dabei waren dann auch die Fehler ſeiner 10—14 Jahre zur Sprache ge-

kommen, sowie alle Sorge, die dem „mütterlichen" Pflegevater daraus erwachsen war.

Da sprossen die Gedanken wieder empor, die wir bei seinem protestantischen Madonnendienst im Baunachsgrunde keimen sahen. Er glaubte an den Beweis, daß nicht nur sein Seelenfreund Jesus, sondern auch die liebe Mutter aus dem Jenseits her über seinem Leben gewacht hatte. Seine naturwüchsige Mystik vertiefte sich zu der Überzeugung, daß die Quellen gegenwärtiger Handlungen oft weit über die jetzige Zeit zurückliegen, und er empfand mit ehrfürchtigem Schauder tiefer das Verpflichtende solcher Gnade. Der Scheidegruß des „mütterlichen Oheims" lautete:

‚Dein höchstes Gut sei stets ein weises frommes Herz.
dies mehre deine Lust, dies mindre deinen Schmerz,
dies sei dein Rang, dein Stolz, dein höchstens Glück auf Erden,
Sonst alles, nur dies nicht, kann dir entrissen werden.'

Hätte Friedrich gewußt, daß er seinen Pflegevater zum letzten Male sah, ihn hätte Aussprache und Rat noch mehr ergriffen, als es schon an diesem 23. Februar 1804 geschah.

Wenn etwas noch besonders den Entschluß bestärken konnte, nur vom Trachten nach dem Himmelreich alles andere zu erwarten, dann war es das Schicksal seines liebsten Christoph im nahen Griesheim. Wie hatte sich die bescheidene Rechnung dessen gerächt, der im Petschaft das F seines Vaternamens in einem Schild an eine altarähnliche Pyramide lehnte, auf eine Blumenrabatte gestellt und den Blütenkranz mit flatternder Schleife darübergehängt! Der sinnige, stets hilfsbereite Bruder war nun Pfarrsubstitut unter einem verschuldeten Schwiegervater, mußte sich glücklich schätzen, von einem andern Pfarrer 100 Taler zu 4% Zinsen für seine dringendsten Bedürfnisse geliehen zu erhalten und zeigte in seinen Rechnungen, während er vom ausdauernden Spielen zweier Lotterielose eine günstige Lösung erwartete, wie sehr er jeden Pfennig vorm Ausgeben umdrehen mußte. Die größere Hälfte der Pfarrgeschäfte lastete auf ihm, und dennoch war er in einem unfrohen Hause mit dem täglichen Brot ganz von den Schwiegereltern abhängig.

Es wundert uns nicht, daß Christoph im Jahre 1801 eine matte Predigt entworfen hatte ‚Inwiefern wir uns nach dem Tode sehnen dürfen'. Er wehrte sich mit allen Kräften, im Alltag unterzugehen, hielt mit Traugott gemeinsam die Jenaer Literaturzeitung und war aufmerksam auf alle Fortschritte, insbesondere auch für die Fragen der öffentlichen Erziehung, in dieser Hinsicht Friedrich also weit voraus. Beleg dafür war noch seine Predigt zur Jahrhundertwende 1801 gewesen. Nicht zuletzt vertrat er von

der Kanzel herab einen Stolz auf ‚unser deutsches Vaterland', was für Friedrich, den Bürger des M-Landes, und nicht nur für ihn, ein ganz neuer Klang war, da die Gefahr der französischen Herrschaft 1804 der Heimat noch nicht bewußt geworden war. Aber die Kraft zu solchem deutschen Stolze schöpfte Christoph doch nur aus der Gesinnung, mit der er seine Gemeindekinder lockte:

‚Wie's jetzt ist auf Erden, also soll's nicht sein.
Laßt uns besser werden: dann wird's besser sein.'

In diesem Geiste wußte damals auch Methfessel, der spätere Sänger der Freiheit, als ‚aufrichtig ergebener Freund und Diener' Friedrich nur zuzurufen: ‚Nur nicht Redlichkeit, sonst mag mir alles fehlen'; während ein Rudolstädter ‚Mitglied der mineralogischen Gesellschaft zu Jena' seine Freundschaftsbeteuerung in des Genossen Stammbuch noch unter das ‚Symbolum' stellte: ‚Patria est ubi cumque bene'.

So wurde durch Christophs Anblick Friedrichs mystisch-religiöse Lebensempfindung ebenso sehr bestärkt wie zum Sittlich-Religiösen hingelenkt. Christoph gab ihm ein Wort mit, das wie kein zweites zum Sporn in allen kommenden Nöten seines irdischen Daseins wurde:

‚Des Mannes Loos ist: Kämpfen, bis zum Ziele!
Handle als Mann, lieber Bruder! Entschlossen bekämpfe
die Hindernisse, die sich auf dem Wege, den die Pflicht dir
vorzeichnet, dir entgegenstellen. Und dann — traue der
Vorsicht; sie leitet sicher zum Ziele.'

Endlich auch einmal der Schwester Juliane ins Auge zu schauen, machte Friedrich den Umweg über Großkochberg, dem Gute der einstigen Freundin Goethes, Frau von Stein, wo Julianes Mann als Pfarrer amtierte und aus der noch ungetrübten Behaglichkeit reinen Familienglücks dem jungen Schwager eine farblose Weisheit auf eins seiner goldgeränderten Blätter schrieb. Die Schwester selbst fand das schöne Wort für ihn:

‚Kannst du was Gutes tun, so unterlaß es nicht.
So viel du nur vermagst, so viel ist deine Pflicht.'

Danach lenkte Friedrich die Schritte auch nach Jena, zu den Eheleuten Fleischer, um über der einst von ihnen erfahrenen Freundlichkeit die traurigen Eindrücke der Karzerzeit möglichst auszulöschen. Fleischer schrieb ihm zum Andenken, was beide jetzt als Wahrheit vor Augen sahen: ‚Oft ist man schwächer, wenn man sich auf andere stützt, als wenn man sich auf sich selbst verläßt.' Schwieriger auf ersten Anhieb zu erfassen war die Weisheit der Frau:

‚Das Leben ist kurz
für die Freude, aber lang
für die Tugend.'

Flüchtig nahm der Reisende in Leipzig, wo ein weiterer Bruder der verstorbenen Mutter wohnte, einen Faden auf, der später in seinem Lebensteppich noch zweimal bedeutsam hervortreten sollte. Dann eilte er ohne weiteren Aufenthalt über Berlin nach Groß-Miltzow, um mit dem März 1804 seine Privatsekretär-Stelle anzutreten.

* * *

9.

Schreiber. Naiver Psycholog. Sohn seiner Generation.

Friedrichs Tätigkeit bei der Herrschaft ließ sich erfreulich an. Die Übung in Ahrnschwang machte es ihm möglich, den Herrn von Dewitz und Gemahlin völlig zufriedenzustellen, obgleich namentlich die Herrin seine Arbeit bis ins kleinste genau prüfte. Als er sich eingewöhnt hatte, waren seine Geschäfte einfach. Sie hatten einen regelmäßig wöchentlich wiederkehrenden Gang und ließen ihm bald Zeit, sich ein wenig umzusehen.

Der Herrschaftssitz gab sich vornehmer, als es gemeint war, nämlich nach dem Muster französischer Adelsschlösser. Weit zurücktretend von der Landstraße hatte seine glatte Front mit der doppelten Reihe hoher Fenster dem Ankömmling kühl entgegengeschaut über einen großen, freien, quadratischen Vorhof, dessen Flügel zwar nur von zwei langgestreckten Wirtschaftsgebäuden, halb Scheunen, halb Ställe, gebildet wurden, die unter der alles verbindenden Schneedecke aber einen großzügigen Eindruck machten. Entsprechend der ganzen Anlage war die familiäre Seite des Schlosses einem Park zugekehrt, doppelt ländlich in norddeutschem Naturgefühl. Auf dieser Sonnenseite sprang ein geräumiges Treppenhaus ein wenig vor, und ausladende Stufen führten zu einer vorgelagerten Halde. Doch verlor sich der Weg bald am Ufer eines Sees und weiter in den ihn umgebenden hohen Buchenwald. März und April pflegen aber im norddeutschen Lande nicht günstig zu sein für ein Ergehen im Freien.

Friedrich, der in Süddeutschland das Wesen des Einspans abgelegt hatte, war noch Neuling im Verkehr mit vornehmen Leuten. Doch brachte ihn der Aufenthalt im Schlosse wenigstens in einige Fühlung mit dem Hofmeister, der freilich als graduierter Mann hoch über dem Privatsekretär stand. Es handelte sich um Phil. Konrad Marheinecke, in Göttingen zum Doktor der Philosophie promoviert und eben in Verhandlung, dorthin als Repetent zurückzukehren. Er wurde 1811 an der Universität Berlin der angesehene Theologe, Professor und Dogmatiker, der als spekulativer Philosoph zur Lehre Hegels hielt und allmählich die Symbolik in der Gotteslehre zu einem wissenschaftlichen Zweige erhob. Lebenslang vertrat

er jene ‚idealere' Auffassung des Geistlichen, laut welcher auch der protestantische ‚Priester' vor allem Vermittler der Versöhnung sein müsse. Ob schon der 24jährige Marheinecke in Groß-Miltzow für Ehelosigkeit und einfältigen Bibelglauben beim Geistlichen eintrat?

Nach zwei Monaten bereits verließ er das Haus des Herrn von Dewitz, hatte aber Friedrich unterdes bei verschiedenen Pfarrern der Gegend eingeführt und schrieb ihm zum Abschied ins Stammbuch: ‚Wenn der Mensch vor dem Meere und auf Gebirgen und vor Pyramiden und Ruinen und vor dem Unglücke steht und sich erhebt, so streckt er die Arme nach der großen Freundschaft aus. Und wenn ihn die Tonkunst und der Mond und der Frühling und die Freudentränen sanft bewegen, so zergeht sein Herz und er will die Liebe. Und wer beide nie suchte, ist tausendmal ärmer, als wer beide verlor. Jean Paul.

Dies zum Andenken an Ihren aufrichtigen Freund Phil. Conrad Marheinecke Dokt. d. Phil.'

Nicht das echt Jean Paulsche Zusammenrühren aller möglichen Eindrücke, oder sagen wir besser: nicht der Jean Paulsche Doldenstand zahlloser Geistesblüten machte Friedrich diese Erinnerung an eine flüchtige Freundschaft wert. Es war trotz der kurzen Wochen zu „einigem wissenschaftlichen Verkehr" zwischen Hauslehrer und Privatsekretär gekommen. Vielleicht hat das nächste Ziel Marheineckes, Göttingen, den Anknüpfungspunkt gegeben. Friedrich mochte sich dabei aus seiner Kindheit des berühmten Göttingers Miller erinnern, der im Leben und in seinen Schriften durchweg zum Ausdruck gebracht hatte, daß ein Darleben des christlichen Menschen allem Dogma voraufzugehen habe. Vielleicht machte er sich wichtig mit einer Erinnerung aus Millers Klage im Vorwort zu Samuel Lawill, Hauslehrerstellen würden nur als Durchgangsstellen für einstige Gelehrte angesehen. Marheinecke fühlte durch, daß eine Sehnsucht nach Menschenliebe dem offenherzigen jungen Grübler jenen starken Sinn für Symbolik verlieh, den er selbst schätzte. Und nannte der philosophische Doktor vor dem einstigen Schüler Batschs auch den Namen Blumenbach, der als noch wirkender Lehrer vom Ruhm Göttingens nicht zu trennen war, so ergab sich der Boden der Verständigung und „einigen wissenschaftlichen Verkehrs" von selbst.

So obenhin diese Berührung blieb, sie hatte doch „einige" Bedeutung, weil sie Fröbel abermals und wieder unbewußt in größere Nähe zu Goethes Denken brachte. Das Metaphysische war's, das ihm, der nach der Art des Quecksilbertropfens jedes Quecksilberkügelchen sofort in die eigene sphärische Bildung hineinzog, nunmehr zu einem halbwegs wissenschaftlichen Begriff

wurde. Schon in Jena, also noch vor dem Namen „Weltseele", hatte er sich das Wort Metaphysik verdeutlicht, vermenschlicht, ja übersetzt mit dem Begriff „gesteigerte, vergeistigte Physik". Im Grunde meinte er damit die Kraft, die in ihm selbst wirksam war. ‚Das Wort Kraft bezeichnet zunächst etwas nur Physisches, sogar Mechanisches, und das, was sich aus Materie organisieren soll, bleibt uns ein dunkler, unbegreiflicher Punkt. Nun gewann Blumenbach das Höchste und letzte des Ausdrucks: er anthropomorphosierte das Wort des Rätsels und nannte das, wovon die Rede war, einen nisus formativus, einen Trieb, eine heftige Tätigkeit, wodurch die Bildung bewirkt werden sollte ... Dieses Ungeheure personifiziert tritt uns als ein Gott entgegen, als Schöpfer und Erhalter, welchen anzubeten, zu verehren und zu preisen wir auf alle Weise aufgefordert sind.' So wird Goethe im Jahre 1820 Blumenbachs Lehre eines allverbreiteten ‚Bildungstriebes' beleuchten.

Dem Fröbel von 1804, der nach wie vor keine Teilnahme für die Fragen der Erziehung anderer zeigte, diesem geistigen Nachtwandler zum Beruf seines Genius, konnte der theologische Doktor der Philosophie und Hauslehrer Marheinecke keinen besseren wissenschaftlichen Fingerzeig geben, als wenn er seiner Symbolik zu Hilfe kam mit dem Kernausdruck Blumenbachs ‚Bildungstrieb', mochte das auch unterschiedlich von Friedrichs naivem Erleben nur mit einer spekulativ ausgerichteten Duldsamkeit geschehen. Das Ganze ging im Unterbewußtsein Fröbels vor sich, der die Gelehrtenbildung nicht als den unbedingten Heilsweg ansehend, gerade deshalb um so mehr sich schmeichelte, einen Gelehrten zu verstehen und von ihm Freund genannt zu werden.

Wohl erwachte in ihm wieder aufs Lebhafteste ein Bedürfnis höherer Ausbildung, nicht, wie einst bei dem Hirschberger Arzt, der Wunsch nach der Universität, sondern zur Universitas, wie er sie in sich drängen und treiben fühlte. Das hieß dann nichts anderes als der Forderung genügen: ‚Erkenne dich selbst!' Friedrich ging diesen Weg, indem er zu ergründen suchte, in welcher besonderen Weise der allgemein verbreitete Bildungstrieb sich in ihm regte. Die Pfarrer hatten sich mit andern geistig regen Männern zu einer Lesegesellschaft zusammengeschlossen und nahmen den absonderlichen Privatsekretär auch in diesen Kreis auf. Man besaß in der Heimat Fritz Reuters einen offenen Blick für neu erscheinende Bücher, die am Schlusse des Umlaufs dringenden Bewerbern gegen mäßiges Geld überlassen wurden.

Drei Bücher fesselten Friedrich auf dem angetretenen Entdeckungszug nach dem eigenen Ich so sehr, daß er alles aufbot, gerade diese Exemplare an sich zu bringen. Indem jede Seite mit allen Umständen und Zwischen-

fällen ihrer Lesung dadurch nur fester sich seiner Erinnerung einprägte, bewahrte das entstehende Bild der Selbsterfassung jeden Zug lebendig. Nicht anders hatte das die Hirschberger Landkarte getan; nur hatte es sich damals um das bewußte Erleben des Erdgeistes gehandelt. Und während es jetzt um den Mikrokosmos als Sonderform des Makrokosmos ging, tat Friedrich den Schritt vom idealisch Verworrenen zum Idealisten von Fleisch und Blut, der nur noch über den Ansatzpunkt zur rechten Betätigung seiner individuellen Kraft im Unklaren blieb.

Jeder macht an sich die Erfahrung, welche ungemeine Wirkung ein an sich unbedeutendes Buch auf den jungen Geist üben kann, wenn es ihm die gerade zeitige Speise bietet. Zu solchen Schriften geringen Grades zählten die ‚Anthropologischen Abhandlungen' von Pörschke, dem Königsberger Professor, aus dem Jahre 1801. Mit Mühe brachte der Privatsekretär sie an sich, und schrieb als Besitzer auf das Titelblatt „August Fröbel". Mit dem Namenswechsel stellte Friedrich sich selbst ein ideales, nicht mehr idealisches Ziel.

In dem schmalen Büchlein findet sich beinahe von allem deutschen Geistesleben des abgelaufenen Jahrhunderts der Niederschlag, so daß Fröbel zunächst die Wurzeln seines Lebensbaumes bis in das allgemeine Grundwasser der Jahrhundertwende treiben konnte. Pietistische und schlicht natürliche Gemütsregungen eines vernünftelnden und auf Nutzanwendung gerichteten Menschenbeobachters erscheinen darin gekreuzt mit dem abgewirtschafteten Tugendgedanken und einer maßvollen Gefühlsseligkeit. Über das gelehrte Wissen wechselt der Geist zur Kunst hinüber, Kunst im Sinne des Könnens. Es fehlt nicht der Entwicklungsgedanke, der die Anfänge der Romantik begleitete. Er lautet bei Pörschke: ‚Wer den Menschen erforschet, der muß mit ihm die ganze Natur erforschen.' Doch holte Pörschke die Beispiele nicht allzu häufig aus dem Reiche der Naturwissenschaft, und wenn, dann sollten sie die Idee der moralischen Freiheit hervorheben, auf der die Würde des Menschen beruhe. Zum Betonen der Gleichheit jedes, der den Namen Mensch verdient, fügte sich das zeitgemäße leise Achselzucken über Fürstengröße. Um so angelegentlicher behandelte der Verfasser den Gedanken der Menschheit, nicht aber mehr unterm bisherigen Schlagwort. ‚Brüderlichkeit', diese Phrase war um 1800 durch die Ereignisse der Revolution dem kühleren Norddeutschen bereits verleidet. Pörschkes Menschheit war eine recht nüchterne Sache, eine ‚Bürgergesellschaft', deren Glück in leiblicher und geistiger Kultur besteht, wobei jeder einzelne auf das Ganze, das Ganze auf jeden einzelnen angewiesen erscheint. Wir merken die Nähe des Kantischen kategorischen Imperativs ohne dessen metaphysischen Schwung.

Das Buch war nicht aus innerem Zwange geschrieben. Dem 22jährigen Fröbel aber stellte dies Sammelsurium mit einem Schlage ihn selbst dar. D. h. er schaute eigenes Sein, Charakter, Neigungen, Lebensschicksale als ein Ganzes — gegenüber einer andern Außenwelt. Darüber hinaus reizte ihn die große Zahl von einfachen Mitteilungen über Menschen und Völker. Pörschke bot aber auch Ansätze zu einer Ordnung der Menschen nach Typen; er sagt, nach ‚herrschenden Neigungen'. Es förderte zweifellos den Wirklichkeitssinn, daß diese erste Typenlehre den Menschen aus der Beobachtung anderer, also unspekulativ, realistisch ins Auge nahm; aber befriedigen konnte das Buch den Idealisten August Fröbel nicht, weil es seinem metaphysischen Grundgefühl zu wenig entsprach. Das aber tat schier übermächtig ein zweiter Erwerb: Der Doppelband der von Tieck herausgegebenen Schriften des Hardenberg-Novalis.

Wir staunen, was ihm ‚das große Kind' der Romantiker, der überreiche Geist des im Jahre zuvor an der Schwindsucht gestorbenen unfertigen 29jährigen gegeben haben soll. Hardenberg war der Sproß eines Adelsgeschlechtes, hatte nicht kerniges Bauernblut in den Adern. War er auch erst im Verlauf einer Krankheit mit neun Jahren aus dumpfer Kindheit plötzlich zu überraschender Frühreife erwacht, so hatte er danach doch eine ausgezeichnete Schulung und frühen gesellschaftlichen Umgang bei Vornehmen und vor allem unter den Geistesgrößen des damaligen Deutschlands genossen. Dennoch: August Fröbel erblickte in ihm zum ersten Male sein geistig selbständiges Ich, nicht am Gegensatz, wie bei Pörschke, sondern „erfreut und betroffen, wie sich die Nymphe im Spiegel der klaren Quelle sieht". Das innerste Sehnen und Streben seines Geistes habe darin offen gelegen, das Ganze ihm die verborgensten Regungen, Empfindungen und Anschauungen seines Wesens kund gemacht. Wie war das möglich beim Sohne des tatkräftigen Johann Jacob, wenn selbst viel vom Erbe der früh hinsiechenden Mutter dabei mit am Werke gewesen sein mag?

Fröbel war von einem abgeschiedenen Genius an der Hand genommen worden wie ein Bruder vom andern. Nur so erklärt sich die Wirkung, daß er meinte, mit dem Buche sich selbst wegzugeben, und fühlte, was dem Buche geschehe, geschehe ihm selbst, „und wohl noch tiefer und schmerzlicher".

Eine klare Quelle war das Werk des Novalis nur als Spiegel seiner damaligen Seelenverfassung. Anfangs trat das Geistige ganz zurück. Denn das Durcheinander aller Strömungen der Jahrhundertwende fand sich auch hier, aber bezaubernder, nämlich beim dichterischen Führer der ersten Generation romantischer Schule, der als Künstler abhängig war von Schiller und Goethe, als Philosoph von Schelling, naturwissenschaftlich entzückt von der Liebe des großen Freiberger Mineralogen Werner zu den

einfachsten Bildungen der Schöpfung, den Kristallen. Am Dichter Novalis entbrannte die Freundschaft August Fröbels zu Hardenberg. Seine damaligen Jahre forderten ein romantisches Fühlen.

Daß ihn 1804 die ‚Hymnen an die Nacht' ergriffen, mit denen der Verfasser selbst künstlerisch am meisten zufrieden war, ist schwerlich anzunehmen. Ihre Seltsamkeit muß ihn angezogen haben; indessen war zuviel krankhafte Umkehrung des Lebensgefühls darin. Der männliche Klang etwa eines frischlebendigen Gedichtes mit den Zeilen ‚doch für uns ist Handeln Leben, Macht zu üben nur Genuß' fand sich nur vereinzelt, um so häufiger die kindlich gesunde Frühlingsinnigkeit eines Liedes ‚Es färbte sich die Wiese grün'. Nach einer leidenschaftlichen Hingabe an die Mathematik und aus einem Sinnen über eine alles umfassende Wissenschaft, niedergelegt in einem geistsprühenden Feuerwerk von tausenden abgerissener Sätze, ‚Fragmente' genannt, war Hardenberg durch Tieck wieder der Poesie und dem Frühling zugeführt worden; wie das Gedicht ‚An Tieck' zeigte, freilich auf dem Weg über Jakob Böhme, den dunkeln philosophus teutonicus. Aber da die Stimmungen der Todeshymnen sich lockend behaupteten bei dem, der unterm Verlust der ersten Geliebten aus ‚magischem Idealismus' ernstlich hatte sterben wollen, so behielt die Freude an Gottes schöner Natur eine romantische Süßigkeit, die sich in wunderreichen Gedichten aussprach und einen jungen Naturschwärmer wie Fröbel bezauberte, weil sie scheinbar die Weltflucht überwand mit religiöser Sehnsucht.

Vom Bilde Jesu klang dem 22jährigen Fröbel aus Novalis entgegen:

‚Aus Kraut und Meer und Stein und Licht
Schimmert sein kindlich Angesicht.'

Daneben standen einige der schönsten religiösen Bekenntnislieder deutscher Zunge:

‚Wenn ich ihn nur habe, wenn er mein nur ist'

und jenes ebenso innige wie selbstbewußte:

‚Wenn alle untreu werden, so bleib ich dir doch treu,
daß Dankbarkeit auf Erden niemal geschieden sei.'

Und die Inbrunst wagte zugleich kindlich ungeduldig zu klagen:

‚Wo bleibst du Trost der ganzen Welt . .
. . . . . .
Geuß Vater, Ihn gewaltig aus,
Gib Ihn aus deinem Arm heraus:
Nur Unschuld, Lieb und süße Scham
Hielt Ihn, daß er nicht längst schon kam.
Treib' Ihn von dir in unsern Arm.'

Gerade die Unsicherheit des Romantikers Hardenberg, der nach einem schönen Wort in seinem Roman ‚Heinrich von Ofterdingen' immer erst auf

dem Weg ‚Nach Hause', nicht aber im Hier und Jetzt daheim war, machte der Ungeduld der jungen Jahre auch Fröbels zu schaffen. Wie wollte darüber ins Klare kommen, wer im Baunachgrunde schon einmal so friedlich am Herzen der Natur geruht hatte, wenn er bei demselben Novalis das hohe Lied der Madonnenliebe fand:

‚Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt'?

Noch wußte er nicht, daß die vom ersten Blättern im Buche Hardenbergs erregte Unruhe ein Unfriede war vor dem Bilde des eigenen jetzigen Zustandes, den es ihm spiegelte.

Der Band war von ihm nicht zu bewältigen zwischen den Wänden des Schlosses. Das litt die aus Novalis Zeilen aufsteigende Naturseligkeit nicht, auch wenn nicht noch besonders die bloße Überschrift eines Romanfragmentes die Empfindungen aus dem Baunachgrunde heraufgerufen hätte. Mit den ‚Lehrlingen zu Saïs' sich in des Novalis deutsch-romantisch geschauter Heimat der Isis zu ergehen, trug Fröbel den Band hinaus in die Natur, in den Park hinter dem Schloß.

Fremdartiger Wuchs einiger mächtiger Bäume auf breiter sonnenbestrahlter Halde hielt nur einen Augenblick das Auge fest. Blick und Fuß wurden angezogen von einem blanken See, und mit wenigen Schritten stand der Wanderer an dessen Rande. Fröbels Spaziergang war im wesentlichen der breite Weg unter hohen Buchen weit um den See herum. Ein rechter Weg zu poetischen Träumen im Lichte des sinkenden Nachmittags, doppelt anmutig und beruhigend, weil die Wasserfläche eine im Bogen gestreckte Hügelsenke füllt. Dadurch spiegeln sich an jedem Platze die gegenüberliegenden sanften Berghänge wieder.

Ein gut Stück hinter seiner Biegung läuft der See über in eine von Laubwald und Gebüsch begleitete Wiese. Mit ihren Sumpfgräsern und Strauchgewächsen erinnerte sie Fröbel an die Waldwiesen bei Hirschberg. Schritt er vom See aus nach irgendeiner Richtung durch den wegelosen Hochwald, so schimmerten ihm nach wenigen hundert Schritten sehr bald grüne Äcker zwischen den Stämmen entgegen. An ihrem Rande öffnete sich der Blick über sie hinweg in die unendliche Ferne. Selten ruht über mäßiger Höhe ein so weiter und immer weiter sich dehnender Himmel wie dort überm freien Felde südwärts von Groß-Miltzow. Der Fernkreis möchte beschränkt erscheinen durch immer weiter und weiter verlaufende Wellen der Mecklenburger Moränenlandschaft und gibt damit dem Auge nur gleitende Grenzen, keinen betonten Haltepunkt, außer dem Helpter Berg, eine Meile entfernt. Über der Ebene von durchweg geringen

Hügeln schwebt wie ein einziger Grundton die Stimme des Erdgeistes. Und weil er keins seiner Kinder, nicht Feld, nicht Wald, nicht Wiese oder See vergißt oder bevorzugt, so kommt jedes von ihnen auch bescheiden zu Wort. Selbst die Dörfer der Menschen verraten ihr Dasein nur durch ihre Kirchtürme; von ihnen so wenig wie von ragenden einzelnen Bäumen wird hier der Blick zum Himmel gelenkt. Vor der irdischen Weite dieser Gegend aber *fühlt* der Mensch den Himmel nur, er sieht ihn kaum.

Fröbel hörte den Erzähler in den ‚Lehrlingen zu Saïs' sagen: ‚Wenn ich mit diesem Glauben hier umhergehe, so tritt mir alles in ein höher Bild, in eine neue Ordnung mir zusammen, und alle sind nach *einer* Gegend hin gerichtet. Mir wird dann jedes so bekannt, so lieb; und was mir seltsam noch erschien und fremd, wird nun auf einmal wie ein Hausgerät. Gerade diese Fremdheit ist mir fremd, und darum hat mich immer diese Sammlung zugleich entfernt und angezogen'. Von des Meisters von Saïs Sammlung der Steine ist die Rede. Fröbel war aber der Jugendliche, der sich selbst mit den Gestalten vermählt, von denen er liest. Die Fremdheit, von der gesprochen wurde, war ihm gefühlsmäßig nahe: Novalis Buch war voller Seltsamkeiten, es war ihm die Sammlung, die auf einmal ihm wie ein Hausgerät erschien. Dafür sorgte ganz besonders der zweite Abschnitt, überschrieben ‚Die Natur', sie vorführend als *ein Ganzes, von dem aus alles einzelne nachgefühlt werden müsse*. Das war für Fröbel der Aufschluß über die längst geübte Art seines eigenen Suchens nach der Gottheit, seines Tastens hinter den Schleier zu Saïs. Die eine Richtung aber, in die es gelenkt wurde, welche war das? Der Erzähler in den ‚Lehrlingen' sagte: ‚Mich führt alles in mich selbst zurück'.

Schwerlich hat der lustwandelnde Leser die geschichtsphilosophisch sich gebende Erklärung am Anfang dieses Abschnittes verstanden, ebensowenig wohl die eingeflochtenen religionsphilosophischen Folgerungen. Es war das auch nicht not, weil dies Philosophieren doch nur ein psychologischer Dichtertraum Hardenbergs war, mit dem ein Kindgemüt um 1800 sich über das Vorher oder Nachher im Kreise seiner Empfindungen klar zu werden suchte. Ganzes oder Spaltung in einzelnes — was war in solcher Seele früher? Im Anfang scheint Hardenberg zu sagen: das Einzelne. Ausdrücken aber wollte er, daß der Eindruck des Ganzen *vor* allen Spaltungen des beobachtenden Sinnes das Natürlichere sei, eben in der Seele eines kindlichen Menschen.

Das unlösbare Ineinander solcher romantischen Weltempfindung hält vor einem strengen Denken nicht stand. Noch war auch Fröbel nicht reif für die unerhört schwierige Aufgabe klarer Unterscheidung seines

Durchgangsalters. Er war mehr als Novalis das Kind, das unbedingt sicher steht im Ganzheitsempfinden frühester Lebens- und Menschheitsjahre. Aber er besaß ebensowenig wie Hardenberg den reifen Lebenssinn des Mannes, der die Lösung vom eigenen Ich vollzogen hat und aus bezwungener Überschau hinter und mit den Sachen auf das Wesen achtet. Fröbel erlebte also in Novalis nur den Spiegel seiner Jünglingsnatur und trat darüber erst jetzt in die Sturm- und Drangzeit, die das innere Leben jedem tieferen jungen Menschen bringt.

Die Unklarheit über das eigentliche Wesen dieser natürlichen Erscheinung beunruhigte ihn je länger, je mehr. Er lauschte, wie der grübelnde Lehrling Hardenbergs den ‚sich kreuzenden Stimmen mit Bangigkeit'. — Zum Überfluß las er den Zuruf des ‚munteren Gespielen': ‚So wirst du keine großen Fortschritte machen. Das Beste ist überall die Stimmung.' Daran schloß sich das Novalissche Meisterstück von Stimmung, das Märchen von ‚Hyazinth und Rosenblüte'. Fröbel sah sich darin gespiegelt in dem nach den Weiten und Tiefen im Reiche der Mutter Natur, nach dem Wohnsitz der ‚Isis' oder ‚der himmlischen Jungfrau' verlangenden Jüngling, während das Märchen im Grunde nur den Vorgang wiedergibt, wie das stille Zufriedensein des Kindesgemüts verloren geht. War er selbst weichlich genug, um sich mit der poetischen Wendung zu begnügen, daß ‚nur der Traum in das Allerheiligste führen dürfte'?

Es las sich gut unter flüsternden Buchen, umklungen von Stimmen belebter Natur, daß Hyazinth unter dem Schleier sein ‚Rosenblütchen' wiederfindet, von dem ihn sein Sehnen entfremdet. ‚Eine ferne Musik umgab die Geheimnisse des liebenden Wiedersehens, die Ergießungen der Sehnsucht, und schloß alles Fremde von diesem entzückenden Orte aus.' Noch lebte in Fröbel die treue Erinnerung an das Mädchenantlitz, das sich ihm einst im Baunachgrunde aus dunklem Flor entschleiert hatte. Hier in der Weite der Mecklenburger Gegend gab ihm eine Novalis-Stimmung die Worte ein: „Je inniger wir uns an die Natur anschließen, je reiner, desto schöner gibt sie uns alles, desto klarer und reiner". Aber bloße Stimmung ist nicht Lebensweisheit. Vor allem nicht für den, den es kernig zum Ziel der Selbsterfassung trieb.

In einem der schönsten Distichen gab Novalis die männliche Lösung des alten Gedankens menschlichen Suchens nach der Mutter, an die der Name Saïs erinnert.

‚Einem gelang es, — er hob den Schleier der Göttin zu Saïs —
Aber was sah er? — er sah — Wunder des Wunders, sich selbst.'

Mit diesem Wort hat Fröbel dann mehr gefunden, als Hardenbergs Zauberspiegel dem nur aufgeregten Jüngling geboten hatte. Alle die

zahllosen Bruchstücke von Dichtungen, auch die Fülle von Geistesblüten romantischer Wissenschaftslehre und Einheitsphilosophie, dies blendende Kreuzfeuer eines sich verzehrenden Geistes in Hardenbergs ‚Fragmenten', die über alles aus allem reden — sie waren nichts gegenüber dem Schlüssel, den dies eine Distichon seinem augenblicklichen Streben reichte. Ihm war damit die Durchgangsform seines derzeitigen Wesens erschlossen. Er begriff sich selbst in der Romantik. Sie kennzeichnet auch bei ihm den vollen Frühling des Jünglingsgemüts.

Hinter diesem Ziel wartete ein höheres, das männlich über den Selbstgenuß hinausweist. Zunächst meldete sich das Streben, das ein Ich zur Gemeinschaft mit andern führt, nur in der genießenden Weise des Jünglings. Fröbel fand in dem verwaltenden Ökonom des Gutes den geduldigen Zuhörer für seine Begeisterung. Manchen Abend, manche Nacht hat er dem Verwalter Pfeiffer aus Novalis vorgelesen, damit er teilhabe an dem Geistesreichtum Hardenbergs, der ihm nun leichthin als der seine erschien. Ökonomische Fragen, einst die vermeintlich beherrschende Welt des Wachsenden, schwiegen. Aber allzulange konnte dieser Zustand nicht dauern.

Je mehr Fröbel in sich selbst hineinstieg, um so größerere Scheu empfand er schließlich vor Hardenberg. Nicht so sehr entscheidend dafür wurde das, was nur Hardenberg selbst anging. Der romantische Sänger, bei dem zuletzt alles um die verlorene Heimat klagte, war durch vieles Wissen mehr noch entwurzelt als bereichert. Der weitausgreifende Denker, der alles hatte umarmen wollen und darum fast überall nur Fragmente griff, wurde untüchtig zum Mannesleben, indem er Fühlen, Denken und Wollen zur Poesie machte. Er war zu dem Bekenntnis gelangt: ‚das Denken ist nur ein Traum des Fühlens, ein erstorbenes Fühlen, ein blaßgraues, schwaches Leben'. So war seine Hand erlahmt überm Fragment des maßlos angelegten Romanes ‚Heinrich von Ofterdingen', mit dem er nichts Geringeres angestrebt hatte, als Goethes ‚Wilhelm Meister' zu übertrumpfen. Ganz bewußt wollte er das erreichen durch eine Verherrlichung der Poesie. Und eigen genug ist beispielsweise Gestalt und Art des Silvester, den Ofterdingen die Blumen im Garten als seine Kinder betreuen fand, Fröbel fast unbewußt bis an sein Lebensende zur Seite geblieben.

Wem zuletzt alles zur Poesie wird, der verliert auch die Fähigkeit, das ewige Leben in Schönheit als Heimat für die Zeit der Vollendung abzuwarten. Die Ahnung dieser Gefahr romantischen Versinkens muß Fröbel zuerst gekommen sein. Gottsüchtig hatte Hardenbergs inbrünstiges Allgefühl die Form mittelalterlicher Nonnen-

mystik angenommen, so daß über der letzten Zeit des Hinsiechenden das Wort steht:

‚Hinunter in das kühle Grab
Zu Jesus, dem Geliebten.
. . . . . .
Ein Traum bricht unsre Bande los
Und führt uns in des Vaters Schoß.‘

Der Sohn Johann Jacobs war von Kindheit darauf gelenkt, sich auf Erden umzutun. So fühlte er zufrieden die Welt des himmlischen Vaters unmittelbar im Nahen und Nächsten. Sein Trachten nach dem Himmelreich war daher der Richtung des kranken Novalis gerade entgegengesetzt. Um dessen romantische Welt handelte es sich also nicht mehr, als nun ein Seltsames mit dem Buche geschah: Fröbel hat nach erster Begeisterung den Band „wie Feuer“ gemieden. Mehr als sieben Jahre hat er die Seiten nicht aufzuschlagen vermocht, ohne daß sie ihm „buchstäblich“ das Gefühl erweckten, durch sie versengt zu werden. Der Urromantiker Hardenberg half ihm, die eigene Romantik überwinden, weil er ihm ausschließlich zum Spiegel der eigenen Unfertigkeit geworden war. Erkennend, namentlich aus den kurzen Sätzen der ‚Fragmente‘, wieviel er noch zu lernen hatte, ging er dem verwirrenden Feuerwerk aus dem Wege, bis ihn das Leben zum Manne gereift hatte.

So ganz aus eigener Kraft war dies überraschend schnelle Erschrecken nicht gekommen. Hätte er sonst doch auch das Buch des Novalis einfach von sich lassen können. Noch auf lange umklang ihn dessen Naturseligkeit; aber alsbald war bis in diese hinein eines Herolds Stimme gedrungen wie der erste schmetternde Trompetenruf in Beethovens Adagio der neunten Sinfonie. Ernst Moritz Arndts ‚Germanien und Europa‘ wurde das Buch, das vor Fröbel „das Leben als ein großes Ganze“ aufschloß, ihn „mit Vor- und Mitwelt“ und so auch „mit seinem Volke verband“. Für Fröbels Reifen gewann darum Arndt, der „teutsche“ Idealist, eine Bedeutung, vor der die des Romantikers Hardenberg als eines bloßen Spiegels für den Jüngling völlig verblaßt.

‚Germanien und Europa‘ war 1803 erschienen. Der Verfasser lebte in der nächsten Universität, dem nicht fernen Greifswald, als Hochschullehrer. 1769 auf der Insel Rügen geboren, hatte er ein erstes Lebensjahrzehnt voll Knabenfreiheit im Streifen durch Felder und Wiesen verbringen dürfen. Das mag beigetragen haben, ihn auf die Linie einzustellen, die von Herders ‚Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit‘ über Schellings ‚Weltseele‘ und Fichtes ‚Anweisung zum seligen Leben‘ führt. Arndts späteres politisches Wirken an der Seite des Freiherrn vom Stein hat seine innerlichste Form, einen ‚Geist der Zeit‘ als den Geist

der Zeiten zu belauschen, etwas zu sehr vergessen machen. Halb politisch tauchte die gemeinsame Linie in Fichtes ‚Reden an die deutsche Nation', rein philosophisch in Hegels Lehre vom Bewußtwerden des Weltgeistes auf.

Arndt, der Bauernsproß, war nach erhaltenem guten Schulunterricht ungleich systematischer denn Fröbel an die Universitätsstudien gegangen, hatte seine Weltanschauung an Herder, Schelling und Fichte geklärt, vor allem aber den Blick geübt auf Fußreisen durch halb Europa, wobei er das Wesen verschiedener Völker aufs Korn nahm, immer aber mit dem Ziel, den Menschen schlechthin zu erfassen. In ‚Germanien und Europa' lenkte er den Leser darauf, ‚wie der Baum nach ewig festen Gesetzen wächst' und schon die Natur dem Chaos entgegensteht als eine ‚Schöpfung mit Maß und Ordnung'. Indem er von ‚organischen Gesetzen' sprach, verband er seinen Leser mit Vor- und Mitwelt. So vernahm Fröbel auch Herders Ariadne-Ruf an die Frauen in arndtisch-männlicher Führung: ‚Wir würden hoffen, wenn wir solche Gesetze fänden, dann den Ariadnefaden aus dem politischen Labyrinthe der Systeme und Verfassungen zu finden, in deren Künstlichkeit, die mit jedem Jahrhunderte zunimmt, wir uns immer mehr verirren.'

Christoph hätte seine Freude haben dürfen, wie Arndt den 22jährigen Bruder durch den Blick in die ‚Vorwelt' mit seinem deutschen Volke verband. Arndt erklärte: weder zeitliche Verordnungen im Dienste der Religion, der Sitten usf., noch die ‚metallische Schwere' römischer Verfassungstheokratie seien jenen ersten, den organischen Grundgesetzen gleichzuachten. Das frohe Leben müsse frisch quellen und leide, wenn nach der Art des Mittelalters der ‚Himmel zum Maße' genommen werde, ‚woran man die Erde hielt'. Hardenberg, der unfertige Träumer, war mit katholisierender Romantik drauf und dran gewesen, in poetischer Geschichtsklitterei die Entwicklung in die Zeit des Mittelalters zurückzuschrauben. Den Begriff der ‚Freiheit eines Christenmenschen' hatte er so wenig verstanden, daß er in einem Aufsatz ‚Die Christenheit oder Europa' Luther als Schädling hinstellte. Tieck hatte den Aufsatz nur im Auszug mitabzudrucken gewagt. Arndt wurde Luther und der eigenen Zeit gerechter.

Er erklärte: ‚Nationen wollen das Unmögliche, sie wollen Träume realisieren, die nur eine Art von politischer Empfindelei auf Erden wollen kann'. Er strebte die Freiheit organisch auf dem Wege über den ‚Naturzustand' des Menschen an, wobei er sich sehr hütete, etwa aus der Scylla deutscher Empfindelei in die Charybdis ‚naturrechtlicher' Künstelei eines Rousseau zu geraten. Bei allen andern Naturwesen stehe der Naturzustand fester und unverrückter; die Ordnung der Natur werde beim Menschen als Vernunft-

wesen ‚ein zweites Schicksal und eine zweite Schöpfung'. Das aber geschehe ohne Bruch der durchgehenden Linie. Zwar der Geist der Aufklärung, der ein loser Spötter seiner alten Vorgängerin, der Rechtgläubigkeit, geworden sei, auch er habe hier nicht viel Gescheites machen können.

‚Ich sehe die Erde fest, ihre Gesetze klar und bestimmt . . . Wie', so fragte Arndt, ‚wenn aus diesem festen Boden alles Himmlische, Göttliche, kurz alles Höhere, wenn nicht gerade entspränge, doch aus ihm sich entwickelte?' Das Höhere knüpfte Arndt an den Begriff der Gerechtigkeit; aber sein geschulter Wirklichkeitssinn behielt dabei die menschliche Gesellschaft nüchtern im Auge, daß es Fröbel halbwegs an Pörschke erinnern konnte. ‚Ich träume hier von keiner allgemeinen Gerechtigkeit auf Erden in dem Sinne, wie man sie gewöhnlich nimmt, worin gar kein Sinn ist; daß sie nämlich aus der Idee herrschend werden soll: nein, das nicht, sondern aus dem Interesse, das die Menschen immer regieren soll', Interesse am eigenen Wohlbefinden und dem Wohlbefinden aller zusammen.

Bei Arndts Worten über ‚Maß und Ordnung' mochte Fröbel an Hardenbergs Sätze zur Mathematik denken. Arndt ging in ‚Germanien und Europa' freilich ohne Liebe zur eigentlichen Mathematik vor allem auf die Verhältnisse des Menschenlebens ein. Aus Hardenbergs ‚Fragmenten' klang Fröbel nach: ‚Wir sind auf einer Mission: zur Bildung der Erde sind wir berufen'. Im Zusammenstrom mit Arndtschen Gedanken wurde sich Fröbel darüber eines Strebens bewußt, für das er früher oder später den Ausdruck „weltenbauisch" finden mußte. Von vornherein aber behauptete dabei Arndts Gedanke der Bodenständigkeit den Vorrang: ‚Gebunden sollen meine Menschen sein durch die Gesetze der Erde, fester gebunden als jetzt'. ‚Aber ihren Himmel, wo der Geist fliegt, wo die Seele in süßen Träumen schwärmt, den lasse ich ihnen so frei, als sie ihn bedürfen.' ‚In diesem Spiele wird mir die Welt weit ernster und größer, als wenn ich unmittelbar alle Fantome einer philosophischen Behexung, alle himmlischen Geister des frömmelnden und unbewußten Aberglaubens darauf herumtummeln lasse.'

Arndt sprach auch vom reichen Wesen seiner Deutschen, aber mit männlichem Fordern. ‚Wir haben auch in diesem höheren Dasein, worauf einige Teutsche so eitel sind, noch wenig Vollendetes geliefert; schöne Ansichten, kühne und freie Durchblicke, kurz eine hohe Ideenbildung mögen wir haben, geistig mag das Ideal des Lebens und der Kunst schöner vor uns aufgehen, als vor unsern Nachbarn; aber kräftig und gestaltenreich — wie könnte es das, ohne sein freudiges und gestaltetes Leben unten am Erdboden!' Und geradezu wie auf Hardenbergs Fragmente gemünzt, las Fröbel die Bemerkung: ‚Der Mensch kann die Kraft der Tat und Lebensgestalt der Kunst doch am Ende nicht aus dem Äther seiner Ideen zusammenblasen'.

Damit stand der fast 23jährige am Scheidewege zwischen Hardenberg, dem unfertigen Jüngling, und dem 34jährigen Tatmenschen Arndt. Nun redete der Besitz des Herrn von Dewitz noch eine andere Sprache als zuvor. Was die Natur dort zu tun unterlassen, hatte die Gartenbaukunst nachgeholt; und da Fröbel auch las, diese gehöre zu den schwierigsten Künsten, weil sie auf Generationen vorauf mit dem organisch sich vollendenden Anblick der ausgewachsenen Bäume rechne, kam ihm der Gedanke, Gartenbaumeister zu werden.

Vom Ostufer des Sees sah er über die Fläche hinweg das Dewitzsche Schloß mit Treppe und Treppenhaus freundlich zwischen das Grün gelagert, den runden Aufbau darüber und das Mansardendach mit seiner Reihe Ochsenaugen. Das Ganze als Landsitz eines Vornehmen, der solches dem Treiben der großen ‚Welt' vorgezogen; er selbst dort nur Schreiber, aber hierhergekommen durch den Entwurf einer ähnlichen Schöpfung auf dem Papier. Fröbel schrieb endlich an den ‚Reichsanzeiger' um Rückgabe dieser Arbeit und an Kulisch, der in Frankfurt a. M. hängen geblieben war, er wolle nicht länger Privatsekretär sein. Ihn treibe es, die Menschen durch die Natur zu veredeln. Und das als — Baumeister, nämlich durch Errichten bequemer Landhäuser, durch Monumente, Ehrenbögen und dgl.

Es war das erstemal, daß ihm das Ziel der Veredlung a n d e r e r aufstieg. Woher war ihm der Mut gekommen, gleich mit Ehrenbögen anzufangen? In seinem Stammbuch findet sich eingetragen in Groß-Miltzow unterm 17. Okt. 1804:

‚Männerstolz vor Königstronen,
Freunde, gält es Gut und Blut:
Dem Verdienste seine Kronen
Untergang der Lügenbrut!

Zur freundschaftlichen Erinnerung an Ihren
Karl Mollweide
Dr. d. Phil., Lehrer d. Kgl. Pädagogiums
in Halle, und Mitglied d. Herzogl. Deutsch.
Gesellschaft in Helmstädt.'

Dieser frische 30jährige, während der Sommerferien mit den beiden älteren Söhnen von Dewitz aus dem Pädagogium heimgekehrt, war dem Privatsekretär recht offen begegnet und hatte ihn Einblick tun lassen auch in die eigenen Arbeitsgebiete. Geometrische Kartographie und vielleicht auch Mollweides Kenntnisse als tüchtiger Astronom konnten die ersten Berührungspunkte bilden. Die festere Brücke aber bot die Mathematik in der Form, die Mollweide später in Leipzig zum hochverehrten Lehrer für Theodor Fechner, den Entdecker der Pflanzenseele und Begründer der Psychophysik, werden ließ. Schon 1825 gestorben, war Mollweide seit 1803 Mitarbeiter an einem ‚Mathematischen Wörterbuch'. Ihn zogen besonders

historisch mathematische Untersuchungen an, doch tragen auch Formeln der Trigonometrie, seit seiner Veröffentlichung ständig benutzt, seinen Namen.

Mollweide hat das Aufstreben des werdenden Mannes in Fröbel nicht belächelt. Er nannte ihm geeignete Werke der Mathematik und Baukunst. Als der freundliche Berater schied, hatten wenige Geistesblitze nicht nur dem jungen Baumeister der Menschheit in spe den Weg erhellt, der auch ihn notwendig auf die Linie führen mußte, auf der Fechner zur Psychophysik mit mystischen Hintergründen gelangte; an den von ihm empfohlenen Büchern erwachte Fröbel auch ernsthaft zu einem sachlichen Architekturstudium, das gleichwohl in der ‚weltenbauischen' Idee seiner Mystik den stärksten Antrieb hatte.

Erst von jetzt an wurde Fröbels Streben menschheitlich bedeutend, in sich fest und stet. Das fühlte er an der Ruhe, die über ihn kam. Seine ganze Stimmung zeigten wenige Worte an den Bruder in Griesheim: „Nur in der Vollendung liegt mein Ziel". Noch blieb er in mehrseitigem geselligen Verkehr, wie ihm das seit Baunach ein Bedürfnis geworden war. Unter den Mecklenburger Landsleuten, Menschen mit trockenem Herzenshumor, hielt die überall genossene ungezwungene Gastfreundschaft den Menschheitssucher von ungesunder Verstiegenheit fern. Er hat es kaum übelgenommen, wenn die näheren Freunde den Weltenbauer neckten; aber ein Freimaurer zu sein, Mitglied einer „geheimen Verbindung", womit man das M_3 hinter seinem Namenszug erklärte, diesem Verdacht opferte er schleunigst den Schnörkel. Sollte er, was ihm das Zeichen bedeutete, jemandem erklären, der lustig im Stammbuch beteuerte:

‚Bis in den Erdenschoß
Bester! bin ich Ihr
Freund Kloß'?

Eher verstand man in diesem frischen Kreise, wenn er durch den Klavierlehrer im Schlosse ein junges Mädchen der Nachbarschaft, weil sie Auguste hieß, von sich als ihrem „Namensvetter" grüßen ließ. Mochten sie als Verliebtheit ansehen, was beim Anblick der Augen dieser glücklichen Braut sein Herz berührt hatte. Sie war ihm wie eine uralte Jugendgespielin und Seelenverwandte erschienen. Daß sie aber einem anderen gehörte, bestärkte seinen Entschluß, am Namen August festzuhalten, weil mit ihm auch so mancher widrige Eindruck seiner früheren, insbesondere der Kindheitsjahre ausgelöscht schien.

Im Monat Februar des Jahres 1805 war es besonders an einem Spätabend, wo er unter einer Weimutskiefer im Park des Schlosses sehr zusammenhängend an seine Mutter dachte. Ihr Charakter stand vor seinem geistigen Auge, „die Wirkung ihres Daseinseins und nicht mehr Da-

seins" zog durch seine Seele. Wir hören sehr bald, warum ihm diese ernste Nacht unter mildem Sternenhimmel noch lange gegenwärtig blieb und das Jahr 1805 „zum wichtigsten" seines Lebens machte.

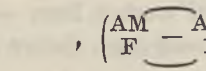
Kulisch hatte die Stelle in Frankfurt a. M. mit einer ähnlichen in Krefeld vertauscht. Ihn, der Frankfurt als damaligen Brennpunkt mannigfaltigen Lebens und Verkehrs genau kannte, hatte Fröbel nach den dortigen Aussichten für einen Baubeflissenen gefragt und die Antwort erhalten, eine gemeinschaftliche Besprechung an Ort und Stelle würde wohl am ersprießlichsten, er selbst gern bereit sein, sich mit dem Freunde dort zu treffen. Da erhob sich aber vorm Absprung ins Ungewisse die leidige Geldfrage. Das Gehalt in Groß-Miltzow war für anständige Kleidung, mehr noch für die aus Bamberg mitgeschleppten Schulden draufgegangen.

Nur zaghaft offenbarte sich Fröbel dem Bruder Christoph. Geld konnte er von ihm nicht erwarten, nur fürchten, die Nachsicht und Geduld des Treuen gegenüber seiner scheinbaren Unbeständigkeit zu erschöpfen. Die Antwort des Bruders kam. Mit freudigem Zittern und Bangen hielt er sie in den Händen. Stundenlang trug er sie mit sich herum, ehe er den Brief erbrach, tagelang, ehe er ihn las. Er fürchtete seines Lebens Vernichtung zu finden. Das Schwanken zwischen Hoffnung und Zweifel wurde unerträglich. Der Inhalt des Briefes erschütterte ihn aufs Tiefste.

Er enthielt die Nachricht, daß der Stadtilmer Oheim in jener Nacht gestorben war, die Friedrich unter der Weimutskiefer zugebracht hatte. Und der Kinderlose hatte seine Habe den Nachkommen seiner geliebten Schwester hinterlassen. So war, wie den Geschwistern, auch dem Bangenden ein Erbteil zugefallen. Damit war das Entscheidungslos gefallen. Das Geschick selbst, so meinte Fröbel, hatte ihn bestimmt, seinen Plan zu verwirklichen.

Ein entschlossener Mann ging aus dem Zustand tiefster Erregung hervor. Er kündigte seine Stelle. Der Herr von Dewitz zeigte Verständnis für den aufstrebenden Menschen. Ein gutes Zeugnis war ihm sicher. Wie im Traum vergingen die letzten Wochen. Jene Auguste auf dem Gut des Herrn v. Rieben, die glückliche Braut, schickte sich an, ihre Abschiedsbesuche zu machen. Was lag für Fröbel näher, als, in ihrem Geleite ein Brautführer, auch sich bei den verschiedenen Familien der Umgegend zu empfehlen. Bei diesen Fahrten sprach jedes der Glücklichen sich über ihre Lebensentwicklungen aus. Nur als sie endlich schied, schrieb Fröbel ihr, was er dabei empfunden hatte, und wie das, was er empfand, „eins sei mit dem Höchsten und Besten in seiner Seele". ‚Leben Sie wohl! Wir sehen uns gewiß wieder!' war ihre schriftliche Antwort darauf. Es kam aber im weiteren Lebensverkehr zu keinem Wiedersehen.

Ende April 1805 verließ Fröbel Groß-Miltzow und seine Freunde als ein künftiger Architekt. Der Verwalter sah ihn scheiden, wie der Junge in der Tretmühle den reitenden Boten. Ohne Abschiedstrunk ging's nicht ab, auch nicht ohne Bruderzeichen, nichtssagend dem Dritten, alles den beiden Beteiligten. Das Gedächtnisblatt zeugt davon:



Erinnere Dich oft der Nacht nach dem Matzdorfer Festin vom 1.—2. April: dann — — — —

Gegeben auf der Galeere Voigtsdorf unter Commando v. R. den 25. April 1805

deines ewigen und vielleicht bald beruhigten F. Pfeiffers.'

Eine Zahl weiterer Blätter wurde von andern beschrieben. Eins von Frauenhand gab dem schönen Gedanken Ausdruck:

‚Die Liebe ist der Schatten am Morgen
Mit jeden augenblick wird er kleiner
Freundschaft aber der Schatten am Abend
Der Wächst bis das die Sonne des lebens Sinket.
Erneſtine Hammerschmidt.'

Der Mai 1805 brachte Frühlingstage von seltener Schönheit. Fröbel genoß sie bei einem Freunde, der zu Krumbeck in der Uckermark tätig war, dem zweiten Gute des Herrn von Dewitz. Dort, zwei Meilen südwestwärts von Groß-Miltzow, hat Gartenkunst die an sich einfache Natur eines Schloßgartens bis zum heutigen Tag auf das Sinnigste erhöht. In dieser schönen, noch dazu ganz stillen und einsamen Umgebung brachte Fröbel erst in klare Worte, was seine Ahnung schon früher geflüstert: „Wenn wir uns an die Erde anschmiegen, sie mit reiner Liebe umfassen und sie gehörig würdigen, so gibt sie uns alles weit schöner, reiner, und stellt alles in vorzüglichere Formen dar".

Der Gegensatz zwischen dem Groß-Miltzower und Krumbecker Gesichtskreis kann kaum größer sein. Statt der Weite um Miltzow ist in Krumbeck der Fernkreis die Nähe. Dorf und Schloß füllen eine geringe Senke, aber doch so versteckt, daß dem sich Nähernden selbst der Kirchturm erst in der letzten halben Stunde den Platz verrät. Es rücken rings die Saaten, es rückt der schöne gepflegte Park des Schlosses auf ganz mäßigen Hängen so nahe, daß am Orte selbst der Blick auf das Nächste und gleichzeitig zum Himmel geht. Hier vollendete sich Fröbels Miltzower Übung des Sich-selbst-Suchens. Er erfaßte in dieser räumlichen Enge die Aufgabe des Mannes, seinen Beruf zum Dienst an anderen. Der dortige Freund, ein Inspektor Meier, nachdem er sich mit schlichten Worten in Fröbels Stamm-

buch verewigt hatte, erbat dasselbe Freundschaftszeichen. Aber der in allen den Jahren auf dergleichen für sich fast ein Jäger gewesen war, er erfüllte die Bitte nicht gern. Fremdes mochte er nicht schreiben; das „entsprach" nicht seinem Verhältnisse zu dem Besitzer des Buches. Eigenes zu finden, fühlte er sich zu schwerfällig. Nachdem er endlich im Freien — was in Krumbecks Senke Freie genannt werden kann — lange überlegt und sein Leben mit dem des Freundes nach allen Seiten verglichen hatte, entschloß er sich zu folgenden Worten:

„Dir gebe das gütige Geschick eine ruhige ländliche Wohnung, ein biedres treues Weib, stets heiteren Sinn und inneren Frieden; mich treibe es rastlos durch die Welt, und nur so viel Zeit zur Ruhe und Erholung vergönne es mir, als nötig ist, um meinen Standpunkt zu der Welt und den Menschen erkennen zu können."

Nur in Entbehrung war der Ruf des gewaltigen Schicksals zu bezahlen, mit dem Arndts Männlichkeit den Genuß Novalisscher Stimmungen zurückgedrängt hatte. Kaum war zu Papier gebracht, was ihm selbst ein Abschied von Kindheit und Jünglingsalter gelten mußte, da klärte sich Fröbels eigenes Innere auf. Er tat einen Abschiedsblick zu dem Frieden des „Lebens auf dem Lande", das ihm solange alles gewesen, und fuhr fort zu schreiben:

„Du gib den Menschen Brot;
mein Streben sei,
die Menschen ihnen selbst zu geben."

Das war das erste Stammeln des Genius der Erziehung, in der Brust dessen, der auszog, Baumeister zu werden. Fröbel wußte am 5. Mai 1805 nicht, was er schrieb. Er glich in den ersten Wochen nach Vollendung seines 23. Lebensjahres in jeder Weise einem Baum, welcher blühet und es nicht weiß.

* * *

II.

1805—1806.

10.

Nach Frankfurt a. M. und zur ‚Musterschule'.

Als wollte Augustus Fröbel die im ländlichen Frieden verlorene Zeit wieder einholen, eilte er über Prenzlau und Berlin sofort bis Dessau. In Jena traf er sich mit Karl Poppo, der jetzt Student der Gottesgelahrtheit war, aber besonders in Sprachen glänzte und nicht verfehlte, dieses Licht in des Stiefbruders Stammbuch leuchten zu lassen:

‚— — Didicisse fideliter artes
Emollit mores, nec sinit esse feros

His paucis
Fratris amori se commendat
C. P. Froebel stud. Theol.'

Fröbel tat das Blatt zu den übrigen und eilte weiter zum treuen Christoph. Ihn fand er gütig und liebreich wie immer und statt des heimlich gefürchteten Tadels die bestimmteste Billigung. Bis Anfang Juni hielt Christoph ihn bei sich fest. Wohl in der Abschiedsstimmung des letzten Abends öffnete er ein gepreßtes Herz vor seinem Friedrich. Er bekannte, was, als er selbst noch Jüngling gewesen war, sein Gemüt bewegt hatte und was sich noch darin rege. Damals wie jetzt habe er zu wenig Kraft gefühlt, sich zu äußern. Einst habe des Vaters Wort und Ernst ihn gefesselt, und jetzt halte ihn das äußere Leben. Das war ein Klang, ähnlich dem Abgesang Pfeiffers, doch in ernsterem Moll.

Hat Christoph in dieser Nacht wenig Schlaf gefunden? Am Abschiedsmorgen sah ihn der Bruder im Hofe des Pfarrhauses beschäftigt, ihm einen jungen Eichenstamm zum Wanderstab zurechtzuschnitzen. Dies Gastgeschenk wurde der Hand des Scheidenden wert wie der Mannesgruß vom vorigen Jahr im Stammbuch über dem Herzen bei seinem Taufbrief.

Über Gotha gen Eisenach führte der Weg. Dort ragte, noch nicht wieder aufgebaut wie heute, die Wartburg. Aber es war damals schon hergebracht, nicht an ihr vorbeizugehen. Man besuchte Luthers Exil und Asyl und vor allem den Tintenkleck, das Denkmal seines Kampfes gegen den leibhaf-

tigen Teufel. Einen inneren Anlaß spürte auch Fröbel nicht. Luthers Leben und Verdienste waren 1805 noch nicht so allgemein und volkstümlich hervorgehoben, wie es 1817 durch die 300jährige Reformations-Jubelfeier geschah; und Erziehung und Unterricht hatten Fröbel kaum mit den einzelnen Begegnissen des lutherischen Wahrheitskampfes vertraut gemacht. So stand auch er als ein Kind des Volkes in der Lutherkammer vor der abgebröckelten Wand und schaute den Friedensblick durch das Fenster auf die stillen Wälder der Berge gen Abend. Die Melanchthonsche ‚Konfession zu Augsburg' war ihm vom Stadtilmer Gottesdienst genau vertraut; er führte sie freilich auf Luther selbst zurück. Um so mehr empfand er die Weihe, an einer Stätte ernstester Mannheit zu stehen. Wie bei einem Jüngling in solchem Erleben oft geschieht, drängte es ihn zu Versen, als er beim Abstieg den Fuß auf den sogenannten Luthersteig setzte:

„Laß mich küssen die Erde
Wo du Edler gewandelt,
Entbrannt vom heiligen Feu'r sein
Für das Gute und Wahre!
Manches blieb zwar kräftigen Menschen wie du
Auszurotten noch übrig.
War es mit einem male denn möglich,
Alles das Böse zu tilgen,
Was Papismus und Pfafftum
Verbreitet mit hämischen Sinn?"

So wenig von Luther er wußte, so wenig beeinflußt zeigte er sich hier von Hardenbergs ‚Christenheit und Europa'. Er meinte nur damals schon, „daß Luther noch vieles zu tun, zu tilgen und zu schaffen übrig gelassen", etwa wie Goethe auf dem Gebiet eines Reformators der Kunstanschauung bei Nennung Winckelmanns, in der ‚Italienischen Reise' zu den Worten kam: ‚Wie viel tat Winckelmann nicht, und wie viel ließ er uns zu wünschen übrig ... Lebte er noch, und er könnte noch frisch und gesund sein, so wäre er der erste der uns eine Umarbeitung seines Werkes gäbe. Was hätte er nicht noch beobachtet, was berichtigt, was benützt, das von andern nach seinen Grundsätzen getan und beobachtet, neuerdings ausgegraben und entdeckt worden'. Weit mehr also als vorlaute Kritik war in Fröbels Worten ein Dankgefühl gegenüber Luther laut geworden. Ein dutzend Jahre danach sollte sich das in einer besonderen Tat äußern, getragen wohl auch von der Ehrfurcht vor dem Namen, vor allem dem Geiste der Liebe, nicht aber der bloßen Form ergeben.

Der Frühling ging 1805 so schön, wie er begonnen, in den Sommer über. Beim Auskosten seiner Wanderung beruhigte sich Fröbels Inneres nicht gleich. Im schönen Grund Wilhelmsthal sah er in einer üppig grünen Wiese eine Fülle Ehrenpreis. Und diese Blumen strahlten ihm ihre Augen entgegen.

Er kniete nieder zum nahen Bach, legte den Eichenstab Christophs ab und begoß aus der hohlen Hand die leuchtenden Sterne. Er nannte sie „der Liebe Preis". Denn wie diese Blume immer blühend sich immer verjünge, so müsse das, und mehr als die Ehre, die Liebe tun.

Unter der Fülle weiterer Wandereindrücke sammelte sich schließlich das aufgeregte Gemüt, bis in den letzten Stunden der Reise von Hanau aus auf baumbestandener gerader Straße im Blickpunkt der hohe Turm des Frankfurter Domes sich erhob. Es regnete stark, wie einst in Weitersroda; aber dem zuversichtlichen Manne erschien jetzt Regen eine gute Vorbedeutung. Durch ein langes finsteres Tor, es war das alte Friedberger Tor, trat er in Frankfurt ein. Wohl hatte ihm Kulisch ein Quartier besorgt und gemeldet. Es lag aber im gegenüberliegenden Viertel und der Weg dahin durch die winkligen Straßen der alten mächtigen Reichsstadt war nicht leicht zu finden. Ein Bürgermädchen begegnete ihm, eine Rose in der Hand; freundlich und offen angesprochen, gab es ihm Antwort und führte ihn sogar bis nahe zum erfragten Ort. Unter Dankesworten bat er um die Rosenknospe aus ihrer Hand. Er erhielt sie. Und das erste, was er aus Frankfurt schrieb, war die Nachricht an Christoph, es werde ihm dort gut gehen. Er werde gewiß hier sein ganzes Lebensziel erreichen; denn die Stadt habe ihn durch eine Rose willkommen geheißen. Das war ganz kurz vor **Johanni** 1805. Er ahnte nicht, daß die vierte in seinem Leben bedeutsame Sommersonnenwende ihm mit Frankfurt ein Johannisfeuer entzünden werde, das im Laufe von 6 Jahren seine Entwicklung ungewöhnlich vorantreiben, zugleich den Mann in ihm bis zur Vernichtung bedrohen sollte. Das letztere durch die Freundschaft mit einer adligen Frau und Mutter, deren Haus drei Rosenblüten im Wappen trug: Frau von Holzhausen.

Kulisch hatte Wort gehalten. Beide arbeiteten sogleich gemeinsam, seine Zukunft günstig zu stellen. Eine Stelle im Baufach sollte es sein; auch zeigten sich manche Aussichten dafür. Indessen meinte der umsichtige Freund, man könne nicht Eisen genug ins Feuer legen. Hatte doch auch der ‚Reichsanzeiger' die Probezeichnungen und Zeugnisse immer noch nicht zurückgesandt. Kulisch gab den Rat, bis eine feste Stelle als Architekt sich finde, sein Brot durch Stundengeben zu sichern. Zu diesem Zweck machte er einen Besuch bei Frau von Holzhausen, fand aber die Familie nicht daheim; sie war noch im Bade zu Ems.

Die Holzhausen waren hoch angesehen. Man nannte mit ihrem Namen verbunden eine erdrückende Zahl von Häusern. Die Schönau, Haus Limpurg, Zur Landskron, Weidenhof, Haus Spengenberg am Liebfrauenberg, Haus Lichtenstein, Nürnberger Hof, Heller Hof, der Pfuhlhof am Roßmarkt waren darunter. Nicht zuletzt die schönste Erwerbung von

1480, das Haus ‚Auf der Öde', vorm Eschenheimer Tor, nicht fern der Wohnung, die Kulisch dem Freunde besorgt hatte. ‚Die Öde' war einst eine alte Wasserburg. Von Moritz von Sachsen 1552 eingeäschert, danach nur herrlicher aufgebaut, gab sie sich äußerlich ganz einfach. Wie ein überhöhtes Quader aufsteigend, schien das Haus von Wiesen umgeben nach allen vier Himmelsrichtungen zu betonen, nichts anderes darzustellen, als einen adligen Familiensitz auf dem Lande. Als solches war es von den Holzhausen bewahrt worden neben dem sonstigen Häuserbesitz.

Vom Ufer führt heute eine gemauerte Brücke aus dem umgebenden schönen Park hinüber, der allein den Namen ‚Holzhausen' erhalten hat: vor wenig Jahren ist das Geschlecht erloschen, ‚Die Öde' jetzt innen in eine Anzahl kleiner Bürgerwohnungen zerlegt, zu denen die Brücke als Anfang eines Treppenhauses führt. Ob ihrer reizvollen Lage jedem Frankfurter bekannt, steigen die äußern vier Hausmauern wie damals unvermittelt aus einem kleinen See empor, auf dessen stillem Spiegel weiße Schwäne hinweggleiten. Bei einer Frage nach den einstigen Bewohnern hört man vom übermütigen Leben des Letzten vom Mannesstamm der Holzhausen erzählen. Gastgeber manches hohen Herrn, hat er in seinem letzten Willen den Rest eines ehemals kaum zu übersehenden Besitzes der Stadt vermacht und so noch einmal alle Regungen des Bürgersinns eines Geschlechtes bewiesen, das in Frankfurt von 1311 bis 1806 an die 67 regierende Bürgermeister gestellt hatte.

Den Holzhausen war einst der Titel ‚Domini' verliehen worden, der sonst nur dem ritterlichen Adel zustand. Manches erinnert bei ihnen an das noch blühende Geschlecht der Rotenhan in Rentweinsdorf. Sie konnten ihren Stammbaum urkundlich nicht so weit zurück, doch wenigstens von anno 1273 an durch alle Generationen nachweisen. Das eindrucksvollste ihrer Grabmäler wurde 1809 in den Kreuzgang des Domes übertragen. Und ihre Wappen, eben die drei Rosen, konnte Kulisch dem Freunde in einer ganzen Reihe von Kirchen zeigen, nicht zuletzt in der architektonischen Sehenswürdigkeit des ‚hängenden Gewölbes' der Holzhausen in der Leonhardskirche.

Wurde Fröbel nicht bange, in solchem angesehenen Hause zu beginnen mit einer Sache, *an die er bisher nie gedacht hatte*? An äußeren Mitteln, helfen zu können, fehlte es den Holzhausen um 1805 nicht, und an ihrer Bereitschaft dazu blieb nach allem Gehörten kein Zweifel. So ließ er sich des Freundes Vorschlag gefallen, ihn wenigstens durch einen Brief bei Frau v. Holzhausen zu empfehlen. Man konnte dann immer noch tun, was der Augenblick gebot.

1805 hatte in Frankfurt ein politischer Wandel eingesetzt. Die stolze Kürstadt deutscher Kaiser war von Napoleons Gnaden auf dem Wege, Hauptstadt eines eigenen Großherzogtums Frankfurt zu werden. Herr der Stadt sollte Fürstprimas von Dalberg werden, der Weltbürger und geistvolle Bruder des lauen Förderers Schillers an der Mannheimer Bühne. Es war vorauszusehen, daß manche veralteten Formen gesprengt werden würden, mit denen der alte Geschlechterstaat die Entwicklung unterband. Schon fielen die Wälle der Stadt. Große Bauten mußten die Folge sein. Das waren günstigste Aussichten, die den vorübergehenden Broterwerb mit Stundengeben schmackhafter machen konnten.

Und Kulisch, der leidenschaftliche Weltverbesserer, führte noch eins ins Feld. Bei aller patriarchalischen Betreuung hatte bisher vieles die einzelnen Bevölkerungsschichten in der freien Entfaltung als Mensch gehindert. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts war beispielsweise das Betreten des Römerberges in Frankfurt keinem Juden gestattet. Mit 1806 sollte nun auch die ‚Judengasse' aufhören, einziger Wohnsitz der Juden zu sein. Lang zurückgehaltene Kräfte begannen, üppig wuchernd ins Kraut zu schießen; siehe die Entfaltung des Hauses Rotschild unter dem alten Amschel. Auf jeden Fall merkte Fröbel, mitten in eine aufgewühlte Welt geraten zu sein an einem Ort unseres Vaterlandes, wo der Strom, den die französische Revolution gelöst hatte, mit Grundeis ging.

Für den bisherigen Freund des „Lebens auf dem Lande" war es selbstverständlich unmöglich, die Lage zu überschauen. Gibt sich doch ihr Bild noch uns Heutigen verzettelt genug. Angeblasen vom Sturmwind jenseits des Rheins liefen im Gewebe des Zeitgeistes gefühlsmäßige und berechnende Gemeinschaftsbestrebungen durch- und miteinander. Da war vor allem die Forderung der Gedankenfreiheit, die das Aufklärungszeitalter zum wichtigsten der Menschenrechte erhoben hatte. Politische Machthaber hatten dies Geistesrecht nur widerwillig gelten lassen, lassen müssen, weil es letzten Endes doch äußeren Fesseln entging. Während die breite Masse mit ihr nichts anzufangen wußte, war Gedankenfreiheit für die Besitzenden schließlich zum Spiel des Geistes geworden. Gefühlsmäßig unterm Marquis-Posa-Ruf Schillers lebendig: ‚Geben Sie Gedankenfreiheit!', wurde die Forderung nachgesprochen in der gläubigen Art des deutschen Jünglings, der genug getan glaubt, wenn er ‚Männerstolz vor Königsthronen' bewiesen sieht und meint, nun werde das große Glück der Menschheit nicht mehr auf sich warten lassen.

Unterdes hatten schon seit den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts wirtschaftliche Überlegungen den freien Gebrauch der Kraft jedes einzelnen als gut für die Blüte des Ganzen empfinden lassen. Ernste Führer hatten

wohl erkannt, daß der einzelne erst befreit werden müßte, frei denken zu können. Schon 1781 war durch Frankfurt a. M. das klassische Beispiel aufgestellt worden, wie freie Männer vorangehen müssen. Bürger hatten zuerst die Grundlage praktischer Tätigkeit zu verbreitern gesucht, um für die Pflege des Gemeinwohls tüchtiger zu machen. Aber als deutsche Träumer hatten sie dabei eine Akademie der freien, schönen, bildenden Künste erstrebt. Im Hintergrund standen wieder deutsch-idealistische Empfindungen, aus denen Schiller ein Dutzend Jahre danach zur Verkündigung der ‚Ästhetischen Erziehung des Menschen' in Höhen stieg, die doch nur engen Kreisen von gewählten Geistern vorbehalten sind, so wie Schiller schon mit der ‚Schaubühne als moralische Anstalt' begonnen hatte, seine Untersuchungen über das Schöne und die Kunst methodisch in den Dienst der Menschheit zu stellen, die allein den Edelsten seiner Zeit vorschwebte.

Im selben Jahre 1793, in dem Schiller die Reihe der Briefe ästhetischer Erziehung abrundete, war ein protestantischer Geistlicher mit Grundsätzen Kantischer Philosophie an die methodische Seite der Aufgabe gegangen, nach Grundsätzen also, die für alle Menschen gültig wären: Johann Christoph Greiling, in Norddeutschland ein gelesener Schriftsteller. Seines Wissens ‚ohne bisherigen Mitwanderer' hatte Greiling einen philosophischen Versuch ‚Über den Endzweck der Erziehung und über den ersten Grundsatz derselben' erscheinen lassen. 1793 war aber das gleiche Jahr, in dem die Hinrichtung des unglücklichen Königs Ludwig XVI. die Schleusen für das Blutbad der Guillotine öffnete. Durfte man da noch der Hoffnung trauen, zu der die Sehnsucht nach allgemeiner Wohlfahrt aufgeschaut? Die Masse der Menschen schien ebensowenig reif zur Freiheit, wie ein Despot zum Herrschen.

Wohl war der Kantianer Fichte 1793 mit seinem Heft ‚Beiträge zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution' auf den Plan getreten, die Geistesströmung heilsam zu beeinflussen. Die Wasser ließen sich nicht halten, soweit sie vom Grunde des allgemeinen Empfindens aufstiegen. Die deutsche Seele, die sich so schwer zur gestaltenden Tat entschließt, klammerte sich von unten her an die Hoffnung: ‚Erziehung'.

In dem deutschen Schweizer Pestalozzi war ein Mensch erstanden, der, zu früh in das politische Fahrwasser gestürzt, alle die Stürme politischer Erregung durch seine junge Seele hatte brausen lassen. Bedürfnislos, ohne andere Schöne, als die des unergründlich tiefen Herzens, hatte er keine andere Sehnsucht als die: ‚Armes Volk, ich will dir aufhelfen'. Aus diesem Geiste hatte er schon 1781 den Volksroman ‚Lienhard und

Gertrud' einem elenden Dasein abgerungen. Mit Herzblut geschrieben, hatte er das erziehende Beispiel einer ganz einfachen Mutter aufgestellt und damit den breiten Massen der Deutschen so ins Gemüt geredet, wie es den Gebildeten zuvor die blendende Künstlichkeit des Rousseauschen Romans ‚Emil' getan.

Die Kunde vom Volkserzieher Pestalozzi — wir hörten es in Fröbels Kindheit — war einfältig genug durch die deutschen Lande gegangen. Was sein Volksbuch angeregt, nährte sich an den Nachrichten über seine zähe Tatkraft und persönliche Opferwilligkeit. Immer nur seine Idee der Erziehung als Rettungsmittel im Herzen, war er zu Napoleon gereist und war von dem Gewaltigen abgefertigt worden mit dem verständlichen Wort, das gleichwohl eine Schande bleibt: ‚Ich habe keine Zeit, mich um das Abclernen zu kümmern'. Die kleinstädtischen Deutschen hatten sich diese Zeit genommen.

Pestalozzi hatte 1801 seinem schlichten Volksroman ein weit weniger ansprechendes, ein methodisch gemeintes Buch folgen lassen: ‚Wie Gertrud ihre Kinder lehrt'. Auf diese ‚Gertrud' aufmerksam gemacht, war 1803 z. B. ein gewisser Kleinschmidt aus Kreuznach nach Burgdorf zu Pestalozzi gegangen, um danach das erlauschte Heil zum Verdruß der katholischen Geistlichkeit im Speisesaal des aufgehobenen Karmeliterklosters daheim anzuwenden, 1804. Durch andere war das Gleiche schon Ende 1803 in Mainz in einem Zimmer des Klarakloster geschehen.

Ein Satz in einem Verbreitungsschriftchen jener Tage zeigt, wie das deutsche Empfinden um des Menschlichen willen, ohne wirtschaftliche Rücksichten, sich der Sache Pestalozzis hingab. In deutsch-kindlicher Verkennung entgegenstehender Mächte begann die Hoffnung sich zu beleben: ‚So kann denn der hohe, moralische Zweck der Revolution, die Menschen aus Knechten der Vorurteile zu Freunden und Dienern der Wahrheit umzuschaffen, durch Pestalozzis Methode ohne alles Disputieren, ohne alle Aufregung der Leidenschaften, nach und nach befördert werden'.

Mit solchen Gedanken bearbeitete Kulisch, der geistig Rousseau und Pestalozzi nahestand, den politischen Neuling. Nun es sich darum handelte, als Mann im Leben Fuß zu fassen, hörte Fröbel aufmerksamer hin. Er bejahte auch den Erziehungsgedanken, der von unten her, wie er es geübt, von sich her, bauen will. Aber gerade darum suchte er doch sein höchstes Leben in dem Studium der Mathematik im weitesten Sinne. Selbst die Architektur sollte ihn nun nur vor Nahrungssorgen schützen. Stundengeben mochte allenfalls den augenblicklichen Rettungsring abgeben. Bei alledem war ein sehr unbehagliches Gefühl in Fröbels Seele. Er hätte es gern unterdrückt, ob er's sich gleich nicht erklären konnte, ja über sein ver-

meintlich schul-, schluß- und folgerechtes Gebäude herzlich freute, in dem er sich als „Mathematiker" wohnend träumte. In Wahrheit wollte er nichts als eine Unabhängigkeit, die so nur dem Wohlhabenden möglich ist. Er schrieb noch im August 1805 an Christoph: „Frei vom Schicksal und Menschen ist nur der Mann, der sich systematisch und streng wissenschaftlich bildet, in welchem Fache und in welcher Wissenschaft es immer sei. Das Ziel, wo sich der Mann frei glaubt, muß er mit Erwägung seiner natürlichen Anlagen, seiner Geistes- und Körperfähigkeiten und mit Rücksicht auf seinen Charakter und Hauptneigung fixieren."

Bis zu diesem Augustbriefe von 1805 hatten sich die Ereignisse für ihn aber bereits überstürzt. Kulisch, nichts unversucht lassend, hatte den Freund in eine Abendgesellschaft junger Erzieher eingeführt, da er selbst an seine nahe Rückkehr nach Krefeld in die Hauslehrerstelle beim Herrn von der Layen denken mußte. Und seine Berechnung kann sich hören lassen. Es handelte sich um den Kreis des Pestalozzianers Gottlieb Anton Gruner, der nach Fröbels Sinne war.

Gruner, 1778 in Coburg geboren, also vier Jahre älter als Fröbel, hatte von dem lebenslang verehrten Vater, einem Hofrat, die Gesinnung eingeprägt erhalten: ‚Gutes tun und nie müde werden'. Er bekam dadurch eine entschiedene Neigung für die praktischen Ideen, worin er zugleich begeistert die beste Befriedigung des religiösen Glaubens fand. In Gruners zweitem Lebensjahre hatte sein Vater den damals 15jährigen Joh. Chr. Greiling als Kandidaten des Schulamts zum Sekretär angenommen. Des Sohnes religiöses Bedürfnis war Hand in Hand gegangen mit dem Drang des Erziehers, die Menschheit auf dem Wege zur Vervollkommnung ein Stück weiter zu bringen. Dieser Trieb war beim Neunjährigen zum Durchbruch gekommen, als ihm die Mutter eine Karfreitagspredigt vorgelesen. Beim Tode des Vaters sechszehnjährig, war er entschieden, Religionslehrer zu werden. Aus Liebe zur Mathematik, Geschichte, Musik, deutschen Muttersprache und Philosophie schwänzte er als Gymnasiast die lateinischen Stilübungen, Naturgeschichte und Seelengeschichte. Mathematik wurde damals seine wichtigste Arbeit. 1796 hatte er einem Freunde geschrieben: ‚Die Wissenschaften gewähren das größte Vergnügen, das heißt, ich kann bei ihnen die Kegelbahn, Konzert, Ball und jedes Vergnügen (meinen täglichen Spaziergang und den Umgang einiger Freunde ausgenommen) viele Wochen sehr leicht entbehren'.

Dem üblichen wissenschaftlichen Betriebe hatte der Jüngling sich sehr kritisch gegenüber gestellt. ‚Theologie und Philologie, wenn sie das sind, was sie gewöhnlich sind, scheinen mir noch nicht hinreichend zu sein, meinen, gottlob! regen Trieb zu nützen, zu befriedigen, am allerwenigsten Philo-

logie, wenn sie sich bloß damit beschäftigt, Lateinschreiben zu lehren, dunkle Stellen der Alten zu erklären ohne Rücksicht auf Charaktervered lung, welche doch, bei Gott, das Wichtigste auch bei den Gelehrten ist.'

Seine Studien hatte er 1797 in Göttingen begonnen. Dort vom berühmten Hofrat, dem alten noch rüstigen Professor Heyne freundlich empfangen, hatte er auf dessen Frage nach seinem Ziel geantwortet: ‚Die Bestimmung des Erziehers'. Heynes Antwort war etwas rätselhaft gewesen: ‚O, ihr guten lieben Kinder, da habt ihr euch ja eine ganz eigene Bestimmung gewählt!' Theologische Vorlesungen förderten Gruner, ein und denselben religiösen Ernst in Vertretern verschiedener Bekenntnisse vorauszusetzen.

Der Philosoph Bouterwek, der bereit war, Fichte gegen den Vorwurf der Gottlosigkeit zu verteidigen, war sein väterlicher Freund geworden. Durch ihn wurde Philosophie sein Hauptstudium, durch ihn hatte er sich auch von dem ernst begonnenen Studium Kants entschiedener zur praktischen Philosophie hingewandt. Mit Fichte war er als Student in Jena 1799 nur bei dessen Durchreise nach Berlin in eine zweistündige Besprechung getreten. Als er von ihm nach Hause ging, war ein ganz anderes, als nach sonstigen Disputationen von ihm empfunden worden. ‚Sonst hatte ich mit Fichtianern, heute mit Fichte disputiert.' Ähnlich unmittelbar aus dem Erleben geschöpft war, was er an Schellings Lehre gewann. Weniger aus dessen zeitlich für ihn abgerissenen Jenaer Vorlesungen, mehr aus bloßem Disputieren mit Schellings Verehrern und aus eigenem Nachdenken darüber war ihm die Hauptsache klar geworden.

In Göttingen hatte ihn notgedrungen Sparsamkeit vom freien Studentenleben ferngehalten. Nur mit einem Dr. Oppenheim aus Frankfurt a. M. schwärmte er über Menschheitsfragen. Seine eisenbeschlagenen Schuhe waren ihm allerdings lästig gewesen, da er mit ihnen auf der Straße noch mehr Spektakel gemacht, ‚als alle Bürger zusammen, das Militär mit eingerechnet.' Auf dem ungewohnten in Göttingen üblichen glatten Fußboden war er damit mehrere Male ausgeglitten. Er liebte das Vornehmtun nicht. Erst in Jena hatte er ein Leben in der Gesellschaft gepflegt, gestützt auch durch seinen entfernten Vetter, denselben Konsistorialrat Gruner, der ein Jahr danach Fröbel die Vollwertigkeit seiner akademisch beglaubigten Verzichtleistung bestätigt hatte.

Gruners Erholung waren ganz besonders die Reisen in den Ferien gewesen. Auf solchen suchte er jederzeit Fühlung mit bedeutenden Geistern, vor allem bei Erziehern von Ruf. So mit Niemeyer, Trapp, Bagge und

Salzmann. Auf Trapps Empfehlung war er 1801 mit großen Hoffnungen nach Dänemark gefahren, um bei dem Sohne des Grafen Christian Günther von Bernstorff eine Hofmeisterstelle anzutreten. Denn 23jährig war er noch in dem Glauben befangen gewesen, ‚daß der, der einen Knaben von hohem Stande veredelt, mehr getan hat als der, der ihrer sechs aus dem Mittelstande zu trefflichen Menschen macht'. Bitterste Enttäuschung war gefolgt. Nur die Anerkennung der Mutter hatte ihn bewogen, zwei Jahre mit seinem Zögling auszuhalten und ihn 1803 selbst in die thüringer Anstalt des berühmten Salzmann zu bringen.

Ein Vierteljahr war er im blühenden Schnepfental als ‚tätiger Gast' der Anstalt unterrichtend festgehalten worden. Dann hatte ihn innere Unrast weiter getrieben. Bevor er sich irgendwo band, wollte er die widerspruchsvollen Stimmen über Pestalozzi für sich ins reine bringen. Mit Vorurteil gegen Pestalozzi, das besonders Bagge bei Salzmann in ihm genährt, war er nach Burgdorf gekommen. Drei Monate Aufenthalt in der Nähe des Mannes, der bei den Armen anfangen wollte, hatten ihn zum begeisterten Verehrer der Bestrebungen Pestalozzis gemacht. Zeugnis davon legte sein erster schriftstellerischer Versuch ab: ‚Briefe aus Burgdorf'. Durch diese Darstellung hatte er die Augen Frankfurter Herren auf sich gelenkt. Freiherr von Günderrode, aus altem Frankfurter Patrizierhause, und der nicht weniger menschenfreundliche, aber selbstquälerische Theologieprofessor Hufnagel dortselbst, waren angesichts des Jammers in deutschen Schulen 1803 auf eine private Anstalt verfallen, die den Namen einer ‚Normalschule' angenommen hatte. Ihr erster Leiter Klitscher hatte nicht unbedeutende Erfolge erzielt. Beim öffentlichen Examen war das Kopfrechnen nach pestalozzischer Methode allgemein aufgefallen. Klitscher hatte sich dadurch verleiten lassen, die Ziele zu weit und zu hoch zu spannen und unter den ersten Rückschlägen die Flinte ins Korn zu werfen. Seit Frühjahr 1805 ruhte Hufnagels Hoffnung auf Gruner. So war Gruner erst ein gutes Vierteljahr Leiter der Schule pestalozzischer Richtung in Frankfurt, erfreut auch, in einigermaßen gesicherter Stellung seine Braut Lotte Lutz heimführen zu können. Aber noch war das meiste seiner Pläne mit der Schule erst im Werden.

Ein 27jähriger Direktor sieht am liebsten junge Lehrer als Untergebene um sich. Zumal als Organisator einer neuen Bewegung war Gruner auf solche angewiesen. Von seinem Versuch einer Privatschule in Heilbronn hatte er sich den 22jährigen Schweizer und Pestalozzischüler J. C. Nänny, Sohn eines Lehrers, mitgebracht, einen im besten Sinne kindlich gebliebenen Menschen. Der älteste seiner Mitlehrer war Köhlein.

der unter Klitscher mit den Vorführungen im Rechnen bei jenem öffentlichen Examen den Ruf der Schule eigentlich gegründet hatte. ‚Ich sah ihn und mein Herz schlug ihm entgegen', schrieb Gruner beim Tode des schon wenige Jahre danach Verstorbenen. Köhlein war denn auch die rechte Hand des jungen Leiters.

Die werdende Gemeinschaft einer Musterschule bedurfte solcher Männer, die neben der nötigen Frische auch den nötigen Herzenstakt besaßen. Denn die alte Lehrerschaft der Stadt witterte wie überall in der Pestalozzischen Bewegung den Kehraus, der ihr an den Kragen wollte. Sie war Gruner schon in Heilbronn feindlich entgegengetreten, umsomehr in Frankfurt, da ihm in der ‚Musterschule' das Muster einer Versuchsanstalt für alle Schulmeister im Lande vorschwebte. Darum hatte er sich von vornherein das Mitanstellungsrecht gewahrt. Er wollte nur Leiter sein über Lehrer, die er zuvor kennengelernt und geeignet gefunden hatte. Mochte der einzelne völlig abseits jeder schulmäßigen Pädagogik erwachsen sein, um so besser. Wenn er nur das Herz auf dem rechten Fleck und ein Verständnis für Gruners Grundsatz mitbrachte: ‚Allseitige Entwicklung und Bildung der inneren Kraft von innen heraus'. Im übrigen zwang ihn die Lage, auch manche Kraft aushilfsweise heranzuziehen.

Das alles war Kulisch nicht unbekannt. Auf welche bessere Insel konnte er den unbedarften Freund aussetzen, mitten im brandenden Frankfurter Leben? Begegnet war Fröbel Gruner nicht, es sei denn ohne Wissen im Hause jenes Jenaer Gruner. Harmlos, wie er es seither gewohnt, gab Fröbel gleich an jenem ersten Abend sich der Unterhaltung im Kreise der jungen Erzieher hin. Der kluge Kulisch wartete ruhig ab, wie sich die Sache entwickele. Das Gespräch erging sich ganz schlicht über die Mannigfaltigkeit der Lebensgestaltungen. Auch Fröbels Leben und Lebenszweck wurde berührt. Er äußerte sich offen, stellte sich hin, wie er selbst sich kannte und nicht kannte. Kulisch sah, wie Gruner aufhorchte. Im passenden Augenblick warf er dazwischen, daß der angehende Baumeister auf seinen Rat Ausschau hielte, durch Unterrichtsstunden Zubuße oder auch einstweiligen Unterhalt zu finden.

Gruner war ein Mensch, der körperlich recht anfällig war. Von dem lebhaft sich bewegenden Fröbel stach er durch beobachtende Ruhe ab. Ähnlich auch von Kulisch, der besser für andere als für sich wußte, was er wollte. In diesem Augenblick jedoch, wurde Gruner lebhaft. „Was da! Für Sie ist das Baufach nichts. Fröbel, Schulmeister müssen Sie werden." Zu Nänny sich wendend: „Nicht wahr, Nänny, Fröbel muß bei uns bleiben." Das Gespräch stockte plötzlich, wie wenn auf harmlosem Spazier-

gange ein einzelner den andern einen Meteor zeigt, der blitzartig aufleuchtet. Fröbel war betroffen. Die unerwartete Wendung des Gesprächs hatte seine Lebhaftigkeit erstarren gemacht. Er war auf eins wieder weltabgekehrt. Wie unter dem Sonnenstrahl die Knospe sich zum Erschließen regt, bewegte sich alles in seinem Innern.

Aber schon hörte er Gruner sagen: „Es fehlt an einem Lehrer in unserer Schule. Stimmen Sie ein, so soll Ihnen diese Stelle werden." Kulisch zog seine Schlinge zu und riet dringend zur Annahme. Fröbel ging von der Unterhaltung nach Hause, durch Handschlag mit der ‚Musterschule' und voraussichtlich gleich auf drei Jahre verbunden. Die äußeren Förmlichkeiten waren durch Gruner schnell berichtigt. Fröbel war im Netz seines Schicksals eingefangen, Kulisch der Rektor seiner Laufbahn geworden.

Doch so einfach gab sich der Traum des Baumeisters nicht zur Ruhe. Wohl hatte Gruners Zugriff Fröbels Blick von der Bahn des Baumeisters und Landbebauers auf zwei Wirkungssphären gelenkt, die ihm vorher nie ins Bewußtsein getreten. Auf zwei; denn er unterschied sofort den Lehrer vom Erzieher. Er fühlte, über sich selbst klarer sehend geworden zu sein. Aber was er sah, war nur die Befähigung, mit seiner Art der Selbsterziehung den Kindern etwas Rechtes geben zu können. Dies Gefühl täuschte den gänzlich Unerfahrenen noch über das Geschick zum Lehrer.

Die endgültige Entscheidung brachte erst das Schicksal. Der Jäger einer seiner beiden Brotherrn 1804 oder 1805 hatte die Beilagen für das einstige Gesuch im Reichsanzeiger verschleppt. Trotz Nachfragen der Zeitungsexpedition waren sie ein Jahr nach der ersten Anforderung nirgends mehr nachzuweisen. Außer einer neuen kleinen Kostenrechnung lief Ende August 1805 in Fröbels Wohnung, Große Eschenheimer Gasse Nr. 50, nur eine Bestätigung ein, daß alle im gedruckten Gesuch erwähnten Zeugnisse des Herrn F. W. August Fröbel zur Einsicht vorgelegen hätten und alles mit Siegel und Unterschrift des Reichsanzeigers als glaubwürdig bestätigt werde. So hielt Fröbel jetzt für ausgemacht, daß die Vorsehung selbst ihm die Brücke zum Rückzug abgebrochen habe.

Unmittelbar nach **Johanni** 1805 trat er vor die Klasse der Grunerschen ‚Musterschule' und fühlte sich unter 30—40 Knaben „in die reine fleckenlose Welt" gekommen. Jedenfalls hatte es ihm nach dem Brausen der Gespräche mit Kulisch in der freien Frische der Kinder so geschienen. Hier strahlte ihm seine Welt „entgegen mit herrlichem bräutlichen Glanze und mit liebendem Angesicht", wie er sie bisher in sich getragen und sorgsam gepflegt hatte.

Treu und herzlich gab er sich mit solcher Schilderung seinem Christoph im Briefe vom 24.—26. August 1805: „Ich muß dir aufrichtig sagen, daß es auffallend ist, wie wohl ich mich in meinem Geschäfte befinde. Sie sind mir in der ersten Stunde nicht ein wenig fremd vorgekommen; es war mir, als wäre ich schon längst Lehrer gewesen und eigentlich zu diesem Geschäfte geboren. Ich kann dir diese Erscheinung an mir gar nicht auffallend genug schildern: es schien mir, als hätte ich nie in einem andern Verhältnis als diesem leben wollen, und doch gestehe ich, daß ich nie geahnt habe, als Lehrer in einer öffentlichen Schulanstalt aufzutreten. Ich befinde mich, wenn ich in den Unterrichtsstunden bin — mit meinem gewöhnlichen Ausdrucke zu reden: wie in meinem Elemente. Du kannst nicht glauben, wie angenehm mir die Stunden verfließen; ich habe die Kinder alle so herzlich lieb und sehne mich oft zu ihrem Unterrichte. — Du solltest mich manchmal in meinen Unterrichtsstunden sehen, wie seelenvergnügt ich bin, ich bin überzeugt, daß Du dich von Herzen mit mir freuen würdest. Gewiß! Dem Bewußtsein des hohen Zweckes meiner Tätigkeit: der Bildung der Menschen, verdanke ich jenes reine Vergnügen hauptsächlich — obgleich auch wohl der liebevollen und herzlichen Zuneigung der Kinder zu mir."

Auch Gruner mußte das Herz lachen über den guten Griff mit einem wahrhaften, kindlichen, reinen Menschen. Die Mängel an methodischem Unterrichtswissen fallen wenig ins Gewicht, wenn zur rechten Kindesliebe ein angeborenes Lehrgeschick den Weg der Erfahrung ganz selbständig antritt. Nur war es geboten, den Anfänger mit allem vertraut zu machen, was über den Meister Pestalozzi vorlag, also auch mit den eigenen ‚Briefen über Burgdorf'. Es war natürlich, daß Fröbel alles und jedes von Pestalozzi mächtig ergriff, besonders eine Darstellung der schweizer ‚Isis' 1805, in der von des Schweizers Leben, Wollen und Streben also ausgesagt wurde: Pestalozzis Sehnen und Streben ginge dahin, in irgendeinem Punkte und Winkel der Erde eine Armen-Erziehungsanstalt in seinem Geiste zu errichten. Die Darstellung war in zwei Briefe gekleidet, die auf die Aufmerksamkeit des nachmaligen Fürsten Primas von Dalberg zielten. Dem zweiten Briefe aber war der Abdruck eines Schulprogramms angehängt, das Fröbel eben so stark ansprechen mußte, wie die Lebensskizze Pestalozzis. Das Programm stammte aus der Odergegend; wo man noch völlig unberührt von dem französischen Druck sein politisches Dasein verträumte. Eben deshalb unterlief es dort der deutschen Gründlichkeit, das Politische in Pestalozzis Streben gänzlich zu übersehen, es in der Weise von sich fernzuhalten, die Fröbel mit nach Frankfurt brachte.

In Weißig am Bober also hatte Pestalozzi eine begeisterte Folge gefunden bis zu Äußerungen, die ans Komische grenzen. Man sang als Schlußstrophe zu einem Kanzelvortrag in der Kirche:

‚Lobt den Herrn! Das Huldregieren
Seiner Kinder Segenshand
Hat das schnöde Buchstabieren
In die Finsternis verbannt.‘

Solcher Überschwang hatte aber nicht verhindert, im selben Programm das sehr ernst zu nehmende Stichwort für die deutsche Auffassung der Idee des Schweizers zu finden. Es lautete ‚pädagogische Reformation‘. Das Wort deutete auf den weltgeschichtlichen Zusammenhang der pädagogischen Zeitströmung mit der ‚Reformation Luthers und Melanchthons‘. Der Aufsatz lenkte, noch verbindlicher für Fröbel, das Ganze auf die Hoffnung eines ‚pädagogischen Protestantismus‘. Damit wurde des schwankenden Weltenbauers Herz erst recht eigentlich für „Pestalozzi“, für das damalige Losungswort der Erziehung und des Unterrichts entflammt.

Wie Öl ergoß sich diese Darstellung in sein schon feuriges Gemüt, und stehenden Fußes faßte er den Entschluß, den Mann, der so groß bei den Ärmsten anfangen wollte, von Angesicht zu sehen. Die Zeit war günstig; die Musterschule hatte wegen dringender Ausbesserungsarbeiten Ferien.

* * *

11.

Besuch in Iferten 1805.

Die Mittel zur Reise? Ihretwegen brauchte er sich keine Sorgen zu machen. Frau von Holzhausen, aus dem Bade zurückgekehrt, hatte Kulischs Brief freundlich aufgenommen. Während ihr Gatte der Pestalozzischen Bewegung recht zweifelnd gegenüberstand, setzte sie große Hoffnungen auf die neue Sache. Die hergebrachte Abrichtungsform hatte sie am Unterricht ihrer beiden älteren Söhne durch einen französischen Abbé vor Augen, und insbesondere das sittliche Versagen ihres Ältesten, des 12jährigen Karl, erfüllte sie mit Grausen. Darum hatte sie sich schon Gruner vertrauend genähert. Fröbel, der Mitlehrer an der ‚Musterschule‘, hatte sich nur auf ihn zu berufen und brauchte nur seine Absicht auf Iferten auszusprechen, so sah er sich durch die vermögende Gönnerin mit dem nötigen Reisegelde versehen. Allein dazu hatte er sich zu verpflichten, der Helferin wie ein Sohn Rechenschaft zu geben von allem, was durch die Reise in ihm vorginge und welchen Gewinn sie ihm brächte.

So hatte ihm die erste Stunde ihres Bekanntwerdens weit mehr gebracht, als er erwarten durfte? Tatsächlich entschied sie alles weitere im innern und äußern Leben Fröbels und schlägt auch uns darum in ihren Bann.

Frau von Holzhausen sah in das offene Angesicht eines jungen Mannes, der von der Welt unberührt geblieben war. Ihre eigene Seele war wund von solcher Berührung; es wird noch davon geredet werden müssen. Über Fröbel lag der Abglanz der alten, ursprünglichen, reinen Natur und der des frischen Glückes seines Umganges mit den Kindern. Die Mutterliebe sagte ihr: Hier ist Heil für deine Söhne. Sie rief alle drei, neben Karl auch den 9jährigen Fritz und den noch unverdorbenen 7jährigen Adolph, herein und sah die schlicht kindliche Art seiner Begrüßung. Da nahte sie sich dem 23jährigen ‚Erzieher' wie einem Arzte seelenkranker Kinder. Die Söhne wieder entlassend, machte sie Fröbel mit deren Sein bekannt und schien von ihm Hilfe zu erwarten. „Sie haben sich in der letzten Zeit mit Erziehung beschäftigt?" war die Frage, sobald die Tür sich wieder geschlossen. Fröbel hatte eben erst angefangen, Erziehung anderer als etwas für sich Bestehendes zu betrachten. Er erschrak im Innersten, wie leicht ihm das „Ja" auf die Frage der Frau von Holzhausen von den Lippen sprang. Er fühlte sofort, welcher Forderung er sich mit solchem Ja aussetzte. Fragen, das Wesen der Kinder betreffend, wurden ihm vorgelegt. Er mußte und sollte doch wenigstens etwas darauf antworten. In solcher Schlinge ging er schnell zurück in das eigen verlebte Leben, das wie ein Tagebuch bekannt vor ihm lag.

Damit schlug Fröbel gezwungen das Buch der eigenen Erfahrung auf, wie Goethe es später von sich aus auf Grund eines erdichteten Briefes am Beginn seiner Darstellung ‚Dichtung und Wahrheit' für die weitesten Kreise unternommen. Er gab der geängsteten Mutter Fälle seiner Lebensgeschichte zu hören, zog anderes aus der Lebensgeschichte der Freunde heran, die er genau kannte, und beantwortete bestimmt alle weiteren Fragen. Es konnte aus bester Überzeugung geschehen: denn was er sagte, gründete sich auf die Wirklichkeit des Lebens. So genügte es und wurde als etwas gründlich Durchdachtes, wenigstens als nichts Oberflächliches aufgenommen. Seit der ersten Anerkennung durch den Hirschberger Arzt hatte Fröbel schon manchen Zuruf von außen erfahren, den ein für sich wachsender Mensch so nötig braucht. Durch Frau von Holzhausen aber war noch wichtigeres ausgelöst worden. Er lernte würdigen, welchen Schatz an Erfahrungen er mit der Selbsterziehung gewonnen. Über dieser Entdeckung ließ er sich recht viel Zeit auf dem Wege nach Iferten, indem er es machte wie Gruner und ähnlich E. M. Arndt, die beide das meiste vom Sehen und Hören auf Fußwanderungen heimgebracht hatten. Anders jedoch als Arndt

und Gruner verwandte er die Wochen der Fußreise, volle drei des Septembers, dazu, seinen plötzlich entdeckten Schatz an Menschen- und Seelenkunde und den moralischen Reichtum seines ureigensten Selbst ebenso naiv vor sich auszubreiten, wie er ihn gesammelt hatte. Er lag vor ihm wie eine Pflanzung, die herrlichste Früchte versprach. Dazu erwartete er nun auch von Iferten, dort eine durch Erfahrung und einzig durch eigene Erfahrung gebildete und geschaffene Erziehungs- und Unterrichtsanstalt zu finden. Die Empfehlungen Gruners, Nännys und Köhleins verschafften ihm in Iferten den freundlichsten Empfang. Lotte Lutz, die Braut Gruners, die lehrend und übend bei Pestalozzi weilte, empfing ihn. Wie übrigens jeder Besucher wurde er sogleich in die Lehrstunden geführt und, auch wie jeder, dort mehr oder minder sich selbst überlassen. Pestalozzi sagte auch ihm wie stets: „Geht und schaut, es geht ungehür!" Das war Schweizer Deutsch. Und was ungeheuer ging, war nur gut für den, der zu sehen und zu hören verstand. Nur mit Erinnerungen an die eigene Schulzeit war Fröbel ebensowenig zu einer Prüfung des einzelnen als zu der des ganzen Zusammenhangs befähigt. Was er sah, wirkte ebenso erhebend und erweckend auf ihn wie niederdrückend und betäubend.

Und doch war dieser Eindruck der echteste, den Iferten ihm geben konnte. Er war im damaligen Wesen der Anstalt begründet, das wiederum vom Wesen des Führers abhing. In den Strom dieses erschütternd großartigen Lebenskämpfers führt schneller noch als ein Lesen seiner zahllosen Schriften Wilhelm Schäfers gedichtete Wahrheit ‚Lebenstag eines Menschenfreundes'. Schäfer hat diese Darstellung in einem den Leser fortpeitschenden Stil geschrieben. Der unaufhörliche Gebrauch der Gegenwartsform verkörpert aber die quälende Unrast, mit der Pestalozzi von Erfahrung zu Enttäuschung, aus Enttäuschung zur Erfahrung gestoßen wurde.

1805 kämpfte Pestalozzi bereits um die Bewahrung seines Besten. Sein Brennpunkt war allezeit die Liebesglut, die in der abendländischen Geisteswelt noch immer sich an der Gestalt Jesu genährt hat. Bei dem Schweizer, der, 1746 geboren, nur mühsam dem Rationalismus entstieg, hieß Jesus der Christ, der Gesalbte. Mit dem kirchlich dogmatischen Erlöserbegriff hatte Pestalozzi schon als ein Reformierter dabei weniger zu schaffen gehabt.

Näher lag ihm durch Bodmer, Klopstock, Lavater in seiner Geburtsstadt Zürich die pietistische Christusgestalt, der erweckliche Begriff vom Erlöser. Bald nach der Vollendung der ‚Gertrud' 1801 hatte Pestalozzi sich zur geschichtlichen Betrachtung des Menschengeschlechts gewendet. Hierdurch glaubte er der rechten ‚Methode' näher zu kommen. Das Fragment ‚Epochen' wurde die Vorarbeit dazu. Darin hatte er auch einen

kritischen Blick auf Luther und dessen Zeit getan. Bei solchen geschichtlichen Bemühungen war der Schweizer zu einem Christus gekommen, der sich ihm blutvoller darstellte als das moralische Ideal der rationalistischen Christen. Die Enttäuschungen seines politischen Lebens hatten daran teil. Für den Pestalozzi nach der Jahrhundertwende war Christus nicht mehr das sittliche Vorbild der Aufklärung, das mehr ein Spiegel des rationalistischen Allerweltsbegriffs, der rationalistischen Dreieinigkeit von Gott, Tugend und Unsterblichkeit gewesen war.

Seit 1804 rang der Aufklärer Pestalozzi zugleich entschiedener mit dem romantischen Gefühl einer inneren Anschauung, die, mehr oder weniger unbewußt, die ganze Welt und jedes einzelne darin als einen ‚Organismus' faßte. Sein Gemüt zeigte ihm Jesus als den ersten Gipfel der Schöpfung, ähnlich, wie wir das bei Arndt gesehen haben. Die Ahnung eines weltorganischen Triebes ließ Pestalozzi in Christus den Bruder des eigenen Strebens sehen: Niemand habe mehr als er den Menschen zur Anschauung der Natur und zur Aufmerksamkeit auf sich selbst hingelenkt ... des Heilands Lehre wirke unmittelbar dahin, die Urkräfte unserer Natur wiederherzustellen. Für dieses Ziel habe der Heiland durch eine Organisierung von Mitteln gesorgt, welche geeignet sei, deren ganze Reihenfolge an ihre reinen und allgemeinen Anfangspunkte zu ketten. Man habe nur lückenlos und harmonisch in ihrem Gebrauch fortzuschreiten, um das letzte Ziel der Vollendung, zu welcher sie hinführen sollen, psychologisch und notwendig sicher zu stellen. — So erwies der e w i g e Spiegel tiefer Geister, Jesus, eine abermals neue Strahlungsfähigkeit.

Unter solcher Vertiefung in Jesus, richtiger in den eigenen Jesus, war das erste Jahr Iferten für Pestalozzi eine glückliche und gehobene Zeit gewesen. Beginnend mit dem August 1804 hatte sie ihn den Wert lebendig empfundener Jesusbrüderschaft, den Wert der schlichten Gottkindlichkeit stärker in Ansatz bringen lassen als alles lehrende Mitteilen. Noch zitterte eine wunderbare Rettung aus plötzlicher Todesgefahr in ihm nach, mit deren Erinnerung er auf dem Dachboden des Ifertener Schlosses solche Gedanken fruchtbar zu machen suchte und seinem braven Krüsi eine neue Fassung der ‚Gertrud' diktiert hatte. Noch immer untersuchte er, an welche unmittelbare Verkörperung der Liebe der Weg der sittlichen Elementarbildung sich anknüpfen lasse. Schrittweise fand er sie. Als Ergebnis so vieler Umstände mutet es kindlich genug an, daß er dabei nicht viel weiter kam, als zu dem, was das Herz ohne weiteres dem einfachen Menschen sagt. Der Weg beginne bei den Eltern, führe voran in der Gemeinschaft aller, die im Familiensinne geeint seien, laufe durch die Menschennatur und ende im gelobten Gottesglauben.

Krüsi, der Pestalozzis Eintauchen in das schlichte Menschenherz ganz in der Glut der ersten Regungen beobachtend miterlebte, glaubte die glückselige Stimmung Pestalozzis während jener Arbeitstage in der Bodenkammer des trutzigen viertürmigen Schloßquaders nicht besser bezeichnen zu können als mit dem Wort: ‚wahrhaft kindlich'. Aber der Meister des Herzens kam damals nicht über jenes Suchen voll ‚Kindersinn und Heldenmut' hinaus, d. h.: Die Auswertung der Stimmung für die ‚Pestalozzische Methode' machte halt bei dem Satze des 5. Briefes der neuen ‚Gertrud': das Buch der innern Menschennatur liege für ihr Kind nur dem reinen Vater- und Muttersinn offen vor Augen. — Wir verstehen, daß Lotte Lutz in nahestem Verkehr mit diesem ergriffenen Gemüt voll fraulicher Begeisterung ausrief: ‚Nur die Pestalozzische Religion ist die allein selig machende.' Durch Lotte Lutz wird Fröbel Kunde von diesen Briefen erhalten haben: möglicherweise hat er sie auch schon damals eingesehen.

Zweifellos sind diese Klänge des Pestalozzischen Herzens vor ihm laut geworden in den Morgen- und Abendbetrachtungen, die alle um den Meister der Anstalt versammelten. Sie waren für Fröbel in ihrer Einfachheit tief erregend, vielleicht weil nichts darin sich fand, was das eigene Herz nicht voll bejahte. Aber schon bei diesem ersten Aufenthalt von 14 Tagen fiel es ihm auf, daß Pestalozzis liebender Sinn nicht alle wie ihn gewinnen konnte. Er bemerkte leise Spuren unseliger Trennung. Damals war es ihm noch unerklärlich, daß solch eine Liebe die Mitarbeiterschaft nicht zu einem Ganzen zusammenzuschließen vermochte. Und doch brachte er die Erklärung schon mit sich. Ja sein Eintritt in Iferten bedeutete von vornherein eine eigene Parteinahme. Das zeigt sich an folgendem.

Der Aufsatz der Schweizer ‚Isis', der seinen Wunsch nach Iferten erregt hatte, schloß mit einem Hinweis auf die naturphilosophische Einstellung eines der rührigsten Helfer Pestalozzis, auf das gelehrte Haupt der Anstalt, Niederer. Niederer, obgleich er selbst aus halbwegs anderer Richtung zu Pestalozzi gestoßen war, glaubte, die Blicke aller Gebildeten Europas auf Iferten lenken zu können, wenn er den Nachweis führe, daß in des Schweizers ‚Methode' zum ersten Male der Weg wissenschaftlicher Bildung gefunden sei. Kind des Neujahrstages 1779, war Niederer nach sorgfältiger Ausbildung seiner trefflichen geistigen Anlagen schon mit 19 Jahren Pfarrer in seinem Heimatskanton Appenzell geworden. Von der damaligen Absicht, eine Anstalt wie die Salzmannsche zu Schnepfenthal zu gründen, um an der ‚sittlichen Veredelung seiner Brüder' teilzuhaben, war er durch Pestalozzis ‚Lienhard und Gertrud' abgekommen. Dieser Volksroman hatte ihn für eine ‚politisch-pädagogische Revolution der Denkart' er-

glühen lassen. Das war im Jahre 1800 gewesen und zwar mit der an Pestalozzi im selben Jahre geschriebenen Meinung: ‚Wissen Sie indessen, von wem ich am wenigsten für Sie erwarte? Gerade von Pädagogen von Profession.' ‚Ich fühle das Verderben, daß die Menschen nirgends, daß sie in ihrem nächsten Kreise nicht zu Hause sind, und mit diesem Gefühl scheint mir klar zu werden, was Sie mit Ihrem Gesetz der physischen Nähe und Form des Gegenstandes, das mir sonst dunkel ist, wollen.' Ihm schwebte damals die Anwendung der Pestalozzischen Gedanken in einer allgemeinen Naturgeschichte vor, wobei er seine einfältigen ‚Bauernburschen' ‚auf ihre Wiesen, ihren Wald, ihr Feld führte, und ihnen dabei zeigte, nicht nur was sie sind, sondern auch was sie sein könnten'.

Dieser Romantiker halbwegs auch Fröbelscher Jünglingsart hatte anfangs in ehrlicher Bescheidenheit dem Meister ausgesprochen: ‚Es dünkt mich wesentlich notwendig, daß Sie Ihre Ansicht, wie Sie sie denken, darstellen. Niemand besitzt ja wie Sie Überschauung des Ganzen. Der Gedanke, wie er in Ihrer Seele entsprungen, hat auch die höchste Kraft, und alle fremden Zusätze und Einschiebsel blieben Pfuscherei . . . Was Sie schreiben, kann gewiß durch nichts mehr gewinnen, als wenn es ganz Ihr Bild, ganz aus Ihrer Seele geschöpft und das ungemischte Resultat Ihrer Anschauungen und Forschungen ist. Sie können Ihres Wesens so sicher sein, daß es keines Aushängeschildes bedarf.' In der Überzeugung opferwillig hatte Niederer seine Stelle aufgegeben und war in Iferten eingetreten, nicht ohne eine Unklarheit mitspielen zu lassen, die für die Unreife romantischer Jünglingsart kennzeichnend ist und sich bitter rächen sollte. Im Briefwechsel von 1800 stellte er noch ausdrücklich die zeitgenössischen Philosophen hinter Pestalozzi, den Praktiker, zurück: ‚Wie vieles Sie auch in Endurteilen miteinander gemein haben mögen, Sie würden im Praktischen Ihres Versuchs durch alle neue und neueste Philosophie auch nicht einen brauchbaren Gedanken gewinnen, da letztere sich mit so ganz andern großen und allgemeinen beschäftigt — und Sie haben ja mit Allgemeinheiten so gar nichts zu schaffen.'

Dies war richtig und falsch zugleich. Allgemeineres gibt es nicht, als Pestalozzis Grundidee der inneren Anschauung, die den ordre de Dieu, das durchgehende Gesetz der Welt als Organismus mit dem religiösen Herzen erfaßt. Aber auch ein unmittelbar Begrenzteres kann man sich nicht denken, als Pestalozzis Sehnsucht, den ersten besten jämmerlichsten Armen lebenstüchtig zu machen. Diese Unklarheit hätte sich jedoch bei näherem Umgang läutern können. Was sich aber rächen mußte, war etwas anderes. Niederer mußte später bekennen, nur durch die neueste Philosophie zu Pestalozzi gelangt zu sein. ‚Schellings „Bruno" war es,

der mir über die Eigentümlichkeit der Pestalozzischen Natur Licht gab und sie am meisten mir klar machte', schrieb er am 11. Febr. 1807.

So war er selbst doch nicht als Pädagoge, sondern, ohne darüber klar zu sein, als Gelehrter zu Pestalozzi gegangen. An ihn nun, den gelehrten der Ifertener Pädagogen, hatte sich Schelling gewandt mit einer höchst bezeichnenden Anfrage. ‚Ich kenne den Stand Ihrer Sache nicht, aber mir scheint, die bestimmte Erklärung Ihres Verhältnisses zur Wissenschaft könnte ihr nur nützen, gesetzt auch, Sie müßten geradeheraus sagen, es sei auch von Ihrer Seite auf eine gänzliche Revolutionierung der Wissenschaft selbst — wirklich auf das neue Evangelium, nicht bloß auf eine neue Lehrart abgesehen.' Schelling vermutete also in Pestalozzis ‚Methode' eine Möglichkeit, die Aufgabe der romantischen Wissenschaft zu lösen. Unglücklicherweise für Niederer betonte er dabei, daß ‚das Aufsuchen der eigentlichen Wurzeln der Erkenntnis von ihrem zartesten Ursprunge bis in die verwickeltsten Verzweigungen nicht dem Pädagogen *als solchem* eigentümlich' sei.

Damit stellte er Niederer vor die Entscheidung, entweder seine Überzeugung von 1800 zu bewähren, laut welcher der Philosoph einem Pestalozzi nicht dreinreden dürfe, oder, gegen diese erste Empfindung handelnd, dessen Angelegenheit in philosophische Lehre umzubiegen. In Niederer gewann alsbald der Ehrgeiz des Philosophen die Oberhand. Er machte sich seit 1805 daran, die von Schelling nur nachgefragte Einheit von pestalozzischer und wissenschaftlicher Methode nachzuweisen. Pestalozzi aber, obgleich er wußte, nur durch sein Herz zu sein, was er war, war kindlich genug, sich dem Reiz hinzugeben, wenn Gelehrte seine Ideen wissenschaftlich werteten. Trotz seines innersten Gefühls ließ er Niederer in Iferten freiere Hand, als dem Ganzen gut war. Er wußte nicht zu regieren und wurde bald ein Spielball zweier Parteien im eigenen Lager. Noch stand man in Iferten erst am Anfang dieser Zweiung. Wie sollte die Reihe der einfältig gebildeten Mitarbeiter gleich Front machen gegenüber dem gelehrten Treiben Niederers. Nur ihr Gefühl sagte ihnen, daß das Fundament der Armenerziehung, wie es dem Schweizer am Herzen lag, in der Anstalt zu Iferten ganz ungesund belastet wurde, wenn sich darauf ein europäisches Bildungsinstitut für die Kinder wohlhabender Eltern erhob.

In den Anfang dieser Verderbnis der Herzensangelegenheit kam Fröbel 1805 hinein, durch den Aufsatz der ‚Isis' *für den Armensucher* erglüht. Der Hinweis auf Niederer im selben Aufsatz hat ihn dabei nicht stören können. Was Fröbel von Schellings Naturphilosophie wußte, war bei ihm in die ähnliche Stimmung aufgegangen, die vermeintlich auch Niederer

zu Pestalozzi getrieben. Auch ihn hatte ja der ‚Bruno' begeistert. Aber etwa durch Niederers Tür einzugehen, ist Fröbel keinen Augenblick in den Sinn gekommen. Sehr wahrscheinlich haben ihm sofort Winke Lotte Lutzs bedeutet, wo er finden werde, was er suchte, und wo nicht. Dies war Fröbels unbewußte, uranfängliche Parteinahme.

Als Mitarbeiter, der dem Meister von der Pike auf am längsten zur Seite gestanden, fand er den 30jährigen Krüsi. Ein Kind bitterster Armut, hatte dieser sich in Pestalozzis Nähe trotz 12 Jahren Schulmeistertums immer noch den offenen Sinn für die Gegenstände gewahrt. Ihn kennzeichnet ein kleiner Zug. Der suchende Pestalozzi hatte, ähnlich Comenius im Orbis pictus, bei den Anschauungsübungen, statt der Dinge selbst, Anschauungstafeln benutzt. Als sie dabei eines Tages lang und breit mit einer gemalten Leiter arbeiteten, schaute schon längere Zeit recht mißvergnügt eine richtige Leiter durch die Fenster der Schulstube hinein. Erst ein aufgeweckter Knabe machte auf sie aufmerksam. Von da an waren die Dinge selbst zu ihrem Naturrecht vor den Zeichnungen gelangt. Das ganz ähnliche Bestreben hatte Krüsi dann zu dem Vorschlag gebracht, bei Pestalozzis Sprachübungen vom Körper des Kindes auszugehen, weil der als Anschauungsmittel jederzeit dem Schüler in Fleisch und Blut zur Hand ist. Auf Grund dieses Winkes war der unpraktische Pestalozzi dazu gelangt, Krüsi den weitaus größten Teil des Buches ausarbeiten zu lassen, das unter dem Titel ‚Buch der Mütter' mit Pestalozzis Namen in die Welt ging. Zweifellos war der kindliche Körper ein besseres Anschauungsmittel als das berühmte ‚Loch in der Tapete', durch das Pestalozzi einst seine Schüler den Zugang zur Welt der Sprache suchen ließ; freilich hat das Krüsi-Buch nur wie ein Streitapfel gewirkt. W. v. Humboldt hat lange daran Anstoß genommen, und einen Goethe hat der hölzerne Mißbrauch des kindlichen Körpers zu Schulmeisterübungen des Maulbrauchens dauernd gegen Pestalozzi eingenommen.

Willkür und Mangel an schöpferischem Geist im deutschen Sprachunterricht trat auch Fröbel 1805 überall zu stark entgegen. Er konnte sich mit diesem Unterricht gar nicht befreunden, so sehr die Krüsi-Pestalozzi-Art auch später in andere Lehrbücher überging. Aber von Krüsi, dem treuen Menschen, nahm er ein gutes, dessen reines, sachliches Wollen verkündendes Wort mit auf den Weg:

‚Starke Aufmerksamkeit auf das Entfernte, auf das Ungewisse, auf fremdes Wissen und leeres Reden — und schwache auf das Gewisse, auf Wollen und Können, auf Tat, auf Pflicht und nahe Verhältnisse — ist: — das Heilige des Zweckes der Erziehung zerstörende, Unordnung im Wesen des Menschlichen Geistes.

Zur freundschaftlichen Erinnerung der wenigen Tage Ihres hiesigen Aufenthaltes

Yverdun, d. 7. 8br 1805. Krüsi.'

Ein weiterer Hauptlehrer war Tobler. Er stand Pestalozzi persönlich nicht so nahe wie Krüsi. Auch ihn kennzeichnet, was er Fröbel ins Stammbuch schrieb:

‚Erziehen heißt: unter der Erde ein Fundament legen zu künftiger Ernte. — Je weniger man die Frucht zu früh sieht, desto sicherer ist sie vor Winterfrost.
Yverdun d. 8. Okt. 1805 Dies zur Erinnerung an Ihren
Tobler.‘

Tobler hatte seine Eltern früh verloren, sollte Bäcker werden und kam dann in eine Fabrik. Aus Drang zur Wissenschaft besuchte er noch mit 23 Jahren die Hochschule zu Basel. Sein Aufstieg aus ärmlichen Verhältnissen ließ ihn noch im Mannesleben öfter den Platz wechseln, als sich mit einer wirklichen Einwurzelung verträgt. 1803—1808 war er zum zweiten Male Pestalozzis Mitarbeiter. Diesmal mit Weib und Kind zu ihm gegangen, erschien er Fröbel, obgleich mit 36 Jahren der lebensälteste der Hauptlehrer, ein lebendiger, junger Mann.

Wenn ein Deutscher lange genug nach Grundsätzen spintisiert, so pflegt er bei ihrer Anwendung sich gründlichst zu vergreifen: Das sahen wir bei Krüsis Verwendung des kindlichen Körpers; ähnlich wurde das bei Tobler der Fall durch sein unstetes in-die-Weite-Greifen. Auch bei ihm hing das Fundament nicht geradezu in der Luft. In seinem Hauptfache, der Erdkunde, verlegte er es merkwürdig abwegig ins Wasser, und gleich dahin, wo es am tiefsten ist. Er hatte den gewöhnlichen Lehrgang und das bunte Kartenwesen weit hinter sich zurückgelassen. Aber er begann den Unterricht der Geographie mit der Betrachtung des Meeresbodens, übersah also ganz, daß ein Kind dafür weder Anschauung noch Maß mitbringt. So sehr nun auch die blitzesschnellen und schlagenden Antworten der Schüler Toblers Fröbel staunen ließen, und so sehr ihn der Eindruck zunächst fortriß, von vornherein machte ihn, den Feldmesser und Nachbildner der Hirschberger Gegend, der Fehler mit dem wässerigen Fundament stutzen. Und bald bemerkte er, daß auch sonst der Unterricht Toblers noch zuviel „Anlernendes“ hatte.

Eine ähnliche Mittelstellung wie Tobler zwischen Wollen und Vollbringen Pestalozzis nahm Hopf ein. Wegen des Verfalls seines Elternhauses im Waisenhause erzogen, hatte er sich durch Fleiß emporgearbeitet. Er liebte wie Tobler die Wissenschaft, Philosophie und Geschichte, lehrte namentlich Mathematik, Sprachen und Naturgeschichte. 1805 erst 21jährig und einer der besten Menschen, von lauterstem Charakter und Wesen und zarten, liebevollen Gemütes, zog er sich in den heraufziehenden Gewittern das Mißfallen des oft vulkanisch losbrechenden Niederer zu, während er bei Pestalozzi stets in bestem Andenken blieb. Seine

Haltung spricht die ungesuchte Eintragung in Fröbels goldgeränderte Blättchen aus:

‚Lieber Fröbel! Uns verbinde immer die Einheit eines edlen Zweckes. Mit Entschlossenheit aber geräuschlos wollen wir handeln und wirken.
Yverdon d. 7. 8br 1805. Hopf.‘

Fröbel traf in ihm den Hauptlehrer der Pflanzenkunde. Die Art seiner Naturbetrachtung hatte viel, was ihn an Göttlings und Batschs Vorgehen erinnern konnte. Zugleich machte sich dabei der jugendliche Einschlag der romantischen Naturphilosophie bemerkbar, das Nachschöpfen der Natur im Menschengeiste. Hopf suchte bei jeder einzelnen Frage, z. B. dem Stande der Blätter, dem Stande der Blüte usw., alle möglichen Formen in Gemeinschaft mit den Schülern selbsttätig auf. Erst danach hob er die Form heraus, die in der Natur da war. Selbstverständlich zog diese Art seinen Besucher Fröbel ganz besonders an. Der Grundgedanke der Selbsttätigkeit des Geistes sprach hier unmittelbar an. Freilich war Fröbel durch die Spiegelung in Novalis und die Warnung Arndts vor dem Zusammenblasen der Welt aus dem Äther der Ideen schon so weit vorbereitet, daß er die unausführbare Seite, die Anwendung bei Schülern, fürchtete. Er witterte ein für den jungen Geist Vernichtendes darin: unsachliche Spekulation.

Der jüngste aller Mitlehrer war Joseph Schmid, der Benjamin und die Hoffnung seines ‚Vaters‘ Pestalozzi. Bald sollte er der grimmigste Gegenspieler Niederers werden, dem er die Kühle einer unheimlich beherrschten Natur entgegensetzte. Er war 1787 im Vorarlbergischen geboren, hatte die Dorfschule besucht und war als 14jähriger Knabe zu Pestalozzi nach Burgdorf gebracht worden. Dort hatte ihn der Unterricht so gefesselt, daß er von den ersten Tagen an am Morgen und am Abend, in einem Winkel des Schlosses knieend, den Rosenkranz gebetet, damit er fähig werde, die Methode zu erlernen. Von diesem Zug fällt ein helleres Licht in die innerste Kammer seines schwierigen Charakters.

Der 18jährige schrieb sich alsbald als Fröbels Freund ein. Zu ihm, wie zu keinem zweiten, hat Fröbel 5 Jahre lang gehalten. Das will bei seinem feinen Gefühl für das Echte gegen den Vorwurf der Heuchelei zeugen, dem Schmid sehr bald und bis auf den heutigen Tag ausgesetzt war. Wenig will dabei Schmids Eintragung besagen. Sie lautet:

‚Nur der, der sich selber vergessen kann, um der Menschheit zu leben und wohl zu thun, ist derselben würdig.

von deinem Freund

Iferten den 7. 8br 1805.‘ Schmid —

Viel spricht dafür, daß hier ein planvoller Eiferer den künftigen Verbündeten im Entscheidungskampf für Pestalozzi gegen Niederer — für sich gewinnen wollte. Aber sein Stammbuchblatt ist wahrscheinlich nichts anderes als ein Echo auf Fröbels Bekenntnisse ihm gegenüber. Denn Fröbel hatte 1805, wenige Tage vorher, ehe ihm eine Ahnung kam, einmal Erzieher zu werden, folgenden Ausspruch Augusts Mehlmanns seiner Sammlung einverleibt: „Strebe hoch empor, aber die Liebe gebe deinem Streben die Richtung! Reißt das Band entzwei zwischen dir und der Menschheit, so schwebst du in unendlicher Leere; der Himmel spricht, ich kenne dich nicht, und die Erde sagt, du bist nicht mein, denn du hast kein Herz für meine Kinder."

Gewiß hatte auch Schmid einen Begriff von Menschheit. Es war der des Mittelalters, wie er ihm als Dorfkind aus der Lehre seiner Kirche eingegangen war: eine Menschheit, der Erlösung durch Gnade bedürftig. In eine der ausgezeichneten Jesuitenschulen gebracht, die in allem Unterrichtlichen den übrigen ihrer Zeit vielfach weit vorauf waren, wäre der Hochbegabte wahrscheinlich zu einem hervorragenden namenlosen Führer rücksichtslos wohlmeinender Völkerleitung zu erziehen gewesen. 1805 dämmerte erst noch sein Tag in Iferten herauf. Doch war er schon damals auf dem Wege, alle Gegner Niederers an sich zu ziehen. Pestalozzis Vorliebe trug einen Teil der Schuld daran. Schmids große Gaben für Geometrie und Arithmetik, sein praktischer Sinn, Lehrgeschick und nicht ermüdender Fleiß oder Hingabe bei den Anforderungen der wachsenden Anstalt ließen von ihm tatsächlich das erwarten, was Niederers Philosophie stets schuldig blieb: wirklichen Ausbau der ‚Methode'. Pestalozzi blickte auf Schmid als ‚auf den Größeren, der nach mir kommen soll'.

Fröbel wurde für Schmid gewonnen, als er über Krüsis Rechenstunden mit ihm sich aussprach. In Wahrheit hatte ihm dabei nur das äußerlich ausgeklügelte Gesetzmäßige den Atem versetzt. Schmid nun teilte ihm die eigenen Anfänge für die Grundzüge des Rechenunterrichts mit. Statt des unmittelbar gebenden und mechanisch aneignenden Krüsischen Verfahrens fand er in Schmids Andeutungen zwei wesentliche Eigenschaften, die seinem Empfinden Bedürfnis waren: Allseitigkeit und erschöpfende Gesetzmäßigkeit. In Schmid, dem Benjamin Pestalozzis, glaubte er darum zu verstehen, was der Meister selbst anstrebte. Damit erwachte das Gefühl, bei dem 5 Jahre jüngeren wirklich erst einmal Fuß gefaßt zu haben in dem Strudel des Ifertener Betriebes.

Nun sah er den Unterricht einer großen Lehr- und Erziehungsanstalt nach einem fast geordneten Plane gegeben. In jedem Gegenstande wurde durch die ganze Anstalt immer zur selben Zeit unterrichtet. Mit anderen

Worten: die Lehrgegenstände für jede Klasse waren bestimmt, aber die Schüler wurden je nach ihrer Befähigung in den einzelnen Fächern verschieden fortgeschrittenen Klassen zugeteilt, die Schülerzahl war also in jedem Gegenstande anders zusammengesetzt. Diese Einrichtung ‚wandernder Klassen' gefiel ihm besonders.

Das Nachteilige fand er zuerst in der Unvollständigkeit der Fächer. Mehreres, zur allseitigen und harmonischen Entwicklung des Menschen ganz Wesentliches erschien ihm zu sehr zurückgedrängt. Auch im Reigen der Genien pflegt ein Tronfolger immer mehr vorauszufühlen, was noch fehlt; er kennt noch nicht die Hinderungen für die Verwirklichung aller Forderungen. Berechtigter als das Unbehagen über stiefmütterliche Behandlung einzelner Lehrgegenstände, wie Zeichnen und Gesang, war die Unzufriedenheit darüber, daß die meisten Fächer einseitig gegeben wurden.

Beides aber erweckte nur das Verlangen, möglichst bald auf längere Zeit nach Iferten zurückzukehren. Er hatte hier zum erstenmal den Blick für die Kinder geübt; denn anders als in Frankfurt war er ihnen gegenüber hier nur Beobachter gewesen Von ihnen hatte er den Eindruck gewonnen: „alles lebt, alles ist Tätigkeit, Freude, Wonne!" Auch schärfer hinzusehen, hatte er Anregung empfangen. An dem jungen Johannes von Muralt, dem vornehm gediegenen Menschen, der der Idee Pestalozzis lebenslang zu dienen verstand, nahm er sich das Beispiel, wie ein ernster Erzieher über die Jugend ein klares Bild bekommt. Er hatte sich Muralts Bemerkungen und zusammenfassendes Urteil über die körperliche und geistige Eigenart eines einzelnen, bestimmten Zöglings abgeschrieben. Das Stammbuchblatt eines ebenfalls kindertreuen Mitarbeiters bestärkte ihn zu solchem vorsichtigen Dienst:

‚Freund! Sie gaben sich während Ihrem kurzen Hiersein viele Mühe, Pestalozzi und seine Sache durchzublicken und aufzufassen. Wenden Sie dasjenige was Sie wahrhaft und richtig durchgeblickt und aufgefaßt haben in Unschuld auf Unschuld an. Es wird Segen und Heil für beide bringen.

Iverd, den 8ten 8br 1805. Steiner.'

Eine Reihe weiterer Zurufe verband ihn zum Genossen der Ifertener. Ein Blatt, das etwas von seltenen aber um so ungezwungeneren Ausspannungsstunden verrät, lautete geschwätzig:

‚So kurz auch Ihr Aufenthalt in Yverdon war und so selten mir während demselben das Vergnügen zuteil wurde sie zu sehen, so ist es mir doch sehr schätzbar Sie kennen gelernt zu haben, indem ich hoffe Sie bald wieder im Vaterland zu grüßen und dann länger zu genießen.

Also, lieber, freundlicher Fröbel, geleite Sie ihr guter Genius und erhalte Ihnen Ihre muntere Laune. Es gehe ihnen wohl!! Vergessen Sie nie ganz den Maler, Ihren Freund J. A. Schoener.'

Ein Waadtländer, also französischer Schweizer, der trotz unermüdlicher Tätigkeit weder in seinen Leistungen noch in seiner Führung der Zöglinge des Meisters Beifall fand, gab wohl als schwankende Persönlichkeit Fröbel zu denken. Diesem, Barraud mit Namen, warf Pestalozzi Anmaßung, Ängstlichkeit, Argwohn, Fliegenschnapperei vor. So trat Fröbel hier einer fremdartigen Pflanze mehr mit kindlicher Neugier und Sammelsucht nahe und trug von ihr das Blatt mit davon:

‚Aimons ce qui est bien; sans prétendre trouver quelque chose de parfait. Je vous ai peu connu, Mon cher Monß. Fröbel; mais je vous croire digne de toute mon Estime, je suis très flatté que vous désiriez avoir un souvenir de moi.
Barraud
Yverdon le 7. 8bre 1805. de l'Institut Pestalozzi.‘

Das Wichtigste aber war doch, wie der Meister selbst keinen Zweifel ließ am eigenen Gefühl, noch vor ungelösten Aufgaben zu stehen. Er tat das, indem er dem Anfänger seine volle Achtung entgegenbrachte und ihm das Versprechen abnahm, im Geiste der Familienerziehung weiterzustreben. Sein Urteil über Fröbels Besuch faßte Pestalozzi in einem Brief an Gruner in die Worte: ‚Es freute uns, Herrn Fröbel kennen zu lernen. Er hat mit seinem ganzen Feuer an allem teilgenommen, was wir tun, und ich hoffe vieles von seinem Kopf und von seinem Herzen für die Beförderung unserer gemeinsamen Zwecke.‘ Fröbel selbst schrieb er ins Stammbuch:

‚Der Mensch bahnt sich mit der Flamme
des Denkens und mit dem Funken des Redens
den Weg zu seinem Ziel;
aber er vollbringt diesen Weg,
er vollendet sich selber
nur durch Schweigen und Tun. —
Zum Andenken genoßner Freundschaft von
Pestalozzi.‘

Fröbel hatte verarbeitet, was er irgend konnte, schon sein Versprechen schriftlicher Rechenschaft gegenüber Frau von Holzhausen zu erfüllen. Doch fühlte er, daß sein Herz, Gemüt und Geist zugrunde gehen müßte, sollte die Stimmung dieser 14 Tage bei ihm herrschend werden. Er wünschte, länger bleiben zu können, und war doch froh, dem ersten Ifertener Sturzbad schon nach 2 Wochen zu entgehen. Am politischen Himmel zogen schlimme Gewitter herauf. Napoleon, im Jahre zuvor Kaiser geworden, hatte den dritten Koalitionskrieg zu führen. Französische Truppen standen am Rhein. Napoleon hatte seine Heere an der oberen Donau versammelt; Bayern, Württemberg und Baden waren mit in seiner Gefolgschaft.

Wahrscheinlich hat Fröbels Aufbruch von Iferten auch die Heimkehr der Lotte Lutz in die Arme ihres Bräutigams beschleunigt. Im Briefe an Gruner sprach Pestalozzi noch seine Sorge aus, daß Fröbel ohne sie

abreise, da die Kriegsläufte anderes wünschen ließen. Der Abschiedsgruß des Meisters an die scheidende Braut hat dieselben Schlußworte wie der für Fröbel:

‚Machen Sie die Tage Gruners so unumwölkt heiter, wie Sie hier die Tage seiner Freunde unumwölkt heiter gemacht haben.
Zum Andenken der genossenen Freundschaft Von Pestalozzi.‘

Beide Gedenkblätter zeigen die ungesuchte Schlichtheit des Schreibers, der Gegenwart entquellend, ohne tieferes Grübeln; die Zeilen scheinen im Augenblick des Lebewohls geschrieben zu sein. Pestalozzi hatte 10 Napoleon d'or zur Reise Lottes mit Fröbel vorgeschossen und sie in Fröbels Hand gelegt.

So schied dieser wie $^1/_2$ Jahr zuvor bei Groß-Miltzow als Brautführer aus Iferten. Die politischen Wolken warfen ihm keinen Schatten. Der einstige Baubeflissene bebaute, als wäre er für sich allein auf der Welt, den Boden, der in ihm fester geworden war. Lotte Lutz war für das Ehepaar Pestalozzi und des Herzens Meisters Streben begeistert. In Gesprächen mit der Reisegefährtin vertiefte sich der Ernst seines Sonderversprechens, im Dienste des Familiengeistes wirken zu wollen. Es vertiefte sich aber in wertender Aussprache auch ein Gefühl, das für ihn, den Anfänger, schlechthin lebensnotwendig war.

Er hatte Erfahrungen, die er im ersten Gespräch mit Frau von Holzhausen bei äußerer Selbsthaltung nur mit heimlicher Scheu ausgesprochen, in der ersten Bildungsanstalt des damaligen Europa bestätigt gefunden. Iferten war von ihm aufgesucht worden, um die Früchte der Lebenserfahrung eines 61jährigen erhabenen Herzens damit zu vergleichen. Der Schöpfer Ifertens hatte ihn mit einem Zuruf beglückt, ihn eines Versprechens gewürdigt. Durch all das war ihm die Fähigkeit bestätigt worden, auch außer sich bildend erscheinen zu dürfen. In dieser Hochstimmung traf er in der 3. Woche des Oktobers 1805 in Frankfurt wieder ein. Dort erwartete ihn eine reiche Tätigkeit an der Musterschule und die inniger werdende Freundschaft mit Frau von Holzhausen.

* * *

12.

Lehrer der ‚Musterschule‘.

Unterdes hatte Gruner Fröbels Anstellung an der Musterschule betrieben. Die Verwalter hatten ihn für 3 Jahre verpflichtet, bei einem Gehalt, das nicht viel über 700 fl. jährlich betrug, einschließlich des Geldes für Wohnung und Holz. Fröbel nahm seine Wohnung auf dem Schulgrundstück.

Die Schule war 1803 aus der Mitte der Stadt an deren Rand verlegt worden. Die Stadt selbst hatte dort eine bisherige Wein- und Gartenwirtschaft erworben. Aus der belebten Großen Friedberger Gasse gelangte man durch ein schmales Seitengäßchen zu einem finstern und engen Quergebäude. Ein verwitterter Torbogen durchbrach dieses Haus, das Gruner zur Wohnung diente. Durch die offene Torfahrt schaute man in einen fast 7 mal so langen als breiten Hof. Gleich hinter Gruners Wohnung beschränkten rechts 2 Schulzimmer und die Wohnung des Hausbediensteten, links ein ehemaliger Hühnerstall die Breite.

Fröbel mußte zwischen Verschlag und Regenfaß hindurch schreiten, um zu seiner Wohnung zu gelangen. Sie war im langgestreckten Saalgebäude untergebracht, das den Hof noch schlanker machte. Unter sich hatte er Schulzimmer. Sein Fenster bot ihm Aussicht auf den Ziegenstall und die gedeckte frühere Kegelbahn. Noch lag der Hof öde und ungeebnet. Aber an seinem Ende schloß ihn nur ein Holzgatter ab, zu dem Fröbel den Schlüssel übernahm. Dahinter lag der weite, vernachlässigte Obstgarten. Kein anderer als Goethes Willemer hatte das Geld vorgeschossen, ihn für die Schule der Stadt abzukaufen, wie das schon mit dem übrigen Grundstück durch Sammlung bei den Bürgern geschehen war. Die 1000 Gulden und damit den Garten machte Willemer Neujahr 1807 der Schule zum Geschenk. Nur ein Zeichen, wie mühselig und nur von einigen entschiedenen Menschenfreunden das Ganze getragen wurde.

Alles war erst im Werden. Mit Feuereifer griff Fröbel beim inneren Aufbau zu. Die von ihm geführten Niederschriften über die Sitzungen der Lehrer geben ein getreues Bild, wie sich aus ersten Anfängen flutenden Eifers sehr bald die Schule zu einem Räderwerk einspielte. So pflegt die Begeisterung deutscher Männer an die Gründung eines Vereins zu gehen. Anschaffung eines Protokollbuches war die erste Haupthandlung; die zweite war die Übernahme der Niederschriften, unter ausdrücklicher Wahrung des Rechts, in absehbarer Zeit abgelöst zu werden, vereint mit dem Versprechen, sie wenigstens bis Ostern nächsten Jahres peinlich gewissenhaft zu führen.

Die Lehrer hatten sich schriftlich zu verpflichten, an jeder der wöchentlichen Sitzungen teilzunehmen, galten aber erst bei wirklichem Erscheinen als wirkliches Mitglied der Konferenzen. Sitzungszimmer, dessen Ausstattung, die Sitz- und die Abstimmungsordnung waren ebenfalls wichtig, in Tinte unbedingt verpflichtend festgelegt zu werden. Im übrigen bot alles Verhandelte genau das Bild, wie es jedem Schulmann unserer Tage aus Sitzungen der Lehrerschaft einer Schule vertraut ist. Die gleichen Vorschläge, Ordnung und Zucht vor allem durch Beispiel zu heben, die gleichen

Bitten um Gemeinschaftsgefühl, um Mitteilung an den Leiter, wenn zweideutige Reden der Eltern durch die Schulkinder laut werden, sie marschieren auf im Wechsel mit den Fragen dringend nötiger Anschaffungen, Festlegung der Ordnung für die wöchentlichen Prüfungen usf. Auch das bekannte öde Strohdreschen fehlt nicht, von Dingen, die der Menschenverstand von vornherein selbstverständlich findet, die dennoch von ganz gesunden Menschen erst in langen Aussprachen wie Lebkuchenteig durchgeknetet werden müssen.

Noch in der 7. Konferenz wurde daher „aus mehreren sehr drüftigen Gründen einhällig zum Gesetz erhoben", wer an der Sitzung verhindert sei, müsse erstens sich schriftlich bei Gruner entschuldigen und zweitens alles anerkennen, was in seiner Abwesenheit beschlossen. Derselbe 8. Februar 1806 gebar als „2. Gesetz", daß jeder Lehrer, der im Publiko etwas wider die Schul- und Unterrichtsanstalt der Musterschule spreche, verpflichtet und ohne Widerrede verbunden sei, dem Lehrer, der es vor der Konferenz anzeigen werde, als Mann Rede und Antwort zu stehen und sich und seine Handlungsweise zu rechtfertigen. In der vorletzten Sitzung, deren Protokoll Fröbel längst schon nicht mehr wie die ersten hinterher ausgearbeitet, sondern gleich mitgeschrieben hat, war die Frage gelöst worden, ob Knaben beim Spiel unter Nänny ihre Jacken ausziehen dürften. Aufseufzend brachte Fröbel zu Papier: Wenn warmes Wetter, dann sei das erlaubt; bei kaltem aber nicht. Es handelte sich in diesen Sonnabendmorgen-Versammlungen eben um Gesetzgebung der kleinen Republik ‚Musterschule'. Indessen auch unter wohlgegründeten Schulmonarchien finden heute noch ähnliche Fragen völlig die gleichen Lösungen, wenn Fachsimpelei die Menschen packt.

Sehr spricht aus dem Ganzen das Bild Gruners an. Er gab sich durchaus nur als Erster unter Gleichen und wußte gerade dadurch die jungen Köpfe unter einen nicht schlechten Hut zu bringen. Der von ihm mit übernommene Gesanglehrer Karl pflegte mit Freuden den Chorgesang. Nun fanden jeden Montag früh offene Prüfungen statt, zu denen die Eltern gern gesehen wurden, weswegen dann auch der geheime Beschluß gefaßt wurde, vorzugsweise, wenn auch unauffällig, die Kinder der erschienenen Eltern zu fragen. Karl hatte den berechtigten und auch klugen Antrag gestellt, die Prüfungsstunden mit Gesang zu umrahmen. Dazu aber hätten sie auf den Sonnabend-Nachmittag verlegt werden müssen. Gegen diese Verletzung des Schulmeistersonntags empörte sich aber alles in der wahrlich ungewöhnlich arbeitsfreudigen Lehrergemeinschaft. Keine von allen Niederschriften Fröbels führt so zahlreiche Gründe gegen einen guten Gedanken an, wie diese der 8. Konferenz vom 15. Februar 1806. Die Grundlage des Staates schien zu wanken. Schlußergebnis: Examen bleiben am Montag.

Dabei hielt Gruner zielbewußt die Leitung in der Hand und legte, ohne viel zu reden, seine Hauptarbeit in die Vorbereitung der Konferenzen. Er veranlaßte Fröbel, alle die Punkte zusammenzustellen, die wohl auf der Tagesordnung erscheinen, aber beim festlichen Redebedürfnis der Fachleute von einem zum andern Male unerledigt bleiben. So bildete die durch ihn von Salzmann übernommene Frage der Strafen und Belohnungen einen der bekannten roten Faden. Man kam endlich überein, schlimme Sünder ins Protokoll einzuschreiben und in der überkonfessionellen Stunde der ‚Gottesverehrung' namhaft zu machen, des Lobes werte Schüler erst mit Punkten dann mit farbigen Billetten öffentlich auszuzeichnen.

Zu einer grundstürzenden Änderung der Gesamtverfassung aber nahm Fröbel das Wort und führte sie im Auftrag Gruners mit Köhlein auch tatkräftig zum Ziel. Den echt Pestalozzischen Einschlag darin zu erkennen, sei folgendes vorangeschickt. Erfreulich einträchtig saßen Kinder verschiedener Kreise in der schnell wachsenden Musterschule beisammen. Neben den Namen von sonst unbekannten Armen nannten die Protokolle manche von Ansehen. Der beste Französisch-Lehrer des damaligen Frankfurts hieß Perrault. Ein Knabe Perrault findet sich unter den belobten, ebenso ein Oppenheimer, wohl der Sohn jenes Freundes Gruners, der nach der Ruhezeit in Göttingen sich als jüdischer Arzt hohe Achtung in seiner Vaterstadt erworben. Überhaupt benutzte die aufstrebende Judenschaft mehr als andere Frankfurter die Gelegenheit, ihren Kindern den besseren Unterricht zu verschaffen, so daß in Fröbels Jahr fast $^1/_3$ der Musterschulkinder Juden waren. Aber auch Frau von Holzhausen setzte es gegen den Gatten durch, ihren Adolf in die Musterschule zu bringen.

Aus solcher Zusammenhäufung der Schüler verschiedener Bekenntnisse erklärte sich, daß Gruner anders als Pestalozzi und doch in des Schweizers Sinn, den Religionsunterricht weniger dogmatisch geben ließ und eine Stunde der ‚Gottesverehrung' für alle zugleich eingeführt hatte. Es erklärt sich aber auch, daß Gruner mehr mit den Erwartungen der Eltern auf die Vorbereitung für das tätige Berufsleben rechnen mußte, als ihm lieb war. Bei der praktischen Einstellung der Frankfurter Bevölkerung, zumal der jüdischen Eltern, blieben die hohen Menschheitsziele naturgemäß der Traum der begeisterten Lehrer. Die Schule nahm mit technischen Fächern, und so auch unter dem Wunsch nach französischen Stunden notwendig den Weg zu einer Bürger- und Realschule. Man hatte eine Zahl von der 4. zur 1. aufsteigenden Klassen, Knaben und Mädchen bei Gruner noch getrennt, vom 6. Lebensjahre an. Nach Pestalozzis Vorbild in Iferten ließ Gruner sie wandern. Die andere Zusammensetzung der

Schüler für die verschiedenen Stufen desselben Faches forderte, daß zur selben Zeit in der ganzen Schule dasselbe gegeben wurde. So also auch Französisch gleichzeitig in allen Klassen, die dafür in Betracht kamen.

Bald wurde dabei über die verschiedene Aussprache der verschiedenen Lehrer geklagt. Nun hatten Günderrode und Hufnagel angeregt, ob nicht für alles Französische ein besonderer Lehrer zu berufen sei, nicht nur der übereinstimmenden Aussprache, sondern auch der einheitlichen Methode wegen. Gruner sah nur den Ausweg, entweder die wandernden Klassen aufzugeben, womit denn die jederzeitige Aufnahme von Kindern verschiedenen Alters unmöglich wurde; oder die Beweglichkeit der Klassen beizubehalten, was nur durch ein Herausreißen der französischen Stunden aus der Reihe der übrigen möglich war.

Fröbel hatte, als Protokollführer zur rechten Hand Gruners sitzend, in dieser 6. Konferenz vom 1. Februar 1806 die erste Stimme. Er war für die Herauslösung der Stunden, entsprechend denen der weiblichen Handarbeiten. Ihm war sofort klar, daß dadurch neben der eigentlichen Menschheitsschule eine französische Schule als Anhang entstand. Ihm aber handelte es sich besonders um Beibehaltung des gleichzeitigen Unterrichts von Religion, Rechnen und Muttersprache. Und er, den wir in diesem Verein als „Menschheits"-Partikularisten bezeichnen möchten, führte sofort den Gewinn ins Feld, den die Entlastung des Vormittagsunterrichts andern Fächern brachte, die ihm wichtiger erschienen, wenn die Schule „als vollendete und geschlossene, Ein Ganzes ausmachende Unterrichtsanstalt für den künftigen Bürger" gelten wolle.

Fröbels entschiedenes Mundauftun war für die andern wie das erste Gähnen des erwachenden Löwen. (Es kam darüber in der übernächsten Sitzung zu Geschäftsordnungskämpfen, ob nicht die Zahl der von jedem gegebenen Stunden die Reihe der abzugebenden Stimmen bezeichnen sollte.) Der Gesanglehrer Karl enthielt sich der Stimme, vielleicht noch verärgert wegen seiner jüngsten Niederlage, die andern nickten zunächst Beifall. Der Kosten wegen sollte die Sache in einer schon für den folgenden Montag anzusetzenden außerordentlichen Besprechung beschlossen werden. Es mag an diesem Schulmeister- und dem darauffolgenden bürgerlichen Sonntag lebendig hin und her geredet worden sein. Am Montag „erklärte Fröbel als ersterer Stimmberechtigter:

Da bloße Worte und diskursives Sprechen hier nicht zum Ziele führen würde, so lege er hier den Konferenz-Gliedern in einem eigenen, in Verbindung mit Herrn Köhlein gefertigten Unterrichts- und Lektionsplan diejenigen Ideen zur künftigen Organisation der Musterschule vor, über welche sich Herr Köhlein mit ihm vereinigt habe."

Was er am Sonnabend aus dem Stegreif vorgetragen, war am Sonntag von ihm mit Köhlein festgesetzt worden. Beide schlugen die Anstellung eines eigenen französischen Lehrers vor. Die Kosten möglichst zu vermindern, sollten nur die Knabenklassen an dessen besonderem Unterricht teilhaben. Unter Herausseßung der französischen Stunden sollten diese Klassen gleichsam eine eigene französische Schule bilden und der Gewinn für die Mutterschule vergrößert werden durch:

1. Populäre Naturlehre;
2. Naturgeschichte in der ersten Klasse;
3. Recht- und Briefschreibung im weiteren Sinn;
4. Schreiben in der 3. Klasse.

Der Plan wurde angenommen und ein geborener Franzose mit 2 Lehrstunden für jede Klasse betraut. Der erste Franzose machte sich bald unmöglich. Er trat auf, ‚als ob er 100000 Bajonette hinter sich habe' und blieb ein Außenseiter der kleinen Gemeinschaft. Er behandelte die Schulordnung als Luft, zwang die Mädchen wiederholt zum Knien, und als Gruner ihm das verbot, schimpfte dieser Monsieur de Servais, unter der Nähe der Heere seiner Grande nation offenbar besonders in Kriegsstimmung, vor der Klasse über Schule und Lehrer. Da setzte ihn Gruner kurz entschlossen vor die Tür. Sein Nachfolger hieß du Chatel. Er versuchte sich pestalozzisch, verfertigte eine 12 Ellen lange Wachstuchtafel mit den Formen der Hilfszeitwörter und der regelmäßigen Verben. Das Deutsche und rechter Takt waren ihm fremd. Wer wirklich Französisch lernen wollte, mußte Privatunterricht nehmen.

Unzufriedener als über diese Mängel, denn Fröbel verstand noch wenig vom Französischen, machten ihn die Lücken, die sein vorgeschlagener Plan bei der Unsicherheit der Zeit erfuhr. Der Krieg Napoleons mit England wirkte sich aus, der mit Preußen warf seine Schatten vorauf. Um zu sparen, sah sich Gruner gezwungen, die überbesetzten beiden Anfängerklassen in nicht weniger als 10 Unterrichtsstunden zusammenzunehmen. Und während es ihm nicht möglich war, die Lehrer nach ihren Hauptfächern anzusetzen, mußte man gerade in den Stunden der unteren Klassen, der 4. und 3., das Ineinandergreifen der Lehrgegenstände schuldig bleiben, *das dem Ganzheitsempfinden früher Jugend so nötig ist.*

Im allgemeinen war Fröbels Leben mit den Zöglingen und vortrefflichen Mitlehrern sehr erhebend und fördernd, obgleich die Musterschule dem nicht ferne stand, was in der Erscheinung der ‚weltlichen Schulen' heute als das Allerneueste umkämpft wird. Was man an Erziehung zu leisten hatte, war ganz entsprechend nicht gering. Die Frankfurter Jugend, einer

strengen Schulordnung noch wenig gewohnt, lief beispielsweise anfangs sehr viel aus der Stunde, um Wasser zu trinken. Erst als die Lehrer davon abließen, für sich selbst Wasser und Glas auf das Pult zu stellen, konnte der in der einstigen Wein- und Gartenwirtschaft spukende Geist endgültig trocken gelegt werden. Ähnlich stand es um Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit des Schulbesuchs. Das wilde Gassenlaufen erschien den Buben noch als Lebensbedürfnis. Gegen den dabei verübten Unfug mußte sogar schließlich eine Polizeiverfügung erlassen werden, die dann in den Klassen angeschlagen und alle Monate vorgelesen wurde. An Regentagen gaben die großen Pfützen in Gasse, Hof und Garten einen unterhaltsamen Zeitvertreib; bei günstigem Wetter kamen einzelne Jungen ganze Stunden zu früh. Das Holz in den Schuppen auf dem Hofe bot willkommenes Spielzeug. Und Gruners Ziegen und Hühner waren dabei nicht sicher. Zelle eines beschaulichen Klosters war Fröbels Wohnzimmer also nicht.

Er empfand es nicht gerade störend, daß die Schüler sich frei bewegen und spielen durften. Aus der Überlegung, dabei mit der Jugend zusammenzuwachsen, ging aus der Mitte der Lehrer der freie Entschluß hervor, wöchentlich einmal, jeder mit seinen Schülern, ins Freie zu ziehen. Da jeder im Unterricht das wählte, was ihm gerade zusagte, Fröbel selbst seine Klasse besonders mit der Pflanzenwelt beschäftigte, so verwebte er an solchen Wandertagen sein Fach der Erdkunde mit dem Leben der Natur.

Die Stadt war sein Ausgangs- und Mittelpunkt. Vom Schulgrundstück aus und dann nach rechts und links, diesseits und jenseits des Mains erweiterte er die Anschauung der Erdoberfläche, ihrer Verhältnisse und die der Zusammenhänge dessen, was vor Augen lag. Den Main faßte er, wie er sich gab, als Linie auf, ebenso die Hügel und Bergzüge. Die Himmelsgegenden legte er nach örtlichen Bezeichnungen fest. So ließ er alles nach der Sicht seiner Schüler auffassen und zeichnete das Bild unmittelbar als verkleinerte Karte in den Sand oder den Boden, wo solcher eine ebene Fläche bot. War das Bild fertig, wurde es eingeprägt. In der Schule diente eine liegende schwarze Tafel zur Wiederholung. Lehrer und Schüler führten die Kreide abwechselnd. Ein Kreis als Andeutung des scheinbaren Gesichtskreises rahmte das entstandene Bild ein. Die Nachzeichnung des Ganzen wurde Hausaufgabe der Schüler.

Bei der ersten öffentlichen Prüfung war er so glücklich, daß die Zuhörer über dem Guten die Mängel solchen Vorgehens in die Welt übersahen. Er fand den ungeteilten Beifall der Eltern und ganz besonders den seiner Oberen. Alle meinten: so müsse Erdkunde gelehrt werden. Denn die Schüler waren in der Umgegend der Stadt wie in ihrer Stube zu Hause

und gaben rasch und schlagend von jedem Verhältnis der ihnen nahegebrachten Erdoberfläche Kunde.

Zahlenlehre und Zeichnen, von Fröbel in den mittleren Klassen gegeben, befriedigten die Prüfenden vollständig, und wie in der Erdkunde gingen die Schüler selbständig und darum auch hier fröhlich mit. Das Rechtschreiben in seiner Mädchenklasse von ABE-Schützen gründete er, trotz seiner thüringer Aussprache, und zwar mit rätselhaftem Erfolg bei den Frankfurter Kindern auf das Recht-Sprechen. Beide Teile hatten daran großen Spaß. Mit vorbereitendem Zeichenunterricht im Zusammensetzen von Linien fand Fröbel keine besondere Freude. Im Ganzen durfte der Anfänger stolz sein, nahm aber den errungenen Beifall als Anerkennung seines guten Willens hin. Gütevolle Nachsicht spornte ihn an; mit Feuereifer suchte er immer tiefer in das Wesen des Unterrichts einzugehen.

Schon aus Iferten hatte er eine Reihe Pestalozzischer Elementarbücher mitgebracht. Er vertiefte sich in Pestalozzis ‚Wie Gertrud ihre Kinder lehrt‘; wir reden noch davon. Ein Etwas störte ihn darin, für das ihn Johannsens ‚Kritik der Pestalozzischen Erziehungs- und Unterrichtsmethode‘ seit Dezember 1805, vorher wohl 9 Nummern der ‚Jenaischen Literaturzeitung‘ von 1804 aufmerksam gemacht hatten. Guner wird ihn auf Salzmanns ‚Erziehung der Erzieher‘ gelenkt haben; Johannsens ‚Kritik‘ wies ihn auf Schriften von Ith, der Pestalozzi mit Kant unterbaute, auf Herbarts Aufsatz ‚Über Pestalozzi‘, mittelbar auf Herbarts ‚Pestalozzis Idee eines ABC der Anschauung‘, auf Soyaux, Schwarz und wie sie alle heißen. In jugendlichem Suchen gab er damals seinem Ziele so lange den Namen eines dieser Männer, bis ihm der nächste der bessere Pädagoge erschien. Am Ende ließ er alle Schriften auch der namhaftesten Pädagogen hinter sich. Was sie ihm gaben, war eine größere Entschiedenheit, vor allem den Geist seiner Schüler zu wecken. Das Anlernen verabscheute er, wie er es schon beim Besuch in Iferten störend empfunden hatte.

Wie lange aber konnte das so fortgehen? Zwar gehörte Gruner zu den ausgezeichneten Vorgesetzten. Deren Ruhm ist es, den treuen Eifer des andern höher zu schätzen als ihr eigenes oft nur vermeintliches Besserwissen. Gruner ließ also Fröbel wachsen und werden. Doch das zusammengesetzte Ganze einer Schule muß feste Formen, einen sicheren, anerkannten, äußerlich im voraus nach Zeit und Ziel bestimmbaren Lehrgang haben. Die Versuchsschule Gruners gewann ihre nötige Verfassung; — schon nach dem ersten Jahr erklärte Gruner nur noch Monatskonferenzen für nötig, obgleich auch solche als ständige Einrichtungen immer noch des Guten zu viel sind. Wenn trotz Gruner auch die Musterschule vieles vom Geschnarr eines Räderwerkes erhielt, so waren die berechtigten Erwar-

tungen der Elternschaft davon die Ursache. Leider bringen das die äußeren Anforderungen mit sich, schlimm aber erst, wenn dem Anlernen zerstückelter Form größeres Gewicht beigelegt wird als der Pflege der Selbständigkeit. Auch Fröbel kam vor die Frage, seine Schüler mit dem quälen zu sollen, mit dem er früher selbst gequält worden war. Noch machte es ihm seine Stelle lieb, daß er genötigt war, selbst neue Bahn zu brechen.

Besonders angetrieben, sich selbständig zu versuchen, wurde Fröbel durch 2 Stunden, die er neben seinem Amt täglich bei den Söhnen Holzhausen übernommen hatte. Vor dem Privatunterrichtgeben hatte er eigentlich eine innere Scheu. Er fühlte das Abgerissene, Zerstückte auch dort und ahnte dessen Tötendes. Doch die vertrauensvolle Nachsicht, mit der ihn Frau von Holzhausen aufgenommen, und das klare, frische, freundliche Auge, das ihm besonders bei den beiden jüngeren Adolf und Fritz entgegenblickte, bestimmten ihn, auch die Spaziergänge der drei zu teilen. Der Unterricht ging auf Zahlenlehre und deutsche Sprache. Der erste war bald geordnet; er gab ihn nach der Einertafel in Pestalozzis Heft und kam zu denselben Resultaten, die ihn in Iferten erstaunt hatten. Obgleich seine Zöglinge ganz selbstverständlich die Lösung sehr oft schon vorm letzten Wort der Aufgabe aussprachen, empfand er dennoch sehr bald, daß dieser Unterricht nur äußerlich bestechen konnte.

Für den Deutschunterricht kaufte er schon im November Bernhardis ‚Anfangsgründe der Sprachwissenschaft'. Dessen ‚Philosophische Sprachlehre' und die ‚Sprachlehre' von Heinsius folgten; man sieht, Fröbel ging aufs Ganze. Er bereitete sich zu den Stunden aufs beste vor, übte, was ihm unbekannt war, vor allem erst einmal selbst auf das Sorglichste ein. Doch weder für ihn noch für die Zöglinge war diese Art auf die Dauer erträglich. Er griff danach mit einigem Widerstreben zu Pestalozzi-Krüsis ‚Buch der Mütter'. Auf diese Weise ging es wohl um vieles besser. Doch genüge tat er sich damit nicht, wie ihm überhaupt noch lange aller Unterricht im Deutschen Schwierigkeiten machte.

Auf den Spaziergängen mit seinen Holzhausen bemühte er sich, in deren Leben einzugehen. Er wiederholte dabei die Erfahrung, wie belebend der Umgang mit der Natur auch auf diese in ganz andern, in vornehmen Verhältnissen aufgewachsenen Kinder wirkte. Er beobachtete wohl ihr besonderes Erleben, indessen wurde er sich gerade daran auch der Allgemeinheit seines eigenen früheren Weges als Kind klarer. Die Erinnerung an die Sehnsucht seiner Stadtilmer Zeit wurde ihm wach beim wilden Gebaren Karls, des ältesten. Er gedachte, wie ihm selbst der Umgang mit andern Knaben so nötig gewesen, um sich in die Gemeinschaft einzuleben. Pestalozzis Kunstgriff drängte sich ihm auf: er zog einen armen Knaben, Mayer,

dessen Fähigkeiten und Fassungskraft er genau zu beurteilen glaubte, zum Umgang mit Karl heran. Und um den gesellschaftlichen Unterschied möglichst aufzuheben, ließ er ihn bei sich in der Musterschule wohnen. Mayer hatte, was ebenfalls mitsprach, daheim eine Stiefmutter, die froh war, den Jungen loszusein. Fröbel gab ihm in Freistunden, früh am Morgen und Sonntags, noch besonders eigentlich methodischen Unterricht. Denn zu der Rechnung eines günstigen Einflusses auf Karl kam dabei noch die Hoffnung, nach Pestalozzis Vorbild einen Jünger der Methode heranzuziehen. Der Erfolg war gering.

Unterdes war Fröbel auch noch als Denker in der Wertung des Pestalozzischen Weges vorgestoßen. Selbstverständlich hatte er sich Pestalozzis ‚Wie Gertrud ihre Kinder lehrt' angeschafft. Einen seiner wenigen Striche setzte er zustimmend an den Rand jener Stelle, wo Pestalozzi einen Bericht Toblers über des Meisters anfängliches Tun eingerückt hatte. Tobler hatte den suchenden Pestalozzi dort antworten lassen: ‚daß die Natur selbst alle Arten von Anschauungen zuerst in verwirrter Dunkelheit vorlege, sie aber doch hernach zwar allmählich aber sicher zur Klarheit bringe'. Das war der echte Pestalozzi gewesen. Wie auch Niederer die Lehre von der Entwicklung aus dem eigenen Selbst geradezu als Schlüssel des Verständnisses der ‚Gertrud' empfohlen hatte, so brachte Fröbel ihn aus dem Erleben des Kosmos aus dem Mikrokosmos mit.

Aber die Vernunft in Pestalozzi bog das, was sein Gemüt eben als Anleitung zum ordre de Dieu, als ‚innere Anschauung' empfunden, wirr genug in etwas anderes um. In dem eben erwähnten Wort der ‚Gertrud' schien er die ‚Natur' zu preisen, daß sie den Menschen zum Forschen anhielte. Der vernünftelnde Lehrer in ihm aber stellte sich der ‚Natur' wiederum sehr mißtrauisch gegenüber. Als Lehrer sagte Pestalozzi in der ‚Gertrud': ‚Es ist . . . garnicht in den Wald oder auf die Wiese, wo man das Kind gehen lassen muß, um Bäume und Kräuter kennen zu lernen; Bäume und Kräuter stehen hier nicht in den Reihenfolgen, welche die geschicktesten sind, das Wesen einer jeden Gattung anschaulich zu machen'. Darin lag etwas durchaus Berechtigtes, sobald es sich eben nicht um die andächtige Umarmung des Ganzen handelte, sondern auf das zerstückelnde Wissen des schnell zu Lernenden und leicht Abfragbaren ankam. Die Wirrnis Pestalozzis rührte daher, daß er das Wort Natur zu unklar anwandte. Ein religiöses Gefühl zwang ihn, es gleicherweise für die Natur draußen, wie für das praktische Wissen von der Natur zu gebrauchen. Das entsprach Fröbels Empfinden; vor dem Gegeneinander von religiösem Erzieher und unterrichtendem Lehrer aber graute ihm. An einem Wort, das ihn höchst betroffen

machen mußte, an dem Wort ‚aus den Händen reißen', kam ihm das Durcheinander Pestalozzis zum Bewußtsein. Der Verfasser der ‚Gertrud' hatte es geschrieben: ‚Schon bei der Wiege des unmündigen Kindes muß man anfangen, die Führung unseres Geschlechts der blinden spielenden Natur aus den Händen zu reißen, und sie in die Hand der besseren Kraft zu legen, die uns die Erfahrung von Jahrtausenden über das Wesen ihrer ewigen Gesetze abstrahieren gelehrt hat'.

An den Rand dieser Stelle setzte Fröbel ein großes, nachdenklich gezogenes Ausrufungszeichen. Ein zweites Ausrufungszeichen an anderer Stelle zeigte, wie er den Faden ergriff, der aus dem Labyrinth führte. Herders Ariadneruf, verstärkt durch den Nachklang aus Arndts ‚Germanien und Europa' half ihm dabei. Fröbel stieß in der ‚Gertrud' auf eine neue Äußerung des Gemüts Pestalozzis, und diese riß auf eins wieder der gepriesenen Vernunft das Recht der Erstgeburt aus den Händen, als sollte auch bei ihm Esau, der Sohn des Feldes, vor Jakob, dem listigen Bewohner der Zelte, herrschen. Diese zweite Stelle lautet: „der erste Unterricht des Kindes sei nie die Sache des Kopfes, er sei nie die Sache der Vernunft — er sei ewig die Sache der Sinne, er sei ewig die Sache des Herzens, die Sache der Mütter". — Fröbel sah den Widerspruch; aber seinem Genius dämmerte zugleich die Lösung herauf, der Weg zum Ausgang der Erziehung. Er hielt beide Stellen nebeneinander. Daß er sie zusammen geschaut hat, beweist sein Ansatz zu Seitenverweisungen, die nur zu einem S ohne Ziffer gediehen sind. Es sind die einzigen, die sein Buch enthält. Und die beiden S wirken nun wie dal segno-Zeichen in der Musik.

Nur die Darstellung Pestalozzis war labyrinthisch, nicht so die Sache, um deren Lösung er rang. Denn es handelte sich in der ‚Gertrud' nicht um Unterricht, wie er von dem Lehrer einer Schule, also bei bereits erwachtem Geiste richtiger Schüler gefordert wird. Es handelte sich um den ersten Ansatzpunkt zur Erweckung des kindlichen Geistes. Wenn aber Fröbel eben erst als Lehrer einer Schule zur Erziehung anderer gekommen und sein ganzes erstes Jahr sich um ein Hineinfinden in das Unterrichten drehte; und wenn Pestalozzi selbst zeit seines Lebens daran krankte, das Lehrhafte zu früh und so den Zögling seiner ‚Methode' ein Stockwerk zu hoch anzusetzen: wie sollte der Anfänger Fröbel von vornherein über alles weitere klar sehen! Er hatte wenig mehr gewonnen als das entschiedene Gefühl, erst noch dem rechten Ansatzpunkt nachgraben zu müssen.

Freilich, wie den Müttern der erste Unterricht zustehe, dafür konnte ihn ein besonderes Kapitel der Johannsenschen Kritik aufmerksam machen. Wie sehr aber die zuverlässige Unterkellerung des Pestalozzischen Hoch-

gebäudes eine noch zu lösende Aufgabe war; darüber unterrichten noch heute jene neun Nummern der ‚Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung' vom Jahre 1804, deren Besprechungen das beste Zeugnis der erstmaligen Anteilnahme des höchsten deutschen Geisteslebens an des Schweizers Sache darstellen. Aus ihnen zuerst haben Humboldt und Goethe ihre Stellung zu Pestalozzi eingenommen; sie enthielten auch die Besprechung der Grunerschen ‚Briefe aus Burgdorf'. Ihr Kritiker fand, daß es noch keine so treue und ausführliche Darstellung über die wahre Beschaffenheit und den Umfang der Pestalozzischen Elementarmethode gäbe, wie diese Grunersche, hatte aber auch nicht hinter dem Berge gehalten mit dem Urteil, ihr fehle dennoch das Letzte. Fröbels Vorgesetzter war nicht der Mann, seinen Mitarbeiter etwa nur mit seinem Lobe bekannt zu machen. Zweifellos gab er ihm auch jene andern Besprechungen zu lesen.

Darin stand der Satz: ‚das ganze Problem der Unterrichtskunst ist: Entwicklung der geistigen Anlagen des Menschen ... der Unterricht darf nicht einen objektiven Zweck haben (auf Erwerbung von Kenntnissen allein ausgehen), sondern einen subjektiven: harmonische Entfaltung der geistigen Anlagen, wozu das eigentlich sogenannte Lernen nur ein Mittel sein kann.' In der Märznummer fiel denn auch das Hauptwort eigentlich aller geistigen Bestrebungen jener aufgewühlten Zeit: Organisation. ‚Wir wollen den menschlichen Geist früh genug anleiten, auf diesem Wege die innere Organisation der Natur des Menschen zu enthüllen, indem wir ihn auf das große Gesetz hinweisen, nach welchem die Natur wirkt und nach welchem wir denken.' Der Ruf: ‚Organisation' verbarg sich für Fröbel nicht länger hinter dem Stichwort ‚pädagogischer Protestantismus' und dem Losungswort ‚Pestalozzi!'

So war August Fröbel wenigstens darüber geklärt, daß Unterrichten, noch dazu zerstückelndes Privatstundengeben, nicht das Letzte für einen Vermehrer und Vollender Pestalozzischer Aufgabe sei. Was er als naiver Naturphilosoph vom Gesetz des Kosmos in sich weben fühlte, ließ ihn des Kritikers Forderung bejahen. Die ursprünglichste Forderung seines Lebens als Mann war ‚Selbstvervollkommnung'. Sie deckte sich nach wie vor mit jener des Kritikers. Das heißt, der 23jährige, der sich genialisch über das Maß eines gewöhnlichen Menschen nach allen Seiten ausweitete, ging daran, die Lücken seiner äußeren Bildung auszugleichen. Bei diesem brennendsten Punkte anzufangen, dazu bestimmte ihn jetzt, neben der Erinnerung an sein Erleben mit Hardenberg, die gesunde Eitelkeit des jungen Mannes. Der Besuch Ifferten, die Frage des Französisch-Unterrichts und die Beobachtung, daß es in Frankfurt „einen

sehr untergeordneten Bildungsgrad bedeutete, kein Französisch zu können", ließen ihn den Unterricht des Herrn Perrault aufsuchen.

Perrault war 10 Jahre vorher u. a. auch der französische Lehrer der Gontard gewesen. Der späteren Belli-Gontard war er durch seinen Ernst unheimlich geworden, wozu des Vaters Gontard geäußerter Verdacht ‚Perrault ist Jesuit' mit beigetragen hatte. Allein, der geborene Franzose verfügte über eine vortreffliche Aussprache. Fröbel rühmte ihm nach, daß er noch als alter Mann seine Muttersprache eifrigst studierte und ein schönes Deutsch schrieb und sprach. Der 23jährige begann das Französisch mit vollem Eifer, nahm anfangs täglich zwei Stunden, um es in einer vorgenommenen Zeit bis zu einer gewissen Fertigkeit zu bringen. Er fühlte, daß sein Lehrer dem Gegenstande und dem Zwecke seines Unterrichts gemäß verfuhr. Perrault verwarf alle bisherige steife grammatikalische Ansicht des französischen Unterrichts, suchte die Sprache wie den Unterricht in ihr aus dem Leben zu erfassen und erschloß Sinn und Ohr für die Aussprache, indem er sie nie in Vergleich mit deutschen Lauten brachte, sondern sie auf einfache, auf Urtöne zurückführte. So war Fröbel bei diesen Stunden immer wohl.

Aber seine Fortschritte blieben dennoch gering, weil er schon in der eigenen Muttersprache nicht unbedingt sicher war. Alsbald meinte er, aus grammatischer Unkenntnis auch im Französischen nicht folgen zu können. Um so eifriger vertiefte er sich nebenher in die deutschen Grammatiker. Nun merkte er mit Schrecken, daß der eine das, der andere wieder anderes lehrte, vor allem aber, daß die gehoffte Hilfe bei ihm zum Nachteil ausschlug. Er konnte sich nie aneignen, was er nicht lebendig verstand; und jetzt war er zu alt geworden, papageienhaft, wie die Kinder, für späteres Verständnis oder für den Abfall zu lernen. Die unorganisch angelernten Formen der Grammatik legten sich ihm wie Schuppen auf das Auge. Noch lange, ja immer wirkten sie, je fester er sie inne hatte, verknöchernd und tötend auf sein Verhältnis zur Grammatik zurück.

Und nicht nur auf dies. Fröbel geriet in die Lage des Tausendfüßers, dem die Unke mit der Frage in den Weg lief: wie machst du es nur, mit so viel Füßen beim Gehen nicht aus dem Takt zu kommen? Im Grübeln darüber verliert der Tausendfüßer auf lange seinen ruhigen Gleichschritt. Über der ernsten Arbeit aber dienen dem Menschen, der nicht verzweifelt, alle Dinge zum Besten. Wahrscheinlich entfachte gerade die Erkenntnis der Grenzen seines Könnens Fröbels Kraft, daß sie der schier übermenschlichen Anstrengung dieses Jahres standhielt und dabei alles unter den Gesichtspunkt tieferer Erfassung des eigenen Wesens stellte.

Nach dem Verlust seines bisherigen naiven Voran griff Fröbel zu einem Werke, das die Selbsterfassung unter den Gesichtspunkt der Ewigkeit stellte. Es war das Fichtes ‚Bestimmung des Menschen‘ vom Jahre 1800.

Fichte fühlte sich getrieben, Kants reinliche Scheidung der reinen und der tätigen Vernunft in eine höhere Einheit wieder zusammenzufassen. Seine ‚Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre‘ von 1794 war darauf ausgewesen, die Einheit in einem Wissen über die Wissenschaft zu erschließen. Das Buch hatte die Geister mächtig angeregt; auch Schelling war von ihm beeinflußt. Wenn wir hören, daß Fichte 1800 ‚die Bestimmung des Menschen‘, 1806 aber die ‚Anweisung zum seligen Leben‘, nach heutigem Urteil ‚das schönste religiöse Bekenntnisbuch des ganzen deutschen Idealismus nächst Schleiermachers Reden über die Religion‘ geschrieben; so ist die Linie, auf der Fichte 1800 stand, klar, und wir können ungefähr denken, was die drei ‚Bücher‘: ‚Zweifel, Wissen, Glauben‘ in der ‚Bestimmung des Menschen‘ Fröbel gesagt haben. Er ist es scheu in Ehrfurcht durchgegangen. Ganz wenige schräge Striche am Rande, einmal eine Einritzung mit dem Fingernagel geben davon Kunde; von dem Ernst seiner Lesung redet sein sorgsames Verbessern der unvermerkten Druckfehler. Das Buch schließt mit dem Worte ‚Wesen‘. In die Anfangsletter dieses Wortes ist Fröbels Sternenzeichen der Kassiopeia mit Tintenpunkten eingetragen. Der alte Mensch des Universums hat dort am Schluß der Lesung aufatmend mit dem nur ihm vertrauten Zeichen seine Ergriffenheit von dem Ganzen besiegelt.

Es handelte sich in dem Büchlein um eine Abwandlung der Sache, die Fichte am Herzen lag, um die Wissenschaftslehre. Ausdrücklich schloß Fichtes Vorrede dabei aus, ‚was bloß für die Pädagogik im weitesten Sinne, d. h. für die bedachte und willkürliche Erziehung des Menschengeschlechts gehört‘. Damit war die Pädagogik nicht verneint, sie sollte hier vielmehr auf einen innersten, alles umfassenden Grundsatz zurückgeführt sein. Er lautet etwa: ‚Wenn ich meine Behauptungen im Ganzen übersehe, so finde ich dies als den Geist derselben: Jedem Werden ein Sein vorauszusetzen, woraus und wodurch es geworden ist.‘ ‚Die Natur wird in mir ihrer selbst im Ganzen sich bewußt.‘ ‚Ich bin eine durch das Universum bestimmte Äußerung einer durch sich selbst bestimmten Naturkraft.‘

Diese Sätze und eine Bemerkung über ‚Empfindungen, als Affektionen meiner selbst‘ hat Fröbel mit kurzem schrägen Striche herausgehoben. Anritzte er die Stelle: ‚Hier achte das Bild der Freiheit auf der Erde, hier ein Werk, das derselben Gepräge trägt: ruft innerlich die Stimme jenes

Willens mir zu.' Das heimliche Sternenzeichen der Zustimmung aber wurde schlechthin Fröbels wortloses Gelübde über dem Schlußsatz Fichtes: ‚So lebe und so bin ich, und so bin ich unveränderlich, fest, und vollendet für alle Ewigkeit; denn dieses Seyn ist kein von außen angenommenes, es ist mein eignes, einiges wahres Seyn und Wesen.'

Das hochgeistige, hochgestimmt Mystische des Fichteschen Buches hätte für Fröbel gefährlich werden können, zumal unter der übermäßigen Belastung seiner gesamten Kräfte in jenen Monaten. Novalis Spiegel blieb ungeöffnet. Aber Arndts ‚Germanien und Europa' redete kernig darein und rief Fröbel auf die Erde zurück, die in der vergeistigten Natur Fichtes zu sehr im Äther verschwebte. An Arndts Natur fand er das Gegengewicht. Denn aus dem tiefen Grunde seiner eigenen Seele stieg jetzt jenes Wort Arndts vom Menschen empor, der den Himmel nicht auf die Erde herabziehen, sondern ‚sicher und froh auf der Erde' angebaut dem Himmel entgegensteigen solle. Seit Fröbel Arndt zum erstenmal gelesen, waren zwei Jahre vergangen. Nun durch Schicksalsfügung dahin gestellt, Erzieher anderer zu werden, woran er selbst bei Arndts Schlußabsatz in ‚Germanien und Europa' 1804 in dieser Art nicht gedacht hatte, griff er zum nächsten erreichbaren Buche Arndts, zu Arndts ‚Fragmenten über Menschenbildung'. Nur die beiden 1805 erschienenen ersten Bände kamen in Betracht; sie entsprachen so ganz seinem damaligen Streben, daß er sie der Frau von Holzhausen zu ihrem Geburtstag im Februar 1806 zu Füßen legte. Was in ihm vereinzelt lag, fand er hier mehr geordnet; was noch unbewußt in ihm war, wurde durch die Fragmente zum Bewußtsein erhoben. Er meinte damals, dies Buch sei eine „Bibel der Erziehung".

Mit triebhafter Entschiedenheit, einem Baume vergleichbar, der jetzt erst die Herzwurzel in die Tiefe der Muttererde schickt, fußte er in dem Gedanken der Erziehung als Organismus. Er wollte fortan nicht mehr zu irgend etwas erziehen, sondern das Leben frei sich entfalten lassen. Mit Worten, in denen er den Grundsatz fand für eine Erziehungskunst, von der er nie wieder abging, für die er nur noch um den rechten Weg rang, — Arndts Satz aus ‚Germanien und Europa' aber auch Fichtes ‚Bestimmung des Menschen' zur Seite — schrieb der 24jährige Fröbel:

„Ich will Menschen bilden, die mit ihren Füßen in Gottes Erde, in die Natur eingewurzelt stehen, deren Haupt bis in den Himmel ragt, und in demselben schauend liest, deren Herz beides, Erde und Himmel, das gestaltenreiche Leben der Erde und Natur und die Klarheit und den Frieden des Himmels, Gottes Erde und Gottes Himmels, eint."

Mit solchem Streben stand Fröbel vor der Frage, ob er in der Musterschule noch am rechten Platze sei. Wie sein inneres Leben sich entwickelte,

konnte er deren notwendig feste Formen noch nicht ertragen. Fürchtend, daß auch das regste Leben, wenn es nicht weiter gefördert wird, leicht verknöchert, drängte es ihn zu einem Verhältnis, wo er sich frei entfalten könnte. Im Grunde war das wohl die Regung eines jeden kraftvollen Menschen, nicht ohne Not an untergeordneter Stelle zu bleiben. Indessen war dieser Wunsch nur soweit gestaltet, daß Fröbel wußte, was er nicht wollte, noch nicht aber, wo er Befriedigung finden könnte.

Gruner war Menschenkenner genug, um zu sehen, daß ein so erregter Mensch in der Musterschule auf die Dauer nicht wohltätig wirken konnte. Auch Frau von Holzhausen wird zugeredet haben. Denn schon im März 1806 nahm sie Fröbel das Versprechen ab, seine Stelle zu kündigen. Auf Fröbels Wunsch setzte Gruner sich dafür ein, daß die Verwalter von den ausbedungenen drei Jahren abstanden, sofern der Scheidende einen genügenden Ersatz stelle. Fröbel fand diesen in einem ihm schon bekannten jungen Hauslehrer. Er hieß Sänger und war nicht nur mit der Grammatik seiner Muttersprache, sondern auch mit den klassischen und der französischen Sprache wohl vertraut. Dazu besaß er geographische Kenntnisse, die für Fröbel noch weit im Felde lagen, war guter Rechner und mit der Geschichte noch besser bekannt als mit den Pflanzen. Was bei Gruner alles weit überwog: er war auch regen Sinnes und Geistes geblieben. Wie sehr die Schule durch Sänger gewann, geht daraus hervor, daß ihn Gruner bei seinem eigenen Scheiden 1810 zur Nachfolge in der Leitung empfehlen konnte.

Dennoch, leichten Herzens ließ Gruner Fröbel nicht gehen. Dafür zeugt sein alle drei Beteiligten kennzeichnendes Schreiben an den Freiherrn von Günderrode. ‚Wir erhalten in Sänger einen Mann von ebensoviel Gewissenhaftigkeit, ausharrendem Fleiß und Kenntnissen als Fröbel, von weniger Lebhaftigkeit und Feuer, aber von ebensoviel Kraft, von weniger Talent und Originalität, vielleicht aber von mehr Ruhe und gleicherem Schulmannschritt. Obgleich Fröbels Tätigkeit für die Schule ersetzt wird, so verliere ich ihn doch sehr ungern, wegen seines Sinnes echter und heiterer Kindlichkeit, wodurch er selbst auf uns Lehrer angenehm und wohltätig wirkt und die wir jetzt in einer ähnlichen Modifikation nur an Ränny finden. Sie werden aus dieser Äußerung, Herr Schöffe, schon schließen, daß ich es nicht unversucht ließ, ihn länger in unserer Gesellschaft festzuhalten. Allein, es gefiel ihm bei uns manches nicht, manches Lavieren und Temporieren, was zu ändern nicht in meiner Gewalt ist und worunter ich und wir alle leiden.'

* * *

1806—1807.

13.

Ins Hauslehrerverhältnis. Schüler seiner selbst und Gesetzfinder.

Fröbels Austritt aus der Schule war früher bestimmt, als der Platz, wohin er sich eigentlich wenden wollte. Auf dem Lande leben, der eigenen Vervollkommnung sich widmen und auch des Umgangs mit Kindern nicht entbehren, das war alles, was sich an Zielen aus dem Nebel heraushob. Da lag nun das Haus ‚Auf der Öde', mit den reichen Mitteln eines Patriziergeschlechts, da waren auch wenigstens die Augenpaare der beiden jüngeren Söhne Holzhausen, die an ihrem Lehrer hingen. Karls Abbé hatte schon am Jahreswechsel seine unhaltbare Stellung eingesehen und gekündigt. Frau von Holzhausen hatte bei Fröbel auf den Busch geklopft. Er zeigte sich taub, schrieb nur mit Eifer an verschiedene Bekannte, auch an Christoph, ob nicht ein junger Mann zu finden sei, den er dem vornehmen Hause empfehlen könne.

Warum griff Fröbel nicht zu, wo ihm alles geboten zu werden schien, was er nur wünschte? Ein Durcheinander verschiedener Gefühle war die Ursache. Er besaß nichts und war gesellschaftlich nichts. Von innen her meinte er, nichts nötig zu haben als sein Streben nach Vervollkommnung; und er fühlte auch sehr genau diesen seinen persönlichen Wert. In solcher Stimmung genießt ein junger Mann die Zeit der Unschlüssigkeit, durch welches Tor er in seines Gottes Stadt treten möchte. Es genügt ihm, sich selbst Vorschußlorbeeren zu träumen; das heißt: er empfindet sein Dasein als ein poetisch gesteigertes Leben, als ungebundene Poesie, wunders meinend, welche hohe Aufgabe ihn erwartet. Jede Stimme, die in solcher Zeit ihm nahe kommt, scheint dann ein höheres Lebensziel aufzurichten, sofern sie nur etwas sagt, das fortdauernd und erhebend auf das eigene Leben eingreift.

Das war nun zweifellos bei Fröbel 1806 der Fall durch Herder. Dieses großen Anregers Unvollendung tat der Idealität keinen Abbruch, in der Fröbel ihn seit dem Melodram Ariadne sah. Auch Herder hat damals zu den Großen gehört, die ihm ihren Namen für sein Erziehungsziel geliehen. Zwölf Nummern nach der Besprechung der Briefe Gruners beleuchtete

die Jenaer Allg. Lit. Zeitung von 1804 Herders ‚Kalligone'. Da konnte Fröbel lesen, ‚daß alles Vortreffliche und Hohe durch den dreifarbigen Lichtstrahl des Guten, Schönen und Wahren den Glanz seiner Herrlichkeit habe'. Die Besprechung wies darauf hin, daß Herder im zweiten Teil der ‚Kalligone', mit der festen Hand des Verfassers der ‚Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit' den Kunstgang der menschlichen Natur gezeichnet habe, wie er nie ohne Veranlassung und Mühe erfolge. Garten- und Baukunst gehörten, so sagte Herder, zu den frühesten Künsten. Sie wären verschieden, den Ländern angepaßt. Nicht ohne Grund habe also der Gesang mit der ländlichen Muse angefangen, bei der Einrichtung der Natur und des Lebens, bei Werken und Tagen. Der erste Unterricht sei lebendiger Naturunterricht gewesen. ‚Lebendiger Naturunterricht wird und muß einst unser toter Schulunterricht werden.'

Es war draußen Frühling, als die Frage an Fröbel herantrat, was nun beginnen? Frau von Holzhausen, die bittende Mutter seiner Zöglinge, war 31 Jahre alt, also in dem Alter, das einem 23jährigen jungen Werdenden ganz ungesucht vor allen anderen zur Führerin wird. Sie strahlte ihm jetzt sein inneres Wesen verschönt und erhöht zurück, wie es bisher nur die Natur, danach die Kinderwelt getan. Las er in der Besprechung der ‚Kalligone': das Weib gehe voran in dem Naturgefühl, daß Reinheit die erste Zierde sei? Was die edle Frau dem Stürmer und Dränger zur Gönnerin gemacht, was sie ihm geradezu zur Freundin werden ließ, war seine eigene Reinheit. Er beobachtete an ihr, was Herders Kalligone verkündete: Das Weib sei ‚die Darstellerin der schönen Natur aus eigener schönen Kunst', nämlich als Schmuckverfertigerin. Es habe aber auch zur schönen Sprache das meiste beigetragen. ‚Sie, die Nennerin, sei die Bezeichnerin der Dinge mit ihrem leichten Witz, mit ihren besonderen Organen.' Dann aber kam Herder, laut jener Besprechung, auch zu einem weitgespannten Loblied der Poesie und Redekunst. Was Wunder, daß der junge unklare Mann sich nach Frau von Holzhausens Spiegelbild formen zu müssen glaubte, so daß in seinen Äußerungen mehr ein Streben nach poetischem Wert, denn ein deutliches Manneswollen als Erzieher zum Ausdruck kam.

Er merkte, daß er die Nähe dieser Frau schwer entbehren konnte. Aber Hofmeister in ihrem Hause werden? Aus Millers Samuel Lanwill, an Marheinecke, Mollweide und Gruner waren ihm die Vorzüge solcher Stellung, stärker noch das Mißverhältnis vor Augen gerückt, in das sie den Inhaber brachte. Einen Pädagogus, einen bloßen Knabenführer, wie Arndt ihn zur Begleitung vornehmer Söhne vorschlug, abzugeben,

kam gar nicht in Frage; eher schon der Arndtsche Erzieher. Für diesen verlangte Arndt, daß die Brotherrschaft ihm wie einem Juwel von Menschen die nötige Zeit zur eigenen Vertiefung ließe und damit das stolze Gefühl höheren Menschentums.

Gerade um dies dem Sohne Johann Jacobs wichtigste stand es aber in Frankfurt sehr schlecht. Und das trotz der ausgezeichneten jungen Männer, die, wie etliche Jahre zuvor Hölderlin im Hause der Susette Borkenstein, geborene Gontard, Hauslehrer angesehener Familien waren: Carl Ritter, bei Hollweg, Erzieher des späteren preußischen Kultusministers Bethmann-Hollweg, Dr. Mieg, der Willemers und Mariannes Kinder betreute, sowie Dr. Engelmann im Hause Sarasin. Alle diese pflegten einen nahen Verkehr mit Gruner und waren dadurch Bekannte auch Fröbels. Aber jeder von ihnen litt unter dem Druck seiner Stellung.

Ritter, der spätere berühmte Geograph, schrieb 1806: ‚Das Gefühl der Bürgerfreiheit und Geldstolz, der Glaube alle Mittel zur wahren Glückseligkeit in den Händen zu haben, hatte den Frankfurtern einen außerordentlichen Übermut eingeflößt. Sie waren die ersten, ihre Macht die einzige; das Reich des Guten, des Wahren wurde nicht anerkannt, sondern nur das Nützliche, das Scheinbare berücksichtigt. So lange ich hier bin, stand ich im beständigen Kampfe gegen diese Richtung. Ich drang auf Abhärtung der Kinder, darauf, daß sie ihre Kräfte gebrauchen lernten, daß sie Kenntnisse sammeln und tüchtig arbeiten mußten, daß Zerstreuungen des Luxus, Leckereien, Schmeicheleien, der Glaube an die Goldberge der Eltern ihnen nichts taugten, sie durchaus verderbten — aber sehr oft wurde ich nicht angehört, und die wenigsten meiner Vorschläge richtig und anwendbar gefunden.'

Wie selbstbewußte junge Geistesadler dergleichen empfanden, davon spricht deutlicher die Selbstbiographie des großen Geschichtlers Friedrich Christoph Schlosser, der von 1800—1808 Hauslehrer beim Frankfurter Kaufmann Meyer war. Er schrieb: ‚Meine jungen Freunde in Frankfurt trieben mich am mehrsten. Sie bewiesen mir, daß das Kaufmanns- und Geldwesen und das Brüllen des Frankfurter Reichtums noch ärger sei als der Handwerkergeist und der Neid der Gelehrten und das Heulen des literarischen Stolzes.' Heute machen öffentliche Schulanstalten und Erziehungsheime einen Hauslehrer mehr oder weniger überflüssig. Als Notbehelf wurden sie schon damals von den Eltern angesehen. Kein selbstbewußter Erzieher hielt länger darin aus, als er zum Durchgang in die freie Tätigkeit benötigte.

Freilich lag der Fall für Fröbel günstig. Im blühenden Frühling des Jahres 1806 mag es gewesen sein, daß Frau von Holzhausen mit Gruner

und Fröbel im Garten ‚Auf der Öde' lustwandelten. Erregt vom Gegenstande des Gespräches ging Fröbel rückwärts vor den beiden und so das Gesicht ihnen zugewandt. Gruner lächelte und sagte: „Sehen Sie, gnädige Frau, der leibhaftige Torquato Tasso von Goethe." Fröbel kannte wenig von Goethe. Nur die Lehrjahre ‚Wilhelm Meister' hatte er durchgesehen. Noch weniger kannte er den Tasso. Aber in der ihm einzig gemäßen Unbefangenheit fragte er, sich unterbrechend, was für ein Buch dies sei. Übrigens hatten die wenigsten jener Zeit, nicht viel anders als heute, ein tieferes Verhältnis zu diesem Bekenntnisdrama. Auch Gruner wird an den ‚Tasso' nur durch die Nachrichten erinnert worden sein, die eben von der Erstaufführung im selben Jahre, 16 Jahre nach Erscheinen des Werkes, in die Zeitungen gelangt waren. Die adelige Frau antwortete: „Sie kennen das Buch nicht? Dann sollen Sie es von mir erhalten." So lernte Fröbel Goethes ‚Torquato Tasso' erst durch sich selbst und im Lesen sich selbst durch Goethes Helden kennen.

Leise breitete das Schicksal den Teppich unter Fröbels Füßen, auf dem sein erstes Lebensdrama sich abspielen sollte.

Es war nicht der Hof der Este, dies Patrizierhaus, das dem widerstrebenden Fröbel in Frankfurt mehr als ein Asyl bot. Das stattliche viertürmige Viereck des alten Schlosses, wie es in der Mitte Ferraras, der einstigen Residenz der Este, sich durch vier Brücken zugänglich aus schmalem Wasser trotzig erhebt, fand in der ungleich bescheideneren Wasserburg der deutschen Reichsstadt, in der ‚Öde' immerhin ein ganz entsprechendes Gegenstück. In Goethes ‚Tasso' las Fröbel:

‚Italien nennt keinen großen Namen,
den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.'

Wenn dies Wort für Frankfurt ebenso auf den Besitz der Holzhausen angewandt werden konnte, dann sogar in nicht kleinem Ausmaße auch für Deutschland. Der erlauchteste unter den Gästen ‚Auf der Öde' trug den Namen des größten Deutschen. Es war Goethe selbst; freilich fällt sein Besuch, wie auch Wilhelm von Humboldts dortiges Absteigen, erst nach Fröbels Zeit. Auch Luther war einst bei den Holzhausen zu Gast gewesen. Und wohlerhaltene Familiengemälde aus der alten Zeit gaben einen Begriff von der Würde des Geschlechts und der Kunstliebe seiner Ahnherrn.

Nicht am wenigsten zu Fröbels Zeit nahmen die Holzhausen wohlgemessenen Anteil an dem bewegten geselligen und künstlerischen Leben. Sie unterstützten und pflegten im eigenen Hause die wissenschaftlichen Liebhabereien jener Tage, die sich um die Senckenbergsche naturforschende Gesellschaft kristallisierten. Der Herr des Hauses, Joh. Justinian Georg Freiherr von Holzhausen, war 1806 in der Mitte seines Lebens, 35 Jahre alt

an der Seite einer Gemahlin, die damals durch ihre Unterschrift selbst bei herzlichen Briefen bewußt ihre Herkunft aus dem altmärkischen Adel der Ziegesar betonte. Wenn nicht alles zwischen den Eheleuten stimmte, so spricht für Georg von Holzhausen doch schon die Wahl, die er mit seiner Gattin getroffen. Und die Art, wie er ihr trotz seiner Abneigung gegen alles Pestalozzische mehr oder weniger freie Hand ließ in der Erziehung seiner Söhne, seine Beobachtung der ganzen Entwicklung zeigen ihn als einen nicht gleichgültigen Vornehmen. Nach Fröbels Maß gemessen, war freilich der Weltmann unvergleichlich stärker in ihm als der Hausvater.

Fröbels geringe Meinung von weltmännischem Schliff war durch das Verhalten des Vaters seiner Privatschüler nicht größer geworden. Er sorgte, bei ihm in ein Verhältnis zu treten, das Gruners Bekannte so unzufrieden machte. Nun vor die Entscheidung gestellt, sah er schärfer auch, welche schwere Aufgabe ihm bevorstand, wollte er die Hoffnungen der Mutter nicht Lügen strafen. Dem ältesten, Karl, schien die Mißleitung des Abbé bereits die Seele ausgetrieben zu haben. Sein Geist äußerte sich bloß „in herzzerschneidenden Aussprüchen" und entsprechendem Benehmen; „der Körper glich einer zwar reinlich nach dem richtigen Verhältnis erbauten, aber äußerst schwer beweglichen Maschine".

Fröbel teilte Frau von Holzhausen mit, daß alle seine Bemühungen vergeblich gewesen, einen passenden Lehrer zu finden. Er sah, wie die Nachricht das Gemüt der edlen Frau bedrückte, sah an ihrer Niedergeschlagenheit noch tiefer, wie hier eine Mutter mit innigster Liebe und Treue das Wohl der Knaben erstrebte. Da begann er sich als Fahnenflüchtiger zu fühlen. Und je mehr er sich in die Lage der Kinder versetzte, desto mehr schien es ihm, als kämpfe die Frau ganz allein an fast verlorenem Platze. Allgemach reizte es ihn, in die Bresche zu springen. Diese ritterliche Empfindung gab ihm das volle Bewußtsein seiner Ebenbürtigkeit als Mensch zu kosten. Damit schmolz sein Trotz dahin. Er war der Gebende, nicht das reiche Haus. In diesem Sinne besprach er sich mit Gruner.

Der sah ihn mit wirklichem Befremden an und sagte: „Sie werden alles verlieren, was Sie suchen und erwarten." Fröbel erwiderte, daß er seine Lage durch einen sehr bestimmten schriftlichen Vertrag sichern werde. Der erfahrene Gruner aber meinte darob: „Man wird Ihnen alles halten. Sie werden nicht sagen können, daß Ihnen etwas von dem Festgesetzten nicht geleistet würde. Dennoch werden Sie alles vermissen." Als aber Fröbel vor dem Pestalozzijünger das Bedürfnis und die Forderungen der Kinder ins Feld führte, streckte Gruner die Waffen. „Gut," sagte er, „dann lassen Sie aber Ihr Bedürfnis, die Forderungen an sich

selbst, aus dem Spiel." Das Wort verdroß den Jüngeren und warf ihn in einen innern „Kampf, so hart und betäubend", wie er ihn seit der Karzerzeit und Weitersroda nicht mehr geführt hatte. Beide sprachen nie wieder davon, erst recht nicht, als der wohlmeinende Freund, nicht mehr der Vorgesetzte, recht zu behalten schien.

Während Fröbel schon längst nicht mehr mit dem Herzen in der ‚Musterschule' weilte, beschloß er, die Bedingungen seines Vertrags mit Herrn von Holzhausen recht unbeugsam zu stellen. Der Sitzungsbericht der Musterschule, der noch den Namen Adolph von Holzhausen unter den Schülern erwähnt, die ein Fleißbillet erhalten sollten, war der letzte von Fröbels Hand. Er „beschloß diese Conferenz" mit einem ‚Amen' atmenden riesiggeschwänzten Schluß-z und dem Punktum dahinter. Das Jahr seines Alphabetisierens im Unterricht lag hinter ihm. Am 2. Juni, mit Ferienschluß trat Sänger an seine Stelle. Aber den öffentlichen Abschluß der Musterschulzeit brachte für Fröbel erst „der 21. Juni 1806". An diesem Tage nahm er im Andachtsaale von seinen Mitlehrern und sämtlichen Schulkindern feierlich Abschied. Was Liebe und jugendlich heiterer Sinn beim Scheiden zu geben vermögen, empfing er von seinen Schülern und Schülerinnen. Dauernd blieb ihm das Gefühl, daß sie mit Kränzen und Laubgewinden seine Liebe zu ihnen zwar nicht fester, aber ihm wahrnehmbarer gewunden hatten.

Zwei Bestimmungen waren in dem Vertrag, den der Habenichts mit dem hochangesehenen Geschlecht regierender Bürgermeister abgeschlossen hatte. Sie legten seinen Eintritt und Austritt unwandelbar fest und liefen auf das eine hinaus, niemals verpflichtet zu sein, mit seinen Zöglingen in der Stadt zu wohnen. Die drei Holzhausen sollten ihm mit seinem Eintritt ganz frei übergeben werden, mit ihm ‚Auf der Öde' einen eigenen in sich ganz abgeschlossenen Kreis bilden. Sobald die Söhne in das Stadttreiben zurückgeführt würden, sollte Fröbels Erzieherverpflichtung aufhören.

Der junge Mann schien innerhalb der Landwehr der Reichsstadt Frankfurt etwas wie eine Robinsonade aufführen zu wollen.

Man schwärmte nicht umsonst für Campes Robinson. Auf der Öde sollten besondere Räume für den Staat dieses Häuptlings eingerichtet werden. Herr von Holzhausen lächelte spöttisch: die Wohnung war zum 21. Juni nicht fertig geworden. Aber der Patrizier täuschte sich, wenn er meinte: einige Tage werde der junge Herr wohl geruhen, noch mit der Stadtwohnung vorlieb zu nehmen. Fröbel glaubte, auch das kleinste Nachgeben im Anfang werde sein ganzes erzieherisches Wirken in Frage stellen. Und trotz des Vorwurfs, starrköpfig und eigensinnig zu sein,

setzte er seinen Willen durch. Wahrscheinlich hatten ihn Arndts Bemerkungen über den Segen vermeintlichen Eigensinns bei Kindern dazu gehärtet.

Am Johannistag, den 24. Juni 1806, trat Fröbel sein neues Leben an. Er war jetzt dem Alter nach 24 Jahr, seiner Entwicklung nach mehr ein Brausekopf von Jüngling denn ein fertiger Mann. Das Unbeholfene und Unentwickelte seines Wesens, die Unkunde dessen, was man ‚Leben' nannte, unterstrich er eher, als daß er es verbarg. Und weil er kein ‚Mann von Welt' sein wollte, wurde zu Gruners Rechtfertigung die ganze Zeit seines Hauslehrerdaseins eine Zeit des Kämpfens. Gereichte ihm das zur Schulung, so doch nur nach einer sehr eigenwilligen Richtschnur. Nicht zuletzt war er es gewesen, der in der Republik der ‚Musterschule' auf eine bestimmte Verfassung gedrungen hatte. Ohne Gesetzbuch wäre ihm selbst auch als freier Häuptling nicht wohl gewesen. Mit Arndts ‚Fragmenten über Menschenbildung' in der Hand ging Fröbel an die Einrichtung seines Staates. Sie wurden von ihm in allen Nöten befragt und gaben ihm die innere Sicherheit, wie das die Bibel den Pietisten getan hat und tun wird.

Arndts ‚Fragmente' zu einer „Bibel der Erziehung" nehmen, erinnert schon im Ausdruck an das Natur-Evangelium. Fröbel stellte also das, was Rousseau aus Trotz gegen die gesellschaftliche Verbildung verkündet hatte, zielbewußt unter Arndts Gesichtspunkte, der, seine Vorschläge in die Wirklichkeit umzusetzen, andere aufforderte, und zwar mit dem Glauben der Menschen ‚an eine höhere Ordnung, welche ungesehen in allem und über alles waltet'. Das klang überein mit Pestalozzis Grundsatz ‚innerer Anschauung'. Leicht konnte Fröbel darum Abschied nehmen von dem Traum, des Namens eines Mathematikers würdig zu erscheinen. Überdies las er bei Arndt: ‚Was ist diese Wissenschaft, wie man sie gewöhnlich lehrt, was ist sie, als ein bloßes Formspiel?' Die ältere Liebe wurde wach, wenn Fröbel vernahm: ‚Welch eine ideale Disziplin würde die Geometrie, wenn man den Blick immer auf das Größte geheftet, die allgemeinsten Verhältnisse, die schöpferischen Gesetze alles Denkens und Werdens als vor allen Dingen und sicherer ohne alle Dinge in ihr existierend zeigte.' So sah Fröbel sich aufgefordert, die Mystik seiner großen Weltharmonie zu betätigen nach Arndts Wort: ‚Es kann allgemeine Regeln aller Anschauung und Auffassung der Gegenstände geben; sie müssen sich einmal finden und anwenden lassen.'

Von Pestalozzi sagten die ‚Fragmente': ‚Hätte er die großen menschlichen Ideen, welche die letzten 30 Jahre verherrlicht haben, da, wo sie mit irdischen Füßen auf Erden stehen und mit himmlischen Flügeln die

Menschheit emporzutragen scheinen, mit zu den seinigen gemacht, er würde die Rennbahn der Jugend erweitert haben.' Arndt meinte die deutsche Verwurzelung in der Natur, wie sie durch Sturm und Drang der Gemütskraft eben in der deutschen Romantik zur Schätzung kindlicher Kräfte gelangte. Fröbel trug noch immer an der Scheu vor dem Spiegel der eigenen Unfertigkeit bei Hardenberg-Novalis. In der Furcht vor eigenem Steckenbleiben auf angefangener Bahn empfand er Arndts Warnung an sich persönlich gerichtet: ‚Andere haben sich auf das Schauen gelegt und durch ein inneres Verständnis des Gemütes das Geheimste und Heiligste finden wollen. War dies vielleicht auch der rechte Weg, so beweisen sie wenigstens durch verrückte und tolle Schwärmereien .... daß sie diesen rechten Weg nicht recht gehalten haben.'

Andererseits fühlte sich Fröbel sicher im Kindlichen zu Hause. Mit diesem Gefühl trug er auch den Arndtschen Glauben ‚an eine göttliche Offenbarung des Gemütes, welche die Kinder dunkel bildet und bilden soll'. Ohne die besonderen Erfahrungen im 14tägigen Besuch Ifertens wäre ihm dadurch vielleicht sogar Arndts vorsichtige Schätzung des ‚edlen Pestalozzi' verhängnisvoll geworden. Denn er las dabei den Satz: ‚Nicht das große Vollbringen gehört der ganzen Menschheit, sondern das große Wollen.' So aber wurde Arndts gefährlicher Satz für ihn ein Stachel ohne Gift, zumal er in den ‚Fragmenten' eine zweite Klasse von Genie-Menschen geschildert fand, deren Leben Ruhe und Besonnenheit sei. Ihre Entwicklung erfolge oft sehr spät, oft durch eine Art Wunder. Man hielte diese für dumm. Vielleicht zeichneten sie sich aus in der Kindheit durch eine gewisse Schwere, Unbehilflichkeit und Selbstruhe, die wohl oft „für Starrsinn gemißhandelt" würden. Gerade an der Zeitungsmythe über Pestalozzi, der als 40jähriger aus eigener Kraft noch lesen, schreiben und rechnen gelernt haben sollte, hatte sich Fröbel als Knabe aufgerichtet. Wie nun, wenn jetzt für ihn selbst die Stunde des Genius geschlagen hatte?

In den Besprechungen der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung war geklagt worden, daß Pestalozzis Mitteln der organische Zusammenhang noch fehle, daß Pestalozzis Regeln erst da anfangen, wo die Aufmerksamkeit der Kinder schon erregt sei. Es sei Aufgabe, ‚die Seelenkraft in ihrem Mittelpunkt' zu sammeln. Eine Stufenfolge von Beobachtungen werde auf den rechten ‚Punkt des Wirkens' lenken. Dann werde ‚die einmal wirklich gefundene Regel der Erziehung auch noch endlich die Regel des Lebens, die gesellige und sittliche Ordnung herbeiführen'. Zu glückhaftem Voran sei aber ein Weg einzuschlagen, ‚welchen eigene Originalität und Kraft im unvermittelten Sehen und Ergreifen der Natur und Wahrheit — diese Verwandtschaft mit Pestalozzi selbst öffnet'.

Lag etwa doch ein höherer Sinn darin, daß ihm das Schicksal eine Gelegenheit aufdrängte, die Arndt dem Vollender Pestalozzis wünschte: es mit Eltern zu tun zu haben, ‚die ihren Kindern eine freie Erziehung geben können'. Der Schweizer suchte die Armen; Arndt erklärte, beim Suchen des Ariadnefadens ginge ihn die niedere Volksklasse ‚übrigens weiter nichts an'. Und warum weiter nichts an? Fröbels „Bibel der Erziehung" erklärte: ‚daß die Natur selbst in allen Dingen unsre sicherste Führerin und weiseste Lehrerin ist, und daß wir nie sündigen, wenn wir auf ihre Winke merken können.' In dieser Weise ging Fröbel an seinen Versuch eigener Verfassunggebung, im Herzen den Arndtschen Glauben: ‚Nur hart auf der Sünde beharren bei besserer Einsicht ist die einzige Sünde wider unsern heiligen Geist.' Und er war mit Arndtscher Kühnheit bereit, aus Haß gegen das ‚Zerstückelnde des Lernunterrichts' alle bereits erfundenen Methoden ‚auf den Schutthaufen' zu werfen. Gegen die unausbleiblichen Kämpfe mit dem anders denkenden Herrn von Holzhausen aber wappnete er sich mit dem Trotz: „Du hast ja alles vorher gewußt."

Doch das Unangenehme kommt selten so, wie man es erwartet hat, und das, was man nicht erwartet hat, ist schwerer zu überwinden als das Erwartete. Indessen war Fröbel reif genug, die Unvollkommenheit seiner eigenen Ausbildung zu fürchten. Nun faßte er die großen Lücken zwar rücksichtslos ins Auge, aber nicht ohne seinen Vorteil wahrzunehmen. In den ‚Fragmenten' Arndts hatte er vom Erzieher gelesen ‚Soll er Lehrer sein, so muß er viele freie Stunden haben, zu studieren, sich vorzubereiten, neuen Stoff zu sammeln und zu verarbeiten. Man kann von ihm nicht verlangen, daß er, der sich müde und mürb gearbeitet hat, nun noch hingehe und mit Knaben scherze und spiele.'

Dreimal also in der Woche kam vormittags ein junger Mann auf die ‚Öde' hinaus, der ihm Bücher und Zeitschriften auszog, daß er das Wichtigste zu seiner Weiterbildung bereit habe. Diese Schreibhilfe kostete jährlich 35 Taler, die Fröbel schwerlich von seinem Gehalt (200 Laubtaler bei Wohnung und Nahrung) abgestoßen hat.

Den Einblick in viele Zeitschriften dankte er der Bekanntschaft mit einem Buchhändler der Stadt. Auch war er wieder einer Lesegesellschaft beigetreten. Indessen auch zu eigen gewann er manches wertvolle Buch. Ein köstlich in Leder gebundener ‚Don Carlos' von Schiller scheint ein Geschenk seiner Zöglinge gewesen zu sein. Anders als ein bloßer Liebhaber strich er darin am Rande manche ihn packende Stelle des Dichters an, der ihm allmählich zum Lebensbegleiter wurde; denn er wußte, daß Frau von Holzhausen Schiller besonders bevorzugte. Auch Goethes

‚Torquato Tasso‘ hat er damals in sich aufgenommen bis zur freien Wiedergabe verschiedener Kernstellen in Briefen während seines ganzen Lebens. Doch blieb es Goethe gegenüber fast nur beim ‚Tasso‘. Die ruhige Klarheit der Bildkraft dieses Vollenders lag Fröbel nicht sehr. Sein Wesen forderte Kampf und Kampfeszuruf für den, der die andern erst zur Weltfrömmigkeit erziehen, sie ihnen nicht einfach entgegenhalten will.

In Fröbels Bücherei kamen, vielleicht erst durch den Hinweis der ‚Kalligone‘-Besprechung, Herders ‚Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit‘. Wahrscheinlich durch Schiller und auch durch Iths Begründung der Pestalozzischen Methode angeregt, erwarb er auch Werke Kants. Er hat Kant kaum genauer gelesen. Doch muß ihm diese und jene Stelle namentlich in der ‚Kritik der Urteilskraft‘ aufgefallen sein. So die Ausführungen dieser Schöpferästhetik, die vom Vermögen des Gemüts beim Genie reden. Sprach ihm doch Kant aus der Seele, wenn er sagt: ‚Geist, in ästhetischer Bedeutung, heißt das belebende Prinzip im Gemüte.‘ Es sei eigentlich die Dichtkunst, in welcher sich das Vermögen ästhetischer Ideen in seinem ganzen Maße zeigen könne. ‚Weil aber das Genie ein Günstling der Natur ist, dergleichen man nur als seltene Erscheinung anzusehen hat, so bringt sein Beispiel für andere gute Köpfe eine Schule hervor, d. i. eine methodische Unterweisung nach Regeln, soweit man sie aus jenen Geistesprodukten und ihrer Eigentümlichkeit hat ziehen können; und für diese ist die schöne Kunst sofern Nachahmung, der die Natur durch ein Genie die Regel gab.‘ Aber diese Nachahmung werde Nachäffung, wenn der Schüler alles nachmacht. Dergleichen Gedanken konnten unmittelbar dem verfassungsuchenden Geiste Fröbels eingehen. Sie wird er sich herausgepickt haben. Wir werden zwar bei ihm auch Anlehnungen an Schillersche und an romantische Dichtung sowie Lessingscher Fabelgebung begegnen. Für seinen eigentlichen Beruf aber war wichtiger, auf die Kantsche Scheidung der Kunst von der Wissenschaft zu stoßen. Die Ahnung davon konnte ihm ohne weiteres kommen, wenn er bei Kant ‚Von der Kunst‘ überhaupt las: ‚Kunst als Geschicklichkeit des Menschen wird auch von der Wissenschaft unterschieden (Können vom Wissen), als praktisches vom theoretischen Vermögen, als Technik von der Theorie (wie die Feldmeßkunst von der Geometrie).‘ Allein um tiefer in Kant einzudringen, fehlte Fröbel mehr noch als die Zeit der rechte Anlaß. Nur daß er der heimlichen Stimme des Genius in sich gewisser wurde und gewisser auch, mit seinem Beruf doch eine andere Kunst anzustreben, als die des schönen Scheins. Er blieb darin genau das, was er bisher gewesen: ein Kind. Über dieses Wesen sprach er sich auf einem Tagebuchblatt des laufenden Jahres 1806 so aus: das

Kind müsse bis in ein gewisses Jahr nur Sach- d. h. Erfahrungskenntnis sammeln und diese ins Gedächtnis niederlegen. Nur die Welt der Erscheinung und Gegenstände habe der junge Geist in sich aufzunehmen, bis die selbsttätige Urteilskraft geweckt und imstande sei, alles, was ihn umgibt, selbsttätig und unabhängig von allen frei selbst zu schaffen, es zu Erfindung, Entdeckung zu machen und zu spekulieren.

Aber wenn Fröbel von solchem kindlichen Boden sich nicht entfernte, so sprach doch das gleiche Tagebuchblatt aus, daß ein Kind dabei das große Weltganze „unbewußt ahndet"; daß in ihm, um auch nur etwas außer sich darstellen zu können, eine Vorschau des großen Weltganzen schlummere. Um hier sich selbst und den ihm Anvertrauten voranhelfen zu können, griff Fröbels Kraft lernend immer weiter um sich.

Schon, als er die französischen Stunden bei Monsieur Perrault auf 7 in der Woche beschränkt hatte, war von ihm das Englische mit zwei Stunden die Woche begonnen worden. Jetzt wandte er sich von neuem dem Latein zu, fing auch Griechisch an. Überall konnte das nur ein Vorschmack werden, ganz abgesehen davon, daß er auch sonst vielseitiger mit dem Treiben der damaligen so bewegten Zeit in Berührung kam, als es scheinen möchte für jemanden, der sich grundsätzlich ganz auf sich selbst stellt. Als unterm Wehen der Romantik die Geschichte allgemeinere Aufmerksamkeit fand, besorgte er sich wenigstens Werke Herodots, des ‚Vaters der Geschichte'. 1806 war es zwischen den Philosophen Fichte und Schelling zum öffentlichen Streit gekommen. Jeder von ihnen behauptete, Urheber der besten Gedanken ihrer mehr oder weniger verwandten Lehre zu sein. Hierbei machte Fichte Schelling den Vorwurf des ‚Novalismus', obgleich gerade Schelling dem Novalis ein Herumnippen an allem möglichen ohne festes Ziel angekreidet hatte. Fröbel hat sehr wahrscheinlich damals endlich auch Schellings ‚Weltseele', vor allem aber Fichtes ‚Bestimmung des Gelehrten' und Schellings ‚Methode des akademischen Studiums' eingesehen. Es finden sich bei ihm Anklänge aus diesen beiden Erscheinungen des philosophischen Idealismus. Aber von einer Parteinahme in ihrem Streit hielt Fröbel sich zurück. Er blieb ein naiv philosophischer Jaungast; der höchste Satz, der jetzt bei ihm Form gewann, lautete: „Es ist alles Einheit; alles ruht in Einheit, geht von Einheit aus, strebt, führt zur Einheit und geht zur Einheit zurück." So im gemeinschaftlichen Zentrum jener Väter des philosophischen Idealismus fußend, wiederholte er bei Philosophen die Erfahrung, die er als Kind bei den theologischen Streitigkeiten Christophs mit seinem Vater gemacht hatte.

Schließlich war er doch in erster Linie Erzieher, hatte sich auf Anwendung seiner naturwüchsigen Philosophie zu besinnen. Um auf seinem beruf-

lichen Gebiet nicht Stümper zu bleiben oder einseitig zu werden, hielt er den Blick auf Erziehungsschriften gerichtet, die neben Pestalozzis methodischen Büchern von sich reden machten. Er kaufte sich Jean Pauls Levana und fand, selbstverständlich, daß des Frauenlieblings und Bilderjägers Erziehungsweisheiten mit den seinen teils übereinstimmten, teils abwichen. Wichtiger war für ihn das Buch von Joh. Michael Sailer ‚Über Erziehung der Erzieher'. Schon der Titel lockte. Sailer gehörte zu den edelsten Gestalten, die der süddeutsche Katholizismus unter seinen Bischöfen aufzuweisen hat. Abseits von Kant, abseits auch von Fichte und Schelling war er einer eigenen pädagogisch und philosophisch begründeten, aber auch psychologisch ungemein vertieften Glückseligkeitslehre gefolgt.

Er erklärte in jenem Buch recht bezeichnend: ‚Bloß spekulativ ist mir der Kopf, dem das höhere Gemüt, das eigentliche Leben im Schönen fehlt, der also eine Sternwarte erstiegen, aber das Fernrohr mitzunehmen vergessen hat.' Dieses Bild sagt, daß Sailer bei allem persönlichen Darleben seiner Erziehungslehre eines Mittelgliedes, um nicht zu sagen: eines Apparates, bedurfte, das Wesen der Zöglinge zu belauschen. Zwar kam er zu einem Satz, dessen Worten Fröbel unbedingt zustimmen konnte: ‚Die Philosophie kann nichts besseres tun, als daß sie selbst zu Christus in die Schule geht und horcht, wo sie nicht lehren, und glaubt, wo sie nicht wissen, und empfängt, wo sie nicht geben kann. Das Christentum lehrt keine neue Logik, sondern eine neue Geburt. Die Philosophie aber soll ein Erzieher zum Evangelium sein, ein Pädagog, der uns zu Christus weist.' So sehr Fröbel diese Worte zu den seinen machen konnte, er mit seinem Jesusbrief brachte ein ursprünglicheres, unmittelbares Verhältnis zu Jesus mit. Da bei Sailer die freudige protestantische Freiheit eines Christenmenschen fehlt, so vermißte Fröbel bei ihm, was ihn an Arndt beglückte: das ruhige Wurzeln des Menschen in der Erde. Die Besprechungen der Jenaischen Allg. Literaturzeitung von 1804 erwarteten für Pestalozzis Ideen eine Kunst des Könnens, das heißt, sie gaben wie alle die schreibenden Philosophen dem fachmännischen Erzieher den Vortritt. In der gleichen Zeitung wurde auch J. J. Wagners ‚Philosophie der Erziehungskunst' besprochen. Fröbel kaufte sich auch das Buch dieses nicht eigentlichen Fachmanns, glaubte es auch der Empfehlung wert. Letzten Endes blieb er aber seinem Empfinden von Erziehungskunst getreu, wie die Zeitung es gleichfalls forderte: aus Urtiefen, die als religiöse ‚von keinem äußeren Verhältnisse mehr abhängig' waren.

Freudiges und freies Tun quillt klar erst aus der Erschauung des Ganzen als einer Einheit. Ehe diese Klarheit da war, war Fröbels erstes Leben

und Tun mit seinen drei Zöglingen sehr beschränkt. Er war nicht mehr zu geben imstande, als den Söhnen Holzhausen sein Leben vorzuleben, wie er es in der Wesenheit des Alls ruhen fühlte. Er erging sich mit ihnen zumeist im Freien. Dennoch wagte er es noch nicht gleich, das einfache Naturleben in den Erziehungskreis einzuführen. Die Wirkungen der städtischen Erziehung schreckten ihn von einer restlosen Robinsonade zurück. Eine klägliche Erfahrung brachte ihm der Versuch mit dem Knaben Meyer. Schon Herr von Holzhausen war wenig erfreut gewesen von dem Gedanken, daß Meyer nun auch auf der Öde bei Herrn Fröbel wohnen sollte. Indessen kam die Sache doch nur zu Fall, weil die Mutter des Armen neben Wohnung und Unterricht kecklich auch Anspruch erhob auf Beköstigung ihres Stiefsohnes. Fröbel mußte sich damit trösten, daß die Einwirkung des Knaben auf Karl zu schwach sei und wenig nutzte, und ließ dies Verhältnis fallen.

Was der Erzieher von sich aus nicht gewagt hatte, dazu leiteten ihn seine Zöglinge. Ihnen gefiel natürlich das freie Leben. Da Fröbel persönlich hierin am sichersten war, so pflegte er jedes Hervortreten der jungenhaften Freude. Er vermied es, anders zu erscheinen, als der wohlmeinende Kamerad der Knaben. Dadurch wurde er ihr Häuptling und gewann ohne sich um den ausgeklügelten Hofmeister Rousseaus im ‚Emile' zu kümmern, all das Gute, was dieser Roman verhieß. Seine Zöglinge erwuchsen mit ihm zu einer „lebenerfassenden, lebengebenden und lebenerhöhenden Freude an der Natur".

Im folgenden Frühling wurde dieses Leben noch besonders erhöht und belebt dadurch, daß der Vater den Söhnen ein Stück Wiese zu einem Garten anwies. Der wurde nun gemeinsam bearbeitet, und gemeinsam wurde erkannt, welch ein ganz anderes Ding es um die Pflege einer Pflanze ist, wenn man sie in ihrem Naturleben in ihrer freien Entwicklung verfolgt. Aber die Beobachtung wirkte auf ihn selbst zurück. Ganz besonders diese ganze erste Zeit seiner Hofmeisterschaft war der Kritik des Herrn von Holzhausen ausgesetzt gewesen. Unter Umständen und Hindernissen, „wo es immer hieß: ‚die Kinder lernen nichts!', weil man das, was die Kinder wußten, nicht beurteilen konnte; in dieser Lage mit Liebe und Mut, Ausdauern im Geiste einer Methode Unterricht zu geben, die so allgemein verschrien war, mußte wirklich ein höheres Geschäft sein". In Wahrheit hatte der Erzieher keiner Pestalozzi-Methode nachgelebt, er lebte einen eigenen Weg aus sich heraus. Er war verfahren, wie es ihm die Stunde des Bekanntwerdens mit der Mutter seiner Zöglinge eingegeben hatte. Sein Leben selbst hatte ihm wie eine Pflanze vor Augen gestanden, als er es beständig auf die bildend eingreifenden Begegnisse hin betrachtete. Nament-

lich war es ihm dabei wichtig geworden, auf die ersten und frühesten Erscheinungen seines Lebens zurückzugehen. Und gerade seit jener Zeit erschien ihm sein einstiges hartes Jugendleben unendlich fruchtbar.

Und doch tritt dem Beobachter hier ein scharfer Einschnitt im Leben Fröbels hervor. Alles bisherige war ein schicksalhaftes Vorspiel nur zur Vollendung seiner eigenen Entwicklung gewesen. Nunmehr er sein Leben mit den Augen des Erziehers anderer ableuchtete, erkannte er ein Naturhaftes darin, das, sobald es nur als ein allgemein menschlicher Gewinn gelten durfte, verpflichtend werden mußte für seinen Erziehungsweg mit den Holzhausenschen Söhnen. Mit einem Wort: Fröbel kam zu Schillers Auffassung vom Wege und Ziele des Menschen, genauer gesagt: zu jener Einkleidung eines Goetheschen Gedankens in Schillers Distichon:

‚Das Höchste.
Suchst du das Höchste, das Beste? die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend. Das ist's.'

Er durfte und mußte meinen, dies nicht sich, eher seinen Zöglingen, letzten Endes dem Leben selbst zu verdanken. Was das Leben fordert, gab es ihm, weil er nur das Leben wollte. Wo seine Zöglinge jugendlich lebten, gab ihm solch Leben, was es forderte: ein Jugendleben. Weil sein bisheriges eigenes Leben ihn jung erhalten, er aber jetzt zugleich ein Mann war, der anfing, es zu überschauen, so erhielt er vom Leben ‚Auf der Öde', was aus Büchern nicht zu erlernen war: es gab ihm den Weg zu einer allgemein menschlichen Erziehung.

Ein deutliches Gefühl während der halben Robinsonade machte den Anfang. Er ergriff seinen Ariadnefaden mit den Worten: „Selbst mitleben ist die wahre und echte Erziehung." Erst dahinter kamen die Fragen in Betracht: „Was ist Elementar-Unterricht? Was bedeuten die von Pestalozzi aufgestellten Unterrichtsmittel? Was ist überhaupt der Unterricht als Gegenstand?"

Längst hatte er dem Bedenken des Kritikers der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung Raum gegeben: Pestalozzi-Regeln fangen dort an, wo die Aufmerksamkeit der Kinder schon erregt ist. Er erkannte Pestalozzis Mittel zwar als notwendig an; sie genügten ihm nur nicht, weil sie ihm nicht lebendig genug erschienen. Was ihn am meisten bedrückte, war der Mangel eines organischen Zusammenhangs der Unterrichtsgegenstände. „Inneren Zusammenhang zu sehen, zu erkennen, zu zeigen", das war damals der charakteristische Ausdruck für sein Streben als Hauslehrer. Er glaubte, das dunkle Gefühl solcher Forderung sogar bei seinen drei Zöglingen zu beobachten. Aber klar konnte dies ursprüngliche Ganzheitsverlangen der Jugend bei diesen am wenigsten werden, weil sie, vom

höchsten Leben, dem pflanzenhaften, durch die Willkür Erwachsener abgebogen worden waren. Je länger sie bereits Unterricht genossen hatten, um so weniger vermochten seine Zöglinge von sich aus den Verlust der ursprünglichen Empfindung als Ursache zu fühlen. Sie waren das Zerstückelnde bereits gewohnt, namentlich der 12jährige Karl trug es wie eine Krankheit mit sich herum. Fröbel sah also zunächst seine Aufgabe, wie ein Arzt es tut, der nur sorgt, daß die Natur zu ihrem Rechte komme und selbst die Verkrüppelung ausheile.

An diesem Punkte hatte Muralts von ihm abgeschriebenes Muster einer treuen Erzieherſorge ihm gedient. Im Einverständnis mit der Mutter hatte Fröbel schon im ersten halben Jahre, gegen Ende 1806, einen längeren Bericht über die drei Knaben abgefaßt. Ihre Charakteristik war für den Herrn des Hauses keineswegs schmeichelhaft gewesen. Ursache aller Fehler nannte er neben der früheren mangelhaften Erziehung und dem geisttötenden Unterricht den zu häufigen Aufenthalt der Kinder unter Erwachsenen, „die nicht bemerkten, daß Kinder in ihrer Nähe waren". Diesen verbildenden Einfluß hatte er ja freilich durch den Grundsatz der Landerziehung auszuschalten gesucht, aber nicht, ohne eine neue Fehlerquelle damit aufzutun.

Von vornherein war ihm das Ungesellschaftliche seines Vorgehens eine Halbheit für die ihm anvertraute Jugend erschienen. Nach dem mißglückten Versuch mit dem Stiefsohn der Frau Meyer beklagte er, daß die Knaben von gleichaltrigen abgeschlossen seien, und daß er sie nicht unterschiedlich nach der Fassungskraft ihres verschiedenen Alters unterrichten könne. Alle Liebe seitens des Erziehers könne weder durch ihn noch durch einen Nachfolger ‚Auf der Öde' zum Ziele gelangen. Er hatte einen Wechsel des Ortes vorgeschlagen. Selbstverständlich erschien ihm Pestalozzis Anstalt in Iferten als der günstigste Ort. In Iferten sollten sie in die Klassen eingeordnet werden. Seine eigene freie Zeit dortselbst wollte er zur Vorbereitung auf einen höheren Unterricht jedes der drei verwenden. Sein letzter Unterricht würde dann der Natur gemäß in einem zusammenhängenden Ganzen bestehen. Er würde ihn geben als Unterricht in der Naturgeschichte in ihren Zweigen, der Naturlehre, der Erdbeschreibung nach ihren verschiedenen Rücksichten und der von diesen Gegenständen unzertrennlichen Völker- und Menschengeschichte; auch was sich hieran schließt, war von ihm nicht vergessen: Sprachen und Kenntnis der alten Klassiker und neueren klassischen Schriftsteller. Er meinte, daß sich nur so alles zum Ganzen runden ließe.

Bei der Abneigung des Herrn von Holzhausen gegen Pestalozzi machte es natürlich dem Hausherrn Spaß, den selbstherrlichen Hofmeister nun

seinerseits auf die Bedingungen des abgeschlossenen Vertrags aufmerksam zu machen. Diese Lösung lag also dahinten. So kämpfte er denn allein weiter um den Ausgang aus dem Labyrinth. Das war gut, weil er damit von neuem ganz auf Selbsttätigkeit gestoßen wurde, also den Grundsatz leben mußte, der dem Pestalozzischen Wege den Wert gab. Keinen Augenblick aus dem Bannkreis dieser Forderung herauskommen, das übertrug sich stärker auf seine Zöglinge. Keine methodische Überlegung konnte besseres bewirken, als die einfache Notwendigkeit, in die Fröbel fast willenlos geriet.

Körperübungen waren ihm in ihrer Anwendung als Erziehungsmittel fremd, abgesehen von jenem Springen über die Schnur und dem Gehen auf Stelzen. Gymnastik wurde daraus noch nicht, nur Pflege des Körpergefühls. Der Winter war gekommen. Und als er ging, war aus bloßem Betätigungsdrang des Körpergefühls körperliche Geschicklichkeit gewonnen worden. Begonnen hatte Fröbel mit der leichten Kunst, in glattes Papier durch geordnete Striche Zeichen und Gestalten einzuprägen, wie er das einst in Oberweißbach von selbst angefangen. Mit dem Geschick der drei Mitspieler wuchs seine eigene Erfindungskraft und durch den gemeinsamen Wetteifer die Fertigkeit jedes einzelnen. Man ging zum Falten von Papier über, vom Falten zum Formen in diesem und andern Stoffe. So förderte einfache Lebensbelauschung den ersten Werkunterricht herauf.

Die Übung war dabei weit mehr als es scheint, und mit klarem Bewußtsein legte Fröbel dem Herrn von Holzhausen darüber Rechenschaft ab in jenem Bericht um Neujahr 1807, der das Veredelnde des Spiels betonte. Der Erzieher erstrebte damit nicht nur, was der Satz Schillers sagt: ‚der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt'. Soweit überschaute Fröbel das Leben, daß er den Menschen bestimmt sah, die Natur in der Mannigfaltigkeit ihrer Formen und Gestalten zu erkennen, mehr noch: sie auch in ihrer Tätigkeit, in ihrer Wirksamkeit zu verstehen. Hatte nicht Novalis gesagt: Um die Natur zu verstehen, muß man ihr nachschöpfen? So gingen die vier glücklichen Kinder ganz triebmäßig nicht mehr nur dem Pflanzenleben, sondern auch dem Entwicklungsgang der Menschheit nach; sie ahmten, wie die primitiven Menschen es zu allen Zeiten getan, in ihren Spielen Schöpfungstage der Natur nach.

Gleichzeitig sah Fröbel mit Freuden, wie am Gelingen des Gestaltens auch von selbst der Trieb zur Gemeinschaft erstarkte, Gemeinschaft aus dem Quell der Liebe. Er beobachtete, wie beim natürlichen Kinde nur dasjenige Wert hat, was es zu einem gemeinsamen Gute machen kann. Dadurch wurde sein Tun zu einem Bande zwischen sich und seinen Ge-

liebten. Der Erzieher ‚Auf der Öde' hielt alle Gaben von seinen Zöglingen fern, mit denen das reiche Haus die Kräfte nur erstickt und abgestumpft hätte. Das war die echte Seite der ganzen Robinsonade. Und wenn die drei Holzhausen verglichen mit tausenden von Kindern immer noch unvergleichlich viel empfingen, durch ihren Erzieher wurden sie zwanglos dazu geleitet, viel geben zu können.

Zweifellos entsprang solche Bereitschaft bei allen drei Holzhausen dem Gefühl, auch hierin mit ihrem Erzieher zu wetteifern. Er hat in dieser Weise mit ihnen jeden passenden Gegenstand vorgenommen. Und zwar selbst, wie die Kinder, als Entdecker. Ihnen handelte es sich um die Eroberung der Umwelt, ihrem Erzieher aber um die nüchterne Lösung der Frage: „Was ist Unterricht?" Für das Dingliche darin ging Fröbel damals von folgender Beobachtung aus: Der Mensch wohnt in einer Welt von Gegenständen, die auf ihn einwirken, auf die er einwirken will. Also muß er sie nach ihrer Natur, ihrem Wesen und nach ihrem Verhältnis untereinander und zu den Menschen erkennen. Das erweiterte Fröbels Begriff von „Außenwelt", bei dem er bis dahin nur die Natur vor Augen gehabt hatte; denn trotz der Bamberger Gespräche und der Großmiltzower Arbeiten für einen Baumeisterberuf waren für ihn die Kunst- oder Menschenwerke nicht da gewesen. Wohl hatte ihn Toblers und Hopfs Vorbild, die Gegenstände nach Form, Größe und Mannigfalt zu unterscheiden, allmählich zu einer Pestalozzischen Form-, Größen- und Zahlenlehre geleitet. Aber es war für ihn selbst eine große Bereicherung seines inneren und äußeren Blickes, als er endlich unter „Außenwelt" die Menschenwerkswelt mitdachte und die Scheu ablegte, sie als Gegenstand der Elementarbildung mit zu berücksichtigen.

Das Leben spielte so sonderbar, ihn in jenen Wochen erster Entscheidungen gerade durch den Menschen zu stärken, der am wenigsten von seiner Geduld besaß. Es findet sich in Fröbels Stammbuch eine zweite Eintragung des Eiferers Joseph Schmid. Sie lautet:

‚In dieser kurzen Zeit band ich mich in eine Freundschaft einzugehen, daß ich nicht laßen konnte, weil ich Sie unermüdet sah arbeiten, wenn sie ermüden sollen, so denken sie an den Vater Pestalozzi

von Deinem Freunde

Frankfurt den 21 Herbstmonat 1806. Schmid.'

Fröbel richtete sich denn auch immer von neuem an dem Vorbild des großen Schweizers auf, mehr an dessen Herzen, als an den Büchern der Methode. Erfüllt vom Geiste der Familienerziehung kaufte er 5 Stücke eines Buches von Türk ‚Briefe aus München-Buchsee', weil er hörte,

daß der Ertrag für die von Pestalozzi geplante Armenanstalt bestimmt sei. Drei davon, sowie drei Pestalozzische ABC-Bücher nebst Lesestäben verschenkte er am 16. Februar 1807 in seine Heimat an Christoph, an den Schwager in Kochberg und an noch einen Geistlichen. Auch Frau von Holzhausen tat ähnliches mit 8 weiteren Stücken. Aber im Brief, der die Sendung an Ehristoph begleitete, bewahrte Fröbel seine hergebrachte Selbständigkeit. Er schrieb: „Alles, was in Hinsicht auf Erziehung gut, d. h. in den sich gleichbleibenden Grundgesetzen der Natur gegründet ist, gehört der Pestalozzischen Methode, oder umgekehrt, in die Pestalozzische Methode gehört alles, was sich in Hinsicht auf Menschenerziehung den hohen Naturgesetzen unterwirft. Indem ich dieses sage, spreche ich von der eigentlichen Tendenz der Pestalozzischen Methode. Ein Buch, was diese Tendenz ausspricht und in den Geist dieser Methode einweiht, existiert nicht und wird sobald nicht existieren, und es ist gut, daß es noch nicht existiert; denn es würde doch hundert Deuter . . . bekommen, da nur wenige es jetzt verstehen können und mögen; denn der Geist, der die Welt beherrscht, und der Geist, der Pestalozzi belebt, sind Gegner wie der Geist Jesu und der Drache. Alles, was diejenigen, die Pestalozzi nicht abhold sind, tun können, ist, auf Treu und Glauben zu Pestalozzi den ersten Schritt zu tun. Wer sich mit regem, tätigem Geiste dazu versteht, dessen Heil ist schon gekommen; der Geist, der sich bald in dem äußert, bei dem die Anwendung gemacht wird, wird dann immer Schritt vor Schritt mit einem Lichte des Himmels den Weg beleuchten, der weiter zu gehen ist."

„Rastlos vorwärts in die Tiefe, in die Weite!" war ganz besonders Fröbels Wahlspruch von 1807, dem Jahre der Hochofenglut seines Werdens, als alles in ihm für den Guß zusammenschmolz. Mit Recht durfte er von sich sagen, in vielseitiger Berührung mit den pädagogischen, philosophischen, historischen, politischen und naturhistorischen Gedanken seiner Zeit gestanden und doch sein inneres Leben „ganz isolatorisch" gelebt zu haben. Wie stellt sich denn in der Überschau dieser sein Zustand dar?

Für Fröbel brachte der erste Mensch, der die Erde betreten hatte, die Forderung mit, nicht zu beharren, sondern den absoluten Menschen herauszuleben. Sein kindlicher Glaube sah den alten Adam erst durch Jesus in absoluter Reine wieder erneut. Das was Jesus gefordert und verheißen hatte, erschien ihm von Pestalozzi angestrebt. Wenn Fröbel auch nicht die Gemütssteigerung mitmachte, die in jener Zeit bei so mancher Persönlichkeit schlechthin von einer Wiederkehr Jesu redete, wie das beispielsweise Jungfer Lutz zu ihm bei der Heimfahrt von Iferten in bezug auf Pestalozzi getan hatte — so ganz fern lagen ihm solche Gedanken nicht durch den Taufbrief der eigenen Jesusfreundschaft. Hinzu trat, daß Fichtes

‚Bestimmung des Menschen' ihn mit den drei Büchern ‚Zweifel — Wissen — Glauben' aufforderte, vom ewigen ‚Wesen' des Menschen auszugehen. Das hieß für ihn, „die Menschen ihnen selbst geben", die Lutherſche Bahn der Befreiung zu vollenden durch Erziehung nach dem Herzen Peſtalozzis.

Ein am verzehrenden Feuer des Novalis gebranntes Kind, scheute er immer noch dessen romantische Stimmung, empfand aber das alte Locken, das von Hardenbergs „fragmentarischen Sätzen", dem Steinbruch für ein Gebäude einheitlicher Wissenschaft, auf ihn ausging. Ihn schreckte die katholisierende Mystik der Jesusliebe Hardenbergs; aber seinem Geiste schwindelte auch vor der Mystik, mit der Fichte den Menschen zum ‚seligen Leben' bestimmt sah. Es klingt recht naiv, wenn Fröbel im Februar 1807 zu allem übrigen Suchen die Mathematik zum „Fundament" seines gesamten Wissens machen wollte, damit sie als reine Denkwissenschaft ihn vor den Gefahren der Mystik sichere. Er wußte nicht, damit den Anfang aller abendländischen Philosophie anzutreten, den Weg der Pythagoräer, der durch Plato und Plotin ins Freie leitete. Eher war ihm gegenwärtig, dem Äther der Fichteschen Ideen entgehen zu müssen mit einer Vorstellung vom Menschen, den der Schellingjünger Hardenberg als Geschwister aller Kreatur empfunden, weshalb er so eifrig an einer zentralen Mathematik gewebt hatte.

Die „Bibel der Erziehung", Arndts ‚Fragmente' mahnten und mahnten. Aber welche Forderung stellten auch sie an den Erzieher? ‚Er muß ein großes Wissen haben mit einer Weltseele [!], die beide Eine große Weltseele finden und die ganze Naturnotwendigkeit [!] aneinanderbinden können. Sie werden alles Leben entspringen sehen aus einem notwendigen Naturkeime, vermöge dessen es sich so und nicht anders entwickeln muß.' War solche Zutat des kernigen Tatmenschen Arndt in dem Schmelzvorgang des Fröbelschen Geistes nun Aschensalz, von dem Schillers ‚Glocke' sagt: es befördere schnell den Guß? Wir meinen ja. Arndts Einfluß auf Fröbel trat am ſtärkſten hervor, eben in der Form, die die erste klare Linie seines Vorgehens ‚Auf der Öde' genannt werden muß.

Was also ging eigentlich in dem Häuptling bei der halben Robinsonade mit den drei Holzhausen vor sich? Er machte naiv, während ihm Rousseau also nur über die Schulter schaute, das Entwicklungsleben der Menschheit noch einmal durch. Das war der triebhafte Sinn seines Suchens nach einer natürlichen Verfassung des kleinen Staates, bei dem er zugleich Kind und Patriarch war. Die Hauptstimme bei der Gesetzfindung hatte die Natur, d. h. jene Pflanzenhaftigkeit im Goethe-Schillerschen Sinne ‚des Höchsten, Besten'. Darauf erhob sich das Recht der Natur einer kindlichen Menschheit,

die, um ungestört dargelebt werden zu können, gegen das Dreinreden verbildeter Erwachsener durch den Grenzschutz gesichert war, den der starke Vertrag mit dem Vater seiner Zöglinge stellte. Darnach ergab sich naturnotwendig sein übriges Vorgehen: die Eingliederung seines Völkchens in die Kultur seiner Umwelt.

Das Ganze war also zugleich eine naive Auseinandersetzung mit der Frage des Naturrechts, die dem voraufgegangenen Jahrhundert so viel zu schaffen gemacht hatte. Sein Erziehungsweg wurde ein wahrhaft naturrechtlicher, weil Fröbel bestrebt war, seinen kleinen Staat aus der Keimzelle aller menschlichen Gemeinschaft herauszuleben: aus der Familie. Wie aber stand es innerlich um das Haus, in dem er doch nur ‚Hofmeister der Söhne' war?

* * *

14.

Caroline von Holzhausen, Fröbels idealische Freundschaft.

Einer Frau in Deutschland war es vorbehalten, aus dem Halbdunkel heraus, das 120 Jahre lang über dem Verhältnis Fröbels zur Mutter seiner Zöglinge lag, eine kühne Vermutung zu äußern, fahrlässig zu belegen, aber in keiner Weise zu beweisen. Man las also vor einigen Jahren, es sei möglich, ein 1807 geborenes Töchterchen der Caroline von Holzhausen, ebenfalls Caroline geheißen, wäre die Frucht einer geheimen Liebe zwischen Fröbel und dieser Frau. Die bloße Vermutung bringt den Vorkämpfer eines reinen Familienlebens in größten Widerspruch mit sich selbst: führte sie zu einer gemeinen Wahrheit, solche Wahrheit wäre ein für allemal tödlich für Fröbel als Denker. Wenn irgendwo, so verpflichtet hier die Wissenschaft zur gewissenhaften Umschau.

Werden und Seele der Frau von Holzhausen enthüllte sich bis zu ungewöhnlichen Tiefen in einem Gedankenbuch, das sich in ihrem Nachlaß fand. Es gibt und begleitete ihr inneres Leben über fast vier Jahrzehnte hinweg, anfangend in der Zeit vor ihrer Ehe. Der Band hat nicht den Charakter eines Tagebuches. Jede Datierung fehlt, ebenso jede Notiz über den Alltag. Dafür war jede Eintragung ein Bekenntnis, ob es nun in der Wahl namentlicher Zitate aus zeitgenössischen Schriftstellern oder im Aussprechen zweifellos eigener Betrachtungen lag. Das Ganze trägt das Gesicht des Jahrbuches einer hochbegabten Seele. Ein eingeklebter Brief setzt als letzte Grenze das Jahr 1834. Vorsichtigste Beachtung der Bücher, die Frau von Holzhausen jeweils ausschrieb, vor allem unser Heranziehen von datierten Belegen aus Fröbels Nachlaß, beides vereint

mag dem Leser freistellen, wie weit er uns in das Halbdunkel bis in einzelne Jahre und Tage hinein folgen will.

Caroline von Holzhausen war die Tochter einer Freiin von Holzhausen und des Freiherrn von Ziegesar. Geboren 1775, schwand ihr die Kindheit und ein Teil ihrer Jugend ‚unter feindlichen Umgebungen'. Ihre erste Weltvorstellung gewann sie im bekannten mädchenhaften Weben an Träumen von Schmerz und Glück, die des irdischen Pilgers warten, von Liebe und Freundschaft, die das Leben erhöhen und die, ach, wieder verloren gehen, ohne daß jemand die leidende Seele hinter dem Schein der Freude erkennt. Die ersten Eintragungen des Gedankenbuches sind ausschließlich geliehen von Schriftstellern und Dichtern. Caroline Pichler wurde bevorzugt. Auch Schiller, ihr späterer Lieblingsdichter, erscheint, aber mit einer weltschmerzlichen Betrachtung, gefolgt von einem Schwarmwort Jean Pauls über ‚die schönste Christin'. Verstiegene Empfindung von der Schönheit des Gestorbenseins, Müllner nachgeschrieben, vertrug sich unmittelbar mit dem ernsten Wort Lessings: ‚Tod ist nicht Tod, nur Veredlung menschlicher Naturen.' Besonders zeitbestimmend treten schon früh französische Zitate aus Rousseau und reicher noch aus Frau von Staël auf.

Etwa die 28jährige mag zu Frau von Staëls ‚Delphine', die spätere zu deren ‚Corinna' gegriffen haben. Doch war der Einfluß, den solche noch unentbundenen Freiheitsrufe fraulichen Denkens auf sie ausübten, nicht übermächtig. Sie folgte ihnen nur mit norddeutscher Schwerblütigkeit. Erste leise Enttäuschungen ihrer Ehe waren vor die Jahrhundertwende gefallen. Damit begannen die Kämpfe um eine eigene Weltanschauung. Die junge Frau beklagte nicht mehr den Unbestand des Glückes: das Übermaß des Glückes drohe doch nur abzuziehen — von Gott. Zwar lieh Rousseau ihr noch Klagen über ein zu frühes Heiraten bei zu geringem Kennen; Frau von Staël den Verzweiflungsruf, daß Gott allein die Menschen verstehen könne. Und mit der Staël fürchtete sie als einzige den Charakter ändernde Leidenschaft die Liebe. Ein anderes Wort dieser starkgeistigen Vorkämpferin der Frauen wurde ihr ein Wink, das Leid zu einem beständigen Dienst gegenüber dem höchsten Wesen zu machen, sich selbst es zu verzeihen, wenn die Erinnerung an genossenes Glück ihr Herz zerriß und ihr es nicht vergönnt war, ‚ohne grausigen Zwischenfall am geweiheten Bande der Ehe sanft von der Liebe zur Freundschaft' gelangt zu sein. Nun sei ‚zu verzweifeln, sich jemand anzuvertrauen'.

Wir sehen, daß hier um Kameradschaft in der Ehe gerungen wurde. Nicht scharf genug im Auge zu behalten ist die hier zuerst auftauchende aber immer wieder durchleuchtende Linie: Frau von Holzhausen hat

Zeit ihres Lebens das hohe Bild geliebt, das sie als 18jährige vom Wesen des Mannes in sich trug, dem sie als 22jährigen die Hand gereicht hatte. Es müssen auf Seiten Georg von Holzhausens Werte gestanden haben, die auch der enttäuschten Gattin solche innere Treue möglich machten. Gerade das aber wurde die Quelle zu einer Spannung. Ihr feines Gemüt und der tief veranlagte Geist, beides vereint die Grundlage ihrer Schwerblütigkeit, litt darunter, daß ihr Mann dem hohen Bilde ihrer Brautzeit nicht entsprach; seine weniger tiefe Veranlagung hatte nur zu einer weltmännischen Bildung gereicht. Über den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit grübelnd, fragte Caroline, nicht allein, wie sie dem mit Liebe zu begegnen habe, sondern auch, ob dergleichen unabwendbar sei.

Das beständige Nachschwingen uranfänglicher Liebe zu dem Gatten ließ sich vor allem in zwei Bekenntnissen vernehmen, die zweifellos in die Jahre der Krisis fallen, als die Sehnsucht nach dem Ideal ihre erste und darum letzte bleibende Liebe auf die Probe stellte, als also dieser Gattin und Mutter ein junger Mann begegnete, der alle Verheißung ihres idealen Bildes zu verkörpern schien. Die Worte lauteten: ‚Ein Frauenzimmer soll nicht nur unsträflich sein, sondern unsträflich scheinen. — Eine Frau darf nie vergessen, daß, wo etwas entschieden werden muß, ihr Mann die entscheidende Stimme hat. Jede Frau, die einen Mann von Verstand und Gefühl heiratet, sieht ein, daß sie dieses Recht dem Manne überlassen muß. Und am Ende wird sie gewahr werden, daß auch in diesem Punkte ihre Pflicht abermals ihr Glück ist.‘ Diese Haltung des Unsträflich-Seins, nicht nur Unsträflich-Scheinens hat Caroline bewahrt.

Die Quellen der von sich selbst geforderten inneren Treue wurden genährt von einer pietistischen Grundströmung ihres Gemütes. Frau von Holzhausen fühlte sich gebunden an das Wort vorm Altar in unbedingter Überzeugung eines persönlichen Fortlebens im Jenseits. Dies religiöse Gefühl machte die Qual der Enttäuschung zu einer bittersüßen, weil der Bund im Diesseits in alle Ewigkeit ihr Schicksal entschieden habe. Wohl hob der Gedanke, dem Ideal im Jenseits zu begegnen, auch lächelnd sein Haupt; aber fürs irdische Dasein erlaubte er ihrer Sehnsucht nur ein poetisches Spiel. Drum mußten Stunden kommen, in denen selbst dies liebe Spielen ihrer Seele als eine Sünde erschien. Ein Etwas redete mit hinein, was man heute vielleicht als norddeutsches Pflichtgefühl belächeln mag: die sittliche Treue zum gegebenen Schwur. Wir nennen das deutsch, weil es an die Gefolgstreue deutscher Edelleute des Mittelalters erinnert; indessen kehrt dergleichen bei jedem reinen Kinde wieder. In dem reinen Gemüt der Frau von Holzhausen, geborene von Ziegesar,

deutet es auf sittliche Bindung an ihre gesellschaftliche Herkunft. Sie liebte nicht nur das Ideal, sie brachte ihm Opfer, weil sie sich aus Ahnenstolz verpflichtet fühlte, in Sittlichkeit jedem andern voranzugehen. Die Schattenseite dieses Adelsstolzes sollte einst auch Fröbel treffen. Für sie selbst aber erwuchs aus gleicher Quelle die herbeste Erfahrung ihrer Ehe. In den ersten Jahren des Zusammenlebens mit ihr hatte Georg von Holzhausen einen Teil seiner Neigung andern zugewandt. Carolines Stolz war in dieser alltäglichen Erscheinung zu tiefst verwundet worden dadurch, daß der Gegenstand der Neigung ihres adeligen Mannes eine ‚Unwürdige' werden konnte.

Was die stolze Frau damals empfunden hat, wagte sie nur in fremden Lauten sich auszusprechen: ‚Dans une âme délicate et fière, il est un terme de l'amour, ou loin d'être un sentiment sublime, il n'offre plus que le désordre d'une mauvais en tête. L'homme capable de s'attacher a un object indigne de son choix ne merite que du mepris, et celle qui a la faiblesse de l'aimer encore partage sa honte et prouve plus de folie que de tendresse. Aimée encore celui qu'on n'estime plus s'est savilir se degrader s'outrager soi même.' Dabei gehörte Caroline keineswegs zu den verqueren Weibern, deren Geschlechtlichkeit aufgesogen wird von scheinbar ‚un-sinnlichem' Schwärmen. Schon sehr früh, im Gefolge ihrer ersten Enttäuschung, anvertraute sie ihrem Gedankenbuch ein abermals französisch geschriebenes Bekenntnis, „. . . on rougit d'avoir de l'aimer'. So regte sich in der beleidigten Gattin das Gefühl ihrer Herkunft gleichzeitig in der Form des Brunhildentrotzes. Die liebende Hingabe, die sie als Gattin dem vermeintlichen Träger ihres Mannesideals erwiesen hatte, hat die Enttäuschte noch hinterher als Schändung ihres Magdtums empfunden. Ganz abgesehen also von ihrer gesellschaftlichen Bindung aus adeliger Herkunft erschien Frau von Holzhausen erfüllt von dem Blutsgefühl des natürlichen Weibes, in dem ein mädchenhafter Trotz hinüberwechselt in das deutsche Ideal der ‚reinen Magd', auch nachdem sie Mutter geworden war.

Hatte das Sich-gehen-lassen ihres Mannes sie hinterher für sich selbst erröten machen: dies Erleben festigte ihre Haltung gegen jeden andern Mann, und wäre er die restlose Verkörperung ihres Mannesideals gewesen. Sie hatte im Zeitalter der frühen deutschen ‚Romantik' mehr als ein Beispiel recht freier Auffassung des Verhältnisses beider Geschlechter, nicht zuletzt in ihren Gesellschaftskreisen, vor Augen. Aber jene Erfahrung geschändeter Hingabe baute an einer kristallenen Mauer um sie als angetraute Gattin, innerhalb welcher ihre natürliche Sinnlichkeit nur der ursprünglichen Neigung zu Georg von Holzhausen Raum ließ. Die junge

Frau meinte, den kühler werdenden Gatten durch Dulden, Tragen, Freudemachen, durch Gefälligkeit und Sanftmut überwinden zu können. Danach machte sie augenblicks den Versuch, die immer leerer werdenden Tage im Erfassen des Augenblicklichen, des Nahen, schneller ‚zum Fliehen' zu bringen; bald schärfte sich daher ihr Blick für das Echte, geleitet durch den Zweifel gegenüber äußerem Getue. Die Eintragungen ins Gedankenbuch lassen die einzelnen Schritte deutlich verfolgen.

Eines Tages entwarf sie mit wenigen Strichen ironisch die Geschichte einer berühmten Frau, bei der zweifellos das Bild der Frau von Staël Pate gestanden hat. Sie aber meinte sich selbst und traf wohl auch ihr damaliges Wesen ziemlich echt. ‚Histoire d'une femme célèbre, tracée par elle même. — J'adoptai une nouvelle existence; je me livrais a l'étude; j'ornai mon esprit; je désirai a ce genie de jouissance et de succès; a la société je cherchai l'art d'y régner dans celui de plaire; je joignis, a quelques graces naturelles la dignité des manières, des procedés, de la conduite; l'art des ménagements entre les passions et les caractères, au tact des convenances entre les âges, les sêxs, les rangs divers. On me crut plus aimable depuis que rien ne m'attachait plus; j'obtins une sorte d'empire pour remplir le vide d'un seul sentiment; et ne pouvant être une femme heureuse, je devins une femme célèbre.' Das war ein erstes Aufbäumen; aber im Gewande der Ironie war der Entschluß nicht stark genug, um nicht immer noch romantisch einen Trost darin zu suchen, daß niemand ‚die Anstrengung' sehe, die ihr ‚ein heiteres Antlitz' koste. Danach versagte auch bei ihr nicht das große Mittel, ‚anderen Glück' zu schaffen. Ihr Schmerz ging in stille Trauer über; nur begann sie, die Einsamkeit zu fürchten. Während sie sich noch von neuem vorwarf, eine zu große Liebe sei ein Unrecht gegen Gott, beklagte sie gleichzeitig, daß nach ‚kaltem Hauch' ihre Liebe keine neue Blüte treiben könne.

Allmählich gewann die Frau eine kernigere Form des Weiterlebens. Nie am Ziel anzulangen, fiel ihr schwer aufs Herz. Sie hatte zu hart erfahren, daß Liebe nur auf Achtung fußen könne, begann auch, sich nach edlem Umgang zu sehnen. Doch fühlte sie als Weib zu deutlich, daß die vollkommenste Achtung ‚nicht hinreiche zur Liebe'. Aber Liebe wohne doch in allen Wesen der Schöpfung. Nun fürchtete sie das Grübeln, warum das alles ‚so sein müsse', und wünschte einen Menschen, der sie unterrichten könnte. Immer wieder sprang die Frage auf, wie der Gatte zurückzuerobern wäre. Die Jugend (lies Kinder), das wäre der Weg dazu.

Wohl in die Zeit dieser Überlegungen fiel ein Brief der Sophie von La Roche, der sich an anderem Orte im Nachlaß der Frau von Holzhausen findet. Die Nachschrift Sophies galt dem damals jüngsten ihrer Söhne

und lenkte den Blick entschiedener auf die Hoffnung jeder Gattin, die eine Mutter werden durfte.

‚Offenbach den letzten des Jahres 1803.

. . . . der Himmel gebe Ihnen für viele kommende Jahre alles was ich Ihnen wünsche besonders in Ihren Kindern — und Freunden.
ich umarme und Seegne Sie Herzlich so als ob ich das glück hätte
Ihre Großmutter zu seyn Sophie von La Roche.
umarmen Sie Adolph, Gott lasse ihn Fortblühen und erhalte ihn.‘

An dem Besitz der Kinder gesundete das Herz der Mutter, noch nicht das der Gattin. Wichtig aber wurde, daß das Leben der Frau jetzt, also verhältnismäßig spät, einen tieferen Inhalt fand im Überdenken der rechten Jugenderziehung. Dies späte Zurechtfinden hatte die bedeutsame Folge, daß ihre Vorstellung vom besseren kommenden Geschlecht eine Allgemeinheit erhielt, die beim uranfänglichen Zufriedensein mit dem eigenen Fleisch und Blut nicht sobald ins Auge gefaßt worden wäre. Sie ging an die Fragen der Erziehung aber durchaus vom weiblichen Gesichtspunkte heran, die Herkunft dieses Denkens aus den Enttäuschungen als Ehefrau nicht verleugnend. ‚Zwei Gatten, die sich lieben, sind die glücklichsten unter allen Freunden.‘ Noch klang dabei etwas von der Weltanschauung nach, die von Frankreich her das gesellschaftliche Leben beeinflußte, jenes Firniswesen der Höflichkeit, in dem unser ‚plumpes‘ Volk nicht Meister ist; das Spiel mit der Phrase erfuhr bei ihr die romantische Verinnerlichung: ‚Ein Wahn, der mich beglückt, Ist eine Wahrheit wert, die mich zu Boden drückt.‘ Aber entschieden verurteilte sie den Männerfang, zu dem man die Mädchen erzog. Ehelosigkeit sei da besser, und das Weib sei zu preisen, das die Treue zu sich selbst bewahre. ‚Unbewunderte einsame Heldin, in deiner letzten Stunde wirst du glücklicher sein als jene, die, auf Kosten der Ehre nie glücklich zu werden, nur Ehelosigkeit, nicht Ehrlosigkeit vermieden.‘ Der Sinn ihres eigenen Geschicks schien sich ihr tiefer zu enthüllen, als sie endlich einen Plan der Vorsehung darin zu sehen glaubte. Die Vorsehung führe ungleichartige Wesen zusammen, um eins durch das andere zu veredeln. Das gab ihrer Haltung nun ein begrifflich erfaßtes Gesetz: sich wechselweise zum Prüfstein der Tugend zu dienen und ihr die Opfer zu bringen, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse auflegen.

In dieser Zeit begannen die Verhältnisse Frankfurts in lebhafteren Fluß zu geraten. Die Grüblerin war vorbereitet, diesen Umstand für eine größere Selbständigkeit in ihren Rechten als Mutter geltend zu machen. Wir sahen das an ihrem Eintreten für die Bestrebungen Pestalozzis. Ihren eigenen Kindern ein glücklicheres Haus zu verschaffen, nahm sie

teil an den Mühen Günderrodes und Hufnagels um die ‚Musterschule'. Wie sie vorher schon dem Stürmer Kulisch eine nähere Aussprache gestattet hatte, so schenkte sie Anton Gruner ihr volles Vertrauen. Und sie empfand beglückend, durch solche Tätigkeit wieder an die Welt gefesselt werden zu können, ‚wenn wir ihrer schon ganz müde geworden zu sein glauben.' Auch unterm Widerwillen ihres Gatten vor allem, was ‚pestalozzische Richtung' hieß, blieb sie eine liebende Frau. Eine Eintragung — wir folgen schon geraume Zeit mit unseren Wiedergaben streng der Ordnung im Gedankenbuch — charakterisiert sie und ihren Mann zugleich: ‚Die Weiber lieben die Stärke, ohne sie nachzuahmen, die Männer die Zartheit, ohne sie zu erwidern.' Die selbständiger Werdende ahnte wohl, am Anfang tiefer gehender Kämpfe zu stehen. Doch rief sie sich selbst zu: ‚Aber liebe fort, du warme Seele! . . . jedes Herz, das nichts anderes verlangt als ein Herz, findet endlich seine Brust.'

Ihre Hoffnung schien sie nicht im Stich zu lassen. Aus Jean Paul kamen die Worte ins Gedankenbuch: ‚Alle liebenden Empfindungen gehn wie Gewächse bei gewitterhafter Luft schneller in die Höhe.' Die bisher zu viel mit sich selbst beschäftigt war, erholte sich in der Beobachtung anderer; Jean Pauls Seelenschilderungen und seine Sonne farbensprühenden Humors hatten daran teil. Sollte sich auf Fröbels langes Weigern, Hofmeister ihrer Söhne zu werden, die Ausschrift aus Jean Paul beziehen: ‚Jeder Jüngling hat ein schönes Zeitalter, wo er kein Amt . . . annehmen will'? Dann hätten wir den ersten Anhalt zu bestimmterer Datierung der Seiten des Gedankenbuches: Blatt 46 wäre dann im Jahre 1806 beschrieben worden. Die Schreiberin war damals im 31. Jahre, hatte also den Schritt in das vierte Lebensjahrzehnt hinter sich, der auch einer verheirateten Frau fast weh als ein Abschied von der eigenen Jugend erscheint und auch die glückliche zur Umschau in das Wesen anderer geneigt macht.

Das ausgeschriebene Zitat lautete: ‚Jeder Jüngling hat ein schönes Zeitalter, wo er kein Amt, und jede Jungfrau eins, wo sie keinen Mann annehmen will; dann ändern sich beide, und nehmen oft sich einander noch dazu.' Der schalkhafte Nachsatz paßt schwerlich in eine frühere Zeit als in die einer eingetretenen Beruhigung dieser Frauenseele. Dann aber fiele aus der Schalkhaftigkeit zugleich ein erstes Licht auf ihr Stehen zu dem 24jährigen, der 1806 bereits dem Zauber verfallen war, den eine reifende gefestigte Frau noch immer auf einen unfertigen, aber reinen jungen Mann ausgeübt hat. Zweifellos empfindet eine ihrer selbst sichere Gattin etwas Possierliches in dem heiligen Ernst solcher Verehrung, und eine eitle Frau erliegt wohl der Versuchung, die köstliche Zugabe gleichsam einer zweiten

Jugend mit kokettem Spiel zu pflegen. Auch Frau von Holzhausen hat sich eines neuen Treibens gefreut. Sie schrieb in ihr Buch: ‚In unserer innern Welt fliegen so viele zarte und heilige Empfindungen herum, die wie Engel nie den Leib einer äußern Tat annehmen können.‘

Der Hofmeister, den sie 1806 für die Erziehung ihrer Söhne gewann, hatte kein schönes Äußere. Aber seine sonderbare Erscheinung gab zu denken. Die nächsten Seiten des Gedankenbuches füllten sich mit Betrachtungen, aus denen hervorgeht, daß die Welt der Frau von Holzhausen durch irgendeinen ungewöhnlichen Menschen bereichert worden war. Noch schrieb sie zurückhaltend: ‚Entweder große Menschen oder große Zwecke muß ein Mensch um sich haben, sonst vergehen seine Kräfte.‘ Und es geschah wohl an Fröbel, daß sie die Beobachtung machte: ‚Genialische Menschen haben so viel Festtage als andere Werkeltage‘; doch vorerst mußte sie klagen: ‚Der geistige Blutsverwandte errät viel leichter seinen Verwandten, als der körperliche den seinen.‘ Das bemerkte sie nicht nur angesichts ihres Mannes, der nur mit Mühe dahin zu bringen war, nicht durch unvorsichtige Äußerungen einzureißen, was der Hofmeister aufbaute; sondern auch in Beobachtung ihres ältesten Sohnes, der 1806 gerade in das schwierige Alter der Geschlechtsreife eintrat. Ihr eigenes Leben aber wurde damals bedeutsam bereichert durch eine aufkeimende Freundschaft. ‚Das Vertrauen, welches neue Freunde sich einander schenken, pflegt sich stufenweise zu entwickeln. Gemeinsame Beschäftigungen und Liebhabereien sind das erste, worin sich eine wechselseitige Übereinstimmung hervortut; sodann pflegt die Mitteilung sich über vergangene und gegenwärtige Leidenschaften, besonders über Liebesabenteuer zu erstrecken; es ist aber noch ein Tieferes, das sich aufschließt, wenn das Verhältnis sich vollenden will; es sind die religiösen Gesinnungen, die Angelegenheiten des Herzens, die auf das Unvergängliche Bezug haben, und welche sowohl den Grund einer Freundschaft befestigen, als ihren Gipfel zieren.‘ Hier glauben wir den Nachklang vertraulichster Eröffnungen Fröbels zu vernehmen. Auf ihn wäre dann der Schluß des Ausrufs gemünzt: ‚Welches köstliche Kleinod für eine Frau ist das Herz eines Mannes, in welchem sie bei jedem Falle Trost, Rat, Unterstützung oder wenigstens die innigste, aufrichtigste Teilnahme findet.‘ Jedenfalls schob sich leise das Bild eines mitfühlenden Freundes über das des Gatten. Aber der Weltmann hat nicht geahnt, auf welche schmale Bahn er seine Frau durch sein Verhalten drängte.

Ein empfindsamer Seufzer verriet, daß sich für Caroline das Bild des Gatten verdunkelte: ‚Wie oft lodert die Fackel der Hochzeitsfeier und

dient nur zum Entflammen des Holzstoßes, auf welchem ein Dasein verzehrt wird.' Nicht ohne die gefährliche Süße solcher Empfindsamkeit waren weitere Ergießungen in diese Seiten des Buches: ‚Verbindung zweier harmonischer Wesen durch Liebe! O süßer Traum schuldloser Jugend! ... Echte Liebe ist eine Wanderin, die sehnsuchtsvoll die Treue aufsucht: aber sie findet sie nicht, oder wird sie gefunden, so sind ihre Wiege und ihr Grab Augenblicke. Ach, man hat die Liebe vogelfrei erklärt, indem man ihr keine Pflichten zuerkennt! Nun gleicht sie einer schönen hetruriſchen Vase, die leer ist.' Als fürchte die Frau, daß abseits vom Wege der Pflicht ihre ursprüngliche Gattenliebe zu Asche verglimmen könnte, schrieb sie: ‚Wenn man die Liebe beurteilen will, so muß man ganz unschuldig sein — dann würdigt man ihren ganzen Reichtum — oder schuldlos alle Klassen von Schuld kennen — dann schätzt man ihren Wert und ihre Möglichkeit. Im ersten Fall entsteht die holde Schwärmerei, welche am Busen des Ideals erzogen, ihre Reize der Wirklichkeit leiht, bis die Nemesishand der Erfahrung die himmlisch geschmückte Puppe entkleidet. Und im zweiten steht der Mensch, sinnig und den Blick zwischen Erde und Himmel teilend, als lebendes Mausoleum über dem Grabe seiner Lieblingsträume. Ach! die Liebe ist ein holdes Wesen, das vom Himmel zur Erde kam und in der Welt ausartete.'

Frauenlogik ist nicht die Logik des Mannes; sie ist umfassender als die begrifflich scheidende des männlichen Geistes, ist lebensnäher. Im Erleben der eigenen Versuchung begann Caroline zwar die Irrung ihres Mannes von ferne zu verstehen; gleichzeitig aber schien ihr frauliches Ganzheitsempfinden die anhebende Verwirrung ihres Gefühls nicht zu merken. In der eben mitgeteilten Betrachtung schaute sie das Bild ihres Mannes und ihr eigenes zusammen mit dem des reinen jungen Mannes, der in Vollkraft sicheren Fühlens berufen schien, der Entartung der Liebe vorzubeugen. Wir wissen, daß des Hofmeisters ihrer Söhne ausgesprochenes Ziel war, Menschen zu bilden, die in der Erde wurzelnd mit dem Haupt im Himmel schauend lesen sollten. Von hier aus schöpfte Frau von Holzhausen die Kraft, die Süße elegischer Gedanken umzusetzen in die edelste Tat, in die Tat für andere zugunsten einer glücklicheren Nachwelt. Jedenfalls rückte sie auf diese Weise für Fröbel in den Kreis seines Ariadne-Gedankens. Er sah, daß sie seine Partei nahm ohne Blindheit gegen die Rechte des Hauptes ihrer Familie. Gerade Frau von Holzhausen wird seinen Trotz als Eigensinn gescholten haben. Herr von Holzhausen hätte sich schwerlich des Ausdrucks „Härte" gegenüber den Bedingungen bedient, die der Habenichts dem Hause der Bürgermeister bei der Übernahme seiner Stelle ‚Auf der Öde' zu stellen wagte. Und der Vorwurf des Eigen-

sinns hätte aus Georg von Holzhausens Munde wenig Eindruck auf Fröbel gemacht. Im März 1807 konnte er dem Bruder Christoph schreiben: „Mein mich im Ganzen doch glücklich leitendes Geschick machte mich mit der Frau von Holzhausen bekannt, einer Dame, die man kennen muß, um ihren einfach und hellen, ihren umfassenden und durchdringenden Verstand, ihre edle hohe Seele, ihre hehre Würde als Weib und Gattin, und bei allem diesem ihre Anspruchslosigkeit gehörig zu würdigen."

Als Fröbel so warm und ruhig seinem vertrautesten Bruder zum ersten Mal Einblick tun ließ, wie er zu Frau von Holzhausen aufblickte, fühlte er sich mit ihr verbunden durch den gemeinsamen Kampf für die Erziehung einer „glücklicheren Nachwelt". Darum fuhr er in seinem Lob gegenüber dem Bruder fort, sie als eine Frau zu preisen, „die auch in dem drückendsten und schrecklichsten Kampf mit allenthalben [sie] umgebenden, beinahe unzubeseitigenden Hindernissen, Vorurteilen und widrigen Verhältnissen, dennoch kein höheres Sinnen, Denken und Streben kannte und kennt, als das, ihre ihr heilige und unverletzliche Pflicht als sorgende Mutter ihrer Kinder und als Erzieherin und Bildnerin derselben im ganzen, im höchsten Umfange zu erfüllen". Dieser Lobredner wußte nichts davon, wie die „hehre" Gattin seit etwa einem Vierteljahr gesegnet ging mit jenem Kinde Georg von Holzhausens, das dann den Namen der Mutter, Caroline, erhielt.

Der Hofmeister war in den Tagen dieses Schreibens drauf und dran, das Haus und die Stelle ‚Auf der Öde' zu verlassen. Der Grund zur Abkehr lag darin, daß er selbst unter dem „drückenden und schrecklichen" Kampf der Frau beobachtend härter litt, als ihm zum ruhigen Nachgehen seiner Pflichten gut war. Er hatte sich mit in den Kampf gewagt aus Dankbarkeit gegen seine hohe Gönnerin und aus Ritterlichkeit, wie sie ein kindliches Gemüt gegen eine bedrängte Bundesgenossin übt. Aber dergleichen findet seine Grenze, wo es sich um ein willensstarkes Gemüt handelt. Fröbels langsamer Aufstieg aus dumpfer Kindheit bis zum Erwachen seines Genius hatte bisher unter dem Gesetz naturgemäßer Entwicklung gestanden. Entwicklung des eigenen Menschen war der Inhalt seines Begriffes von Treue schlechthin geworden. Bei gewöhnlichen Menschen nennt man das Selbstsucht; im dunkeln Antrieb eines Genius hieß es Selbsterfassung. Seine idealische Besessenheit gestattete ihm nicht, auch nur entfernt gegen seine Idee zu handeln: Pflege der Keimzelle des Menschheitslebens! Das hieß aber nichts anderes als: Übe die Ehrfurcht, daß das Leben in der Familie ein reines bleibe!

So duldete es ihn keinen Augenblick länger in dem überpersönlichen Bunde mit Frau von Holzhausen, als die steigende Rücksichtslosigkeit des Herrn von Holzhausen ihm ein Wirken in diesem Sinne unmöglich zu machen schien. Der Stolz des eingeborenen Genius trat dem Stolz des Geburtsadels entgegen. Wiederholt schon hatte Fröbel seine Stelle im Patrizierhause hinwerfen wollen, so schon im September 1806, nur durch die Freundschaft zu Frau von Holzhausen zum Bleiben bewogen. Im April 1807 war er fest entschlossen, zu scheiden. Wir werden sehen, in welcher eigenen Art auch da die Loslösung noch einmal hinausgeschoben wurde. Zunächst verlangt uns danach, den Kampf in der Seele der beteiligten Freundin weiter zu verfolgen. Wir müssen zu diesem Ziele noch einmal in das erste Jahr ihres nahen Umgangs mit Fröbel, also etwa 9 Monate zurückgreifen. Denn an beider Wege lauerte die Tragik ideeller Freundschaft.

‚Laß die Sonderlinge mit Frieden, Menschentroß! Denn es wäre doch wahrlich sonderbar, wenn das Dornengebüsch mit den Eichstämmen rechten wollte, daß sie einen festen selbständigen Wuchs himmelan treiben.‘ In diesen Worten der Seite 52 des Gedankenbuches der Caroline von Holzhausen glauben wir zu hören, wie die Herrin zu dem genialischen Treiben Fröbels ‚Auf der Öde‘ geblickt hat. Das Gleichnis von der Eiche unter den Dornen kehrt später noch einmal von Fröbels Seite wieder. Zweifellos konnten vor allem die ersten Monate der Tätigkeit Fröbels, in denen die Frau ihren Willen gegen den Hausherrn und Vater doch erst durchsetzen mußte, nicht ohne tiefgehende Spannungen zwischen ihr und dem Gatten verstreichen. Eine Eintragung zwei Blätter nach der obigen macht uns stutzen. ‚Es gibt Charaktere, die man langsam errät, wie schwere Rätsel; andere, die weniger schwer zu erraten scheinen, den Lauscher ermüden, ohne daß er es ahnet: er muß sie mit der Achtsamkeit des harrenden Schützen beobachten und den Augenblick der Enträtselung gewahren, wie man ein lange erwartetes Wild auf dem rastlos besuchten Anstande im günstigsten Augenblicke erlegt; wieder andere, die rauschend auffliegen wie Raketen; solche endlich, die uns plaudernd entgegenhüpfen wie fröhliche Kinder: das letzte ist der Charakter der Verliebten, zumal der glücklich erhörten Verliebten.‘ Kann sein, daß hier im letzten Satz eine Beobachtung an Dritten vorlag. Wir entsinnen uns aber der ersten Aussprache, die Fröbel mit der Frau hatte: das Interesse, mit dem „er die Sache der geängstigten Mutter“ aufgenommen, hatte ihm ihr Zutrauen verschafft, für das er sofort und „uneingeschränkt“ mit dem seinigen gedankt habe: „Ich zeigte mich bald treu, wie ich war, machte sie mit meiner ganzen Bildungs- und Entwicklungsgeschichte historisch bekannt.“ Das galt für den Fortgang ihrer Bekannt-

schaft; sollte die sehr bald zur „Freundin“ Fröbels gewordene Frau in seinem kindlich entgegengetragenen Geplauder etwas vom ‚Charakter der Verliebten‘ gesehen haben? Es konnte den Zauber solchen Glaubens nur erhöhen, wenn eine heimliche Liebe ohne bewußtes Begehren sich der vom Gatten vernachlässigten zuwandte.

Denn abermals auf das übernächste Blatt kam ein Aufschrei ihrer Einsamkeit: ‚Ein Schmerz, dessen Ende ich noch diesseits übersehn kann, ist klein; aber einer, den ich bis nach jenseits tragen muß, ist schrecklich und marternd. Der Gedanke, es ist so und wird es ewig bleiben, ist Qual. Wo kann man denn anders Trost erwarten, als im Gebete zu Gott, der allein endigt böse und gut. Dann sinkt die Welt erst recht in ihr Nichts herab, und doch ist dieser Gedanke so traurig, in der Blüte der Jahre, mit meinem Los, das vielen beneidenswert scheinen mag, von der Welt gar nichts mehr hoffen zu können.‘ Es mag offen bleiben, wie weit sich das hungernde Herz der Frau über sich täuschte. Über Fröbel glauben wir sehr bald noch klarer zu werden. Aber auch die jenen Aufschrei ‚in der Blüte ihrer Jahre‘, also doch wohl mit 30 und einigen Jahren, tat, blieb bei der Pflicht. Sie vermerkte sich auf dem gleichen Blatte einen Zuruf de la Motte Fouqués: ‚Tue nur einer, was seines Amtes ist, ohne Rücksicht auf Welt und Herzenswunsch. Da beschert dann der liebe Himmelsvater seinen gehorsamen Kindern die hübschen Erdenblumen so sehr gerne obendrein.‘ Im ruhigen Vertrauen zu Fröbels sonderbarem Erziehungsweg bestärken mußte sie die Art, wie ihr Fritz mit 9 Jahren, vor allem der am Weihnachtstage 1799 geborene, jetzt siebenjährige Adolph an dem Erzieher hing. Unterm Hinweis darauf errang Frau von Holzhausen im September 1806 den zweiten Sieg über ihren Gatten und zugleich über Fröbel, der eben die Flinte ins Korn werfen wollte. Es kam zu jenem 6. September, dem Merkstein einer bedeutsamen Aussprache zwischen den Verbündeten, deren Inhalt sich unserer Kenntnis entzieht, deren Stunde Fröbel aber noch zehn Jahre danach zu einer Feier machte.

Das herzliche Verhältnis hatte nicht erlaubt, der ersten Aufkündigung des Hauslehrers zu begegnen mit der Berufung auf seine eingegangene Verpflichtung. Nur „herzliche Bitten der geängsteten Mutter“ bestürmten den Erzieher. Man darf diesen Worten Fröbels an seinen Bruder Christoph unbedingt Glauben schenken. Dennoch scheint August Fröbel sein eigenes Herz damals weit weniger gekannt zu haben, als es der feinen Witterung einer Frauenseele möglich war. Auch er war ein Einsamer; da wird der Umgang mit einer Geistesverwandten zur lieben Gewohnheit. Die Frau wußte, wie angestrengt er sich in allen wichtigen Schriften zur

Erziehung umtat, wußte auch, wie unbefriedigt ihn zuletzt alle diese Fragmente ließen und daß sein Sehnen zu Pestalozzi ging. Um Fröbel wenigstens ihren Söhnen zu erhalten und ihm zugleich zu geben, was er entbehrte, suchte sie ihres Mannes Einwilligung zur Übersiedlung der Söhne nach Iferten, daß Fröbel dort nur die Aufsicht über die drei Holzhausen übe und entlastet von allen Stunden erst einmal der eigenen wissenschaftlichen Ausbildung lebe. War das nicht doch mehr, als nur mütterliche Sorge für die eigenen Söhne? Unterm Widerstande des Herrn von Holzhausen wurde zunächst aus dieser Sache nichts. Wir aber müssen uns fragen, wie Frau von Holzhausen überhaupt zu so weitem Entgegenkommen bereit sein konnte. Daraus wird ersichtlicher, was Fröbel den Nacken steifte.

Niemand vermag sich dem Wehen des Zeitwindes zu entziehen; flüchtete er selbst vor seiner Umwelt, auch das wäre bereits eine Stellungnahme zur Zeitströmung. Frankfurt a. M. war aber besonders ein Mittelpunkt „der damaligen so bewegten Zeit (1805—1810)". Auch wenn Fröbel ‚Auf der Öde' „noch ganz isolatorisch sein eigenes inneres Leben" lebte, er war dort keineswegs ‚aus der Welt'. Noch weniger Frau von Holzhausen, aber doch auch nur in ihrer Art. Vergessen wir nicht, daß eben in jenen Septembertagen 1806 Napoleon zum Vernichtungsschlage gegen den Staat Friedrichs des Großen ausholte, und daß Preußen bereits knappe sechs Wochen danach in der Schlacht von Jena zu Boden geschmettert war. Mit keinem Wort wurde die schicksalsvolle Wendung deutscher Belange in den Papieren, die uns hier angehen, berührt. Man dachte in Frankfurt nicht mehr wie zu Zeiten des jungen Goethe, weder ‚fritzisch', noch ‚kaiserlich'; und Frau von Holzhausen und ihr Hauslehrer waren noch idealistischer als die meisten der damaligen Westdeutschen; sie dachten nicht als ‚Weltbürger', sondern menschheitlich. Gerade darum erlag ihr „inneres Leben" dem Fluidum, das in den Jahren großer Umwälzungen jeden bis ins Kämmerlein des letzten Hauses im betroffenen Weltteil beunruhigt. Man täuscht sich bis zuletzt über die Festigkeit nicht nur des eigenen Stehens, sondern auch über die Festigkeit eigener Grundsätze, während im alles umspülenden Strom auch diese eine Auflockerung erfahren.

In solchen ungewöhnlichen Jahren läßt der Zeitgeist eine große Zahl ungewöhnlicher Menschen emporschießen. Wessen Wesen danach unterm Hammer allgemeiner Schicksale Feuer sprüht, gehört deswegen noch nicht zu den Genien. *Ein Genius bewährt sich erst im unscheinbaren, oft sogar widersinnig erscheinenden Durchhalten*, in der Treue zum einmal für nötig Erkannten. Wir

erinnern uns der Bemerkung, daß Arndt dem Erzieher die Aufgabe zuwies, die der französische Senat habe, aber nicht ausübe, nämlich über die Konstitution zu wachen. Wie Arndt das gemeint, so hatte Fröbel dies politische Gleichnis auf seinen kleinen Staat ‚Auf der Ode' übertragen. Fröbel insbesondere sog daraus Nahrung für sein Selbstbewußtsein. War das sein Recht als ein echter Genius, so kam von dorther auch der Zauber, den er auf die Verbündete seines menschheitlichen Wollens ausübte. Wo so viele in ihrer Umgebung sich einfangen ließen für die französische Beglückung Europas in der politischen Form des Erben der Großen Revolution, sah sie Fröbel rücksichtslos mit dem Naturrecht der Jugend ernst machen. Ihr frauliches Gemüt bejahte sogar entschiedener als ihr Geist, und das heißt noch keineswegs bewußter als damals etwa Fröbel selbst, *das Deutsche in der Idee seiner Erziehung*. Beiden erschien sie als der Weg zur sittlich-religiös gebundenen Freiheit des Menschen.

Ihr Lieblingsdichter war Schiller. Sicher hat Frau von Holzhausen Fröbels Wesen und damit sein Ideal am ersten unter dem Bilde des Marquis Posa bewundern gelernt, während er selbst sich in Goethes ihm von ihr geschenktem ‚Torquato Tasso' widergespiegelt gesehen hatte. An Schillers schweren Aufstieg mochten sie seine „historischen" Mitteilungen erinnern; und wenn sie aus seinen kindlichen Bekenntnissen wahrnahm, wie der einsame Ringer vor jeder klassischen Berührung seinen Weg zur deutsch-humanistischen Idee der Erziehung angetreten hatte, ahnte sie deutlicher in ihm das Wesen eines genialen Menschen. Sagten das damals die Worte: ‚Das Genie gleicht einem Feuer, das sich selbst entzündet und dessen geistige Flammen keinen Widerstand achten, ja ihn sogar verachten. Der Widerstand hat von jeher die größten Köpfe gehoben, gebildet und ihre Originalität befestigt; wenn er dagegen alle kleinen Geister vielleicht auf immer niederschlug'? Dabei durfte eine feine Eitelkeit den Einschlag in das Gewebe geben, als sich die Frage zuspitzte, ob sie diesen Menschen festhalten oder ihn gehen lassen sollte. Nicht nur, daß sie es war, die das Große in Fröbel entdeckt hatte; ihr Herz konnte auch nicht zweifeln an einem etwas, *das beide tiefer miteinander verband*.

Im Umkreis des Daseins der Frau von Holzhausen während der Zeit ‚ihrer Blüte' läßt sich neben Fröbel kein weiterer Mann denken, der ihr in Versen ohne Dichternamen mit gleicher Berechtigung huldigen durfte, unter einer Heimlichkeit, die sie hätte zwingen können, die Reime in offenbar hastigster Abschrift ihrem Gedankenbuche einzutragen — *oder die Frau hätte ein falsches Spiel getrieben*. Die Verse lauten:

‚Schöner tritt auf dunklem Grunde
Stets ein lieblich Bild hervor
Also ragt die lichte Stunde
Aus der düstern Trauerflor.

Wie, den Schiffer zu beschirmen
Jenes lichte Brüderpaar
Castor, Pollux, unter Stürmen
Trotzt der drohenden Gefahr

So erscheint ein himmlisch Wesen
Uns die liebliche Gestalt,
Die dem Sturm, sein Grau'n zu lösen
Hochgeherzt entgegenwallt.

Aus des Lebens dunklen Wogen
Glänzt nun das geliebte Bild
Ob auch Sturm die Luft umzogen
Ewig siegend, her und mild.

Teure, der in lichten Blicken
Hohe Seelenschönheit tagt,
Du verstehst was mit Entzücken
Dieses Lied Dir sagt.‘

Es sind Farben Schillerscher Gedankenlyrik, alltäglichste Reime in Vierzeilern, den bevorzugten Mittlern erster dichterischer Versuche; echt in der Erfindung, und naiv meisterhaft mit dem Abbruch der letzten Zeile. Ob es Verse eines Dritten sind, ob sie entliehen oder von Fröbel selbst verfaßt wurden, ist gleichgültig gegenüber der Tatsache, daß der Frau von Holzhausen so gehuldigt worden ist. Daß Fröbel seine Freundin in diesem Lichte gesehen hat, duldet nicht den geringsten Zweifel.

Unmittelbar die nächste Seite ihres Buches ergeht sich über das Wesen von Freundschaft und Ehe. Es handelt sich um die Abschrift einer Betrachtung, mit der die Linie des Verhaltens einer rechten Mutter und Gattin festgelegt wurde. Das liebreizende Bild und Glück der Freundschaft erhalte seine schöne Vollendung in einer wahrhaft glücklichen Ehe unter gebildeten Menschen. Dieser Umgang habe noch etwas Zarteres, Innigeres und Herzlicheres als die Freundschaft zwischen Männern, weil sich die Liebe zu ihm geselle, Zuneigung einer höheren Art, die in edlen Seelen vorhanden sei, ohne daß sie dabei an Genuß und Vergnügen denken, ‚eine Liebe, die sich der Liebenswürdigkeit des Weibes heiligt und von aller Sinnlichkeit frei sein kann‘; eine Seelenliebe zu dem Weibe, die sich zeige als Achtung ihrer zarten Anlagen, als inneres Wohlwollen, als Hinneigung zu ihrer natürlichen Güte, ihrer Sittenunschuld, ihrer Tugend, als innigstes Dankesgefühl für ihr stilles uneigennütziges Entgegenkommen und für ihre freundlichen Duldungen unserer (!) Schwächen. — Gab hier der Dichter der Verse eine Erklärung für das, was ihm seine Entzückung im Liede nicht deutlich genug zu umreißen erlaubt hatte? Daß hier ein Mann sprach, ist klar.

Die Eintragung fährt fort: ‚Alle diese Vorzüge achten und lieben wir auch im Freunde; aber im Weibe, in der Freundin, erscheinen sie uns in einer liebenswürdigeren Form, in einem zarten Gewande, in einem lieblichern Lichte, und eben darum ziehen sie uns so mächtig an, und eben

darum macht uns ihr Anschaun so glücklich. Wem könnte man sich auch wohl sicherer anvertrauen, wem mehr und lieber sein Herz öffnen, sein Herz ganz hingeben, von wem mehr Teilnahme, reineres Mitgefühl und ungeheuchelte Liebe erwarten, als von einem edlen und gebildeten Weibe, die im ganzen Sinne des Worts nur ihrem Gatten und ihren Kindern lebt und kein anderes höheres und geistigeres Leben als diesen ihren Beruf kennt.' Hörten wir nicht schon einmal von einer edlen, hohen Seele in ihrer hehren Würde als Weib und Gattin, von einer Mutter, die kein höheres Sinnen kenne, als das, ihre Pflicht als sorgende Mutter im höchsten Umfange zu erfüllen? An Bruder Christoph war es, im März 1807, daß Fröbel sich so über Frau von Holzhausen äußerte.

An seinem Bilde der Frau von Holzhausen haben damals alle Kräfte des Gemütes gewoben. Wir nennen den Stolz des Wald- und Wiesenkindes, der Adelsfrau viel zu gelten. Dazu kamen die ritterlichen Gefühle, vielleicht deswegen an der Geringschätzung seitens ihres Gatten mitzutragen; vor allem übte er eine dichterische Verklärung dieses Weibes, die aus der Ideenwelt seines Geistes genährt war, so daß sie ihm zur Verkörperung seiner eigenen Mutter, wie er meinte, zum Spiegel seines mütterlichen Erbes wurde. Daran konnte auch sein Verlangen, nach Iferten zu kommen, nichts ändern. Fröbel hatte längst begonnen, das Wort vom Trachten nach dem Himmelreich sich auszulegen in dem Sinne, daß äußere Trennung zu größerer innerer Einheit führen müsse. Der Weg, auf den er sich mit jener Eintragung im Park zu Krumbeck festgelegt hatte zu einem rastlos Umhergetriebenwerden; die Weisung Christophs: ‚Handle als Mann, und du wirst ans Ziel gelangen'; alles das ließ ihn eine übersinnliche Wollust kosten. Beiden Beteiligten schwebte die Seelenschöne vor Augen, als es galt, der Idee das Opfer persönlicher Trennung zu bringen oder — der Idee wegen zusammen zu bleiben.

In den Osterfeiertagen 1807 hatte Fröbel jenen Brief begonnen, der so hohe Worte über die Freundin fand. Er wollte den Bruder Christoph vorbereiten auf eine Wendung seines Lebens, über die er sich selbst noch nicht klar war. Acht Wochen zuvor hatte er nämlich Christoph versichert, wenigstens den beiden ältesten seiner Zöglinge bis zur Universitätsreife an der Seite zu bleiben; jetzt aber drängte es ihn mit Macht aus dem ganzen Verhältnis heraus. Das neue Schreiben zog sich über mehrere Wochen hin, erhielt einen merkwürdig nebenher laufenden Bruderbrief; beide wurden dann drei Wochen lang liegen gelassen, durch eine Nachschrift abgeschlossen und endlich abgesandt. Die Nachschrift hielt alles aufrecht, was die vielen Seiten vorher ausgesprochen hatten, nur eins nicht: den angeblich „festen Entschluß", sich frei zu machen. Die drei, im

Nachlaß leider verzettelten, innerlich ein Ganzes bildenden Schreiben gehören zu den großartigsten Zeugnissen der genialen Besessenheit eines ursprünglichen Menschen. Uns aber werden sie mit Fröbel zur völligen Klarheit führen nicht nur über sein damaliges Verhältnis zur Freundin, sondern auch über den Inhalt und den Umfang seiner Erziehungsidee; aber nur, wenn wir mit ihm des Rufs der Natur gewärtig sind.

* * *

15.

Der Ordnungsruf der Natur.

Wir fassen zuerst das „vom 26. März bis 11. April 1807" datierte Bruchstück ins Auge, und zwar als ein ‚Gliedganzes'. Der ganze erste Teil dieses unersetzlichen Briefes wurde getragen von dem Stolz, unter härtestem Druck und äußerem Mangel von Kindheit auf den Adel seiner Seele bewahrt zu haben. „Ich lebte, durch äußern Zwang genötigt, ein Leben in mir, bildete und entwickelte mein Gemüt in mir, soviel es der kleine Raum erlaubte, in welchem es sich um sich selbst bewegte. Da, wo der Raum zur Entwicklung und Ausbildung dem Gemüte mangelte, erstarkte es wenigstens kräftig in sich, gleich der vom Jäger in den Kolben der Windbüchse zusammengepreßten Luft." Seiner Individualität sei so gut wie nichts von außen gegeben worden; daher habe sich sein Wesen einseitig ausgebildet. Unter allen Erfahrungen seines Strebens nach einem Leben der Vervollkommnung auf dem Lande habe sein Geist geglaubt, sich alles aneignen zu müssen. Nur etwas Gleichartiges mit seinem Wollen hätte ihn jeweils anzuziehen vermocht. Zuletzt sei ihm die Kinder- und Jugend-, die reine fleckenlose Welt, die all seinem Treiben die Richtung gegeben habe, im Lehrerverhältnis entgegengestrahlt. Die Bildung der Menschen sei und bleibe Ziel seines Strebens. Dem Bewußtsein solchen Zieles verdanke er bis auf den gegenwärtigen Tag die Freuden seines Daseins.

An diesem Punkte nahm der Brief eine Wendung. Fröbel war im Nachbauen seines Lebens bis zur Begegnung mit Frau von Holzhausen gelangt. Der trotzige Ton des Rühmens seiner Selbständigkeit wandelte sich zu jenem Lobegesang auf dieses „hehre" Weib. Aber selbst das Lob strahlte auf ihn selbst zurück. Selbstbewußt, wenn auch dankbar, schrieb er: „Ich lebte jetzt gleichsam auch außer mir, indem mir das reine Sein verschönt und verherrlicht mein eigenes Wesen zurückgab." Die Frau als Retterin anzusprechen kam ihm trotz Herders Ariadne-Ruf dabei nicht

in den Sinn; sein Erziehungsdenken stand im Blickpunkt, und das war ein fast eifersüchtig männliches. Mit kleinsten Kindern hatte der Robinson ‚Auf der Öde' nicht zu tun; den Unterricht der kleinen Schwester seiner Zöglinge leitete damals Nänny; bei den Entdeckungstaten mit den Söhnen des Hauses befand sich Frau von Holzhausen ja auch durchaus in einer äußeren Hilfsstellung. Insofern ließ der dem Lobe der Gönnerin gewidmete Briefteil nur das deutliche Verlangen merken, daß der Schreiber im Spiegel des Weibes gern der gerühmten Sicherheit seines Wollens — sicherer werden wollte. Aus gleichem Wunsche schloß sich diesem Zwischenspiel im Briefe auch die freudige Rückschau auf Iferten an: ihm sei bei Pestalozzi die Bestätigung geworden, andere unterrichten zu können, also auf dem rechten Wege zu sein.

Zwischenspiel war dieser mittlere Teil des Schreibens. Der Schlußteil vergaß auf einmal alles Rühmen der Selbständigkeit, vergaß darum auch völlig Frau von Holzhausen. Denn Fröbel entsann sich plötzlich, auch als Erziehungsdenker nicht auf der Welt allein zu sein, das heißt, sich des Menschen der Kultur erinnern zu müssen, die ihn umgab. Erst dadurch nahm der losgelöste (absolute) Mensch in ihm Fleisch und Blut für das Dasein in dieser Welt an. Hatte Fröbel bisher ganz „isolatorisch" dem erregten Treiben seiner Zeit zugeschaut, so überfiel ihn nun das Gefühl der damit verbundenen Unsicherheit, und er beschloß sofort, dem ein Ende zu machen. Im letzten Monat seines 25. Lebensjahres also begann er, einen „Plan" zu entwerfen, der keine längere Bindung im Hofmeisterverhältnisse duldete.

Dieser „Plan" kam in jenes gleichzeitige Schreiben, das dadurch zum Zwillingsbruder des bisherigen wurde, und zwar als ein ‚siamesischer' Zwilling. Am Schluß (!) datiert „vom 26. März bis 3. April 1807" begann dieser Brief: „Bis Michaelis bliebe ich in meiner jetzigen Situation, dann lebte ich ein Jahr auf einer der vorzüglichsten Universitäten (Heidelberg oder Göttingen) und widmete mich da den gedachten, mir noch fehlenden Studien. Da ich hierdurch fähig würde, ein sehr brauchbarer Lehrer und Mitarbeiter in einer Erziehungsanstalt zu werden, so würde ich dann ein Jahr nach Iferten gehen; hier würde Methodik im ganzen Umfange — besonders Elementar-Unterricht und die Zueigenmachung desselben nebst eigenem Studium — mich beschäftigen. Zugleich würde ich mir hier die nötigen Kenntnisse in der praktischen Kinderbehandlung, besonders in physischer und diätetischer Hinsicht, erwerben. Nach Verlauf dieses zweiten Jahres würde ich dann selbsttätig im eigenen Wirkungskreise zu handeln suchen." Er dachte an eine Privat-Bildungs- und Erziehungsanstalt „im nördlichen Deutschland und noch nörd-

lichern Europa." Wir merken die Nachwirkung aus Arndts ‚Germanien und Europa'. Auf dem Lande müsse seine Anstalt liegen. Stiefbruder Karl Poppo — warum hatte er lateinisch ins Stammbuch geschrieben! — wäre zur Erteilung des fremden Sprachunterrichts heranzuziehen. Für die zwei Jahre bis zur Anstaltseröffnung würde er ihm eine Hauslehrerstelle verschaffen, damit auch Karl Poppo den Geist der Erziehung erst einmal durch Erfahrung in sich aufnehme.

Einen flüchtigen Blick warf Fröbel, jetzt nicht mehr Häuptling ‚Auf der Öde', sondern Diktator eines geträumten Landerziehungsheims, auf die politischen Verhältnisse. Der Krieg — Napoleon steuerte mit der Niederwerfung Preußens zur Kontinentalsperre gegen England — kümmerte ihn nicht allzusehr. Fröbel hoffte, mit Ostern 1809 werde der Friede auf dem Festlande hergestellt sein. Sicherlich wären dann die Eltern doppelt bereit, die Früchte des Friedens ihren Kindern durch gute Erziehung und besseren Unterricht zuzuwenden. Für die ersten entstehenden Kosten, 4—500 Taler in den zwei Jahren, könnte (an ihn war bisher wenig gedacht worden) Bruder Christian wegen seiner günstigen Vermögenslage, im Notfall der Onkel Hoffmann in Nette herangezogen werden. Den diktatorischen Schachspieler beschlich dabei ein unbehagliches Gefühl, daß dieser oder jener der von ihm Beglückten wohl noch einiges mitzureden haben werde. Er bat am Schluß den Bruder Christoph, ihm seine Meinung zu dem Ganzen mitzuteilen, und zwar möglichst schnell.

Wir kehren zurück zum lebensträchtigeren Zwillingsbrief. Der „Plan", der sich so herrisch gab, war im letzten Teil des Hauptschreibens in unvergleichlicher Weise unterbaut und wurde darin umsichtig weiter ausgebaut. Beim Unterbau hatte Fröbel unbewußt den Weg eingeschlagen, der einst von der Menschheit zurückgelegt worden war. Wir zielen jetzt damit nicht auf seinen Erziehungsweg, sondern meinen sein persönliches Verhalten und die Tatsache, daß die gewalttätigen Zauberer, erste Priester und Ärzte, auch die frühesten Menschheitserzieher und Lehrer waren, bis sich in schwer zu übersehender Spaltung mit fortschreitender Kultur die einzelnen Zweige der Wissenschaft und damit die Gelehrten auseinander lebten. Lange genug hatte sich sein Selbstbewußtsein gegen die Einsicht gewehrt, daß der Erzieher außer durch die Erfahrung auch noch wissenschaftlich und theoretisch gebildet sein müsse. Es brannte wohl auch noch die Narbe aus der Jenaer Karzerzeit, und das Feuerwerk romantischer Wissenschaftslehre aus Novalis schreckte noch immer. Aber mit dem unbestechlichen Blick des Wahrheitssuchers faßte der einmal Entschlossene jetzt den inneren Status seiner Verfassung, der Verfassung Auguste Fröbels, ins Auge und wog ab, was er dort fand.

Seine eineinhalbjährige Erfahrung mit Kindern, das war der erste Gedanke, habe ihn die Idee seiner Erziehung erfassen lassen: sie sei die Idee der Erziehung. (Anders kann kein Schamane, anders kein überzeugter Vertreter der Gottheit sprechen.) Dabei lautete die Idee: „Das urbildliche Ideal des Menschen in Einem Menschen darzustellen." Und wer war der „Eine Mensch"? Mit Recht zählte der noch nicht 26jährige sich zu der jungen Generation, von deren Erziehung Arndts ‚Germanien und Europa' die künftigen Führer erwartete. Er wollte sich keiner damit verbundenen Forderung an sich selbst entziehen. Demut und Stolz hielten sich wie stets bei ihm die Wage. Denn er bekannte ausdrücklich, um sich den wahren Begriff der Erziehung zu verschaffen, merke er und habe er genau zu merken auf dasjenige, was ihm sein kindliches Gemüt als reinstes und höchstes Menschenleben dargeboten habe. Wir wissen, daß hiermit Jesus gemeint war. Jetzt aber galt es mehr als nur ein religiöses Untertauchen in den Jordan der Jesustaufe. Es galt jene Loslösung vom schlicht beseligenden Gefühl des Glaubens, eben den Schritt zur Wissenschaft, der einem Menschen seiner Art so schwer wird, weil Wissenschaft die kühlste Abspaltung und Betrachtung dessen fordert, was innerlich so lebendig erfaßt sein kann, daß ein begrifflich-gegenständliches Herausstellen aus sich selbst der Seele geradezu körperlichen Schmerz bereitet.

Das war der Fall bei Fröbel; daher das lange und, wie wir sehen werden, noch nicht entschiedene Schwanken über Ausharren am Ort oder Gehen. Im Augenblick, da er zur höchsten Leistung seines Willens sich aufgefordert fand, entführte ihn sein Genius an die Schwelle echter Wissenschaft. Wir stehen mit ihm nach dem 3. April 1807 am entscheidenden Wendepunkt des wissenschaftlichen Wertes seines gesamten Ringens. Der Augenblick entschied, ob Fröbel zur sicheren, wissenschaftlich begründeten Anwendung der Idee gelangen werde, die bisher nur vom Glauben und naiven Erproben genährt worden war. Alles Folgende wird ihn zeigen als einen bewußter gewordenen Sisyphus. Triebhaft hatte er unermüdlich den Stein den Berg hinaufgerollt, jetzt hatte er ihn vorm drohenden Abgleiten zu bewahren; nach weiteren Jahren wird er nur mühselig die Höhe erreichen, danach aber seine Last, die Aufgabe seines Genius, doch glücklich jenseits des Gipfels hinabspringen lassen unter die Menschen.

Es war eine Stunde der Umschau aber auch des Aufatmens, als der glücklichere Sisyphus im April 1807 seinen zweiten Hauptgedanken schrieb: „Da in der von der Kultur ganz durchgearbeiteten Welt, wie sie

jetzt ist, die reinen Verhältnisse des höchsten Menschenlebens fast ganz verloren gegangen sind . . ., so taugen auch Männer, welche so wie Weltmenschen von der Kultur der Welt durchgearbeitet sind, nicht zu Erziehern." Vielmehr sei „ein gewisser Naturzustand (d. h. eine durch Selbstbildung gebliebene innere Reinheit des Menschen) Erfordernis eines Erziehers". So ging er keusch an die Wissenschaft mit einer dritten Bemerkung: „Da aber eine andere Kultur zum Rechten führt, nämlich die wissenschaftliche", so müsse der Mann seine Erfahrungen, ehe er sich der Erziehung anderer widme, durch wissenschaftliches Studium regeln und ordnen. Es gebe zwar eine erfahrungsmäßige Erziehung; sie komme aus einem richtigen Gefühl, werde gleichsam von der Natur eingegeben; doch führe erst wissenschaftliche Kultur durch Lehre usw. einen solchen (geborenen) Erzieher weiter. Aus der Sehnsucht danach schrieb er: „Wissenschaftliche Kultur führt durch Begriffe und Lehren endlich [!] wieder zurück zur Betrachtung der Wirklichkeit, aber [!] unter einem idealischen, mithin die Menschheit erhebenden Gesichtspunkte."

Wie vorher das Bild der Freundin ganz aus dem Blickfeld gerückt war, so erging es jetzt trotz des „Planes" dem „Empiriker" Pestalozzi. Erst viele Jahre danach sprach Fröbel es aus, Pestalozzis Methode sei „zu roh, zu empirisch" gewesen. Nur aus den so entscheidenden Überlegungen vom April 1807 wird verständlich, was dieses Urteil eigentlich besagen wollte. Da Fröbel am reinen Ziel Pestalozzis, oder sagen wir lieber: an Pestalozzis Ausgang, dem reinen Herzen nicht zweifelte, so ließ es ihm nicht Ruhe, ehe er nicht dem Schweizer Meister genau auf die Finger sehen konnte. Aber die an Porphyrgestein erinnernde Bildung Pestalozzis in ihrer Mischung herrlicher Seelenkristalle und spröder Ratio wird ihm nur größere Sehnsucht nach dem Herde geläuterter Wissenschaft erwecken. Fröbel wird Wissenschaft treiben, aber nur, um das Wehen des Geistes in der Kultur der Menschheit zu ‚vernehmen'. Studien in Philosophie, Anthropologie, Physiologie, reiner Ethik, theoretischer Pädagogik, praktischer Behandlung der Kinder, Sprachen, Geschichte, Geographie, noch einmal, wenn auch bescheiden zur Seite gestellt, weil Fröbel sie ja liebte: Mathematik und Naturwissenschaften, sie schienen ihm plötzlich unabweisliche Forderungen an den vollkommenen Erzieher. Es hat keinen Zweck, alles einzelne noch weiter anzuführen: Fröbels Verzeichnis vom April 1807 machte dem Wollen eines Polyhistors Ehre.

Und dennoch war alles nur ganz schlicht unter das bestimmte Ziel gestellt, mit dem sein „Plan" „sich selbst empfehlen" sollte. Die eigene Bildung sollte nur der Anstalt zugute kommen, die er „nicht als ein großes heilbringendes Institut durch den Reichs-Anzeiger oder sonst mit

Posaunenton der Welt geben würde". Er vergaß sich selbst im Niederschreiben so sehr, daß er sagte: „Der Plan würde sich innigst freuen, wenn seine Anstalt sich im kleinen Kreise, bloß im Munde der mir vertrauenden Eltern, den Namen einer glücklichen Familien-Anstalt erwürbe." So personifizierte der Begeisterte seine Ideen, während er wiederum die Lebenden einfach zu Figuren seines Spiels machte. Keiner der Briefe des jungen Fröbel zeigte packender den Menschen, den die Erkenntnis einer großen Aufgabe mit sich fortreißt.

Am wenigsten hatte Fröbel an die gedacht, die sein „Plan" am nächsten anging: nicht an den augenblicklichen Brotherrn, dem er durch einen doch seinerseits so eigensinnig festgelegten ‚Kontrakt' verhaftet war, und nicht an Frau von Holzhausen. Doch von der Freundin aus sollte innerhalb weniger Tage der ganze Plan über den Haufen stürzen. Das geschah einem übersinnlich-sinnlichen Freier, wie ihn schwerlich noch einmal das Leben mit einer Frauengestalt verknüpft hat. Ohne es zu merken, war Fröbel an der Wende vom 25. zum 26. Lebensjahr im Begriff, das Ideal zu verraten, das die sittliche Treue der Freundin und Gattin vor ihm aufgerichtet hatte: der angebeteten Frau gegenüber wäre der Vertragsbruch *nicht ohne inneren Bruch des sittlichen Menschen*, der er sein wollte, abgegangen. Dabei ging diese Gefahr für ihn als einen Genius noch tiefer als bei einem gewöhnlichen Menschen.

Mitten in diesem stummen Kampfe richtete sich groß und gewaltig die Natur selbst vor Fröbel auf, schleuderte ihr ‚Ich verbiete!' in sein vorreifes Planen und zeigte ihm, daß sein Scheiden schlimmeres bedeutete, als eine gewöhnliche Fahnenflucht. Nicht nur für den Idealisten höchster Sittlichkeit, auch für Fröbels Idee wäre der Schritt zur Wissenschaft *eine Voreiligkeit* gewesen, weil sein Genius die treibende Idee noch nicht in ihrer tiefsten Verflechtung ahnend vorerlebt hatte. Die stetige Entwicklung seines Denkens — mit Pestalozzi zu sprechen — aus ‚innerster Anschauung' heraus zu sichern, band die Natur selbst die beiden noch übersinnlich Liebenden als Diener einer ‚glücklicheren Nachwelt' fester zusammen.

Am Schlußtage des Hauptbriefes mit dem eingelegten „Plan", am 11. April, setzte Fröbel zu einer Nachschrift an, so daß spätestens mit dem Schlußpunkt des bedeutsamen Schreibens der feste Entschluß ins Wanken geraten sein muß: der Bruder Christoph möge sich mit einer Antwort Zeit lassen. Das lange Doppelschreiben sei eigentlich eine Betrachtung seines Selbst und seines Seins, unabhängig von Ort, Verhältnissen und Persönlichkeit. Am 3. Mai 1807 endend, hob die Nachschrift dann den „Plan" rundweg auf und erklärte: noch einige Jahre in seinem jetzigen

Verhältnisse zu leben und erst danach den Plan auf einem etwas veränderten Wege auszuführen. Zwischenein entstand ein Gedichtentwurf, dem Bruder mitgeteilt unter der Überschrift:

„Vaterglück.

Mir heran, zum Herzen! o Knabe, der Liebe
Lieblich Geschenk! und umwind eng mit den Armen mich Dir!
Laß ein kräftiges Seyn Dir werden im Arme des Vaters.
Jauchzend drohe dorthin, wo Dich erwartet die Welt.
Immer verwerfe das Spiel, und trotzend fordre zurück es,
Schweife begehrenden Blicks überall, Muthiger, hin!
Was wir nicht selbst ergreifen, es bleibt uns scheu in Ferne;
Was nicht erobert der Ernst, reicht uns die Güte nicht dar! —

Siehe glücklicher Knabe, die Mutter! — Wie lächelnd der Schmeichler
Jetzt den verlangenden Arm breitet der Nahenden hin!
Wie ganz anders der Wilde, wie schnell zur Milde gekehret,
Wie er kosend sich schmiegt, bittend der Stärke vergißt!
So muß weibliche Milde Dich Trotzigen zügeln und binden,
Und das Rauhe des Sinns gleichen mit zärtlicher Hand. —
Knüpfe mit dem Band umschlingender Arme jetzt mit der Mutter
Knabe, mich fest, und Glück — freundlich umgebe die Drei."

Die Zeilen verleugnen nicht die Nähe Schillerscher Distichen; vergleiche Schillers ‚Der spielende Knabe'. Inhaltlich aber sind sie entstanden aus unmittelbarem, anschaulichem Erleben. Das Bild des Vaterglücks hängte sich zweifellos an die Beobachtung des jüngsten der drei Holzhausen, an den damals $7\frac{1}{2}$jährigen Adolph, den Fröbel übernommen hatte als ein Kind mit noch unverdorbenem Sinn, reinem Herzen und kraftvollem Geiste; doch, so geht die Charakteristik weiter, voll leidenschaftlicher Hitze und großer Erregbarkeit. Die Nachschrift nannte ihn: „voll herzlicher innigster Liebe und gesund, ein Knabe, dessen Äußerungen mir oft als die eines Engels erscheinen".

Diese Erinnerung gibt noch nicht das Entscheidende. Alles das war schon vorher so gewesen und hatte doch monatelang samt aller Verpflichtung in den Schatten rücken können. Was also war spätestens am 11. April geschehen und so tief von Fröbel empfunden worden, daß es alle Schleusen seiner erzieherischen Liebe öffnete?

Er hatte entdeckt, Frau von Holzhausen sei eine von neuem hoffende Mutter.

Diese ganz unerwartete Erscheinung hatte bewirkt, was nur einen von sinnlicher Liebe noch freien Verehrer zu dem Ausruf der Ehrfurcht bringen konnte: „Ich möchte sie auf den Händen tragen!" Aus solcher Ehrfurcht vor dem Geheimnis des werdenden Lebens quoll alles weitere. Wie Fröbels absoluter Mensch wenige Wochen zuvor Fleisch und Blut angenommen hatte, so hatte die Natur selbst seine ins Unendliche

schweifende Idee der Lebensentwicklung ihm versinnlicht im Hier und Jetzt. Wir werden gleich hören, wie das keimende Leben unter dem Herzen der verehrten Freundin sofort dem Genius der Erziehung zu schaffen gab. Im Briefe des Widerrufs vom 3. Mai fand noch der Stolz des jungen Mannes sein Recht. Er schrieb: „Ich bekenne Dir es, meinem Bruder, daß die Erkennung des hohen Zutrauens, der hohen Achtung meiner und der Würdigung als Erzieher, welche mir durch die herzvolle Bitte der Mutter wurde, mich sehr bestimmte, die angefangene Erziehung wenigstens so lange es möglich fortzusetzen."

Gleichzeitig stellte er Herrn von Holzhausen Bedingungen für sein Bleiben, die nach Eifersucht zu schmecken begannen; sie werden uns später beschäftigen.

Wichtiger doch mußte ihm sein, vor dem Bruder und fast mehr noch vor sich selber seinen Umschwung tiefer zu erklären. Wir sehen ihn jetzt erst einmal die Tiefe des Meeres erloten, auf das ihn seine Sehnsucht nach der Wissenschaft eben noch zu voreilig hinausgedrängt hatte. Im selben Briefe sinkt das Lot vor unsern Augen sogleich in die tiefste seiner Tiefen. Er schrieb: „Entwicklung und Bildung sind Effekte des innern Bildungstriebes und der denselben in Tätigkeit setzenden äußern Umstände und Verhältnisse, die auf das sich bildende Individuum einwirken." Im März-April-Briefe hatte es noch geheißen: „Um sich den wahren Begriff der Erziehung zu verschaffen, muß man ganz genau auf dasjenige merken, was uns die Anschauung der . . . reinsten Verhältnisse des höchsten Menschenlebens . . darbietet." Und ausdrücklich war diese „Anschauung" gesucht worden als „vielleicht bloß in der Idee oder dem kindlichen Gemüt des Anschauenden" liegend, als „vielleicht bloß in uns" dargeboten. Jetzt war etwas von außen Kommendes als ein seine geistige Tätigkeit erst auslösendes Zweites entscheidend geworden. Wohl blieb „die innere Kraft" das Wesentliche, aber sie erschien ihm nunmehr als etwas, das auf den Anstoß von außen erst lauere.

Im ersten Augenblick, als ihm Frau von Holzhausen „eine ganz verklärte Gestalt", „gleichsam ein höheres geistigeres, edleres Wesen" erschien, regte sich in seinem Herzen nur sein Gefühl für das kosmische Schöpfungsweben. Er sah sich als Zeugen eines neuen Schöpfungstages, eines ewigen geheimnisvollen neuen: ‚Es werde!'. Die Baunacher Idee: Maria-Isis! wurde jetzt von ihm erlebt an der Freundin, weil das Schöpfungsweben sie unaufhaltsam ihrer schweren Stunde erst entgegenführte, von der an mit einem neuen Menschlein eine neue „wahre, innere Welt" zählen konnte und darum sollte. Der sternenweite Hintergrund seines „Menschen-Landes" wölbte sich über der „verklärten Gestalt"

und umfing darum auch das Kind im Mutterleibe. Der Augenblick der Entdeckung wurde die Geburtsstunde des Mystikers der Erziehung in Fröbel, die heilig empfundene Verkörperung der Natur in einer hoffenden Mutter das **Urerlebnis** für seine Erziehungsidee.

Das Werden so manchen Mystikers hing ab von einer plötzlichen Erleuchtung. Hängte sich Fröbels große Stunde ebenso an einen Augenblick, nur sehr bedingt darf man hier von einem ‚Durchbruchs-Erlebnis' reden. Dazu lag das Geschehen zu klar auf der Linie stetiger Entwicklung dieses Gottsuchers. Aber es hat ihn stärker verpflichtet, seinen Weg zu vollenden. Verpflichtet nach allen Seiten. In der Nachschrift des Briefes vom 11. April erhielt Georg von Holzhausen das Zeugnis, „weder ein Gatte noch ein Vater" zu sein: „Gott sei den Kindern gnädig, wo dies der Fall ist." Auf denselben Seiten beschwor Fröbel seinen Christopherus, Traugott, den gleichfalls älteren Bruder, vor dessen Verheiratung ins Gebet zu nehmen, ihm zu predigen von „seelenvoller Liebe zu den kleinen Geschöpfen, zu Traugotts einstigen [!] Kindern". Vor allem aber stand Fröbel erschüttert vor der eigenen Geburt seines Genius. An jenes Erloten dessen, was ihn so plötzlich zu neuer Tätigkeit im geistigen „Vaterglück" aufgerufen hatte, schloß er die Betrachtung: „In Zeiten, wo die innere Kraft am stärksten, wo der Bildungstrieb Nahrung erhält, wird der Erkenntniskreis . . . oft wie durch einen Blitzstrahl, manchmal bloß durch Anschauung einer Blume und dergleichen, eine vorher nicht geahndete Tiefe und Weite erhalten."

Wenn ihn sein Urerlebnis wie ein Blitzstrahl durchzuckte und er durch dies Geschehen zur Ordnung gerufen wurde, so geschah das notwendig. Alles mußte so kommen, als ziehe ein höheres Etwas die reine Kurve seines letzten und nächsten Verhaltens, um den Genius im Bunde mit der Natur zu erhalten.

Es gibt keine Erscheinung, die von allen zeitlichen Forderungen an einen Erzieher noch mehr losgelöst gedacht werden kann, als die des Kindes vor der Geburt. Seit 1805 war Fröbel Erzieher; in den nicht ganz zwei Jahren bis hierher hatte er sich schrittweise immer reinlicher von allen zeitgebundenen Erscheinungen losgelöst. In der ‚Musterschule' war eine Republik suchender Pädagogen von ihm verlassen worden. Als Hauslehrer nahm er den Familiengeist zum Ausgang, zunächst freilich im Nachleben primitiver Zustände, wobei er sich in seinem kleinen Staat halb als Gesetzgeber (Patriarch), halb als Genosse (Kind unter Kindern) gab. Er hatte sich in dieser Doppelstellung von der Verfassung der jugendlichen Seele leiten lassen. Sorgfältigst den Bildungstrieb in seinen Zög-

lingen beobachtend, wurde er tiefer in das ewige Naturleben geführt; beobachtete die Lücken seiner eigenen Bildung und lernte daran die wissenschaftliche Kultur als notwendig schätzen. Es handelte sich ihm um „Erhöhung des menschlichen Lebens" zunächst in „Einem Menschen", der er selbst als Polyhistor und Angehöriger eines „Menschenlandes" werden zu wollen schien, dessen Heimat also am Sternenzelt, oder wie er es empfand, im Kosmos zu suchen war. Zuletzt hatte er in der tiefsten Tiefe seiner Ehrfurcht den eigenen Genius gefunden. Weil das im Bunde mit der Natur geschehen, hatte er nicht das Geringste von seinem bisherigen Fühlen aufzugeben. Der Quellpunkt seiner Erziehungsidee war erlotet, sein Erziehungsdenken geklärt, indem eine naive Einheitsphilosophie ihr Lebensrecht bewahrte. Geistiges „Vaterglück" war die Empfindung, die ihm die Auflösung aller Gegensätze zur mystisch erfaßten Einheit leicht machte. Das rief ihn noch einmal von der Wissenschaft zurück, die ihn vorzeitig auf ihr notwendig begriffliches Zergliedern festgelegt haben würde. Zunächst mehr das weibliche Ganzheitsempfinden unter der Andacht vor dem geheimnisvoll keimenden Leben mitlebend, erstarkte das übergeschlechtliche Wesen des Genius in ihm, das in der Vereinigung der weiblich-umfassenden mit der männlich-zergliedernden Kraft bestand.

Die Aufgabe seines Genius war erst voll nach wirklichem Durchgang durch wissenschaftliches Arbeiten zu lösen. Das Erloten ihrer Tiefe bewahrte ihn vorm Erstarren in einem begrifflichen System, sicherte ihm ein für allemal die Lebensnähe, die nicht nur der spekulativen Philosophie, sondern auch — und mehr vielleicht als dieser — der bloßen Gelehrsamkeit abgeht. Länger als ein Jahrhundert ist Pestalozzis Idee einer ‚inneren Anschauung' mißverstanden worden. Man nahm sie viel zu äußerlich, als handelte es sich unter ‚Anschauung' um begriffliche Vorstellungen und nicht um ein wirklich Innerliches. Erst 1926 hat Friedrich Delekat nachgewiesen, daß des Schweizer Genius ‚innere Anschauung' etwas Vorbegriffliches bedeutet und gleichbedeutend ist mit der Ahnung einer göttlichen Ordnung im Universum, einem Einfühlen des Menschen in den ‚ordre de Dieu'. Das Herz des großen Armensuchers Pestalozzi war nur dort in seiner Heimat, wo es die Menschen als eine große Familie und die ganze Welt als die Wohnstube Gottes empfand. Von daher kam er zu der merkwürdigen Bezeichnung: ‚Wohnstubenkraft'. Merkwürdig ist das Wort ‚Wohnstubenkraft', weil es die tiefste religiöse Empfindung so kindlich einfältig erfaßt, daß der Verstand der Verständigen es dem guten Herzen, kurzum den Armen im Geiste, überlassen zu dürfen glaubt.

Die gelehrten Mitarbeiter Pestalozzis waren die ersten, die die ‚innere Anschauung' des Schweizers entwurzelten und diesen Genius um seine Heimat betrogen.

Als das Schöpfungsweben der Natur Fröbel noch einmal von der Schwelle der Wissenschaft zurückrief, zwang es seine Einfalt in den Bann der Pestalozzischen Wohnstubenkraft, so daß sein Wesen gefeit wurde gegen jeden Betrug an des Gottsuchers Idee in Iferten, ehe der Hauslehrer nach dort gelangte. Mit seiner Hingabe an das Leben selbst konnte Fröbel vom Grunde seiner Tiefe zunächst keinen andern Weg nehmen, als den zu Frau von Holzhausen und allen ihren Kindern zurück. So führte ihn das unmittelbare Erleben den Weg ‚innerer Anschauung' Pestalozzis.

Im Februar 1807 hörten wir ihn an Christoph schreiben: „Der Geist, der die Welt beherrscht, und der Geist, der Pestalozzi belebt, sind Gegner wie der Geist Jesu und der Drache." Diese Vorahnung umgab ihn nunmehr erst recht wie ein Harnisch zum Kampf für die Reinheit der Wohnstube. Dementsprechend glaubte er Herrn von Holzhausen die härtesten Bedingungen für sein Bleiben stellen zu dürfen. Dabei bedeuteten die äußeren Forderungen für das wohlhabende Haus wenig, für ihn selbst nur eine Zugabe. Sein Gehalt sollte von 200 auf 240 Laubtaler erhöht werden. Denn zu nächstem Michaelis betrügen seine Schulden noch rund 100 Reichstaler. Er schrieb dem Bruder: „Bin ich frei von diesen Ketten — denn ich kenne kaum etwas Schrecklicheres als Schulden — so werde ich die Erde in ihrer Schönheit und den Himmel in mir tragen und unabhängig vom Schicksal und Menschen einhertreten können." Beiläufig wollte er dem Hausherrn seinen Wert als übersehener Hauslehrer zu Gemüte führen. Denn das vom Schrecklichen der Schulden war nicht zu ernst gemeint; im gleichen Atem erklärte Fröbel, seine Handbücherei vermehren zu wollen. Freiheit in freiwilliger Gebundenheit war das Bestreben, das ihn wirklich bestimmte.

Die Mahnrufe für Traugott kamen aus der gleichen Richtung. „Ich kenne nichts Fürchterlicheres," sagte derselbe Brief, eben die Nachschrift, „nichts, was mich heftiger in meinem Innern erschüttert, als wenn ich einen Hausvater sehe, der nicht Gatte; noch mehr aber, wenn ich Kinder sehe in ihrem Vater keinen Vater, keinen Erzieher und Pfleger ihres Wesens haben. Obgleich Traugott älter als ich ist, so kann er doch nicht tiefer von den Pflichten des Gatten und Vaters durchdrungen sein." So meldete dieser noch nicht 25jährige junge Mann dem Bruder triumphierend: **„Nur ich** Erzieher meiner Zöglinge!" Es sei jetzt ausdrücklich festgesetzt, daß der Ich „von alle dem, was ich tue, und von der Art und Weise, wie

ich es tue, nur mir Rechenschaft zu geben schuldig bin, und daß ich in bezug auf die Kinder alle Rechte des Vaters uneingeschränkt habe." Um die nächste Jahreswende wird Fichte in seinen ‚Reden an die deutsche Nation' unter dem Gesichtspunkt der Nationalerziehung die völlige Loslösung der Jugend von der verderbten Generation der Eltern fordern. Fröbel kam diesem unerfüllbaren Philosophentraum zuvor. Er bedurfte also auch dieses Gedankens Fichtes nicht, weil er in der Wohnstubenkraft zu Hause war.

Wir müssen uns wundern, wie Herr Georg von Holzhausen mit sich umspringen ließ. Was bei flüchtigem Zusehen den Sproß des Hauses der Bürgermeister in unsern Augen herabsetzen könnte, nimmt bei näherem Hinsehen menschlich für ihn ein. Möglich, daß auch er vom Geist E. M. Arndts berührt worden war; die von Fröbel an seine Frau geschenkten ‚Fragmente' machen das wahrscheinlich. Der kernige Arndt hatte von ‚Verrücktheiten und Zuckungen der Kindheit' gesprochen und unverblümt einen Teil solcher Erscheinungen erklärt ‚aus der Verrückung der Naturgesetze beim Zeugen, zuweilen aus Zufälligkeiten unter der Schwangerschaft, oder aus einem traurigen Zustande, worin Unglück und heftige Begier die tragende Mutter werfen können'. Frau von Holzhausen scheint in der zweiten Hälfte ihrer neun Monate ganz besonders dem empfindsamen Wesen erlegen zu sein, das ihrer grübelnden Seele eignete. Wenn also besondere Zufälle, wenn das Nahen ihrer Niederkunft Herrn von Holzhausen bestrebt zeigten, der leidenden Frau möglichst zu Willen zu sein, so erfüllte er nur eine Gattenpflicht. Aber auch ihm muß allmählich die Ahnung des besonderen Wertes Fröbels gekommen sein.

Des Hauslehrers Verhalten zur werdenden Mutter aber war restlos bestimmt aus Arndts ‚Fragmenten'. Seine „Bibel der Erziehung" ließ ihn das Kind im Mutterschoße lieben wie sein eigenes. Der Begriff „Vaterglück" hatte sich erweitert, er nahm das keimende Menschlein mit in sich auf. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Fröbel des Glaubens lebte, das Wesen des Ungeborenen über den Weg durch das Gemüt der Mutter zu beeinflussen mit Herantragen des Zartesten und Schönsten, was sein eigenes Herz nur irgend ersinnen oder erblicken konnte. So stellt ein ahnendes Geschwister der eigenen Mutter eine Zeichnung heimlich auf den Nachttisch, ein Englein darstellend, das neben einer Wiege kniet und den Finger auf den Mund legt, während die Unterschrift besagt: ‚Geht leise! Ist müde von der Reise.' Wohnstubenkraft! In Fröbel aber bedeutete das Ganze doch den Abschied von der kindlichen Freundschaft mit Frau von Holzhausen. Das kam in einem tief schmerzlichen Rätselwort zum Ausdruck, neun Jahre nach dem Mai seines „Vater-

glücks" von 1807. Er schrieb 1816 in sein Tagebuch: „Wie ich wußte, was Sterben sei, wußte ich auch bald darauf, was es heiße, Gatte, Familienvater sein." Im Augenblick des Entschlusses Hauslehrer zu bleiben, hätte er sagen können: Wie ich wußte, was es heiße, Gatte, Familienvater sein, wußte ich bald darauf, was Sterben sei.

Das reifte Fröbel zum Manne. Es nahm ihm viel von der harmlosen Heiterkeit, die Gruner noch ein Jahr zuvor an ihm gerühmt hatte. Noch am 9. Juni 1807 notierte er sich: „Wenn ich in diesem Verhältnis und Sein länger bleiben soll, wenn es das Schicksal gebietet, so werde ich darinnen leben, und wenn Planeten an meinen Füßen hingen, um mich fortzuziehen; — fordert es meine Ausbildung, daß ich vorwärts gehe, so werde ich von hier fortgehen, und wenn ich mit Diamantenketten angeschmiedet wäre." Doch *mit der Sonnenwende 1807 etwa* war sein Bleiben völlig entschieden. Bis fast genau ein Jahr danach hielt ihn sein Geschick in der Nähe von Mutter und Kleinkind fest. Aber aus dem Gefühl dessen, was er opferte, erklärt sich manches Wort heiligen Hasses gegen den Mann, der ihm der Vaterehre nicht würdig erschien.

Im Hochsommer 1807 gebar Frau von Holzhausen ihrem Gatten in Caroline das fünfte Kind. Eine heimliche Schranke schloß aus, daß Fröbels Gemüt sich restlos dem Bilde von Mutter und Kind hingab in jenem Genießen, das einem *leiblichen* Vater seines Wesens und Alters so natürlich wäre. Kann sein, daß zu allem übrigen an seiner Art des Schauens auf die kleine Caroline Erinnerungen aus seiner bittern Kindheit teilgehabt haben. Der Träger eines Genius ist auch ein Erdenmensch und läßt sich nicht leichthin aus rein idealem Streben erklären. Vielleicht kamen ihm damals Blicke in den Sinn, mit denen einst der eigene Vater auf ihn als die unschuldige Ursache des Verlustes einer geliebten Frau geschaut hatte. Oder ließ ihn das Ideal väterlichen Rechtsgefühls nur die Möglichkeit solcher Blicke ahnen, so daß sein Herz sich scheute, eifersüchtigen Regungen gegen das Kind eines andern stattzugeben? Hinzu kam, daß mehr als ein Siebentel aller Seiten in Fröbels „Bibel der Erziehung" dem Bilde von Mutter und Kleinkind gewidmet waren. Dort las er: ‚So muß in einem reinen Jünglingsbusen das Herz schlagen, wenn er in das geheimnisvolle Heiligtum eines Gottes tritt.' Alles das mag Fröbels Betrachtung der kleinen Caroline an der Brust der Freundin begleitet, darum aber auch fruchtbar gemacht haben.

Die tägliche Belauschung wurde die Schule für seinen Genius im Bereiche des Säuglingsalters. Sie führte ihn weit über das papierene Krüsi-‚Buch der Mütter' Pestalozzis hinweg *ins wirkliche Leben frühester Erziehung*. Er prüfte Arndts Urteile über diese Um-

biegung richtiger Empfindung Pestalozzis am Leben nach. Und während dem Freunde die Mutter des Hauses nur eine andere Gertrud aus Pestalozzis Volksroman ‚Lienhard und Gertrud' gelten konnte, sah sein beobachtender Genius in seiner eigenen Madonna weit mehr noch vom Wesen der Mutter Isis. Aus selber Quelle kam eine Empfindung, die ganz allmählich eine Kluft zwischen ihm und der Freundin aufrichten sollte.

Karl, der älteste der Söhne, rückte mit mehr als 13 Jahren in dieser Zeit dem Konfirmandenalter näher. Sein Wesen bedurfte noch viel der Läuterung von früh angesetzten Schlacken. Gerade deswegen stellte sich sein Erzieher zur Frage kirchlich-religiöser Formen anders als die Mutter. Fröbel selbst lebte zu stark im religiösen Strome, als daß sich ihm nicht auch die bestimmtesten Verkörperungen religiöser Bedürfnisse leicht mit Leben „durchleuchteten, klärten und belebten". Aber er „trug eine große Scheu", sie in Worten mitzuteilen, er fühlte, kirchliche Formen seinen Zöglingen nie so klar machen zu können, wie sie ihm selbst waren. Schon Arndts ‚Germanien und Europa' hatte ihn darin bestärkt, den Himmel den Menschen frei zu lassen. Seine „Bibel der Erziehung" aber forderte das noch bestimmter. Was Arndt darin geschrieben hatte, erlebte er eben noch anschaulich: ‚Das Kind hatte seinen Gott im Mutterschoß und der Mutterbrust und in dunklen Ahndungen und bedurfte keines andern.' Was Karl, den 13jährigen, anbetraf, so war eben bei ihm Arndts Vorsicht doppelt am Platze: ‚In gottesdienstliche Gebräuche werde der verständige Jüngling fromm eingeweiht, werde durch sie zuerst mit dem Staate näher verbunden, weil sie ihn früher bilden sollen als die Gesetze staatlicher Ordnungen.'

Der Hauslehrer betonte, daß den werdenden jungen Menschen vor allem ein reines menschliches und menschheitliches Leben umwogen müsse, ehe die kirchlichen Formen ihm etwas bedeuten könnten. Ohne diese Voraussetzung laufe ein Kind Gefahr, früher oder später sein höheres Leben zu verlieren, es schließlich mit den Formen der Landeskirche, die ihm dann unlebendig geblieben seien, wegzuwerfen. Angesichts der ruhigen Sicherheit Fröbels beruhigte sich Frau von Holzhausen noch einmal in dieser Hinsicht, obgleich ihr die Sache stets wichtiger blieb als ihrem Hauslehrer. Sie beugte sich vor dem Brausen des Pfingstgeistes im selbständigen Jünger Jesu, der die christliche Kirche neu gründen zu wollen schien. Aber ihr wurde, wie sie später als 56jährige zu Fröbel bekannte, oft bange bei seinen Eröffnungen. Ihr Gedankenbuch scheint aber den unmittelbaren Zeugen dieser ihrer Unsicherheit zu stellen. Sie schrieb: ‚Es gibt Augenblicke im Leben, in denen sich eine fremde Phantasienwelt uns nähert. Diese Augenblicke sind schön und selten. Wohl dem,

Die Zöglinge blieben ihm um so inniger verbunden, je mehr er darauf achtete, daß keine noch so kleine Gabe aus ihrer Hand gering geschätzt wurde. Dabei wurde ihnen Liebe-empfangen ebenso Bedürfnis wie Liebe-bezeugen. Es hat sich gerade von dem ältesten Sohne ein Heftchen erhalten, das zu solchen Gaben zählte, die nur mit Anstrengung des Geistes erarbeitet werden konnten. Das Heft zeigt eine noch ganz unfreie Kinderhand, gibt die genaueste Betrachtung eines alltäglichen Gebrauchsgegenstandes und erlaubt einen Einblick, wie Fröbel am Ende des ersten Jahres seiner Hauslehrerschaft den Blick seiner Schüler für das Nahe erzog, also bei aller Schätzung ‚innerer Anschauung' die begriffliche Anschauung nicht vernachlässigte. Es handelte sich um eine Beschreibung ‚Die Schere'. So steif da erst die Einzelbeobachtungen in Frage und Antwort aufmarschieren, sie schließen sich allmählich zur genauen Widergabe des Gegenstandes nüchternster Übung der Sinne und des sprachlichen Ausdrucks. ‚Punkt 9' faßt ‚alle die bis jetzt gefundenen Eigenschaften, Beschaffenheiten usw. in Eins zusammen.'

‚Die Schere ist klein und eisern; sie besteht aus zwei langen, glatten, glänzenden, vorne verstählten Blättern, deren jedes eine scharfe Spitze und einen scharfkandigen Rücken hat.

Das Schild derselben liegt hinter den Blättern, vor den Stangen, es ist dreieckig und breit, in dessen Mitte das runde hohle Niedloch ist, worinne das kurze, kleine, walzenförmige Nied steckt, um welches sich die beiden Teile der Schere bewegen; hinter dem Schilde sind die beiden, dicken, breiten, ausgeschweiften, vierkandigen, wagerecht, in einem spitzen Winkel zu einander gerichtete Stangen, an deren Ende die ovalen, hohlen Ringe befindlich sind, und welche dazu dienen die Schere anzufassen und zu gebrauchen.

Die Schere wird von dem Messerschmide aus Eisen und Stahl gemacht.

Der Schneider, der Kaufmann und Gärtner usw. braucht sie um Leinewand, Papier, Zwirn, Bindfaden und dergleichen damit zu schneiden.

Es gibt zu diesen verschiedenen Zwecken Schneider und Garten Scheren.

Von Carl

den 9ten Juni 1807 verfertigt.'

Die meisten Erwachsenen unter uns, vor die Aufgabe solcher Beschreibung gestellt, würden den scharfen Blick für das Dingliche vermissen lassen. Der Reichtum genauester Beobachtung, die Fülle der Ausdrücke

deutet auf die ungemeine Kleinarbeit, die Fröbel als Erzieher geleistet hat, selbst in höchsten Weiten der Menschheitsidee lebend und doch im Unscheinbarsten getreu voranschreitend. Der mühsamen Niederschrift fehlt nicht das Beste: das offensichtliche Bestreben auch Karls, seinem Lehrer im peinlichen Zergliedern Genüge zu tun, um die Außenwelt genau zu erfassen. Ob wohl gelegentlich dieser besonderen Arbeit auch er einmal sein Eßbesteck mit dem seines Erziehers, dem Patengeschenk an Friedrich Fröbel, bei Tisch tauschen durfte? Galt dieser Tausch den drei Holzhausen doch als höchster Beweis der Zufriedenheit ihres Lehrers. Vom Erzieher einmal nicht angeredet zu werden, war ihnen so „schmerzlich", daß höchstens Karl als der schwierigste der drei es einige Tage ertrug.

Knaben bedürfen des Gefühls geistiger Überlegenheit ihres Lehrers weit mehr als Mädchen; darin fußt die Liebe erwachenden männlichen Geistes; und sie bleibt sich treu, wo sie ahnt, wie des Lehrers Geist selbst niemals beharrt, sondern an ihrer Seite wächst. Kleineren Knaben verbirgt sich natürlich dies Wachstum. Je näher Schüler und Lehrer im Alter einander sind, um so leichter genießt eine unverdorbene kindliche Seele das Glück gemeinsamen jugendlichen Werdens, das ihr Bedürfnis ist. Der Erzieher ‚Auf der Öde' war weniger als doppelt so alt wie der älteste der Söhne. Das erleichterte es ihm, auch dem Karl schließlich wie ein größerer Bruder lieb zu werden. Vorerst genoß er die Liebe der beiden mehr zu ihm aufblickenden jüngsten und wenigstens die Verehrung des ältesten, wenn sie gemeinsam Ordnung schafften im Vorrat ihrer Vorstellungen.

Was in Fröbel selbst geistig am Werden war, ging die seit 1806 geplante „enzyklopädische Tabelle allen Unterrichts" an. Die Entdeckung keimenden Lebens hatte auch diesem Gedanken neuen Antrieb gegeben und ihn erst richtig in Beziehung gebracht zu der Ansicht, wissenschaftliche Kultur zu pflegen. Alsbald, beim vorläufigen Verzicht auf ein Studium, hatte Fröbel sich damit getröstet, daß Göttingen oder Heidelberg doch eben nur einen Durchgang bedeuten sollten. Er habe dort nur sein Urteil über die Meinung und Vorschläge anderer noch freier machen wollen, um von einer Menge des scheinbar Guten das wahre Gute zu unterscheiden. Durch sein Urerlebnis war aber aus dem Einen, der er werden zu wollen schien, das Eine geworden. Nämlich das Leben ‚innerer Anschauung', der allgegenwärtige Schöpfungstrieb. Das meinten die unterstrichenen Worte, die er am 20. August 1807 dem Bruder Christoph schrieb: „Ich muß Dir sagen, daß ich für bloße Meinungen, Gedanken nicht sehr danke, sie sind höchstens für mich Mittel, daß ich manches früher auffasse und erkenne, was ich zwar ganz bestimmt immer erkannt haben würde; gegeben

kann mir gar nichts werden, alles was ich darstellen soll, muß aus mir selbst, nur einzig aus mir kommen und liegt schon in der Anlage in mir."

Die Worte schienen einen Rückfall in die naive Form seines Suchens zu bedeuten. So waren sie aber nicht gemeint. Er schrieb dem Bruder im September weniger mißverständlich, seine „Tabelle" gelte der Ordnung „aller Unterrichtsgegenstände in ihrer organischen Verbindung und bedingten Abhängigkeit voneinander". Er wolle sie ableiten „vom absolut einzigen, im Sein und Wesen des Menschen gegründeten Prinzip". Es sei das ein „in der Erscheinung des Menschen und mit dem Erscheinen des Menschen auf der Erde" gegründetes Prinzip. Christoph, der Pfarrer, mochte dabei wohl des Menschen vom sechsten Schöpfungstage der Heiligen Schrift gedenken. Wir aber fühlen durch, daß der Schreiber der dunklen Andeutung ebensosehr an das Neugeborene in der Wiege dachte. Daß dabei die Wissenschaft keineswegs vergessen war und in welcher Weise sie in Ansatz gebracht wurde, besagte die unverkennbare Nähe Schellings, Fichtes und E. M. Arndts.

Schelling verlangte in seinen ‚Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums' vor jedem einzelnen Fache der Erkenntnis ein Gefühl für das organische Ganze der Wissenschaften, eine, Wissenschaft alles Wissens' wie das Fröbel ja auch in den ‚Fragmenten' des Novalis nahegekommen war. Es handele sich um eine Philosophie, die unmittelbar mit einer eigen-erlangten Weltanschauung angestrebt werden müsse. Den Ausgang habe eine wahrhaft absolute Erkenntnis zu bilden, während das Ziel bleibe, diese Erkenntnis in und bis zum Ganzen zu verfolgen, bis zum vollkommenen Begreifen des Alles in Einem. Die Natur sei ‚sichtbarer Geist', der Geist ‚unsichtbare Natur'. Pflanzen- und Tierwelt, Geschichte, Kunst und Staat erschienen als Glieder des Weltorganismus, auf dessen höchster Stufe der Mensch sich als bewußtgewordenes Leben der Natur finde.

Fichte stand den niederen Stufen des Lebens, also der ‚Natur' im engeren Sinne des Wortes, ferner. Aber das Eine und Absolute Fichtes — wie es Fröbel durch dessen ‚Bestimmung des Menschen' zuerst begegnet war — war von dem Absoluten Schellings nicht so sehr verschieden, daß Fröbels Einfalt nicht auch in Fichtes ‚Wissenschaftslehre' sein eigenes Streben wiederfinden konnte. Im Gegenteil; betonte der mystische Ethiker doch stärker als der Naturphilosoph das ‚Eine' als göttliches Leben. Da wurde die Welt durch das menschliche Geschlecht ein sich Fortentwickelndes in einem Zeitflusse, der kein Ende hat. Im Sittlich-Religiösen werde das göttliche Sein zu einem für das Unendliche sich

öffnenden Leben, nach dem Grade der innern Lebendigkeit und Kraft ein über die Welt hinausdeutendes Wesen. — Wir erinnern an das Kassiopeia-Zeichen im Worte ‚Wesen', das Fichtes Welt mit Fröbels Sternen verband.

Arndt, den wir vom Erzieher ein großes Wissen fordern sahen, ‚das mit einer Weltseele verbunden, nur Eine große Weltseele' finde, gab in denselben ‚Fragmenten' den Wink hinzu: ‚Es schwebt mir ein hohes Ideal vor von einer Einleitung in die Menschengeschichte, die auch Einleitung in die Erdengeschichte heißen könnte.' Dies Wort schien die Gedankenströme Fröbels aus Schelling und Fichte zu vereinen; aber die baldige Verwirklichung des Ideals etwa in einer gelehrten Einleitung erklärte Arndt für vorläufig ausgeschlossen. Er fällte dabei das herbe Urteil über die Wissenschaft seiner Zeitgenossen: ‚Alle Wissenschaften sind fast bloß für die Neugier und den Prunk, wenige für das Gemeinwissen und Können bearbeitet.'

Unter solchen Einflüssen hatte Fröbel die „wissenschaftliche Kultur" nicht einen Augenblick um ihrer selbst willen aufsuchen wollen. Nach seinem Urerlebnis ließ er sich umso unbeirrter den ursprünglichen Weg zur Kultur leiten. Das kam in einem ganz beiläufigen Zug zum Ausdruck. Im Nachlaß des Vaters, noch ungeteilt unter den Brüdern, verstaubte, wahrscheinlich bei Karl Poppo, jene 62bändige ‚Allgemeine Welthistorie'. Fröbel wünschte sie jetzt in seinen Besitz, indem er des Stiefbruders Anteil daran mit einem Drittel des Wertes in bar abzulösen gedachte. Nun mag der Wunsch mitbestimmt worden sein von dem hohen Lob, das Schelling in den besagten Vorlesungen einem Geschichtsschreiber zollte; daß man sich damals auch allgemeiner der Geschichte als Wissenschaft zuzuwenden begann, sagten wir schon. Bei Fröbel aber spielte hauptsächlich eine kindliche Sammelwut darin. Denn verwerten wollte er die Geschichte erst zu gegebener Zeit. Er meinte, daß Geschichte „ganz besonders dem moralischen, auch intellektuellen Sein, auch der Fassungskraft, kurz: dem Bedürfnisse des Schülers angemessen", also nicht zu früh, zu erteilen sei. Das sprach nicht etwa nur der Erzieher der Holzhausen, sondern auch der Selbsterzieher aus, der von Geschichte als Wissenschaft noch nicht berührt war. Desto ursprünglicher war sein Urteil: wenn dieser Unterricht gegeben werde, sei er „unterhaltend, Interesse erweckend, aber auch bündig und zusammenhängend vorzutragen". Es handele sich darum, stets zu einem bestimmten Ergebnis zu gelangen, ohne daß die Spannung auf den Ausgang vor der Entscheidung erschlaffe. Es war, als wäre Fröbel kühn zurückgeschritten durch die zeitliche Erscheinung des Menschen der Jahrtausende, um wenig-

stens die Luft erster Geschichtsschreibung zu wittern. Und wenn er ausdrücklich erklärte, im Geschichtsunterricht Herodot zu seinem Vorbild nehmen zu wollen, so faßte er eben die Urform der Geschichte und seinem naturkindlichen Wesen gemäß alles Geschehen halb mythisch, wie alles Wissen halb mystisch auf.

Für sich selbst war er auch sonst unermüdlich im Sammeln von Material. Er sandte im September dem Bruder das Verzeichnis seiner Handbücherei, schrieb, daß er Umschau nach allem wertvollen Wissen halte und verdoppelte seine Auszüge mit Hilfe des bezahlten Abschreibers. Er ließ sich aber auch keinen Zug der ersten Erziehung entgehen, so daß noch nach 17 Jahren laut noch späterem Bekenntnis in sein schriftliches Hauptwerk vieles aufgenommen wurde, was ihn „die kleine Caroline gelehrt" hatte. Hier stand der begreifende Mann bescheiden hinter der naturgegebenen Erziehungskunst ursprünglicher Mutterliebe zurück. Er schrieb dem Bruder bewundernd, daß die Mütter von Gott dazu bestimmt wären, die ersten Erzieher der neugeborenen Menschen zu werden. Darum sollten die Mädchen hauptsächlich von den Müttern erzogen werden und in deren Kreisen leben.

Während Fröbel als Denker überall bei den Anfängen einkehrte, erntete er als Hauslehrer, der natürlich aus der Überfülle seines Ganzlebens auch mit seiner „Tabelle" kaum weiterkam als bis zur Überschrift, bei Herrn von Holzhausen noch übergenug Geringschätzung und Spott. Dafür gewöhnte er sich daran, die Bundestreue der Frau als Dankbarkeit ihrerseits und ihre Freundschaft als sein Recht anzusehen. Damit zog sich der Knoten fester, den das Schicksal geschürzt hatte, und die Torquato Tasso-Tragik stieg langsam heran. Frau von Holzhausen hielt nach wie vor den Blick gerichtet auf seinen Genius. Wahrscheinlich in diesen Tagen trug sie in ihr Buch ein: ‚Wenn ein Genie allein auf dem Lande geht, bleibt es nicht lange allein; die Natur geht ihm an die Hand. Sie faßt es an, und es versteht die Blume, wenn sie sich neigt, und den liebevollen Hopfen, der sich hinaufrankt. Es bewundert den Regenbogen, das Ordensband, das Gott der Erde als ein Gnadenzeichen umhing. Da sehn denn Genies einen gewissen Zusammenhang zwischen Gott und dem Menschen und sind Seher, von Gott angehaucht. Dies ist unendlich mehr als ein Selbstgelehrter. Dieser lernt aus Büchern, ein Seher lernt von Gott und aus seiner für ihn aufgeschlagenen Welt.'

Die Freundin muß von seinem Sinnen über eine „Tabelle allen Unterrichts" erfahren haben. War es ein Nachklang gemeinsamer Besprechungen über die geplante Schrift, daß dieselbe Seite die Bemerkung erhielt: ‚Die erste Schrift, die ein junger Mensch entwirft, muß der Kupferstich

seiner Seele sein'? Dann aber hat solche Aussprache nicht bloß die Scheu erhöht, an den ersten selbständigen Abdruck seines Geistes heranzugehen. Jene feine und tiefe Äußerung hätte unversehens den tragischen Knoten zuziehen helfen. Unter dem Kunstbesitz der Holzhausen fand Goethe ‚ein schätzenswertes Bild von Lukas Cranach: Christus, der die Mutter und Kinder um sich her versammelt, merkwürdig durch die glücklich gedachte Abwechslung der Motive von Mutterliebe und Verehrung des Propheten'. — Andeutungen in späten Briefen lassen vermuten, daß auch Fröbels Augen — wie sollten sie nicht! — mit besonderer Freude auf diesem Cranach-Gemälde geruht haben. Die genannten Motive erfüllten ja sein ganzes Sinnen. Aber hatte er nicht Eigenes hineinzugeben, in dem sich die beiden, später von Goethe gerühmten Motive vereinten? Wo fand er den Kupferstich, der den Grundgedanken wiedergab, aus dem seine erste Schrift geplant war?

Im Jahre 1808 erschien ein Blatt Friedrich Müllers, den ‚Johannes' nach dem Gemälde des Zampieri, genannt ‚Dominichino', darstellend. Das Werk wurde allgemein bewundert. Man sagte, es sei ‚unbeschreiblich in der Wiedergabe der Entzückung und Begeisterung des Evangelisten, wie er zum Himmel lauscht, von woher der Adler ihm die Feder bringt zu seinem Werk'. Diesen Kupferstich Müllers kaufte Fröbel und schenkte das Blatt der Frau von Holzhausen, nur sehend, wodurch die Freundin mit ihm persönlich verbunden war, nicht beachtend, was die Frau durch ihre gesellschaftliche Stellung von ihm schied. Fröbel wird nicht erwarten, daß die Gattin im Patrizierhause das Geschenk des Hauslehrers gerahmt aufhänge, obgleich er, dem jede Gabe eines kindlichen Gemüts mehr galt als die größten Kostbarkeiten, auch darin nur rechte ‚Vernunft' erblicken würde. Aber es wird ihn bis ins Tiefste verletzen, wenn die Beschenkte das Sinnbild ihres Bundes mit ihm eines Tages weiter verschenkt. — Auch wir möchten der Frau solche Unbedachtsamkeit nicht zutrauen; etwa in das laufende Jahr dürfte eine Eintragung ihres Buches fallen: ‚Science is the best and often only comforter in Hooplesse love.' Und dieses auffällige Seelenbekenntnis war begleitet von der Bemerkung, Engländer hätten Genie, Franzosen Geschmack, Deutsche beides. (Der Wahl Fröbels fehlte dies Deutsche nicht; Müllers ‚Johannes' hängte man als zeitbestimmend für den damaligen Geschmack ins Kirms-Krakow-Haus zu Weimar; es hängt noch heute im vielleicht feinsinnigsten Potsdamer Schlößchen ‚Charlottenhof' und anderswo.) Das Weiterverschenken der Gabe bedeutete also kein Geschmacksurteil, dafür aber einen Treubruch an der Idee, der beider Freundschaft ihr Dasein verdankte.

Die „Tabelle" wollte nicht zu Papier kommen, obgleich ein äußerer Umstand Fröbel zur Eile mit ihr trieb, denn derselbe Umstand behinderte das Niederschreiben. Nänny hatte den Unterricht in den Anfangsgründen bei Sophie, dem ersten Schwesterchen seiner Zöglinge, gekündigt. Der Hauslehrer sprang für einige Zeit in die Bresche. Zu einem Lehrer der ‚Musterschule' wollte er nicht raten. Die Anstalt sinke sichtlich herab „zum Muster einer gewöhnlichen Schule, woran jedem Uneingeweihten erlaubt ist zu tadeln und zu mustern, folglich auch zu verbessern und zu flicken". So sprach der Unmut, in den der im März 1808 wieder lebhaftere Kleinkrieg mit Herrn von Holzhausen Fröbel versetzte. Weil der Hausherr wiederholte: ‚Die Kinder lernen nichts', so versteifte sich der Erzieher jetzt auf den Satz: „Der Mensch lernt nichts." Er meinte das ursprüngliche Wesen „Mensch", das nur entwickelt, nicht angelernt werden kann.

Das Wort „gewöhnliche Schule" stellte nur fest und wollte eigentlich kein unbilliges Urteil sein. An kam es indessen dem Logossucher auf den Organismus von „Sinnlichkeit, Einbildungskraft [im Sinne von Vorstellung oder äußerer Anschauung] und Phantasie". Im Lebewesen Mensch sei die selbsttätige Anschauung zu pflegen in Vereinigung der Körperkräfte und der geistigen Anlagen; jene seien „das Patengeschenk der Natur", diese „Gottes Eingebinde". Zu gegebener Zeit würden Empfinden, Vorstellen und schöpferisches Gestalten sich als Diener des Geistes bewähren, „die ihn zu Gott, seinem Herrn, führen". Von dieser Einheit habe daher Erziehung und Unterricht alles zu erwarten, wohin bloßes Lernen ein Kind niemals leiten könne, weil Anlernen kein organischer Weg ist. — Das alles entnahm Fröbel dem unmittelbaren Anschauen der natürlichen Zielsicherheit bei Mutter und Kleinkind. Ihm blieb das Mutterhaus der von der Natur gegebene „Ort" der Bildung. Wo der Ort wechsele, solle wenigstens der Geist des Mutterhauses mitgehen, also das, was wir von Pestalozzi als Wohnstubenkraft bezeichnen hörten. Nicht ein einziger Blick der Weltmenschen sollte in diese „ewige Erziehungsanstalt" dringen. Denn jeder solcher Blick gebäre Sünde, von der sich zu reinigen die Kinder die Hälfte ihres Lebens brauchten.

Wie schwer ging die schließlich unumgängliche Lehre dem bereits verbildeten 14jährigen Karl von Holzhausen ein. Fröbel wagte das Wort an Christoph: „Ist das Kind aus den Jahren getreten, so muß auch alle Erziehung beendigt sein; je mehr sich der Zögling von den Jahren der Kindheit entfernt, desto weniger läßt sich noch etwas an ihm erziehen." Wohl sollten früh schon die Sonnenstrahlen des väterlichen Geistes auf die Knaben fallen, am Arme des Vaters müßten sie die Kraft des eigenen

unversuchten Armes üben. Sei aber der Vater verhindert, seine natürlichen Pflichten auszuüben — wir merken das Auftauchen frühester Kindheitserinnerungen Fröbels — dann überlasse er den Knaben lieber „seinen treuesten Paten, Gott und der Natur, und diese werden . . . mehr tun als der durch so viele hundert Verhältnisse im Wirken beschränkte Vater, der nur ein Sohn Gottes und der Natur ist". „Gott und Natur lehren nichts Böses."

So stand der Erzieher beim Suchen des organischen Zusammenhanges allen Unterrichts beständig unter der Sonne der ‚inneren Anschauung' Pestalozzis. Schon zu Anfang des vorhergehenden Jahres waren ihm Türks ‚Briefe aus München-Buchsee' in die Hand gekommen. Es sei ein praktisches Buch, und ob es gleich nicht den Geist der Pestalozzischen Methode ausspreche, so werde es doch bei treuer Anwendung den Geist herbeiführen. Jetzt war er über Torlitzens ‚Schweizer Reise im Jahre 1802' gekommen. Torlitz hatte erklärt, daß des Schweizers Methode den Schülern zu enge Schranken setze und den Lehrern nichts zu tun übrig lasse; beide würden durch sie zu gedanken- und willenlosen Menschen gemacht. Leider wurden solche Urteile Wasser auf die Mühle des Herrn von Holzhausen. Und der Hofmeister hat sie klappern hören. Er schrieb an Ehristoph: „Ich schweige; nur ärgere ich mich, daß dieses in öffentlichen Blättern, z. B. dem Göttinger Gelehrten Anzeiger, abgedruckt ist." Er werde sich nicht abhalten lassen, „ganz und unbeschränkt und rücksichtslos nach den Grundsätzen des edlen Pestalozzi" zu verfahren, und durch sein Tun werde er die Eltern für diesen gewinnen. War seine Meinung der des Torlitz völlig entgegengesetzt, so entsprang das restlos seiner religiösen Grundstellung: „Der Geist, der in der Pestalozzischen Methode liegt, tötet nicht, sondern gebiert Geist und Leben, gebiert die Liebe, gebiert die Würdigung der Schöpfung." Jeder Versuch aber, mit irgend einem vorliegenden philosophischen System diesen Geist einzufangen, erschien Fröbel als „eine auf einem im Sumpf eingepfählten Roste ruhende Spekulation". Die Zeit für die „einzig wahre Philosophie", für die „Philosophie der Entwicklung des Menschen", „die ein Einzig-Absolutes zur Anwendung aufstellt", sei noch nicht da. „Doch ruhig! was geschehen soll, geschieht!"

Fröbel arbeitete auch geistig in dieser Zeit „angestrengt viel". Die Lehrmittel wie die Lehrzwecke traten ihm in solcher zerstückelten Menge und äußerlich so ungeordnet entgegen, daß er in der Ordnung für seine „Tabelle" nicht weiter kam als bis zur festen Überzeugung, die letzte Vollendung müsse über Pestalozzi gesucht werden. So bestand der größte Gewinn seiner Mühen in der Schulung zu höchster Sach-

lichkeit. „Gegen alles," mahnte der Bruder, „was wider Peſtalozzis Methode gedruckt wird und mit Demut oder mit anmaßender Pathetik ſchön in Büchern zu leſen iſt, ſei ſchon im voraus ſehr eingenommen; denn die wenigſten von den Herren, die darüber ſchreiben, kennen die Sache, noch weniger aber kennen ſie die Wirkung." Insbeſondere mit dem Verwerfen oder Verbeſſern der Peſtalozziſchen Formen habe man ſehr behutſam und ſehr prüfend vorzugehen.

Seine Sehnſucht nach Iferten nahm die Sachlichkeit des Kindes an; d. h. Fröbel verſuchte jetzt ſehr ernſthaft, den Schweizer Meiſter zu ſpielen, als könnte er Iferten ‚Auf der Öde' wiederholen. Die Stunden für Sophie gaben den äußeren Anſtoß. Der Hauslehrer mußte ſich nach einem Helfer umſehen. Karl Poppo war ihm entgangen und damit der Sache untreu geworden. Sie hatte den Freund der Sprachen nie angezogen, der nun den Kopf aus der Schlinge gezogen durch eine reiche Heirat, um ſeinen Sprachſtudien und einer weitausgreifenden Liebhaberei zu Büchern folgen zu können. War das nicht ein neuer Beweis, wie wenig junge Leute, die von der Welt durcharbeitet ſind, zu Erziehern taugen? Peſtalozzi hatte ſeine erſten und willigſten Jünger gewonnen an ſchlichten Söhnen des Landes. Darum bat Fröbel Chriſtoph um Nachweis eines fähigen, herzensreinen, Bildungstrieb beſitzenden 15—20jährigen Bauernſohnes.

Er müſſe von angenehmem Äußern und gefälligen Betragens ſein. Der Muſikliebe in der Familie Holzhauſen wegen wäre es zu begrüßen, wenn er etwas von Muſik verſtehe, wie in den ſangesfrohen Gegenden Thüringens wohl zu hoffen ſei. Im übrigen würde es genügen, wenn er „wenigſtens ſo ziemlich orthographiſch ſchreiben" könne. Alles andere werde er durch Teilnahme am Unterrichte Karls und bei den Spaziergängen, ſowie durch beſondere Frühſtunden bald nachholen. Fröbel werde ihm ſolche geben, wie er auch an den Sonn- und Feſttagen ſich ausſchließlich ihm widmen wolle. Als Gegenleiſtung hätten die Eltern des jungen Mannes ſich zu verpflichten, ihn drei Jahre bei Fröbel zu laſſen und die Unterhaltskoſten von jährlich 150 Reichstalern zu tragen. Denn wohnen müſſe der Helfer auf einem benachbarten Gute; er würde aber die bisher von Nänny bezogenen 132 Taler erhalten können, wenn er am Nachmittage Sophie unterrichte; auch die 35 Taler für Fröbels Abſchreiber ſollten ihm werden, ſobald er den bisherigen erſetze.

So ſehr ungeſchickt baute Fröbel alſo nicht an ſeinen Träumen. Ein größeres Ziel ſtand im Hintergrunde. Ausgebildet ſollte der Geſelle durch ſein Beiſpiel Peſtalozzis Geiſt in die Heimat Thüringen tragen. Mit dem Bruder einig über die Mängel öffentlichen Unterrichts daheim, ſchlug Fröbel von vornherein

Christophs Gemeinde Griesheim als ersten Anfatzpunkt vor. — Freilich rechnete er nur mit Menschen, wie er selbst einer war. „Es werden doch jetzt schon beinahe drei Jahre," schrieb er im Märzbriefe von 1808, der alle diese Gedanken enthielt, „daß ich erst bloß Rechnen, jetzt Rechnen und Schreiben, deutsche Sprache, Geographie, Geometrie, Zeichnen, wenn Du willst: Botanik — und jetzt Mineralogie [!] im Geiste Pestalozzis lehre. Du kennst meinen Geist, der sich nicht gerne Fesseln anlegen, noch weniger an trockene Formeln binden läßt, die seinem Streben nach vorwärts im Wege stehen."

Unvermerkt setzte Fröbel mit der Verwendung der Mineralogie im Unterricht den Spaten an, um den eigentlichen Grundstein seines Erziehungsgebäudes zu legen. Es geschah nur triebhaft: trotz alter Schuldenlast kaufte er sogleich ein ‚Mineralienkabinett' von mehr als 580 Stücken. Erst bei späteren exakten Universitätsstudien an Erden und Kristallen werden wir ihn darin ganz verstehen. Vorerst war seine Grundstimmung kurz vor Vollendung seines 26. Jahres: „Mein Herz schlägt mir jetzt noch fühlbar hoch, wenn ich den Gedanken als zu realisierend denke, einst noch ganz und nicht so beschränkt als jetzt im Geiste Pestalozzis Unterricht geben zu können."

In diesem Zeitpunkt gewann die Sehnsucht nach Iferten überhand durch Pestalozzis ‚Bericht an die Eltern und an das Publikum über den Zustand und die Einrichtungen der pestalozzischen Anstalt im Jahre 1807'. Der Bericht versprach, jedem Leser ein richtiges Urteil über Pestalozzis Grundsätze zu vermitteln. Wie sehr das hier aufgesteckte Licht gläubig suchende Menschenfreunde nach Iferten lockte, mag man in ‚Karl von Raumers Leben. Von ihm selbst erzählt' nachlesen. Lassen auch wir den Zauber der schönen Worte der Lockschrift auf uns wirken! Sie verhießen eine ‚Schule der häuslichen Anhänglichkeit und des häuslichen Zusammenhangs in einem seltenen Umfange'; denn durch ‚gegenseitige offene und freie Mitteilung und Beratung aller unter einander bildete sich notwendig die Masse der Lehrer immer weiter aus. Sie erhebt sich zur vollkommensten Einheit des Sinns und Tuns, und erscheint den Kindern nur als eine Person'. Hierdurch werde es ferner möglich, daß jeder wohl organisierte Kopf unter den Lehrern in der Individualität des Kindes anschaulich lebe. Jeder Lehrer könne dort gerecht sein, und er sei gerecht, weil er, mit der Natur des Kindes, die Bedeutung einer jeden Erscheinung im Ganzen des Kindescharakters, seiner Anlagen und Fähigkeiten erkenne, sie auf dieses Ganze zurückführe, so daß dem Lehrer jedesmal das, was das Kind überall ist, vor der Seele stehe. — Zweimal in der Woche kämen alle Lehrenden zu all-

gemeinen Besprechungen zusammen. Pestalozzi selbst stehe ‚mit jedem Lehrer in ununterbrochener Mitteilung'. Der wesentliche Maßstab des ‚Werts oder Unwerts unserer Erziehungs-' (weit weniger: Unterrichts-)Anstalt sei, ‚die Zöglinge zu guten, humanen und religiösen Menschen zu bilden'. ‚Wir legen der Pflichtentreue die Bergpredigt Jesu, der Glaubenslehre das Evangelium von Johannes hauptsächlich zugrunde.'

Mit jedem dieser Federzüge wurde das Ideal des Hauslehrers ‚Auf der Öde' umrissen. Doch merkwürdig: Pestalozzis eigene Feder bezeichnete Christus als Vorbild, als den ‚Darsteller der Gottheit und des Göttlichen, des Verhältnisses der Menschheit zu Gott und des Lebens in Gott'. Niederer aber hing seinen philosophischen Mantel darüber und fügte in Sperrdruck Sätze in den ‚Bericht': die Rede sei davon, ‚die Dinge und ihre Erkenntnis selbst als ein lebendiges und organisches, nach notwendigen und ewigen Gesetzen harmonisch ineinandergreifendes und als solches von etwas Einfachen und Ursprünglichen aus sich darstellendes und entwickeltes Ganzes anzuschauen, um aus dieser Anschauung so zu entwickeln, wie eines im andern und durch das andere gegründet ist und besteht'. Nicht von irgendeiner Form, sondern vom Wesen und Leben selbst gehe das Ganze aus. Nach alle dem lechzte Fröbel. Gerade den eben wiedergegebenen ‚Lebens'sätzen Niederers aber versagte sich Pestalozzi 16 Jahre später ausdrücklich. Es seien das für ihn ‚unreife und wesentlich [!] fremde und unverständliche Ansichten'. Aber sie standen im ‚Bericht'. Ging Fröbel nun eigentlich der Erfüllung oder der Enttäuschung seiner Hoffnungen auf Iferten entgegen, falls Herr von Holzhausen doch noch die Einwilligung zur Übersiedlung nach dort geben würde?

Die äußere Entscheidung konnte nicht mehr lange auf sich warten lassen, weil Karl, der älteste, im Sommerhalbjahr das Gymnasium beziehen sollte. April und Mai 1808 brachten Fröbel schier zur Verzweiflung. Am 5. Juni schrieb er an Christoph: „Glaube mir, ich biete alles auf, was ich nur kann, handle gewissenhaft und streng, lege mir so viel auf, als ich tragen kann. Aber großer Gott, da ist keine Frucht, die das Herz erfreut." Die Worte zielten auf Karl. „Alles, mein Hoffen, mein Handeln scheint umsonst zu sein; er entwickelt sich zum Bemitleiden erbärmlich." „Aber wie soll es wirken! Der Knabe hat keinen Vater, aber eine Person in Mannesgestalt steht da, die sich Vater nennt und heimlich, ohne daß ich es oft ahne und weiß, alles niederreißt, was ich baue. Du wirst es wahr finden, wenn ich Dir sage, daß ich oft kaum mehr wirken kann."

Ein Ausbruch solcher Verzweiflung scheint die Mutter des Hauses zu einem gewagten Schritt veranlaßt zu haben. Sie suchte Schutz hinter dem Bruder ihres Gatten. Friedrich Adalbert von Holzhausen ließ sich zur

Vermittlung bereitfinden, weil er auf Grund persönlicher Besuche in Iferten ein günstigeres Vorteil für Pestalozzi hegte. Das Wagnis gelang halbwegs. Das Ergebnis der Besprechung kam schon am 6. Juni zu Papier, gleichsam ein Memorandum zwischen Diplomaten, eine Urkunde, gewisse Linien festzulegen. ‚Mein Bruder hat folgende Idee gegen mich wegen seinen drei Söhnen geäußert. Sie sollen künftigen September mit ihrem Hofmeister Fröbel nach Iverdun.' Karl solle dort bis zum 18. Jahre bleiben, dann mit seinem Hofmeister Fröbel die Universität besuchen, um Cameralia zu studieren, danach 2—3 Jahre bei Fellenberg praktische Landwirtschaft treiben. Für Fritz wäre ein Aufenthalt bei Pestalozzi bis zum 14., 15. Jahre vorgesehen, danach ein Institut, wo er Forstwesen erlernen könne. ‚Adolph soll Jura studieren. Fröbel, der, wenn er den Karl von der Universität gebracht hat, sogleich wieder nach Iverdun geht und solange dableibt, bis Adolph die Universität besuchen kann, begleitet ihn alsdann dahin.'

Das war ein Plan auf lange Sicht. Adolph konnte frühestens in 9 Jahren universitätsreif werden; 1817 wäre er 18 Jahre alt geworden. War Fröbel gar nicht weiter gefragt worden? Oder meinten die Herren, über diesem Punkte ihn auf einmal loszuwerden? Das Blatt wurde vom Vermittler sorgfältig aufbewahrt und später durch Vermerke ergänzt. — Der Widerstand Georgs von Holzhausen gegen Iferten wurde erst durch Herrn von Türk gebrochen. Von Türk hatte schon vor seinen eigenen pädagogischen Versuchen in Oldenburg, von Mecklenburg her, die Königin Luise von Preußen für Pestalozzi zu erwärmen vermocht. Jetzt war er auf dem Wege nach Iferten, um dort unter des Schweizers Augen eine eigene Anstalt zu gründen, der äußern Form nach eine Pension, dem Wesen nach ein Glied Ifertens; nach dem großen Zusammenbruch politischer Freiheitshoffnungen sandte mancher Staat junge Männer als Eleven zum europäischen Mekka damaliger Erziehungsjünger. Herr von Türk war gezwungen, auf eine ausreichende Zahl von Kostgängern Bedacht zu haben. Er wußte Pestalozzis ‚Bericht' zur günstigen Stunde dem Hausherrn zu unterbreiten. Mutter und Hauslehrer freuten sich der unverhofften Hilfe; indessen scheint schon zwischen dem Helfer und dem Vater ausgemacht zu sein, daß die Söhne als Pensionäre Türks unterkommen sollten, während Fröbel in keinem andern Glauben nach Iferten zielte, als unmittelbar unter Pestalozzi im Schlosse mit ihnen zu wohnen. Bis überhaupt irgendein weiterer Schritt sichtbar wurde, hielt der Herr des Hauses den Hofmeister vier Wochen in Spannung. In der Mitte lag der Johannistag; unmittelbar vor der Sonnenwende 1808 wurde die unerträgliche Zeit für Fröbel durch eine endliche Ant-

wort Christophs auf den langen Märzbrief des Jahres unterbrochen.

Christoph dankte, daß August ihn mit Pestalozzi bekannt gemacht habe. Aber ein Herumhorchen nach einem passenden jungen Mann sei erfolglos geblieben, nicht bloß wegen der jährlichen Zuschüsse, sondern weil man gemeinhin die unerprobte Sache solcher ‚Aufopferung kaum wert' erachte. Er werde während eines baldigen mehrtägigen Besuches in Rudolstadt bei einflußreichen Schulmännern auf den Busch klopfen, ob nicht der nötige Beitrag ‚für einen Schullehrling oder Schulkandidaten' aus der Seminarkasse herausspringe. Überhaupt rate er, nicht, wie Fröbel geschrieben hatte, „durch eigene Kraft, ohne fremde Beihilfe" vorzugehen, sondern an obrigkeitliche Unterstützung zu denken. Ob nicht vor anderen die Kirchenpatrone, das Konsistorium und schließlich die Fürstin-Regentin als Mutter des Landes einzuspannen wären? — Das war der letzte Rat, mit dem Fröbels Christopherus das Leben des Bruders entscheidend bestimmte. Von nun an hat Christoph, abgesehen von einigen kritischen Winken über die Anwendbarkeit der Pestalozzischen Methode die Bahn des Jüngeren nur von fern begleiten können. Wehmütigen Stolz im Herzen. Denn es ist wohl ein eigen Ding, wenn ein mißachtetes Kind auch den Einzigen überwächst, der ihm zu jeder Zeit seine Schultern geliehen hat.

Endlich am 9. Juli gab Herr von Holzhausen den Auftrag, sich bei Pestalozzi zu erkundigen. Über Nacht schon war der Brief fertig, in dem Fröbel des Tages von 1805 gedachte, der ihn durch ein Versprechen zum „Schüler" des würdigsten Mannes gemacht habe; weshalb denn der heutige 10. Juli 1808 nächst jenem Herbsttage ihm der „teuerste seines Lebens" werde. So an Pestalozzi. Christoph aber wurde noch am gleichen Tage gebeten, den Plan mit dem Bauernjungen *nicht* fallen zu lassen. Was der Jüngling bei ihm erst in drei Jahren gelernt hätte, werde ihm Iferten in der Hälfte der Zeit „bestimmter und besser" geben. Die Behörden könnten, was dem Seminarium gleichgiltig sein dürfte, den Betrag für drei Jahre für die $1^1/_2$ Jahre ansetzen. Sollte Christoph schon verhandelt haben, dann wolle er selbst die Sache gern weiterführen; sonst solle der Bruder sich nicht bemühen, weil die eigene „mit Aufopferung verknüpfte Handlungsweise verkannt werden könnte".

Fröbel war durch ‚Pädagogische Fragmente' Kerns auf *die Pflicht des Staates* aufmerksam geworden, die Erziehung zu fördern. Ihn schien jetzt die Hoffnung zu beflügeln, nicht nur während drei bis vier Jahren Iferten die allgemeinen Lücken seines Wissens zu füllen, sondern danach eine höhere Verwaltungsstelle in Unterrichtssachen seines Heimatlandes einzunehmen. Er wollte in Iferten Latein bis zur Sprachfertig-

keit treiben; wozu? Die Antwort verrät sich in dem beiläufig hingeworfenen Gedanken: er fasse das Studium der Theologie für sich ins Auge. Allzu ernst war dieser abwegige Gedankensprung nicht zu nehmen. Denn Fröbel schrieb ausdrücklich, er wolle „Pfleger des Göttlichen im Menschen" werden, sei es auch nur in einer Schullehrerstelle auf dem Lande.

Seine Wünsche blühten, weil durch den vermeintlichen Sieg im Kampf um Iferten sein Zutrauen zu den Menschen gewachsen war. Er mochte den Sieg auf Rechnung der Wohnstubenkraft setzen. Dem Bruder schrieb er: „Der Mann steht immer dem Knaben weit näher als dem Mädchen und so umgekehrt das Weib dem Mädchen näher als dem Knaben. Von Natur ist jedem Geschlecht einzig die Erziehung seines Geschlechts bis zu einem gewissen Alter angewiesen worden. Später wechseln die Rollen. Der Mann erzieht das Weib, das Weib erzieht den Mann." Das letztere hatte er eben zu erleben geglaubt. Kleinlich zu triumphieren war Fröbel nicht fähig. Das Einlenken Georgs von Holzhausen stimmte ihn milder, d. h. es gab ihm ein allgemeineres Vertrauen zum männlichen Geschlecht zurück.

Am 19. Juli antwortete Pestalozzi durch — Herrn von Türk! Im Lateinischen ständen die Vorgeschrittenen bei der Übersetzung des Cornelius; für Griechisch sei seit kurzem eine Klasse eingerichtet; von Muralt versichere, bis zur Universität vorzubereiten usf. Die übrigen Antworten betrafen Wohnung, Umfang und genauen Preis der Beköstigung. Das Ganze war gerichtet an ‚Herrn Fröbel, Hauslehrer bei H. v. H., abzugeben im Pfühlhof am Stoffmarkt in Frkt. a/M.' — Dr. Lejeune war der freundliche Überbringer. Der Name Lejeune zog eine Spur, unscheinbar, doch recht bedeutsam für Fröbels Zutritt im Kreise der Ifertener Mitarbeiter Pestalozzis.

Lejeune war Arzt in Frankfurt a. M. Durch einen Besuch im Jahre 1806 für Pestalozzi eingenommen, hatte er doch zugleich, wie Fröbel ein Jahr zuvor, recht scharf die Zeichen innerer Parteiung in der Schule ‚häuslicher Eintracht in seltenem Umfange' wahrgenommen. Seine Urteile über die Charaktere der einzelnen Lehrer und über das frische Leben der Jugend deckten sich fast genau mit denen Fröbels. Seit 1807 hatte er seine beiden herzlich geliebten Söhne in Pestalozzis unmittelbarer Nähe. Die reizenden Briefe, die sein älterer, der 9jährige Eduard, von dort eben nach Hause geschickt hatte, mögen auch im Hause des Patriziers mitgeteilt und aus der Hand der Frau von Holzhausen in Fröbels Hand gekommen, vielleicht sogar dem Hausherrn vorgelegt worden sein.

Auch sonst hat Fröbel sicherlich aus dem neuen Besuch Lejeunes in Iferten reichlichen Nutzen gezogen. Da war es wichtig, daß Lejeune

ganz besonders den 19jährigen Joseph Schmid rühmte: ‚Herr Schmid ist ein selten genialer Mensch voll Feuer und Einbildungskraft, der sich die Unschuld des zartesten Alters noch bewahrt hat . . . Sein Lieblingsfach ist die Mathematik, die er in hervorragendem Maße beherrscht und in der er epochemachende Untersuchungen angestellt hat. Er verfügt über eine natürliche Beredsamkeit, die bei seinem angenehmen Äußeren anziehend und mitreißend wirkt. Seine Züge spiegeln Herzensgüte, Aufrichtigkeit, Freimut, Unschuld und Geist. Nie sah ich ein ähnliches Gesicht. Sein Anzug ist zwar etwas vernachlässigt, aber sauber, sein Auftreten das eines unabhängigen und freimütigen Mannes.' Das trug Lejeune in sein Tagebuch ein. Wir wissen, daß etwas Wasser in den Wein solcher Begeisterung für den Benjamin Pestalozzis zu gießen war. Wenn Lejeune neben ihm wenige Worte für Niederer übrig hatte, so wird das bei Fröbels Rücksprache mit dem freundlichen Boten nicht anders gewesen sein. Jedenfalls werden wir Fröbel den Eingang in Iferten durch Schmids Tür nehmen sehen und nicht, wie es einem spekulativen Einheitsphilosophen weit näher gelegen hätte, bei Niederer.

Eifrig wurde schon in der letzten Juliwoche zur Reise gerüstet. Die Eltern selbst wollten die Söhne neben dem Hofmeister begleiten. Am 26. meldete Fröbel ihr baldiges Kommen an. Er schrieb an Pestalozzi: „Sehnend erwarte ich die Zeit, welche mir Gelegenheit geben wird, Ihnen, hochverehrter Herr Pestalozzi, teuerster Vater, die unbegrenzte tiefe Verehrung persönlich betätigen zu können, die mein ganzes Sein für Sie erfüllt. Ich achte mich hoch beglückt, von dem allgewaltigen Geiste, den Ihre Gegenwart mit sich führt, und der Ihr Institut belebt, ganz durchdrungen für einen höheren Zweck denken und handeln zu können." Noch ahnungslos, wie weit bereits Türks „Eigennutz sich ins Spiel mischte", entsagte Fröbel leicht dem Wunsche nach einem Wohnen bei Pestalozzi. Er war zufrieden, das Dach mit Türk als einem Freunde zu teilen und flocht dem Schreiben für Pestalozzi den Dank der Mutter ein, mit dem Hinweis auf Türks Anteil „an dem jetzt beruhigten Mutterherzen".

Noch stand ein großer Tag bevor: die erste Jahresfeier der Geburt der kleinen Caroline. Auch wir möchten lächeln über das, was der Hauslehrer mit seinen Zöglingen dazu anstellte. Heimlich wurden ins große Eßzimmer geflochtene Gartenmollen voll schwarzer Erde geschleppt und auf den Boden geschüttet. Ein rundlich erhabenes Beet in der Mitte nahm eine vielknospige Lilie auf. Mit heißem Bemühen wurde eine halb umstürzende Wanne voll guter Erde daneben gelegt. Frisches Grün deckte den übrigen Platz. Recht schwierig war's, eine Gießkanne so anzubringen, daß sie in der Lage des Besprengens nicht umfiel; schwieriger noch, halb-

wegs erträglich über der Lilie ein Gewölk aufzuspannen. Denn nach Fröbels Willen sollte aus diesem Gewölke ein Sonnenstrahl auf die Lilie fallen. Wie weit das Allerschwerste gelang, wissen wir nicht, nur daß damit auch der Sinn des Ganzen — der Sinn von Fröbels „Menschenerziehung" in ‚Wohnstubenkraft' — sich aussprechen sollte: gleichsam durch Brechung des Sonnenlichtes traten in dem Gewölke die Worte hervor:

„Gottes Garten".

Begeistert hatten Karl, Fritz und Adolph Hand angelegt und bewundernd betrachteten sie das fertige Werk. Denn manche der Einzelheiten werden ihrem Kopfe entsprungen sein; den Grundgedanken dürften sie nur von fern geahnt haben. Man kann sich den Blick des Herrn von Holzhausen vorstellen beim Eintritt in das getäfelte Eßzimmer voll fetter, schwarzer Erde, sieht sein Auge über die steife Allegorie aus dunklem Flor und Silberpapier hinweggleiten, und wie es unter Kopfschütteln am Erzieher haften blieb.

Frau von Holzhausen mochte fühlen, daß diese Geburtstagsfeier kaum dem Töchterchen, noch weniger ihr, der Mutter galt. Stand Fröbel versunken in seine Idee der Erziehung vor seinem Werk, dann mußte sie fühlen, Zeuge der Andacht eines Wanderers zwischen zwei Welten zu sein, in dem Auge des reinen Toren aber das keusche Gelübde lesen, das diese Feier bedeutete. Zogen dem Weibe mit wehmütigem Stolz, dem Stolz des Bruders Christoph vergleichbar, die Zeilen durch den Sinn:

‚Teure, der in lichten Blicken
Hohe Seelenschönheit tagt,
Du verstehst was mit Entzücken
Dieses Lied dir sagt —'?

* * *

17.

Zwischen Ideal und Wirklichkeit bis zum „Lebensüberdruß".

Am Lebensabend hat Fröbel behauptet, seine persönliche Welt- und Lebensanschauung, das, worauf am Ende alles hinauslaufe und ankomme, wäre schon mit seiner „Kindheits-, Jugend- und Jünglingsentwicklung fast gegeben und bestimmt" gewesen. Das gilt nicht zuletzt für sein Verhältnis zu Pestalozzi. Insbesondere die beiden letzten Jahre zeigten uns, daß ihn ein grundeigenes Erleben sicher gemacht hatte, die Idee zu verstehen, um derentwillen so viele nach Iferten zogen. Er machte die Fahrt nach seinem Mekka nicht als ‚Schüler Pestalozzis'; in

Fröbel suchte ein Jünger Fühlung mit dem ersten seiner bisherigen Meister. Was will diese Unterscheidung besagen?

Fröbels Erwartungen stiegen auf den Höhepunkt durch Fichtes ‚Reden an die deutsche Nation', die gerade jetzt erschienen und dem Hofmeister in die Hände gekommen waren. Fichte wies sein ganzes Volk auf Pestalozzi. Entscheidend für Fröbels Haltung war, wie der gewaltige Redner das tat. Daß die Erziehung unendlich wichtig sei und deswegen des Schweizers Versuche auch vom Staate gefördert werden müßten, hatte Fröbel auch in ‚Pädagogischen Fragmenten' Kerns gelesen. Fichte betonte aber weniger die ‚Methode' Pestalozzis; er forderte dazu auf: das ‚Luther'-Gemüt dieses Suchers zum Meister zu nehmen. Es mahne zur Vollendung, damit eine neue Erziehung in der deutschen Nation die ganze Menschheit vorm Untergang rette. Und der Rufer ließ deutlich durchblicken, daß dergleichen nicht von einem Schüler zu leisten war. Fichtes Gedanken rückten dem Jünger noch einmal vor Augen, was er drei Jahre zuvor beim Scheiden von der Wartburg erlebt hatte, jenes Wetterleuchten des eigenen Genius über dem, was Luther „zu tun übrig lassen mußte". Wir dürfen also von vornherein erwarten, daß der Genius in Fröbel das Recht seiner Erstgeburt nicht verkaufen werde.

Friedrich von Holzhausen machte in seinem Memorandum einen ersten Nachtrag am Rande: ‚reisten den 27. Sept. 8 dahin ab.' Ende September war die Karawane der Holzhausen in Iferten angelangt. Man stieg zunächst im selben ‚Roten Hause' ab, das Herr Lejeune benutzt hatte. Schon Anfang Oktober kehrten die Eltern nach Frankfurt zurück, ihre Söhne und deren Erzieher in Türks Pension wissend. Alsbald trat eine Entfremdung mit Herrn von Türk ein. Das in Aussicht gestellte besondere Schlafzimmer für sich konnte Fröbel nicht erhalten, nicht einmal einen besonderen Schrank für seine Habseligkeiten und Briefe. Türks Versprechungen, mit keinerlei Bemühung verknüpft, hielten ihn einige Wochen hin. Klagen über die Bedienung im Hause kamen dazu. Ehe gemeinsam ein Salzfaß geleert war, machte die Freundschaft zwischen den Männern einer eisigen Kälte Platz. Man beschloß, Herrn von Holzhausen anzugehen. Herr von Türk schlug vor, noch vier Wochen ins Land gehen zu lassen, schrieb aber seinerseits alsbald dies und das, was den Hofmeister beim Brotherrn von vornherein ins Unrecht setzen sollte. Fröbel erfuhr von Türks Schachzug erst durch einen Rechenschaft fordernden Brief des Herrn von Holzhausen, der ihm vor allem vorwarf, er sei bei Tisch so streng gegen die Söhne, daß sie kaum den Mund aufzutun wagten. Über Adolph, den jüngsten, habe er eine Fastenstrafe verhängt usw. Der Angegriffene konnte seine Strenge beim Essen auf Türks Tisch-

gesetze zurückführen. Türk habe allgemein den Zöglingen verboten, bei Tisch zu reden, verlange, daß die Schüler, was sie sich forderten, auch aufessen, uff. Weit mehr wogen Fröbels Bedenken über Tischgespräche, mit denen Türk sich über die Anstalt Pestalozzis erging, ihre Fehler sowie die aller möglichen Personen, auch der Hausangestellten durchhechelte und so die Achtung der Kinder vor den Erwachsenen untergrub. Die maßvolle und wohlbegründete Verteidigung brachte dem Hofmeister eine unerwartete Genugtuung. Der Patrizier schrieb ihm, er habe ‚als braver Mann' gehandelt und solle so fortfahren. Nach dem Vorgefallenen war ein Einleben mit Herrn v. Türk ausgeschlossen. Fröbel nahm mit den Seinen im Privathause des Herrn Landry dicht beim Schlosse Wohnung. Dort schlief und arbeitete er mit den Holzhausen in deren Freistunden. Essen, mit Ausnahme des Frühstücks, bot fortan der Tisch Joseph Schmids im Speiseraum des Schlosses. Sie „hatten reine Servietten, die Speisen waren schmackhaft und gut".

Eine erste Verstimmung, die Pestalozzi bei dem Streite mit Türk gegen Fröbel hatte merken lassen, schwand sehr schnell, sobald Herr v. H. seinem Hofmeister recht gegeben. Pestalozzis Wunsch, wo etwas nicht gleich stimme, nach außen hin Stillschweigen zu bewahren, ließ die Sache abgetan sein. Ganz recht war es dem Meister der Anstalt nicht, daß Fröbel ablehnte, den Geographieunterricht zu geben, der ihm, dem eben Anwurzelnden angeboten wurde. Doch kam Fröbel der Anstalt entgegen, indem er zum Bastel- und Werkunterricht, den er seinen Zöglingen als Erholung gern weiter gönnte, allmählich noch ein Dutzend anderer Anstaltsknaben hinzuzog.

Der Plan Ifertens nahm die Kinder recht sehr in Beschlag; er stieg bis zu 10 Unterrichtsstunden am Tage. Fröbels eigene Zeit war demgegenüber und gegen früher unvergleichlich entlastet. Er wohnte allen möglichen Stunden in der Anstalt bei, eifrig hörend und prüfend vor allem in den Klassen seiner engeren Zöglinge. Allwöchentlich gab er den Eltern Bericht über die Fortschritte ihrer Söhne. An solchen Posttagen versäumte er oft das Mittagessen. Er arbeitete zwar auch häufiger bis nach Mitternacht, stand dafür erst um 6 oder 7 Uhr auf, also nicht, wie unter den Lehrern der Anstalt fast die Regel war, nach kaum 4 oder 5stündigem Schlaf schon um 2 oder 3 Uhr in der Nacht. So erhielt er sich seine Frische, und schien mehr zu finden, als er gehofft.

„Welches Licht, welche Klarheit, welche Einfachheit und Natürlichkeit strahlte mir da mit jedem Schritte heller, wärmer entgegen, den ich weiter vorwärts tat; solche Einheit, Einfachheit, solchen inneren natürlichen Zusammenhang, wie ich in mehreren Teilen der Methode jetzt

klar und unwiderlegbar erkannte, hatte ich mir nicht erwartet." Das jubelte seine erste Hochstimmung noch Mitte November dem Bruder Christoph zu. Die ersten Zwischenfälle waren zu kleinlicher Art gewesen, um sie nicht zu vergessen über dem allseitig anregenden Leben. Es ergriff ihn wie 1805 gewaltig. Er achtete nur des Strebens, nahm das Wollen schon für Einheit und Allseitigkeit und sah ein Wollen, das mit Einfachheit zu einem Umfassenden führe, „dessen Grenzen sich nicht absehen lassen".

Die Liebe, Wärme und Regsamkeit im Ganzen, die Menschenfreundlichkeit und das Wohlwollen verdeckte in diesem Jahre noch den meisten Besuchern, was erst bei tieferem Eindringen und längerem Verweilen und erst in der weiteren Entwicklung sich als gefährlichster Grundfehler offenbarte: den Mangel an Klarheit, Tiefe, Besonnenheit, Grenzbeachtung, Ausdauer am Kleinen und dementsprechender Sicherheit des Ganzen. Fröbels Gesundheit bewahrte ihn vor den Folgen des Rausches. Es riß ihn nicht wie die meisten der damals Beteiligten in die größere Zerteilung und Vereinzelung fort.

Dreierlei kam ihm zu Hilfe. Vor allem jenes Fußen in den Tiefen organischen Lebens. Fröbel ahnte von daher sogar sehr bestimmt einen Unterschied zwischen Pestalozzi und sich. Damals sah er noch nicht so klar wie später, daß sein Suchen nach dem Ausgangspunkt gerade entgegengesetzt war der Richtung, die jener in Iferten einschlug.

Pestalozzi hatte als Kind die Liebe zweier Frauen zur Seite gehabt: die der eigenen Mutter und jener unvergleichlich opferwilligen Magd Barbara Schmid. Daher mochte es kommen, daß sein Suchen bei der Mutterliebe kehrt gemacht hatte. Er stieg von dort ins Menschenleben aufwärts, eine Spanne zu hoch für den Menschen als Lebewesen der Natur. Auch auf dieser Sprosse fußte er bereits nicht einmal mehr mit beiden Beinen. Der Schweizer rechnete zu selbstverständlich mit der Liebe, wie sie im Mutterherzen sich offenbart. Darum glaubte er alles getan, wenn er nun dem großartigsten Vaterherzen Raum gab.

Demgegenüber Fröbel. Er, der in harter Jugend, ohne Mutter, nur den überstrengen Vater zur Seite gehabt hatte, war geneigt, ein Kind seinen „treuesten Paten: Gott und Natur" zu überlassen. Wer das Fehlen beider Kräfte der menschlichen Wohnstube schärfer erlebt hat, macht die rechte Mutter- und die umsichtige Vaterliebe, beide zusammen zur unbedingten Voraussetzung wirklicher Familienerziehung; wessen glücklicheres Jugendlos die Anlage zu inniger Einfühlung in jeglichen Mangel nicht geschwächt hat, bleibt immer noch erst auf das Mittel der Beobachtung angewiesen. So quoll gerade im entscheidenden Punkte Pestalozzis Streben nicht seiner Sehnsucht gemäß wirklich aus ‚unmittel-

barer Anschauung' des ordre de Dieu: seine soziologischen Ideen waren sozialpolitisch durchsetzt. Und zwar vorzeitig, indem sie das Kind des Menschen vergaßen über dem Kinde des armen Menschen.

In Iferten wurde dieses Versehen auffällig. Hatte Pestalozzi im Suchen, wie dem armen Volk aufzuhelfen sei, den rein menschlichen Ansatzpunkt verfehlt, so ließ er auch, gegen sein eigenes Herz, Iferten zu einer Erziehungsanstalt für Söhne reicher Eltern machen, als könnte der Besitz aufhelfen der Erziehung, nicht vielmehr umgekehrt die Erziehung dem Ganzen der Menschheit. Wohl handelte es sich auch für Fröbels Empfinden in diesem ganzen Zirkel nur um eine Verlagerung des Schwerpunktes, die selbst uns fast belanglos scheinen möchte. Für Fröbels Feinfühligkeit war sie alles andere als das. Mit seinem Urerlebnis werdenden Lebens war es ihm unmöglich, das Bild des Neugeborenen und somit das zeitlose Leben je aus dem Auge zu verlieren. Darum quälte ihn der Widerspruch zwischen Idee und Haltung des Meisters in diesem Punkte besonders.

Eng zusammen mit dieser Mitgift seines Erlebens hing ein Zweites. Was Fröbel in Iferten vorerst bedurft und gesucht hatte, war das Vaterherz Pestalozzis. Der Verlust der Freundschaft Türks war in dieser Hinsicht sogar zum Gewinn ausgeschlagen. Gewiß, als der Hofmeister ‚Auf der Öde' das Erlebnis keimenden Lebens machte, war er bereits unter den Begriff des Pestalozzischen Menschen, des schon irgendwie Daseienden, hinabgeleitet worden. Fröbel wäre mit seiner tieferen Lebenssucht ins Bodenlose bloßen Grübelns gesunken, wenn sein Sinnen nicht fest nach oben hin im sinnfälligen Leben verankert worden wäre. Er mußte den Segen menschlicher Hilfe verkörpert sehen, um ihn unverlierbar zu begreifen im Anblick eines ‚Vaters', den er als Gegenpol zum Idealbilde der Mutter Caroline von Holzhausen nur idealisch erfaßt hatte. Jetzt hatte er den ‚Vater' in Fleisch und Blut, in Pestalozzi vor sich. Und was dieser Mann in Iferten gleichsam aus dem Nichts gezaubert hatte, übertraf die eigene Frankfurter Leistung bei weitem. Deren Erfolge galten Fröbel im November 1808 nur „Andeutungen". Darum wurde während des ganzen ersten Jahres in Iferten glücklicherweise statt Türk dann doch Pestalozzi selbst Fröbels erster Führer. „Oft des Tages mehrmals" genoß er auch die Unterhaltung mit des Anstaltsvaters Frau. Und während dieser ihm viele „Beweise seiner vertrauensvollen Liebe" gab, empfand er beglückt, wie übrigens jeder in Pestalozzis Nähe, aufgefordert zu sein, „frei über alles zu sprechen", was die Einrichtung der Anstalt betraf. Er hielt sich dabei an die Wirkung, die bei seinen eigenen Zöglingen, den Holzhausen, hervortrat.

Die dritte Hilfe bot Joseph Schmid. An dessen Erscheinung stärkte er seinen Mut zur Aussprache. Wir werden noch hören, daß und wodurch Schmid schließlich fast zu viel der Offenheit gegen den beiderseits hochverehrten „Vater" aus Fröbel hervorlockte. Hier geht uns nur an, daß sein kindliches Zutrauen in dem sechs Jahre jüngeren den Jüngling seiner gläubigen Sehnsucht sah. Er fand alle Urteile Lejeunes bestätigt durch Schmids Unterricht im Rechnen, in der Maß-, Formen- und Zeichenlehre. Man habe sich darin „zu einer unglaublichen Freiheit" erhoben, schrieb er an Christoph und meinte mit dem „Geist" zugleich Schmid selbst: „Wenn du diese Unterrichtsgegenstände einst kennen wirst, wirst du erstaunen über die Freiheit des Geistes . . . mit der er sich in denselben bewegt, über die höchste Einfachheit ihrer Elemente, erkennbar dem Verstande jedes Kindes, jeder Mutter, und die Höhe, zu der sie den Geist in seiner Ausbildung und Entwicklung führen." Insofern war der Blick auf Schmid nichts anderes als Bewunderung für die ungebrochene Jugendkraft. Erlebte Fröbel in Pestalozzi das Ideal eines Vaters — Schmid wurde ihm unbewußt zum Spiegel des eigenen Geistes, er selbst damit unbeachtet zu dem, was Pestalozzi unter dem Ausdruck ‚Kind der Methode' vorschwebte. Der 20jährige Schmid galt bei Fröbels Wiederkehr nach Iferten längst als etwas Besonderes unter den übrigen Lehrern der Anstalt. Anfang dieses Jahres, am 12. Januar 1808, hatte der einstige Bauernjunge eine ‚Formenlehre' seinem ‚zweiten Vater' Pestalozzi auf den Geburtstagstisch gelegt und dem 62jährigen damit eine ‚selige Freude' bereitet. Seit der Zeit meinte Pestalozzi in Schmid ‚den Größeren' zu sehen, der ‚nach ihm kommen' sollte.

In bloßer Bewunderung verharren, war Fröbel nicht gegeben. Er entlehnte seinen Spiegeln, was ihm fehlte. „Sei meine Kraft, meine Zeit, sei alles noch so beschränkt, ich muß wirken, was und wie ich tun kann." „Und was geschehen muß, geschehen kann, soll bald geschehen!" rief er dem Bruder zu. Eingedenk des ihm von Christoph aufgesteckten Zieles beschloß er, sich im kommenden Frühjahr mit einer Darstellung an die Fürstin-Regentin seiner Heimat zu wenden. Erhöre man ihn damit nicht beim ersten Kommen, so werde er geduldig ein zweites Mal und noch ein drittes wiederkehren. So sprach das Kind aus der Heimat der Olitätenhändler. Zunächst vertiefte er sich in das Wirrwarr der Wege, die Pestalozzis Idee der ‚Anschauung' in den verschiedenen Unterrichtsfächern zu Iferten zeigte. Erneutes Lesen des vorhandenen Schrifttums zu Pestalozzi begleitete seine Beobachtung in den Lehrstunden. Er sandte Christoph im Januar 1809 ein Verzeichnis von 62 Büchern der Anstalts-Bücherei.

Zu deren Überprüfung tat ihm die große Zahl seiner Frankfurter Auszüge gute Dienste. Vor allem muß ihn jetzt die scharfe Beobachtung Spaniers in der Jenaischen Allg. Literatur-Zeitung von 1804 gefördert haben, daß man bei Pestalozzi einem zwiespältigen Begriff ‚Natur' begegne. Bald bezeichne der Schweizer mit ‚Natur' die Summe aller einzelnen Erscheinungen, bald den Inbegriff der Kräfte und Gesetze, die diesen zugrunde liegen. Ähnlich verhalte es sich mit Pestalozzis Begriff von ‚Kunst'. Das eine Mal sei ihm ‚Kunst' ein menschliches Können, hervorgehend aus einer zweckvollen Zusammenstellung gewisser Regeln; das andere Mal habe Pestalozzis Begriff ‚Kunst' mit solchem absichtlichen Können wenig zu tun. Nenne er doch ‚Kunst' einen ‚Inbegriff von Regeln, welche aus dem notwendigen Gange der Entwicklung der Anlagen von selbst hervorgehen'.

Spanier sah keine Nötigung zu der doppelten Unklarheit. Er gab zu bedenken, ob nicht die Zwiespältigkeit jedes einzelnen der beiden Begriffe ‚Natur' und ‚Kunst' aufzuheben sei, wenn man mit Pestalozzis Geist den letzten Schritt tun wollte. Zu dem Zweck zog er schließlich Kunst und Natur in eine Einheit zusammen. Die reinen Erscheinungen der Natur seien gesetzmäßige Ergebnisse der Kräfte, ‚die innere Organisation nichts anderes als Natur'. Wenn des Menschen Können notwendig vom Gange der Entwicklung aller seiner Anlagen abhänge und wirklich jede Willkür fern bleibe, so werde auch diese ‚Kunst' eins in sich sein. In Wahrheit stehe die ‚Kunst' ‚mit der Natur in völliger Harmonie'. Es ist ein an Goethe erinnerndes ‚gegenständliches Denken', das hier versuchte, Gegenstand und Betrachter, Objekt und Subjekt zu vereinen und so den Unterschied zwischen ästhetisch geschauten und ästhetisch gelebten Organismen aufzuheben. Das war es, was der Jünger Fröbel suchte. Hart genug mußte er damit in Iferten auf den Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit stoßen, aus dem nur eine Erziehungs-Kunst herausführen konnte. Schon daran wird deutlich, daß die ‚Methode' an sich für Fröbel nicht das letzte bedeuten durfte. Machen wir uns darum noch vertrauter mit seiner schwierigen Lage und mit dem, was alles zur Lösung aus ihr zusammenwirken mußte.

Pestalozzis ‚innere Anschauung' ging aus das eine Mal auf die daseienden Dinge (‚Natur'), bzw. auf die menschliche Verdinglichung geahnter Ideen (‚Kunst'); das andere Mal faßte Pestalozzi die innere Anschauung in ihrer Wurzel, als organisches Leben (‚Natur'), bzw. als Organismus (‚Kunst'). Im Sinne des Armensuchens stand selbstredend die Kunst der Erziehung in erster Linie. Auch Spanier hatte sich mit seiner Kritik keineswegs von diesem Thema verloren. Seine Überlegungen gipfelten in der Forderung, daß ‚eine jede Entwicklung der menschlichen Anlagen

kunstmäßig' erfolgen müsse. Erziehung war die Vermittlerin dessen, was Pestalozzi innerlich erschaute, mit dem, was ihn in der Erscheinung umgab. Im gewissen Sinne folgte ganz Iferten einer Experimentierkunst am lebenden Wesen des Menschen. So war dies Wollen durchaus verwandt der naturgläubigen Art Goetheſcher Wesensschau, bei der die Kunst des schönen Scheins, die Kunst der Dichter, Maler, Bildhauer nicht eben in erster Linie steht, wohl aber der ersten Linie über die Schulter schaute. Wenn die Erziehung den Anspruch einer Kunst erhebt, so steht der Erziehungskünstler vom Können her etwa dem Menschendarsteller auf der Bühne nahe, weil er wie dieser an einem lebendigen Bilde formt, andere mit fortzureißen. Vom Gemüt her belebt den Erziehungskünstler die Kraft des aufnahmefähigen Hörers guter Musik.

Wie weit Fröbel sich der Winke Spaniers bediente, läßt sich nicht nachweisen. Die Angleichungen, die wir hier einflochten, sollten nur verdeutlichen, daß man bei der von Pestalozzi angestrebten Erziehung eine gelebte Kunst verstehen konnte, und daß einzelne sie so verstanden. Fröbel hatte dergleichen im Hirschberger Theatererleben zum erstenmal erfahren. Was er zeitlebens geübt, war nichts anderes als eine natürliche Lebenskunst des Menschen. Aus Spaniers Gedanken konnte er schon damals sich bewußter werden, was Schillers Wort an die ‚Künstler': „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben!" ihm als Erzieher zu sagen hatte. Er empfand als das Wichtigste seiner Kunst, anzuleiten, daß man in erster Linie selbsttätig sich zurechtfinde unter den Lebensnotwendigkeiten, d. h. sein Können durch Selbsterziehung zu beweisen habe.

Wo lag nun die Aufgabe eines Erziehers anderer? Wir unterstrichen bereits, wie Pestalozzi das Ziel seines persönlichen Lebens und damit die Geschlossenheit seiner Idee verlor, sobald ihm die zeitlichen Erscheinungen den Blick trübten. Wodurch er seine ‚innere Anschauung' rein und geschlossen erhalten hätte, auch darauf hatte Spanier mit den Worten hingedeutet: ‚der Zusammenhang, in welchem die Dinge miteinander stehen, ist nicht objektiv (sinnlich greifbar) vorhanden; nur der Erkennende kann ihn suchen;' wobei der Erkennende nicht willkürlich verfahre, sondern nach Gesetzen, die in uns liegen, demnach ‚nach Naturgesetzen'.

Freilich gehörte dazu, sein Auge so rein und still auf den Dingen ruhen zu lassen, wie wir Schiller das an Goethe rühmen hörten. Jetzt belohnte es sich, daß auch Fröbel diese Experimentierkunst zur Erfassung des Lebens seit Jena immer deutlicher angestrebt hatte. Wenn er wie Goethe vom Ganzen der Natur her Aufschlüsse über das Einzelne zu erhalten suchte und, im Einzelnen das Ganze erblickend, stets die innere Einheit des Ganzen fest im Auge behielt, so konnte es nicht ausbleiben; sehr bald

glaubte der Jünger, die Idee Pestalozzis „klarer, wenn auch nicht lebendiger" zu sehen, als der Meister selbst. Fröbel sprach ihm dies auch unbefangen aus. Im Fortschreiten verstärkten sich seine Zweifel, ob der Weg des Unterrichtes überhaupt die Methode solcher Erziehung werden könne, die zur Kunst strebe. Ein auf uns gekommenes Buch gibt einen Einblick, wie er mit dem Bleistift in der Hand dem Durcheinander in der Beurteilung Pestalozzis nachging.

Johannsen hatte eine ‚Kritik der Pestalozzischen Erziehungs- und Unterrichtsmethode' erscheinen lassen und des Schweizers Streben mit Fichtescher Philosophie begründet. Wir kennen des Sittenlehrers Fichte gleichgültigere Stellung zur Natur im eigentlichen Sinne. Der einstige Umgang mit dem jungen Fichte in Zürich mag in dieser Weise auf Pestalozzi abgefärbt haben. Diese kühlere Haltung zur Natur zog auch im Denken des Schweizers ihre Spur, erst recht aber bei den Buchmenschen, die wie er nicht vom Naturleben, sondern von der Idee ausgingen. Genug, auch in Johannsens ‚Kritik' kehrte der unnötige Zwiespalt Pestalozzis wieder. Es war derselbe, den Fröbel schon in seinem Exemplar der ‚Gertrud' mit den Verweisungen S und S angemerkt hatte. Auf Seite 62 des Buches von Johannsen las er und markte zustimmend mit senkrechtem Striche am Rande an: ‚es könnten nur Menschen erziehen, weil diese allein der Begriffe von Freiheit und Vernunft fähig sind'. Mit einem ‚und' schloß sich unmittelbar daran der Nachsatz: ‚und es ist keine Erziehung der [lies: durch die] Natur möglich, weil die Natur auf den Menschen nicht als auf ein zur Freiheit bestimmtes einwirkt'. Gegen solche Begründung wehrte sich alles in Fröbel, dessen Genius die Hand der Natur als seiner Lehrerin nicht loslassen wollte: er setzte neben den Satz einen herausfallenden schrägen Strich an den Rand. Auf der folgenden Seite fand er einen ähnlichen Zwillingssatz. Johannsen sagte in einem Atem: ‚daß alle Erziehung nur durch Hervorbringung der Erkenntnis möglich ist, daß der Unterricht also die Methode der Erziehung ist'. Der gesperrte Satz erhielt wieder den schrägen Strich der Ablehnung, der andere den zustimmenden.

Gerade an diesen Belegen erweist sich, daß der Einfluß Johannsens wie der jedes Buches verschwindend war gegenüber dem unmittelbaren Erleben. Fröbel fühlte auf Spaziergängen, die Pestalozzi leitete, deutlich heraus, daß man sich in Iferten „keineswegs an die Natur" anschloß, so sehr diese das nach seiner Meinung bei den Spaziergängern ganz ungesucht tat. Aber unter der gewissenhaften Umschau des Jüngers in ‚Kritiken' wie die Johannsens fiel dann doch Fröbels große Entscheidung. Sie richtete sich gegen den Unterricht und bewahrte der Erziehung das Vor-

recht. Das kühne Wort des Hofmeisters Auf der Öde „der Mensch lernt nichts“ hatte sich in Iferten, wohin alle schauten, die in Europa von der Pädagogik das Heil erhofften, nicht erschüttern lassen. Von da sollte die getroffene Entscheidung einen ungemeinen Fortschritt Fröbels zeitigen. Und hierbei war nur noch Pestalozzis Persönlichkeit beteiligt; so sehr, daß die ‚Methode‘ ganz dabei zurücktrat.

Fröbels gelebte Ästhetik wie auch Fröbels Naturbeseelung ist Pestalozzi fremd geblieben. Wir kennen indessen die Gedanken, die den Schweizer bei der Neubearbeitung der ‚Gertrud‘ erfüllt hatten, sahen deren Folge abbrechen bei dem Satze des 5. Briefes der neuen ‚Gertrud‘: ‚Das Buch der inneren Menschennatur liegt für ihr Kind nur dem reinen Vater- und Mutterſinn offen vor Augen‘. Schon beim ersten Besuch Ifertens, vor allem aus den Gesprächen mit Jungfer Lutz bei der Heimfahrt, hatte sich Pestalozzis Vatersinn Fröbel tief eingeprägt. Jetzt hatte er Gelegenheit, die unvollendet liegen gelassene Neubearbeitung der ‚Gertrud‘ vom Meister auszuleihen. Er machte sich Auszüge daraus. Sie müssen in der ersten Zeit genommen sein. Mit ihnen war Fröbels Denken nur noch beim Herzen Pestalozzis.

Es ist keine Frage, daß Pestalozzis allgemeine, besonders seine Abendbetrachtungen, in denen er so gern das Bild edler Menschheit und wahrer Menschenliebe zu wecken und zu entfalten sich bemühte, die Entwicklung Fröbels während des ganzen ersten Jahres in Iferten beherrscht haben. Wie wenig das aber noch das Bild des irdischen Vaters betraf, wie sehr dies Erleben bereits zu anderen Ufern wies, trat erst im zweiten Jahr Iferten hervor. Vorerst wirkte sich eine Enttäuschung aus. Das Ideal der Familie fand in der Anstalt des ‚Vaters‘ keineswegs die Verkörperung, die der ‚Bericht‘ von 1807 versprochen hatte. Denken wir zunächst einmal an das Äußere. Das alte Schloß Karls des Kühnen, das die Anstalt barg, lagerte finster mitten in der Stadt und schien sich mit seinen klobigen Rundtürmen an den vier Ecken nur drückender an den Boden zu heften. Im Innern war nicht ein einziger Raum, der an eine Familienwohnstube erinnerte. Kein einziges Kind, kaum einer der Lehrer, fand unterm Gewirr der übergroßen Zahl Insassen ein Plätzchen, das ihm gehörte. Auch hierüber liest man am besten in Raumers ‚Leben‘ nach. Doch entscheidet das Äußere noch nicht darüber, ob es am Sinn für das Nötige gebricht oder nur der Mangel regiert. Bei der ersten Mißhelligkeit zwischen Fröbel und Türk über den Mangel eines eigenen Ortes der Ruhe und über dem Fehlen eines Schrankes hatte Pestalozzi gegen Fröbel gestanden. Dies persönliche Versagen des „Vaters“ hatte dessen großes Kind feinfühlig gemacht. Indessen

hatte das zunächſt nur Fröbel perſönlich getroffen. Unterm Leben in der Anſtalt ſelbſt erfuhr das perſönliche Erlebnis eine Verallgemeinerung. Je länger, je weniger verſtand Fröbel, wie ein idealer Vater das erſte Bedürfnis geringſchätzen konnte, deſſen Berückſichtigung nötig iſt, wo wirklich das Gefühl aufkommen ſoll: hier iſt ‚Wohnſtubenkraft', hier ein Daheim wie im Elternhauſe. Es war ſchon bedenklich, daß der ‚Bericht an das Publikum' dennoch in die Welt hinausrief: ‚Familienſinn!' Daß aber am Orte ſelbſt die Wände widerhallten vom immer wiederholten Ausſprechen des Wortes ‚Vater' und ‚Familienſinn' unter den Lehrern, das war tödlich. Man gewöhnte ſich daran, den bloßen Klang als Erſatz für die Sache hinzunehmen. Das unausbleibliche Erwachen über dem, was der vermeintlichen Familie von vornherein Leben und Geiſt raubte, mußte zu ſpät kommen, weil man des Urteils der Welt wegen krampfhaft den Begriff feſthielt, als zum mindeſten das Wort ‚Familienſinn' längſt ſchon nur noch wie ein blutleeres Geſpenſt durch die Räume ſchlich. Der ‚Vater' aber fühlte nur voll ratloſer Ohnmacht, daß man ſein Herz mit Füßen trat.

Fröbel war einer der erſten, dem das Gefühl der Selbſttäuſchung kam, vielleicht der erſte, der ſich ſelbſt in Worten deren tiefſte Quelle aufdeckte. Er war dazu fähig, weil er nicht unmittelbar beteiligter Lehrer, ſondern Beobachter der Anſtalt geblieben und ſo alles mit den Augen des Erziehers der Holzhauſen ſah. Auch das nahm von noch perſönlicherem Erleben ſeinen Ausgang. Wohin war der enge Umgang mit den Zöglingen, der den Hauslehrer ‚Auf der Öde' beglückt hatte? Wohin das „Vaterglück" ſeines Mitlebens, nun auch er der Idee nachjagte, immer in der Gefahr, ihren Boden unter den Füßen zu verlieren? Seine Blicke gingen aus der Anſtalt zurück. Und zwar gleich nicht mehr nur zum Leben ‚Auf der Öde', ſondern ins eigene Elternhaus. Von dem Gedanken an die verſtorbenen Eltern, wie er ſie den Brüdern mitteilte, ſtiegen ſeine Gedanken herab zu ſeiner Familie und namentlich zur Familie Chriſtophs. Er ſah den Bruder als den treuſorgenden Familienvater mehrerer Kinder. Er teilte ſeine ſchlicht väterliche Sorge, und wünſchte ihm, ſeine Söhne erziehen zu können unter einem Unterricht, der immer erſt noch zu ſuchen war, jedenfalls als eine Kunſt nur geweckt, nicht gelehrt werden konnte. Peſtalozziſche Unterrichtsbücher hatte er dem Bruder überſandt. Aber der Geiſt, den er dem Unterricht wünſchte, war nicht darin, konnte auch nicht darin ſein. Kurzum, es handelte ſich um einen ausgeſprochenen Vaterſinn, geboren aus Entſagung.

Schon im Januar 1809 beklagte Fröbel, nur bezahlter Erzieher zu ſein, und ſchrieb dem Bruder: „Alles, was man in dieſem Verhältniſſe

sagt, erstarrt durch das Entferntstehen, ehe es das Herz des andern trifft, zu Eis. Anstatt das Herz zu öffnen, verschließt es dasselbe noch mehr. Warum? Weil es erst durch die dicke, kalte Masse vom Nebel der Konvenienz hindurch muß, ehe es zu jenem Herzen gelangt." Er fuhr fort: „Auch das Kind fühlt diese Abgeschiedenheit. Jedes Wort des Erziehers wird Wort der Härte." Und nun erst im Anstaltstreiben des „europäischen" Iferten! „Überall das Verhältnis des Zweckes zum Mittel! Ich wende meine Augen von diesem Bild . . . trete zu Euch!" Er irrte sich. Im Fröstеln vor Iferten sehnte er sich nach dem Ideal ein Vater zu sein, nicht zu scheinen. Was sollte Christoph antworten? Er scheint nicht einmal geahnt zu haben, daß hier die Sehnsucht nach einem eigenen Kinde laut wurde. Ende Februar nannte er eine Reihe einflußreicher Personen der Heimat und hoffte mit Hilfe Karl Poppos, ein paar Kandidaten des Predigtamtes ausfindig zu machen, die in Iferten vom Geiste Pestalozzis erfüllt werden möchten. Kurz nachdem dieser Brief in Fröbels Hände gelangt war, kam die Kunde, daß Preußen die Zahl seiner Eleven bei Pestalozzi auf 12 erhöht habe. Sie trafen ein. Mit einigen von ihnen lebte Fröbel bald in sehr freundschaftlichem Wechselverkehr. Er meinte, diesem Verkehr mindestens ebensoviel zu verdanken, wie der eigenen Beobachtung. Gern unterstrich er daher den Vorschlag Christophs. Sein eigenes Vaterland solle „einen oder zwei junge, talentvolle, gebildete Männer auf ein Jahr" schicken, „Männer mit hellem Geist und schneller Fassungskraft". Aber keine Predigtamtskandidaten! Es handle sich um „praktische mit Aufopferung und Anstrengung verbundene Darstellung und Ausübung". Die Vermittlung durch Karl Poppo verbat er sich. Zu ihm hege er „nicht das mindeste Zutrauen". Karl habe „das ihm von Gott geliehene Pfund vergraben".

Das reinste Wollen geht wunderliche Wege. Der, der zum Ideal des Familiensinnes aufblickte, grollte dem, der eine Ehe eingegangen war, hauptsächlich weil solche Heirat die Pläne des eigenen Bruders, sei es auch nur eines Stiefbruders, durchkreuzt hatte. Kurzum, Fröbel litt jetzt unter dem Widerspruch zwischen Ideal und äußerem Leben. Dabei mag unbewußt die Feindschaft mitgesprochen haben, die vom verdrängten Blute dem Herzen des Menschen eingegeben wird. Fröbel, der sich aussichtslos nach einem eigenen Kinde sehnte, hatte den andern zur Ehe schreiten sehen, ohne diesen für fähig halten zu können, er werde das Ideal der Familie erfüllen. Sein Zurückstehenmüssen zu übertäuben, setzte er den Bruder Christoph wie sein eigenes Ich in Rechnung, so wie Pestalozzi sein eigenes Kind über den Kindern der andern versäumte.

Darum kam er immer noch nicht los von der Person des ‚Vaters‘ der Anstalt, so widerspruchsvoll dieses Empfindungsknäuel erschien und sich einer klaren Abwicklung des Fadens widersetzte. Im Mai 1809 wollte er Christoph nach Iferten locken, sei es auch nur auf 4 Wochen, auf 14 oder nur 8 Tage. Er war bereit, das nötige Reisegeld für ihn bei einer Tante Hoffmann — zu leihen. Christoph sollte zum Heil seiner Familie den „enthusiasmierenden, begeisternden, hinreißenden“ Pestalozzi in seinem „schlichten, natürlichen“ Sprechen vernehmen. Tiefer in das Herz Fröbels als eines Erden- und Sternenmenschen zugleich leuchtet der Zusatz des gleichen Schreibens: sollte sich die Fahrt nach Iferten nicht ermöglichen lassen, dann müsse er wenigstens Frau von Holzhausen in Frankfurt aufsuchen. Bei dieser Mutter werde er ein Bild von der Anwendung der Methode und ihren Früchten gewinnen. Als wenn es sich wirklich noch um die ‚Methode‘ handelte!

Doch der Innigkeit seines bedrängten Familiensinnes gesellte sich die Entschiedenheit des Sohnes Johann Jakobs. Er ertrug es nicht, „im Horizont einer segnenden Sonne zu stehen, die nach allen Räumen wärmende Strahlen sendet“, und dabei untätig zu sein. Er hatte die preußischen Eleven vor Augen. Sein Tatendrang wehrte sich dagegen, „täglich sich sagen zu müssen, täglich zu fühlen, kein solcher segnender Strahl trifft das geliebte Vaterland“. Diese Sehnsucht war gewichtig, denn sie übertönte den dunkeln Schmerz der persönlichen Entsagung. Nicht einem Glück im Winkel sollte Christophs Reise gelten. Fröbel sprach ausdrücklich zugleich von einem Heil für das Vaterland. „Fürsten sind Väter, Fürstinnen Mütter; nur von Vater und Mutter kann mit Sicherheit das Wohl der Kinder ausgehen“. Darum habe er im April eine „Darstellung“ der Methode für die Fürstin-Regentin der Heimat niedergeschrieben. Die „ganz spezielle und detaillierte Einführung“ enthalte diese Schrift noch nicht. Das sei für eine spätere Zeit aufzusparen. Jetzt komme es nur auf Darlegung der Grundsätze Pestalozzis und auf die Möglichkeit ihrer Durchführung in der Heimat an. Wenn er die „Darstellung“ für die Fürstin-Mutter noch nicht abgesandt habe, so sei daran der Wunsch beteiligt, Schmids Elementarbücher beizulegen. Es fehlten noch die „besseren Exemplare“ der Velinausgaben dieser Schmidschen Zeichen- und Formenlehre von März und April 1809, sowie die Zahlenlehre, die Schmid unter der Feder hatte. Dieweil der bessere Druck immer noch auf sich warten lasse, so sende er mit der Post, die diese Nachrichten zu Christoph bringe, „Darstellung“ und Beilagen an die Landesmutter. Daß alledem auch die Sehnsucht zugrunde lag, irgendwie die Stelle eines Vaters zu vertreten, verriet sich in der Bitte, Christoph möge ihm die Anschrift des Waisenhausinspektors in Rudolstadt senden

und ihm dessen Charakter genau schildern. Auch täte er vielleicht klug daran, den Königseer Superintendenten Schwartz aufzusuchen, um ihn mündlich für eine Prüfung der Sache zu gewinnen.

Hatte die Einkehr in Iferten dem Ideal „Vater- und Familiengeist" gegolten und darum auch eigentlich nur den Familiensinn Fröbels hervorgepreßt, so war also dennoch das Ziel des Genius nicht aus dem Auge verloren, die Heilkräfte des Volksgesundheitskräutleins „Familiensinn" allgemein dem Lande nahezubringen. Und diese organisatorische Tätigkeit im Dienste des Pestalozzischen Herzens war vom lernenden Erzieher des ersten Halbjahres in Iferten weit tatkräftiger in Angriff genommen worden, als wir mit dem Bruder Christoph vereint erwarten konnten. Wie jener große Brief an den Bruder vom Jahre 1807, so gab 1809 ein großes Schreiben an die Fürstin-Regentin Carolina von Schwarzburg-Rudolstadt einen Einblick in den neuen Sturm und Drang.

Fröbel hatte die „Kurze Darstellung: Pestalozzis Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts (nach Pestalozzi selbst)" am 1. April 1809 begonnen und sie sich abgezwungen bis zu seinem 27. Geburtstage, am 21. April 1809. Der erste Hauptteil hat mehr einen lehrend berichtenden Inhalt. Der zweite enthält eine weiterführende Kritik.

Beide Teile gaben immer noch erst den Most seiner Begeisterung, keineswegs den klaren Heiltrank. Um Pestalozzis Idee kreist das Ganze. Dennoch liegen gerade die wesentlichen Versehen im einfach vortragenden Teil, man möchte sagen: im Bodensatz. Es sind das zwei. Fröbel berücksichtigte noch nicht die Geschichte im Unterricht. Das konnte ihm als Verehrer Arndtscher Auffassung des Menschen nur geschehen, weil er selbst noch zu wenig Geschichte getrieben hatte. Weit auffälliger ist das zweite Versehen. Bei der ‚Methode' war doch das Wichtigste: die Rechnung mit dem kindlichen Selbstbetätigungstriebe. Gerade das fiel in der „Darstellung" unter den Tisch. Es ist nur von der Entwicklung der Anlagen des Kindes und Menschen die Rede. Die ‚Methode' schien des Menschen „treueste Paten", ganz verdrängt zu haben: nur auf einem Umwege redeten „Gott und Natur" darein. ‚Pestalozzis' ‚Buch der Mutter' hielt her zur Verteidigung des (Krüsischen) Gedankens, den Körper, die greifbare Erscheinung des Menschen, zum Ausgang des ersten Unterrichts zu nehmen. Soweit hatte Fröbel jetzt seine „Bibel der Erziehung" aus dem Auge verloren. Er schien sich mit der Treue eines deutschen Landsknechts gerade an die brüchigste und darum am meisten berannte Stelle des Lagers Pestalozzis aufpflanzen zu wollen. Mit ähnlicher Hingabe ging er bei der Besprechung der einzelnen Schulunterrichtsfächer vor. Bei den mathematischen und beim Zeichnen trat er mit wieder-

holtem Hinweis auf Schmids Darstellungen zurück. Schmid habe darüber „mit tieferer Sachkenntnis" gesprochen und zu sprechen. Auch sonst wies Fröbel verschiedentlich auf andere Bahnbrecher naturgemäßen Unterrichts hin.

Die besten eigenen Gedanken enthielt der zweite Teil „Kritik". Er rühmt den frühesten Unterricht durch die Mutter, verlangt auch eine Kinderklasse von Sechs- bis Siebenjährigen. Sie habe nachzuholen, „was die häusliche erste Erziehung an dem Kinde versäumte". Beschwingte Worte fand Fröbel „über die Möglichkeit der Einführung der Pestalozzischen Methode unter den Müttern und Eltern im Volk", rückte auch die Geschwisterhilfe für Kinder bis ins sechste Jahr in den Vordergrund. Ihm unbewußt erwähnte er dort Gründe, wie sie bereits Luther bei seinem Schreiben ‚an die Ratsherren' anführte, daß man Schulen einrichten müsse, um den Wohlstand und die höhere Bildung im Volke zu pflegen. Noch fand sich nicht das Wort: man gründe Erziehungsvereine; aber die Sache war angebahnt mit der Forderung: Geistliche, ruft an Sonn- und Festtagen die Väter, Mütter, Jünglinge und Jungfrauen zusammen, daß sie lernen, Kinder zu beschäftigen „nicht erzählend, nicht diskursiv, nein! von eigener Anschauung und Untersuchung" ausgehend.

Mit dieser naiven Fundierung unterschied Fröbel sich ebenso von Luther wie von Fichte, obgleich am Schlusse ganz bewußt Fichtesche Anregungen laut wurden. Hier klang alles zusammen, was er von diesem Philosophen und wie er diesen Volkserziehungsdenker verstanden hatte. Die „Schlußbemerkung" lautet: „So ließe sich nach Pestalozzi das Ganze durchführen, bis alle diese Wissenschaften und Künste ebenso wieder in einem Punkte — Mensch — zusammenträfen, wie sie von demselben ausgingen. Die Frucht dieses Zusammentreffens ist: — Philosophie —, sie zu erkennen, macht den Schüler zum Gelehrten. Denn erst auf diesem Punkt sich befindend, kann er die Richtung und den Zweck seines Lebens mit Klarheit und wahrem Bewußtsein durch sich selbst bestimmen".

Damit hatte Fröbel an seinem 27. Geburtstage ausgesprochen, daß es ihm mit allem nur auf Erziehung zur Lebenskunst ankam, also auf weit mehr und zugleich weniger, als das, was irgendeine ‚Methode' wollte. Noch vom gleichen Tage datiert ging ein Brief an den Superintendenten Schwartz in Königsee ab. Fröbel traute diesem Manne nicht sehr, und Schwartz mag von dem Ton des Schreibens recht merkwürdig berührt worden sein. Der Ton entsprach indessen jenen Wochen, in denen sich Fröbels Begeisterung überschlug. Er forderte „als Wortführer der Pestalozzischen Methode" die Prüfung der Sache und verweilte mit besonderem Nachdruck bei dem Vorbilde des Königs von Preußen. Darauf folgte,

beziffert mit 9.: „Edler Mann! viel, sehr viel ruht auf Ihnen, täuschen Sie das Vaterland nicht! Seien Sie treuer Repräsentant desselben! vergessen Sie nicht: — hoher freudiger Dank der Edlen, der Vaterlandsfreunde erwartet Ihre Entscheidung, oder tiefe schmerzliche Trauer derselben. 10. Vergessen Sie bei Ihrer Entscheidung nie: — Sie stimmen für das Wohl der jetzigen und künftigen Generationen Ihrer Mitbürger! 11. Voll höchsten Zutrauens und wahrer Verehrung für Sie

Friedrich Wilhelm August Fröbel jüngster Sohn erster Ehe des verstorbenen Pfarrers zu Oberweißbach: Joh. Jac. Fröbel; jetzt Erzieher der drei Söhne des Herrn Georg von Holzhausen in Frankfurt a. Main, gegenwärtig in Yverdun."

‚Sonderbarer Schwärmer!' mag Schwartz beim Lesen gedacht haben, falls er im Don Carlos Schillers zu Hause war. — Weit zutraulicher, nämlich wie wenn Marquis Posa sich als Sohn einem Mutterherzen ausgesprochen hätte, wandte sich Fröbel am 1. Mai 1809 an die

„Erhabenste Fürstin, Gnädigste Fürstin-Regentin,
Hoch verehrte Mutter meines Vaterlandes!"

Wieder sind die Absätze mit Nummern festgelegt. Punkt 22 sagt: „Ruhig erwarte ich das Schicksal meines Volkes aus Ew. Durchlaucht Hand, obgleich über das Schicksal Tausender und über das Heil von Generationen dieser Tausende entschieden werden soll, denn es liegt in der Hand einer menschlich fühlenden, einer ihr Volk, ihre Untertanen mütterlich liebenden edlen Fürstin. 23. Schweigend, von der tiefsten Ehrfurcht für die erhabenste Regentin, die huldvollste allverehrte Fürstin meines Volkes erfüllt, trete ich demutsvoll zurück."

Das war keine gemachte Demut. Wohl aber gingen die Nerven mit dem Schreiber durch. Er hatte sich an der 59 Seiten im Druck füllenden „Darstellung" während dreier Wochen übernommen, und sein Körper büßte das Unmaß der geistigen Anstrengung mit einer 14tägigen Krankheit. Der Kranke aber las beide Schreiben mit Auskosten jeder Stelle durch, setzte auch unter den Brief an die durchlauchtigste Fürstin seine selbstverliehenen demokratischen Titel wie bei dem Briefe an Schwartz, sah sich im Geiste an den Stufen des Thrones und überließ der Post und dem Schicksal das übrige. Geistig war er am Ende seiner Kraft; noch nicht am Ende seiner Tatkraft.

Die Nachsendung der „Darstellung" beflügelte ihn noch einmal zu jenem ausführlichen Meldebrief an Bruder Christoph vom 15. Mai 1809. Sechs Tage nach dem 15. Mai flammte Fröbels unbedingte Begeisterung für Pestalozzis Methode zum letzten Male auf. Aus Mißtrauen gegen Schwartz riet er dem Bruder, diesem Manne Johannsens ‚Kritik' und

Fichtes ‚Reden' zu empfehlen. Wenn Schwartz sich die ‚Reden' nicht anschaffe, verdiene er die gerechtesten Vorwürfe.

Opferwillig schickt er dem Bruder am 21. Mai noch einmal eine größere Zahl der gerühmten Elementarbücher Schmids. Neben anderen Büchern auch Pestalozzis ‚Lienhard und Gertrud', ‚Wie Gertrud ihre Kinder lehrt' und die beiden Bände der Iferten er ‚Wochenschrift', deren zweiter den ‚Bericht an die Eltern' enthält. Im Bedarfsfalle sollte noch Pestalozzis ‚Christoph und Else' folgen. Schon aber machte sich im begleitenden Briefe ein bei Fröbel ganz neuer Ton vernehmbar. Und zwar klingt er mit Schmids Stammbucheintragung vom Jahre 1805 an, die der Brief vom 21. Mai 1809 zitiert mit den Worten „Nur wer sich selbst vergißt, um andern zu leben, ist edel, groß."

Wir vermuteten, daß Schmids Zuruf ein Echo eigener Äußerungen des 23jährigen Besuchers von Iferten gewesen ist. Jetzt aber vergißt Fröbel, wie nie zuvor und niemals in späteren Jahren, sein unbedingtes Ruhen in sich. Er schreibt von Schmid: „Wenn wir zusammen sprechen, stehe ich oft in mir als ein Knabe vor ihm; denn sein starker Blick durchdringt alles; aber je mehr ich Ursache habe, seine Höhe über mir ihm zuzugestehen, desto mehr fühle ich mich zu ihm hingezogen, und ich empfinde in mir wahre Hochachtung für ihn. So finster und kalt in sich gekehrt er oft scheint, so trägt er in sich ein Herz voll hoher Menschenliebe." „Ich kenne keinen Menschen, der mir lieber wäre als er, und dennoch stehen wir unvereinigt nebeneinander. Er ist sich selbst genug, aber nicht durch sich, nur durch seinen Zweck, für den er restlos arbeitet . . . . Möchte Schmid einst das Bedürfnis fühlen, einen Freund zu haben, und möchte er mich wählen!"

Es war das alte Kindesherz, wie es einst schon in Oberweißbach unterm Zurückgestoßenwerden gelitten hatte, dort, wo seine Liebefähigkeit ihn zum Andrängen trieb bis zum Lästigwerden. Nur daß unterm Versagen seiner geistigen Kraft jetzt der Mann einen Tag erlebt hatte, an dem er „den fürchterlichsten Lebensüberdruß empfand". Wir hören während des ganzen Lebens Fröbels kein zweites Bekenntnis dieser Art. Jene Dumpfheit gab ihm Worte ein, deren geläuterter Sinn ihn später zum Volkserzieher hat werden lassen, deren Klang aber nur aus völligem Versagen seiner ungewöhnlichen Selbstbeherrschung möglich war. Er verdächtigte Schwartz eines „Betrugs am Vaterlande" unter dem Mißtrauen, daß der Superintendent überhaupt sich zu keiner Reformation des Elementarschulwesens bequemen, bestenfalls nur alte Fehler übertünchen würde. „Mit eiserner Kraft" werde er, Fröbel, dagegen kämpfen. Von dem geduldigen Wiederkommen war nicht mehr die Rede. Wenn er etwa auch die Fürstin-Mutter nicht von „der unwidersprechlichsten

Unfehlbarkeit der Pestalozzischen Methode" überzeugt haben sollte — noch war sein erstes Anklopfen von vor 6 Tagen natürlich ohne Antwort — und so wichtig es sei, auf die zu wirken, „die in die Zeit eingreifen und sie bilden", dann bliebe nur der Weg durch die Niederen im Volke. So verstand der am Herzen krankende Fröbel Fichtes ‚Wechselwirkung durch Freiheit'.

Das Aufbäumen war keineswegs nur das Schäumen an der Oberfläche, die Gärung selbst ging noch weit tiefer. Sie drohte den Gewinn des ersten Jahres Iferten zu vernichten. Derselbe Bruder, auf den er sein Ideal väterlichen Familiensinnes übertragen hatte, solle ihm auf seinem Wege folgen. Wenn die Bitten an die Obrigkeit nichts vermöchten, so solle Christoph die Sorgen um die eigene Familie hintenansetzen. Erwüchse dabei ein Nachteil für die Seinen, das wiege gering. Das Menschengeschlecht stehe höher als der einzelne. Vom Ganzen her werde das Gute von selbst auf die eigenen Kinder zurückwirken. Wohl war das Fichtescher Geist, doch in der Anwendung grundanders gerichtet als in dessen Gedanken über eine National-Erziehung, die mit den unfähigen Oberen auch die Eltern ausschalten und die Jugend in eigenen Kreisen fast ganz auf sich allein stellen wollte, wie dieses Traumland ähnlich durch Goethe später in der „pädagogischen Provinz" des Wilh. Meister eine dichterische Gestaltung erfuhr.

Um das große Ziel von unten her zu erreichen, solle Christoph als Geistlicher seiner Gemeinde „wenigstens Pestalozzis Namen aussprechen als einen Freund der Bauern". Er sei ihnen als „Freund des Volkes" darzustellen, als „Stifter einer einfachen reinen, das Herz und den Geist stärkenden Lehre", ein Mann, „der in allem, was er denke und tue, am mehrsten auf den Niedersten und Verlassensten, Dürftigsten sehe". Das Reden von der Einführung der Methode sei eine gleichgültigere Sache; wenn nur die Herzen voll „Liebe und Achtung zu Pestalozzi" würden. Darum solle dessen „Lienhard und Gertrud" am besten gemeinsam in Sonntagsversammlungen der Gemeinde vorgelesen werden. Zu gleichem Zweck waren — Schmids Bücher in mehreren Stücken dem vorhergehenden Briefe beigelegt. Sie könnten aber auch im Stillen bei den besten jungen Bürgern Stadtilms die Runde machen.

Noch zupackender strebte Fröbel dem Gedanken eines Erziehungsvereins wenigstens in Stadtilm zu. Er entsann sich aus seiner Jugendzeit der dortigen regelmäßigen Konzerte. Vielleicht bestehe in der Stadt eine musikalische Gesellschaft. Wir merken die ästhetische Brücke, die seine Erziehung zur Lebenskunst in der Gemeinschaft schlug. Nägeli-Pfeiffers Gesangsbildungslehre solle dort gepflegt werden. Man könne beim Vorlesen

den wissenschaftlichen ersten Teil ruhig überschlagen. „Würde jene Vorlesung wenigstens einige von der Vortrefflichkeit der Pestalozzischen Gesangsbildungsmethode überzeugen", dann hätten Ankündigungen des Werkes „in Stadtilm, z. B. mit der Nationalzeitung für die Deutschen" den Funken zu schüren. Schließlich würde die weitere Geistlichkeit, auch Schwartz, die Arbeit zur „Inspektionssache" in allen Schulen des Thüringer Waldes machen. Machen müssen, dachte Fröbel.

Das dem Bruder benachbarte Oberilm hatte einen jungen Lehrer, der besonders befähigt war, Rechnen zu geben. Für ihn und weiter für den Gebrauch unter des Bruders Aufsicht in Griesheim war eine Abschrift bestimmt, die Fröbel eigenhändig von Schmids Abhandlung ‚Rechnen oder Zahlenlehre, dargestellt für Elementarlehrer und Mütter' genommen hatte. Schwierigkeiten in Stadtilm könnten den Gebrauch verzögern; dann solle die Abschrift an Schwartz geschickt werden. Auch an Bruder Traugott, den Arzt in der Paulinzeller Gegend, erinnerte Fröbel. Alles das aber unter dem Ziel, das rundweg dem Herzen Pestalozzis entliehen schien, verstärkt durch den Unterton der ‚Reden' Fichtes: „den Menschen in ihrer jetzigen, unaussprechlichen Bedrängtheit beizustehen".

Nicht Bruder Christoph hat zu alledem gelächelt. Wohl aber hätten das die Menschen getan, wenn sie diese Vorschläge gelesen. Sie empfanden alle andere Bedrängnisse. Die Not der napoleonischen Bedrückung lag auf ihnen. Was fühlten sie von den Sorgen, die ihr Retter für sie hegte. Die „Bedrängtheit" war nicht die ihre, sie lag in Fröbel selbst. Denn, und das machte Fröbels leidenschaftliches Arbeiten, seinen körperlichen Zusammenbruch und dessen seelische Auswirkung erst verständlich: in ihm war jetzt zuviel der Ichsucht eines Weltverbesserers, so wenig er sich damals im Schäumen seines Eifers dessen bewußt war; der Lebenskompaß des 27jährigen schwankte kurz vor der Sommersonnenwende 1809 unstet in den Kraftfeldern dreier starker Magneten. Sie hießen Pestalozzi, Fichte, Joseph Schmid. Keiner von ihnen wirkte anders auf ihn, denn mit der Zugkraft von Idealen. Jeder aber, und jeder in anderer Weise, stieß und zerrte an jenem Gefühl, von dem zu lassen für Fröbel das Aufgeben des stärksten Haltes bedeutete, den ein kindliches Gemüt braucht:

Ehrfurcht!

Mit Goethe zu sprechen: Ehrfurcht vor dem, was über, neben und in ihm war. Über dem Mangel an Familiensinn in Iferten begann Fröbel die Verrückungen des Vatersinnes Pestalozzis zu fürchten und konnte vom persönlichen Ideal „Vater Pestalozzi" nicht lassen. Fichte erschütterte sein Vertrauen zur Obrigkeit und rief doch dazu auf, die große Sache nicht auf sich, den einzelnen zu gründen. Schmid aber verkörperte ihm das Ideal

der Jugendkraft, von der eigentlich jeder der drei Rufer zum Heile das Heil erwartete. Und eben dieser Schmid versagte sich dem, der die Kräfte der Jugend vereinen wollte auf dem Felde, das den Gewinn des letzten Jahres zu bergen versprach: Vatersinn, Familiengeist und Ansatz der Jugendkraft. Diese Kräfte gingen zu Bruch, wenn nicht die ‚Wechselwirkung durch Freiheit' möglich wurde.

Letzthin mangelte dem 27jährigen Fröbel die Ehrfurcht vor dem eigenen Genius. Er mußte sich wohl erst einmal völlig vernichtet gefühlt haben, um im Gefühl des Nichtsseins als einzelner das innerste Bedürfnis nach Gemeinschaft erleben zu können.

Nach der Sommersonnenwende 1809 tastete Fröbel sich auf den Weg einer sachlichen, überpersönlichen Gemeinschaftspädagogik. Bitterharte Kämpfe erwarteten ihn unter der neuen Jahreswanderung der Sonne. Es war ihm heilsam, durch die Dumpfheit „fürchterlichsten Lebensüberdrusses" die Wahrheit ausgekostet zu haben: „Auch die höchste Kraft reibt sich auf, wenn das Herz nicht bestimmt weiß, was es will." Dies Wort Mahlmanns hat er sich später aufgezeichnet und den Zusammenbruch 1809 sich eine Mahnung sein lassen.

* * *

18.

In Iferten zurück zur Gott-Natur. Das ‚Kind der Methode'.

In Fröbels Stammbuch findet sich die Eintragung eines G. Grieb, vom 22. Juni 1809. „Die Zuversicht, daß unsere Taten, daß das edle Bewußtsein, gehandelt zu haben wie die menschliche Würde es verlangt, uns auch jenseits folge, macht unsern Lauf mutvoll und bewahrt uns vor dem Zweifeln dieser Welt.

Ein Ton aus der Seele Eures Freundes."

Fröbels damaliger Anblick mag also Zuspruch herausgefordert haben.

Während er in Iferten mühsam mit der Enge eines zerschlagenen Herzens rang, beschämte die Fürstin-Mutter sein Mißtrauen. Zwei Tage nach Johannis 1809 verlangte die Regentin von dem Rudolstädter Waisenhausinspektor, Generalsuperintendenten Eellarius, und dem Superintendenten Schwartz einen Bericht, eigentlich ein Gutachten über Pestalozzis Methode, zu welchem sich Schwartz mit den Geistlichen seiner Diözese, besonders mit dem Pfarrsubstitut Christoph Fröbel in Griesheim, verbinden sollte. Gleichzeitig ordnete sie ein Schreiben nach Iferten an, das Fröbels „achtungswürdigen Eifer für eine so wichtige Sache" lobte und ihm für seine Anhänglichkeit an das Vaterland dankte. Nach genauerer Prüfung

durch die Sachverständigen sei zu hoffen, daß auch in Schwarzburg-Rudolstadt von der Methode „ein nützlicher Gebrauch zum Besten der aufblühenden Menschheit" gemacht werden könnte. Jedoch — wie weit reichte die Macht der gutherzigen Landesmutter?

Schwartz besichtigte noch Anfang Juli das Griesheimer Pfarrspiel. Er zeigte sich sehr zufrieden mit dem Rechnen, zu dem Christoph den Oberilmer Lehrer seit kurzem veranlaßt hatte. ‚Das ist recht! Machen Sie sich immer damit bekannt. Ich bekomme jetzt die ganze Sache zugeschickt. Den Winter durch will ich mich hineinstudieren, und ehe Sie sich's versehen, wird die ganze Pestalozzische Elementarmethode bei uns eingeführt. Nur wollen wir erst sehen, ob alles für unsere Schulen paßt.' Es waren Äußerungen eines gemütlichen Herrn, der da weiß, was er einem Winke von oben schuldig ist; im übrigen unverbindlich nach unten und vorsichtig. Christoph war nur nicht sicher, ob die ‚Geschmeidigkeit' groß genug sei, ‚sich in fremde, von seinen bisherigen pädagogischen Grundsätzen verschiedene und abweichende Ideen hinein zu denken'. Nun ist nicht nur ein Winter, sondern auch die Zeit vom Juli bis dahin lang genug, um sich beim Hineinstudieren nicht zu übereilen. Dem vorlaut mißgünstigen Konrektor Hoffmann in Stadtilm hatte der Superintendent einen Finger auf den Mund gelegt mit den Worten ‚Man muß sich erst genau mit den Grundsätzen der Methode bekannt machen, dann läßt sich hierüber sprechen!' Fröbels Vorgehen erwies sich von vornherein als ein Schlag ins Wasser.

Das fürstliche Schreiben hatte ihn tief erfreut, ohne die Sorge zu bannen, den Männern daheim möchte „die Kraft der Darstellung" fehlen, ja gleichgültig sein. Dabei handelte es sich nach seinem Gefühl doch nur um eine Sache, die von Eltern aller Zeiten ganz unbeachtet und ohne Aufsehen namentlich von einfachen Müttern im Volke geübt worden war. Siehe die Gertrud in Pestalozzis Volksroman! Am liebsten wäre er wohl stehenden Fußes in die Heimat geeilt, nur um das fehlende ‚Wie' dem allgemein so schlicht zu empfindenden ‚Was' der großen Volkserziehungsaufgabe zur Seite zu stellen. Es war aber für Fröbel heilsam, nicht in die zerstreuende Tätigkeit irgendeiner erzieherischen Tagesarbeit gerufen zu werden. War er denn 1809 selbst schon reif zur rechten Vereinigung jenes ‚Wie' mit dem ‚Was'?

Er war 1808 nach Iferten gegangen mit dem festen Glauben an ein höchstes Wollen. Er hatte gemeint, durch Iferten in eine höhere, sich und ihn *verstehende* Natur einzutreten, „wo jedes mit Bewußtsein nach Selbsterziehung strebt, andere erzieht, indem es sich erzieht, und umgekehrt. Allein anders, ganz anders war die Welt, als ich sie mir dachte . . . es

war ihr zu tun um ein äußerliches Machen und Formen des Menschen zu einer bestimmten äußerlichen Absicht . . . nach einem vorliegenden, vorstehenden Bilde." Erst jetzt war ihm Pestalozzi als der größte Meister der praktischen Erziehung „viel zu roh, zu empirisch" erschienen.

Nun nach seiner Vernichtung bis zum „fürchterlichsten Lebensüberdruß" begnadete ihn sein Schicksal, indem es ihn sich selbst „fühlen und erkennen ließ als einen der ersten der Erziehung bedürftigen Zöglinge, als den geringsten zu belehrenden Schüler". Das heißt: Fröbel trat wieder zu dem, den seine Schülerjahre ihm als den ersten Meister die Menschen zu lehren gezeigt, zu Jesus.

So lautet des 50jährigen Fröbels Bekenntnis über seinen damaligen Zustand. Es klingt christlich. In Wahrheit handelt es sich um die Verschmelzung seines christlichen Erbes mit dem platonischen Gedanken der ‚ewigen Mutter', ehe Fröbel bei den einfachen Müttern im Volke anknüpfen sollte. Der platonische Gedanke wurde deutsches Geistesgut durch Goethes ‚Mütter' im ‚Faust II'; auf den dunkeln Zusammenhang mit Fröbels Ringen kann uns die Tatsache führen, daß Goethe sich bei der Ausführung des Ganges Fausts zu den ‚Müttern' anregen ließ durch J. J. Wagner, dessen ‚Philosophie der Erziehungskunst' (1803) Fröbel in Iferten mit dem Zusatz versah: „zu empfehlen", während Goethe die ‚Mütter' desselben Verfassers ‚Mathematischer Philosophie' (1811) entnahm. Jedenfalls bedeutete Fröbels Gang eine Abkehr von Iferten.

Sehr schlicht ging diese Abkehr ihren steten Weg. Sie begann mit der Sommersonnenwende 1809 und war entschieden genau zur Zeit der nächsten Sonnenwende im Jahre 1810. Die Natur selbst schien Zeugnis ablegen zu wollen für das, was christliches Erbe in Fröbel vollendet hat.

Wohin anders sollte der Einsame seine wunde Seele flüchten, als in die freie Natur. Der Sternenhimmel über dem Gurnigel hatte Pestalozzi zu sich selbst zurückgeführt, als die Vernichtung großer Hoffnungen in Stans 10 Jahre zuvor ihn an das Ende seiner Kraft gebracht hatte. Dort hatte er zum erstenmal eine umfassende Rundschau genossen, sich heilen lassen in frischer Bergluft und der Herrlichkeit der Alpengipfel. So wird Pestalozzi auch sieben Jahre nach 1809 zum oberen Ende des Seebeckens, vom Dörfchen Bulet unterm Chasseron über das weite Land als Flüchtling zu dem finstern Fleck zurückschauen, den die vier Rundtürme des Schlosses in Iferten hervorheben. Da wird man den unglückseligen ‚Meister' bereits so weit ‚auf die Folter geschlagen' haben, daß er fürchtet, den Verstand zu verlieren.

Fröbel war jung. Er trug, nicht wie Pestalozzi vor den Augen Europas, nur vor sich selbst die Verantwortung für alles, was man in Iferten versah.

Nun er um den Begriff eines „Wechsellebens" rang, erlebte er in seiner Weise stärker, daß die Natur der „Durchsgangspunkt" für die Gesinnung sei, aus der ein „Wechselleben" sich steigere. Das hatte ihn „die Entwicklungsgeschichte der Menschheit gelehrt in den Beispielen Abraham, Joseph, Moses, David, der Seher: Johannes, Jesus und vieler anderer." Entfalteten doch auch diese ihre Gesinnung „immer durch die Einkehr in die Natur . . . durch die innige Einigung mit der Natur". Menschen zogen ihn nicht mehr wie im ersten Jahr Iferten an, der einzige, Schmid, verschloß sich vor ihm. Um so mehr wurde Fröbels Leben, so weit die Schule und der Unterricht das nur irgend gestattete, ein „Leben in und mit der Natur". Auf den nahen hohen Bergen erfreute er sich an der klaren und still scheidenden Sonne, an den von fernher im rosigen Licht strahlenden Firnen, Gletschern und Alpen. Ein Abendspaziergang wurde ihm nach jedem heiteren Tage ein unabweisbares Bedürfnis.

Iferten liegt in einem Bruchland, das angeschwemmt von der Thièle, dem gesammelten Gebirgswasser von Orbe, Buron u. a., sich vor dem Südzipfel des Neuenburger Sees hinlagert und schon damals von Gräben entwässert wurde. Römer machten den Ort zur Siedlung, angelockt auch durch heiße Quellen, die noch heute sprudeln, nicht fern vom Austritt des Buron aus seinem eigenen engen Tal. Das Tal des Buron ist so charakteristisch, daß es das vorzüglichste Anschauungsmittel für den ersten erdkundlichen Unterricht der Anstalt Pestalozzis abgegeben hat. Von den Abhängen an seinem Zugang schweift der Blick über den See. Kaum meilenfern am Ufer gegenüber grüßt Grandson, auch eine Römersiedlung, weltgeschichtlich von Bedeutung durch die völlige Niederlage Karls des Kühnen im März 1476. Dort war eine stolze Macht geharnischter Ritter trotz trefflichster Kanonen von der Freiheitsliebe der Eidgenossen erdrückt worden. Und nur mit der unübersehbaren Beute, kostbaren Gewändern, dem Silber und Edelgestein hatten die schlichten Landleute nichts rechtes anzufangen gewußt. Im Herbst führte Pestalozzi die gesamte Zöglingsschar auf niedrigen Barken nach Grandson. Er pflegte die Ernte eines ganzen dortigen Weinberges an den Stöcken aufzukaufen, damit die glückliche Jugend sie doppelt genoß im unmittelbaren Pflücken. Im Winter lief alles Schlittschuh auf dem See, der mit seinen flachen Ufern im Winter ungefährlicher war als die sumpfigen Uferränder im Sommer, wo zahllose Pflanzen fast unberührt vom Zugriff des Menschen ihres Blühens warteten.

Nicht geschichtliche Erinnerungen suchte der einsame Abendspaziergänger Fröbel, er sammelte auch nicht wie einst als Forstlehrling Pflanzen, noch weniger gliederte er sie in ein System für das bloße Menschenwissen.

Am allerwenigsten sann er in solchen Stunden nach über das Klapperwerk der ‚Methode'. In jenen Tagen der seelischen Gesundung rang Fröbel mit dem Rest einer weltflüchtigen Romantik, der seinem Blick für die Sachlichkeit noch zu schaffen machte. Der Sohn Johann Jakobs fand sich im religiösen Lebensgefühl zurecht, ohne über dem Blau des Himmels die Farben der Erde zu verlieren. „Auf meinen Spaziergängen suchte ich mein ganzes Leben zu überschauen, als ob ich eben jetzt sterben müßte. Und die höchste Freude war es mir, mich so sterben zu sehen, wie die klare Sonne am heitern Himmel hinter die friedlichen Berge hinabsinkt." So nahm der Gesundende die Heiterkeit der friedvollen Natur seliger Geister vorweg. Er hat fortan auch bei ruhig heiterm Leben oft und gern an den augenblicklichen oder doch baldigen Tod gedacht.

Man muß einmal vom Mont Chasseron aus, $1^3/_4$ Stunden gen Sonnenuntergang von Iferten, die Kette der Hochalpen von der Jungfrau bis hin zum Montblanc, oder auch nur vom Chamblon, $^3/_4$ Stunden über der Stadt, die Sonne abendlich haben erglühen sehen, um Fröbels Erleben nachzuempfinden. Aber man darf dabei auch nicht den Erdenmenschen vergessen, der nach solchem Abend in ein Büchlein schrieb: „Weißt du, was ich der scheidenden Sonne sagte? — Ich bat sie, Dich zu grüßen." „She is unhappy" lautete eine andere Eintragung in Iferten, als er einen Brief von „Fr. v. H." empfangen hatte. Uns möchte dieser verräterische Klang aufhorchen machen. Doch der Abendwanderer, der zum Mann der Tat nicht in romantischer Liebelei reifte, erlaubt uns das jetzt nicht. Was erlebte dieser? Fröbel hatte daran gelitten, daß ihm das Ansehen, wie es unter der menschlichen Gesellschaft herkömmlich ist, nicht mehr maßgeblich blieb. Das Kindesgemüt in ihm wehrte sich vergeblich gegen die Untergrabung der Ehrfurcht vor den Älteren und vor der Obrigkeit. Mit Türk hatte der Kampf angefangen. Gut, Türk war auf der Strecke geblieben, freilich unterm Versagen Pestalozzis. Nun war Fröbel selbst sich zum Nichts geworden; wo blieb sein Halt, wenn Pestalozzi selbst das Bild des Vaters vernichtete, das ihn nach Iferten gezogen hatte?

Schon dem Ankömmling in Iferten mochte schaudern bei der Erzählung, wie Pestalozzi, das Jahr 1808 vor den versammelten Zöglingen einzuleiten, seinen eigenen Sarg und einen lorbeerbekränzten Schädel in den Festraum habe tragen lassen, um den Kindern seine Grabessehnsucht, die Nichtigkeit alles Irdischen und — seine eigene Ohnmacht anschaulich zu machen. Womit die Neujahrsrede 1808 begonnen: sich vor Unmündigen, die zum Vater ganz schlicht aufblicken wollen, anzuklagen, ja zu zerfleischen, das hatte Fröbel unterdes wiederholt miterlebt, sicherlich mit innerstem Widerstreben und ohne Verständnis dafür aufbringen zu können. Fröbel trat wieder

zu seinem Seelenfreund Jesu; und geriet für eine kleine Weile nur in größere Bedrängnis. Gewiß, sein Taufbrief, der Brief der Bestätigung, ruhte gleich einem Schilde über seinem Herzen, bis zum letzten Worte in Fröbels Kopfe gegenwärtig. Doch der Kern dieses Patenbriefes war die Mahnung zur Treue bis an den Abend seiner Tage. Wie aber dann? Hatte Jesus nicht Ehrfurcht geboten, Ehrfurcht dargelebt vor den Eltern und vor der Obrigkeit bis zur freiwilligen Auslieferung an sie. Wenn aber die eigene Mutter Jesum nur halb verstanden, wenn seine Obrigkeit ihn sogar ans Kreuz schlug, wenn die menschliche Gesellschaft fast durchweg jeden Förderer der Menschheit erst mit Gleichgültigkeit, danach mit ihrem Haß verfolgte, war dann die „Wechselwirkung durch die Freiheit" nicht ein leerer Traum? Und schlimmer als das: woher den Glauben nehmen, daß die eigene Stimme im Innern nicht täusche? Reinstes Wollen schien verdammt zu sein, das Ideal der Menschheit nur im Jenseits zu suchen. Das war die Zeit wo auch dem Erdner Fröbel sich die Seele lösen mochte zu dem Klange, der uns durch Goethe vertraut ist:

‚Ach ich bin des Treibens müde.
Was soll all der Schmerz und Lust?'

Ihm waren die Worte in Pestalozzis Volksroman begegnet, von einer Mutter mit ihren Kindern gesungen in Gertruds und des unglücklichen Lienhard Wohnstube. Man erinnere sich, wie die Königin Luise von Preußen im Unglück von dieser Stelle bis zu Tränen gerührt wurde. Das Geheimnis Goethescher Worte ist: als lautgewordene Natur, insbesondere in seiner Lyrik, unmittelbar zu jedem Menschen nach seiner Verfassung zu sprechen. Als so der Abend selbst zum lebensmatten Fröbel sang, geschah das in der ‚Wohnstubenkraft' seines Gottes. Fast zwei Jahrzehnte danach gedachte er des über ihn kommenden Friedens mit den Worten: „Wenn ich auf den lichten, weit umfassenden Höhen oder an den stillen Ufern des kristallklaren und spiegelglatten Sees, oder in den schattigen Laubgängen hoher Waldbäume umherwandelte, so erfüllte sich meine Seele und mein Gemüt mit Ideen von der reinen göttlichen Wesenheit und hohen Würde des Menschen."

Wie aber konnte es gerade zu dieser Lösung kommen? Der Abendfrieden in Gottes Wohnstube hob ihn über den Schmerz hinweg, sein Erzieherideal, den „Vater" *nicht auf Erden* zu finden. Er erkannte, dies Ideal war kein Mensch; es war Gott selbst. So beugte sich Fröbel erst einmal tief vor dem Unerforschlichen. Aus dieser Demut, die ihn erst recht an die göttliche Wesenheit des Menschen glauben machte, fand er sich zur Gesundheit seines Geistes und damit zur eigenen Würde zurück.

Man nennt die Kraft des Magneten, frei zwischen den Polen dieses Erdenballs zu schweben, Polarität. Von daher hat das Denken romantischer Geister den Ausdruck für ihren Kunstgriff genommen, das freie Schweben des Lebens zwischen den Gegensätzen mit Worten verständlich zu machen. Auch alles, was in Goethes Schau romantisch genannt werden könnte — wir erinnern noch einmal an die Bezeichnung mit ‚gegenständlichem Denken' — ist nichts anderes als ‚Polarität': ‚Ideen mit Augen sehen'!

Die gleiche Heimat des Denkens befriedete die letzten Zweifel Fröbels bei seinem Abendhimmel-Erleben. Er ließ das Unerforschliche auf sich beruhen und griff in seine Brust nach dem, was da war: sein Geist wurde auf den Gegenpart des höchsten Vaterbegriffes gelenkt: „Kind"! Und indem sich sein Gemüt mit Ideen von der reinen göttlichen Wesenheit und hohen Würde des Menschen erfüllte, fühlte er sich „beglückt, den Menschen als ein geliebtes Gotteskind betrachten zu können". Damit wurde er wieder seines Genius sicher, der schon in Frankfurt ein Jahr zuvor für sein Wollen das Gleichnis gestellt hatte: „Gottes Garten". Zugleich war er gestärkt, über all dem Schlimmen, das unterm Versagen der Ifertener Verkörperung eines „Vaters" unabwendbar heraufzog, den Segen der Pestalozzischen Abendbetrachtungen ungemindert auf sich wirken zu lassen. Hielten ihn Wetter oder Pflichten im Schlosse fest, so hörte er des Armensuchers Worte mit dem Herzenstakt des Kindes, das in der reinen Natur der eigenen Grenze bewußt geworden war. Ohne das Heil davon zu erwarten, daß man diese Grenze nur anklage, vollendete er sich selbst, wie Pestalozzis Stammbucheintragung 1805 von ihm verlangt hatte: „Durch Schweigen und Tun." Er ging gefestigt aus der Krise hervor, geschlossener im eigenen Fühlen, Denken und Wollen.

Christoph hatte beim Bericht über Schwartz am 13. Juli 1809 ausgesprochen, er hoffe, selbst um ein Gutachten angegangen zu werden, und dabei eine klare eigene Meinung geäußert, die Fröbel jetzt ohne Zögern bejahen konnte. Um den Menschen als schlichtes Kind kreisten beider Gedanken, nur daß der Bruder stärker mit dem Verstand der Verständigen rechnete. Für die unteren Klassen oder bis zum neunten, zehnten Jahre hielt Christoph im ganzen die Methode für vortrefflich. Er sehe sie an als Mittel zur Entwicklung des Verstandes und insbesondere zur Gewöhnung an das Nachdenken, sowie an allseitige Aufmerksamkeit. Für die späteren Jahre, vom zehnten bis dreizehnten, müßten nach seiner Meinung aber doch andere, mehr wissenschaftliche Lehrgegenstände eintreten. Sehr hellsichtig war Christophs Warnung, Kinder, die in ein oder zwei Jahren die Schule verlassen würden, nicht in ihrem bisherigen Gang aufzuhalten. Sie würden ‚doch auf der neubetretenen Bahn nur wenig Fortschritte

machen' können. Die Hauptsache werde freilich am Ende darauf beruhen, wie das Konsistorium die Sache ansehe.

Über Christophs kluge Einwände ging Fröbel noch hinweg, weil ihm alles auf irgendeinen Beginn ankam. Dafür hakte er sofort bei Christophs Bemerkung ein, alles beruhe darauf, wie das Konsistorium die Sache ansehe. Er sandte am 25. Juli 1809 eine Reihe Pestalozzischer Bücher an diese Behörde, begleitet von einem Schreiben, das mit dem Beispiel Württembergs zu locken suchte. Dort wäre durch Oberschulinspektor Zeller — er werde eben zur Organisation aller Schulen des Königreichs Preußen nach Preußen berufen — sehr viel erreicht worden. Unter anderem habe im Waisenhause zu Stuttgart Rochows Methode neben Pestalozzis schlecht abgeschnitten. In einer Anmerkung bat Fröbel, besonders auf das Rechnen zu achten. Ein hingeworfener Gedanke über den Sprachunterricht wird uns noch bei der anhebenden Weiterentwicklung Fröbels beschäftigen.

Das weitaus Wichtigste stellte der Text des Schreibens ans Licht, wo er, nicht ohne den Einfluß der Bedenken Christophs!, das Ganze auf den Geist früher Bildung zurückführte. Die Schau des Gotteskindes begann sich auszuwirken, indem Fröbel den Schüler, den seine Idee pestalozzischer Erziehung erst anstrebte, als bereits *daseiend voraussetzte*. Das war ein Fehler des Sehers; sein gutes Recht aber war, daß er das zur Verdeutlichung tat. Das Ideal mußte die körperlose Idee erklären helfen. Die vorausgesetzte „frühere" Bildung nannte er einen Unterricht des Menschen „*aus ihm* selbst heraus", eine Bildung, „wo sich der Schüler, durch den notwendigen und bei dieser Methode absoluten Gebrauch seiner Denkkraft, gleichsam selbst *aus sich* und *durch sich* unterrichtet". Damit war Fröbel hindurchgestoßen durch den Nebel, der ihm noch in der „Darstellung" ein Vierteljahr vorher das Auge getrübt hatte. Die „Selbsttätigkeit" des Schülers war an die Stelle duldenden Geleitetwerdens getreten. Das war die zweite große Frucht seiner Vereinsamung, eine Zwillingsfrucht seines Hinfindens zu sich selbst, freilich also eine Verallgemeinerung des Gotteskindes, das er selbst war. Pestalozzis Methode wurde damit dem Zugriff europäischen Treibens endgültig entzogen. Des Armensuchers Methode wurde ihm das ernste Spielzeug, mit dem des Menschen „treueste Paten, Gott und Natur", dem werdenden Menschen zu Hilfe kommen.

Ein Spielzeug! Als Fröbel so empfand, sprach er dies ketzerische Wort nicht aus und ließ sogar offen, wie weit er im Augenblicke seines Eintretens für ein Werk aus Menschengeist und für den Menschen etwa an Jesu ‚Lilien auf dem Felde' oder an den Lichtstrahl in seinem „Garten Gottes"

dachte. Mag es hier auf sich beruhen bleiben, daß die Wunder der Schöpfung und die des Lichtes von Geistern der Art Fröbels nie anders als ein Spiel des Weltenschöpfers angesehen worden sind. Aber wäre Fröbel damals schon J. S. Bach nahegekommen, der erst in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts wieder entdeckt wurde, und erst dem 50jährigen Fröbel durch die Freundschaft mit einem großen Musiker nahetrat: der Menschenerzieher hätte vielleicht auf Bachs Vorschule für den Orgelspieler hingewiesen, auf das ‚Wohltemperierte Klavier'. Wer dies nur als Fingerübung kennen lernt, ohne mit ihnen zum Klavier-‚Spielen' zu gelangen, bleibt der Musik der Sphären fern. Genau dasselbe wollte Fröbel sagen, als er über Ehristophs Einwände stillschweigend hinweg zu jenem: „Aus sich selbst heraus" schritt.

Vielleicht ist Fröbels Dankbarkeit gegen Pestalozzi als Gotteskind nie größer gewesen, denn im Augenblick der Entdeckung, daß es sich bei allen Mühen des Schweizers um die Menschheit wirklich nur um Auslösung der Kräfte zur Selbsttätigkeit des Menschen handelte. Fröbel war dadurch über sein Stehen zu dem „Vater" Ifertens beruhigt worden. Er gedachte der wiederholten Aufforderungen Pestalozzis an alle, frei ihre Meinung zu sagen. Es war nicht mehr not, schweigend den Finger auf alle die Stellen zu legen, in denen — siehe die Vorrede zum ‚Buch der Mütter' — gesagt war, der verstehe Pestalozzis Wollen falsch, der über den Formen der Methode den Geist nicht erfasse und so, was bloß als Mittel zum Zwecke gedacht war, zum Zwecke selbst erhebe.

Keineswegs sah Fröbel schon damals klar die Gefahr, die solchem spielenden Auffassen der Methode zur Seite lauert. Die Gefahr lag im Überschätzen bloßer Kraftübung. Ernste Erziehungsdenker jener Tage bangten mit Recht um den Verlust der guten Gedanken, die von der lebensklugen Vernunft eines Rochow, Basedow und wie die Philanthropisten alle hießen, unter Dach gebracht worden waren. Mit der bloßen Schulung der Kräfte verlor man sich von den praktischen Aufgaben des Unterrichts. Doch hatte Fröbel schon in Frankfurt die Notwendigkeit schnellerer Förderung durch Lehre und die Forderung bürgerlicher Eingliederung des Zöglings bejaht. Konnte sich seine Abneigung gegen das „europäische Treiben" in Iferten dazu verleiten lassen, das Grundbedürfnis des Menschen zu versäumen? Jedes natürliche Kind sehnt sich nach einem greifbaren Ergebnis, nach der Anwendung seiner Kraft zu ganz bestimmtem Gestalten. Und der Mensch ganz bestimmten Tatendrangs, der vor allen Unterrichtsgelegenheiten in Iferten nur das Basteln und Werken mit Freude ergriffen hatte?

Ein örtlicher Umstand verstärkte den Mut, geduldig der selbsttätigen Regung der Kräfte zu harren. Wenn er als Gotteskind durch den Abend wanderte oder in die Kirche neben dem Schlosse Ifertens trat, begegnete ihm kein greifbares Bild religiöser Andacht. Er war im Lande der Schweizer Reformatoren. Predigt und — Gesang waren dort die Mittel der Vereinigung des Menschenherzens mit seinem Gott, so daß wahrscheinlich die Pflege des Gesanges in Ifertens Anstalt durch Pfeiffer-Nägeli hierdurch einen besonderen Antrieb erfahren hat. Für sich selbst rühmte Fröbel, es habe sich günstig getroffen, daß er auf Nägeli und Pfeiffer gestoßen sei. Nägelis Ansicht von der Musik überhaupt und insbesondere von der Kirchenmusik entwickelte sein Inneres und zeigte ihm schon damals die Musik und den Gesang als Menschenbildungsmittel. Nun der Melos der Natur sein Herz erhoben hatte, stellte sich auch sein Ohr feiner ein auf die bildenden Werte des Gesanges. Trotz seines Scheiterns mit dem Klavierspiel im Hause des Oheims war er für den bildenden Zauber der Musik sehr stark empfänglich geblieben. Jetzt aber sah er die Bildung für Musik und besonders für Gesang „in einem so hohen Lichte", wie er sie noch nicht erkannt hatte. Aus der damaligen Empfindung versprach er dem Bruder Christoph in einem Schreiben vom 2. August 1809 für Ende September sechs Stücke der Abhandlung über das Wesen der Pestalozzischen Gesangbildungsmethode. Eines davon sollte in die Hände der Fürstin-Mutter gelegt werden. Doch die Gedanken über den Musikunterricht wie auch die ihnen verschwisterten über die Sprachlehre haben wir noch eine Weile zurückzustellen vor den äußeren Zufällen des Genius auf dem Wege zu einer Erziehungskunst.

Der August-Brief an den Bruder enthielt die Äußerung: „Ich versichere Dir, daß ich nun sehr ruhig abwarten werde, was das Schicksal entscheidet." Fröbel hatte auch die Freude, damit dem Rat des Bruders unterm 17. August vorwegzukommen, ‚still und ruhig dem Fortgang des angefangenen Werkes zuzusehen'. Christoph hatte dabei ausdrücklich die Zusendung verschiedener Schriften an Schwartz und die Fürstin gebilligt. So verstummte Fröbel für mehr als 10 Monate völlig gegen den Bruder. Die Ereignisse in der Anstalt verschlangen die Zeit, die das Suchen des Genius dem Denker übrig ließen. Dieselben Ereignisse schlossen ihm den Mund gegen seinen besten Vertrauten. Das nächste Schreiben an ihn nach dem August 1809 erfolgte erst 2 Tage nach **Johannis** 1810. Da war bereits Fröbels verdrießliche Abreise von Iferten entschieden.

Fichtes ‚Reden an die deutsche Nation' haben Iferten nicht zum Segen gereicht. Im Rausche des Fichteschen Zurufs hatte Pestalozzi im Herbst

1808 eine Anzahl Begeisterter nach Lenzburg zusammen gerufen. Eine ‚schweizerische Gesellschaft für Erziehung' war gegründet, ihr Präsident Pestalozzi. Fröbel, der, wäre er nicht der gehorsame Untertan einer patriarchalischen Obrigkeit gewesen, sich des Eintretens freier Männer-Vereinigung für Pestalozzi hätte freuen müssen, hat hartnäckig zu diesen Bestrebungen geschwiegen. Um so feuriger schmiedete Niederer an dem Eisen. Und da es nach seinem Sinne glühen sollte, verdarb er das Ganze. Unter dem lebhaften Widerspruch Schmids, betrieb Niederer 1809 eine Eingabe an die schweizer Tagsatzung. Man solle Pestalozzi gewähren, was kurz vorher einem Fellenberg, dem einstigen Aristokraten, billig gewesen: eine Prüfung der Methode durch die Behörde. Diese Vergünstigung wurde für den November in Aussicht genommen. Im August wurde die Anstalt 14 Tage in die Ferien geschickt. Das heißt, die Zöglinge, mit den Lehrern zusammen weit über zweihundert Köpfe, machten zum größten Teil Wanderungen in die Alpen; der Vater der ‚Familie' fuhr nach Lenzburg, um der dortigen Vereinigung eine ausführliche Rede über das Wesen, die Grundsätze, Zwecke und Mittel der Methode zu halten. In dieser Rede führte unmittelbar der Genius Pestalozzis das Wort, nur gelegentlich unterbrochen von der Demut des unvollendeten Trägers der Idee. Was Pestalozzi viele Jahre zuvor unter unsagbaren Mühen in seinen ‚Nachforschungen über den Gang der Natur bei der Entwicklung des Menschengeschlechts' gesucht hatte, die Erziehung nach dem ‚ordre de Dieu', hier gab sie sich in Klarheit.

Die Ganzheit des Kindes, das einzelne Ich als gottnaturgegebene Einheit aller Kräfte der Menschennatur, bildete den Kontrapunkt aller Ausführungen; umwölbt von christerfüllten Sphären. Und zwar hob die Jesusstimme das Ganze hoch aus dem Alltag hinaus, doch nur um zur Sittlichkeit zu rufen. ‚So gründete Jesus das Werk der Sittlichkeit auf die göttliche Würde der menschlichen Natur im Kinde, indem er diese Würde als ursprünglich anerkannte oder vielmehr wiederherstellte und die ganze Ansicht und Behandlung des Menschen und des Kindes auf die symbolische Darstellung dieser seiner göttlichen Natur (in der Taufe) baute.'

Die früh erfahrene Liebe der Mutter, das in ‚Lienhard und Gertrud' erschaute natürliche ‚Band' zwischen Mutter und Kind, gab den Kanon der Ausführungen. In immer wiederkehrender Verwebung diente dieses ‚Band' dem Redner dazu, alle Seiten der ‚Methode' als ein unauflösbares Ganzes erfühlen zu lassen, ohne die Geschlossenheit der Ideen mit zerstreuenden Einzelheiten zu zerstören. Es ist um Fröbel willen sehr wichtig, dabei zu unterstreichen, wie sehr die Mutteridee den leitenden

Lichtstrahl für Pestalozzi bildete. Er sagte von der Mutter und gab so den Kern seines Wollens: ‚Sie lehrt das Kind gehen, damit es ihrer Leitung nicht mehr bedürfe; können, damit es sich selbst helfe; kennen, damit es selbst wisse, was ihm nottut.‘

Im Anblick der Liebe fand auch des Schweizers politischer Eifer das richtige Maß. ‚Er ist es, Gott ist es selber, der die Ungleichheit der Menschen durch die Ungleichheit der Gaben, die er einem jeden von uns von innen verliehen, gegründet; aber er hat sie mit väterlicher Liebe und Weisheit unter seine Kinder verteilt, und wir sollen darin mit menschlicher Liebe und Weisheit benutzen und leisten, was er mit göttlicher Liebe und Weisheit also gegründet.‘ ‚Ja, das Eigentum muß man achten, schützen und bauen, in wessen Hand es sich auch immer befindet, sonst geht die Erde zugrunde.‘

‚Die höhere Wahrheit trifft auf jedem Standpunkt zusammen.‘ Dieser Satz gab dem All der Lenzburger Betrachtungen die Mitte. Von solchem Standpunkt aus nahm die ‚Methode‘ neben der Pflege äußeren Besitzes auch die des geistigen Eigentums ohne Übersteigerung harmonierend in sich auf. ‚Die sittliche Bildung ist Menschenbildung, die intellektuelle ist es auch; darum können sie sich auf keinem Punkt, auf den sie selbst in Wahrheit gebracht sind, entgegenstehen.‘ Drum sei es freilich ‚der höchste Standpunkt der intellektuellen Elementarbildung und ihr höchstes Ideal, daß das Kind von ihr in der Unschuld seiner unmündigen Tage ergriffen und von dem einfachsten Anfangspunkte ihrer Mittel und ihrer lückenlosen Reihenfolgen zu der höchsten diesfälligen Kraft erhoben werde‘. Nur unsere Schwäche, so nannte der Redner die segenslose Spannung der Leidenschaften seiner Zeitgenossen, ihre falsche Ehrliebe und das schrankenlose Haschen nach Glück und Schein, nur unsere Schwäche habe uns dahingebracht, daß wir die reinen Kräfte unserer Menschennatur, ohne sie mehr zu kennen, ‚als untauglich und ungenugtuend wegwerfen‘.

Fröbel hatte dieser Rede nicht beigewohnt. In allem bisherigen hätte sie ihm nichts neues und auch nicht alles gesagt. Sie wurde noch zur Zeit seines Aufenthaltes unter Niederers Zugriff für den Druck auf den Bericht der großen Kommission hin zugestutzt. Dennoch gibt sie ein treues Bild dessen, was Pestalozzis Ansprachen Fröbel bedeuten mußten. Selbst im Druck der Lenzburger Rede glaubt man, bei solchen zugegen zu sein, dort lesend: ‚Wer das blitzende Auge des griechischen Jünglings, wenn er sein heiliges Wort: Heureka, ich habe es gefunden, aussprach, sich zu denken vermag, und wer das Auge meiner Zöglinge gesehen hat, wenn sie im Augenblicke der Auflösung eines ihrer Probleme ihr unaussprechlich erhebendes: ‚Ich hab's‘ aussprechen und sich

froh fühlen wie Engel, — wer sie gesehen, wie sie sich in diesem Augenblicke ihrer göttlichen Natur mit eben dem Herzen bewußt sind, das dieses Göttliche der Natur im Auge der Unschuld ausspricht, wenn es im Gefühl der inneren Erhebung einer sittlichen Tat in Tränen zerfließt, — wer dieses beides sich vorzustellen vermag und gesehen, ist ganz gewiß weit entfernt, zur Belebung der höchsten, sittlichen und geistigen Anstrengung der schwachen träumerischen Mittel der Ehre und Schande und der Nacheiferung zu bedürfen.'

Die Demut des Genius unterschätzte bei der Aufzählung der ‚träumerischen Mittel' die Nacheiferung. Sie war in Iferten die Kraft, die alles beflügelte. Und sie ging von dem Vater der Anstalt aus, so daß, was Fröbel als Gotteskind im Wandeln durch Ifertens Abendsonne an eigenen Gedanken für die Anwendung der ‚Methode' hinzufügte, letztlich doch von Pestalozzi nicht zu trennen war: das reine Erlebnis der Kraft. Die Rede war von dem 63jährigen mit dem heiligen Eifer eines Sehers vorgetragen worden, der der Nachwelt ein Testament übergibt. So hatte sie in Lenzburg gewirkt. Als nachträglich Niederer darüber kam, hatte sein philosophischer Kopf den Ehrgeiz, die wirklich gehaltene Zwiesprache Pestalozzis mit dem eigenen Genius umzuprägen in eine ‚Philosophie der Elementarbildung'. Der Genius selbst, obgleich stärker als sein überkluger Helfer, war unseliger Weise nicht stark genug gegenüber dem Menschen Pestalozzi und darum zu schwach im ‚Meister' der Anstalt. Hier legte Fröbel zuerst die Hand an den Pflug.

Schon bei der ersten Sitzung der Gesellschaft hatte Niederer durch schroffes Auftreten gegen sich eingenommen. Die Richtung, die er der Sache zu geben suchte, entsprach auch keineswegs dem, was der Kommission am Herzen lag, die nunmehr von der Regierung nach Iferten abgeordnet worden war. Im späteren amtlichen Bericht dieser Kommission ist darum sogar die deutliche Spitze gegen Niederer zu spüren in den Worten: ‚Wir sollten untersuchen, was man tue, nicht, was man zu tun gedenkt. Mag eine subtilere Philosophie unsere ganze Darstellung zu gemein, unsern Standpunkt zu niedrig und unsere Sprache zu gewöhnlich finden. Auf diesen Fall hin nehmen wir die Freiheit zu bemerken, daß Worte nicht die Sache sind, und daß sehr oft die ganze Erhabenheit der Metaphysik darin besteht, zu sagen, was alle Welt weiß, doch aber in Ausdrücken, die niemand versteht.'

Mit diesen Sätzen stehen die drei Prüfer in biederer Gesundheit vor Augen. Es waren Männer, abhold jedem Klingklang. Dementsprechend war ihr Urteil ruhig, umsichtig und gerecht. Iferten bestand schlecht in allem, was nur Schein war. Gut lief die Probe ab nur für den Schöpfer

der Anstalt vom Geiste her und im praktischen Unterricht für Joseph Schmid. Einen Ruhm habe sich Pestalozzi erworben, den ihm selbst seine Feinde, wenn er deren je haben sollte, nicht rauben könnten: ‚den Ruhm, alle Wünsche, alles Dichten und Streben, die ganze Tätigkeit seines großen Institutes auf die erhabenen Maximen der Kunst gerichtet zu haben. Nicht bloß Erfindung ist verdienstvoll; größeres Verdienst liegt noch in reinem Eifer, weiser Macht und unerschütterlicher Beharrlichkeit.' Damit war zugleich aber gesagt, wie viel noch fehle, um Iferten Erziehung wirklich zu einer ‚Kunst' zu erheben. Wenn nun wenigstens dem Joseph Schmid, der so dringend abgeraten hatte, Iferten in seinem augenblicklichen Stande einer behördlichen Prüfung auszusetzen, sein immerhin verdientes Glück dienlich gewesen wäre! Es hatte aber den Menschen in ihm nicht gefördert. Hatte man Schmid schon vorher durch steigendes Ansehen verwöhnt, so ging er unterm Gefühl, daß die von ihm vorausgesetzte allgemeine Niederlage Ifertens eingetroffen war, noch kälter durch die Räume des Schlosses. — Niederer gab sich Mühe, ihm gerecht zu werden; sein Urteil ehrt und schildert beide Gegenspieler zugleich. Der bald 31jährige schrieb an Ewald über Schmid, den 10 Jahre jüngeren: ‚Sein Wille, seine Hingebung an die Wahrheit und seine Tatkraft und Energie sind gleich außerordentlich; aber die Wahrheit ist in ihm *hart* und gewissermaßen *unmenschlich*, weil er sie nicht ausgesprochen in seinen Gefühlen von reiner Achtung und Liebe zu den Menschen um ihn her, sondern ursprünglich außer ihnen gefunden und entwickelt hat. Sie dienten ihm nur als Substrat, als Mittel, sich die verschiedenen Verhältnisse und den Einfluß seiner Erkenntnisse in ihrer Mannigfaltigkeit klar zu machen. Er weiß, wie sie, die Kenntnisse, in ihrem Zusammenhang und in ihrer Kraft erscheinen, aber nicht, wie sie sich anmutig und gemütlich, den Bedürfnissen des einzelnen nachgebend und sie befriedigend, auch in der menschlichen Schwäche offenbaren und ihr aufhelfen.'

Dieses ausgezeichnete Konterfei macht vieles verständlich. Es gibt die Erklärung, was die biederben, auch nicht auf den Kopf gefallenen Männer der Kommission für Schmid einnahm. Sie schätzten den Trieb zur beschaulichen Gelehrsamkeit nicht; das ließ ihnen Schmid aus dem Selbstbetrugsnebel der Anstalt als den tüchtigsten Vertreter heraustreten. Leider überließ sich Pestalozzi damals gegen den Einfluß seines Benjamin doch der Richtung Niederers. Wodurch? Auch das erschließt sich zum großen Teil aus der eben gehörten Stimme des Gegenspielers Schmids. Die philosophische Verbrämung, mit der hier eine haarscharfe Zergliederung der Seele eines Gegners zum Ganzen gezwungen wird,

so daß daraus etwas wie ein Mantel der leitenden Idee Ifertens wird, sie war es, die den ‚Meister' bestach. Aber der Mantel wurde Schmid nur umgehängt, um ausrufen zu können: Seht welch ein Flickwerk! Hab ich nicht recht, im Träger Schmid den Verächter des Ganzen zu bekämpfen, das einen ungeteilten Rock aus Gemüt und Verstand gewebt verlangt? Zeigt alles das Niederer, den Schüler Schellings, auf dem Wege zur Feindschaft mit Schmid, so auch auf dem zur Feindschaft mit Fröbel. Auch im Sohn Johann Jakobs war ‚Wahrheit hart und gewissermaßen unmenschlich' lebendig; auch er hatte die Gefühle ‚von reiner Achtung und Liebe zu den Menschen' erst aus Sternen der Kassiopeia, nicht aus den Menschen ‚um sich her' erlebt. Nur wer Fröbels Entwicklung genau kannte, schaute tiefer und erkannte daß beim Erfassen aller Verhältnisse und unterm Einfluß aller Erkenntnisse ein eigener Mensch von Fleisch und Blut Quelle und Ziel, kurzum Einheit in ihm war. Daran änderte nichts, daß auch Fröbel sich jetzt nach außen nicht ‚anmutig und gemütlich, den Bedürfnissen des einzelnen nachgebend' zeigte. Wir wissen, wie sehr er im Tiefsten den Grenzen des Menschen als Erdner nachgegangen war, und daß er als Täter des Wortes, nicht Redner oder Hörer allein, der allgemeinen Schwäche ‚aufhelfen' wollte. Das drängte Fröbel zur Freundschaft mit Schmid.

Wenn ein Kind von irgendeiner Verkörperung seiner Ideale ergriffen wird, so ahmt es den Träger bis in die körperliche Haltung nach. Nicht anders geschah es jetzt Fröbel mit seinem Vorbilde Schmid. Das trug ihm die gemeine Charakteristik Niederers ein: ‚Fröbel, der steife Ladestock, der über die Frau von Holzhausen so viel vermochte!' Wer wußte, daß der Verehrer Schmids ungewöhnlich schwer Schritt für Schritt sich selbst abrang, und daß er sich, ihm selbst überraschend, gerade jetzt der Mißbilligung dieser von ihm so hochverehrten Freundin aussetzte! Wir stehen fast betroffen, wenn wir Fröbel um die Zuneigung Schmids werben buhlen sehen. War das noch derselbe Mann, der, so stolz unterm Zutrauen einer edlen Weibesseele, in Frankfurt das Wohl eines Jahrhunderte hindurch bewährten Patriziergeschlechts mit bestimmt hatte? Es war kein anderer. Wenn er jetzt im Geiste vor dem einstigen Bauernjungen kniete, so tat er das nicht anders als einst gegenüber der Frau als Mutter, des Ideals wegen. Nur demütigte er sich jetzt tiefer, weil vor einem jungen Manne, dem er um ein halbdutzend Jahre vorauf war.

Gerade dieses Jüngersein war es, das seinem Knien den Reiz der Selbstverleugnung gab, den ein angeborener Stolz im kindlichen Gemüt nicht entbehren kann. Wir sagten es schon: seine Freundschaft zielte auf Vereinigung mit der ursprünglichen Jugendkraft. Er fühlte, daß Schmids

Erscheinung ihm den Mut stärkte, sich durchzusetzen gegen die Fehler zu verständigen Alterns. Noch manchen Monat ging er schweigend seine Straße — er war ja an den Mißhelligkeiten der großen Prüfung nicht persönlich beteiligt — immer noch völlig einsam, da Schmid auch ihn nicht an sich herankommen ließ.

Bei den allwöchentlichen Sonnabendversammlungen erlebte er das traurigste Schauspiel für einen Idealisten. Er beobachtete das Gegeneinander vieler Stimmen, die jede von Herzen dem Ganzen dienen wollten und darum von Herzen immer erbitterter wurden. „Alles Gute und alles Schlechte, alles Vorteilhafte und alles Nachteilige, jede Stärke und jede Schwäche, jede Blöße und jede Fülle, jede Eigensucht und jede sich selbst vergessende Hingabe trat mir bei Pestalozzi und seinen Freunden entgegen." — Aus sittlicher Gesundheit empfand er darum gerade in den Monaten nach der großen Kommission die Nötigung, abseits vom ausbrechenden Brande auf Rettung der Idee zu sinnen. Er fühlte die Verantwortung, die auf ihn wartete, wollte deren Forderungen nur zu gern durch sich selbst erfüllen. Sein Körper war „nicht immer stark genug, es zu tragen." Er unterlag oft. Noch nach Monaten durfte Fröbel von sich sagen: „Ich habe nie geklagt, und in all dem Kampf trat keine Bitterkeit in dem Urteile aus dem Institut hervor. Immer erhielt ich mir die Hoffnung, es wird doch noch gut gehen."

Wer so sprechen kann, fußt in einer gefestigten Weltanschauung. Sie kam zum Ausdruck in einem Bekenntnis, datiert „am letzten Februar 1810" und vielleicht bestimmt für das Stammbuch Joseph Schmids, um diesen endlich für sich zu gewinnen. Der bedeutsame Entwurf lautet:

„Drei Richtungen sind dem Streben des menschlichen Geistes gegeben:
Die Erforschung der Natur
das Hinabsteigen in sich
das Erheben zu Gott
} und diese drei sind Eins

Drei Lehren sind dem Menschen gegeben:
die Natur
sein Inneres
der Gang Gottes in der Leitung des Menschengeschlechtes
} und diese drei sind Eins

Drei Stützen sind ihm gegeben:
der erquickende Blick in die Natur
er sich selbst
der Glaube an Gott
} und diese drei sind Eins

} und diese drei sind Eins

Einheit sei unser Streben; Einheit belehre uns; Eins gebe uns Mut zur Bekämpfung aller Hindernisse, so werden wir werden, was wir wollen — Erzieher der Menschen.— Ich schätze Sie, darum diese Worte aus der Tiefe meines Herzens zu Ihnen.

Immer Ihr Freund Aug. Fröbel."

Demgemäß machte Fröbel im Februar 1810 Ernst mit jenem Streben, das Pestalozzi in der Schrift verfolgt hatte: ‚Über den Gang der Natur

in der Entwicklung des Menschengeschlechts.' In dieser Haltung wurde er selbst zu dem ‚Kind der Methode', von dem die 1811 gedruckte Lenzburger Rede sagte: ‚Das Kind der Methode flieht und fürchtet jede unbereitete und ungegründete Ausdehnung seiner Kraft, es geht in seiner Bildung zur Wahrheit täglich einen sicheren Gang . . . Es fürchtet der Meinungen vielköpfige Heere. Was sich nicht einfach und leicht an das anschließt, was ihm schon wahr, gewiß und lieb ist, das haftet nicht leicht in seiner Seele . . .'.

* * *

1810—1811.

19.

Endgültige Stellungnahme, Parteiung und Ablösung von Iferten.

Der ist der glücklichste Mensch, der das Ende seines Lebens mit dem Anfang in Verbindung setzen kann' sagt Goethe, dem ‚Lebenslust aus allen Dingen, dem kleinsten wie dem größten Stern' floß, und der deshalb in einem herrlichen Laut deutscher Zunge schrieb:

‚Und alles Drängen, alles Ringen / Ist ewige Ruh in Gott dem Herrn.'

Im Abendfrieden der Berge und Täler Ifertens hatte Fröbel die Heimat seines Genius wiedergefunden, freilich auf weit höherer Stufe denn in seinem „Garten Gottes" zu Frankfurt. Daß er danach zum Sinn des Lebens auch dessen Aufgabe in Goetheschem Lebensgefühl erfaßte, war sein Mündigwerden. Auf ein Tagebuchblatt vom Jahre 1809 schrieb der 27jährige: „Der Mensch ist göttlicher Natur und ein göttliches Wesen; dieses nehme ich keineswegs in dem Sinn, wie es aus tausend Zungen besonders in der Zeit, worin wir leben, ausgesprochen wird. Ich nehme es in, ich möchte sagen, buchstäblichem und wörtlichem Sinne ... Alle von einem Menschen gedachten Gedanken, alle von ihm ausgesprochenen oder ihm nur belebten Ideen machen in ihrer Gesamtheit gleichsam jenen ganzen Menschen aus, — aber sie sind dem ungeachtet jener Mensch nicht selbst; jener, der Mensch, welcher alle jene Gedanken dachte, bleibt ewig, was er ist, ein unzertrennliches, zur ewigen Vollkommenheit vorgehendes Ganze; aber dennoch gehören die von ihm gedachten Gedanken ihm zu und sind so individuelle Gedanken; so und in diesem Sinne kann man den Menschen göttlich, von göttlicher Abkunft nennen, ohne ihn zu vergöttern, noch ohne ihn selbst Gott zu nennen."

Pestalozzi hat sich das ähnliche Lebensgefühl nicht erhalten können; ihm hätte sonst nicht vor den Schwierigkeiten seiner Aufgabe so gegraut, wie er in der Lenzburger Rede klagte. Sein Herz vertraute so gern der göttlichen Ordnung, aber es brachte nicht die volle Demut des Ruhens in Gott dem Herrn auf, angesichts der ‚rohen Verwilderung' ‚verwirrender Anmaßung' und des ‚gänzlichen Mangels an Kraft' in den übereinander lagernden Schichten der menschlichen Gesellschaft. So war er zwar der

Vater, aber nicht das ‚Kind der Methode', die zu einem ‚Erziehungshaus' strebte, um ‚den mangelnden häuslichen Sinn unter den Menschen gleichsam wieder neu zu erschaffen'. Mit solchem Herzen war er verdammt, in dem Suchen nach dem ‚ersten Zeitmittel' der Rettung ein Stiefkind des Glücks zu bleiben; und dieser Anblick erhöhte Fröbels Ehrfurcht vor dem beiderseitigen Geschick, weil Pestalozzi nur zum Teil von sich aus schuldig wurde.

Des Schweizers ‚Nachforschungen über den Gang der Natur bei der Entwicklung des Menschengeschlechts' zeugt davon, daß sein Genius nicht anders gekonnt hatte, als zunächst einmal die Einheit der Menschennatur festzulegen. Das war nur vom vernünftelnden Mannesgeiste zu leisten, eben vom Sohne eines rationalistischen Zeitalters. Fröbel, geboren unter Zeitläuften, die eben der Herrschaft der Vernunft überdrüssig zu werden begannen, war vom Geschick so geleitet, daß er die Einheit des Naturmenschen mitbrachte, nicht erst mühsam nach ihr zurückstreben mußte. Er verstand kaum die unsagbaren Mühen, die dem Älteren nötig gewesen waren, um erst einmal zu dem Punkte zu gelangen, an dem ein Jüngerer einsetzen konnte; aber er ahnte die Mühsal. Und vor allem: die Zeit, die er ohne Pestalozzis Vorarbeit reflektierend und spekulierend hätte verlieren müssen, kam restlos ihm zugute. Drum genoß er dankbar das Geschick, unter einer glücklicheren Stunde geboren zu sein. Wie das bei allen Fortschritten der Menschheit der Fall ist: der jüngere legte in religiöser Treue sein Sandkörnchen zum Sandkorn des älteren. Hieß das Körnchen des Gotteskindes Pestalozzi: religiöse Treue zur gesellschaftlichen Menschennatur, dann fügte Fröbel den Unterbau hinzu: die religiöse Treue des sich selbst verstehenden Naturmenschen.

Nur unter Niederers Einfluß scheint der Redner zu Lenzburg, der doch keinerlei Sinn für äußere Schöne besaß, das Beispiel der Griechen für den Geist seiner Methode beschworen zu haben. Bezeichnend genug, wie das geschah. ‚Die Griechen hatten die Entfaltung der Menschenkräfte durch freies und selbständiges Menschenleben und nicht die Ausdehnung ihres Wissens zum Fundament ihrer Bildung.' Der amusische Greis hatte vor seinen Hörern gefragt und geantwortet: ‚Ob wir uns durch die Elementar-Erziehung diesem Zustande nähern? Wir glauben es.' So hatte er auch die Bildung ausdrücklich auch für Kunst im engeren Sinne ins Auge gefaßt unter dem Ausdruck ‚Kunstbildung unsers Geschlechtes'. Auch diese müsse, wenn sie wahrhaft elementarisch sein soll, von der Anerkennung der Einheit unsrer Natur ausgehen. Pestalozzi kam zu einem Wort, dessen ganze Weite erst unsere Zeit der Sportbetätigung mehr erahnt als wirklich erfaßt: ‚Wenn die Kunst menschlich sein soll, das heißt, wenn

sie den Menschen wirklich zum Bewußtsein der Würde seiner Natur und zu den Fertigkeiten eines mit ihr übereinstimmenden Seins und Lebens hinführen soll, so muß sie notwendig von der Erhebung des Geistes und des Herzens als von einem innern wesentlichen Fundament ausgehen und sich dann durch Ausbildung unsrer Sinne und unsrer physischen Kräfte äußerlich aussprechen.'

Zweifellos mit der ureigenen Stimme seines Herzens wandte sich der Redner gegen jedes seelenarme Könnertum. Wie er seine ‚Kunstbildung' unterm Gesichtspunkt der Menschheit festhielt und verstanden sehen wollte, das erhellte er durch ein Beispiel. Es wäre ihm kürzlich begegnet: ‚In einem Hauptsitze der Kunst ward an einen im Glück schwimmenden Künstler ein Jüngling, den eine Engelsseele und die höchsten Anlagen zur Kunst auszeichneten, empfohlen. Er stand menschlich vertrauend und von Hoffnungen still erhoben, aber etwas armmütig gekleidet vor dem Mann. Dieser faßt ihn vom Kopf bis zu den Füßen ins Auge, und das erste Wort, als er das Empfehlungsschreiben in der Hand hatte, das er sagte, war: Hat er Geld? Der Jüngling erblaßte und schwieg, und der Glücksritter der Kunst kehrte sich sogleich von ihm weg zu einem andern von seinem Orden und sagte zu diesem: Wenn ein jeder Bettler, der Kunsttalente hat, sie auch ausüben könnte, was würde dann aus uns werden? Er hatte recht. Die Glücksritter der Kunst würden dabei verlieren, aber die Kunst würde dabei gewinnen.' Pestalozzi blieb sich selbst getreu, als er bekannte, daß die Wirkung seiner Anstalt ‚nach dieser Weltansicht' von Kunst weniger allgemein sichtbar sei. Aber er leitete seine Hörer vom Kern seiner ‚Kunst'-Empfindung ab, indem er meinte, mit hervorgehobenen Worten sagen zu können: ‚daß es nur der Teilnahme eines wahren und großen Künstlers, wie einen solchen schon die Gesanglehre gefunden hat, und seines Anschließens an unsere Grundsätze und Elemente bedarf, um auch im Kunstfache ebenso große, ebenso unwidersprechliche Resultate hervorzubringen.'

Fröbel war gegen ein Mißverstehen gesichert durch den Geist, unter dem er die bildende Kraft der Musik in Iferten erlebte. Sie war ihm Wesensausdruck, Seelenzeugnis, Lautwerden des reinsten Lebens geworden. Die Linie seiner Lebenskunst ging bei ihm also gleichlaufend vom Naturmenschen her den Weg der Ifertener ‚Methode'. Und der Sprachunterricht? Bei diesem empfand Fröbel einen Unterschied, der nicht überraschen kann. Wir entsinnen uns, daß schon in Frankfurt diese Seite der Methode am wenigsten mit seinem Gefühl übereinstimmen wollte. Die Quelle der Unstimmigkeit trat zutage in einem Satz der Lenzburger Rede, wo Pestalozzi sagte: ‚Ich betrachte die Sprache hier als eine all-

gemeine Darstellungskraft alles dessen, was durch den Umfang aller Fundamente und aller Quellen der menschlichen Erkenntnis in uns entfaltet ist.' So konnte nur ein Mann reden. Ist denn im Kinde schon etwas entfaltet? Pestalozzi kam hier wie überall vom Menschen der Gesellschaft her; hier nur verfänglicher noch von dem Menschen, der bereits zu viel weiß, um noch in der Sprache die Musik, das Mittel des Lebensausdrucks zu empfinden. Das letztere, Lebensausdruck ganz gewiß, ist die Art des Naturmenschen; Lebensausdruck durch Sprechen muß auch die Empfindung des naiven Griechen gewesen sein, wenn Schiller mit seinem ‚Die Sänger der Vorwelt' recht empfunden. Dem gegenüber steht die Gelehrsamkeit mit toten Worten. Am nächsten stand der philologische Niederer dem Worte, das zur Kruste erstarrte. Auch Fröbel trieb praktische Sprachstudien; sein lebendiges Sprachgefühl hielt ihn keineswegs von dem Ziel seiner Vervollkommnung im Lateinischen und am Griechischen zurück. Er suchte zu solchem Ziele die Unterstützung eines in Iferten lebenden jungen Deutschen, doch nur mit einem selbstgebildeten Lehrgang.

Zwei Umstände förderten das Empfinden des Naturmenschen Fröbel auch auf dem Gebiet der Sprachbetrachtung. Pestalozzi hat nie gutes Deutsch und nur mangelhaft Französisch gesprochen; dennoch war in seinem Schweizer Dütsch für Fröbel das Herz der Menschheit erklungen. Das war das eine. Hinzu trat ein zweites: die Bewohner Ifertens und der Gegend sprachen Französisch. Man kommt heute dort nicht mit deutscher Sprache fort. Die Spaziergänge entführten den Einsamen dem Kreise deutschsprachlichen Gedankenaustausches dorthin, wo ihm, dem Ungeübten, die Ortssprache nicht viel anders als Vogelgeschwätz klingen konnte. Da mußte Gebärde und Laut vereinigt oft Mittel der Verständigung werden. Fröbel erlebte als Deutscher im fremden Lande die Sprache als Ausdruck gegenständlichen Denkens im sinnbildlichen Ausdruck. Von da bis zu einer eigenen Sprachauffassung war kein weiter Schritt, nämlich der des naiven Naturmenschen, falls dieser über dem Wunder der Sprache zum Wundern ansetzt.

Fröbel sah in der Sprache den Dolmetsch der Natur und baute auf folgender Ansicht weiter: „Die Sprache ist Abbild, Darstellung einer Welt, und erscheint zunächst der Außenwelt durch gegliederte, gebildete Töne; will ich nun eine Sache richtig abbilden, so muß ich das Original seinem Wesen nach kennen. Das Darstellungs- und Abbildungs-Objekt, die Außenwelt, hat Gegenstände; also muß ich eine bestimmte Form, ein bestimmtes gegliedertes Tonbild, eine bestimmte Wortart für den Gegenstand haben, ein Gegenstandswort. Die Gegenstände aber zeigen Eigenschaften; darum muß die Sprache in ihrem Baue Eigenschaftswörter

haben. Diese Eigenschaften sind notwendig oder beziehungsweise mit dem Gegenstande verbunden: Eigenschaften des Seins, Habens und Werdens." Wir merken wieder den Abstand zu der im Menschen bereits entfalteten Welt Pestalozzis. Die Frankfurter Sprachphilosophiererei, Perraults Anknüpfen an Naturlaute und anderes redete mit hinein, daß Fröbel ein Nachschöpfen der Sprache von innen her verlangte. Der Redner in Lenzburg hatte hingewiesen auf die Überwindung der gezeichneten Anschauungswelt des Comenius. Wie erwähnt verdankte er diesen Fortschritt in der ‚Methode' einem einfachen Jungen. Er wurde von Fröbel übertroffen aus noch größerer Hingabe an die Selbsttätigkeit der Menschenzunge.

Beim selbständigen Suchen dieses Naturmenschen hing alles ab von der Polarität zwischen Freiheit und Notwendigkeit. Auch auf diese Spannung hatte der Lenzburger Redner den Blick gelenkt. Die Ausführungen dazu bargen für Fröbel einen bedeutsamen Wink, der uns später beschäftigen wird. Pestalozzi sprach aus, daß ‚die Notwendigkeit, die strenge Ordnung, die unwandelbare Gesetzmäßigkeit' im Unterrichtsgange der Lehrstunde herrschen solle, ‚damit das Kind unverwirrt die Sache selbst und keinen Schatten sehe, kein leeres Spiel treibe'. Dem Triebe der Zöglinge zu genügen, machte er einen ‚nötigen Unterschied zwischen dem Bedürfnis der Schulstunden und der Freistunden'. Die letzteren nannte er Spielstunden. Die Spielstunde sollte das Kind losbinden von jenem Beschränken, das der Lehrstunde eignet. ‚In der Spielstunde soll das einzelne zurücktreten, das Kind sich ungehemmt im Ganzen bewegen. Sein Leben soll im Leben des All sich erspiegeln und keine steife Form, keine Hemmung den Erguß seines Innern in demselben stören.' Wie nahe war Pestalozzi doch hier seinem Ziel!

Aber der Unterschied zwischen Lehr- und Spielstunde mußte Fröbel insofern doch recht zu schaffen machen, als dem, der das große Wundern in sich spürte, alles belehrend, also Lehre war; durch religiöse Hingabe an das Lebensgefühl empfand er aber alles als Spiel. Wo blieb da die Zweiung, die Trennung von Lehre und Spiel? Ganz besonders während der großen Auguststwanderung der Anstalt in die Alpen mag er eine Ifertener Erfahrung schärfer ins Auge gefaßt haben, abends im Quartier, wo die Jugend am fremden Orte sich enger zusammenschließt, die Abspannung dem aufflammenden Bewegungsdrange überraschend Raum gibt. Er lernte das Gemeinsame der Knabenspiele im Freien kennen und es „in seiner großen, Geist, Gemüt und Körper entwickelnden, stärkenden Kraft" schätzen. In jenen Spielen und dem, was sich daran knüpfte, erkannte er die Hauptwurzel der moralischen Kraft, die die Zöglinge und

jungen Leute in der Anstalt zusammenhielt. Fern vom drückenden Anstaltsgebäude übte er damit den Blick, wie ihn einst der Grieche auf der Jugend ruhen ließ: „Ich erblickte in jedem echt spielenden Knaben und Jüngling eine sittliche Geistes- und Körperkraft, die mir die höchste Achtung abgewann."

Und was brachte Fröbel nun vor sich, um seiner Aufgabe sichtbar zu genügen? Noch im Herbst war von ihm eine „Entwicklung des Bemerkens und Darstellens im Kinde" verfaßt worden. Dezember darauf mühte er sich in zwei Aufsätzen um Klarheit über die praktische Anwendung seiner Auffassung von Sprachunterricht. Das waren die ersten Ansätze zu einer eigenen Methode, Einzelstrahlen des Rades, das sich rasend unter ihm drehte und darum als Scheibe erschien. Um überhaupt anzusetzen, war auch ihm die Vereinzelung in trennende Begriffe nötig. Vom Gefühl her handelte es sich aber um das ursprüngliche Ganze des Gesichtskreises eines Naturmenschen.

Da Schmid seine abweisende Haltung noch beibehielt, so vertiefte Fröbel sich von neuem in Schmids Werke. Die Vorrede der ‚Elemente des Zeichnens nach Pestalozzis Grundsätzen' vom 4. März 1809 wurde eine wiederholte Bestätigung alles dessen, was Fröbel bisher an Blicken gewonnen und was er, vergleichbar einem verspäteten Kinde Griechenlands, an Lebens- und Körpergefühl in sich spürte. Schmid begann: ‚Wir suchen in diesen Blättern Elemente des Zeichnens, um durch dieselben die noch unmündige Kunstkraft der Menschennatur allgemein zu entfalten.' Das damit erzielte Zeichnen müsse in dieser Rücksicht mehr als ein Mittel dieser Entwicklung, denn als Selbstzweck angesehen werden. Die weitaus wichtigste, in den Kern des Lebensgefühls treffende Bemerkung der Vorrede versteckte sich in dem Satz: ‚Bis auf das Tanzen hinab sind die wahren Grundsätze der Kunst allenthalben die gleichen und allenthalben gleich wahr.' War das die Stimme des Menschen, wie er sich im griechischen Gymnasium an den Sprüngen und Wendungen seines Körpers genau so freute wie im Lyzeum an den Wendungen einer geschickten Hand oder im Theater der Stimmen der Mimen? Es sprach die Empfindung des Kindmenschen, der Leben und Kunst und Schicksal eben nur soweit in Ansatz bringt, wie ein Kind Bewegung, Können und Tragik liebt und begreift.

Schmid gab sich auch hier wahrhaftig nicht anders, denn als Naturbursche. Wer weiß, auf welchem Wege in die Vorrede just eine längere Stelle aus Schellings Rede ‚Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur' hineingekommen ist! Es war das jene Rede, deren Gedanken auf Schellings Vorlesungen zurückgingen. Mit ihnen hatte der

Bamberger Doktor und Landgutsbesitzer den 21jährigen Fröbel zur ersten Auseinandersetzung mit der Kunst erweckt; die von Schmid abgedruckte Stelle aber dreht sich um den einen Punkt: ‚Die Basis der Schönheit in der Lebendigkeit der Natur' nachzuweisen. Schmid hielt es für angängig, den Tanzbeweis für die allenthalben gleichen Grundsätze der Künste mit einem recht sonderbaren Hinweis auf die Mutter zu belegen. Sie jage ihr Kind über alle Berge, mache dessen Füße mächtig und kraftvoll, ehe es zu tanzen versucht. Das klingt wie Unsinn, es ist aber ‚Methode' drin. Pestalozzi wiederum war imstande, am 10. Februar 1810 zu schreiben: ‚Ich bin überzeugt, in unserer Mitte ist niemand, als Schmid, der das Werk von intellektueller und Kunstseite zum Ziel führet; und von dieser Seite ist er auch der Felsen, auf den ich meine Hütte baue.'

Es hatte Hand und Fuß, wie die erwähnte Vorrede Schmids denn doch das Ganze meinte und das Allgemeine vertrat. ‚Jede naturgemäße Erziehungsweise hat eine kindliche gemütliche Ansicht aller Dinge, nicht nur zu ihrer Folge, sie entspringt sogar aus ihr und kann weder irgendwo erfunden, noch vollendet, noch eingeführt werden, als durch Menschen von einem vorzüglichen gemütlichen und kindlichen Sinn.' Das war genau die Meinung, zu der Fröbel bereits 1807 im großen Brief seiner Mania gelangt war. Ähnliche Worte riefen ihn, abermals wie einen Landsknecht, an Schmids Seite zum Kampfe gegen Pestalozzi für Pestalozzis Idee. Schmid hatte fortgefahren: ‚dieser Sinn ist ihr natürlicher Boden, er sei uns heilig: die Methode, die darin ihre erste Nahrung fand, muß auch ihr Wachstum, ihr Gedeihen und ihre Vollendung darin suchen.' Wenn Fröbel dazu noch den Einschlag biblischer Worte in der Vorrede vernahm: ‚Ich möchte von diesem Sinne fast sagen: er ist zu allen Dingen nütz, als der Verheißung hat, des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens,' so mochte das dem Gotteskinde im Landsknecht wie ein biblischer Waffensegen klingen.

Dabei ging der Kampf nicht gegen den Vater, sondern für Pestalozzis Idee gegen den Theologen Niederer. Das Leben spielte wunderlich, daß der Zwiespalt zwischen Fröbel und Pestalozzi sich öffnen sollte durch einen philologischen Theologen, durch Schmids Gegenspieler. Niederer, nicht Pestalozzi, sank für Fröbel dabei ins Nichts. Vorerst formte die Schwüle in Iferten erst an der inneren Spannung, am Zug und Druck der Parteiung. Das Grollen im Innern der Anstalt verbarg sich nur schlecht noch vor der Öffentlichkeit, wenn Schmid Anfang Januar 1810 in der Vorrede zu seinem neuen Buch ‚Elemente der Algebra nach Pestalozzischen Grundsätzen' gegen ‚Formelmenschen, das Affen- und Papageientum des Formelwesens' zu Felde zog. Der Kritiker in der Jenaischen Literatur-

zeitung war noch gutmütig genug, diese ‚höchst unglimpflichen, unbescheidenen Ausfälle gegen die zeitherigen Methoden' Schmids ‚wissenschaftlichem Eifer und seinem Jugendfeuer zugute' zu halten. Der leidenschaftliche Schmid, die Zähne zusammenbeißend, wollte sie im Kreise zu Iferten weit persönlicher gemünzt verstanden sehen.

Das, was Fröbel aus diesem Buche anging, lag an ganz unpersönlicher Stelle. Die Vorrede meinte, ‚daß das Volk zur Algebra hinaufgebracht, zu ihr erhoben werden müsse'. ‚Wie der Bauer durch sein Haus und Hof in Leben und Wonne gesetzt und erhalten wird, muß er in Rücksicht seiner geistigen Bildung durch Mathematik ergriffen werden; er muß, statt aus Langerweile Karten zu spielen, mit vollem Leben algebraische und mathematische Aufgaben lösen.' Ob es dergleichen in einzelnen Fällen schon damals gegeben hat und immer wieder einmal ähnliches vorkommen wird, Fröbel teilte die Vorliebe für Mathematik mit Schmid; er konnte also keinen Anstoß nehmen an der falschen ‚Naturechtheit' des Schmidschen Ideals vom Bauer. Nur witterte er bereits deutlicher, daß selbst Schmids Bücher noch nicht das Letzte gaben. Daneben aber gewann ein Gedanke Bedeutung, der in der Vorrede zur Algebra freilich am falschen Platze steht. Schmids Vorrede zur Algebra sprach aus, die Kinder müßten später zur Schule gebracht und dafür vorher besser von ‚Töchtern der Gertrud' vorbereitet werden. Das war das Echo auf Pestalozzis Zuruf an Schmid in der Neujahrsrede zum Jahre 1809: ‚Nein, nein, ich suche nicht Bildung zur Mathematik, ich suche Bildung zur Menschlichkeit, und diese entquillt nur durch die Liebe.' Aber das Echo war nur ein beiläufiges. Schmids unleugbares Talent bemächtigte sich wohl der Forderung, die alle in Iferten zusammenhalten sollte. Er glaubte ehrlich, daß seine Bücher nur Mittel zu Pestalozzis tieferem Zweck seien, weil er im vollen Gefühl seiner Jugendkraft dessen Idee am besten zu verstehen meinte. Wie er nun die andern auf seiner Bahn mitfortzureißen trachtete, erlag jeder der unreifen Menschen dem Reiz, auf jeden Preis erst einmal der eigenen Stimme den rechten Hintergrund zu geben. So mangelte allen, Schmid am meisten, jenes ganz selbstvergessene ‚Ruhen in Gott dem Herrn', und die verschiedene Auffassung der ‚Idee' wurde schlechthin zum Scheidewasser der Parteiung.

Ein Selbstloserer als Schmid sollte darum Fröbel das Letzte geben, was Iferten ihm zu bieten hatte. Und wieder war dieser für Fröbels Genius entscheidende Mann ein Stiefkind des Glückes, wie Pestalozzi. Anders als Pestalozzi aber ging er durch die Welt als ein Musikus, der von ihr mit dem Verstummen seiner Kunst vergessen wurde, im übrigen als ein Mensch, wie er eigentlich nur im Bereich der Dichtung erlaubt scheint, kämen nicht gerade unter Musikern die liebenswürdigst lächerlichen Kinder-

seelen vor. Er aber war nach dem Urteil seines Freundes Jean Paul ‚ein der Ordnung sich bewußtes Chaos' gewesen.

Thieriot hieß dieser rührende Mensch. Schon sein Name ist ein Scherz, denn es handelte sich nicht um einen Franzosen, kaum um französisches Blut in seinen Adern. Thieriot stammte aus Sachsen. Ihn als Menschen zu kennzeichnen, genügen zwei wohlbegründete Nachreden. Die eine fällt in den Höhepunkt seiner Laufbahn; die andere berichtet von seinem Sterben. Thieriot war als glänzender Geigenspieler auf der Reise nach Weimar gekommen. Goethe hatte ihm einen Zettel ins Quartier geschickt, der ihn zum Spielen vor der engeren Hofgesellschaft einlud. Weil Goethe aber geschrieben: ‚Die Herzogin Amalie wünscht diesen Abend die Bekanntschaft Ihrer Violine zu machen', hatte Thieriot seine wohlverschlossene Geige nebst dem Kastenschlüssel ins Schloß gesandt und war höchst fröhlich zu Hause geblieben. Der fröhlichen Schrulligkeit lag ein wilder persönlicher Ernst zugrunde. Thieriot forderte die höchste Achtung vor seiner Begabung, richtiger vor seiner Kunst. Doch bewahrte ihn eben diese Achtung davor, zu den Menschen zu zählen, die sich Menschenhaß aus der Fülle der Liebe tranken. Seine Musikantenseele trieb ihn dazu, erziehend der allgemeinen Harmonie aufzuhelfen. Wahrscheinlich hat ihn auch das kleine Lebensbild der Lenzburger Rede, jenes Pestalozzi-Erlebnis mit einem Musiker, fester an Iferten gebunden. Fern von Iferten und nach einer glücklichen aber in ihrer Wunderlichkeit ganz zu ihm passenden Ehe sich immer mehr vereinsamend, hat er das letzte Jahrzehnt in leicht ertragener Entbehrung mit Stundengeben ausgefüllt. Hilfe von andern sich verbittend, lag er am 20. Januar 1831 auf seinem Sterbebett, als sein letzter Schüler zur Stunde anklopfte. Einlaß konnte ihm Thieriot nicht mehr geben; so hörte er vom Bette aus das Pensum dem vor der verriegelten Tür Stehenden ab. Als am ganzen folgenden Tage weder Violintöne noch sonstige Lebenszeichen sich vernehmen ließen, öffnete man Thieriots Zimmer gewaltsam und fand ihn in seinem Bette liegend — tot. Am späteren Orte wird uns sein Andenken noch einmal beschäftigen, um einen für Fröbel noch bedeutsamer werdenden gemeinschaftlichen Freund näher zu charakterisieren.

Pestalozzi hatte auch die instrumentale Musik nicht außer acht gelassen. Es handelte sich nicht nur um Erfrischungsstunden mit gemeinschaftlichen Übungen in einer Hauskapelle, es galt, die Nägelische Gesangslehre noch zu unterbauen. Um darin nicht zurückzubleiben, hatte Fröbel seit 14. Mai 1810 bei Thieriot Musikstunden genommen. Auch ein Frl. Hofmann half ihm. Er war dabei „auf leichtem und natürlichem Wege über Gegenstände der Musik belehrt" worden, die ihm „früher immer sehr schwer verständlich

und von der Willkür abhängig" schienen. Nach Fröbels Meinung war Thieriot ein erster Unterricht gelungen, der das Kind „für Musik im allgemeinen entwickeln und es für die Zukunft zu jedem Musikunterricht" vorbereiten konnte. Hieran machte er die wichtige Bemerkung: „Wenn eine ebensolche Ergänzung für die plastische Kunst (Zeichnen, Malen, Bildhauen usw.) in bezug auf den ersten Unterricht gefunden ist, dann ist der erste Unterricht ganz vollständig."

An die vertraute Gönnerin und Freundin Frau v. Holzhausen ging diese Nachricht vom 17. Januar 1810, und zwar hervorgehoben durch Unterstreichen. Schreiber wie Empfängerin rechneten nicht mit hoher Kunst. Oder richtiger gesagt, sie rechneten mit der höchsten: Die Lebenskunst war Ziel. Darum fuhr Fröbel fort, und pries in seiner gewohnten Weise den idealisch schon als vorhanden geschauten „ersten Unterricht": er vereinige in sich die Quellen alles Wissens und Könnens, alles Erfindens und Darstellens, dessen die Natur und das Wesen des Menschen fähig sei. „Dieser erste Unterricht für die plastische Kunst liegt, wie ich ahnde, darin: Lasse das Kind durch Linien, durch Materie, kurz, durch was es will, nachbilden, was es sieht! Dieser Satz ist noch rohe ausgesprochen; es muß auch zugleich noch eine gewisse Reihenfolge gegeben werden."

Weiter als mit diesem Gedanken der Ordnung vom 17. Januar 1810 ist Fröbel im selbständigen Suchen nach der rechten ‚Methode' in Iferten nicht gelangt. Das Ergebnis scheint mager. Was hier vorgeschlagen wurde, tat jedes Kind von allein. Konnte denn aber irgend etwas anderes als dies Allerselbstverständlichste das Ziel einer Methode der ‚Selbsttätigkeit' sein? Zunächst hatte Fröbel damit nur einen persönlichen Gewinn erzielt. Er hatte für sich erreicht, den Bann des Ansehens Pestalozzis endlich ganz abzustreifen. In dieser Hinsicht wucherte sein Pfund und trug Zinsen. Am selben 17. Januar 1810 schrieb er, Pestalozzis Unterrichtsmethode sei wahr, „aber sie hätte zur größten Unwahrheit, zum häßlichsten Unsinn werden können, wenn man sie so, wie sie uns Pestalozzi gab, gleich auf das früheste Alter angewendet hätte. Dasjenige, was uns P. wirklich als Unterrichtsmittel gibt, Zeichnen-, Formen- und Größenlehre, Kopfrechnen, Nägelis Gesangunterricht, darf nicht früher als höchstens im 8. Jahre gegeben werden und muß auf jeden Fall durch einen früheren, lebendigeren, natürlicheren, kindlicheren Unterricht begründet werden, welchen ich den ersten Unterricht nennen will". Damit wolle er dem Kinde vom 1. bis zum 7. oder 8. Jahre „erst einen Fond erwerben, welcher der Bildung fähig ist". Er meinte damit das Kind „durch eigene Versuche gleichsam erst zum Bedürfnisse des Unterrichtes" hinführen zu können,

jene Forderung zu erfüllen, die schon vor Jahren die Jenaer Literatur-Zeitung an Pestalozzi gerichtet hatte. Über das ‚Buch der Mütter' äußerte er jetzt kritisch, es sei „bei weitem das höchste, was Pestalozzis liebendes Gemüt dem Menschengeschlecht zur Pflege der Kindheit geben konnte". Das Höchste, nicht mehr!

Die Ereignisse in Iferten trieben ihn dem Bruche zu. Der verantwortliche Hofmeister der Holzhausen war schon 1809 mit dem Religionsunterricht, den die Klasse seines Fritz erhielt, nicht zufrieden. Überhaupt sah er die Unordnung durchweg zunehmen, so daß die religiöse und sittliche Bildung gefährdet schien. Er hatte schon damals den Finger erhoben und seine Beobachtung in der Sonnabend-Gesellschaft ausgesprochen. Erste Versprechungen, nach wiederholter Klage erneut, hatten keine Folge gehabt. Als die Beschwerde „vor dem gesammelten Lehrerpersonale wahr gefunden und provisorisch eine ganz neue Einrichtung der dritten Klasse" getroffen wurde, sah er die Lage um nichts gebessert: der Religionslehrer dieser Klasse war jetzt — Niederer geworden.

Schon in der großen „Darstellung" für die Fürstin, bei Erwähnung der Gesangsbildungslehre und ihrer hohen Aufgabe, hatte Fröbel die Notwendigkeit gespürt, dem Ganzen auch einen philosophischen Maßstab anzulegen. Aber schon dort hatte Niederer das Zeugnis erhalten, als ein wenig bündiger und kräftiger Schreiber nicht einfach genug der Idee zu dienen. Rücksichten auf den Ruf Ifertens waren aber genug „bestimmte Gründe" gewesen, daß sich der 27jährige Fröbel nicht deutlicher ausgesprochen hatte. Auch täuschte sich noch der 28jährige von 1810 über die letzten Gründe seiner Ablehnung Niederers. Zugrunde lag jetzt längst eine natürliche Feindschaft des schulisch so mangelhaft gebildeten gegen den, der gern die Überlegenheit herauskehrte, die das Wissen verleiht. Man mag Niederers Haltung sachlich berechtigt finden; aber sein Betragen war so ungeschickt, daß es von schlichteren Geistern als Unrecht empfunden werden mußte. Er mochte nun tun und lassen, was er und wie er es wollte, die Augen Fröbels sahen darin nur das Falsche.

So kam es über seinen Religionsunterricht an dem mit Karl in einer Klasse vereinten Fritz von Holzhausen zu bitteren Aussprachen. Es hat sich einer der Berichte erhalten, (die, nach dem Ifertener Brauche in allen Fächern, ein Zwitter der Arbeit von Schüler und Lehrer waren,) in dem Karl schon zum Jahresschluß 1809 seinen Eltern unter der Überschrift ‚Sittlich religiöse Rechenschaft', schrieb, was man in letzter Zeit bei Niederer darin gelernt. Unkindliche Wendungen zeugen von einer Überarbeitung der ‚Rechenschaft' durch Niederer vor der endgültigen Abschrift für das Elternhaus. Es ist aber nicht zu verkennen, daß auch dieser Unterricht

auf Weckung eigener Empfindungen und Überlegungen aus war. Ebensowenig fehlte Niederers Religionsstunden das, worauf Frau von Holzhausen als Mutter großes Gewicht legte: das Eingehen auf Katechismusstücke und Kirchenlieder. Damit verbunden war das frühe Lernen solcher Kostbarkeiten aus dem Schatz kirchlicher Überlieferungen, deren ganzer Wert erst im späteren Leben aufgeht, wenn dem ringenden Menschen selbst das Wort fehlt, zu sagen, was er empfindet.

Vor dem Dokument des 15jährigen Karl wird also nicht recht ersichtlich, was Fröbel an Niederers unmittelbarem Unterricht auszusetzen hatte. Es war schon an dem: Fröbel hatte in dem gelehrten Religionsphilosophen den Prügelknaben gefunden, den auch seine Leidenschaft benötigte, um alle Unzufriedenheit mit Iferten auszutoben, da Pestalozzi anzugreifen, ihm aufs höchste widerstrebte. Unglückseligerweise war der Vater der Anstalt zu wenig seelenkundig, um hier vermitteln zu können. Er bebte und zitterte um den Frieden seiner Schöpfung und verstand so wenig zu regieren, daß, auch wo sein Gefühl gegen Niederer sprach, er diesem nur ratlos entgegen zu schreien vermochte: ‚Schlage mich nur nicht alle Augenblicke um deiner Ansicht meiner Idee wegen auf die Folter.‘

Pestalozzi sah eine gewisse Berechtigung in Fröbels Angriffen; aber er fand dessen Auftreten gegen Niederer „zu stark und heftig“. Dieser sei zur Zeit krank, erkenne ja auch selbst die Mängel und werde bald eine „allgemeine Verbesserung des Religionsunterrichts“ herbeiführen. Leider blieb es beim Versprechen, während weitere Bitten Fröbels von Pestalozzi grob abgewiesen wurden. Daraufhin zog sich der Sohn Johann Jakobs „in eben dem Maße von Pestalozzi und seiner Gemahlin zurück“, wie er bis dahin noch „liebend und zutrauensvoll gewesen“ war. Fröbel ging an das kürzlich errichtete ‚Religiöse Komitee‘ der Anstalt, also an eine Einrichtung, die sachlich wohl notwendig war, aber in solchen persönlich gewordenen Spannungen natürlich versagte. Genug, auf Klagen über Niederer, die Fröbel im Kreise des ‚Komitees‘ vorbrachte, machte Pestalozzi dem Kläger den Vorwurf, ihm, dem Vater der Anstalt, die Liebe der Zöglinge Holzhausen zu entziehen. Wie solle da noch eine Einwirkung auf sie möglich sein. Unter solchem Vorwurf zuckte Fröbels Nerv zusammen. Er machte darauf aufmerksam, wie schroff Pestalozzi kürzlich seine vertrauliche Bitte um Rat und Hilfe zurückgewiesen habe. Darauf lenkte der gequälte Greis ein, forderte genauere Meinung über Niederers Versehen im Religionsunterricht, und als Fröbel seine Schleusen öffnete, schieden beide Männer im Zorn voneinander. Hart auf hart mahlt nicht fein.

Der Vorfall lenkte das Auge Schmids auf Fröbel. Nicht ganz ohne Berechtigung verglich man Schmids Profil mit dem eines Raubvogels.

Das lang ersehnte Bündnis ergab sich Fröbel im unseligsten Augenblick. Denn nunmehr versagte auch Fröbels Ehrfurcht. Und Pestalozzi tat das Ungeschickteste, was ein Vaterherz jetzt tun konnte: er bat. Als Bitten nichts halfen, vergriff er sich unter Mißbrauch seines Ansehens. Er „forderte, verlangte es beinahe, ihn und seine Frau so wie früher zu besuchen, freundlich gegen ihn zu sein, als wenn gar nichts vorgefallen wäre". Er vergaß, daß Liebe eine freie Gabe ist und ihrer Zeit bedarf.

Die unter Umständen rücksichtslose Offenheit des Eiferers war ein nicht zu unterschätzender Wert im Wesen Schmids, des jetzigen Freundes Fröbels. Sie wurde des verbitterten großen Kindes Vorbild. Er rechtfertigte sie vor sich mit der Überzeugung, Unaufrichtigkeit des Gefühls möge zwischen Weltmenschen statthaben; bei Erziehern zerstöre weltmännisches Wesen den Boden gemeinschaftlichen Wirkens. Darüber Klarheit zu schaffen, sandte er Pestalozzi am 20. Mai 1810 ein Schreiben. „Ich bin ein freier Mann; ich bitte Sie, Herr Pestalozzi, als solchen mich meiner Überzeugung gemäß handeln zu lassen." Lohn verlange er durch sein Handeln nicht, sondern bloß die Überzeugung, nicht gegen seine Würde gehandelt zu haben. Fröbel mag stolz gewesen sein, ein ihm mögliches Maß von Selbstbeherrschung zu wahren. Eigenmächtig aber fügte er dem Schreiben die Ankündigung bei: „Übrigens sage ich noch, daß ich bald von hier abgehe. — Fröbel." Wir wissen nicht, mit welchen Versprechungen Pestalozzi daraufhin einen offenkundigen Bruch verhindern zu können glaubte. Fröbel sagte darüber nur: „er versuchte das Höchste". Seine Antwort an Pestalozzi lautete: „Vergessen Sie doch die Achtung nicht, die Sie mir als Mensch schuldig sind!" Die Ankündigung der Abreise war keine Drohung gewesen. Fröbel hatte auch ängstlich vermieden, vom vorhergegangenen Streit etwas gegen die Eltern Holzhausen verlauten zu lassen. Seine Berichte hatten immer das viele Gute hervorgehoben, das er aufrichtig und „freudig als aus dem Geiste des Instituts hervorgehend" hinstellen konnte. Ausführlichere Meldungen waren immer dann nach Frankfurt gegangen, wenn goldene Rücksichtslosigkeiten die Luft in Iferten gereinigt zu haben schienen. Nach so großem Drängen auf Iferten von dem übrigen zu sprechen, machte ihm eine besondere Pein gegenüber Herrn von Holzhausen. Aber auch Frau von Holzhausen wurde von ihm nur benachrichtigt, „soweit es nötig war".

Dennoch, plötzlich am 1. Mai 1810 hatte er sich verpflichtet gehalten, um Abberufung zu bitten. Die Anstalt sei „durch den Abgang mehrerer Lehrer, durch die Trennung der Parteien, die Einwirkung des Ehrgeizes usf. und das Versagen der Liebe seit Monat Februar mit einem Male so außerordentlich im Sinken". Für Herrn von Holzhausen war diese Nachricht nichts neues; schon im März hatte er seinem Bruder ähnliches mitgeteilt.

Die Verbindungen Ifertens mit Frankfurt waren ja vielseitige. Und wirklich hatte auch eine ganze Zahl der jungen Helfer ihr Scheiden angekündigt; Raumer zuerst, Schmid folgte; Muralt, Mieg und andere wankten. Der Streit war nicht länger vor der Welt zu verbergen. Diese Not erklärt auch in etwas des Schweizers Verhalten gegen Fröbel.

Der Hofmeister der Holzhausen hegte keinen Zweifel: mit dem Aufgeben Ifertens war seines Bleibens auch nicht mehr allzulange im Patrizierhause. Er legte zugleich mit der Bitte um Heimruf dem Vater nahe, die Söhne einer besseren Kraft zu unterstellen.

Die Bildung Karls, der im Juni ins 17. Jahr trat, wäre soweit gefördert, daß er Fröbels Pflege „entwachsen" sei. Praktische Gaben wiesen ihn auf seine künftige Bestimmung als Landwirt. Die entsprechende Berufsbildung fände er am besten beim Kammerdirektor v. Raumer, der in Dessau und auf anhaltischen Domänen junge Adelige zu Landwirten schule, ohne daß sie danach noch eines Universitätsstudiums bedürften. Lehrreicher noch gab er Winke für die jüngeren Brüder. Diese Winke zeigten, daß sein Sinnen nur noch pflichtmäßig bei der mittleren Jugend weilte, daß es im Grunde zur Zeit weit mehr dem vorschulfähigen Alter gehörte. Er kannte des Vaters Verlangen, die Söhne schneller ins Wissen einzuführen. Rudolph war jetzt $10^1/_2$jährig, Fritz nahe dem Abschluß des 13. Jahres. In Nürnberg, wo eine Reihe Männer eine Einrichtung getroffen hatte, die nicht bloß eine Schule und doch kein Institut darstellte, wären beide am besten aufgehoben. Er selbst sei freilich dafür, sie im elterlichen Hause bis täglich 7 Stunden unterrichtet zu sehen. Die Hälfte dieser Zeit müßte Beschäftigungen gewidmet sein. Das schien ihm des älteren übersprudelnde Körperkraft, ebenso aber des Jüngsten zarter Bau zu fordern. Sammeln, Ordnen, Kennen- und Beschreibenlernen von Naturkörpern, Steinen, Pflanzen, Insekten hätten die Anschauung und das „eigene vollkommen dabei Tätigsein" zu fördern. Er zählte dazu ferner „das Arbeiten in kleinen Gärten, das Beschäftigen mit sog. mechanischen Arbeiten, welches doch oft dem Geiste viele Gelegenheit zum Nachdenken gibt, z. B. Schreinern, Drehen". Und auch Besuche der Handwerkerstätten, sowie kleine Reisen fehlen nicht in diesem Plan.

Wie die Abkehr von Iferten, so war das Gesuch um Entlassung aus dem Hofmeisterverhältnis Fröbels bitterer Ernst. Beide Kündigungen waren die reifste Frucht seines Ifertener Erlebens. Er gab sie mit einem hochbedeutsamen Wort im selben Briefe vom 1. Mai 1810. „Je tiefer wir Erzieher in das Wesen der Erziehung durchs Nachdenken und durch Erfahrung eindringen, desto mehr finden wir, daß unsere erste Sorge sein muß, nicht die Kinder den Vätern zu entreißen." Fröbel unter-

strich diese Worte, und als wollte er den Gewinn für sich selbst noch fester pflanzen, wiederholte und hob er mit Worten, die Joseph Schmids wegen recht genau ins Auge zu fassen sind, als Pflicht des Erziehers hervor: „jenen [den Kindern] diese [die Väter] wiederzugeben und nicht unberufen die Stelle des Vaters vertreten zu wollen".

Was blieb dem übrig, dessen ganzes Trachten auf klares Tun und schweigendes Vollenden ausging, wenn ihm die Tat unmöglich gemacht war, wie in Iferten so auch in Frankfurt? Pestalozzi hatte in der Neujahrsrede auf das Jahr 1810 ausgerufen:

‚Heilig, heilig ist das Band,
das uns alle bindet.
Ist geknüpft von dessen Hand,
der die Welt gegründet.'

Er hatte dann den Kern jenes Vaterhausgedankens in unnachahmlicher Kürze herausgestellt mit den Worten:

‚Wir erziehen, — Wir werden erzogen.'

Diese Lichtstrahlen der letzten Neujahrsrede Pestalozzis mochten Fröbels Sinnen leiten. Ihm dröhnte aber auch deren Mahnung im Ohr: ‚Daß keiner in unserer Mitte ein Stein des Anstoßes werde, daß keiner, keiner von uns allen das Werk untergrabe, zu dessen Bauleuten uns Gott selber gemacht hat!'

Mit umsichtigem Ernst strebte Fröbel eine neue Bahn für sich an. Am 16. Mai 1810, also nach 10monatigem Schweigen gegen die Heimatsbehörden ging ein neues Schreiben an die Fürstin-Regentin. Er sandte der Landesmutter jetzt die erschienenen Elementarbücher Schmids, nicht ohne zu sagen: „Die Form war und ist jetzt das Wesen der Methode nicht. . . . Auch die Formen, welche jetzt noch die Schriften Schmids charakterisieren, sollen vergehen. Ihre Bestimmung ist: Selbstvernichtung! Dazu haben sie einzig ihr Dasein erhalten. Aber der Mensch soll in der Anwendung, im Gebrauche, durch den Geist, durch welchen sie da sind, zu der Kraft erhoben werden: sie durch sich selbst zu vernichten, die — ihm durch dieselben gesetzten — Grenzen selbst zu zerbrechen, und in den Stand gesetzt werden: auf den künftigen Stufen durch sich selbst freiere, höhere, der Menschennatur würdigere Bildungsmittel in der Natur zu finden."

Damit gab Fröbel sich selbst eine Erklärung, warum er die Väter den Kindern wiedergeben wollte. Es war das mehr, als nur gegen Fichtes Gedanken die Kinder bei den Eltern zu lassen. Ihm schwebte der reife Mensch vor, der als Vater zu der Jugend tritt, um gemeinsam mit deren frischer Gotteskindschaft auch für sich selbst die innerlichste Form zu finden, jenes ‚Ruhen in Gott'.

Aber noch war Fröbel Hofmeister der Holzhausen und in Iferten. Als ein bis in die letzte Faser seines Wesens harmloses Gemüt, erlaubte er keinem Haß, seinen inneren Frieden zu stören. Aber er bewahrte jedem Erleben ein treues Gedächtnis und sog als echter Lebenskünstler Honig aus den Giftblumen der Erfahrung im Umgang mit Menschen. In Erinnerung an den Streit mit Türk entwarf er einen neuen Brief für Herrn von Holzhausen, um ihm mitzuteilen, man werde sich voraussichtlich in den nächsten Tagen abermals über ihn beschweren. Um seine Sache nur auf sich selbst zu stellen und doch nichts zu übereilen, ging er mit dem Entwurf dieses Briefs an Schmid vorbei zu Mieg. Dieser Vertrauensmann war Pestalozzi innerlichst verbunden und mit den Verhältnissen in Frankfurt vertraut, blieb auch im und nach dem Verlassen Ifertens Pestalozzi ein treuer Vertreter. Mieg riet Fröbel, den Brief nicht abzusenden. Er versprach, die Sache in der Stille zu regeln und vermochte auch Pestalozzi dazu, sich bei Fröbel mit Krankheit zu entschuldigen. Aber die Sache blieb eine Halbheit. Denn schon bei der Entschuldigung zwischen Mann und Mann nahm der Schweizer zwar alles zurück, aber wie Fröbel sagte, — „alles, bis auf die Hauptpunkte".

Ob nun der ungeschickte Pestalozzi selbst, ob eine unselige Zwischenhand an Herrn von Holzhausen geschrieben hat, jedenfalls sah sich Fröbel abermals übertölpelt. Und das in einer Weise, die ihn am schmerzlichsten treffen mußte. Schon am 29. Mai schrieb ihm Frau von Holzhausen bitterste Vorwürfe über sein Verhalten zum ehrwürdigen Meister. Sie habe sich gleichzeitig an diesen gewandt. In des Hofmeisters Aufkündigung konnte das Herz der Frau mancherlei Grund zum Vorwurf finden, nur keinen solchen, der Fröbels Haltung gegen Pestalozzi mißbilligen hieß. Jener Brief vom ersten des Monats mußte im Hause der Eltern gleich einer Bombe einschlagen, je verschwiegener die früheren Schreiben über den häuslichen Krieg in der ‚Familie' zu Iferten hinweggegangen waren. Wohin die Patrizierfrau zwei Jahre zuvor, aus vollstem Vertrauen zum Freunde, ihre Söhne hatte bringen helfen, als sei dadurch allein das Glück ihres Hauses zu retten, von dort wollte derselbe Freund sich abkehren und, mehr noch, als Hofmeister bundesbrüchig gegen sie und ihr Haus werden. Anders sah der Gatte die Sache an. Er mochte Genugtuung empfinden, mit seinem Widerspruch gegen Pestalozzi recht behalten zu haben. Seit dem Vorfall mit Türk behandelte er Fröbel auch mit Hochachtung. Die klaren Ausführungen über das, was mit seinen Söhnen weiter zu geschehen habe, steigerten den vorzüglichen Eindruck, den er von seinem Hofmeister gewonnen hatte. Er freute sich als Edelmann und wohl auch als Mensch weniger starken Willens an der Offenheit der

Aufkündigung Fröbels. Bewies dieser doch auch im Scheidenwollen, daß bei dem ganzen Verhalten nur die Sache der Erziehung, nicht irgend etwas anderes eine Rolle spielte.

Die Rollen der Parteien im Hause zu Frankfurt begannen zu wechseln. Der Brief der Frau von Holzhausen kam am 4. Juni in Fröbels Hand. In der voll und klar empfundenen Wucht des Vorwurfs gerade von dieser Seite verbrachte der Betroffene eine unruhige Nacht. Am nächsten Tage kam seine Verteidigung zu Papier. „Seien Sie versichert, gnädige Frau, ich habe mir nicht nur wegen meinem Handeln, sondern sogar wegen den verborgensten meiner Gedanken keinen Vorwurf weder vor Gott, noch der Welt zu machen; aber ich habe gegen die Schwäche des Alters eine Nachsicht gehabt, wegen welcher ich mir . . . oft Vorwürfe gemacht", „insofern sie gegen alle Natur sich der für Wahrheit und Recht emporstrebenden Jugendkraft entgegenstemmt, und . . . die ihr anvertrauten Menschenkeime einer himmelschreienden Vernachlässigung hingibt."

Das Schreiben war, wie Fröbel im Schreibkalender 1810 vor sich selbst betonte, „ein Dank an Frau von Holzhausen für den letzten Brief".

So tief war aber Fröbels Vertrauen erschüttert, daß er voll Unruhe war, die Äußerungen der Freundin an Pestalozzi könnten ein Urteil über ihn enthalten, das öffentlich gegen ihn auszunutzen, seine Gegner nicht verfehlen würden. Stolz aber bat er, seine Verteidigung nicht nach Iferten zu melden: sein Brief sei zu gut dazu.

Ein böses Gewissen ließ in Iferten ahnen, Herr von Holzhausen werde Fröbels Partei ergreifen. Pestalozzi warf dem Schweigenden vor, ihn wie einen Unwürdigen behandelt zu haben. Das fiel von Fröbel ab. Erst recht verloren nun Beschwörungen Pestalozzis jede Macht: die Holzhausenschen Kinder würden einst ihren Hofmeister verwünschen; er wolle seine Zöglinge durch die Rückkehr ins elterliche Haus „in die Unnatur" zurückführen. Und Niederer, jetzt weiter als je mit der Meinung im Irrtum, daß ‚der steife Ladestock' viel über Frau von Holzhausen vermöge, schalt Fröbel einen „niederträchtigen, unehrlichen Menschen", der so niederträchtig sei, eine niederträchtige Behandlung nicht mehr zu empfinden. Nunmehr verfaßte Fröbel am 11. Juni einen ausführlichen Bericht an Herrn von Holzhausen über alle die Einzelheiten des letzten halben Jahres. Wie schon im Briefe an die Freundin behielt er sich auch hier eine öffentliche Darstellung seiner Erlebnisse vor. Schon aber lief eine Antwort des Brotherrn ein, in der Fröbel das größte Vertrauen ausgesprochen wurde. Gleichzeitig willigte Herr von Holzhausen ein, daß der Vorschlag mit der Erziehung der Söhne ‚Auf der Öde' befolgt werden solle.

Dieſer Tauſch der Rollen zwiſchen den Eltern ſeiner Zöglinge bedeutete nur eine wehmütige Genugtuung für den Erzieher. Er unterſtrich am 15. Juni ſein dankbares Gefühl für die Achtung, die der Vater ihm jetzt zollte. Aber er bat, nach der Heimführung der Söhne deren Erziehung einem „vollkommeneren, kenntnisreicheren Manne“ übertragen zu wollen. Peſtalozzi und ſeine Freunde würden „nichts unverſucht“ laſſen, über ihn „in Frankfurt ein ſchlechtes Urteil zu verbreiten“. Es ſei unverantwortlich, „mit Vorwürfen belaſtet“ Hauslehrer bleiben zu wollen. Er ſprach auch beſtimmter als zuvor von einer zeitfordernden Arbeit, einem Verteidigungswerk gegen Peſtalozzi. Er wolle damit die ganze Sache „allen Urteilsfähigen Deutſchlands zur Prüfung“ vorlegen.

* * *

20.

Äußere Trennung aus Treue zu Peſtalozzis Idee.

War Fröbel 1810 ſchon reif zu ſolchem Werke? Die ‚innere Anſchauung‘ bedeutet ein Kreiſen um den innerlich leerſten und darum umfaſſendſten Begriff, um den Begriff ‚Leben‘; unter Betonung der ‚Selbſttätigkeit‘ müßten wir ſogar Goethes Mephiſto-Wort bemühen: ‚Geſtaltung, Umgeſtaltung, des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung‘. Kein Weg fordert höhere Sachlichkeit im Sinne der Ausſchaltung jeder perſönlichen Leidenſchaft, als der zu den ‚Müttern‘, den Formen ‚innerer Anſchauung‘, den Naturgeſetzen alles Werdens, auch des geiſtigen. Wir dürfen nicht erwarten, daß Fröbel Peſtalozzis Idee wird verteidigen können vor einem Siege über jede Herzenstrübung, geſchweige denn mitten in leidenſchaftlicher Spannung.

Leidenſchaftlicher als er hatte ſein jetziger Freund Schmid den Gedanken einer öffentlichen Verteidigung gefaßt. Durch Schmids Eifertum allein mußte daraus ein unſachlicher Angriff gegen Iferten werden. Wir greifen zeitlich ein wenig vorauf, indem wir kurz auf das Erzeugnis eingehen, das das beſte Mittel zum Verſtehen Fröbels in den kommenden Monaten bietet. Hätte ſich der Naturburſche Schmid nicht bis zu Peſtalozzis Lebensende ſeinem ‚zweiten Vater‘ ungewöhnlich opferwillig bewieſen, weit ſelbſtloſer in der Wahrnehmung perſönlicher Vorteile als ſpäter ein Niederer, es müßte anwidern, wie plump er ſchon geſchäftlich mit ſeiner Schrift zu Werke ging. Er wandte ſich an Cotta, forderte 5 Louisdor für den Bogen, meinend, damit locken zu können, daß es in ganz Europa Aufſehen erregen werde, wenn ein Zögling und erſter Lehrer des berühmten Inſtituts Iferten gegen dieſe Anſtalt auftrete. Schmid iſt

jedoch darüber hinweggekommen, keine Wolle mit seinem Angebot zu scheren: die Schrift ‚Erfahrungen und Ansichten' mußte im Selbstverlag erscheinen. Der Ideeninhalt seines Büchleins ist nicht schlecht. Er fand den Beifall des Menschheitsphilosophen Karl Chr. Fr. Krause, der bezeichnenderweise 12 Jahre später fast als Einziger auch für Fröbels Erstlingsschriften eintreten wird. Freilich galt es, bei den ‚Ansichten' Schmids völlig hinwegzusehen über den durchaus verworrenen Vortrag seiner ‚Erfahrungen'. Nicht nur das unreife Verständnis Schmids verdarb, was er im Dienste der Idee Pestalozzis gut gemeint hatte. Wer sagt, wie tief seine Übereilung unter dem Zwange stand, den Stolz eines gekränkten Liebhabers auszutoben oder eine Eifersucht zu übertäuben: Niederer hatte eben das Jawort einer Lehrerin an Pestalozzis Mädcheninstitut erhalten. Auf die Hand dieser Luise Segesser hatte Schmid sich ernste Hoffnung gemacht.

Die Gedanken seiner Schrift lassen sich mit Mühe in drei oder vier Gruppen bringen. Wir übergehen als vierte Gruppe die Ausführungen zu einzelnen Unterrichtsfächern, weil der Lebensbegriff der ‚inneren Anschauung' nicht in diesen Hülsen zu suchen ist. Der Kern ruht also in den drei andern Gedankengruppen Schmids: 1. die Erziehung liege den Eltern ob; sie dürften sich nicht dieser heiligsten Pflicht entziehen, zumal sie ihre erste und nur ihre Pflicht sei bei Kindern des zartesten Alters; 2. wer seine Kinder Erziehungsanstalten übergebe, verfalle damit dem Fehler, der die Institute zu einer Schande der Menschheit mache; 3. auch Pestalozzis Anstalt sei eine Schande der Menschheit. Trotz solcher groben Ausdrücke wehte viel vom Geist der Lenzburger Rede Pestalozzis durch das Ganze. Die hätten recht, die da sagen, Erziehung sei die Kunst aller Künste. Aber niemand sei zum Erzieher geboren, als die Eltern. Auf das Lob: ‚Sei und bleib immer so Sohn an mir, ich will als Vater an dir handeln', habe ein Zögling Ifertens seinem vertrauten Lehrer geantwortet: ‚Ich rate dir, die Pflichten eines Vaters nicht zu übernehmen, denn dazu muß man geboren sein'.

Verzückung über die Naseweisheit jugendlicher Vertraulichkeit ist der Keim der Schmidschen Schrift. Daher gipfeln ihre guten Gedanken schon auf Seite 10, und zwar in dem gesperrten Satze, der auf eine Ablehnung Fichtescher Anregung hinauslief: ‚die Kinder müssen den Eltern nicht genommen, sondern gegeben werden; es müssen folglich Mittel aufgesucht werden, die dieses möglich machen'. Alles, was die übrigen 135 Seiten bringen, ist Geröll, das die Wasser der Leidenschaft hin und her geworfen haben. Dabei betont Schmid selbst seine Unreife und vertröstet den Leser wiederholt auf die Zeit, in der der Verfasser zu größerer Klarheit gelangt sein werde. Aber aus mangelnder Ehrfurcht

bleibt er ſchuldig, ſich zunächſt einmal als Muſter des geborenen Erziehers zu erweiſen. Es war viel Wahres, das da in rückſichtsloſeſter Offenheit über den ‚Greis‘ Peſtalozzi geſagt wurde; die Form, wie dem innerlich ſo jugendlichen 66jährigen ſein zu erwartender Tod vorgehalten wurde und im Grunde — Schmid als Vollender Peſtalozzis ſich anbot, war rüde. Dennoch war das nur die Ernte der Ausſaat Peſtalozziſcher Selbſtanklagen. So iſt denn auch der Schlußſatz des Ganzen echt und bittet noch heute beim Urteil um mildernde Umſtände, ſo wenig er mit dem Bilde dieſer Schmähſchrift tobender Liebe auszuſöhnen vermag, auf deren Titel tatſächlich geſchrieben ſtand: ‚von Joſeph Schmid, ehemals Zögling und nachmals Lehrer am Peſtalozziſchen Inſtitute zu Iferten,‘ und die endete: ‚Vater! ſiehe an den Sohn deines Schmerzens und deiner Trauer, und du wirſt Linderung in ſeinem Willen fühlen, ſollteſt du auch keinen Erfolg mehr ſehen; ſein Herz iſt rein, wie das deinige groß, und wird einſt väterlich wieder von deinem umſchlungen werden; und du wirſt ihn als Sohne dann wieder fühlen und ſehen.‘ Kaum etwas hilft Peſtalozzis früheres und ferneres Feſthalten an ſeinem Benjamin ſo menſchlich erklären, wie ein Blick in die Hintergründe dieſer Verlautbarung.

Am genaueſten traf der umſichtige Pädagoge Schwarz in einer Anzeige der Heidelbergiſchen Jahrbücher die Schwäche der Schmidſchen ‚Erfahrungen und Anſichten‘. Der Verfaſſer ſei, obwohl er ſelbſt es ſage, der Unmündigkeit noch nicht entwachſen. Um als Prediger in der Wüſte aufzutreten, fehle ihm die große Schule der Lebensweisheit, die die Gottesmänner hinter ſich hatten, bevor ſie auftraten.

Es duldet keinen Zweifel, die Ideen in Schmids ‚Anſichten‘ müſſen die Geſpräche beherrſcht haben, zu denen es Fröbel und Schmid im Mai und Juni 1810 drängte; drängte als Menſchen, um der Qual der Einſamkeit zu entrinnen. Wir wiſſen aber, daß Fröbel an jedem klaren Abend die Natur gleich den einſtigen Gottesmännern aufſuchte und, weil ſeine Leidenſchaft einen reineren Hintergrund als die Schmidſche hatte, aus der reinen Natur friedevoller denn Schmid in die menſchliche Wüſtenei zurückkehrte. Nunmehr wird es nicht überraſchen, daß wir den beſten Gedanken der Schmidſchen Schrift von ihm vorweggenommen ſahen in jenem Briefe vom 1. Mai. Selbſtändig vorweg genommen. Denn hieß es nicht, *weit ſachlicher* die häusliche Liebes-Vereinigung fordern, wenn Fröbel verlangte, den Kindern die eigenen Väter wiederzugeben, (nicht umgekehrt!)? Voll reinerer Ehrfurcht kam es ihm daher auch nicht in den Sinn, ſich wie Schmid abſeits zu ſtellen als einſtigen Vollender Peſtalozzis.

In tatwilligſter Beſcheidenheit verfaßte er ein Schreiben an die Fürſtin ſeiner Heimat, datiert vom 13. Juni 1810, das, ganz entgegengeſetzt

der Schmidschen Unsachlichkeit nicht Pestalozzi und Iferten, sondern sich selbst tadelte und so zur wirklichen Verteidigung der Idee wurde. Der Brief knüpfte an die „Darstellung" vom April vorhergehenden Jahres an; sein Keimpunkt war die Erkenntnis des damaligen Mißverhältnisses der eigenen Kraft gegenüber der Idee. Fröbel erklärte: „Mein Urteil konnte nicht anders als befangen sein; selbst noch von der Idee ergriffen, war es unmöglich, sie ergriffen zu haben."

Auch Fröbels Schreiben war wie Schmids besprochene spätere Schrift stark persönlich. Es versucht, wie die früheren Eingaben an die Behörden und wie die „Darstellung" durch jene heute seltsam ansprechende Bezifferung jedes Abschnittes dem kindlich-persönlichen Ton ein Gegengewicht zu geben. „51. Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht bekanntzumachen, daß ich in einigen Monaten Yverdun verlassen und meine Zöglinge in ihr elterliches Haus zurückbringen werde, halte ich für Untertanspflicht." Der Schlußabsatz lautet: „52. Ich bin mit den Empfindungen der höchsten Verehrung, Erhabene Regentin!

Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht getreuester Untertan
Friedrich Wilhelm August Fröbel."

Das Ganze war die naive Einkehr eines großen Kindes in das eigene, nur größer gedachte Vaterhaus. Getreuester Untertan wollte er sein. Darum meinte er, zur Landesmutter wie ein Sohn sprechen zu müssen. Er benutzte genau die Hälfte aller seiner schön benummerten Abschnitte dazu, alles herzusagen, was er im Dienste der klarer erkannten Idee als Person auf dem Herzen hatte. Auch er gedachte dabei eines Vaters, aber nicht wie Schmid eines ‚zweiten Vaters'. „19. Ruhig versichere ich meinem Vaterlande und der allverehrten Regentin desselben: — daß jede Nebenabsicht, jedes [persönliche] Familieninteresse meinem Handeln fremd ist! — Doch nein! ein Familieninteresse habe ich, und dies muß ich, um aufrichtig zu sein, offen gestehen: es ist das Andenken an meinen Vater, an sein Walten und sein Streben. — Ich möchte dem Vaterlande zeigen, daß er, dessen Geisteskraft leider nur teilweise auf mir ruht, das Wohl wenigstens des Distriktes wollte, in welchem er wirkte; ich möchte die noch lebenden Zeitgenossen mit seiner Asche aussöhnen. — Dies ist das einzige und dennoch der Sache als solcher sehr untergeordnete Privatinteresse, welches teil an meinem Handeln hat." Gerade darum berief er sich auch mit persönlichem Stolz auf seine augenblickliche Brotstelle, um unter 20. sein „Vaterland überzeugen zu können: daß weder klingendes Interesse noch Brotsorge" ihn bestimme, seine Dienste anzubieten. „Überdies besitze ich noch die innigste Liebe meiner Zöglinge und das bewährte.

höchſte Zutrauen des Vaters, der Eltern derſelben.“ Nach Abſchnitt 2 empfand er „einzig das tiefſte und reinſte Pflichtgefühl“: daß alle ſeine Kraft dem Lande gehört, das ſie im Kinde weckte und im Knaben nährte. Nach Abſatz 3 wäre weder „das Begreifen durch den Verſtand, noch das Empfinden durch das Gemüt hinlänglich zur Tat und Darſtellung“. Zur Geſamtkraft ſei dem Kinde der Heimat „praktiſche Erfahrung“ daheim nötig. Der Wunſch danach mache es zur ernſten Sorge, als tätiger Erzieher zuerſt eine genaue Kenntnis in der Heimat zu erwerben. „6. Das Bedürfnis und der individuelle Charakter jedes Stammes ſeines Volkes, beide analog mit der Landſchaft, welche er bewohnt, ſind die einzig unerſchütterlichen Fundamente, auf welche der, welcher von Liebe zu ſeinem Volke ergriffen, zur vollkommeneren Ausbildung desſelben wirken will, mit Sicherheit wirken will, alles ſein Handeln gründen muß.“

So war alſo das Gotteskind, das in Iſertens Abendſonnenſchein durch Gefilde der Ewigkeiten gewandelt war, jetzt zur Ahnung eines individuellen Erdgeiſtes gelangt und ſpürte frei von eigentlich ‚völkiſchem‘ Denken den Ruf eines beſonderen Geiſtes der Heimat. Das war die verborgene Anlage der Saat Arndtſcher Gedanken.

Übrigens verlangte es Fröbel zunächſt nur nach einem beſcheidenen Platze in der Heimat. Er wollte ſich dort mit jungen Männern, die voll Liebe und Tatkraft für das Vaterland beſeelt wären, vereinigen und unter ſtrengſter öffentlicher Prüfung durch die Behörden als einfacher Gehilfe an einer Schule ſeinen weiteren Weg nehmen. Phyſiſche Lage der Landſchaften, Beobachtung der Wohnorte, der bürgerlichen Gewerbe, der Denkweiſe bei den verſchiedenen Stämmen ſeiner Mituntertanen würden ihn befähigen, für die ewige und unveränderliche Idee Peſtalozzis die jeweils gebotene äußerliche Form zu finden. Ein größeres Wirken ſtand lockend am Horizonte. Er meinte, durch örtliche Erfahrung dagegen geſichert zu werden, je eine Forderung an einen Schullehrer zu ſtellen, die er zurücknehmen müßte, weil ſie ſich hinterher als „durch ſich ſelbſt unwahr“ erweiſen könnte. Damit zielte er auf ein „Unerläßlichſtes“: alles komme darauf an, daß ein öffentlicher Lehrer „das Zutrauen der Einwohner des Ortes“ beſitze. Ohne ſolches könne er nicht im Geiſte der Idee auf die Kinder einwirken.

Sein Blick ging auf Stadtilm. Mit ungemeiner Innigkeit und auch mit dem Stolz des guten Gewiſſens, im Orte ſeines Knabenglücks eine gute Nachrede verdient zu haben, ſprach er zur Fürſtin von dem einſtigen Leben ſeiner Stadtilmer Schulzeit. Er berief den Geiſt des mütterlichen Oheims Superintendenten Hoffmann, erwähnte Einblicke in das Streben der dortigen jungen Männer und den bewährten „induſtriöſen Sinn“ der

Einwohner, ihre Tüchtigkeit für das Gewerbe. „Persönlichkeit würde meinem Handeln fremd sein; ich suche keinen zu verdrängen, aber helfen und unterstützen will ich, wo ich kann; deshalb würde niedere Leidenschaft sich nie in mein Handeln mischen." „Hier muß ich noch feierlich versichern: daß ich, um jede Persönlichkeit zu vermeiden, meine Familie über die mehresten meiner Schritte ununterrichtet gelassen habe, und daß ich bloß in der Mitte des verflossenen Jahres meinen ältesten Bruder, den Pfarrer in Griesheim, von einigen benachrichtigte, nachdem sie schon geschehen waren."

Weder von sich aus, noch für den Bruder Christoph hatte es not, so vorsichtig zu sprechen. Der Bruder genoß beim Konsistorium jetzt ein seiner würdiges Ansehen. Obgleich wegen des Widerstandes seines Schwiegervaters immer noch nicht in die Pfarrstelle eingerückt, war er wiederholt durch eine schriftliche Belobigung für seinen Eifer ausgezeichnet worden. Ein Bericht seiner Feder, in diesem Jahre zum Zwecke einer Besprechung vieler Geistlicher verfaßt, zeigte ihn sehr umsichtig in Fragen der sittlichen Haltung der Gemeindeglieder, die nicht durchweg erfreulich war. Die Menschen der berühmten ‚guten, alten Zeit' verstrickten sich nicht sonderlich anders in Irrungen-Wirrungen als heutzutage, und freiherzig deckte ihr Pfarrer ihre Schwächen auf. Daneben standen helle Blicke über das, was an der Schuljugend zu tun war, ohne ausdrückliche Nennung oder auffällige Heranziehung Pestalozzischer Gedanken. Dazu traten Bemühungen um Hebung der Obstzucht hervor. Alles Dinge, die sein Tun zu einem feinen Muster der viel zu wenig beachteten stillen Arbeit machen, die so viele der Landgeistlichen über die bloßen Träger des kirchlichen Talars zu echten Volkserziehern erhebt. — Friedrich, der Bruder dieses treuen Arbeiters im Weinberge des Herrn, empfand dann auch in der eigenen Bescheidenheit ein Hindernis. „Noch charakterisiert, durch die Verhältnisse, welche mich erzogen, mein Handeln ein hoher Grad von Ängstlichkeit, den ich nicht anders überwinden kann, als durch das durch Übung erhaltene Bewußtsein, meines Handelns sicher und dem, was ich auszuführen übernommen habe, gewachsen zu sein. Jene Ängstlichkeit könnte alsdann der Sache schaden, daß man die Folgen derselben nicht meiner Person, sondern der Sache, die zu verteidigen [!] ich unternahm, zur Last legte."

So sehr der ‚persönliche' Teil des Schreibens vom 13. Juni 1810 für Fröbels reines Wollen einzunehmen vermag, den bedeutsamsten Beitrag zur Volkserziehung brachte die zweite Hälfte. Sie war in Fröbels Weise die Verallgemeinerung dessen, was sein Liebesempfinden als persönliches Bedürfnis herausgearbeitet hatte. Wir dürfen diesen Teil in einem Atem mit einer Schrift Luthers nennen.

Luther hatte ſein perſönliches Evangelium für den proteſtantiſchen Chriſten nirgends ſo mutvoll innig in die Welt geſchickt als in dem ‚Büchlein von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen‘. Er hatte dieſe Freiheit in dem ſittlich-religiöſen gebundenen Freiſein zwiſchen zwei Gegenſätzen geſehen, über die die Menſchheit ſich nicht anders als im polaren Schweben erhebt. Um zu zeigen, ‚was ein Chriſtenmenſch ſei‘, hatte der Reformator 1520 mitten im Kampfe, der ihn erſt zum Bekenntnis auf dem Reichstag zu Worms 1521 zwingen ſollte, dieſe Schrift auf zwei Sätze geſtellt:

‚Ein Chriſtenmenſch iſt ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan.

Ein Chriſtenmenſch iſt ein dienſtbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.‘

Von dem Büchlein gilt mit Recht, es ſtehe als ungetrübter Spiegel eines kindlichen Gemüts im wunderbaren Kontraſt zu den Gewittern, die ſich rings um ihn zuſammenzogen, und ſei ein Beweis, daß der Bekenner der Glaubensgerechtigkeit hatte, was er bekannte, und war, was er lehrte.

Genau das gleiche hat zu gelten von dem, was der zweite Teil des Schreiben Fröbels an die Fürſtin Mutter lehrte. Es iſt der erſte Beitrag, wie Fröbel in Angriff nahm, was Luther zu tun übrig gelaſſen hatte. Darum nennen wir dieſen Teil: ‚Fröbels Büchlein von der Freiheit des bildungsbedürftigen Menſchen‘. Gedanken Herders, Fichtes, Schellings und vor allem Arndts wurden hier zuſammengeballt in der einen Forderung: Unterſtützt liebend das freitätige Bedürfnis nach Bildung und Erziehung!

Das Bekenntnis ſeines Genius begann mit dem Abrücken von der „Darſtellung“ der Peſtalozziſchen Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts („Nach Peſtalozzi ſelbſt“) vom Jahre zuvor: „Man ſieht Leben und Schule, beide von ihrem natürlichen Gebiete verdrängt. Schule iſt immer das Geregelte, Beſtimmte, Beſchränkte, Leben immer das Freie! Wohl kann das Beſchränkte ſich zur Freiheit erheben, aber nicht das Freie die Feſſeln der Beſchränkung tragen!“ Es ſei wahr, das Leben, die häusliche Erziehung ſolle und müſſe immerwährend der Schule als Muſter vorſchweben; „nicht aber, um die häusliche Erziehung zur Schulerziehung heraufzuziehen, ſondern damit die Schule in die häusliche Erziehung herabſteigen und eingreifen könne.“ Was vom häuslichen, oder ſagen wir an Fröbels Stelle mit rundem Wort: alles, was vom liebenden Vatergeiſt in die Schule einziehen könne, trage der Lehrer in ſeinem Weſen herbei. Es wirke ſtillſchweigend aus dem Muſter der eigenen häuslichen Lebensführung, die ihm das Zutrauen der Einwohner ſeines Wirkungsortes erwerbe.

Was sich bei Luthers Christenmenschen als Glaube zu Gott gab, es nahm beim allgemeinen Menschen Fröbels die Wendung zum Vertrauen in die Menschheit. „31. Die Hauptorgane einer heilbringenden, allgemeinen Schulenverbesserung sind: zuerst der Wille der Eltern, der Landesbewohner; dann der [Wille] der schon angestellten, noch mit Kraft und gutem Willen begabten Schulmeister, weiter die ... angestellt werdenden jungen Männer; — endlich die höchste Behörde, welcher die Sorge für die Erziehung der Landesbewohner einzig [lies: ausdrücklich] obliegt. Diese in ihrem Zusammenwirken bilden ein organisches Ganze und können und dürfen nie getrennt werden." Wir erkennen, Fröbels Liebesgeist sieht die Träger der Bildungsidee nicht in Einrichtungen, sondern in Persönlichkeiten. „Man *spreche* hierüber wenig, noch weniger verordne man; aber man handle, daß der brave Niedere auf *seine* Weise und mit *seinen* Augen sieht, was man tut, und was man will; und so wird bald der Wille gewonnen sein."

Es ist das Allerselbstverständlichste, was Fröbel hiermit forderte. Die Frage ist nur, wie solche Persönlichkeiten als Träger der Einrichtungen gewonnen, und, wenn sie gewonnen sind, unterstützt werden können. Abermals unterstrich der 29jährige die Forderung des Vertrauens. Vertrauen solle den Lehrern nicht vorenthalten werden, „auch wenn ihr Unterricht mehreres Fehlerhafte" zeige. Durch das Zutrauen, welches ein Lehrer schon besitze, wirke er, ungeachtet seiner vielleicht großen Unvollkommenheiten, mehr als ein an seine Stelle tretender vollkommener und tätigerer, der dieses Zutrauen nicht besitze. *Erst nach diesem* ihm wichtigsten lenkte Fröbel den Blick auf Unterrichtsmittel. Er zielte nur auf solche „die Menschennatur ergreifende", nannte aber aus Vorsicht Pestalozzis Namen nicht, sondern sagte nur, man solle nicht auf verknöcherte Formen bauen, vielmehr auf das „in der Zeit gleich einem Fels im Sturm bewährte Gute, auch wenn es scheinbar nur ein Punkt sei".

Übergehend auf die Wege der Heranbildung junger Lehrerpersönlichkeiten kam Fröbel zu einer Forderung, die mehr vom gesunden Menschenverstand als vielleicht von jungen Menschen recht verstanden werden wird, die sich als Reformatoren wichtig machen und zu allen Zeiten früher bereit sind, den Himmel zu stürmen, als erst einmal in dem erdenhaft Nächstliegenden, dem Natürlichen, zu wurzeln. Er sagte: „Die *Grenzen* dieser Bildung sind sehr scharf durch die *Individualität* des Jünglings und das Lokal der Landschaft bestimmt, in welcher er später wirken wird. Über diese *Grenze*, welche man wieder mit dem bestimmten Namen *Bedürfnis* benennen kann, darf seine Bildung *nie* hinausgehen, weil sonst, als mit einem Überbildeten, jeder Zweck mit ihm verfehlt wäre."

Keineswegs wollte Fröbel das Bedürfnis eines jungen Erziehers nach höherer Bildung dabei niedergehalten sehen. Es handelte sich ihm um ein „Von-unten-hinauf-unterrichtet-sein". Vor Antritt einer Stelle habe der Schulamtsbewerber sich beobachtend umzutun in Haupt- und Bürgerschulen jeder eigenen Landschaft, „damit er das mannigfache Gute jeder Landschaft, welches in seinem künftigen Wirkungskreise ausführbar ist, sich nach seiner Individualität zu eigen mache, mit zurückbringe." „Man fürchte nicht, daß ein so geführter junger Mann überbildet, für seinen künftigen Wirkungskreis verbildet werde." Wenn er sich frei aus sich selbst heraus-, nicht aber durch Zwang etwas anbilde, so würde er nie mehr in sich aufnehmen, als er nach seiner Individualität tragen und zu seinem freien Eigentum verarbeiten könne.

Das waren Worte zur Frage der Lehrerbildung, wie sie noch heute wegeweisend genannt werden müssen. Der Blick auf sie lenkte Fröbel folgerichtig weiter auf die oberste Schulbehörde. Sie müsse „gleichsam das sprechende und darstellende Organ aller unverdorbenen und unverkünstelten Bewohner des Landes sein". „Jeder Unverkünstelte, mit gesundem Verstande Begabte, muß in dem, was geschieht, sich selbst, seine individuellen und landschaftlichen Ansichten wiederfinden." „Der menschliche Geist, auch in dem Volke, und da am meisten, je mehr es unverkünstelt und unverbildet ist, strebt nach Einheit und Einfachheit," lehne also zerstückelnde, zerteilende Neuerung ab, die das gesunde Festhalten an der Einheit verhindern. Tief in des Menschen Brust liege die Ahnung, „daß das oft unbedeutende Alte weit tiefer begründet ist", als man so obenhin meine. Oft seien es schlummernde Hieroglyphen, deren Sinn und Bedeutung uns vor der Hand verloren gegangen sei. „Deshalb muß auch der Schulverbesserer in Verwerfung des Hergebrachten sehr vorsichtig sein."

Die wichtigste Folgerung brachte Abschnitt 43. In dem bisher Gesagten liege, daß eigentliche Schulverordnungen nur sparsam gegeben werden müßten; auch mancher Länder Erfahrung lehre, daß oft die besten Schulverordnungen keine Früchte bringen, „um so weniger, je besser, d. h. je ausführlicher und schon spezieller sie gegeben sind; denn die Menschennatur und die Individuen eines ganzen Volkes lassen sich nicht nach einer Form behandeln". Nur die Forderung der Selbsttätigkeit der Schüler sei von der obersten Schulbehörde in einer bestimmten Form, in einer Generalschulverordnung so einfach und so bestimmt wie möglich auszusprechen unter Aufführung der absoluten Bildungs- und Entwicklungsmittel der Menschennatur. Der Spezialschulinspektor habe diese Verordnung nach den besonderen Bedürfnissen der Landschaft, jeder Ortsschullehrer sie für seinen Ort weiter auszubilden. Jeder einzelne

führe dann ein Selbstgeschaffenes, Selbstdurchdachtes aus, nach vorher zu überprüfendem Plane. „So wird Liebe zum Beruf erweckt und genährt. So kann nun auch ernst und streng darauf gedrungen werden, daß der Schullehrer das gleichsam von ihm selbst Vorgeschlagene pünktlich ausführe."

Fröbel verleugnet mit solchen Forderungen keinen Augenblick den Idealisten; er tat das jetzt aber in vollem Bewußtsein.

Der 50. Abschnitt sprach rund und klar aus, wie alle diese Vorschläge nur das Ideal umreißen wollten. Nur solch allseitiges „Zusammenwirken" werde eine Schulverbesserung herbeiführen. Sie „vorzubereiten", das allein könne Inhalt des Strebens sein, um „nach und nach eine allgemeine naturgemäße Erziehung, einen unsere Natur ganz ergreifenden, ihr vollkommen entsprechenden Unterrichtsgang möglich" zu machen. Schon aber der 49. Abschnitt stellte das Ganze unter eine höchste Ordnung. Er sagt: „daß alles dies weit über die Willkür des Menschen erhaben ist; daß still strenge Gesetze walten, welchen man gehorchen muß."

Was lehrt uns dies Schreiben des 28jährigen? War er noch der leidenschaftliche Helfer der Menschheit, wie im Tiefstand der Erschöpfung, die im Jahre vorher den „fürchterlichsten Lebensüberdruß" gezeitigt hatte? Ein Rousseau, der aus Überdruß an der kulturdurcharbeiteten Welt die Menschheit mit willkürlichen Gedankengerüsten zu erneuern suchte? Oder der Schüler des Schweizer Armensuchers, der die bessere Verheißung im ordre de Dieu erahnt hatte? Im Schreiben vom 13. Juni 1810 zog Fröbel den zuverlässigen Weg auf dem Boden der reinen Volksgemeinschaft. Er fand noch nicht das Letzte für das Wie der Verwirklichung ‚innerer Anschauung' Pestalozzis. Aber unterm Vergleich seines Schreibens mit der Schrift, die Pestalozzis ‚verzogenes Kind' Schmid sich erlaubte, wird deutlich, in wem der Genius heranreifte, der nach Schmids ‚zweitem Vater' als der Größere kommen sollte.

Kein Zweifel: Fröbel vernahm die Musik der Sphären. Es könnte scheinen, er hörte sie nicht anders denn der Mathematiker Schmid, der in seiner Schrift die Musik als erstes und doch ohne besondere Überschrift an die Spitze der Betrachtung einzelner Unterrichtsfächer stellte. Schmid hat in seinen ‚Ansichten' gesagt: ‚Möchte sich diese Musik, dieser neue Himmel bald für unsere Jugend aufschließen, und sie in ihren Schoß aufnehmen. — Sie ist aber nicht eine Musik, die die Fertigkeit der Glieder darstellt, fremde Leidenschaften nachäfft, sondern eignes unerkanntes Bewegen unseres Gemüts, oder sympathetisches Mit- und Nachklingen bei dem Gesang unseres Bruders . . . Unsere neue Musik soll sich bei diesem Volk in vollselige Musik umwandeln, so daß der Gute in seinem

Herzen wünſcht, ſeiner Brüder ſchlechteſter zu ſein, und des ſchlechten Seele geheimſter Winkel tief erſchüttert und durchſchauert.' Der gleiche Gefühlsſtrom iſt unverkennbar. Nur vollendete Fröbel ſich und Peſtalozzis Anfang ſchweigend, weil er Leſſings Wort in ſich trug: andächtig handeln ſei beſſer als andächtig ſchwärmen.

War nun das Schreiben an die Fürſtin bereits Fröbels „Verteidigungswerk"? Es iſt möglich, daß Schmid, der Verfaſſer praktiſcher Elementarbücher, in Geſprächen über Fröbels Ausführungen zu dem Gedanken gekommen iſt, ſich mit einem halbphiloſophiſchen Buche auf ein Gebiet zu wagen, das ihm nicht lag. Möglich auch, daß ſein Ehrgeiz ihn drängte, Fröbel voraufzukommen. Der ältere ſah neidlos drein. Zwei Tage nach Johannis ſchrieb er dem Bruder nach jenem langen Schweigen: „das, was man früher Methode nannte, iſt verſchwunden und wird bald ganz verſchwinden. Durch Schmid hat der naturgemäße Unterricht eine ganz andere Richtung erhalten . . . Jetzt wirſt du bald ahnten, daß die wahre Methode etwas ganz anderes iſt als das, was aus den früheren Elementarbüchern hervorging." „O Schmid, den 22jährigen Schmid ſollteſt du kennen, dies iſt ein ausgezeichneter Mann; ich freue mich, wir ſind Freunde durch gleiches Streben und wir werden beide ewig für ein Ziel gemeinſam arbeiten. Wenn mein Wirken es einſt nötig macht, ſo werde ich von ihm aus mit aller der hohen Geiſteskraft ausgerüſtet werden, die mir noch mangelt. Wieviel, wie ſehr viel verdanke ich dem Umgange mit dieſem Manne. Ich verdanke ihm, daß ich mich deiner Achtung für immer würdig halten darf." Er täuſchte ſich. Sein Wirken hing nur ab von dem Ideal, das er in Schmid hineinſah. Schmid verließ Anfang Juli Iferten. In wenigen Wochen ſudelte er ſeine ‚Erfahrungen und Anſichten' hin; das Vorwort iſt datiert von Schmids Geburtsort am 8. Auguſt 1810. Fröbel hatte die Schrift erſt zu Neujahr 1811 erwartet.

Noch unterm Banne der Hoffnung auf Schmid meldete Fröbel ſeinem Bruder nur kurz ſeinen neuen Schritt zur Fürſtin-Mutter von vor zwei Wochen. Ohne ein Wort über die vielen voraufgegangenen Kämpfe übrig zu haben, überraſchte er ſeinen Chriſtoph mit der kargen Nachricht, Iferten habe ſich durch „Trennung der Meinungen" aufgelöſt. Er ſelbſt werde noch im übernächſten Monat ſeine Zöglinge ins Elternhaus zurückführen. Geheimnisvoll deutete er an, dem Bruder werde bald Hilfe in der Heimat kommen, drum ſolle Chriſtoph noch einige Monate im Dienſte der guten Sache ausharren. Chriſtoph ſeinerſeits konnte ihn nur wiſſen laſſen, Schwartz prüfe noch immer die gemachten Vorſchläge. Aus Sommer und Winter und wieder Sommer war Anfang Auguſt geworden. Der Brief erreichte den geduldig Wartenden erſt im September.

Etwa in der Mitte des August hatte Fröbel Iferten verlassen. Bei seinem kalten Abschied gab ihm Pestalozzi das wehe Wort mit auf den Weg: „Glaube mir, es geht dir einst wie mir.“ Fröbel durfte scheiden mit dem Bewußtsein, daß der Zwiespalt in keiner Weise das Verhalten seiner Zöglinge gegen ihre Lehrer beeinflußt hatte. Dafür sprachen die Abschiedsgrüße. Leider scheinen sich nur die Stammbucheintragungen für Karl von Holzhausen erhalten zu haben. Sie charakterisieren Schreiber und Empfänger; dadurch liefern sie uns das Ergebnis der besonderen Mühen Fröbels um den schwierigsten der Holzhausen.

Niederer trug unterm 7. August 1810 die Schmeichelei ein: ‚Fahren Sie fort, edler Jüngling, dem Adel Ihrer Geburt durch den Adel Ihrer Seele so zu entsprechen, wie Sie es hier taten, und Sie werden jede gerechte Hoffnung erfüllen.‘ Oder war es weniger Schmeichelei und mehr eine Berechnung, den Nebenbuhler auch bei einem Zögling auszustechen? Von genau einem Monat zuvor konnte er im Stammbuch Karls von Schmids Hand lesen: ‚Wer sich im Geist vereiniget, entpfernt sich körperlich auch in keiner Entpfernung, von ihrem liebenden Lehrer in der Stund seiner schweren Trennung.‘ — Persönliche Not nicht vergessend, hatte der Freund Fröbels sich seiner ‚Recht‘-schreibung nicht geschämt, fast als trotze er mit seiner Herkunft aus niederem Stande. — Unterm 25. Juli ließ Mieg ein paar Verse von Voß für sich sprechen. Sie reden flach genug vom Schwören auf Treue zur Wahrheit und Gerechtigkeit. Mieg fügte hinzu: ‚Mögen diese erhabenen Gedanken des großen Dichters Dir mein jugendlicher Freund im Laufe des Lebens immer als Leitstern vorleuchten, so wird Gott, die Menschheit und Du Selbst Dich Deines Daseins erfreuen.‘

Volle und herzliche Gemütsvornehmheit, wie sie sich nie verleugnete, sprach sich in einem längeren Geleitswort Muralts vom 1. August aus: ‚Ich hätte gewünscht, noch lang um Dich und die vielen lieben herum zu leben, die ich in Yverdon verlassen, allein die Vorsehung versetzt mich in einen andern Wirkungskreis und unter andere Menschen. Möchte ich ebenso gute Menschen dort finden, wie Du bist! Wir waren beide glücklich in Yverdon; noch lange werden wir mit Sehnsucht und Dank an den dortigen Aufenthalt denken. Nähre in Dir den Geist der Humanität, der nichts will als Wahrheit und Liebe, welcher Dir von Jugend auf ist beigebracht worden, damit er in Deinem ganzen Leben wirke und wohltue.

Dein Dich innig liebender Freund

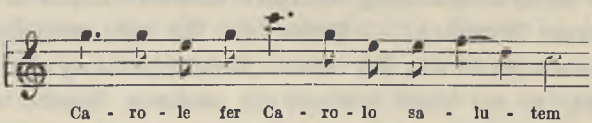
J. v. Muralt.‘

Karl v. Holzhausen von sich zu lassen scheint Muralt wahrhaft schwer geworden zu sein. Fröbel hatte an Karl das Meisterstück der verspäteten

Erziehung vollbracht. Die Liebe zum Schüler hieß Muralt auf der Rückseite noch einmal ansetzen zu den überraschenden Sätzen: ‚Schön war Dein Leben und die Gesinnung, die ich im Institut stets an Dir beobachtete. Erhalte stets in Dir diese entzückende Anmut und treuliche Hingebung an gute Menschen.‘ — Eine Eintragung vom 2. August bewies, wie wenigstens ein Abglanz des klassischen Schrifttums deutscher Lande den Geist der Pestalozzischen Helfer auch in dem französischen Iferten begleitet hat. ‚Sigerist von Schaffhausen‘ wählte, aus unsicherem Gedächtnis und ohne sicheren Versfuß, Schillers Worte zum Andenken:

‚Alles will jetzt den Menschen von innen, von außen ergründen.
Wahrheit, wo rettest du dich hin vor der wütenden Zeit!
Dich zu fangen ziehen sie aus mit Netzen und Stangen.
Aber mit Geistertritten schreitest du mitten hindurch.‘

Den reizvollsten Gruß jedoch kleidete ein grundselbständiges Blatt in die Menschen verbindende Sprache der Musik. ‚Am letzten Abend, eh Karl von Holzhausen von Yverdon über Stuttgart (wo der Herr von Wangenheim ist)



heimreisen sollte, bekam er diesen Auftrag

von Paul Thieriot.‘

Wer anders als der schnurrige Geiger des Ifertener Kreises konnte so drollig schulfuchserisch Karl von Holzhausen beauftragen, Karl von Wangenheim anzusingen bis hinauf zum hohen C des Heldentenors? Wir hoffen, Karl hatte beim Überbringen den Bruch der Knabenstimme schon hinter sich. — Oder lag gerade in der entgegengesetzten Hoffnung ein Scherz Thieriots? Voll Geist und Gemüt wußte der kindliche Spieler zwischen Ernst und Scherz auch dem ernsten Fröbel mit einem Abschiedsgruß zu dienen.

‚Mög' Ihnen meine Hand auf dem Papiere Freude machen.
So will ich heute meinen Schreibmeister segnen.
7. Aug. 10. Paul Thieriot.‘

Übrigens war zu Iferten über Fröbels Stammbuch auch eine namenlose Frauenhand gekommen:

‚Je ne puis comme je le pense l'estime et la reconnaissance
vous exprimer sur ce papier que je vous avez su m'inspirer
par une étrangère au parnasse / Yverdon 20 X bre
mais si les vœux qui je formes pour votre bonheur sont exaussés, vous serez aussi heureux que vous êtes dignes de l'être.‘

Fröbel scheint während der ganzen Zeit nicht gelegentlicher Verse, vor allem aber auch nicht des Wohltuns am lieben Nächsten vergessen zu haben. Einen Monat vor seinem Abgang schrieb ein ‚Hr. Friedrich Marsch' aus Berlin einfach Namen und Anschrift in Fröbels Buch. Daß Marsch nicht mehr zu sagen wußte, war eher ein Zeichen der Achtung, denn ein solches mangelnden Vertrauens. Fröbel wird ihm bei Marschs späterer Heimreise durch Frankfurt drei Goldstücke leihen. Ein paar Jahre danach sollte diese Handlung eine seltsame Rolle in Fröbels Leben spielen.

Über Bern, Schaffhausen und Stuttgart traf Fröbel mit seinen Zöglingen am 22. August 1810 in Frankfurt wieder ein. Christoph hatte die Freude, ihm unterm 20. September eine Anweisung von 10 Louisdor zu übermitteln, mit denen die Fürstin des getreuen Untertans gemachte ‚Auslagen' ersetzen wollte. In Ansehung der Schrift vom 13. Juni war das ein Bogenhonorar doppelt so hoch, als Schmid für sich von Cotta gefordert hatte. Die erhoffte Anstellung in der Heimat blieb aus.

Am 24. Oktober richtete Fröbel dem Superintendenten Schwartz seinen Dank aus. Kühl sachlich verbarg er seine Enttäuschung hinter der Meldung, es sei nun „fest bestimmt", daß sein ältester Zögling Karl voraussichtlich in zwei Jahren die Universität beziehe. Bis dahin wolle er selbst „unverändert die Erziehung im elterlichen Hause beendigen". Zwei Tage später deckte er sein verlorenes Spiel mit der Heimat dem Bruder Christoph auf. „Ich gestehe, daß mir früher der Gedanke außerordentlich viel Freude machte, unmittelbar und persönlich für mein Vaterland zu handeln, und ich wirkte denn auch in jener Freude für diesen Zweck. Zwar bereue ich keinen einzigen meiner deshalb getanen Schritte, vielmehr würde es mir außerordentlich leid tun, irgendeinen nicht getan zu haben. Dennoch danke ich sehr dem mich immer so gütevoll leitenden Schicksale, daß es meinen Wunsch nicht erfüllt hat; denn ich würde mich, wie ich jetzt das Ganze einsehe und erkenne, sehr getäuscht gefunden haben, weil man mich nicht verstanden hat, auch in der Zukunft schwerlich verstanden haben würde; denn mir lag allein die Sache am Herzen." Sein Verhältnis im alten Hause sei „für mehrere Jahre gewiß und fest". Er werde nicht früher kündigen, als bis er „einer ganz sorgenfreien Zukunft mit Sicherheit entgegensehen" könne. Der Aufenthalt in Frankfurt werde ihm dienen, sich „immer mehr persönlich zu vervollkommnen". Bis das Schicksal ihn rufe, halte er den Blick auf ein Studium der Theologie gerichtet.

* * *

21.

Trennung von Frau von Holzhausen? Flucht nach Göttingen.

Der ‚leibhaftige Tasso' Gruners kehrte nicht so kindlich zurück, wie er gegangen. Tasso mit dem Manne der Tat, Antonio, in sich vereinigend, verlegte Fröbel jetzt unbesorgt seine Tätigkeit in eines der Stadthäuser der Holzhausen. Vom Vater seiner Zöglinge nach seinem vollen Wert geschätzt, nahm er einen gewissen Anteil an den gesellschaftlichen Vereinigungen, zu denen das Leben des Patrizierhauses verpflichtete. Im Gegensatz zu dem krampfhaften ‚Familiensinn' der Iferten er Anstalt mochte ihm die geschliffene Form des Gesellschaftslebens das kleinere Übel erscheinen. Herr von Holzhausen zog ihn bald als vollwertiges Glied zu allen Veranstaltungen des Hauses hinzu. Sein Vertrauen zum bewährten Hofmeister scheint so weit gegangen zu sein, daß er ihn gelegentlich Einblick tun ließ in die Sorgen, die die Kosten solchen gesellschaftlichen Lebens bei der Unsicherheit jener Tage auch den Reichen verursachten. Leise verschob sich durch die veränderte Haltung des Herrn von Holzhausen der Schwerpunkt der Tasso-Tragik, an der Fröbels Entfernung unterdes weitergesponnen hatte.

Das Bild der Frau von Holzhausen dieser Jahre erfährt Bereicherung durch einige Äußerungen ihres Gedankenbuches, deren Datierung durch die nächsten Eintragungen erlaubt ist. Sie sind aus Goethes ‚Dichtung und Wahrheit' genommen, die erst im Jahre 1811 erschienen. Eine französische Notiz sprach davon, daß nichts so verschöne, wie die Gewißheit, zu gefallen. So spricht eine tiefer veranlagte Frau nur in der Blüte ihrer Jahre und in der Sorge vorm Verblühen. Eine englische Note aber gibt uns zu denken: Wissenschaft oder Kenntnis (science) sei der beste und oft einzige Trost ‚in Hoopless love'. Schrieb das noch die getäuschte Liebe der Gattin? Oder war ein anderer Träger ihres Ideals ihrem Herzen näher gerückt? Auf den beiden nächsten Seiten liest man: ‚Geld und Liebe haben die größten Reize, wenn man ihnen nicht zu nahe ist. Überhaupt enthält das Nahe wenig oder gar nichts, was uns befriedigen kann; in tiefe Ferne zu blicken, eine Ansicht, die, wenn ich so sagen darf, in das unendliche geht, macht uns glücklich.'

Wir erinnern uns der Notiz Fröbels in Iferten: „she is unhappy". Aus der damaligen Stimmung der Frau mögen Briefe zu ihm gegangen sein, später wohl zurückgeforderte und vernichtete. Ganz zweifellos waren seine Antworten darauf aus dem Abendfrieden geschöpft, den Ifertens Höhen ihm vermittelten. ‚Freude an der Natur ist das Probatum eines guten Gewissens' lautet eine nächste Eintragung der Frau. Körperliche

Ferne pflegt alles zu verklären, zumal den Träger eines Ideals. Jedenfalls galt auch der Zorn über Fröbels Verhalten zu Pestalozzi nur dem Abfall vom Ideal, den ihr bisheriger Verbündeter nach ihrer Meinung begangen und wohl nur aus Mangel an Führung begangen hatte.

Es scheint zum Wesen des Weibes oder der Liebe schlechthin zu gehören, zum mindesten ideell ganz zu umfangen, was ihr Herz ergriff. Wieweit Wellen des Blutes sich verraten in Aussprüchen wie ‚La douceur d'une vie calme ne peut rien contre les agitations du cœur' und ‚Ce n'est pas dans les plaisirs bruyants de ce monde frivole qu'on peut trouver l'oubli de ses chagrins', ist eine Frage, die wir nicht zu beantworten wagen. Zweifellos aber litt die Frau unter der Aufkündigung Fröbels und mehr noch unter der stolzen Sicherheit, mit der er noch einmal als Hofmeister eintrat. Sie fühlte, daß hier ein Mann ihrer Führung entglitt, der bisher zu ihr aufgeblickt hatte, und fand sich am wenigsten darin zurecht, ihn zum Verbündeten, ja Vertrauten ihres Gatten werden zu sehen.

Fröbel selbst aber? Ihm begann sich im Umgang mit den Gästen des Hauses manches bisher Unterschätzte zu enthüllen, insbesondere der Wert unerläßlicher Formen. So folgte er den Einladungen des Hausherrn auch ohne Widerstreben und hatte auch nicht nötig, unter eigenem Schliff seine natürliche Haltung aufzugeben. Damals mögen ihm Schillers Abhandlungen ‚Über Anmut und Würde', ‚Über die notwendigen Grenzen im Gebrauch schöner Formen', ‚Über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten' richtunggebend geworden sein und ihn zum Verstehen der Briefreihe ‚Über die ästhetische Erziehung des Menschen' vorbereitet haben.

Aber das alles bot kein Gegengewicht gegen die Verlagerung des Schwerpunktes in seinem Verhältnis zur Frau des Hauses. Vom ersten Tage an hatte er gefühlt: „Es war etwas fremd geworden in uns. Ich konnte nicht finden, was fehlte." Bald danach muß der erste Riß in die Freundschaft gekommen sein. Frau von Holzhausen hatte den Müllerschen Stich des ‚Johannes' fortgeschenkt und las zu spät in Fröbels Auge, nicht was sie zerstört, sondern was sie angerichtet hatte. Er stand vor ihr als das große Kind, das seine Gabe gering geschätzt sah; aber er war das Kind nicht mehr. Es war töricht, ihn beruhigen zu wollen mit dem Versprechen, daß sofort ein anderer Abzug besorgt werden solle. Ihm entfuhr die Antwort: „Und wenn Sie hundert Exemplare kaufen, es ist nicht das, was ich Ihnen schenkte."

Was war denn wirklich geschehen, nicht sowohl durch das Weiterschenken, als dadurch, daß sein Geschenk ersetzlich sein sollte? Das Sinnbild seines Bundes mit der Freundin war in den Staub getreten worden. Wer es wahrhaft verstanden hatte, dem wäre es keinen Augenblick erschienen wie

irgendein anderes Ding der käuflichen Welt. Wir wissen nicht, ob damals ein tieferer Nebel vor Fröbels Auge sich einen Augenblick zu lichten begann: es war ja auch bei ihm nicht reine Freundschaft mehr, die den Idealisten an die Herrin des Hauses band. Der sich als Sohn dieser Mutter fühlte, hatte nicht gemerkt und merkte vielleicht auch jetzt noch nicht klar, wie sein Fühlen in ihrer Nähe hinüberwechselte in das Gebiet leidenschaftlicher Zuneigung. Erst mit dem Sinnen über das kränkende Fortgeben seines Geschenkes wurde seine Spannung reif zum Biegen oder Brechen.

Welch größerer oder geringfügiger Anlaß das volle Erwachen herbeiführte — vielleicht ein vorlautes Wort Fröbels im Zusammenhang mit jenem Einblick in die Geldschwierigkeiten des Hauses —: Frau von Holzhausen *wies ihn eines Tages in die Schranken eines Angestellten.* Noch drei Jahre danach blutete die Wunde, die dem Sohne Johann Jakobs damit geschlagen wurde. Eine Bemerkung in Heften aus der Berliner Zeit 1814 ist wohl die einzige Urkunde dazu. Sie zeigt uns die Schneide, mit der die „Diamant-Ketten" *zerbrochen* wurden. Diese wichtige Eintragung wird nur in gebrochenen Lauten der Entrüstung zu Papier kommen: „Meine Enttäuschung, als ich, der sich innerlich ihrem Manne gleichgestellt fühlte, als ein Untergebener, ein Diener behandelt wurde." Von diesem Augenblicke an vollendete sich, was Fröbel im Juni 1807 ahnungsvoll vorausgefühlt hatte. Seine Ausbildung forderte, und das Schicksal gebot, nicht länger in diesem Verhältnis zu leben. 1807 wollte er ausharren, und wenn Planeten an seinen Füßen hingen, ihn fortzuziehen. Aus dem erwachenden Liebenden aber wurde der kosmische Mensch Fröbel, dem bald danach ein wirklicher Wandelstern den Blick auf das Ganze der Weltseele hinlenkte.

Vorbereiten darauf und zugleich sein Scheiden von der Geliebten erleichtern konnte ein Versenken in Schellings ‚Weltseele', die 1809 in ‚dritter verbesserter Auflage' herausgekommen war. Zu keiner Zeit war der naive Naturphilosoph mehr aufgeschlossen für ein Verstehen dieses Buches. Da waren die Worte der Vorrede: ‚Der Begriff einer *Wirkung in die Ferne* z. B. . . . beruht ganz auf der idealistischen Vorstellung des Raums. . . — Es ist sehr wahr, daß ein Körper nur da *wirkt*, wo er ist, aber es ist eben so wahr, daß er nur da ist, wo er *wirkt*.' Solche Gedanken ließen Fröbel die Mittel zum rechten Wirken sehnlicher ins Auge fassen, ihn, den eine keimende Liebe aus dem Ruhen in Gott zu größeren Taten trieb, nun eine „Wechselwirkung" im „Diener"-Verhältnis ausgeschlossen war. Wenn dieser 29jährige, nunmehr zum übersinnlich-sinnlichen Freier geworden, Schellings der ‚Weltseele' vorangestellte Abhandlung ‚Über das Verhältnis des Realen und Idealen in der Natur' las und darin die

ersten ‚Grundsätze der Naturphilosophie an den Prinzipien der Schwere und des Lichts' entwickelt sah, so brauchte er nur an sein erstes naturwissenschaftliches Suchen in Jena anzuknüpfen. Wir hörten, wie er dort alle Gesetze der Körperwelt „auf die schiefe Ebene reduzierte". Damals hieß das nur, das Gesetz der „Schwere" als plumpe Kraft dieser Erdenwelt, also sinnlich zu schauen; im neuen Frankfurter Erleben wurde daraus eine Einordnung seelischer Anziehung. Im Kampf seines Gemütes wurde die „Schwere" vergeistigt.

Indessen wurde Fröbel in das Übersinnlich-Sinnliche hineingezogen auch durch die damalige Zeitströmung. Es gehört zur Eigenart der Deutschen, in Zeiten politischen Druckes die ungemeine Kraft ihres Geistes weniger nach außen, dafür umsomehr auf ihr Inneres zu lenken. Der Deutsche hat darum nie mehr in der Erfassung des übersinnlich-sinnlichen Menschen geleistet, als in politischer Ohnmacht. So waren auch unter fast lächelnd ertragener französischer Bedrückung die Gespräche der Frankfurter Gesellschaft 1811 erfüllt mit dem Austausch von Gedanken über Spiritismus, Magnetismus, chemische Wahlverwandtschaft u. dgl.; was alles auf eine Pflege polaren Lebensgefühls hinauslief. Es mag oft genug flaches Gerede dabei zutage gekommen sein, vieles auch vor Fröbels unwilligen Ohren als gesellschaftlicher Klatsch. Romantische Erscheinungen im Verhältnisse der Geschlechter Mann und Weib, für deren Breittretung gerade die Tages- und echten Größen der damaligen Geisteswelt genug Stoff boten, hatten zwar 1809 in den ‚Wahlverwandtschaften' Goethes eine erhabene und tief sittliche Beleuchtung erfahren. Aber für die flachen Köpfe der Gesellschaft war dergleichen damals wie zu allen Zeiten zu hoch.

War es nur eine Beobachtung an anderen oder ein Bekenntnis, wie die Eintragung in französischen Worten vermuten lassen möchte — Frau von Holzhausen schrieb in ihr Buch: Die Gewißheit, beständig angebetet zu sein, reiche aus zur Glückseligkeit einer feinnervigen Frau. Das war es aber nicht, was dem kosmischen Menschen der Tat genügen konnte. Jedenfalls war seines Bleibens nicht länger. Anfang März des Jahres 1811 kündigte Fröbel endgültig seine Stelle als Erzieher, um noch einmal Hochschüler zu werden. Göttingen stand ihm als Ziel vor. Er meldete das in einem Briefe zuerst nicht Christoph, sondern der Schwester Juliane, die mit ihrem Mann aus Groß-Kochberg nach Döllstädt gekommen war. Sie, deren Erinnerung in der ganzen Familie ob ihres von der Mutter ererbten Wesens heilig gehalten wurde, lag auf dem Sterbebette. Fröbel mochte das nicht wahr haben. Obgleich er der Pate ihres jüngsten und fünften Kindes Ernst geworden, war er mit dem glücklichen Gatten und

Vater Müller fast ohne Verbindung geblieben. Einfach ein Glück mitgenießen, ist nicht die Weise der Jugend, die lieber helfen will. Jetzt aber lag dem, der am Schlusse des Briefes nötig hatte, darauf aufmerksam zu machen, daß er sich „seit vielen Jahren" nicht mehr Friedrich, sondern August unterschreibe, eine heimliche persönliche Sorge auf dem Herzen. Er fragte, wie es beim Schwager und in den andern sächsischen Ländern, z. B. auch in Rudolstadt mit der Einführung des französischen Gesetzbuches Code Napoléon, der Einschreibung von Mannschaften usw. aussehe. Der Mann des Friedens scheint seine eigene Einrollung und Aushebung in die Hilfstruppen Napoleons gefürchtet zu haben; ein Grund mehr, die Heimat nicht anders, denn als Student zu betreten, oder besser ganz zu meiden.

Müller muß wohl in Göttingen Theologie studiert haben. So bat Fröbel auch um Auskunft, wie er sich dort am besten einrichten könne. Als Hauptgegenstand seiner beabsichtigten Studien nannte er nicht mehr die Theologie, sondern Mathematik und Naturwissenschaften. Immerhin lockte ihn doch unter allen letzten Erfahrungen das Glück häuslichen Herdes. Es war das erstemal, daß Fröbel davon sprach; denn das Stadtilmer Traumbild, das sich an die Augen Wilhelmines gehalten, war nur Schwärmerei gewesen. Es blieb nicht der einzige Laut solcher Mannessehnsucht in seinem Leben, ohne den der Seele Fröbels eine Saite mangeln und der Familiensinn, den er verherrlichte, aus dem ‚Äther der Ideen zusammengeblasen' erscheinen würde. Er schrieb: „Ich habe meine Stelle niedergelegt, weil der Mensch doch eine so unbestimmte Lage müde und überdrüssig wird, sie mag auch sonst noch so viel Gutes und Empfehlendes haben. Sie mag uns ein Leben geben, wie uns unser künftiges eigenes Hauswesen nie mehr gibt. Der Mensch, wenn er in die Jahre des Mannes kommt, sehnt sich doch nach seinem eignen Herd, nach einem Verhältnisse, wo er doch auch als freier und selbständiger Mann dasteht." Uns möchte die Klage bestätigen, was wir durch die Nähe der Frau von Holzhausen damals in ihm erwachen zu sehen glaubten; aber auch daß er den gesunden Ausweg aus den Fährnissen suchte. So war dem Briefe an Müller auch ein Schreiben an dessen „Herrn Bruder" in Züllichau beigelegt. Fröbel zielte auf eine mögliche Stelle am dortigen Waisenhause und ging an das neue Studium, um „einst mit gutem Gewissen irgendeinem Staate" seine Dienste anzubieten.

In der Nacht zu seinem Geburtstag schrieb der 29jährige der Frau im Hause einen Brief, über den wir nichts wissen außer der Tatsache, daß er geschrieben wurde!

Rührend in ihrer Kindlichkeit zeigten sich die Kinder Holzhausen bei der Nachricht, ihr Freund gehe von ihnen.

‚Lieber Herr Fröbel
ich wünsche das sie immer an mich denken sollen und mich immer liebbehalten sollen; Es ist leid das wir uns von einander trennen müssen, jetzt geht es nicht mehr anders. Sophia von Holzhausen.‘

Die Worte ‚jetzt geht es nicht mehr anders‘ wurden mit Bleistiftstrichen durchzogen. Sollte Sophie dazu die Hand der noch nicht ganz vierjährigen Caroline geführt haben? Am linken Rande steht mit großen lateinischen Buchstaben in Blei, wie Fröbels erster Schreibunterricht sie verlangte, in kindlicher Ungeduld unfertig abgebrochen: FRÖBE , unter dem Namen Sophia aber ein neuer Ansatz AN ⌐ = lies ‚An Fröbel‘. Wahrscheinlich hatte Caroline das Geschenk Sophiens nachahmen wollen, das auf einem Blättchen ein großes Herz in einem Perlenkranze und den Namen Fröbel zeigte, darunter die Worte: ‚ich wünsche, das sie immer wohl bleiben und mich nicht vergeßen‘. Die Vorderseite war gestaltet als Umschlag wie bei einem Taufbriefe aus Oberweißbach: Im mittleren Viereck stand noch einmal ‚sie sollen mich nicht vergeßen‘. In die Zwickel war verteilt FRÖ BEL SOPH ia.

Der 15jährige Adolph schrieb, datiert vom 17. Juni 1811: ‚Lieber Freund und Lehrer. Zum Abschied von ihnen geliebter Lehrer schreibe ich ihnen diese paar Zeilen — und wünsche daß sie mir und meinen Geschwistern, meinen Freunden und Eltern doch bald die Freude machen uns zu besuchen. Denn ihr einstmaliges Zurückkehren zu uns wird bey uns allen Freude erregen. Leben sie wohl und behalten sie in ihrem Andenken ihren Freund und Schüler . . .‘ Fritz von Holzhausen zeichnete mit grünem Stifte um die schlichte Bitte ‚Vergißmeinnicht‘ zwei Stengel mit Blättern, durchsetzt von blauen Vergißmeinnichtblüten. Noch mehr sprach eine zweite Zeichnung mit Blei aus. Ein Altar in Form einer abgestumpften Pyramide trägt vorn ein Herz mit der Inschrift ‚Liebe‘, obenauf einen Strahlenkranz um das Wort ‚der Freundschaft‘ und am Fuß den Namen ‚Fritz von Holzhausen 1811‘. Zu Seiten des Altars erhoben sich — darin wurde die innerste Empfindung laut — zwei entlaubte Bäume. Nur ein nüchterner Betrachter wüßte mit solchen Zeugnissen von Kindeshand nichts anzufangen.

Fröbel legte die Zeichnungen in sein Stammbuch, woher die goldgeränderten Blätter genommen waren. Frau von Holzhausen schenkte ihm blaue, unbeschriebene Bogen. Unmittelbar vor **Johannis** 1811 verließ er Frankfurt, das dem Genius zur eigentlichen Geburtsstadt geworden war. Der Tag des Abschieds von seinen Zöglingen wurde so gut ertragen, wie es ihm Christoph unterm 6. Juni gewünscht hatte. Die äußere Trennung von der Freundin tat die tiefste Wirkung erst hinterher.

Die letzten Monate in Frankfurt hatte Fröbel Ratschläge und — Bücher gesammelt, auch einen vierwöchentlichen Wiederholungskurs im Latein und Griechischen bei dem Memoristen Prof. Dr. Feinägel genommen, der ihm den ausgezeichneten Wink gab: man muß die Grammatik in der Sprache studieren, nicht umgekehrt. Unterdes war auch eine Empfehlung zu einem Freitisch an den alten Professor Heyne dem Abreisenden vorausgegangen. Am Freitag, den 21. Juni, Sommersonnenwende 1811, traf Fröbel in Göttingen ein; am darauffolgenden Sonntag wurde er durch den Probst Dr. Pott immatrikuliert.

Wollte Fröbel nicht Mathematik und Naturwissenschaften studieren? Der erste Göttinger Brief — nun, der Schreiber fühlte selbst, wie schwer der Bruder sich die Nachricht „zusammenreimen" werde: „daß ich Collegia wie die asiatischen Sprachen, daß ich Chemie und Physik, daß ich Mathematik, daß ich vielleicht Astronomie und einige medizinische Collegia, daß ich Naturwissenschaften und klassische Sprachen treibe." Dabei behauptete er, genau zu wissen, was er wollte. Es gelte im größten Umfange die Mittel zu beherrschen, die ihn zu seinem Ziele führen könnten. Stand er in Wirklichkeit vor den Anschlägen am ‚Schwarzen Brett' der Universität dem Esel gleich, der unschlüssig zwischen Heuhaufen zu verhungern droht? Der 29jährige Student war kein Neuling mehr. Er scheute die Jenaer Erfahrung ungeordneten Studiums; aber er suchte ja keine Schule, „keine Lehre als abgesonderte einzelne Lehre". Er suchte den Menschen, und tat sich sogar etwas darauf zugute, daß seinen Worten eine bestimmte Klarheit mangele. „Logisch streng darfst du, was ich sagte, auch noch nicht prüfen; ich habe noch nie Logik gehört, werde es auch sicher nicht eher, als bis sich selbst mein Geist logisch ausgebildet hat; was gewiß geschieht, wenn ich ihn nur in seinem Naturganzen nicht störe. Wollte er klaren Willens die halbe Robinsonade ‚Auf der Öde' wiederholen, diesmal als ein Robinson der Wissenschaft?

Sein Gemüt war tiefer erschüttert, als er es vorher für möglich gehalten hatte. Wohl glaubte er sich „höchst glücklich" zu fühlen, eine ihn „unaussprechlich drückende Lage" abzuschütteln. Dennoch war er erst von Frankfurt gegangen, als das Universitätssemester längst begonnen hatte. Und er sollte noch mehrerer Monate bedürfen, „sein Inneres und Äußeres, sein Denken und Handeln in Übereinstimmung und Einheit" zu bringen. Doch bewahrheitete sich, was schon sein erster Brief aussprach: „Wenn der Mensch sich nicht selbst verläßt, so verläßt ihn auch die Leitung, der Schutz des höheren Wesens nicht." Zwar ging er mit dem vollen Trotz an seine Aufgabe: „Eins ist das Wesen des Menschen mit dem Göttlichen. Eine Kraft. Eine Intelligenz. Nur in uns noch sehr gebunden." Eben

darum empfand er zum erstenmal die Nähe seines Genius: „Ebenso verläßt die Natur unsern Genius gewiß nicht; sie sind ja beide wieder eins." Erklang hiermit die Weise des Schillerschen ‚Kolumbus', so doch durch den Zusatz: „Und welche Mutter verläßt ihr Kind?" aus Fröbelschem Gemüt. Nicht aus Geringschätzung bereits bestehender Lehre also kam der 29jährige, praktisch erprobte Student zu seinem ersten Entschluß. Er schrieb: „Meine Hauptaufmerksamkeit ist: mein Inneres, meinen Geist sich frei als Kind der Natur, ohne allen Zwang irgendeiner Schule, so wie bisher, sich noch fernerhin ausbilden zu lassen." „Bin ich in meinem Streben wahr, naturgetreu; und war und ist eine Schule, eine Lehre in ihrem Streben wahr, naturgetreu; so müssen wir uns finden. Wir müssen übereinstimmen, in Eins zusammenfallen."

„Von meiner Jugend an widerstrebte meine Natur dem Getrennten. Einheit ist die Seele alles Lebens, und wo diese fehlt, ist Tod. — Vereinigen möchte ich deshalb so gern, was bis jetzt als ein Getrenntes vor mir steht." Damit war das Ziel bezeichnet, nicht ohne den Zusatz: „wie mir es jetzt scheint". Genauer umriß er es mit den Worten: „Alles, was ich suche und was ich will, bezieht [sich] einzig und ganz allein auf den Menschen, oder was eins und dasselbe ist: die Menschheit. Denn die Gesetze, die im einzelnen wirken, kehren im Ganzen wieder." „Der Mensch (die Menschheit) ist der Wendepunkt alles Existierenden. Alles andere, was nicht Mensch ist, liegt höher oder tiefer. Von ihm kann ich hinabsteigen, von ihm durch Schlüsse mich erheben, [so] daß nun alles auf die Beantwortung der Frage ankommt: was ist der Mensch."

Damit war Fröbel endlich bei der uralten Frage der Sphinx und des menschlichen Lebens angelangt. Er war philosophisch soweit gereift, die Frage noch einmal genauer zu stellen: „Was ist der Mensch in Hinsicht seines absoluten Seins?", „nicht der Mensch der Erscheinung, d. h. wie wir ihn gerade jetzt in unserer Zeit sehen." Er merkte auch, die Beantwortung nicht „außer sich" suchen zu können. „Die Beantwortung muß dem Menschen unmittelbar durch sein Inneres kommen." Der 29jährige stammelte jetzt, wie einst mit jenem „die Menschen ihnen selbst geben"; jetzt aber über jenen Lettern einer ihm aufblitzenden ehernen Gottesschrift, deren Gesetz „über aller Willkür erhaben" sein sollte, wie seine Sätze über die Freiheit des Bildungsbedürftigen das vorweggenommen hatten. Darum war der Mensch, von dem er hinabsteigen und über den er sich erheben wollte, denn doch nicht nur er selbst. Dieser Mensch war wirklich Mensch der Menschheit, war in einem Atem der Mensch des sechsten Schöpfungstages, das reine Neugeborene und der Mensch einer gottselig durcharbeiteten Kultur.

Wir sagten schon, daß im Jahre 1811 die ‚Mathematische Philosophie' jenes selben Wagner erschien, dessen ‚Philosophie der Erziehungskunst' Fröbel in Iferten mit dem Zusatz versehen hatte „zu empfehlen" und daß diese ‚Mathematische Philosophie' Goethe zur Einführung der Idee ‚Die Mütter' angeregt hat. Im gleichzeitigen Briefe Fröbels, dessen Chaos nur mühsam zur Ordnung zu zwingen ist, ging alles, was vom mathematischen Drange nach Göttingen sich noch vernehmen läßt, auf in den Begriff „Gesetz". Ebenso trat alles Verlangen nach Naturwissenschaft ganz hinter dem „absoluten Sein" zurück. Mathematik und Naturwissenschaft waren zugegen, sie gingen aber, wie nicht anders zu erwarten, mit allen andern Wissenschaften im Begriffe des Lebens auf. Sie erfuhren vom Absoluten her eine Durchtränkung mit den Werten der Ewigkeit. Und das in einer Weise, die keinen Zweifel läßt, wie innig Fröbels Geist in allen diesen Ideen nur dem eigenen Herzen Mut machte, stark zu bleiben, wie bisher. „Ich habe vorhin gesagt; der Mensch steht in der Mitte der Natur und — ich will es so nennen, weil ich keinen bessern Ausdruck kenne — Übersinnlichem. Folglich muß der Mensch die Natur, die Natur den Menschen; der Mensch das Übersinnliche, die unmittelbare Ahndung des Übersinnlichen den Menschen ... und so eines das andere erklären." Fröbel fügte das wichtige Wort ein: „was ich auch recht gut Offenbarung nennen kann; denn für mich kann ich Offenbarung nicht anders erklären als durch unmittelbare Ahndung, ja ich könnte wohl gar sagen unmittelbare Anschauung des Übersinnlichen."

Gelebte Polarität ist das Kennzeichen dieses ganzen Briefes. „Das Geistige muß das Empfindende, und umgekehrt; die Wissenschaft, Mathematik, die Kunst und umgekehrt; der Mann das Weib und umgekehrt, erklären und zur wahren Erkenntnis bringen." Er meinte, in der physischen, wie in der hyperphysischen Stufe könnten nur 2 Gesetze stattfinden, alle andern müßten sich darinnen auflösen. „Nenne man es: — strebend, widerstrebend; — denkend, empfindend; — Geist, Seele; — bildend, erforschend; — Wissenschaft, Kunst usw. usw. Keine Bezeichnung wird es erschöpfend aussprechen." „Sind 2 solche bestimmte Gegensätze in der Natur, so müssen sie sich durchgehends in der Geschichte, wie in der Natur, im Physischen wie im Hyperphysischen, für jeden Menschen, der nur natürlichen unverdorbenen Sinn hat, nachweisen lassen."

An Pestalozzis Herz hatte Fröbel sich immer wieder aufgerichtet, während sein Geist in Iferten an dessen Lehre zu zweifeln begonnen. Der Wirbel, der ihn jetzt erfüllte, lief auf eine geistige Nachschöpfung, um nicht zu sagen geistgesetzliche Neuschöpfung einer ganzen Welt hinaus. Das

Erkennen dieses Wirbels war das erste Zeichen rückkehrender Kraft zu neuem Kreisen um den Schwerpunkt seines Daseins. Die Erdenschwere mußte fallen. Es blieb wirkend zurück nur die Liebe. Fröbels Geist hatte sein Herz gerettet und damit sich selbst vor der Übersteigerung, der ein stürmendes Genie so leicht erliegt. Erst weit später gab er der Empfindung Raum, wie nahe er der Verbitterung gewesen war. „Mein innerstes Leben war zerbrochen, mein irdisch und menschlich Höchstes mir schnöde geraubt, in den Staub getreten des Geistes und der Seele Einigung für Erstrebung des Höchsten, Seligen." So klagte Fröbel noch 20 Jahre nachher im Gedenken an den Bruch mit Frau von Holzhausen. Und er meinte, er habe das Höchste in dieses Verhältnis nur hineingeschaut; denn wenn er es wirklich besessen, hätte es ihm nie genommen werden können. Anfangs in Göttingen mochte er das noch nicht glauben. Er schrieb dem Bruder, daß außer der eigenen Familie nur „eine befreundete Seele Anspruch" auf ihn habe. Aber erschrocken änderte er das Wort „eine" in „einige" und verriet damit, daß ihn nach Frankfurt hin noch ein quälendes Band hielt. Auch an Iferten, von wo er doch mit Pestalozzis ordre de Dieu das meiste der rettenden Gedanken mitgebracht hatte, konnte er nur mit Schmerz denken. „Was unter den jetzigen Weltverhältnissen die Welt mir geben kann, kenne ich. Die letzten 6 Jahre waren reiche Jahre für mich. Die Schweiz war mit das härteste Lehrjahr; ich bin freigesprochen. Ich kenne keine Seite im Leben, die noch berührt werden könnte; das Schicksal hat in mein Leben hart eingegriffen, wie in das Leben weniger. Jetzt ist's vorbei."

War es wirklich vorbei? Die Liebe zum Bruder, sowie die zu den übrigen der Seinen, hätte eine andere Form gefunden, als er sie jetzt wählte. Freilich, der sterbenden Schwester in Döllstädt, was sollte er ihr und dem geängsteten Schwager mit seinen geheimen Leiden kommen! Aber selbst Christoph, seinem Vertrautesten gegenüber sahen wir ihn eben über den Verrat eines Geheimnisses erschrecken. Immer war im Gedanken an Griesheim eine stillschweigende Abneigung vor Christophs Frau gegenwärtig. Die Gatten hatten sich nicht zusammengelebt. Das Verhältnis mit den Schwiegereltern North ließ keinen vollen Frieden dortselbst aufkommen. North hielt zäh den Anspruch auf das volle Gehalt aufrecht, während der Schwiegersohn die ganze Last des Pfarramtes trug. Krankheit und Badereisen der Frau Christophs belasteten die geringen Einkünfte zweier Familien aus einer Pfarre noch mehr. Bereits war Christoph aus einem einstigen Gläubiger Fröbels zu dessen Schuldner geworden. Der Hauslehrer in Frankfurt war gern für ein Darlehen der wohlhabenden Vettern in Limbach und Breitenbach eingetreten und war bereit, bei einer Aufkündigung der Schuld die Hälfte, 5 Dukaten, auf sich zu nehmen. Aber er besaß selbst so wenig, daß er Christoph,

wenn möglich, um Rückgabe einer weit geringeren Summe für die nach Stadtilm geschickten Pestalozzi-Bücher bitten mußte.

Karl Poppo? Fröbels Kauf der Allgemeinen Welt-Historie war noch nicht bereinigt. Karl hatte zweimal um die 10 Reichstaler dafür geschrieben und dabei vom Bücherkaufen gesprochen, ohne deutlicher zu werden. „Gut! glaubte ich, er hat eine reiche Frau und braucht so nötig das Geld nicht; er will dir noch einige Zeit lassen." Da nun über Christoph eine leise Mahnung gekommen war, erklärte Fröbel sich bereit, jetzt seinerseits das große Geschichtswerk wieder fahren zu lassen, um statt zahlen zu müssen, *seinen* Anteil als Zubuße zu den Göttinger Kosten zu erhalten. Er werde in Zukunft, es sei auch wo immer, stets an Orten großer Büchereien leben. In Göttingen sei „eine herrliche Bibliothek, wo man 20, 30 und wohl an 100 Bücher und auf ein ganzes $^1/_2$ Jahr haben kann." Das war eine leise Spitze gegen den ausgesprochenen Bücherwurm Karl Poppo.

Stand es nun anders um Christian? Er lebte noch immer in Osterode, nicht allzu fern von Göttingen. Zu dessen sinnigem und äußerlich gesegnetem Familienglück waren Fröbels Gedanken oft genug gegangen. Aber weil da seine Hilfe nicht nötig war, hatte er Christian 11 Jahre fast übergangen. Nur einige Pestalozzi-Bücher waren unterdes auch ins Osteroder Haus geschickt worden. Dort aber regierte ein natürlicher Verstand. Sonderlich nötig hatte sich diese Sendung also nicht erwiesen. Als eine Einladung zu Christian bei dem scheidenden Hofmeister der Holzhausen eingetroffen war, hatte der seinen Platz in der Postkutsche nach Göttingen schon bezahlt. Fröbel war „von ganzem Herzen zufrieden" gewesen, daß ein äußerer Umstand ihn verhinderte, seine seelische Qual unter die Augen der Osteroder Geliebten zu tragen.

Schließlich war doch immer der Griesheimer Bruder der Nächste zur Aussprache geblieben. So setzte der Einsame in Göttingen bei aller persönlichen Zurückhaltung alle Entsagung seines Herzens in Liebe zu Christoph um. Der Brief vom Juni 1811, so sehr er Christoph mit Bitten, insbesondere auch um griechische, lateinische, hebräische, syrische, arabische Bücher und was sonst noch, anging, schon er war doch von zartester Rücksicht erfüllt. „Es tut mir wirklich recht leid, daß ich dich [auch noch behellige] bei Deiner so sorgenvollen Lage — die ich wahrhaftig fühle, da ich aus meinem letzten Verhältnis die Sorgen eines Hausvaters, freilich nach einem großen Maßstabe, habe kennen lernen; aber die Billance ist sich beinahe immer gleich. Ja wehe tut es mir oftmals und es klopft mir das Herze, wenn ich Dir . . . noch mehr Geschäfte und Sorge mache. Und fast möchte ich sagen, ich könnte nicht anders: immer denke ich und hoffe, daß doch auch mal eine Zeit kommen möchte, daß ich Dir Deine Lage er-

leichtern könnte. Gott im Himmel wird ja geben, daß mein Glaube, meine Hoffnung und Ahndung mich nicht trügt." Die Ahnung, seine Dankesschuld an Christoph abtragen zu dürfen, sollte sich einst erfüllen, wenn auch in der Weise des Apostels: ‚Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, gebe ich Dir. Stehe auf!' Christophs Söhne waren die Paten eines Mannes, der am ersten nach dem Himmelreich trachtete.

Zur Zeit lernte Fröbel, damit ihm selbst erst einmal Brot zufalle. Dies sprach er dem Bruder aus, dieweil er von seinem gestörten Seelenfrieden nicht reden mochte. Bei dieser Gelegenheit fiel sogar einmal der Schatten des gigantischen Korsen quer über die lichte Bahn eines Fröbelschen Strebens. „Ich lerne zwar nicht deshalb: aber Leute, die etwas können, braucht man ja doch immer. Und niemand benutzt sie besser, als der jetzige Allgewaltige."

* * *

III.

1811—1813.

22.

In Göttingen zur „Sphäre". Stellung zur Familie.

Hier wäre mir nun ein ganz vertrauter Freund höchst nötig; aber wo und wie diesen erhalten? Die Verschiedenheit des Alters, der Denkungsweise, die des Urteils ist eingetreten. Da schließt man sich nicht so leicht an". „Wer plamiert sich gerne! Ich wünschte nichts mehr, als an einem Tische sitzen zu können, wo ich ganz eingeschlossen wäre von allen möglichen Hilfsmitteln." So schrieb Fröbel am fünften Tage in Göttingen an Christoph und meinte: „ . . . es möchte nun doch einige Zeit vergehen, ehe ich wieder einen so weitläuftigen Brief schreiben könnte. Denn alles wartet auf meine Tätigkeit zu dem bestimmten Zweck; alles fordert mich auf, anzufangen, mit Ernst, Kraft und voller Hingabe anzufangen, den vor mir stehenden Koloß zu er- und zu übersteigen, d. h. ihn abzutragen, zu ebnen, damit das dahinterliegende Land sich meinem Blick zeige, daß er es beherrsche, daß frei und leicht es sich darinne ergehen lasse." Wir merken, er war und blieb bei allem Verlangen nach den Quellen der Wissenschaft doch immer der Mensch der Schillerschen ‚Sehnsucht'.

Die Wendung von der beabsichtigten Mathematik und den Naturwissenschaften hatte sich fast zufällig vollzogen. Fröbel hoffte durch Heyne, den Sprachgelehrten, einen Freitisch zu erreichen. Zur hebräischen Grammatik kam er durch Prof. Pott, der ihn immatrikuliert hatte. Drei Wochen lang gefiel ihm die Sache sehr wohl, weil Pott die Sprache philosophisch betrachtete und sie aus der Zeit, dem Klima, dem Volkscharakter usw. erklärte. Für dergleichen Behandlung war Fröbel durch Arndts ‚Germanien und Europa' aufgeschlossen, welches Buch denn auch wiederholt in seinen Tagebuchblättern 1811 genannt wurde. Indessen bemühte er sich um die Sprache nur des Grundsatzes der liegengebliebenen „Tabelle" wegen: er suchte bei der „ersten Erscheinung des Menschen auf der Erde" anzuknüpfen oder, wie er jetzt sagte: bei der ersten Äußerung der Menschheit, der Sprache, im Lande „der erst erschienenen Menschheit". Von dem morgenländischen Hebräischen und Arabischen her dachte er sich einen Weg zu andern asiatischen Sprachen, namentlich dem Indischen und

Persischen zu bahnen. Durch das, was die damals noch junge vergleichende Sprachwissenschaft ihm bot, durch den Nachweis der Verwandtschaft des Persischen mit dem Deutschen, wurde er auf das höchste gereizt und angeregt. Zugleich sprach ihn das Griechische „aus innerer Fülle, Geordnetheit und Gesetzmäßigkeit" ganz besonders an. Trotz eines treuen Eifers und eiserner Strenge gegen sich kam er auf diesem Wege nicht weit. Zwischen dem, was das Elementarbuch gab, und seiner aus Iferten mitgebrachten Sprachansicht blieb eine unausgefüllte und darum trennende Kluft. Nur das Griechische fesselte ihn „unüberwindlich". Und als ihm besser Unterrichtete sagten, das Studium des Indischen und Persischen sei für sein Ziel sehr Nebensache, verlor auch das Hebräische den ersten Reiz.

Diese Bemühungen hatten doch nur das Fieber seiner Gemütserregungen dargestellt. Bis auf einige Wochen, in denen er das Zimmer hüten mußte, fühlte er sich dabei beglückt, geistig und körperlich gesund. Noch lebte er ganz für sich allein, alle Stunden des Tages dem heißen Lernen widmend, und nur spät abends verließ er das Haus, um wenigstens noch von den lichten freundlichen Strahlen der scheidenden Sonne begrüßt zu werden. Bis gegen Mitternacht hielt ihn oft die schöne Umgebung Göttingens fest. Jetzt trat ein, was das Schicksal zu seiner Fortentwicklung für ihn bereit gehalten zu haben schien: „O! wie erstaunte ich, als ich an einem klaren Abend den riesigen Kometen mir gleichsam selbst entdeckte." Es war das jene ungeheure ‚Himmelsrute', deren Erscheinung noch jahrzehntelang den Völkern als Vorbedeutung auf 1812 und die folgenden Kriegsjahre galt.

Mit Fröbels allgemeiner Sternenliebe hatte sich ganz ungestört vertragen, daß er der Astronomie sehr fremd geblieben war. Das außer-der-Reihe-tanzende Wesen eines so ungeheuren Himmelszeichens wurde dem Göttinger Wanderer Nächte hindurch Gegenstand verinnerlichter Betrachtung. Nun schoß alles, was Fröbel über den ersten Grundsatz der Körperwelt, über das Gesetz des Lebens, alles was über Schwere und was über Liebe von ihm gedacht war, zusammen in eine Idee. Er fand dafür den Namen Sphäre. Es war der Gedanke eines Gesetzes im All, im *ΠΑΝ*, eines allgemein verbreiteten sphärischen Gesetzes, das sich entwickelte und gestaltete ganz besonders in jenen Nachtgängen, von denen er oft nur zurückkehrte, um die Ergebnisse seines Denkens festzuhalten und nach kurzem Schlaf der Fortentwicklung seines Geistes nachzugehen.

Erholung also wären die Sätze und Zeichnungen auf den blauen Bogen gewesen? Wir meinen das blaue Papier, das Fröbel von Frau v. Holzhausen mitgenommen, das er mit „Gemma", dem ersten Stern aus Ariadnens Krone bezeichnete; oft auch mit der Zeichnung dieses Sternbildes „* — * * * * *" versah. Eine Reihe Bogen erhielt die alte

Chiffre „A—W" seiner Jünglingsträume. Aus tiefer Nacht geschöpft, im Starren seines Auges auf das Blau, das ihn mit der Freundin und mit den Sternen des Himmels in seiner einsamen Kammer beim Lichte der stillen Kerze vereinte, fragten die darauf festgehaltenen Gedanken nichts nach vorhandenen Systemen der höchsten Geister im Reiche des Denkens. Dafür kam die ganze Philosophie Fröbels in diese Nachtstücke. Und so konnten sie zugleich einen Augenblick bestimmt erscheinen zum — Verteidigungswerk für Pestalozzi gegen Pestalozzi. Er hat verschiedene Titelentwürfe dazu gemacht. „Metallon", „Concordia", „Pan"; mit Vorliebe aber sprach er von der „Sphaira" oder „Sphäre". Denn wenn „Metallon" heißen sollte: „durch Nachgraben gefunden," und wenn in dieser Bezeichnung die eigene Leistung betont wurde —: es handelte sich um

„Eine Darstellung des Weltalls der physischen wie der moralischen Welt,
einzig aus unmittelbarer innerer Anschauung
für unmittelbare innere Anschauung".

Der Verfasser wollte nur als „Manthanoh" hervortreten, als der Lernende. Ein griechisches Motto betonte: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge"; eine weitere Überschrift aber, daß der Inhalt nicht subjektiv sei, sondern „das einzige Gesetz im All" ausspreche. Bescheiden setzte er hinzu: „Zur Prüfung vorgelegt"; seine zürnende Ehrfurcht gegen Pestalozzi ließ ihn an eine heimliche Widmung des Werkes für diesen denken: er schrieb auf das Titelblatt jenes ‚Andenken genossener Freundschaft', des Schweizers Mahnung von 1805 zum schweigenden Tun. „An P— zu eignen Händen, vorlesen lassen, fangen sie aber von hinten an" — so kam mit abbrechenden Endsilben ein doch nur flüchtiger Gedanke auf den einen Titelblattentwurf. Zwischen die Bogen „A—W" schob sich ein Briefentwurf an „Wohlgeb. Herr", „Geschlossen den 31. Juli, Nachts $^1/_4$ auf 12". Nach verschiedenen Ansätzen seien einige Ideen, die der Schreiber seit langen Jahren in sich herumgetragen, vor einiger Zeit aus ihm herausgetreten. Ganz ähnlich redete ein „Auszug aus einem Brief an die G—, niedergeschrieben am 2. August 1811" von „herausgetretenen" und „niedergeschriebenen" Ideen. Darum müssen wir uns hüten, das Ganze rundweg als die beabsichtigte Schrift zu betrachten, mit der Fröbel abseits von Schmid seine Erfahrungen „allen Denkenden zur Prüfung" vorlegen wollte.

„Die G—" war zweifellos die in Frankfurt zurückgelassene ideelle „Gattin". Fröbel hat in den Monaten nach der Trennung mit Frau von Holzhausen einen uns verloren gegangenen Briefwechsel geführt, bei dem es sich nur um wenige, aber umso inhaltreichere Stücke gehandelt haben kann. Ein rückhaltloses Aussprechen muß ihr Inhalt gewesen sein. „Dem blauen von ihr erhaltenen Papier" vertraute er den Gedanken an: „Die





Einzige hat das Recht, ganz und uneingeschränkt zu fordern eine vollkommene Darstellung des inneren und äußeren Lebens." Sein Trotz hatte sich in die Vorstellung gerettet, mit dieser Frau gerade jetzt in einer geistigen Ehe zu leben. Er nannte sie die „geliebte Seele: Gattin". So schwer wurde es ihm noch, an den Bruch zu glauben. Darum rückten alle die sphärischen Betrachtungen unter den Gesichtspunkt, den eine ihrer Stellen bezeichnete mit den Worten: „Die Frucht der bloß geistigen Ehe ist Fortpflanzung geistiger Natur, sind Ideen." Nun blieb Pestalozzi nur beiläufig der „Wohlgeb. Herr", und „G" Frau von Holzhausen. „P" erscheint sogar ausdrücklich als mathematisches Symbol im Text, wo P Sinnbild der männlichen Idee ist und einem p, der mathematischen Bezeichnung eines weiblichen Gegenpols, entgegengesetzt wird. Und wie hier die Personen von Fleisch und Blut in den Äther der Ideen entrückt erscheinen, so löschte der Sinnende auch die eigene Individualität aus bis zu einem Schemen, in dem nichts von ihm selbst gegenwärtig blieb, als nur das Gefühl einer fast willenlos schriftführenden Ganzheit. Sie erhielt das Symbol x, den mathematischen Ausdruck einer Größe, die zwar als daseiend, aber absichtlich unbekannt angesetzt wird. Unter solchem x fühlte Fröbel sich jetzt zweifellos in der Rolle des Johannes von Dominichino, der zum Himmel lauscht, von wo ihm der Adler die Feder bringt zur Verkündigung des Logos der Welt, des ordre de Dieu Pestalozzis.

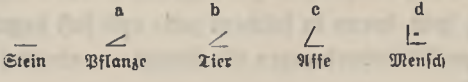
Dennoch waren in diesen Geisterstunden ‚höherer Begattung' fast alle unsere Großen ihm zur Seite. Der Strom Fichteschen Selbstgespräches aus der ‚Bestimmung des Menschen' rauschte in der Nähe. Eines der Blätter trug am Kopf das Wort „Zweifel". „Geist" und „Zweifel" gaben sich dort Rede und Antwort. Mitten im Entwurf „Zweifel" sprang aber das Wort hervor: „Fichtes Natur, die Gehaßte." Wir merken, Fröbels eigene geliebte „Natur" hielt dem Geiste Fichtes das Gegengewicht, also mit Schellingscher Hilfe. Fröbel lebte in Herders ‚Ideen', nannte in den Blättern „Herders älteste Urkunde" und gab, abgesehen von der Bezeichnung „Gemma" (dem Stern der Krone Ariadnes) einigen Bogen die Aufschrift „Ariadne", auch „Ariadne libera". Schiller, und jetzt wieder vereinzelt auch Novalis waren ihm nahe. Ein aufgegriffenes Wort des Lehrers der Monaden und der ‚prästabilierten Harmonie' diente ihm zur Bestärkung: „Wie Leibniz mit Recht sagt." Lesefrüchte aus Kant lagen bereit, am machtvollsten in dem Wort: „Alle unsere Erkenntnis hebt von den Sinnen an."

Die Keimzelle des nächtlichen Ideengebildes trat verhältnismäßig spät in Erscheinung; spät, wenn in solchem zeit- und fast begrifflosen Lauschen während weniger Erdendrehungen überhaupt von einem früher oder später

die Rede sein kann. Auf Blatt 44 kam zu Papier: „Zur Unterwerfung des äußern Lebens strebt das innere Leben jedes Ps, sich zu seiner in sich ahnenden früheren Einheit ... wieder zu erheben, und hofft und ahndet, diese Einheit umso sicherer wieder zu erlangen." Das hieß für Fröbel, den Weg zu Gott nehmen und in Gott zu verstummen. Das wollte dieser Logosbelauscher. Drum versicherte er im Entwurf des Begleitschreibens zu den „herausgetretenen Ideen": „Ich spreche nicht, der Geist spricht durch mich." In Wahrheit handelt es sich um Rettung seines Weltbildes. Warum Rettung, das wird uns gleich noch genauer beschäftigen. Im erneuten Durchgang des Makrokosmos durch das x seines Mikrokosmos wurde die sphärische Mystik zu einer „weltenbauischen", das heißt Fröbels ‚Ich' spann sein Weltbild noch einmal aus sich heraus nach einem strengen Gesetz. Es war das Gesetz der nach allen Seiten sich ausbreitenden Kugel, am schlichtesten zu versinnlichen im Odem des Kindes, das einen Tropfen Seifenwassers entfaltet zur schillernden Seifenblase. Den Odem dazu gab das Leben, das auch das Kind sich nicht selbst gegeben hat.

Gott blieb ihm der Urquell der Kraft, jedes „x" der Schöpfung erfüllt eben deshalb von göttlicher Kraft. Fröbels Weltbild wurde darum nicht ein pantheistisches. Gott blieb der Vater und alles ‚Drängen alles Ringen ewige Ruh in Gott dem Herrn', wenn nur jedes Stäubchen der göttlichen Kraft, jedes x, nach dem Vorbild des Universums ein Universum im Kleinen zu sein bedacht war. Die „kugelige Ansicht" jedes Dinges setzte das uralte mystische Gefühl für den Zusammenfall aller Gegensätze im unentwickelten x voraus, im entfalteten aber ein polares Schweben zwischen allen Gegensätzen.

So konnte nur denken, wer ursprünglich etwa wie Franz von Assisi in jeder Kreatur das Geschwister des Menschen erblickte, ob er nun die Sonne als Bruder und selbst den Tod als Frau Schwester anredete oder nicht. Fröbel kam zwei Jahrzehnte nach dieser Zeit zu dem mystischen Wort „Enttötung" und schien damit den Beitrag des sittlich bewußten Menschen für solche „weltenbauische" Mystik betonen zu wollen. In seinen Blättern von 1811 hörte er den Wurm zum Menschen sprechen: „Die selbe ewige Kraft, die in Dir lebt, lebt in mir. Wie Du nach Heiligkeit erst strebst, so ich nach Bewußtsein." Daß Fröbel damals schon das Universum als eine Stufenfolge von Geschöpfen ansah, die, jedes nach ursprünglich einmaliger Schöpfung und dementsprechend verschieden einwohnender Kraft mit Trieb zum Bewußtwerden ausgestattet seien, das bezeugte ein Winkelschema:



Dies Weltenbauen hatte nichts zu tun mit einem Denken über das Denken; dafür fußte es um so stärker im Gefühl für die Ganzheit jedes Lebewesens und ging völlig auf in den Begriff des Organismus. Ist doch Organismus das leidige Fremdwort für den gut deutschen Ausdruck ‚Lebewesen'. Fröbels Lauschen blieb auf die Empfindung gerichtet, wie das Leben in ihm selbst sich bewußt wurde: „ . . . aus allen Verhältnissen ertönt's: erkenne dich selbst!" Suche der Mensch die Selbsterkenntnis außen, so stoße „alles ihn zurück". An keiner Stelle der Blätter wurde deutlicher, was ihn zu seinem Lauschen gezwungen hatte.

Fröbel rang darum, „seine Individualität rein zu erhalten". So bezeichnete das ein Wort der „Sphaira" ganz allgemein; im Rückblick zwanzig Jahre danach nannte er das ein neues „In-sich-selbst-Ruhen". Kein bohrender Wille gab ihm den Glauben, dabei die Schwingungen des Lebens schlechthin und unmittelbar zu erlauschen. Ihm war der Logos laut geworden, wie einem überzarten Kranken in vorahnenden Träumen. Wenn die Seele im geschwächten Körper übersinnlichen Einflüssen gehorsamt, die heute noch unerklärbar sind: dem Asketen jener Julinächte 1811 waren alle Nerven überspannt, so daß sie dem Träger gesunder Lebenskraft nicht mehr allein zu eigen gehörten.

Unklar über die letzten Ursachen des Vorgangs, und ungerecht auch gegen sich selbst schrieb er 16 Jahre danach: er habe damals seinen Geist durch einen Schutt von Autorität, eine drückende Gewalt des äußeren Anregers fremden Wissens fast vernichtet gesehen, so daß er sich seit langen Jahren selbst nicht mehr verstanden habe. *Keinerlei Beziehung geistiger Art hat ihn zur Rettung seines Weltbildes gezwungen, sondern das wehe Erlebnis des Bruches mit Frau von Holzhausen.* Schon auf der Rückseite des Blattes 30 wurde von einem Kampf gesprochen, der in dem Augenblick beginne, wo jeder Pol nach der Herrschaft über den andern strebt. Zwei Blätter weiter schrieb Fröbel: die verschiedene Intensität der beiden Pole sei keine andere, als die Sexualverschiedenheit. Blatt 45 verallgemeinerte den Gedanken mit den Worten: das äußere Leben des weiblichen x sei dem äußeren Leben des männlichen „ihrer Natur nach" rein entgegengesetzt. Durch alle die Blätter zieht sich der Gedanke der gottgegebenen Polarität, ausgedrückt mit den mathematischen Zeichen + p und — p, deren berechtigte Intensität gegenseitige Duldung fordere und in der Duldung Bereicherung erfahre. Der stillschweigend vollzogene Wechsel der Symbole P und p verlegte die Polarität in ein und dasselbe Individuum.

Anfang August erscheint unter der Bezeichnung „Thesen" noch der Ausspruch: „Ehe ist die Verbindung der gleichnamigen Gegensätze." Wir

fühlten durch (und wenn nicht, so könnte die Koppelung Pestalozzis mit Frau von Holzhausen nachträglich darauf führen), daß unter + p und — p längst Prinzipien gemeint waren, ein männliches und ein weibliches Lebensprinzip, das sich in der Polarität von Geist und Gemüt vereint. Von hier aus fand Fröbels Duldsamkeit vorläufig seinen Frieden gegenüber der Frau von Holzhausen und in diesem Frieden den dauernden Begriff *seiner* Wissenschaft: „Wissenschaft ist da, wo sich das + Erkennen und das — Empfinden ganz durchdringen." Man kann das Fröbels Lebenswissenschaft nennen; mit dem gleichen Recht darf es heißen: er strebte zur *hermaphroditischen Wesenheit des Kindes* zurück. Da dies aber ein Geschenk ist, das sich kein Mensch zurückerobern kann, so müssen wir sagen: Fröbel hat sich im Lauschen auf den Logos zur Übergeschlechtlichkeit des genialen Menschen hingefunden. Erkennen *und* Empfinden vereint, das seien die beiden „Wege, die zum Erkennen des Vaters führen".

Geahnt war dies Ergebnis bereits am Anfang des nächtlichen Lauschens. Die ihn quälende Unstimmigkeit veranlaßte den Ausspruch über den friedlosen Menschen: „Es ist Sünde, wenn er diese Gegensätze zu erhalten strebt, wie ich jetzt in meiner Sinnlichkeit — negativ Sünde, wenn ich nicht strebe, sie auszugleichen." „Am 31. Juli Mittag nahe an 12 Uhr" sprach er über diesen Menschen in sich das Verdammungsurteil. Des Novalis sprachgewaltige ‚Hymnen an die Nacht' klangen nach bei diesem in lichter Mittagsstunde verfaßten Urteilsspruch, betitelt „Hymne auf den Tod". „Abschied von Dir, geliebte Seele, Gattin mir von Gott, von Ewigkeit und in alle Ewigkeit gegeben. Freue Dich wie ich, siehe mein Gesicht heiter, mein Auge leuchtet. Ich gehe voraus, Dir die Wohnung zu bereiten, im Triumph Dich zu empfangen." „Kämpfe ruhig weiter; eine Spanne ist das Leben, und Jahrtausende sind jeder Tag. Gib dem Kinde einen Kuß und den Segen des scheidenden Vaters; sei ihm bewahrende, aber auch liebende und strenge Mutter. Lebewohl; reiche mir zum Abschied Deine Lippen und Deine Stirne."

Unmittelbar daran schloß sich ein kühles Wort: „Nachdem das Leben sich wieder differenziert hat. — Einem Menschen, der den Indifferenzpunkt gefunden, bliebe nichts weiter übrig, als zu höherem Streben aus diesem Leben zu entweichen." Wir gingen sehr in die Irre, Fröbel hier an der Grenze zum Selbstmord zu sehen. Das ganze Erleben steht in völligem Gegensatz zum „fürchterlichen Lebensüberdruß" von vor zwei Jahren. Das ideelle Scheidenmüssen aus dem Leben war ein höchstes Entschweben ins Überpersönliche. Es war jenes etwas, das Fröbel später mit dem Wort „Enttötung" bezeichnete, während hier die Einkehr zum „Ruhen in sich" noch die Form einer poetischen Spielerei annahm.

Oder lag hier doch eine tatsächliche Irrung im Hintergrund? Die Grüße an das „Kind“ zwingen dazu, mit scheuer Hand an das Allergeheimste zu rühren, was die ideellen Gatten miteinander verbunden zu haben scheint. In anderm Zusammenhange wurde bereits erwähnt, daß im Jahre 1809 Goethes ‚Wahlverwandtschaften‘, das hohe Lied auf das eherne Gesetz der bürgerlichen Ehe, erschienen waren. Goethe hatte die Tragik des wahlverwandten Blutes bis in die Zeugung und Geburt eines Kindes ‚aus doppeltem Ehebruch‘ sinnfällig gemacht. Dem leiblichen Söhnchen Charlottens und Eduards hatte der Dichter eine Körperlichkeit zugeschrieben, die in sich die Züge des Gegenpaares, Bildung des Hauptmanns und Augen Ottiliens, vereinigte. So hatte der Dichter den erschütternden Gedanken versinnlichen wollen, ‚daß Mann und Frau entfremdet sich einander ans Herz drücken und einen gesetzlichen Bund durch lebhafte Wünsche entheiligen können!‘ Goethe, der Ehemann der Christiane Vulpius, hatte sich damit vom Leiden um Minchen Herzlieb befreit.

Gedichtete Schmerzen eines Großen reißen andere in ihren Bann. Sind in Frankfurt die ‚Wahlverwandtschaften‘ von einer ringenden Patrizierfrau erlebt worden in der Furcht, die Tragik des gedanklichen Ehebruchs persönlich zu erfahren? In den letzten Tagen des Aufenthalts Fröbels in Frankfurt empfing Frau von Holzhausen ein fünftes Kindchen von ihrem Manne. Hector von Holzhausen kam am 18. März 1812 zur Welt. Blätter Fröbels, die vom August bis Oktober 1811 reichen, enthalten den Nachhall einer Seelenangst der geliebten Frau. Er sprach da die Hoffnung aus, daß eine traurige Erwartung der Freundin ungegründet sei. Es könne ja keinen Zweck haben, einen Menschen von frühester Jugend an zu ächten. „So grausam ist der himmlische Vater nicht“.

Hat Fröbel damit ein Gespenst zu scheuchen versucht, das aus Goethes ‚Wahlverwandtschaften‘ vor Frau von Holzhausen aufgestiegen war? Sein Gewissen war rein, aber er kannte aus jener Zeit, als Frau von Holzhausen mit Caroline sich trug, die Zartheit der Frau, die in ihren besonderen Umständen erst jetzt wirklich Anlaß zur Selbstbezichtigung des Ehebruchs in der Art der ‚Wahlverwandtschaften‘ finden konnte. Gegen eine Deutung der Stelle als Eingeständnis einer Verfehlung Fröbels spricht das Zeugnis seines sphärischen Sinnens. So darf uns ein anderes Goethesches Sagen noch einmal den Idealisten der „Sphaira“ vor Augen führen.

Wiederholt waren wir bei der Wiedergabe des sphärischen Denkens Fröbels darauf bedacht, an die Zeilen im Westöstlichen Diwan zu erinnern: ‚Selige Sehnsucht‘. Man vergleiche dies Gedicht, das als ‚das schwierigste‘ Goethes bezeichnet worden ist, mit Fröbels Erlebnis der „Sphaira“!

‚Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet:
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet.

In der Liebesnächte Kühlung
Die dich zeugte, wo du zeugtest,
Überfällt dich fremde Fühlung,
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfangen
In der Finsternis Beschattung,
Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig
Kommst geflogen und gebannt.
Und zuletzt, des Lichts begierig
Bist du Schmetterling verbrannt.

Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.'

In dem Liebesgeiste solcher „Enttötung" des Lebens sehen wir Fröbel dem nächsten Semester in Göttingen entgegenschreiten. Das äußere Leben gab ihm die Möglichkeit, Liebe zu beweisen, als er äußerlich in Not um seinen weiteren Weg kam; und durch einen Sterbefall wird er äußere Hilfe vom Jenseits her empfangen, eben, als er sich ganz schlicht in äußerer Entsagung zu bewähren suchte. — —

Das Sommerhalbjahr war verflossen und Michaelis herangekommen. Von den Sprachstudien „zu einer tieferliegenden Einheit fortgeführt", wandte Fröbel sich dem ursprünglichen Vorsatz wieder zu, die Natur in ihren ersten Erscheinungen und Elementen zu studieren. Die dazu fehlenden Geldmittel hoffte er durch literarische Arbeiten einzubringen. War es seelische Keuschheit gegenüber dem, was ihm die Nachtstunden geschenkt, oder fühlte er deutlich, mit den Gedanken der „Sphära" unreif erscheinen zu müssen; er machte nicht diese Bogen zum Druck fertig, sondern wollte mit schöngeistigen Darstellungen hervortreten. Das war seine Form des Notstudententums, also Fronarbeit. Er konnte niemals innere Befriedigung davon erwarten. Doch war noch genug Selbstgenuß dabei. Die Ferien hatte er nämlich im Kreise der Familie Christians zu Osterode zugebracht und dort das ‚Glück im Winkel' beobachtet. Kein Beitrag der verschiedenen Alter in solchem bescheidenen, aber reinen Leben war ihm entgangen. „Und die noch nicht geborene Elise sah mich. Denn als ich mehrere Jahre später hierher zurückkam, sagte sie mich erblickend: ‚den Onkel kannte ich schon'". Ausruhend von der strengen Tätigkeit und Ordnung des Hochschulbetriebes las er dort an „Lebensdarstellungen", was ihm irgendwie in die Hände kam; er hat sich auch viele Auszüge gemacht und wie ein angehender Jünger der Malkunst Einzelheiten der Meister kopiert. Das friedliche Erleben lockte, ähnliches darzustellen.

Die Romanschriftstellerei jener Zeit politischer Ohnmacht ist unübersehbar. Die fleißigen Schreiber wollten von den öffentlichen Angelegenheiten,

den Wechselfällen napoleonischer Kriege ablenken und die ungewisse Zukunft vergessen machen. Man bevorzugte also idyllische Zustände oder auch Stürme im Wasserglase. Solche leichten Unterhaltungsschriften waren im Vergleich zu früheren Familienromanen unendlich dürftig und schwächlich. Sie haben Fröbel schwerlich gefesselt. Von ihrer Unsittlichkeit oder kleinlich engherzigen Moral strebte er hinweg zu Höherem. Durch die Vorliebe der Frau von Holzhausen für Karoline Pichler standen Schriften dieser Zeitgröße im Vordergrund. Sie gaben eine geläuterte Bildung, freilich aufdringlich im Streben nach einer würdevollen Abglättung, idealem Schwunge nicht günstig. Eintönige Kälte lag über den größeren Romanen der Pichler. Ihre kleinen Erzählungen waren sorgloser gehalten und wirkten dadurch lebendiger. Was sonst noch an Schilderungen von Frauenhand vorlag, verweilte bei eigenen unglücklichen Herzensschicksalen. Manche naivere Frauenseele schrieb sich eigene Schuld vom Herzen herunter, indem sie ihre Romangebilde und den Leser für sie büßen ließ oder sich mit phantastischen Erfindungen für die erfahrenen Widerwärtigkeiten an der Welt rächte. Die statt dessen die Welt durch Erziehung retten wollten, langweilen den heutigen Geschmack noch mehr: man kennt solche Darstellungen ‚idealen' Familienlebens in den sogenannten ‚Jugendschriften'.

Das also fand der literarische Werkstudent als Muster vor. Natürlich, daß in seine Kopien oder Auszüge viel Eigengedachtes und Eigenempfundenes hineinkam. Seine Zwischenbemerkungen legten die Ranken sphärischen Denkens um das ihm brauchbar Erscheinende. Dadurch konnte nur ein Zwitter entstehen, ein saft- und kraftloses Gebilde, keine Gestaltung schlichten Familienlebens, am wenigsten ein Werk echter Jugendschriftstellerei. Glücklicherweise blieb der Trieb zur wirklichen Darlebung stärker als der zur phantastischen Darlegung. Es war gesünder, daß Fröbel, sobald er „nicht las oder schrieb, viel und gern in der Kinder- und Jugendwelt lebte". Er war lieber bei den frischen Spielen der Jugend, als bei dem ernsten Leben der Erwachsenen. Dennoch bildete der Ernst des Lebens den Hintergrund. Die Schwester in Döllstädt war gestorben. Das Erbe für ihre Kinder zu regeln, mußten die letzten Äcker Jakobine Eleonores in Stadtilm verkauft werden. Auch Fröbel hatte dazu seine akademisch beglaubigte Vollmacht auszustellen. So war er von neuem an die Notlage in Jena erinnert worden, aber auch an den Verzicht, der ihn damals erlöste. Schon in Göttingen hatte er sich fest vorgenommen, neuen Schulden aus dem Wege zu gehen und alles zur bestimmten Zeit zu bezahlen. Dem Werkstudenten wurde heiß, wenn er daran dachte, wie er das Winterhalbjahr in Göttingen hinter sich bringen sollte.

Wohl freute er sich an dem Vorschlage, den Anteil der Schwesterkinder für Christophs Notlage einzusetzen. Da mehrere dieser Nacherben noch schulpflichtig waren, so half Fröbel dazu, Kapital und Zinsen darlehnsweise Christoph zu belassen. Zugleich aber schauderte es dem Helfer, wenn er sich in des Bruders Lage versetzte. Er äußerte, es wäre ihm lieb, wenn Christophs Verschuldung nicht in der Leute Mund komme. Der arme Christoph selbst empfand nicht anders. Er besaß noch einen alten species-Taler, den er bald danach Fröbel als Bezahlung für jene Stadtilmer Pestalozzi-Bücher schickte. Die überalterte Münze selbst in den geschuldeten Laubtaler zu wechseln, wagte er nicht, des Geredes der Leute wegen. Die Sorge um seine kränkelnde Frau bedrückte Christoph noch mehr. Nur widerstrebend machte Fröbel auch einen Besuch in Griesheim, nicht viel lieber im benachbarten Stadtilm beim Bruder Traugott. Von dessen Frau nahm er eine Stammbucheintragung mit, die genau die Worte enthielt, welche Traugott ihm 7 Jahre zuvor eingeschrieben. War es Ausdruck eines Familienfatalismus im Hause Traugotts, dieses: „Auch der klügste Sterbliche geht der Zukunft mit verbundenen Augen entgegen, er zählt und prüfet jeden Schritt, und doch kennt er sein Verhängnis nicht eher, als bis es ihn ergreift"?

Ende Oktober war Fröbel nach Göttingen zurückgekehrt. Erst dort fand er ein Wort des Dankes an die Frau Christophs für den gewährten Aufenthalt. Und auch das erst entschuldigend am Ende eines längeren Briefes; der aber war diktiert vom Glück über eine unverhoffte Wendung seines äußeren Geschicks.

Die Brüder hatten bis jetzt noch eine Erbtante gehabt, eine Schwester Jakobine Eleonores. Sie hatte in höchster Gesundheitsfülle wie in ihren besten Jahren sorgenfrei in ihrer Heimat gelebt. Das plötzliche Hinscheiden dieser Hoffmann brachte jedem der Brüder, die Döllstädter Nacherben mitgerechnet, einen Beitrag von rund 350 Talern. Etwa drei Viertel davon lag vor in bar. Der Rest hätte erst durch Verteilung oder Veräußerung in den Geldwert übergeführt werden müssen. Da Christoph bereits bei Lebzeiten der Tante ihr 200 Reichstaler entliehen hatte, so betrug nach Abzug der Zinsen die ganze Zubuße für diesen Ärmsten 60 Taler; ein Tropfen auf den heißen Stein der Griesheimer Not. Fröbel setzte sich tatkräftig dafür ein, daß aus dem Erbe der Tante so viel Sachen, Kleider und Wäsche wie möglich ohne öffentliche Versteigerung seinem Christoph zugute kämen. Für sich selbst erbat er, ohne darauf bestehen zu wollen, „vielleicht ein halb Dutzend, aber gute Servietten [worauf er zeit seines bewußten Lebens großen Wert legte] und vielleicht auch ein halb Dutzend gute und nicht zu ordinäre Handtücher", weil solche Wäsche „durch das Waschen von fremden Leuten gar zu bald verbraucht" werde. Nur ein paar kleine

Erinnerungsstücke, darunter eine Kleinigkeit, die aus dem Hause in Stadtilm an die Tante gelangt war, wünschte er für sich auf die Seite gestellt.

Christophs kränkelnde Frau scheint in der ganzen Angelegenheit nicht die gleiche Zartheit bewiesen zu haben. Die Taxe, die Christian und dessen Frau für verschiedene Kleidungsstücke vorschlug, schien den Griesheimern zu hoch angesetzt. So kam es doch zu einer Versteigerung. Diese kleinen Züge zeigen, daß die Brüder Christian und Friedrich allmählich in eine Front gegen Christophs Frau gerieten. Nur die Liebe zu Christoph selbst blieb die gleiche. Den überalterten Taler für die Stadtilmer Sendung der Elementarbücher nahm Fröbel hin. Was Christophs eigenes Pestalozzi-Buch anbetraf, griff er zu einer liebenden Lüge, der einzigen Form von Unwahrheit, der er je bewußt verfiel. „Ich habe es Dir ja selbst, ich weiß es noch recht gut zu erinnern, an Zahlungsstatt gegeben. Gedenke also dessen in der Zukunft nicht mehr." Der äußeren Notlage des Bruders sah er mit dem Mut entgegen, zu dem ihn sein harter Lebensweg erzogen hatte. Wie er angesichts des neuen Erbfalls es mit dem Gelde zu halten gedachte, sprach er dem Bruder aus mit den Worten: „Das Schicksal sagt, wie der Vater zum Bruder Christian: hier Sohn, hast du 2 Rth. Ich habe dich was gelehrt, d. i. — ich habe dir dich selbst finden lassen. Jetzt gehe hin und hilf dir selbst." Christoph aber, er drohte der auf ihm lastenden Umgebung zu erliegen. Das machte den Jüngeren bangen, quälte ihn doppelt, eben weil er der Jüngere war.

Der älteste Bruder war ihm Sinnbild an Vatersstatt, „Repräsentant unserer ganzen Familie". Er fühlte, ihm Rechenschaft für sein eigenes Handeln schuldig zu sein. „Es macht mich diese Schuldigkeit glücklich." Er wisse, daß sein Handeln zurückwirke auf eine Familie. Sie habe das Recht, zu fordern, daß es ein würdiges sei. Dieses Bewußtsein habe einen größeren Einfluß auf sein Handeln gehabt, als jemand, der sein äußeres Leben betrachte, glauben könne; „dieses Achten der Familienverbindung und Verhältnisse (: als ein rein geistiges angeschaut :) hat unendlich eingegriffen in meine Handlungsweise, zwar immer, doch besonders in der letzten Zeit". So viel Selbstgenuß in Fröbels Hinnahme der Lebenszufälle war, der Blick in die Schattenseiten des kleinen Lebens machte ihn nicht selbstgerecht, sondern aufmerksamer für die Rätsel der eigenen Seele. Es dürfe den Beobachtenden nicht befremden, wenn oft Handlungen kommen, die scheinbar alle aufgestellten Grundsätze verleugnen. Da müsse man sich einzig an den Glauben halten. Denn der innere Zusammenhang der Handlungen und ihrer Triebfedern sei oft unendlich fein, daß es das Auge des feinstens Menschenkenners erfordere, ihn zu finden.

Weil er sich wehrte gegen das aufsteigende Mißtrauen zu Christophs Frau, erhob er inniger den Blick zu seinem einstigen Christopherus. „Zutrauen zu den Menschen haben, das ist etwas Unbeschreibliches in seinen Folgen. Du kannst es sicher glauben, Bruder. Ich will einmal annehmen, daß Dir nicht möglich geworden wäre, mich je in meinen Handlungen äußerlich zu unterstützen. So kannst Du doch sicher glauben, daß ich tief fühle und deutlich erkenne, was ich Dir durch das auf mich gehabte und mir bezeugte Zutrauen verdanke. Welchen Einfluß hatte Dein Zutrauen auf mich, als ich vom Witz kam! Dort kam mir das erste Gefühl der Selbstachtung und tiefer Achtung anderer, da ich sah, es gibt gerechte Menschen; dort war ein kritischer Punkt für mich. Ich setze auch den Fall, daß ich mich durch Kraft herausgeholfen hätte, wenn alles gegen mich war. So wäre es doch ein Wunder gewesen, wenn ich hätte gut bleiben und nicht störrig und trotzig werden sollen. Doch wie kann ich das [mit Worten vor Dir] durchführen. — So viel ist sicher: Dein Vertrauen war, da es so lange das einzige war, was mir von außen wurde, die Stütze und der Leitstern meines Handelns. Doch dies führt in den geheimsten Organismus der menschlichen Seele. Ich muß abbrechen." Darum gab Fröbel seinen Befürchtungen vor dem Griesheimer Treiben auch nur mit Widerstreben Ausdruck an Christoph: „Solltest Du noch jenes Kapital von der Schwester Kinder [in Döllstädt] übernehmen, so bitte ich, auf die Bezahlung der Vettern in Limbach Rücksicht zu nehmen . . . . Sollten sie Interessen annehmen, so verrechnest Du meinen Anteil bis zum Jahre 1806." Ohne zu wollen, rückte Fröbel unvermerkt in die Stelle des Führers der Familie. Durch keine salbungsvolle Erzählung wäre sein Familiensinn gesünder zutage getreten als durch diese schlichte Darlebung.

Daß der 29jährige seinen idealen Schwung auch unter so viel Kleinlichem bewahrte, verdankte er dem Mystischen, das über dem unverhofften Erbfall in einer für ihn selbst so bedrängten Lage zu walten schien. Er fühlte sich von dem Begegnis „höchst" ergriffen, weil es sich an den Namen der Schwester des Oheims knüpfte, durch dessen Tod ihm der Aufbruch von Groß-Miltzow nach Frankfurt möglich geworden war. Des Stadtilmer Hoffmann kleines Erbe hatte ihn vor 6 Jahren seiner Erzieherlaufbahn entgegengeführt. Jetzt verschaffte ihm abermals der Tod einer geliebten Seele die Möglichkeit höherer Ausbildung im Dienste dieser Laufbahn. Auf die Kollegien, die bereits begonnen, hatte Fröbel für diesen Winter schon „ganz resigniert". „Für mich allein arbeitete ich rastlos fort. Und eben hatte ich meine Denkreihe mit einem sichern und festen Blick ins Jenseits beschlossen." So meldete er Christoph am 31. Oktober aus Göttingen. „Wie merkwürdig da. Wenige Zeit darauf erhielt ich von

Osterode Deinen Brief; es war gestern 9 Uhr des Morgens. Du kannst glauben, daß ich mich nicht fassen konnte. Es war ein Wogen der verschiedenartigsten Gefühle; Erstaunen, Schmerz, Freude; doch wie kann ich sie nennen; es war, als ob ich nicht selbst in mir wäre . . . Überlege: um 9 Uhr dachte ich noch an kein Kollegium und lebte ganz und gar abgeschieden und isoliert in meinen 4 Wänden, um 2 Uhr sollte schon ins Kollegium gegangen werden, und heute, den Tag darauf, habe ich schon 3 Kollegia gehört. — Und wie ich nun sehr klar einsehe, früher, nicht eine Stunde früher hätte der Brief kommen dürfen, so wäre ich in meiner Denkreihe gestört worden, und es würde mir jetzt unmöglich geworden sein, es zu vollenden. Und noch früher hätte jene Nachricht gar nicht kommen dürfen, weil da die zu meinem Streben so unerläßlich nötige äußere Charakterfestigkeit [sich] noch nicht ausgebildet hatte."

Noch tiefer rückte er den Erbfall unter die theoretische Forderung des „sphärischen" Denkens, das eigene x „in reiner Individualität" zu entfalten: „Ja, wenn ich jetzt alles recht ernst und ruhig überlege, so wäre mir Monate vorher eine Unterstützung von außen rein garnichts nütze gewesen. Warum? — Weil ich sie suchte, und darauf dachte, sie zu finden . . . Sobald der Mensch noch das Mindeste außer sich sucht und hofft, d. h. wenn er noch ganz allein steht, so lange hat er sich sicher selbst noch nicht. Und dies war bei mir der Fall. Ich mußte erst ganz auf äußere Unterstützung resignieren; diese Resignation mußte ganz in mein Denken und Leben übergegangen sein. Eher konnte sie [die Gabe aus dem Jenseits] mir nicht werden. Sage mir Bruder, könnte ein Vater besser handeln als das tiefe unbegreifliche Schicksal?"

Am Tage darauf war das Fluten des mystischen Empfindens durchstrahlt von der Sonne zielsicheren Willens. Doch nur unterm Trachten, dem alles andere zufallen müsse. „Was als äußere Folge aus meinem Streben hervorgehen wird, wage ich nicht zu bestimmen: ich arbeite nach einem Ziele, mich der Forderung meiner Natur getreu ganz als Individuum auszubilden. Werde ich einst etwas, bin ich etwas, so wird sich ein Wirkungskreis als natürliche Folge davon gleichsam von selbst finden." Und endlich schloß der 29jährige Fröbel einen Gedanken daran, der nach Äußerungen Eckermanns die Hauptstütze für den Unsterblichkeitsglauben des 80jährigen Goethe gewesen ist. Fröbel schrieb: „Die Natur, die sorgsame Haushälterin, läßt zur Erreichung ihrer großen Zwecke keine, auch nicht die kleinste Kraft unbenutzt." Streng nahm sich der Beschenkte in äußerste Zucht. Die Brüder dürften nicht glauben, er werde sich stets dreist auf das Schicksal als auf eine stete Geberin verlassen. „Wie ich die Sache ansehe, gerade das Gegenteil." Der erste Erbfall wäre ein Eintrittsgeld in die Lehrjahre der

Welt gewesen, der zweite beendige diese Lehrjahre. Er meinte, eine derartige Hilfe werde und müsse zum unbedingt letzten Male eingetroffen sein. „Ich müßte gar keine Kraft, kein Zutrauen zu mir selbst haben, wenn ich nur wünschen sollte, daß es nochmals geschehen ist. — Übrigens weiß ich noch mehr. Ich weiß, daß selbst diese Unterstützung nur Darleihen des Schicksals sind, die mit weit härterer Strenge, mit unbarmherziger Strenge zurückgefordert werden, und zwar mit Zinseszinsen, d. i. mit Handlungen und Taten."

Das praktisch philosophische Kollegium mache ihm besondere Freude, weil es ihm gerade die Data gebe, die er jetzt nötig habe, die große Schuld einst abzutragen. Er höre nämlich ein Kolleg bei Hofrat Lüders: „Die National-Industrie in ihrer Wirkung, d. i. der innere Zusammenhang der Kultur eines Volkes mit seinem Wohlstand und allem, was daraus folgt. Ich finde hier das Verhältnis aller Staatsglieder von König und Lehrer [König und — Lehrer!] bis auf den Bettler und Räuber herab auseinandergesetzt, was mir bei meinem Zwecke: mit praktischem Nutzen einst zu lehren, vom höchsten Wert ist." Er wünschte, Lüders möchte sein Kolleg über „Politik" im Sommer fortsetzen. Denn dessen Betrachtungsweise — sie war befruchtet von den Ideen des Engländers Smith — entsprach durchaus Fröbels innerer Schau eines Zusammenhangs von ‚Natur' und ‚Volkswohlfahrt'. — Noch zehrte Göttingen von dem Ruhm früherer Jahrzehnte, Universität für die Söhne höherer Schichten zu sein, so daß beispielsweise die Finanzwissenschaft auch einen Vertreter hatte, der weniger ein Forscher, dafür ein Vermittler politischer Ideen für künftige Diplomaten war: Heynes Schwiegersohn, den Professor Heeren. Dessen geschliffene Vorträge hatten Fröbel wenig zu sagen. Und wenn er an ihnen vorbei zu Lüders ging, zeigte das deutlich, worauf sein Studium gerichtet war. Spekulation und praktische Ziele der Volkserziehung vereinend, verlangte er „praktische Kollegia, die mich mit dem Menschen in bürgerlicher und menschlicher Verbindung und mit dem Menschen im Staate in allen Fugen und Angeln bekannt machen".

* * *

23.

Wendung zur exakten Naturforschung und nach Berlin.

Dem klareren Ziele des 29½jährigen entsprach sein Verhalten im nunmehr folgenden Göttinger Winter- und Sommersemester. Anders als beim einstigen Wald- und Wiesenverfahren der Jenaer Studien hatte Fröbel sich einen bestimmten Plan gemacht, nicht nur in Hinsicht auf die

Zeit, sondern auch auf die Orte. Wären Winter und Sommer noch für Göttingen bestimmt, für Michaelis 1812 schwanke er zwischen Heidelberg und Berlin. Doch deutlich bahnte sich eine entscheidende Wendung an mit der Meldung an Christoph: er suche sich „in den Besitz der Tatsachen zu bringen, die gegenwärtig ein Eigentum der Erfahrungswissenschaften, namentlich der Physik, der Chemie und Mineralogie sind". Zu diesem Zwecke belege er zunächst: mit vollständigen Versuchen erläuterte theoretische Chemie, Chemie der Pflanzen und Tiersubstanzen. Einleitung in das Studium der Mineralogie (Terminologie und Systematologie) und Experimental-Physik. — Nächsten Sommer werde er analytische oder praktische Chemie, Anorganologie (Lehre von den unorganisierten Naturkörpern (Mineralien, Luftarten)) und Geognosie hören.

Weit dahinten lag die Sorge vom Juni vorher, durch das Unmaß der geistigen Tafel sich zu übernehmen. Den Bruder beruhigte er: „Du wirst nun wohl sehen, daß, ob ich gleich einst vom Standpunkt der Spekulation aus wirken will, ich doch einen rein praktischen, d. h. auf die Menschheit einfließenden Zweck habe. Du siehst auch wohl ein, daß ich mich für Einseitigkeit hüte. Denke aber nicht: Mineralogie und National-Industrie — hier Menschen, dort Steine? Gott ist die Einheit und Übereinstimmung. Also herrscht absolut auch Einheit und Übereinstimmung in seiner ganzen Schöpfung. Dies ist mein Thema, [dies] zu zeigen, meine Lebensaufgabe."

Solch Thema konnte nur verstehen, wem Fröbel Einblick in die blauen Bogen der „Sphäre" gestattet hatte. Das war zu jener Zeit aber sicherlich niemand. Christoph legte den Nachdruck auf eine sichere Lebensstellung. Der Bruder des Witwers Müller halte Umschau und denke als Inspektor des Waisenhauses in Züllichau bereits an einen dortselbst freiwerdenden Lehrerposten. Nur: ‚dazu hast Du nicht philosophische Kenntnisse genug'.

Indessen: Fröbels „Thema" führte in eine andere Richtung. Im Winter 1811 auf 1812 wurde er zum exakten Wissenschaftler, und zwar durch das Studium der Chemie. Da ihn danach verlangte, sich „mit den chemischen Wirkungen mancher Stoffe genauer bekannt zu machen", begann er auf seinem Zimmer zu experimentieren, wobei seine Mittel schnell zusammenschmolzen, so daß er nun doch den Bruder um etwas vom ausstehenden Gelde bitten mußte. Den Gedanken an Züllichau lehnte er nicht ohne weiteres ab, lernte auch eifrig weiter im Latein. Er habe, so schrieb er im Dezember, jetzt den bestimmten Vorsatz, Michaelis nächsten Jahres von Göttingen abzugehen, am liebsten zu dem Staat des Züllichauer Verwandten, nach Preußen. „Ich werde mich an das Ministerium fürs Innere und zwar an die Sektion für Studien und Schulwesen wenden.

So hoffe ich, daß ich in der Zukunft eine Wirkungssphäre erhalten werde, die mir angemessen ist. — Ich werde den Wunsch nicht verschweigen, mich für ein höheres und ausgebreiteteres Wirken auszubilden. Aber ich werde ebenso redlich jeden kleinen mir anvertrauten Wirkungskreis verwalten, wenn ich ihn nur ausfülle." Wo Größeres geleistet werde, unten oder oben, sei eine schwer zu entscheidende Frage. Lüders war's, der ihm den höchsten Reichtum eines Menschen in einem gebildeten und seine bedingte Bildung angemessen gebrauchenden Geiste zeigte. So gelangte Fröbel damals zur höchsten Idee von ‚Politik', deren seine weltenbauische Ansicht fähig war: Politik sei ein Erheben der Natur- und Lebensnotwendigkeit zur Freiheit des Geistes und des Willens.

Erinnern wir uns, daß in Göttingen noch der Entdecker des ‚Bildungstriebes', der jetzt 60jährige Blumenbach, lehrte; wir erwähnten ihn bei Fröbels Berührung mit Marheinecke 1804. Er hat das Seinige dazu beigetragen, daß dort das Studium der Natur die Mitte hielt zwischen einer über das Bildungsprinzip spekulierenden und einer exakt mathematischen Beobachtung. Von vornherein sah Fröbel also die exakte Naturwissenschaft nur unterm Gesichtspunkt der Menschennaturbildung, das heißt mit dem geisteswissenschaftlichen Auge für Menschenerziehung. Daß ihm dabei endlich die unmittelbare Naturforschung zum „Grund- und Eckstein" seines Denkens wurde, war für einen weltenbauischen Mystiker nicht verwunderlich. Umso weniger, als in jener Zeit die Entdeckungen der großen französischen und englischen Naturforscher viel von sich reden machten. Die Bemühungen deutscher Gelehrter, von nordischen besonders Oerstedts, kamen hinzu. Sie alle schienen Fröbel die innern, den Weltenbau bedingenden Gesetze „in ihrer ganzen Schärfe" herauszustellen, weil sie die innere Wechselbeziehung anschaulich machten durch Größen- und Zahlenverhältnisse. Jedenfalls stieß diese mathematische Methode vor bis hinter die Eigenschaften, deren noch so genaue Betrachtung den Forscher mehr im Kreise des Gewordenen herumführte, als in den Kreis des Werdens hinein. So erklärte es sich, daß Fröbel für seinen Zweck in Göttingen zwar an den chemischen Vorlesungen Genüge fand, weniger aber an denen der Physik. Darum war schon im Dezember 1811 sein Plan darauf beschränkt, sich bis Michaelis nächsten Jahres zwar sichere „Realkenntnisse" in Mineralogie, Chemie, Physik und über „das Verfahren der Chemiker" zu erwerben, dann aber mit diesem „in Kenntnissen erworbenen Kapital" als Studierender nach Berlin zu gehen.

Man möchte an dem wissenschaftlichen Wert der exakten Naturstudien Fröbels in Göttingen zweifeln. Es sprach aber für seine unbedingte und doch zugleich voraussetzungslose Sicherheit, daß ihn just die „Festgestalten"

lockten. Festgestalten nannte Fröbel die untersten Bildungen des allverbreiteten Lebens: die Kristalle. Deren Betrachtung kam ihm in den Göttinger Vorlesungen zu kurz. Erst jetzt erwachte er zu einer wahrhaft liebevollen Ansicht über die Mineralkörper. Die Freude an den „Festgestalten" wurde allmählich so stark, daß Fröbel am Anfang des Sommerhalbjahres einen Augenblick bereit schien, selbst Berlin vorübergehend aufzugeben. Bei einem neuen Ferienaufenthalt in Osterode, am 5. April 1812, bat er Christoph, doch u. a. bei Bergrat Voigt und bei einem befreundeten Geistlichen Maurer nachzufragen, ob nicht vielleicht im Bergwesen oder eigentlich beim Hüttenwesen als Bergprobierer etwas für ihn zu tun wäre. Voigt habe ja wohl vor 10 Jahren an der Probearbeit für das Gesuch im Reichs-Anzeiger seine Freude bezeugt.

Fröbel mußte schon damals eines bestimmten mineralogischen Wissens sicher sein. Er gab sich selbst das Zeugnis: „Meine Kenntnisse würden mir einige Ansprüche auf eine solche Stelle geben." Und aus dem Gefühl, daß eine praktische Betätigung gewissen Studien mindestens zur Seite gehen müsse, fügte er hinzu: „Wenn ich hier ein fixes Brot vor Augen sähe, so könnte ich noch ein Kollegium Metallurgie hören."

Täuschen wir uns jedoch nicht: auch hierbei stand nichts als das Erziehungsziel im Blickpunkt. So schloß er auch diesen Brief von 1812 mit den Worten: „Der Dir jedoch mitgeteilte Gedanke ist bloß eine Nebenidee, auf welche ich keineswegs rechne. Sondern mein Hauptstreben ist immer dahin gerichtet, mich zum Lehrer auszubilden. Und hier ist mein Auge unverwandt vors erste auf Berlin und Preußen gerichtet." Bis er seinen Zweck erreicht habe, werde er dem Bruder nicht viel von seinem Schicksale mitzuteilen haben. Er behielt mit dieser Voraussage bitter recht und nicht nur, weil eine erzieherische Betätigung noch lange Weile haben sollte.

Die Welt war voll Spannung. Europa ging der großen Auseinandersetzung mit Napoleon entgegen. Das pädagogische Jahrzehnt versank vor dem offenen Kriegslärm und erstarrte vor dem unheimlichen Heranschleichen gewaltiger Völkerbefreiungs-Kämpfe. Fröbels Schweigen zu Christoph hatte aber weit persönlichere Gründe, bis die Kriegsläufte den Gedankenaustausch endgültig unterbanden und schließlich den einen Bruder des andern beraubten. Uns haben die Umstände, unter denen der exakte Wissenschaftler seine Generationsgrenze überschritt, noch einiges zu sagen.

Nach Griesheim hin zu denken, war keine Freude. Die Zustände im Hause der Schwiegereltern waren für Christoph so unerträglich geworden, daß der Arme beim bloßen Gerücht von einer Versetzung aufatmete. Statt einer besseren Stelle brachte ein Zugriff der Kirchenbehörde eine fast drückendere Wendung. Das Konsistorium hatte mit Wirkung vom

Michaelis 1811 den starren North gezwungen, hinter dem Schwiegersohn zurückzutreten. Die Schwiegereltern hatten aber auch weiterhin die Wohnung mit Christoph inne. Christoph erhielt 75 Reichstaler mehr und damit die Hälfte der ganzen Pfarrbesoldung zuerkannt. Er konnte aber nur seufzen: ‚Was wir mehr einnehmen, entgeht ja den Schwiegereltern.'

Konnte Fröbel sich in diese lastend kleine Welt versetzen? Ihm war das unmöglich aus allerinnerlichstem Grunde. Das Unmaß geistigen Arbeitens zeitigte eine neue Gespanntheit seines Seelenlebens. Sie läßt sich nur mit jener vergleichen, die zum absoluten Lebensgefühl der „Sphaira" führte. Aber ihre Richtung war eine sinnlichere geworden. Ein vollkräftiger Mann träumt sich nicht ungestraft als Gatte der Frau eines andern, da diese Idee, wollte sie nicht ein bloßes Spiel darstellen, aus ursprünglichen Blutsregungen gespeist gewesen sein muß. Wenn Fröbels innere Keuschheit diese Empfindungen auch niederhielt und seinen Geist in exakter Wissenschaft abarbeitete, sein Herz bedurfte doch eines bestimmten Gegenpols. Stunden der Ausspannung waren es auch jetzt, in denen bestimmte Seelenlaute danach bei ihm heraufklangen. War in den Göttinger Sommernächten das Drängen zur Ruhe in Gott gelangt, so stieg das Herz aus solcher Ruhe ringend und drängend auf zur Verklärung der Freundin und darüber hinaus — zur leidenschaftlichen Liebe, wobei die räumliche Trennung die äußere Sicherheit bot.

Briefwechsel mit der einstigen Freundin schürte das Feuer. Er las aus ihren Zeilen Empfindungen, die er denkend in sich wiederfand und in der Einheit seines Geistgemütes verarbeitete. In dieser Zeit machte er die Eintragung in seine Tageblätter: „Ariadne. Eines nur lebt in Ewigkeit, reine Liebe. Heilig ist meiner Seele der Engel, den ich in meiner Liebe vor Gottes Tron wiederzufinden hoffe. Glaube ist uns gegeben; er muß uns erhalten." Am Ende des Jahres 1811 schrieb er auf ein Tageblatt: „Jahresschluß 1811: Ich schließe dies Jahr mit heiligem, reinen Andenken an Dich G. — an Dich Ariadne, an Dich Familie mit unsterblichem Dank für Eure Liebe, Eure Treue." Danach wuchs die Leidenschaft. Am 9. Januar 1812 fand sich mitten unter Kollegaufzeichnungen eine verräterische Note ein: „Nach Erhalten des Briefes der G.: Beten bewirkt eine spontane Wirkung."

Wir wissen nicht, wie viel von diesem Kampf nach Frankfurt hin verlautete. Anzunehmen ist: rein nichts, was sich nicht unter Mitteilungen äußerer Art verbarg. Auszüge, mehr noch Zwischenbemerkungen in solchen, die Fröbel für sich in den Monaten März und April 1812 machte, sagten desto mehr. Die Blätter dienten schwerlich noch schöngeistigen Plänen, wie jene aus den voraufgegangenen Herbstferien. Wie ein Stab-Magnet

dazu dient, Eisenspäne, um sie zu stählen, aus Splittern, die nicht Eisen sind, herauszuziehen, so suchte er mit starkem Willen sein liebendes Blut zu bannen. Danach waren die ausgezogenen Stellen der ihm zugänglichen Bücher ausgerichtet. Die Lesefrüchte selbst haben noch genug von gefühlsseliger Weichheit. Aber Fragen und Bemerkungen Fröbels geben ihnen den Charakter mannhafter Ideale. Das Ganze strebte nach Erfassung des Vollmenschentums. Vor Karoline Pichlers ‚Eduard und Malvina‘ klang ihm noch einmal der Ton an, den der dienende Hofmeister einst der Herrin entgegengesetzt hatte. An eine Stelle, die von Adel der Seele und feinem Betragen spricht, mit denen sich unter Bettlerkleidung ein fürstlicher Jüngling verrate, fügte Fröbel eine Bemerkung an. Warum heiße es fürstlicher Jüngling? Warum nicht Jüngling, der das Bewußtsein seines Adels und seiner Würde errungen hat? „Weil dem Fürstensohne, dem freigeborenen, erlaubt ist, sich frei aus sich herauszubilden, und weil es leider so oft nur diesen erlaubt ist, nach dem Gefühle ihrer Würde und im Gefühl ihres Menschen- und Geistesadels zu leben.“ Deshalb schließe man vom Adel der Seele und des Betragens, vom edlen Stolz auf fürstliche Geburt, fürstliches Geblüt. „Aber dem sich selbst errungenen Mann“ stehe es frei, „sein Inneres tief von seinem Adel, seiner Würde, dem edlen Bewußtsein seines Wesens erfüllen zu lassen, daß auch sein Betragen in den widrigsten Verhältnissen den errungenen fürstlichen Geist beweise .... usw.“ Dieser Gedanke der Selbstveredlung war Fröbel so wichtig, daß die Bemerkung länger wurde, als der ganze Auszug.

Weit umfangreicher schrieb er ‚Allwills Briefsammlung‘ aus, in der Jacobi unter einem Motto aus Herder (dann sei die Dichtkunst am wirksamsten, wenn sie wahre Sitten, lebendige Natur darstelle) die ‚Geschichte einer Druſen-Familie‘ benutzte, um eine verhältnismäßig freie Auffassung vom Ursprung und Mißbrauch mythischer Sagen und Religionslehre zu geben. Fröbel sah sich dabei zur Frage veranlaßt: „Wie verhält sich nun zu diesem Prinzip aller mythischen Religionslehren das Prinzip der Lehre Jesu?“ Er antwortete, und schritt in der langen Selbstaussprache nunmehr über seinen Seelenfreund Jesu zu Gedanken über Unsterblichkeitsglauben und Liebe: „Ist nicht das Prinzip der Religionslehre Jesu die tief im Herzen sich ahnend kundgetane Göttlichkeit unserer Natur? . . .“ „Niedergeschrieben am letzten Tag meines 30sten Jahres. Am 20. April 1812“ setzte er darunter.

Beim weiteren Abschreiben einer Anzahl Stellen gab eine Überlegung die Richtung, die sich erst ein Jahr danach voll auswirkte. „Wann überlebt der Mensch sich selbst? Wenn er in seiner Ausbildung stille steht; wenn die allgemeine Ausbildung des Geschlechtes fortgeht und er, er allein in

derselben zurückbleibt." Jacobis langatmig angestrebtes Ziel verfolgte er mit geduldigem Abschreiben bis zum platten Gipfelwort: „Die zarte Seele, zu allem Schönen und Guten gebildet, in deren Innerstem längst des Himmels-Funke glühete, der nur geweckt werden durfte, um als rein ätherische Flamme zu glänzen, war es wert, Christi Schülerin zu werden — und Mechaled, ihr anderes Selbst, teilte ihre Empfindungen." Solch säuselnder Höhenkult war Fröbel recht, sein und der Geliebten Streben darin wieder zu erkennen. Denn diesem Lesen voraufgegangen war schon im März eine jener gutgemeinten Familienerziehungsgeschichten ‚Hermann Lange'. Sie kreist mit geziemender Rührung über Fragen von Jugend, Vaterland des Tüchtigen und wahrer Menschlichkeit. Auch hier hielt Fröbel zahllose Stellen des Ausziehens wert. Warum? Fröbel meinte: „Hermann schrieb jederzeit, wovon seine Seele gerad voll war und hätte an eine Geliebte nicht anders geschrieben."

Es scheint, daß Fröbel im März über diesem Machwerk zur Erkenntnis seiner Liebe gekommen war. Der Auszug erhielt fast nur jene Zwischenbemerkung. Einzelne Stellen führten ihm das Wesen der Frau Carolina von Holzhausen übermächtig vor Augen. Er fügte ein C in den Satz „Emilie E hat auch den Stolz, nicht eitel zu sein auf das, was sie ist". Verräterischer war ein zweiter ausgeschriebener Satz: „Der silberreine liebliche Ton ihrer Stimme bezeichnete die engelreine kindliche Unschuld ihrer Seele." Zwischenein war der Damm seines aufgestauten Gefühls gebrochen. Mit gotischen Lettern, wie Fröbel sie seit seinem 20sten Jahre liebte, wenn er Höhepunkte seiner Empfindung dem Papier überlieferte, schrieb er aus und setzte das Datum hinzu „Am letzten März Mittwoch am 31., 14 Tage nach dem 18. März": ‚Zwar sehe ich nicht, wie das alles enden wird; aber ich bete alle Tage: Gott lasse mich nur nicht unter meinem Glücke erliegen. Bei diesen Worten drückte er die Geliebte an seine treue Brust'. Dem Datum folgte ein Stoßgebet dieses seltsamen, im Entsagen entzückten Liebhabers: „O Gott! versage mir alles, nur nicht die Kraft, dieses Herz zu beglücken." So lebt ein Kind mit Gestalten, von denen es liest.

Den Ton, den jene Zeit verlangte, hatte Adolf Lindau, ein Leipziger Privatgelehrter und späterer Übersetzer Walter Scotts, zu treffen gewußt. Ganz vor allem in einem Roman ‚Heliodora, die Lautenspielerin aus Griechenland'. Die Ärmste mußte zum Vorwand dienen, sich mit Wechselreden über alles zu ergehen, was der breiteren Masse in der Geistesarbeit der deutschen Klassiker zu hoch war. Die ‚Heliodora' verflößte klassisches Geistesgut mit Reden über das Altertum, und wie das Griechentum am besten mit dem Geiste der Neuzeit zu vereinen sei. Dieses Werk lieferte Fröbel die weitaus meisten und ausführlichsten Abschriften. Eine längere

traf zusammen mit dem, was ihn seit Arndts ‚Germanien und Europa‘ beschäftigte. „Germanismus ist nicht an ein Land gebunden, so auch Gräcicismus nicht.“ So trug Fröbel ein und schrieb weiter ab. Zu einem langen Erguß über ein Fortleben nach dem Tode machte er den Zusatz: „Das Bewußtsein der innigsten Liebe ist der sicherste Bürge der Unsterblichkeit.“ Eine eben so lange Schwarmstelle führte dem Liebenden den Stern seiner Sterne herauf und zwingt uns durch seinen Nachsatz, sie mit ihm nachzulesen.

„‚So ruhig bin ich mein Freund, so friedlich in meiner innersten Brust, seit ich Dir ganz vertrauen kann. Ja, in Dir ist Wahrheit, oder sie ist nirgend in Männerherzen! Und den Jammer würd ich nicht vertragen, durch Dich zu einem so furchtbaren Bekenntnis gezwungen zu werden. Siehe, es ist kein Trug und kein Arges in mir! mit gutmütigen Kinderblicken schaue ich jeglichen an, der mir begegnet, und wenn er dann mir hämische Seitenblicke zuwirft und mich hinterrücks höhnet, so nimmt er immer meine besten Stunden mit sich hinweg. Wozu das alles, fragst Du? — Nein! mein Geliebter, bei allem, was uns das Heiligste ist! kein Argwohn hat mich ergriffen! Denn der Mann, der zum erstenmal: ich liebe! von mir hörte, weiß die Bedeutung dieser Worte zu schätzen. Untreue? — Treulosigkeit? — Pfui, die Wörter sollten unter Seelen, die ihren Adel fühlen, nie gehört werden. Denn sage selbst — wie kann nur der leiseste Gedanke von Untreue in dem Weibe aufkommen, wenn es nicht alle Selbstachtung, alles Gefühl seiner Würde verloren hat? — und wie kann das Weib leben ohne diese? Der treulose Mann, wie kann er sich fürder ohne Erröten zu seinem Geschlechte zählen — wenn er das hohe Palladium desselben — Großmut so verleugnet hat? —‘ (: Niedergeschrieben im unveränderlichen Andenken, im liebenden Andenken an Dich teure Seele, da ich in jedem Wort Dich hörte. Am 13. April 1812.“

Galt dies Gedenken aber wirklich der Frau Caroline von Holzhausen? In der ‚Heliodora‘ war einer Gestalt eine besondere Rolle zuerteilt. Sie hieß Cornelia. Winzig klein schrieb Fröbel unter die acht Buchstaben Cornelia die Ziffern 14378562. Das war ein Liebesspiel um die eine, die den Namen Caroline trug. Bedeuteten aber die gesamten Auszüge nichts anderes als ein Versteckspielen, so doch im Sinne des einen Zitats, das er doppelt unterstrich und mit drei Ausrufungszeichen versah: ‚Die Phantasie überläßt sich so willig diesen süßen Täuschungen [‚lieblicher Dichtungen‘], und das Herz errichtet gern Altäre.‘ Ein hinzugesetztes stummes NB verriet, daß er sich mit dieser Wahrheit noch auf anderer Spur fühlte.

Auf welcher aber? Die Auseinandersetzungen mit zahllosen Stellen gerade der ‚Heliodora‘ haben als das beste Beispiel zu gelten, in welcher

naiven Weise Fröbel sich seinen Anteil an dem deutschhumanistischen Gedanken seiner Zeit sicherte, daß der Geist des Altertums, daß „Harmonie und Einheit" zu schöner Menschlichkeit erziehen könne. All sein Sinnen darüber quoll aus dem Erleben des Gegensatzes zu Frau von Holzhausen, also aus jener Polarität männlicher und weiblicher Wesenheit, die ihm sein Denken über „*ΠΑΝ*" und „Sphäre" erschlossen hatte. Nicht nur, daß er jetzt meinte, die Seele des Mannes und früher noch die des Mädchens suche sich selbst zu erkennen, indem jedes sich am andern Ideale seinen Gegensatz schaffe. Die Natur selbst habe das so eingerichtet, damit „Wahrheit und Erkennen" (das Streben des absoluten Mannes) ergänzt würden durch „Darstellung, Bildung, Kunst, Schönheit" (das Streben des absoluten Weibes). Deutlicher kam seine Meinung zum Ausdruck, wo Fröbel, immer an Hand seiner Auszüge, „Gesetz und Recht" der „Sitte" gegenüberstellte, jene beiden stützte auf „die anatomierende und tötende Reflexion", die der Sitte fremd sei, die letztere aber auf „das Zartgefühl der Frauen".

„Am 19. April 1812" schrieb Fröbel und unterstrich dieses Datum: „Alles, was dir auch nur immer in der Welt begegnen mag, benutze dazu, Dich selbst zu finden, die Harmonie Deines Wesens wieder herzustellen." Sie gehe verloren durch Verirrung vom Grundtriebe unseres Wesens, von der Liebe. Der Roman hatte einer Frau in den Mund gelegt: ‚Uns hat die Natur unsere Welt gebildet'; Fröbel hatte hinzugesetzt: „aber wir müssen uns dieselbe . . . zum Bewußtsein bringen". In Iferten hatte seine Liebe noch allein um Jesus gekreist. Am Altar, den sein Herz jetzt der Frau von Holzhausen errichtete, vernahm er „die Göttlichkeit unserer Natur". Wir kennen bereits diese Eintragung „niedergeschrieben am letzten Tage meines 30sten Jahres. Am 20. April 1812". Der Ring der Liebe war damit geschlossen und die Liebe des irdischen Menschen, die irdische Liebe, in das Licht der himmlischen erhoben. Der letzte der ‚Heliodora' entnommene Satz hatte gelautet: ‚Was ist zuverlässiger, als das Herz des edel Geborenen?' Das Göttinger Sommerhalbjahr 1812 erhielt durch diese Stimmung die Weihe, gehörte im übrigen den strengen Naturstudien.

Aus der Zeit dieser Studien sind uns zwei Bücher erhalten. Das eine ist eine Beschreibung der einfachen Mineralien von Hausmann und heißt ‚Versuch eines Entwurfs zu einer Einleitung in die Oryktognosie'. Die Vorrede beginnt mit den Worten: ‚Bei keiner Wissenschaft kann eine systematische Behandlung von so großem Werte, ich darf sagen, so unentbehrlich sein, wie bei der Naturgeschichte.' Das gab Fröbel die genaue Einstellung zu seinen mineralogischen Studien. Aber er vergaß darüber keinen Augenblick die Grundgedanken seiner „Sphaira". An den Rand des Abschnitts über ‚Spaltung' schrieb er mit Blei: „Das wichtigste Kapitel

in der Einleitung"; denn er las in ‚Spaltung' seinen Begriff „Trennung". Batschs und Göttlings Anregungen aus Jena wurden ihm wieder gegenwärtig: auf Seite 88 setzte er zu Hausmanns Satz: ‚Der Durchgang der [mineralogischen] Blätter, oder das Durchschneiden der Spaltungsrichtungen' an den Rand: „Dies ist die Basis der Struktur der Fossilien"; und getreu seinem Studienanfang in Göttingen machte er zur Festsetzung der Begriffe ‚Art, Formation und Varietät' in der Mineralogie die an Batschs und Göttlings Menschen als ‚Grundtypus aller Schöpfung' erinnernde Randbemerkung: „Der Anfangspunkt aller Klassifikation liegt in der Mitte; man geht nach zwei Seiten hin."

Das zweite Buch war Strohmeyers ‚Grundriß der theoretischen Chemie'. Mehr noch an diesem Buche übte er die unmittelbare Anwendung naturwissenschaftlicher Blicke auf den Menschen. Im § 4 der Einleitung, in der Strohmeyer den Begriff seines Arbeitsgebiets gab, hat Fröbel das Wort ‚der' unterstrichen: ‚Chemie ist derjenige Teil der allgemeinen Körperlehre, welcher die Erforschung und Kenntnis der Mischung der Körper und die Untersuchung der Kräfte derselben zum Gegenstande hat.' Die Unterstreichung war eine versteckte Frage; denn dort, wo Strohmeyer sagte: ‚die chemischen Grundkräfte bleiben uns ihrer Natur nach unbekannt', erhob Fröbel Einspruch. Er schrieb an den Rand: „d. h. man kennt die chemischen Grundkräfte nicht unmittelbar, sondern mittelbar, was wohl auch ganz natürlich und absolut notwendig [ist], da ein unmittelbares Erkennen nur ein eignes subjektives sein kann." Die Bemerkung ging weiter und kam schließlich in die Nähe der Gedanken Goethes über den ‚Versuch als Vermittler von Subjekt und Objekt': „es kann jene unmittelbare Erkenntnis jener chemischen Grundkräfte so wie eines jeden Dinges in der Natur nicht anders stattfinden, als wenn wir sie subjektivieren, d. h. zum Subjektobjekt erheben." Noch weiter in diesem Gedanken vorstoßend, vereinte Fröbel sein „weltenbauisches" Lebensgefühl mutig mit dem individuellen x seines „sphärischen Denkens"; er schrieb: „wir erkennen, daß sie [die subjektobjektivierten Dinge] eine ebensolche Kraft, als die in uns wohnende, nur anders individualisiert, modifiziert, sehn [!]; d. h. auf einer anderen Stufe, der Ausbildung nach, stehn, als die in uns lebende, sich schon zum Bewußtsein erhoben habende [Kraft]."

Wir müssen hier und für die sogleich folgenden Gedanken an das berühmte vierte Kapitel in Goethes ‚Wahlverwandtschaften' erinnern. Denn wie in diesem Roman Goethe, so dienten dem sinnierenden Fröbel die chemischen Beobachtungen zur Erfassung des sittlichen Bewußtseins. Bei einer an sich kaum genügend Anlaß gebenden Bemerkung Strohmeyers über den Unterschied zwischen chemischer Mischung und mechani-

schem Gemenge setzte er an den Rand: „Wie im Geiste beim Anblick dieses oder jenes Gegenstandes eine völlige Umschaffung des Menschen vorgeht. Der Liebevolle wird zornig, heftig, trotzig usw., der . . . hart." Wird da eine alte Wahrheit als Randbemerkung im Chemiebuch eines mystischen Kristallfreundes noch lächeln machen: „Die Handlungen eines Menschen sind der Spiegel seiner Seele; sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist?" Der exakte Mineralog auf dem Wege zur Menschenerziehung suchte eben den Umgang mit einem Leben, das unsere Sprache nicht zufällig ein kristallreines nennt.

Doch wieder erhebt sich die Frage nach dem wissenschaftlichen Wert so ausgerichteter Studien. War es zulässig, die Grenzen exakter Naturbeobachtung zu überblenden mit geisteswissenschaftlichen Grundsätzen, und Kristalle zu durchleuchten mit den Strahlen der Sittensonne aus dem menschlichen Herzen? Fröbel hätte sich wohl auf einem Irrwege befunden, wären seine mineralogischen Bemühungen etwas anderes gewesen als Mittel zum Ziel seiner Lebenswissenschaft. Er war in der gleichen Lage, die es dem Morphologen Goethe so schwer gemacht hat, mit seiner Lebensbelauschung und Bildungsidee auch als Naturforscher Anerkennung zu finden. Es handelte sich hier nicht um Feststellung des Gewordenen, sondern um den genialen Blick für die Gesetzlichkeit des Werdens.

In Berlin lehrte 1812 Professor Weiß. Er war nur zwei Jahre älter als Fröbel, wurde aber der Begründer der Kristallographie. Herzlichster Verehrer und ein persönlicher Freund Goethes, ging er mit der Art dieses Lebenskünders seiner Aufgabe nach. Die tiefbegründete Geistesverwandtschaft mit Goethes morphologischem Schauen spricht am unmittelbarsten zu uns aus einer Begegnung vom Jahre 1818 in Karlsbad, die Weißens Feder in einer begeisterten Schilderung aufbewahrt hat. Der Mineraloge hat dem Dichter mit wissenschaftlichem Aufwand das Rätsel der beiden Arten Feldspat-Zwillinge zu erklären gesucht, die man Karlsbader Zwillinge nennt. Er machte ihn auf die spiegelbildlich unterschiedliche Richtung der Schichten oder Tafeln dieser Feldspatkristalle aufmerksam und bemühte dabei zur Versinnlichung den rechten und linken Arm des eigenen Körpers. Nun sieht er Goethe vor sich: ‚Mit einem recht befriedigten und behaglichen hm! hm! wiegte er den Kopf vorwärts und rückwärts; dann hob er die Hände ein wenig auf, und indem er mit ihnen das sogleich zu beschreibende Manöver machte, sagte er: also die einen sind so und die andern so! Und damit schlug er die Hände zusammen, erst wie gewöhnlich mit der inneren Seite (den Handtellern) gegeneinander, dann, nachdem er sie umgewendet, beide wieder mit dem Handrücken gegeneinander . . . Und ich, nicht wenig stutzend im ersten Augenblick.

begriff erst bei mehrerem Nachdenken, wie treffend seine bildliche Darstellung war.'

Die kleine Anekdote, wie sie Weißen als ‚Spur' des Löwen tief im Gedächtnis blieb, wirft uns ein helles Licht vorauf, in welchem Geist und mit welchem symbolischen Blick Fröbel an die Bildungsgesetze der Kristalle herangeführt werden wird, sobald er Göttingen wirklich mit Berlin vertauscht. Wer an solchem Beispiel das Muster der Verständigung sieht, muß von vornherein in diesem Sinne gelehrt haben. Mit dreißig Jahren pflegt bei einem Manne festzuliegen, was an ihm ist; und mittlere Jahre des vierten Lebensjahrzehnts falten nur noch seinen Kern aus, formen sein Wesen nicht mehr um. Das gilt für Weiß, ebenso aber für den nunmehr $30^1/_2$jährigen Fröbel. Wir verstehen also, daß diesen nicht nur die Hauptstadt Preußens anzog wegen seiner Hoffnungen auf die Sektion für Erziehung, sondern auch zu seiner Ausbildung als Mineraloge. Sein Lehrer Hausmann in Göttingen stand selbstverständlich in Beziehung mit Professor Weiß.

Die Herbstferien verbrachte Fröbel wieder beim Bruder Christian. Von der Osteroder Familie nahm er herzliche Wünsche in seinem Stammbuch mit davon. Die Nichte Albertine — sie wird uns später recht bedeutsam werden — schrieb damals, wie ein Mädchen zu tun pflegt, Rosenreime auf kosen; Johanna Caroline, ihre Mutter, wählte eigene Worte, wie eine Schwägerin einen liebgewordenen Besuch ins ernste Leben entläßt. Christian zeichnete sich unterm 1. November 1812 mit den Zeilen ein: ‚Du gehest, o Bruder! dem Bilde der frostigen Zukunft — dem Winter entgegen. Aber so, wie die Natur im Winter sich erholt und Kräfte sammelt, um mit unaufhaltsamer Kraft des Frühlings allen Stürmen und unfreundlichem Wetter zum Trotz mit verjüngter Schönheit hervorzutreten; so wird auch deine Zukunft sich heitern und kräftig und schön hervorbrechen und einst blühen und viel Früchte bringen . . .' Ist Fröbel damals trotz allen Schwunges seiner Seele solchen Zuspruchs bedürftig erschienen?

In Berlin angelangt, war er bald vom Rektor Savigny durch Handschlag als Bürger Universitatis litterariae Berolinensis anerkannt und verpflichtet worden. Siegel und Unterschrift des Dekanats der philosophischen Fakultät ließen ihn sich fühlen als ‚Virum iuvenem praenobilissimum Fridericum Guilelmum Augustum Froebel Schwarzburgicum'. Nachdrücklicher, als ihm lieb war, sollte er im Laufe eines Jahres merken, nicht Landeskind Preußens zu sein. Aber der Staat Friedrichs des Großen bewies sich auch ihm als Hochschule der Pflichterfüllung. Zwar nicht Berlin, sondern die Provinz, die Preußen den Namen gegeben hatte, war es, wohin zur Zeit das Herz dieses Staates schlug.

Schon im Jahre 1808 war unterm Anstoß durch den Rektor der Universität Kants, des 4 Jahr vorher verstorbenen Metaphysikers der Pflicht, dort in Königsberg ein sittlich-wissenschaftlicher Verein unter dem Namen ‚Tugendbund' gegründet worden. Der Tugendbund wollte den vaterländischen Sinn heben. Unter Teilnahme von preußischen Offizieren zielte er auf Abschüttelung des Jochs Napoleons. Grolmann, Boyen und der hohe Geist Gneisenaus hatten sich in den Dienst der Sache gestellt, der König die Satzungen genehmigt. War auch der ‚Tugendbund' unterm Drohen der Franzosen nach einjährigem Wirken aufgelöst worden, seine Saat wucherte fort.

Besinnlichen Deutschen war immer mehr zum Bewußtsein gekommen, daß Napoleon, der Sohn der Revolution, halb zwangsläufig, halb wollend, seiner Herkunft ins Gesicht schlug. Ruhige Beobachter, die den Blick über den Alltag hinaus bewahrten, fühlten wohl die persönliche Größe des Korsen. Ihnen schauderte aber zugleich vor der Persönlichkeit, die an Stelle der Welle, die sie heraufgetragen, sich selbst zur Sturmflut zu machen wagte. Mehr noch waren die ehrfürchtigsten Verehrer des Lebens von der Kraft schlechthin gebannt, deren Fähigkeit das menschliche Maß übersteigen zu können schien. Goethe äußerte: ‚Rüttelt nur an euren Ketten; der Mann ist euch zu groß.' Gerade jetzt aber hatte Napoleon die Natur selbst in die Schranken gefordert, indem er dem russischen Winter trotzen zu können glaubte, abgesehen ganz von seiner Unterschätzung dumpfer Volksgefühle. Hinterher sah auch Goethe, der größte Deutsche, Napoleon unter dem Zeichen Timurs des Schrecklichen.

Fröbel, wir hörten es, hatte einen Augenblick zu dem „jetzigen Allgewaltigen" aufgeblickt. Ihm war auch Timur begegnet. Freilich nur in jener ‚Geschichte einer Drusenfamilie'. Er hatte sich im April 1812 ausgeschrieben: „So wie das von Gengis-Khan gegründete und von Timur Lenk erneuerte Reich, sinken alle mächtigen Reiche, die sich selbst überlebt, ihren Untergang durch eigne Schwäche selbst bereiten". Damals hatte Fröbel den Begriff „überlebt" mit der Einfügung erklärt: „d. h. in dem allgemeinen Streben der Natur nach Vollkommenheit [überlebt], deren Gesetz Sterben und Auferstehen, deren Äußerung ebenso ein ewiger Tod wie ein ewiges Leben genannt werden kann." In diesem Sinne hatte Fröbel auch die uns bekannte persönliche Anwendung darangeschlossen: „Wann überlebt der Mensch sich selbst? Wenn die allgemeine Ausbildung des Geschlechts fortgeht und er, er allein . . . zurückbleibt."

Ahnungslos, welches Völkergewitter gegen den Unterdrücker von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit heraufzog, war der 30jährige nur zu seiner persönlichen Vervollkommnung nach Berlin gegangen. In dem Schlaf der Bravheit, den die von oben gewünschte Ruhe als

‚erste Bürgerpflicht' den Berlinern auferlegte, hat er kaum etwas von der heranschleichenden Lösung gewahrt. Wenn auch die Schwüle ihm unmöglich ganz entgehen konnte, die mitgebrachte Spannung der eigenen Seele war nicht das Mittel, um sie richtig zu deuten. So verfolgte er während der Wintermonde ausschließlich seine Studien. Einige angenehme Stunden verbrachte er mit einer schon in Göttingen geschlossenen Bekanntschaft, einem jungen Herrn von Seckendorf. Er lebte so zurückgezogen, daß Monate vergingen, ehe er vor ein Tor Berlins oder in den Tiergarten kam, trotz der Brotarbeit, auf die er nicht vergebens gerechnet hatte. In Berlin bestand eine vielgenannte private Erziehungsanstalt, die von Plamann nach pestalozzischem Muster geführt wurde; Bismarck ist später dortselbst Schüler gewesen. Ohne Schwierigkeit hatte Fröbel einige Stunden durch Plamann übertragen erhalten. Das Wehen östlicher Winde, das von einem Völkerfrühling raunte, lockte ja die Besten, sich über die Oder und weiter nach Preußen oder Schlesien fortzustehlen. Außer der hinlänglichen Sicherung täglichen Brots gab die Beschäftigung Fröbel nichts. Er fand in der Anstalt weder den höheren Geist, noch die Einheit des Unterrichts. Immerhin hielt sie einen Teil seines Denkens in dem Kreis der ausübenden Erziehung fest, während die Vorträge des Professors Weiß ihm in der Tat das boten, wonach er sich gesehnt hatte. Sie entwickelten immer mehr seine Überzeugung von dem nachweisbaren innern Zusammenhange aller kosmischen Entwicklung.

Aber die Zeitläufte? Wird der anhebende Kriegslärm Fröbel, den Mann des Friedens, den ‚Ausländer' unter Preußen, nicht doch in den Bann ziehen?

* * *

24.

Der deutsche Kriegsfreiwillige.

Der März 1813 war erschienen. Alles griff und rief zu den Waffen, das Vaterland zu verteidigen. „Ich hatte wohl eine Heimat, ein Geburtsland; ich könnte sagen ein Mutterland, aber eigentlich kein Vaterland." Die Heimat erließ keinen Aufruf. Dafür erhob aber ein einfältiges Rechtsgefühl allerpersönlichster Art in Fröbel die Stimme: der Staat, von dem er sein Brot erhoffte, hatte nach Fröbels Empfindung Forderungen an ihn voraus. Der Name des Königs stand unter dem Aufruf vom 18. März; so galten dessen Worte auch ihm, dem vorläufigen Ausländer. Er fühlte sich aufgerufen zum Kampf für das höchste Mannesgut, für „die Würde des freien Menschen". Flüchtige Berührung mit Jahn, dem Turnvater,

stellte ihn vor die Entscheidung. Jahn war als ein Mitarbeiter an der Plamannschen Anstalt auf Fröbel aufmerksam geworden und hatte u. a. zu einem seiner freiwilligen Mitturner, Middendorff mit Namen, von dem ‚kuriosen Kauz' gesprochen, der nur Zeit finde, aus ‚Steinen und Spinnweben die seltsamsten Dinge' herauszulesen. Den Franzosen durch seine Turnerei in der Hasenheide verdächtig, war auch Jahn 1812 über die Oder und nach Breslau gegangen. Eben war er nach Berlin zurückgekehrt, um dem kriegsdienstunfähigen Eiselen den Turnplatz zu übergeben. Das Flüstern über das Große, das im Werden war, zog Fröbel stärker in den Bann. Sein Stolz ertrug es nicht, davon ausgeschlossen zu bleiben.

Die Tapferkeit eines Waffenhelden war Fröbel nicht angeboren, wohl aber eine jugendliche Empfänglichkeit für den Reiz der Selbstbehauptung inmitten der Gefahr. Daß er damit im März 1813 schon zum Helden der kühlen, alle Gefahren abwägenden Art eines Kriegers erwachen würde, war nicht anzunehmen. Die Pflicht, Blut zu vergießen, bleibt furchtbar. Sie war es erst recht dem 31jährigen, der mit Hardenberg-Novalis sogar Kristalle um den Verlust ungestörten Lebens klagen hörte und selbst Blumen des Feldes nur zu höheren Zwecken abpflücken konnte. Fröbel war zu selbständig geworden, um sich anders, denn aus innerlichsten Gründen seiner Weltanschauung zu entscheiden. Zunächst empfand er den Aufruf zum Krieg als Zeichen einer allgemeinen Not. Er fühlte, daß es unwürdig und unmännlich sei, diese Not der Menschen, unter denen er lebte, nicht mitzubekämpfen. Die Furcht vor der Schamröte war seine Feigheit, die ihm das Blut der andern nicht röter erscheinen ließ als das eigene. Das heißt er meinte, nicht zurückbleiben zu sollen, weil er sonst nie von seinen einstigen Zöglingen Aufopferung und Hingabe fordern dürfe, noch sie zu irgend etwas Großem begeistern könne, und daß die Zeit drängte, weil Kinder ihr Vaterland noch nicht selbst verteidigen könnten.

In Wahrheit erlebte Fröbel, was einst die ersten Kreuzfahrer erfüllte, als der Ruf erscholl: ‚Gott will es!' Die ersten Kreuzritter lebten des Glaubens, das Grab Christi befreien zu müssen. Für Fröbel, den Erzieher, handelte es sich um ein Zerbrechen des Grabes der Freiheit. Dadurch führte das reichlich schwerblütige Ringen gegensätzlicher Gefühle, ihm selbst überraschend, zur Geburt des deutschen Mannes in Fröbel. Das zeigt, wie wenig etwa Lesefrüchte aus Fichte und wie mittelbar selbst Schillers treu befragte Stimme an diesem Werden des deutschen Erziehers teilhatten. 1828 schrieb er bei Erwähnung des ‚Aufrufs an mein Volk': „Etwas anderes war es, was mich zwar nicht mit Enthusiasmus, aber mit einer felsenfesten Entschlossenheit in die Reihe der deutschen Krieger rief. Es war das Gefühl und Bewußtsein von dem rein Deutschen, das ich als etwas

Hohes und Hehres in meinem Geiste verehrte und von dem ich wünschte, daß es überall ungehemmt und frei sich kundtun möge." Hatte er die rein menschliche Grundlage in diesem Rückblick nach 15 Jahren wirklich schon in ihrer letzten Regung, der allgemein menschlichen, ganz klar erfaßt?

Letzten Endes handelte es sich bei seinem Entschluß erst um ein dunkles, aber ein grund-männliches Empfinden. Das ‚rein Deutsche', was hier gemeint war, ist zu versinnlichen mit dem zweiten Pfeil und der Armbrust Wilhelm Tells, wie das in Schillers Schauspiel des freien Volkes der Schweizer zu allen Deutschen der damaligen Zeit gesprochen hat, wie es noch jetzt beim Volke, das in der Mitte Europas im Angesicht der Alpen friedfertig lebt, gepflegt wird. Es handelte sich um die Liebe des freien Mannes zur schützenden Waffe. Der Freiheitlichgesinnte übt diese Freude, weil erst die eigene Waffenfähigkeit die politische Freiheit verbürgt. Wir möchten an Gottfried Kellers Schilderungen Schweizer Volksfeste erinnern. Auch Fröbel hatte dergleichen schon in Iferten erlebt. Pestalozzi ließ seine Zöglinge mit Flinten exerzieren, mit losgehenden, wie auch mit Böllern, die nicht von Holz oder Pappe waren. Im Bilde Fröbels verbirgt sich dieser Zug des sittlichen deutschen Mannes, weil er ihm wirklich nur die ultima ratio des Bedrängten galt.

Jedenfalls beschloß der ‚Seelenfreund Jesu', als Kriegsfreiwilliger in Lützows Schar das Seinige zu tun.

Ein Gedanke tat ihm weh: der Krieg mußte den Briefwechsel mit der geliebten Frau unterbinden. Wohl übergab er seinem Lehrer Weiß Briefe nach Frankfurt a. M. „an Mettingh", als an die Deckanschrift eines dortigen Freundes. Dem Bruder Christoph schrieb er, weil er glaubte, sein Eintreten in die Reihen preußischer Krieger entschuldigen zu müssen. Er wußte, daß diese Schreiben die unsicheren Grenzen nach dem außerpreußischen Deutschland vor der Hand nicht überschreiten könnten. In einem Entwurf für Frau von Holzhausen nahm sein Abschied die Wendung: „Der Mensch soll nicht isoliert leben. Dank Ihnen, Dir, hoher Genius meines Lebens." Und er feierte jetzt diese Frau überschwenglich unter dem Bilde der Lilie. Nicht der Schwertlilie, sondern jener weißen Blume, die durch Jahrtausende hin bei den Kulturvölkern als Sinnbild der Unschuld und Liebe gegolten hat. Doch das gleiche Blatt vom März 1813 enthielt auch die erste Niederschrift eines Gesuches um Anstellung als Assistent am mineralogischen Kabinett. Weiß hatte ihn zu dieser Bitte ermutigt und Erfüllung nach dem beendigten Krieg in Aussicht gestellt. Weiß tat noch mehr. Vor allem verwandte er sich unterm 7. April bei der für die Lützower Schar bestimmten Kasse um Unterstützung Fröbels, der ‚in dem von Lützowschen Freikorps als Kavallerist Dienste zu nehmen

entschlossen ist'. Aus dieser Rücksicht auf seines Schützlings schwachen Körper wurde nichts. Wir wissen also nicht, wie der Mann, dessen Antlitz und hagere Gestalt wohl immer etwas Indianerhaftes behielt, sich zu Pferde ausgenommen hätte. Ausgestattet mit Flinte und Tornister, trat Fröbel in die 5. Kompagnie des 1. Bataillons Lützower Fußjäger ein.

Bald stand Fröbel in einer langen Reihe zum Teil schon bekannter Männer und hörte den eigenen Namen am Morgen und Abend aufgerufen mit dem der Söhne von Staatsmännern und Professoren. Denn vor allem die akademische Jugend strömte zum Feldzeichen Lützows. Mit der Idee der Freiheit in edler Menschheit brachte manch einer ein bereits erlebtes und darum umrissenes Ideal für die Zeit endloser Märsche und gleichförmiger Lagerfeuer mit. Sie konnten mit solchem Vorzug unbewußt zu Erziehern echter Kameradschaft werden. Denn zunächst genossen fast alle die Jünglinge, jene Eleonore Prohaska, die als Jäger Franz in Fröbels Bataillon diente, mit eingerechnet, den romantischen Reiz, eine todgeweihte Schar zu sein. Ein ‚Schwertfegerlied' von Blomberg, das im Sommer 1813 im Korps viel gesungen wurde, kleidete diese Stimmung in die Worte: ‚Das Schwert ist des Mannes eiserne Braut.' Es veranlaßte Theodor Körner, auch einen näheren Mitkameraden, zu jenem ‚Du Schwert an meiner Linken', dem eigentlichen ‚Schwertlied' der Lützower.

Sechs deutsche Kriegslieder für eine und mehrere Stimmen mit Chören und willkürlicher Begleitung setzte Fröbels Jugendfreund Albert Methfessel in Musik und widmete sie 1813 ‚allen braven deutschen Kriegern'. Aber wenn, wie es ‚Lützows wilder verwegener Jagd' geschah, jugendliche Todesbereitschaft dauernd zum Ausharren auf entscheidungsfernen Nebenkriegsschauplätzen verdammt wird, dann hat sich's was mit der Bravheit. Wir greifen hier vor, um darauf vorzubereiten, wie das Erleben Fröbels als Kriegsfreiwilliger seinem Werden zum deutschen Menschenerzieher diente. Der nicht recht gebrauchten Begeisterung der Lützower reichte der Feldzug nicht aus zum Sterben und nicht zum rechten Leben. Nicht gerade diese erste Schar der Lützower, wohl aber ihr Erleben des deutschen Kriegertums versumpfte, nachdem es zuerst durch Tatenlosigkeit in die Rührseligkeit glimmender Lagerfeuer versank.

‚Holde Nacht, dein dunkler Schleier decket
Mein Gesicht vielleicht zum letzten Mal!'

Die Wehmut, die dies Lied eines Unbekannten im Laufe abflauender Begeisterung selbst im Heere Blücher-Gneisenaus erweckte, zwang auch im Korps Lützows dazu, solch Singen zu untersagen. Wiederholt wurde die Schar auf das schmählichste im Stich gelassen. Schwächeren Charakteren blieb nur übrig, den rohen Bedürfnissen des Tages zu leben und sich

über die Niederungen des leeren Daseins hinwegzutäuschen. Einigen gelang das mit den Resten der Hoffnungen, die ihn zum Beitritt getrieben hatten. Eitle Triebe hängten sich an den bloßen Namen ‚Freiwilliger Jäger'. Die Besten halfen sich dadurch, daß sie mit hellen Augen die Eindrücke eines ungewohnten Lebens in und mit der Natur in sich aufnahmen. Dadurch wurden sie fähig, sich mit der Verirrung und dem Mißbrauch erster Begeisterung männlich auseinanderzusetzen. Es machte sie das zwar mißtrauisch gegen jedes vorgefaßte Gebilde hochfliegender Jugendideale; den trotzig Selbstbewußten aber härtete es zum Manne, der eher vor sich selbst ausgespieen hätte, als sein ideales Streben herabziehen zu lassen. Nicht verletzt entbrennend wie Jahn, aber empfindlich verstummend zog Fröbel sich auf sich selbst zurück, um zwar noch in der Gegenwart, aber doch nur für die Zukunft weiterzukämpfen. Der Reiz der Todesgefahr verlor sich dabei: das Romantische machte dem Lebensernst Platz.

Das schlimmste Versehen lag darin, daß man die Schar, die unter den alten Farben des deutschen Reiches Schwarz-Rot-Gold für Deutschlands Freiheit auszog, nicht allein von den entscheidenden Fronten fernhielt, sondern sie schließlich unter den Oberbefehl eines Fremden kommen ließ, den die deutsche Sache wenig kümmerte. Das machte das Ausharren im Freikorps zur Schule der Verbitterung. Jahn selbst war zu leidenschaftlich, um sich innerhalb des Unternehmens mit voller Entsagung einzusetzen. Je mehr Lützows verfahrene Sache sich totlief, um so mehr blieb denen, die auf den untersten militärischen Graden selbstverständlich keinen Einfluß auf die Führung hatten, von allen hohen Zielen fast nur der Wille zur Unterordnung und damit zur Selbsterziehung übrig. Wie in seinem bisherigen Leben, so war Fröbel auch als Mann mit der Waffe der Kämpfer innerlichen Lebens, sein Kampffeld im Innern der eigenen Brust. Der Schatz an erzieherischen Gedanken wurde durch sein Leben ‚im Felde' unvergleichlich reicher, als er im ‚Frieden' und vielleicht beim Herumgetriebenwerden auf den Hauptkriegsschauplätzen geworden wäre. —

Am 15. April 1813 gab Weiß seinem Schützling ein paar Empfehlungsschreiben mit auf den Weg. Das erste galt dem Mineralogen Werner in Freiberg, seinem eigenen Lehrer, dem großen Lehrer Alexanders von Humboldt, sowie Hardenbergs Meister, der Fröbel im Meister der ‚Lehrlinge zu Saïs' begegnet war. Weiß ließ sich Werner empfehlen durch ‚Herrn Fröbel aus Rudolstadt, einen eifrigen Mineralogen und Mitarbeiter am hiesigen Mineralienkabinett'. Er war also bereits soweit über Fröbels Fachkenntnisse im Bilde, daß er nicht besorgt war, sich dieses künftigen Gehilfen vor einem Werner schämen zu müssen. Das zweite Schreiben war ein allgemeines, eine große Zahl Namen enthaltend, unter

denen in Jena Oken, in Erfurt Bernhardi, in Würzburg der daheimbleibende Dichter der ‚geharnischten Sonette' Rückert, in Heidelberg Wilkens, Fries, und wie sie alle hießen, erschienen. Die Liste war eingeleitet mit Worten wahrer Hochschätzung für den Menschen Fröbel: ‚Allen meinen geehrten Freunden in verschiedenen Gegenden Deutschlands, in welche den Inhaber dieser Zeilen, Herrn Fröbel, meinen geschätzten lieben Freund und Mitangestellten [!] am hiesigen Königl. Mineralienkabinett, seine rühmliche Bahn eines Kriegers für unsers Deutschlands Freiheit und Ehre jetzt führen möchte, empfehle ich diesen sehr wackern, mir sehr werten Mann zu besonders freundlicher und wohlwollender Aufnahme.' Auch diese und jene Familie aus der Gesellschaft hatte Weiß mit aufgezeichnet. Ein wahrer Volkskrieg legt ja wenigstens für den Augenblick die Schranken gesellschaftlichen Kastengeistes nieder. Das Versprechen, fleißig Briefe zu schreiben, war Fröbels Dank an den zurückbleibenden Weiß, seinen nunmehr zum Freunde gewonnenen Lehrer.

Der Abmarsch der Berliner ‚Lützower Jäger' erfolgte am Karfreitag, den 16. April. Jahn führte sie auf Leiterwagen über Jossen, Elsterwerda und Großenhain nach Dresden. Der zweite Ostertag wurde dort der Ruhe gewidmet. „Mit wahrer Sehnsucht," so schrieb Fröbel an den „Hochverehrten Herrn und Freund" Weiß, „ging ich nun, um nach vielen Jahren wieder eine feierliche Messe zu hören, in den Dom [die Hofkirche]. Sobald mir aber gesagt wurde, daß Kastraten sängen — Menschen, die ich verabscheue — so war ich so gestört, daß ich bis auf wenige Momente den Dom unbefriedigt verließ." Er machte einen Besuch, gemäß dem allgemeinen Empfehlungsbrief Weißens, und wurde wohl empfangen von der Frau des Hauses. „Was mich besonders von ihrer Vortrefflichkeit in sehr kurzer Zeit überzeugte, waren ihre lieben, muntern Kinder, hauptsächlich die drei Knaben. Denn für mich gibt es keinen höheren Anblick als eine Mutter im Kreise ihrer sich frei und unbefangen äußernden Kinder."

Auch die berühmte Gemäldegalerie in Dresden wurde besichtigt, noch am selben Tage. Mit dem folgenden ging es nach Meißen, begünstigt durch schönes Frühlingswetter. Bei der ersten Morgenrast stellte Jahn dem einsamen Fröbel einen Landsmann vor, Heinrich Langethal. Am 3. Sept. 1792 in Erfurt geboren, war Langethal 10 Jahre jünger. Durch eine regelmäßige Schulbildung und unaufhörlich ernstes Studium war dieser Handwerkersohn einem Fröbel vor allem in den Sprachen und in formaler Sicherheit weit überlegen. Das ausgesprochene Ziel des 21jährigen war die Theologie. Die gemeinsame innere Frömmigkeit und eine immer neu verpflichtende Liebe zur Menschheit wird über manchen Gegensatz

hinweg beide Lützower bald nahe zusammenführen. — Ob wohl beide unter den Jägern waren, denen der im Wagen vorbeifahrende Goethe in Meißen höchst widerwillig und gezwungen den Schwertsegen gab? — Zu Füßen der Albrechtsburg auf einem freien Platze am Ufer der Elbe in der Nähe eines öffentlichen Gesellschaftshauses fand sich am Abend alles, was Student war, zu einem Trunk alten Meißener Weines zusammen. Etwa 20 an der Zahl saß diese Jugend an einer langen Tafel, begrüßte und verband sich eigentlich jetzt erst. Hier führte Langethal seinem Landsmann einen theologischen Studienbruder aus Fichtes, Neanders und Schleiermachers Vorlesungen zu: Wilhelm Middendorff, geboren am 30. Sept. des verhängnisvollen Jahres 1793. Noch ein Jahr jünger also als Langethal war Middendorff, ein Sohn der Grafschaft Mark, jener Turner, dem Jahn schon in Berlin von dem ‚kuriosen Kauz' Fröbel erzählt hatte. Er brachte die Johannesnatur mit, die unter allen Umständen den Glauben an einen Genius der Menschenerziehung zu bewahren verstand. Wird Middendorff der ausgleichende Freund für alle Menschen werden, denen Fröbel fortan zu schaffen gab?

Vorerst verbarg sich der Keim einer ganz wunderbaren Männerfreundschaft noch in Middendorffs, des 20jährigen, Gefallen an Fröbels Ernst. Fröbel selbst genoß zunächst nur die Erlösung aus seiner Vereinsamung. Die gesegnete Frühlingsnacht leuchtete den letzten Stunden seines 30. Lebensjahres: der nächste Tag war der 21. April, diese Bekanntschaft also ein wahres Geburtstagsgeschenk. Nach kurzem Schlaf stiegen die drei Kameraden im ersten Morgengrauen hinauf auf die Höhe, den „herrlichen Dom" Meißens zu besichtigen. Schon eine halbe Stunde vor 5 Uhr morgens erfolgte der Abmarsch nach Oschatz. Zwei Tage darauf war die Schar in Leipzig. Froh dort einen Ruhetag für seine schwachen Schultern zu finden, ließ Fröbel Tornister und Flinte im Quartier und suchte das Haus der Tante Hoffmann auf, eingedenk der freundlichen Aufnahme bei seiner Hinreise nach Groß-Miltzow 9 Jahre zuvor.

Junge Mädchen kamen, die Tochter zum Spaziergang abzuholen. Die Augen der einen glichen denen der Wilhelmine, die so früh bestimmend in sein Leben eingegriffen hatten. Am Tage in Leipzig fand Fröbel nicht Mut und Zeit, auch nur den Namen des Mädchens zu erfragen. Der bloße Eindruck hat die Sehnsucht des heimatlosen Kriegers nach einem eigenen Herd nachhaltiger bestimmt, als das ideelle Verhältnis zu Frau von Holzhausen glauben lassen möchte.

Wie jeder Kriegsfreiwillige, der beim Aufbruch ins Feld noch mit einem Fuße im gewohnten Tage steht, hatte auch er seinen Tornister übervollgestopft. Seine Bücher sowie einen Teil des sonstigen Gepäcks

übergab er der Tante zur Aufbewahrung bis Kriegsschluß. Ein Buch wurde fortgeworfen: Schlegels ‚Lucinde'. Die Schlegelsche Hochsteigerung natürlicher Triebe konnte auch einen reinen Toren allenfalls eine zeitlang anziehen, etwa im Sinne der aristotelischen Katharsis lauernder Leidenschaften, bei Fröbel insbesondere aus der Gebundenheit jener Verdrängungen, die sich an den Kampf um Frau von Holzhausen hängten. Dem jetzigen Krieger hatte der Wind der Landstraße die Hohlheit des sich als Kunst gebärdenden Schlegelschen Sinnentanzes enthüllt. „Darüber bin ich hinaus", äußerte er beim Vernichten des Buches. Ein dritter, durch Langethal schon in Meißen zugeführter Freund namens Bauer ist Augen- und Ohrenzeuge gewesen. Unleugbar war auch dieser, damals 27jährig, von idealem Schwunge erfüllt. Aber noch $1^1/_2$ Jahrzehnte danach hat er von Fröbels Absage an Schlegel und dessen ‚Lucinde' keinen tieferen Eindruck aufbewahrt als den einer Selbstanklage des 4 Jahre älteren. Dieser Zug Bauers wirft ein Schlaglicht auf das Verhältnis der dritten sich anbahnenden Kriegsfreundschaft Fröbels. Sie hielt von vornherein einen merklichen Abstand.

August Fröbel weilte nach einem Spaziergang durchs Leipziger Rosental noch bei der Tante, als der Generalmarsch geschlagen wurde. In voller Hast brach er auf. Der kleine Vetter lief ihm ins Quartier nach und war stolz, mit Flinte und Tornister beladen neben dem Besuch zum Tore mit hinaus zu marschieren. Das nächste Nachtlager fand Fröbel im Hause eines armen Leinewebers. Lag er dort auch unterm Webstuhl auf einem Haufen Kartoffeln: „Auch gut! ich konnte jetzt die Freuden der letzten Tage in der Erinnerung genießen." Dem religiösen Kreuzfahrergefühl kam zunächst noch die Neuheit zu Hilfe, um Feste und schlimme Tage zu nehmen, wie sie fielen. Körperlich machte der ungeübte Krieger die harten und schwächenden Kinderkrankheiten des Freiwilligen durch, der unvermittelt vom Stubenhocken zum Leben auf dem Acker und Scheunenboden übergeht. Sein Marsch die Elblande abwärts wurde zum Leidensweg, wohl infolge Erkältung des Leibes; aber ein Fröbel baute nicht ab.

Noch ohne ihm die Feuertaufe zu bringen, bestand seine Abteilung am 12. Mai ihre erste Begegnung mit dem Feinde. Von 400 Mann französischer Infanterie und 100 Reitern, so schrieb er in sein Kriegstagebuch, sei $^1/_3$ vernichtet oder gefangen genommen worden. „Von unserer Seite kein Toter oder Gefangener." Das eigene Bild als Neuling entwarf er in einem Schreiben an Weiß: „Ich hoffe, daß ich immer leichter die Strapazen des Marsches ertragen und mich an sie bald so gewöhnen werde; daß sie meine freie Geistestätigkeit nicht mehr, wie bisher doch oft, wo ich nur darauf zu sinnen hatte, wie ich dem Zuge folgen wollte, unterbrechen

werden." Er träumte wirklich, wie es im Liede heißt, von Siegeskränzen und dachte auch an den Tod. „Sollte ich vielleicht in einem der nächsten Gefechte bleiben und sollten Sie es hören, so bitte ich Sie nochmals recht herzlich, es nach Frankfurt a. M. an meinen Freund, den Herrn v. Mettingh, und einem meiner Brüder, sobald als es die Umstände erlauben, zu schreiben und ihnen nur ganz kurz, als ein in dem preußischen Schutz Lebender die Notwendigkeit zu zeigen, mich für die militärische Laufbahn zu bestimmen, wenn ich ferner auf Achtung in der bürgerlichen Gesellschaft hätte Anspruch machen wollen ... Mit inniger Freude und dem schönsten Seelenfrieden gehe ich meiner Bestimmung entgegen. Ich lebe zwischen zwei beseligenden Gedanken: dem, jeden Augenblick mit Bewußtsein und Seelenfrieden an den Pforten der Welt einer höhern und reineren Erkenntnis, reineren, bessern Handelns stehen — und zwischen dem, nach jetzt errungenem Ziele zu den innigst Geliebten meiner Seele, zu meinen teuern Freunden als Mitkämpfer und Miterringer zurückkehren und die übrigen Tage meines Lebens in ihrem ... lehrreichen, erhebenden Kreise verleben zu können." Das war die Form auch dieses Wanderers zwischen zwei Welten.

Mit Fröbels körperlichem Wohlerfinden wuchs seine Kraft der Selbst- und anderer Beobachtung. Das nächste Schreiben an Weiß vom 15. bis 18. Mai aus Perleberg meldete: er habe abermals gefunden, daß eine nur einigermaßen namhafte Verwirklichung des Hohen, das unser Inneres erhebe, in keiner Lage unseres Lebens zu erwarten sei, und wäre dies Leben auch mit der größten Freiheit und Selbstbestimmung geschaffen. Daneben habe sich zwar auch seine Überzeugung bestätigt, daß der Mensch seine Seelenruhe schlechterdings an nichts Äußeres knüpfen solle. Damit war Fröbels Neigung zur Kritik wieder auf den Plan getreten. Er hege ernste Zweifel an der Zielbewußtheit der Unternehmung Lützows. Mit Leutnant Palm habe er sich darüber frei ausgesprochen, und Palm habe ihn wieder an Lützow glauben gemacht. Vor allem verdanke er der Aussprache ein neues Gefühl seiner Würde als Krieger. Er habe danach wie seit langem nicht mehr empfunden, daß er mit Selbstbestimmung dem Ganzen und einem Gesamtzweck gehöre. Ganz so zufrieden hatte er sich indessen noch nicht in seine ungewohnte Lage gefunden. Wenn Professor Weiß, „die einzig herzlich teilnehmende Person, mit welcher schriftlich zu unterhalten mir durch die trennenden Umstände erlaubt ist", einen Brief sende, so sei ihm das „ein herrliches wohltuendes Geschenk", weil er in einer dem Herzen so lange entbehrten Sprache zu ihm spreche. Herrliche Menschen fänden sich in der Kompagnie, aber man komme nicht mit ihnen zusammen. Staatsrat Süvern, dessen Schwager sein Nebenmann sei, bat

er zu grüßen. Bald lernte Fröbel Unterstützungen, nicht für sich, sondern durch sich für die Sache kühl hinnehmen von denen, die nicht weniger, auf keinen Fall aber mehr als er selbst für das Allgemeine besorgt waren. „Ich bekenne," so schrieb er an Weiß, „daß ich nicht einsehe, wie besonders der, der nicht eine eiserne, sich über alles wegsetzende, alles ertragende Natur hat, ohne solche [Unterstützung] subsistieren kann. Außerdem werden doch auch vom Korps aus manche Forderungen gemacht," Anschaffung von Pulver und Blei, Scheibe usw. „Wer mag da gerne zurückstehen."

Noch war Fröbel nicht ganz im klaren, ob er am richtigen Platze stehe. Schnell freilich gewann sein Geist die Herrschaft über den Körper, der im Kriegerdasein zur Maschine werden muß. Die verhältnismäßige Zartheit seiner Körpernerven rief jene besondere Erscheinung zurück, die wir in den Göttinger Nächten des Denkens über die Sphäre beobachteten. Jetzt aber nahm er durch die empfindlich gesteigerten Nerven die große Bewegung eines ganzen Volksgeistes in sich auf, freilich wieder von den Zusammenhängen aus, die ihn, den einzelnen, angingen. Sein Gemüt hatte keine anderen Schleusen für das Durchströmtwerden vom Lebensgefühl seiner sich aufraffenden Nation. Vom Untergang der Sonne am 20. Mai war seine Abteilung bis zum neuen Aufgang des Tageslichtes marschiert. „Es war eine heitere, sternenhelle Nacht. Die Kühlung derselben stärkte den Körper, daß der Geist sich zum öfteren einer ungestörten Tätigkeit erfreuen konnte." Es ist möglich, daß Fröbel, dahintaumelnd, unter leicht mißzudeutenden Tränen, zuerst nicht mehr des Weges gewahr wurde und dann den eigenen Körper vergaß. Er war erfüllt vom „Glück in dem Bewußtsein der Freundschaft Weißens". So kam in sein Tagebuch, und dazu das Wort: „Seelenglück im Andenken an die Geliebten." Kommandiert für denselben Tag zur Bagagewache, schrieb er an Weiß: „Ich bin durch so herzlich teilnehmende Freundschaft nun so reich, daß ich wirklich nicht wüßte, was mir für diese Lebensstation zu wünschen übrig blieb, da ich überzeugt bin, daß mir Ihre vertrauenden, teilnehmenden Gesinnungen sowie [die] aller meiner Teuern und Freunde sicher ins Jenseits [folgen würden], wo innigerer Verein, reinere und ungehinderte Mitteilung und wechselseitige Erhebung und Vervollkommenheit möglich werden wird."

Dabei war noch am Abend des 20. Mai, bereits in Havelberg und noch bei der Bagagewache, dieses Glücksgefühl auf eine harte Probe gestellt worden. Dort erfolgte ein Parolebefehl, der wahrlich bei Lützower Jägern empörend wirken mußte. Für ein übermütiges Schießen in der Stadt Perleberg war ein Ausziehen der Uniform, 50 Prügel und Ausstoßung aus dem Korps angedroht worden. Wir erinnern uns der poetischen Grundstimmung der ‚schwarzen Schar'. Fröbel schrieb an Weiß: „Hier

ist der Punkt, und hier haben Sie einen Beweis zu dem, wo ich sage, unsere Obern verstehen uns nicht mit Ernst, und wenn es nötig sein sollte, auch mit Strenge, aber dennoch immer mit Würde zu behandeln." Zu dieser niederdrückenden Erfahrung kam eine andere, dem erwachenden Deutschen schmerzliche Beobachtung. „Nach den Äußerungen in Ihrem lieben Brief scheinen Sie schon in den ersten Vorfällen viel von dem Landsturm und der Landwehr zu erwarten. Was ich davon gesehen habe, ... scheint diese Erwartung nicht ganz zu rechtfertigen. Die Kräfte des Bürgers und des Bauern und besonders des letzteren bei dem ... Landsturm scheinen mir zu sehr in militärische Formen gezwängt, in denen sich die sehr einfache Kraft dieser Menschen nicht frei genug bewegen kann. Hauptsächlich aber erscheint mir das noch als ein wesentlicher Mangel zum guten Erfolg, daß — wenigstens in hiesiger Gegend, ... die Leute die Sache noch nicht als die ihre, sondern als die des Königs betrachten." — Der das schrieb wußte nichts von Scharnhorsts, Boyens und Clausewitzs Bemühungen; seine Bedenken erinnern aber an die Sorgen dieser Männer, die ebenso sehr von monarchischem Empfinden wie vom Volksgedanken des Freiherrn vom Stein getrieben waren.

Die einmal angefangene Beobachtung seiner selbst auf dem Hintergrunde des Ganzen vollendete sich während einiger halber Ruhetage in Havelberg. Die Zeit vom 21. Mai bis zum 1. Juni dortselbst brachte das Entscheidungsringen Fröbels um die Art seines Kriegertums. Der Kriegsfreiwillige läuterte sich zum allernüchternsten Vertreter der Pflichterfüllung am einmal eingenommenen Platze. Fast am Eingang des Feldzuges bildeten diese Tage den eigentlichen Höhepunkt des ganzen Befreiungskrieges für Fröbels Gemüt. Seit Mittag des 21. Mai von der Wache abgelöst, unternahm er allein mit Middendorff einen Spaziergang längs „den" Havel abwärts. (Die Havel galt ihm, wie alle übrigen Wasser nur als Glied eines größeren; im Kriegstagebuch nannte er Ortsnamen stets zusammen mit dem Wasser, an dem sie liegen, dieses als Zufluß eines größeren, zu dem es lief.) Der Tag sank unter in einem heiteren Abendleuchten. Das mochte Fröbel an die stillen Abendwanderungen in Iferten erinnern. Bis hin zu den Wiesen der fernen Elbe glühte jenseits der Havel das goldige Rot. Obgleich Fröbel die Einsamkeit gesucht hatte, störte ihn zum erstenmal die Begleitung nicht. Denn Middendorff genoß Fröbels liebste Tagesstunde mit der frischen Empfänglichkeit seiner 20 Jahre, die noch ganz frei war von Frauenliebe. Und war doch keiner von beiden Frohgesinnten allein.

Dies „Abends" war dem älteren wichtig genug, kurz im Tagebuch genannt zu werden. Ahnte Fröbel den treuesten Kameraden seines Er-

ziehungsstrebens? „Ein Einziges", das war ihm als Jägerbursche in Hirschbergs Wäldern und Wiesen begegnet; hier ging es ihm in Menschengestalt zur Seite oder tönte doch wenigstens aus den Lauten des Middendorffschen Geplauders in sein Suchen. Heimgekehrt trieb es ihn noch einmal vom Quartier fort. Ins Tagebuch wurde eingetragen: „Später: einsamer Spaziergang auf der Brücke. Erinnerung, Sehnsucht, Bitte, Vorsatz zur Benutzung der sich darbietenden Gelegenheit." War mit Gelegenheit gemeint, die Freundschaft mit Middendorff zum Bunde zu machen? Ans Wort Gelegenheit schloß sich der Zusatz: Gelegenheit „zur Erringung der höchsten Reinheit der Seele eines liebenden brüderlichen Sinnes". Der Grundstein des heraufsteigenden Bundes trug bereits das Gesetz für Führer und Geführte eingegraben und weihte den Freundschaftstempel noch vorm Erstehen zu einem überpersönlichen Dienste. Dies Gesetz lautete: „Selbständigkeit im Urteil und Handeln [ist] höher, als Bestimmung im Urteil und Handeln durch die Vielheit."

Die späte Nacht erst fand Fröbel endlich zur Seite Middendorffs wieder. Das Kriegstagebuch fuhr unmittelbar fort: „Nachts Erzählung von Middendorf, seines Abendgenusses. Zartheit in Sinn, Wort und Tat. Taumel der Jugendlust." — So erlebte Fröbel in Havelberg die Liebe eines Sokrates zu einem Jüngeren. Ein fernes griechisches Leuchten lag darüber. Den Sonnabend früh verbrachte Fröbel im Garten am Dom, dessen „Genießer der Dechant Feldmarschall von Möllendorf, 90 Jahr alt, diente unter Friedrich", war. Aber bereits schien Middendorff für die freien Stunden sich nur wohlzufühlen in Fröbels Nähe. Bauer war ebenfalls im Pavillon des Gartens zugegen. Er unterbrach Fröbels Schreiben, indem er aus den ‚Herzensergießungen eines Klosterbruders' Wackenroders vorzulesen begann. Angeregt durch diese kindlich reinen Schwärmereien über Kunst, in denen Wackenroder den Zusammenhang mittelalterlicher Kunst mit schlichter Lebensfreude auszusprechen gesucht hatte, werden die drei auch den Stolz des ragenden Havelbergers Domes aufgesucht haben, den so reich in Stein gearbeiteten Lettner mit seinen derben Gestalten. Ein einziges Mal kam da von Fröbels Hand zu Papier: „Sehnsucht nach Italien." Aber er war längst gereift, das Naheliegende und sein „Leben im Moment" zu fassen; drum sprang er im Tagebuche unvermittelt zu topographischen Bemerkungen über Havelberg, und er machte einen Versuch, die auffällige Bergbildung dortselbst zu erklären. So blieb er in Übung, das gegenwärtige Leben nach allen Seiten abzuleuchten.

Am 22. Mai, also am selben Sonnabend nachmittag wurden die Lützower vereidigt und ihnen die Kriegsartikel vorgelesen. Tagsdrauf schrieb Fröbel an Weiß: „Wenn ich bedenke, wie so ferne ich doch jetzt der Wissenschaft

bin, die, soweit ich sie in jeder Epoche meines Lebens erkannte, mir immer das höchste war . . .! Wird meinem Geiste jener hohe Schwung, jene durchdringende Tätigkeit, von der ich hoffte, ja erwartete, daß sie mich zu einem Geweihten der Natur erheben . . . würde, . . . wird dieses alles mir je wieder werden?" Die Vereidigung hatte für den „Geweihten der Natur" also nur wenig von dem Zauber der Todgeweihten. Er bekannte zu Weiß, einen Augenblick seine innere Ruhe verloren zu haben. Auch beim Schachspiel sei sie ihm nicht wieder gekommen. „Die Spielenden spielten nicht mit dem Ernste, der Ruhe und Aufmerksamkeit, welche ich bei diesem Spiele schlechthin fordere." Ein Irrtum lag der neuen Unruhe zugrunde; das geliebte Helldunkel des Sternenhimmels lenkte ihn darauf: er hatte sich „selbst verloren". Nun aber nicht verloren durch seine Kriegsfreiwilligenschaft, sondern im Klagen über den Verlust des jugendlichen hohen Schwunges. Seit diesem Augenblick entsagte Fröbel dem Klagen um Verlorenes. Er wandte das Antlitz der klaren Erkenntnis zu, „daß die Außenwelt gar nicht den Forderungen des Innern entsprechen kann". Die Nacht, nach welcher Fröbel dies an Professor Weiß schrieb, war sein persönlicher Abschied von der eigenen Jugend unter Festhaltung ihres Schatzes. Denn die klare Erkenntnis des Mangels draußen machte ihn in selber Stunde hellsichtig, worin seine dauernde Jugend lag: „Ich hatte ganz den köstlichen Reichtum meines Innern vergessen." Der von der Hochfläche hinter Havelbergs Dom zum schlummernden Middendorff zurückstieg, war ein für allemal zum Führer geweiht, federnden Schwung zu vereinen mit pflichteiserner Treue. „Durch die Ruhe, den Frieden der Nacht, mir des Reichtums meines Innern bewußt, kehrte ich von den Forderungen desselben ganz durchdrungen, in meine Wohnung zurück." Er ließ die Romantik nur noch gelten des Schwunges wegen, den sie verleiht und den die Jugend bedarf. Romantik blieb ihm zur Seite, aber nur wie der Schatten, der sich an die Fersen des gereiften Mannes hängt.

Weiß wird Fröbels Worte als Fortsetzung der anfänglichen Klage über die aufgedrungene Entsagung von der Wissenschaft, oder als Äußerung eines heilig gestimmten Freiheitskriegers verstanden haben. Damit allein war ihr voller Sinn nicht erfaßt. Fröbels Gemüt hatte den Entscheidungskampf für seinen Beruf bestanden. Die Forderungen, die er meinte, waren die des Genius der Erziehung, beschränkten sich nicht nur auf Pflichterfüllung an dem Platze, wo er nur zur Zeit stand, und gingen auf eine tiefere Wissenschaft, als der mineralogische Gelehrte in Berlin denken konnte. Aber auch Fröbel selbst ahnte damals mehr nur als daß er wirklich erkannte, er trage den Schlüssel zum rechten

Erzieherleben in Händen: die Fähigkeit, der jugendlichen Romantik volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ohne ihr selbst zu verfallen. Gerade darum aber mochte Fröbel anfangen, was er wollte, alles führte ihn zunächst auf Selbsterziehung zurück. Erfüllt von dem vollen Glück über den ersten Abendgang mit Middendorff hatte er einen Brief an Weiß begonnen, der erst nach dem eben erwähnten abging. „Blicke auf mein Leben und Sein bestätigten die vom ernsten festen Willen längst gefaßten Vorsätze, brachten sie mir zu immer klarerer Anschauung ihres Wesens und einten, vereinfachten sie so." Er hatte die erzieherische Liebe — wir erinnerten an Sokrates — so lebendig gefühlt, daß am allerwenigsten ihm selbst ein Sprechen darüber nötig war. Um so mehr vertiefte sich seine Ehrfurcht vor der Aufgabe der Erziehung, nun er erkannt hatte, daß jugendlicher Selbstgenuß nicht zur Höhe emporträgt.

Zur rechten Zeit war ihm das Freundschaftsverhältnis nahegetreten, das diesem Stande seiner Entwicklung entsprach. Weiß blieb ihm zwei Jahre im Alter voraus, war Gelehrter, nicht Erzieher von Beruf. Middendorff aber und die beiden andern des werdenden Bundes waren als Kriegsfreiwillige beruflich zur Zeit nichts und äußerlich mit ihm auf gleicher, nämlich der untersten Stufe der militärischen Leiter. Dafür waren sie wie er auf ein absolutes Menschsein dicht am Boden der Natur eingestellt. Sie lebten im Felde dem Grabe sechs Fuß unter der Erde vertraut, im Lichte des Tages aber für das höchste Gut der Menschheit, für die Freiheit. Als 31jähriger den 27, 21 und 20jährigen Freunden in Kenntnissen nachstehend, hatte er sich nur zu bewähren als der reifere Mann, der er war, durch das Verstehen der Begeisterung der jüngeren Freunde. Selbst von vornherein mehr ein pflichtmäßiger und darum kühlerer Freiwilliger, konnte er das derzeitige Wesen und mit diesem die Forderungen der jüngeren Menschen besser erfassen. Sie wären ohne das nahe Aufeinander-Angewiesensein im Feldleben ihm niemals so nahe unter die Augen gerückt worden. 15 Jahre danach schrieb Fröbel über diese Fügung: „So fanden wir uns zuerst, wir, die wir von dieser Zeit an für einen gemeinsamen Kampf um und fürs höhere Leben, wenn auch nicht immer in gleichfestem äußern Lebensverband, doch im innern Streben nach Selbsterziehung bis auf diesen Tag, nun fast $1^1/_2$ Jahrzehnt, vereint blieben."

Erst von Havelberg an setzte Fröbel alles, was ihm im Felde begegnete, in irgendeine Beziehung zu einer einstigen pädagogischen Wirksamkeit. Auch die beständig geübte Selbsterziehung rückte bewußter unter diesen Gesichtspunkt. Nach außen hin erschien der Lützower nichts als das, was der Augenblick gebot: seine Hauptsorge war, sich als Krieger auszubilden.

Es gelang ihm sehr bald, sich den Zusammenhang der Dienst- und Übungsforderungen klar zu machen: die innere Notwendigkeit des Drills, den der Körper des Kriegers braucht, um im Augenblick der höchsten Kampfesspannung dem Geiste zu gehorchen. Dem freien Geiste. Denn von dieser Würde wollte der 31 jährige nichts aufgeben. Die Auseinandersetzung darüber begann im Kriegstagebuch am Sonntag, dem 23. Mai: „Was geziemt dem Manne in einer bestimmten Lage? — Stille, Ruhen auf sich." Die Würdigung des Reichtums seines Innern führte ihn mit Übermacht zurück nach Frankfurt; es folgte der vielsagende Vermerk: „Torquato Tasso Seit langem der wichtigste Lebens-Abend." Die nächste Eintragung zeigte deutlicher, daß hier ein Mann Tasso und Antonio in sich brüderlich zu vereinen suchte. „Montags d. 24. Mai ... 9—10 Lesung im Tasso. 10—11 Schachspiel. Dann Niederschreibung des vorstehenden. Nachmittags bis 2 Uhr Lesung im Tasso ... hernach Reinigung des Gewehrs zum erstenmal selbst. Man gewinnt durch diese Beschäftigung mit dem Gewehre dasselbe lieb; und selbst diese besondere Liebe zum und Anhänglichkeit an das Gewehr scheint mir im Gefecht nicht ohne gute Folge zu sein." Abends bis nach 10 Uhr wanderte Fröbel wieder am Ufer der Havel und setzte die Betrachtung vom Abend zuvor fort. Bei der Niederschrift schlich sich ihm das Wort „Soldat" in die Feder; es wurde aber durch „Krieger" ersetzt, so daß zu lesen kam: „Das Leben des Kriegers ist an sich ein sehr zerstreuendes Leben, in dem es immer zur Berücksichtigung und Beobachtung des Außern uns auffordert, z. B. bei Richtung; bei Distanzhaltung, kurz bei allem Kommando: rechts, links aufmarschiert; rechts, links abgebrochen; durchgezogen, Kontremarsch. — Man dehne diese Beispiele soweit aus, als man will, so findet man bald, daß der Krieger, selbst der sog. gemeine, aufgefordert wird, in dem Ganzen zu leben."

Dieser Trost, denn das war diese Betrachtung, war auf gleichsam mathematisch-physikalischem Umwege über das x seiner „Sphaira" geschöpft. „...bei aller dieser Aufforderung zur gänzlichen Hingabe an das Ganze findet sich ..bald, daß sie nur dann vollkommen erfüllt wird und erfüllt werden kann, wenn man sich selbst ganz hat, wenn man (natürlich durchdrungen von dem, was man will, sich des Zweckes und der Mittel seiner Handlungenn genau bewußt) in sich selbst lebt, nur auf sich selbst ruht. Also auch in dem Militärstand.. tritt die allgemeine Aufforderung der Natur, sich selbst und das Ganze zu erfassen ein." Der Grübler schloß „Diese Wahrheit,..... daß es Bestimmung des Kriegers sei, sich selbst und das Ganze zu erfassen, und daß der, wer sich selbst als Teil des Ganzen erfaßt, ganz in demselben Maße das Ganze erfaßt und in demselben lebt — diese Wahrheit könnte wohl das Prinzip der Kriegswissenschaft

sein." So konnte nur ein von der Idee der Erziehung besessener sprechen. Jahrzehnte danach bildete der hier von Fröbel selbständig gefundene Begriff des Gliedganzen neben anderen einen Berührungspunkt seines erzieherischen Denkens mit den Bestrebungen des Philosophen Krause.

Ein Gliedganzes zu sein, das machte Fröbel den Dienst leicht. An seinem schwachen Körper bewährte sich dabei das alte Wort: ‚Wen der Krieg nicht umbringt, den stählt er.' Nach $3^1/_2$ stündigem Exerzieren auf der Wiese vor der Stadt war Fröbel frisch genug, einzutragen: „Vergnügen an den gemachten Übungen und über ihre Ausführung. — Schöne Ansicht der Stadt von dieser Seite, besonders des Havelberges mit seinem Dom, den dazu gehörigen Gebäuden und der an dem Abhang desselben hingebauten Vorstadt, dem ‚Berge', mit ihren Gärten und dem weiter östlich daranstoßenden Hag." Nunmehr die Augen wieder offen waren für jede Eigenart der Landschaft und des Tageslichtes, wurde Fröbel auch erschlossener für menschliche Mitteilung. Am Mittwoch besuchte er den Superintendenten Hohenhorst auf dem Dom. Die Eintragung darüber gab ein Augenblicksbildchen, wie der junge Mann im Gespräch mit Höhergestellten jetzt nicht nur lernte, sondern sich auch behauptete: „Gespräch über das Bedingende der Natur in Hinsicht auf intellektuelle moralische Entwicklung und auf politische Verhältnisse. Verneinung dieses Bedingenden der Natur durch Hohenhorst. Militärische Blicke desselben. G. Forsters Ansichten des Niederrheins von ihm [geliehen]."

Georg Forster zählt zu den besten Schilderern. Geblendet vom intellektuellen Freiheitstaumel der Franzosen war er nach der Einnahme von Mainz nach Paris geeilt und dort 1794 gestorben, in der Heimat als Verräter betrachtet. Als Schriftsteller war er gleichwohl der rechte Mann für den jetzigen Fröbel. Schon als Kind hatte er zur Seite seines Vaters Cooks zweite Weltreise auf dem Hauptschiff mitgemacht und war der Ausarbeiter der Schriften seines Vaters gewesen, unter denen sich das Bruchstück eines Aufsatzes ‚Über die Bildung der ersten Vorstellungen in der Kinderseele' befand. Unter dem Titel ‚Blick in das Ganze der Natur' hatte er eine ‚Einleitung zu den Anfangsgründen der Tiergeschichte' verfaßt. Denn mit solcher angeborenen Art, um sich und in sich zu schauen, waren von ihm die Eindrücke der Weltumsegelung genossen worden, auf der er die neuentdeckten Pflanzen und Tiere gezeichnet und geordnet hatte. Die erlangte Übung seines Blickes war den Briefen zugute gekommen, die als ‚Ansichten vom Niederrhein' von sich reden machten. Sie waren etwas wesentlich neues im deutschen Schrifttum, gaben Städtebilder, aber gesehen mit dem Verständnis des Geschichtlers, dem Scharfblick des Naturforschers und mit Tiefblicken, weniger des Politikers als

des Volkswirtes. Alexander von Humboldts Art, die Sprache der Landschaften zu entziffern, war sehr stark von Forsters ‚Ansichten' beeinflußt. Auch Fröbel entnahm ihnen reiche Anregungen. Er zog seine Freunde wiederholt zu seiner Lesung hinzu. An Weiß schrieb er: „Ich danke innig meinem guten Genius, der mir gerade jetzt dieses, den beobachtenden Denker in so vielseitige Beziehungen setzende Buch in die Hand führte." Der letzte Havelberger Eintrag in sein Tagebuch entsprang ganz dem Geiste Forsters. Aber wieder betonte er auch seine Selbständigkeit, indem er schrieb: „Am 1. Juni. In der Lindenallee des Domgartens zu Havelberg. Erinnerung des schon in OWB. [Oberweißbach] in den frühesten Jahren (90—92) gehabten Bewußtseins, daß in der Natur nichts absolut böse, nichts absolut unglücklich sei. — Lesung in G. Forsters Ansichten: Brief über Kunst aus Düsseldorf. — Über Menschenbestimmung aus Lüttich. Würdigung und Bestätigung des eigenen Urteils durch diese Briefe. — Bestätigung der Unbedingtheit meines gefaßten Entschlusses, Krieger zu sein. — Wofür kämpfe ich? Ich kämpfe für die Mittel, für die Freiheit zur Erringung unserer höchsten Vollkommenheit. Ich bekämpfe alles, was sich der Entwicklung, Ausbildung und Vervollkommnung unseres geistigen Wesens, unseres eigentlichen Seins, kurz der Erreichung unserer Bestimmung entgegensetzt. — Ich kämpfe, rücksichtslos auf Persönlichkeit, für den, der durch seine Tat zeigt, daß er unser Gemeingut: freie Entwicklung unseres Selbst, ... auch als das seine betrachtet, und kämpfe gegen den, der jenes Gemeingut nicht anerkennt." Tun wir recht daran, in diesem Bekenntnis das ideale Wesen des deutschen Kriegsfreiwilligen umrissen zu sehen, und damit auch das jener nie zu vergessenden, die im Weltkrieg bei Langemarck in den Tod gingen, den Sang ‚Deutschland, Deutschland über alles' auf den Lippen?

* * *

1813–1814.

25.

Monate der Selbsterziehung im Felde.

Mit Forsters ‚Ansichten' ins Quartier zurückkehrend, hatte Fröbel zuerst eine Partie Schach angefangen. Sie tat ihm nicht gut. Die Schuld gab er sich selbst, obgleich ihn ein unverständiger Kamerad gestört hatte. Das Tagebuch sagt: „Erwachte Leidenschaft und Heftigkeit bei den Äußerungen eines andern über das Spiel. Bekämpfung derselben. — Schachspiel als Mittel, jede leidenschaftliche und heftige Gemütsbewegung zu bekämpfen." Das war in diesem Falle ein drolliges Bekenntnis. In Fröbels Auszügen zu Göttingen oder Osterode war „Hermann Lange" lang und breit zu Wort gekommen. Und der hatte einen ganz überraschend einfachen Trick, um selbst dem leibhaftigen Teufel das Handwerk zu legen: „Ich nehme ein Blatt Papier und schreibe darauf, was ich getan habe oder tun möchte, doch ohne alle Schminke, ohne alle höfliche Benennung, und so erfahre ich von dem Dinge gewiß recht den Namen. Schon so ein Wort wie Schurkenstreich, Härte, Rache, Heuchelei hat eine große Kraft. Und ich lasse mir von dem Teufel keinen andern mildern Namen dafür unterschieben." Nach weiterem Herumzerren mit dem zähen Teufel endete Hermann Lange freilich dort, wo Fröbels Zorn beim Mittel der Sanftmut, beim Schachspiel, angelangt war: „Schweigt der Teufel noch nicht, so muß ich mich sichern, daß er mich nicht überrumpelt." Gewiß, das Kriegstagebuch wurde dem großen Kinde, das Fröbel blieb, in erster Linie der Partner vertraulichster Zwiesprache mit sich selbst und darum so reich an scheinbar gleichgültigen doch stets in sein Innerstes greifenden Beobachtungen. Es diente auch der Erinnerung an einzelne Erlebnisse und zum Festhalten der Erziehungsgedanken, die er noch im Niederschreiben aus ihnen herauskristallisierte. Aber im Augenblick der Entstehung waren die beiden Oktavheftchen vor allem ein triebhaft ergriffenes Mittel seiner Selbsterziehung; das Vom-Herzen-Schreiben erfüllte diese Aufgabe besser als das edle Spiel der Perser, das Schach.

Nun kam auch als ein wichtiges Erlebnis ins Kriegstagebuch: „Sonntag am 30. Mai Wahrheit, Eindringung und Wirkung der Rede Hohenhorsts

— Predigt — Kommunion." Dienstag darauf schrieb der Abendmahlsgänger an Weiß: „Nennen Sie es nicht Schwäche. Denn auch der edle, unverwandt nach Vollkommenheit strebende Mensch muß in würdigen Stunden der Gottheit sich näher ahnden. Ich fühlte mich durch die Feier dieses Tages hoch erhoben. Viel empfand mein Herz; viel bewegte sich vor meinem Geist vorüber. In welchem Lichte strahlte mir die Bestimmung des Kriegers entgegen: Erkämpfung einer fesselosen Entwicklung und Ausbildung unseres Wesens für unendliche Vollkommenheit. Aber was wäre dieser Tag für mich gewesen, hätte ich ihn mit einer innig teilnehmenden, verstehenden Seele feiern können! Doch dies konnte nicht sein; es sollte nicht sein." — Hatte denn nicht Middendorff an seiner Seite gekniet? — Ein Fröbel forderte einen hohen Ernst, um im Begleiter den völlig mit ihm Vertrauten zu sehen. Der neugewonnene Middendorff konnte diese Mannesforderung unmöglich schon leisten. Dennoch trat das einnehmende Bild des Unfertigen an diesem Tage ohne Harm und echt hervor. Hatte auch Middendorff heute zunächst allein sein wollen? Fröbel wanderte nachmittags mit Bauer zu dem sogenannten Weinberge hinter dem Dom. „Wir finden den schon vor uns weggegangenen Middendorf ... Abends Middendorfs fröhlicher Rausch. Überströmung der jugendlichen Fülle. Spaziergang mit Middendorf."

In der Folge verliefen die Spaziergänge und Gespräche vorwiegend mit diesem. Da sich ihre Aussprache meist um den Menschen und seine Erziehung drehten, so fanden sich nur zu gern auch die beiden andern Freunde hinzu. Man bemühte sich, wenigstens ein gemeinschaftliches Quartier zu erwischen. In der Regel langte es nur zu einem Dreiblatt, wobei Bauer ausfiel. Vielleicht war der engere Kreis um so günstiger für ein wirkliches Zusammendenken. Als Lebensform war das Ganze ein Zurückfinden in längst landfremdgewordene Zeiten herumziehender Kampfgemeinschaft, und viel Spiel war bei allem Ernst über diesem Treiben im Feldlager, das vor der Hand mehr eine Manöverübung, denn wirklicher Krieg war. Am letzten Maitage hatte Fröbels Abteilung die Freude, von 6—9 Uhr zum ersten Male mit vollständiger Musik zu marschieren; eine Krönung für Fröbels Empfindung. Er notierte sich: „Wirkung des bestimmten Marsches auf den einzelnen, der sich dadurch schlechterdings nicht mehr als einzelnes, sondern als Glied des Ganzen fühlt." Genügte das auf die Dauer, wenn nicht der volle Ernst des Krieges geschmeckt wurde?

Der Freischar hatte eigentlich die Aufgabe zufallen sollen, den Feind im Rücken zu beunruhigen. Die Lützower selbst hatten sich zu Anfang den Namen beigelegt ‚Korps der Rache' und waren durch ihre Untätig-

keit im Lande fast zum Gespött geworden. Jeder fühlte, irgend etwas müsse geschehen, und zwar bald. Fröbel stand bei der Hälfte, die vom Major von Petersdorf geführt wurde. Der russische General Woronzoff hatte Petersdorf eben dazu vermocht, sich an einem recht aussichtsreichen Streifzug gen Leipzig zu beteiligen. Da, also im Augenblick gespanntester Erwartung, erscholl das Gerücht ‚Waffenruhe!'. Man glaubte nicht daran. Unterm 4. Juni war zwar tatsächlich zwischen Napoleon und seinen ebenfalls noch unfertigen Gegnern ein Waffenstillstand abgeschlossen. Die Boten beeilten sich aber nicht allzu sehr. Noch am Abend des 6. Juni, des 1. Pfingsttages, verzeichnete Fröbel, übrigens recht unvorsichtig, auf besonderem Papier: daß man mit 200 Wagen fahre, um bis zum nächsten Morgen in Leipzig zu sein und dort die 9000 französischen Fußsoldaten und 600 Reiter zu vertreiben. Seine Kompagnie habe 18 Wagen, aber die Russen würden alle gefahren.

Mitten in die Spannung fiel plötzlich der Austausch der Waffenstillstandsbefehle; der Rückzug auf die festgelegten Standlinien folgte. Neun Tage danach schrieb Fröbel an Weiß einen Brief, der die Stimmung der Enttäuschten wiederspiegelte: „In mir werde ich aber wohl noch lange deutscher Krieger bleiben; wenn auch die Verhältnisse usw. nicht erlauben sollten, es äußerlich zu scheinen. Noch nie habe ich das Wesen, die Kraft und die Würde eines deutschen Kriegers lebhafter und tiefer gefühlt als in dem Augenblick, da uns Waffenruhe geboten wurde." Mischte sich hier noch ein anderes, neues hinein, als nur der Trotz des freien Mannes in den Stolz auf die erlangte Waffenfähigkeit? — Fröbels Worte deuten auf das, was vorläufig noch den verbindenden Geist der Schar bildete, die unter Lützows ziemlich kopfloser Führung litt. Mit einem kühnen Reiterzuge weit hinter den Rücken der feindlichen Truppen bis nach Thüringen hinein hatte Lützow selbst diesem Geiste Rechnung tragen wollen und hatte gleichzeitig gehofft, den Namen ‚Korps der Rache' wieder zu Ehren zu bringen. Er war mit diesem Unternehmen gleichfalls in den eintretenden und verlängerten Waffenstillstand geraten. Noch ohne Kenntnis der abgeschlossenen Ruhe und ihrer Bedingungen war es ihm mit einer allerdings tüchtigen Reiterleistung gelungen, erst bei Weimar 300 Mann feindliches Fußvolk aufzuheben und noch vorm 6. Juni verschiedene hundert Rheinbündler unter dem Namen Freikorps Reiche zum Anschluß an sein Unternehmen zu bestimmen. Danach aber wurde auf Napoleons Befehl seine eigene Schar ‚als Räuber' bei Kitzen niedergehauen bis auf 21, die sich mit ihm retten konnten. Man kennt des damals verwundeten Körners ‚Abschied vom Leben'. Die Sache brachte der ‚schwarzen Schar' beim Volke ein höheres Ansehen, nicht aber ihrem

Bestande; wir werden noch hören, ob der Reichesche Zuwachs dem ursprünglichen Geiste günstig war.

Das neue, unterm Gerede ‚Waffenruhe!' in Fröbel ausgelöste, war der furor teutonicus, jene den Germanen eigene Leidenschaft des einmal zur Wut entflammten Kriegers. Die ganze Gefahr und die furchtbare Verantwortung der Unterdrücker, die ein friedliches Volk zwingen, aus vordem waffenungeübten jungen Männern Freikorps aufzustellen, trat dabei zutage. Gerade erst zu den handwerklichen Griffen erwacht und gespannt, sich im aufgedrungenen Kriege zu bewähren, sind solche Freikorps nicht das elastische Stoßgerät, auf dessen Schmiegsamkeit wie auf die des Stahles sich die führende Hand unbedingt verlassen kann, wenn die Strategie es gebietet. Die lauernde Gefahr wurde auch von Fröbel dunkel empfunden. Denn unvermittelt setzte er sich in jenen Tagen mit dem Begriff „gehorchen" auseinander, in seiner Weise von einer ganz persönlichen Angelegenheit aus- und zum allgemeinen übergehend: seine Beförderung zum Oberjäger war fällig. Daran knüpfte er die Bemerkung: „der am reinsten, besonders gemeinschaftlich mit Besseren Gehorchende ist weit freier als der im Namen anderer über weniger Gebildete, ja Ungebildete und Rohe Gebietende." Aber ausnahmsweise ging der Grübler diesmal seine Gedanken über Gehorsam nicht zu Ende. Die Leidenschaft der enttäuschten Freischar riß auch ihn mit fort. Und nicht einmal zu Unrecht. Denn über die Frage „ob Krieg — ob Friede" entschied jetzt auch bei ihm nicht mehr das Vertrauen zu den obersten Führern. Hier entschied jenes Elementare, vergleichbar dem russischen Winter. Einen Völkerfrühling zu erleben, bejahend die ultima ratio der Waffenentscheidung, dem Befreiungswillen die Zügel schießen zu lassen, das hat Fröbel erst eigentlich aus einem Mitglied der Freischar zum deutschen — wie nannte das 100 Jahre später eine verhetzte Welt: — ‚Barbaren' werden lassen.

Dennoch überließ er sich nicht blindlings der Leidenschaft. Der Brief an Weiß ging umsichtig bei aller Erregung die wichtigsten Seiten der Sache durch. Er ließ nacheinander der inneren Aufrichtigkeit, der eigenen Würde, dem selbstlosen Glauben und dem Rechtsgefühl das Wort. „Wir können ja im Inneren nicht Frieden machen, unser Innerstes kann ja keine Waffenruhe anerkennen. Und von außen ist sie uns doch geboten! Kann dieser Zwiespalt zwischen innerer und äußerer Welt uns anders als niederdrücken? . . . Darf ich es Ihnen aussprechen, daß ich keine Antwort kenne, die mich mit größerer innigster Freude erfüllt als das Wort: Krieg! — Friede? das ist die Erschlaffung, ist eine sanktionierte, noch größere Erschlaffung herbeiführende Ruhe . . . — Bedenken

denn diese Menschen nicht, daß es weit würdiger, weit köstlicher ist, unser jetziges, nun einmal doch ganz tatenloses Leben, unsere ganze jetzige Generation zu opfern, damit die folgenden Generationen sich eines der Bestimmung des Menschen würdigen Lebens erfreuen; damit künftige mit Freiheit, mit Selbstbestimmung für die Entwicklung und Ausbildung ihres ganzen Wesens tätig sein können, anstatt, daß wir uns das Leben von Halbtoten fristen, und auch künftige Generationen für ein solches Leben bestimmen ... Ich glaube nun einmal an ein Wiederfinden, Wiedersehen der Teuern, der Geliebten im Jenseits. Ich bin, ich muß davon überzeugt sein, wenn ich die Bestimmung des Menschen in eine fortlaufende Entwicklung und Ausbildung seines Wesens zur Vollendung setze ... Ein Friede, der uns die Rechte des Menschen, die Rechte einer unbeschränkten Entwicklung unseres Geistes, den freien Gebrauch desselben zugesteht, möchte wohl nicht das Resultat des kaum begonnenen Kampfes werden ... —"

Fröbels Zorn gegen den Unterdrücker war frei von niedriger Rache, rief aber nach Strafe. „Durch Strafe wird zwar kein Fehler, keine Schuld, d. h. die Wirkung und Folge irgendeiner Tat verändert und verbessert. Ist die Tat geschehen, ist das Wort gesprochen, so gehört beides dem Ganzen an, und die Wirkungen von beiden gehen unabhängig von dem, von welchem beides, Tat und Wort, ausging, ... nach ewigen, gleichen Gesetzen ins Unendliche fort. Aber derjenige, von welchem Wort und Tat ausgeht, kann für die Absicht ... gestraft werden, und so ... kann der Mensch durch Strafe erhoben und gebessert ... gereinigt und somit entsündigt werden. Und es gibt wirklich einen Sinn, in welchem der Ausspruch: Blut macht gut, was Blut versah, tiefe Wahrheit enthält. — Diese hier angedeuteten Ideen sind nicht die zufälligen Gedanken des Augenblickes. Sie sind tief in der Natur und in dem Wesen des Menschen gegründet."

Was half all das Grübeln — im unbedingten Kämpfer für das höchste Gut keimte das Gefühl, die Reinheit der Begeisterung in Lützows Schar sei auf immer dahin. Schon im Brief vom 15. Juni sprach sich bereits viel vom Unmut dessen aus, den das tatenlose Leben um seine besten Tage betrog. Persönlicher noch am Tag der Sommersonnenwende 1813, am 21. Juni: „Leider fehlt mir", so schrieb er an Weiß, „zur Mitteilung besonders über Natur jede Gelegenheit. Meine Freunde sind Theologen, welchen die Wissenschaft der Natur und sogar die vorbereitenden Wissenschaften Physik und Chemie fremd sind. Und so liegt denn mein Geist in sehr vieler Hinsicht wirklich brache; was mir oft sehr drückend ist." Und immer mehr rächte sich die aufgedrungene Tagedieberei an dem Wesen

der Lützower. Am 17. Juli klagte Fröbel über Veränderungen, die eine Rangerhöhung unter dem neuen Zuzug aus der Schar Reiche bei früheren Kameraden mit sich brachte. Willkür trete an die Stelle freundschaftlicher Verhältnisse. Wieder verallgemeinerte er die persönliche Erfahrung, weil er sich nur als Glied größerer Ganzen zu fühlen verstand. „Als ein Verein deutscher Söhne betrachtet stehen wir jetzt verwaist.“ Also blieb von neuem nur die Aufforderung zur Selbsterziehung. „Ich bin überzeugt, daß wir sehr große Läuterungen noch bestehen müssen, ehe wir werden, was wir sein wollen und sollen: würdige Krieger für die Rechte der Menschheit. Wir werden gemißbraucht, d. h. nicht recht gebraucht. Das mag wohl keinen Zweifel leiden, doch“ — und damit brach Fröbels Glauben an eine höhere Ordnung wieder durch — „damit ein höherer Sinn in uns, endlich des Schlechten, Falschen, Gemeinen, Kleinlichen müde, in uns erwache; und mit diesem Höhere Kraft und Stärke zur Ausführung des Großen.“

Sein Blick heftete sich jetzt auf Jahn. Jahn gebe sich zwar in seiner Kantonierung „wie ein asiatischer Despot“. Das geschehe aber vielleicht nur aus dem „Können“ der Menschen, wie sie jetzt sind. Jahn sei etwas; er wisse, fühle und zeige, daß er ein Mann sei; wenn er nur auch alles als Kraft „zur Bekämpfung der Unterdrücker der Deutschheit“ gebrauchen wollte! Darum drängte es Fröbel zu diesem Führer: er möchte sich am liebsten zu Jahn versetzen lassen. Die Regung der „Deutschheit“ quoll dabei zunächst aus einer fast kindlichen Eifersucht. Einem russischen Führer, Tettenborn, war es mit geringen Kräften vergönnt gewesen, Hamburg zu befreien, dort in festlicher Weise von Bürgern und Ehrenjungfrauen eingeholt zu werden und die frühere Verfassung der Stadt wieder herzustellen. Schon zwei Monate zuvor, im Mai 1813 waren schwedische Truppen in Pommern gelandet, um an dem deutschen Befreiungskampfe — hemmend teilzunehmen. Während Eifersucht und deutscher Eifer vereint an Fröbels Herz zehrten, hatte so das dunkelste Kapitel im Mißbrauch der Lützower begonnen. Der schwedische Führer war Bernadotte, früher französischer General. Seine Wahl zum König von Schweden war begünstigt worden durch den berechtigten Ruf der Menschenfreundlichkeit, den er sich durch Leutseligkeit gegen feindliche Truppen erworben hatte. Als die Schweden ihn zum Kronprinzen kürten, hatten sie vermeint, auch dem gewaltigen Korsen zu gefallen. Selbst die Begeisterung im vorübergehend befreiten Hamburg, sowie die in Lübeck war nicht weit her. Ihr auch fehlte die eigentliche Opferwilligkeit: man hatte sich begnügt, mit Wiederherstellung der alten Verfassung Napoleon abzusagen. Für solche mattherzige Voreiligkeit konnte die Strafe des Zwingherrn nicht ausbleiben.

Daß Hamburg jetzt auf Napoleons strengste Anordnung durch Davoust gezwungen das vielfache an Opfern zu leisten hatte, daß Lübeck mit einer Straffsteuer von 9000000 Franken belegt werden konnte, das schrieb der gemeine Mann freilich um so eher der obersten Kriegsführung zu, als man mit eigener Begeisterung sich über die Lauheit der hanseatischen Kaufleute täuschte.

Lau blieb ganz natürlich auch der ehemalige französische Marschall und nunmehrige schwedische Diplomat, blieb Bernadotte als Oberbefehlshaber der Lützower. Und nun mußten diese, zu denen sich trotz allem Fröbel noch mit jugendlichem Stolz zählte, am 31. Juli vor Bernadotte — paradieren. Im Anschluß daran, vom 1.—5. August hatte Fröbel in Berlin zu tun. In Berlin hoffte man voll Zuversicht auf eine baldige Entscheidung. Aus solcher Stimmung scheint Professor Weiß Fröbel eine Vollmacht gegeben zu haben, sein Guthaben bei einem Bremer Bankhause in Anspruch zu nehmen. Sein Schützling begleitete den Major von Lützow von Berlin nach Nauen. Aber danach wechselten für Fröbel neue Märsche mit Standquartieren ab. Seine Reizbarkeit wuchs. Weiß las in einem Brief vom 9. August: „Wie glücklich wären wir, wenn wir gewürdigt würden, die Schmach der Lübecker zu rächen. Wenn ich auch dann bald fallen sollte — wenn mich dann nur der Genius an einem solchen Ort fallen läßt, wo mein Tod einen Zweck hat." Wenig später mußte er Weiß melden: „Körner (er erhielt einen Schuß in den Unterleib) wurde diesen Nachmittag unter einer Eiche in der Nähe des Dorfes (Wöbbelin) begraben. In ein an die Eiche angehauenes Schild wurde sein Name usw. eingebrannt. Die Eiche soll sich durch ihren herrlichen Wuchs sehr auszeichnen. Ich war leider wieder auf Wache und konnte bei dem Begräbnis nicht gegenwärtig sein. Geschossen durfte wegen der Nähe des Feindes nicht werden." Auch Fröbel sollte bald die wirkliche Feuertaufe empfangen, die die eigentliche Feuerprobe des Mannes bedeutet. Der Ablauf des Waffenstillstands mit der Entscheidung Österreichs für die Verbündeten gegen Napoleon hatte das Handwerk der Diplomaten lahm gelegt und den Platz wieder dem Krieger eingeräumt.

Vorerst aber hatte Lützows Schar unter fremdem Oberbefehl die wenig romantischen Zufälle des Feldlebens — Körners Tod aus dem Hinterhalt war eine düstere, nie ganz geklärte Seite darin — auszukosten. Im Brief über Körners Begräbnis konnte Fröbel glücklicherweise von sich schreiben: „Tornister und Armatur wächst nach und nach ziemlich mit dem Körper zusammen. Denn seitdem wir biwakieren, wird fast gewöhnlich in Armatur, oft auch mit dem Tornister auf dem Rücken geschlafen, und es geht." Ins Tagebuch aber kam in den selben Tagen auch etwas vom Jammer der

unzureichenden Verpflegung, dem er mit einigen seiner Kameraden in einer Kochgemeinschaft zu begegnen suchte. Sie hielt alle ihre Mitglieder den ganzen Tag in ununterbrochener Tätigkeit; einen andern Weg gab es nicht, „um die unerläßlichen Forderungen des Hungers zu erfüllen".

Fröbels Art ins Leben zu blicken, zeitigte eine neue Übung seines Grübelns. So gut es gehen wollte, fühlte er sich an diesen Erfahrungen in die Zeiten der Nomadenvölker zurück. Er machte Betrachtungen über die Lebensweise der Jagd- und kriegerischen Nomadenhorden und deren Folgen für das sittliche Denken. Seine Überlegungen rückten recht lebenvoll neben die Ergebnisse, die sein hochgeistiges Denken in Göttinger Nächten über Mann und Weib gefunden hatte. Er schrieb: „Das Ermüden des Mannes nach großen und harten Anstrengungen macht ihn empfänglich für die Erwägung, Beobachtung und Würdigung kleiner Dienste, besonders für die von pflegender Hand, wo durch Krieg und Jagd das Physische im Mann auf einige Zeit erschöpft und zurückgetreten ist ... Von wem anders als von den in der Hütte zurückgebliebenen Frauen und Kindern kommt jene Pflege ... Und so entwickelte sich denn bei diesen Völkern (besonders den alten Deutschen), geleitet von der Hand der Natur, die Achtung und Liebe der Frauen, die Anhänglichkeit an Kind und Familie. — Hierzu kommt, und ich halte dies so wie das eben angedeutete für etwas Wesentliches, daß durch die körperliche Anstrengung des Mannes sich nicht mehr tierische Kraft in ihm sammelt, als durch den reinen Gang der Natur bedingt ist. Daher wird die achtende Betrachtung des Weibes in ihrer Pflege nicht durch überwiegend tierischen Trieb getrübt."

Damit war aus dem Kriegserleben eine segensvolle Seite hervorgehoben. Sie konnte dem künftigen Erzieher einen tieferen Unterbau der gymnastischen Übungen zeigen, als Jahns auf Wehrfähigkeit gerichtetes Turnen im Auge hatte. Freilich gehörte zu Fröbels Schauen der junge Mann, der das Verhältnis der Geschlechter quälend, doch ohne Verstrickung erlebt hatte. Mit reinen Sinnen schrieb Fröbel weiter im Tagebuch: „Wird das Weib Gattin, so sind die Folgen dieses Bundes ein Werk der stillen, geheimwirkenden Natur. In diesen stillen geheimen Bund tritt das Weib als werdende und seiende Mutter. Und ein Teil des Schleiers, der die geheimwirkende Natur deckt, deckt nun auch sie. — Dem von Seiten des Gefühls, der Empfindung entwickelten Manne entgeht das nicht; er reflektiert [zwar] nicht darüber, aber sein Gefühl ... tritt in höherer Achtung, in der Ahndung der höheren Würde der Frau als Weib und Mutter heraus. Und von nun an ist zwischen Gatten und Gattin und Kindern ein inneres hohes Leben entwickelt, welches für den, der es kennt, keiner Andeutung bedarf, und welches der, der es nicht kennt, auch durch

jene Andeutung nicht kennen lernen würde, indem er sie nicht verstünde."

Kehrt Fröbel dereinst heil aus dem Kriege heim, dann wird er eine ihm anvertraute männliche Jugend sich körperlich abmühen lassen. Er wird so eine nicht unnötig zu besprechende Aufgabe rechter Leitung stillschweigend lösen. Ahnungsvoll war diese Aufgabe nur unter allerweitesten Gesichtspunkten erfaßt. Fröbel tat einen Seitenblick auf die Asiaten und glaubte, deren Geringschätzung des Weibes erklären zu sollen damit, daß diese Völker nicht wie die in Europa Jagd-, sondern Hirtennomaden gewesen wären. Arndts Erklärungsweise wirkte in diesen Betrachtungen nach, als er fragte: „Wodurch aber wurde das Jagd- und Hirtenleben selbst wieder bedingt? — Durch die Verschiedenheit der geographisch-klimatischen Lage der beiden Erdteile. Und wodurch wird die Verschiedenheit der ... Lage bedingt? — Durch das Verhältnis der Sonne zu unserer Erde!" Immer weitere Vorfragen stellend, gelangte Fröbel zur Erklärung des Verhältnisses der abendländischen Geschlechter aus der Ordnung des Sonnensystems, von da auf die Weltordnung. „So geht denn alles auf dieses erste einfache Naturgesetz zurück; so wird alles durch dasselbe bedingt."

Der ganze Zirkel dieser Gedanken hatte begonnen im Andenken „an die hohe G". Ein „herrlicher, heiterer Abend" und „ruhiger hochfarbiger Sonnenuntergang" hatte ihm „Grüße durch die scheidende Sonne" entlockt und dazu die Bitte, einst „Friede und Ruhe gebend zu scheiden". Aus unendlich fern gerückter Zeit, in der eines Abends Frau von Holzhausen dem ahnungslosen ihr Herz geöffnet hatte, war ihm die Frage heraufgeklungen: „Weißt du, was ich der sanft scheidenden Sonne sagte? — Ich bat sie, dich zu grüßen." Zwanglos endete der Zirkel der Gedanken über die Weltordnung mit dem Eintrag: „Erinnerung an die Richtung der Tätigkeit in den Monaten Juli und August 1811 in Göttingen und an das in Concordia und Sphära darüber Niedergeschriebene." Das Ganze war auch nur eine neue Einkehr bei sich selbst unter stärkerer Einordnung persönlich empfundener Sittlichkeit in das Gesetz der Weltordnung.

Dann aber mußte, was er bei sich persönlich vorfand, allgemein gültig, d. h. im Wesen des Menschen begründet sein. Wo war ihm die Ahnung dafür schon begegnet? Fröbel fuhr im Tagebuche fort: „Erinnerung an einen im Jahr 1805 zu F[rankfurt] gehabten Gedanken, daß die jetzigen und vielleicht alle Mißverhältnisse in den menschlichen und bürgerlichen Verhältnissen ihren Grund in dem unnatürlichen Verhältnisse haben, in welchem der Mann zum Weibe steht ... Allgemein läßt sich dieser Gedanke auch wohl so aussprechen: daß [das] Widernatürliche der jetzigen Menschen- und Weltverhältnisse seinen Grund in der Übertretung der Naturgesetze habe." Wo spreche sich solche Übertretung krasser aus, als in den ehelichen

und elterlichen, also in den Familienverhältnissen. Mitten im Feldleben kam der Grübler eigentlich nur wieder zurück auf Empfindungen, die er als 20jähriger Forstamtsaktuar in Baunach, ja als noch nicht 10jähriger Knabe in Oberweißbach gehabt hatte, und war damit beständig in der Keimzelle, um die sich sein erzieherisches Denken bemühte.

Aber mit allem Glauben an die Grundsittlichkeit aller Schöpfung war die Tatsache, daß sich die Menschen trotz der gotterfüllten Weltordnung so arg verirrten, noch nicht denkend bezwungen. Fröbel stand jetzt vor der letzten Frage seines Weltbildes, vor der Frage, wie er dessen Einheit rechtfertigen wollte, wenn Gottes Schöpfung gleichzeitig ein heiliges Gesetz und die Übertretung dieses Gesetzes in sich faßte. Gehörte doch Fröbel zu den Mystikern, die über ihren Glauben mit sich selbst nicht rechten, weil sie zu sicher von einer Grundempfindung des Gemütes erfüllt sind. Indessen wollte auch seine Vernunft Antwort angesichts der Tatsache immer wiederkehrender Verirrungen. Freilich aus dem Woher brauchte ein Gotterfüllter diese Erscheinungen nicht zu erklären; denn die Ursache, der Ursprung aller Schöpfung blieb ihm ein für allemal die Gottheit. Fröbels Vernunft suchte die Antwort unterm zielenden Warum. Damit erst war er ganz beim Sittlichen. Er beantwortete die einzig entscheidende Frage, die des Warum im Sinne eines Wozu. Und er fand die Antwort, so wie jeder, der von einer Idee erfüllt ist, eben von dieser seiner Idee aus. Eine Übertretung der Naturgesetze der Familie habe Schuld an allen Mißverhältnissen, bis zu denen „der großen Familien der Staaten". „Ist dies wahr, so sagt dies jedoch keineswegs, daß jene Übertretung nicht hätte eintreten sollen. Denn der Mensch ist bestimmt, die Gesetze der Natur als freies Wesen durch sich selbst zu erkennen. Und dies ist bloß bei Eintretung des den Naturgesetzen Entgegengesetzten der Fall."

Der reifende Goethe hat in einer seiner ‚Oden' das ‚Göttliche' im Menschen in Beziehung gebracht mit den ‚unbekannten höhern Wesen' und gefordert: ‚Sein Beispiel lehr' uns Jene glauben.' Kritiker meinen, man dürfe die ‚äußersten Kraftproben der Logik' auf solche dithyrambischen Ergüsse überhaupt nicht anwenden: in ihnen überwiege der dionysische Rausch die apollinische Klarheit. Unsere Meinung ist: es wird mit kritischen Bemerkungen dieser Art nichts ausgemacht. Fröbels nüchternes Grübeln zeigt, daß Mystik ihre eigene Logik hat. Wir sehen sie jetzt in Fröbel jede menschliche Irrung auffassen als gottgewolltes Mittel, am Gegensatz das Ziel des edlen Menschen, hilfreich und gut werden zu sollen, überhaupt erst einmal in Klarheit zu erkennen.

Religiös sittliche Ehrfurcht hatte ihm die Begriffe ‚gut' und ‚böse' vertraut gemacht; aber sie hatten für ihn, den Erzieher, ihre Prägung als

Scheidemünze verloren. Gut und böse wurden ihm Schatzanweisungen für den Bürger eines Himmelreiches auf Erden, die ihren Wert erst durch die Willenserklärung des sittlichen Menschen erhielten. Er empfand, daß Gott auch dem schwächeren Menschen nicht mehr auferlegte, als die ihm von demselben Gott mitgegebene Kraft zu leisten vermag, sofern nur der Mensch durch sittliches Trachten nach dem Himmelreich sich auch als Bürger des Gottesstaates erweisen wollte. Fröbel fühlte, wie ihn die beständig geübte Selbsterziehung seelisch beglückte. Gerade diese Seligkeit der Gotteskindschaft belebte den Wunsch, anderen zu gleichem Glück zu verhelfen. Dadurch trat er unter und mit seiner Selbsterziehung unter einen sittlichen Zwang, sich auch als Erzieher der Brüder zu betätigen.

Ist's nötig, an Goethes Gesang ‚Mahomet' zu erinnern? Jahns ‚kurioser Kauz' war zu seinem Lesen sonderbarer Worte an Steinen und Spinngeweben erzogen und genährt worden, wie Goethes Mahomet singt ‚zwischen Klippen im Gebüsch'. Noch im Mineralienkabinett hatte er ‚bunten Kieseln' nachgejagt. Noch wurden in jedem Tal ‚unter seinem Fußtritt Blumen' zu seinen Geschwistern. Jetzt ging sein Blick herzhafter auf die Brüder unter den Menschen, ja bereits zu Ländern und Völkern. Alles das aber nur zu dem selbstlos seligen Ziel, das Goethes ihm unbekannter Gesang so umschrieb:

‚Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.'

Als Fröbel so seines Berufes als einer göttlichen Bestallung zum Erzieher bewußter wurde, hatte er die ganze Weltordnung, ihr Gesetz und dessen Übertretung, in eins zusammengefaßt. Er hatte dazu weder Angelus Silesius, noch Jacob Böhme studiert. Er nahm aus eigenem, nämlich als Mystiker wie diese Männer, das ganze Universum als eine einzige große Erziehungsveranstaltung Gottes zu seiner Heimat. Dabei kümmerte es ihn nach wie vor wenig, ob Gott nach der Schöpfung die Welt sich selbst überlassen habe, ob Gott sich in der Welt bewußt werde oder ob er die Menschen durch Selbsterziehung zu sich heranziehen wolle. Die noch bleibende scheinbare Unklarheit über theistische, pantheistische oder panentheistische Weltanschauung war ihm für das Tatleben als Erzieher etwas ganz Gleichgültiges. Und das vor allem deswegen, weil er mit strengerer Erkenntnis seiner innersten Berufspflicht am wenigsten lassen durfte von der eigenen, der Selbsterziehung an dem Platze, wo er zur Zeit stand. Man darf sagen: wenn Fröbel 1811 die „Sphaira" empfunden hatte, in den Augusttagen 1813 durchdachte er das Sphärisch-Allseitige in den wichtigsten Achsen seines Daseins.

Das Kriegstagebuch wurde dessen Zeuge. „Bei der Betrachtung der Zerstückeltheit des Lebens in unserer Kompagnie; bei dem Mangel an Einheit im Denken und Urteilen und Handeln; bei der Betrachtung des Ausbruchs der rohen Triebe, welche sich durchgehends bei der Masse der einzelnen äußern, wurde ich ... auf die wohl ganz natürliche Antwort geführt, daß die Ursache ... in der Erziehung liegt, welche Haus-Schule-Welt jedem einzelnen gab, und daß Haus- und Schulerziehung als erstes und grundbedingendes obenanstehe. Also auch die Haus- und Schulerziehung muß zerstückelt und zerstückelnd gewesen sein. Wollte nicht Pestalozzi das Gegenteil? — wollte er nicht Gesamtentwicklung, Einheit in der Entwicklung der Kräfte des Menschen? — Absolute Notwendigkeit der allgemeinen Bekanntmachung, besonders Anwendung der pestalozzischen Grundsätze des Erziehungs- und Unterrichtswesens. — Einstiges, wenn das ewige Schicksal das Leben noch jenseits des Kampfes fristet, künftiges Wirken dafür."

Gleichzeitig mit militärischen Eindrücken gingen seine Gedanken noch einmal nach Frankfurt zurück. Diesmal gehörten sie der Musikliebe im Hause der Geliebten. Der Lützower Jäger Fröbel schrieb am Abend des letzten Augusttages, des Monats, den er aus undurchsichtigen Gründen „her month" nannte: „Wichtigkeit ... der musikalischen Ausbildung des Menschen im Leben als bindendes und einendes Mittel. Befolgung dieser Erfahrung bei Erziehung und Unterricht.

Pestalozzi — mathematische
Pfeiffer Nägeli — musikalische } Erziehung und Bildung
Jahn — gymnastische

Arndt — griechische d. i. { mathematische, gymnastische, musikalische } Bildung und Unterricht"

Der September begann mit schönstem Wetter und brachte Erinnerungen an die wichtigen Tage 6.—8. September 1806 und 1807 herauf. All das Sinnen trübte nicht den Blick für das ihn umgebende Nächste. Fröbels Auge freute sich der „Nachtgruppen beim flammenden Feuer. Hütten und Bäume mit Waffenbehang." Dennoch, ein Abend fand ihn bei Jahn mit der Bitte um Versetzung. „Er schlägt mir die 3. Kompagnie seines Bataillons vor." Am Tage darauf: „Abermals bei Jahn. Umstände verhindern, das wesentliche zu berühren. Jahns freies Bewegen in seinem Verhalten und sein zwangloses Stehen zu seinen Jägern erhebt." Nunmehr drängte es Fröbel zur Entscheidung und zwar auf einem nur unter den verfahrenen Umständen erklärlichen Wege. Zweimal ansetzend ent-

warf der Lützower eine Eingabe, um von der Freischar loszukommen. Zu fragen bleibt, wie nahe die Kritik zwischen den Zeilen dieses Schreibens und das Zusammentun mit mehreren Unzufriedenen dem militärischen Ungehorsam und einer Rottenbildung kam; zu fragen noch einmal auch, ob mit derart unterm Zaume schäumenden Kräften selbst unter umsichtiger Führung ein ordentlicher Krieg zu führen war. Fröbel selbst verhielt sich wie ein Kind, das beim Spielen nicht mehr mitmachen will, wenn es nicht endlich und ordentlich daran kommt; doch im Hintergrund erhob sich der männliche Trotz, der sich unter lauer Führung nicht länger zum Narren machen lassen will.

Der Entwurf lautete: „Seit 7 Monaten treten wir ... aufgefordert durch den Aufruf S. M. des Königs, in sicherer Überzeugung, als Jäger im v. L.schen Freikorps als Krieger für den Gesamtzweck Preußens und Deutschlands [ein], mit unsrer ganzen Kraft auf das Tätigste zu wirken. Seit jener Zeit hoffen wir mit immer festern und verstärkten Gründen, diesem Zwecke gemäß in bestimmte Wirksamkeit ... zu kommen. Leider blieb ... unser natürlicher Wunsch bis jetzt gänzlich unbefriedigt; scheint auch nach unserer Ansicht und der Beschaffenheit unseres Korps so bald wenigstens noch nicht befriedigt zu werden. Wir haben deshalb der festgesetzten Ordnung gemäß durch die ... Instanzen unseres Korps um Entlassung vom Dienst nachgesucht, um bei der Großen Armee als Krieger einzutreten und sind von der letzten Instanz des Herrn v. Petersdorf an S. M. des Königs gewiesen worden.

Da wir nun glauben, daß es S. M. um so mehr [mit?] erfüllen würde, desto besser und wirksamer die sich dem Feind entgegen stellenden Kräfte benutzt werden, so wagen wir es bei Ew. Exzellenz untertänig anzufragen, ob es nötig ist, S. M. wegen unsrer Entlassung vom Korps und Versetzung und Anschließung an das Ganze als einer doch an sich unbedeutenden Sache zu belästigen, da es S. M. um so lieber sein muß, je mehr die Kräfte mit Zufriedenheit ihrem Wunsche gemäß wirken. Und wir bitten Ew. Exzellenz um Ihren gnädigen Rat darüber ...

8. Sept. 13. Ew. Exzellenz untertänige pp."

Hier entlud sich kein Gewitter auf dem Papier. Durch ihre gedruckte Instruktion lebten die ersten Lützower des Glaubens, daß bei jedem von ihnen auf eine eigene Entschlußkraft gerechnet war. Und so lange es möglich schien, fühlte denn auch jeder einzelne den Reiz, zum Helden auf eigene Faust berufen zu sein. Indessen war aber durch die Diplomaten aus der ursprünglichen Volksbewegung der notwendig ordnungsgemäße Krieg geworden. Die Fronten der Staaten hatten sich ausgebildet. Die Frei-

scharen konnten sich dem nicht entziehen: sie wurden aufgesogen von den ordnungsmäßigen Heeren. Lützows ‚Schar der Rache' wurde ein Stein im Schachbrett. Wenn das schon sein mußte, warum dann bei einem fremden Führer, warum nicht bei den deutschen Brüdern der Großen Armee?

Am 12. September hatten die Unzufriedenen eine neue Beratung. Sieben an der Zahl reichten sie ein Abschiedsgesuch ein. Lützow und Petersdorf antworteten hinziehend. Fröbel hatte von ihnen die Haltung von Vätern ihrer Krieger erwartet, ähnlich wie ihm 1809 und 1810 die Fürstin seiner Heimat als „Landesmutter" gegolten hatte. Auch die neue Erfahrung lieferte einen Niederschlag für sein Erziehungsdenken. Er notierte sich: „Die Betrachtung meines Lebens und Seins als Soldat und Krieger (in Hinsicht meiner physischen Untüchtigkeit dazu) ist reich an Lehren für den Vater, für den Erzieher, zur Behandlung des Sohnes, des Zöglings, in den Jahren der Bildung." So am 13. September im Anschluß an folgende scheinbar nur im losen Zusammenhang mit der augenblicklichen Unzufriedenheit stehende Bemerkung: „Die edle Bildung der Phantasie des Menschen muß Eltern und Erziehern erste heiligste Pflicht sein, wegen der so leichten Verletzung und Verbildung derselben. In der Kindheit unbedeutend scheinende unreine Eindrücke gleichen einem Krebsschaden, der bei herannahendem Alter schwer zu heilen ist, und die vielleicht nichts vernichtet als der Tod. Oh wie sehr, wie innig ist darum der zu bedauern, dessen Kinderjahre unbehütet dahin flossen! Und welchen unsterblichen Dank verdient daher eine Mutter, ein Elternpaar, welches Pflegerin und Veredlerin der Phantasie ihrer Kinder ist. — Gott! welch einen Dank!"

Es scheint das der Gewinn gewesen zu sein, den Fröbel aus ungezähmten Äußerungen bei der Besprechung der gemeinschaftlichen Eingabe gezogen hat. Sein Vertrauen hoffte auf bessere Einsicht und mindestens auf Verständnis bei den Führern. Denn nicht ein Gehenlassen schlechthin forderte der Kind-Mann von den Vätern seines Korps; im Gegenteil. Er sehnte sich nach Strenge, wie wir das schon in Havelberg hörten. Waren die Führer selbst nicht frei, d. h. durch Gehorsam nach oben hin gebunden, so war Fröbel einsichtig genug, ihnen Treue zu halten. Was ihn schmerzte, war der Mangel an sittlicher Leitung, ein Versagen gegenüber Beispielen der Roheit. Längst im engen Verband mit der Reicheschen Freischar, war den Lützowern als Ganzes der ursprüngliche Schwung verloren gegangen. Bald hatte man sie auch zusammengesteckt oder verzettelt mit Abteilungen einer ‚deutschen Legion'; konnte sie sich behaupten in gemeinschaftlichen Aufgaben mit Wallmodens und Tettenborns Kosaken?

„Die Kosaken hausen schrecklich; auch die Reicheschen Jäger bringen Beute." So klagte Fröbel im Tagebuch und wandte seine Augen angewidert von der umgreifenden Verwilderung ab. Wohin? Immer bedürftiger wurde er der reinen Formen der Natur. Die Seiten seiner kleinen Heftchen füllten sich von nun an vor allem mit Beobachtungen der Landschaft und mit geologischen Betrachtungen. Man könnte die weitere, die größere Hälfte seines Kriegstagebuchs als Aufzeichnungen des Schülers Weiß' auffassen, könnte meinen, die zahllosen, bis ins einzelne gehenden geognostischen und mineralogischen Notizen seien zu Mitteilungen an seinen Lehrer gedacht gewesen und hätten zugleich der eigenen Ausbildung für das erhoffte Amt als Mineraloge gedient. Gewiß spielte auch das mit hinein. Aber im Grunde wurden diese Niederschriften die Zeugen seiner Einsamkeit unter den Menschen. Von den Freunden war er allmählich getrennt worden. Jeder stand an einem andern Platze, wohin die Umgruppierung sie führte. Der Umgang mit der stummen Natur sollte das Niederdrückende seiner Lage vergessen machen. Fröbel nahm seine Übung aus der Zeit seiner einsiedlerischen Kindheit wieder auf. Am Ende seiner viermonatlichen Lehrzeit als Lützower stand ein Enttäuschter.

* * *

26.

Feuertaufe und Selbstbehauptung in Selbstüberwindung.

Weil die deutschen Vaterlandsbefreier in Norddeutschland es mit zwei Gegnern zu tun hatten, mit den französischen Unterdrückern und mit dem zäh hemmenden eigenen Oberbefehlshaber, dem Kronprinzen von Schweden, blieb es dort nur bei dem kleinen Kriege, der an die Spannkraft des einzelnen Kriegers meist größere Anforderungen stellt als die Beteiligung an Massenkämpfen. Ein erster Parteigang führte Fröbel auf das linksseitige Elbufer bei Lüneburg und brachte ihm am 16. September die wirkliche Feuertaufe. Ins Tagebuch kam: „Gegen 6 Uhr morgens brachen wir auf und gingen $^1/_2$ Stunde vorwärts zu einem kleinen Dörfchen. Gegen Mittag Vorpostengefecht nach der Göhrde zu. Die Franzosen sollen den Wald besetzt haben. In der Nacht waren französische Ehasseurs bis zu unserm jetzigen Lager patrouilliert . . . Gegen Mittag brachen die Truppen auf. Wir zogen über Metzingen nach der Göhrde vor, fingen hinter Metzing an zu tirallieren, durchschwärmten bis Göhrde sehr vortreffliche Buchenwaldungen. Hinter diesem Walde Beginnung des Gefechtes. Unerschrockenheit der Kompagnie. Herr v. Berenhorst ist der Führer unseres Zuges, unter ihm der verkleidete Jäger Renz, die Brosofska [Eleonore

Prochaska] aus einer Kolonie bei Potsdam. Ersterer fällt bei der Einnahme des Steinkerhügels. Die bei diesem Gefecht gegenwärtige Abteilung der schwarzen Freischar zeichnete sich nach dem allgemeinen Zeugnis sehr aus ... Als Krieger durfte ich an diesem Tage mit mir zufrieden sein; als Soldat konnte ich mich nicht zum Beutemachen verstehen. Es war mir widrig, und Tote zu durchsuchen widernatürlich."

Wie seine Truppe zusammengesetzt war, und wieviel und welche Verluste die Feinde gehabt hatten; die Bestattung Berenhorsts und einiger der andern in der Nähe eines Hünengrabes, damit sie nach Jahns Worten „unter die Helden der Vorzeit" begraben würden; die Schichten, die sich beim Aufwerfen ihrer Gruft zeigten; auch die Farben und die Gruppierung der herrlichen Eichen, der schöne Kontrast des einfach Geometrischen, den die Gebäude des alten Jagdschlosses der Göhrde im Eichenhain machten — für all das hatte der Schreiber Sinn und übergab es zur Erinnerung dem Tagebuche. Daß Eleonore Prochaska am selben Tage tödlich verwundet mit dem Rufe zusammenbrach: ‚Herr Leutnant, ich bin ein Mädchen!' und dadurch erst als verkleidetes Weib bekannt wurde, war gewiß auch zu Fröbels Ohren gekommen. Denn hinter dem Satz, der sie mit Berenhorst zusammen nannte, setzte seine Feder an: „Beide fallen." Verrät seine karge Notiz etwa eine Empfindung vom Überschreiten der Grenzen des Weibes?

Weiß meldete er ganz knapp seine Teilnahme am Gefecht erst am 22. September. Wichtiger war ihm die gedankliche Aussprache, obgleich sie ihm in Briefform nur ärmlich erschien. Oft habe etwas in der ganzen Gedankenreihe wert, was abgerissen ihn verliere. Vom Ganzen wisse er nicht viel zu sagen: der Krieger sei zu sehr auf einen Punkt beschränkt. Und er sei ein desto besserer Fechter, jemehr er strebe, nur in seiner Sphäre zu leben und zu wirken. So hat Fröbel im Kugelregen wohl jene sachliche Aufmerksamkeit mindestens geübt, die allein das kalte Blut bewahrt.

Nach dem Gefechtstage setzte Regenwetter des Herbstes ein. Jahns Entschiedenheit hatten die Lützower es zu danken, daß sie nach 7 Tagen Feldquartier am 20. September endlich nachts 11 Uhr noch einquartiert wurden. Wären die Gegend und der Herbst nicht obstreich gewesen, die Durchnäßten hätten auch von neuem hungern müssen. Die Bauern antworteten: „Von Getreide können wir nichts verkaufen." Indes hatte der Streifzug Fröbel belebt. Mit neuer Untätigkeit kehrte das Grübeln, mit dem Grübeln das Gefühl der Vereinsamung wieder; und nur geologische Beobachtungen lenkten ihn ab. Denn die Menschen? — „Warme innige, dauernde Freundschaft kann nur zwischen zwei Arten Gemütern geschlossen werden. Erstlich zwischen zwei jungen feurigen, noch unaus-

gebildeten; dann zwischen zwei ausgebildeten reichen Gemütern. Ein reiches ... männliches Gemüte wird daher in der Menge isoliert dastehen, weil es von seinem Reichtum an keinen der Menge mitteilen kann, und dieser Reichtum von keinem der Menge geahndet wird."

Wir hörten von dem neuen Zuzug, und daß eine Reihe der besten Lützower bei Kitzen ausgefallen war. Das Unangenehme und Drückende der jetzigen Lage, so bekannte sich Fröbel, liege nicht in den Mühen und Beschwerden des Feldzuges, „sondern in dem Verknüpftsein mit niedrigen und gemeinen Menschen, mit Personen, die weder Ahndung von dem Wesen des Menschen noch von der Bedeutung des Namens Volk und Nation, Volks- und Nationalcharakter und Nationalbildung haben". Das Korps, nicht einmal die Kompanie der Büchsenjäger, der „sog. Gebildeten", sei „nichts weniger als eine Schar deutscher Söhne, d. h. Jünglinge einfacher, reiner, unbescholtener Sitte, biedere männliche Charaktere, voll Mut, Ausdauer und Kraft". Am 25. September kam Fröbel in Dahlenburg zu Jahn, d. h. in dessen Schreibstube. Dort hauste Mann-Bauer-Fallenstein, ein poetisches Gemüt, das nach dem Tode Körners vielleicht manchem Kameraden berufen schien, der Dichtermund der Schar zu werden. Wird Fröbel dem ersehnten Männlichen begegnen bei einem Lützower mit dem gezierten Namen Mann-Bauer-Fallenstein?

Bauer-Fallenstein hat ein ‚Lied der schwarzen Jäger' drucken lassen. Er hat mit anderen auch beigesteuert zu einer Kriegslieder-Sammlung, die den Namen ‚Braga' trug. Fröbel kam mit ausgehungertem Gemüt in seine Nähe. In Mann-Bauers romantischen Gefilden aber erging er sich mehr beobachtend; denn sein gereiftes Wesen konnte an diesem Schwärmer jetzt von außen kommend erfassen, was er selbst als 20jähriger im katholischen Baunachgrund erlebt hatte. — Als Inhalt einer Abendunterhaltung schrieb Fröbel nieder: „Über das Eingreifen des Glaubens an Maria als vermittelnde Mutter zwischen Vater und Sohn auf die gemütliche Ausbildung des Menschen, besonders über die Wirkung dieses Glaubens auf die Ausbildung des Sinnigen im weiblichen Gemüte." Gedankenträchtiger wurde die Aussprache am folgenden Abend. Der Protestant Fröbel fand ein tiefes Wort der Duldsamkeit, eine Gefühlsbrücke zur Annäherung der beiden christlichen Bekenntnisse protestantisch-katholisch. „Das Mädchen, die Jungfrau bedarf des Glaubens, des Festhaltens an ein sie verstehendes zärtliches mütterliches Herz im Jenseits ... Über die Wirkung des Protestantismus (welcher nur Wesen männlichen Charakters und Verstandeswesen im Jenseits setzt) auf die Ausbildung des weiblichen Gemütes. — Die sich ausbildende Jungfrau steht durch den Protestantismus in den geheimnisvollsten Zeiten ihres Lebens in sich

verwaist." Der Protestantismus gebe den Menschen einen Vater, einen Bruder und Freund, aber das mütterliche Herz fehle.

Viele Jahrzehnte später hat ein treuer Katholik, Peter Rosegger, als er Bausteine für eine protestantische Kirche sammelte, eben bei solcher Sammlung um ein Madonnenbild gebeten. Nicht von ohngefähr hatte Fröbel jenen gesunden Gedanken zugespitzt. Wochenlang in Schmutz der Straßen draußen und unter verwildernden Menschen seelisch allein, hatte er für seinen schwächlichen Körper endlich einmal wieder die Wärme und Sauberkeit einer Stube gefunden. Den unfrei gewordenen Nomaden erquickte die gesellige Flamme vom Tisch einer Schreibstube, in der ein feinsinniger Kamerad katholisierenden Empfindungen nachhing. Das war unter seinen Umständen, als trete er in den Frieden einer Kapelle wie einst im Baunachgrund, wo im Halbdunkel stiller Altäre manche fromme Kerze leuchtet. Obgleich, wahrscheinlicher sogar weil Fröbel in Bauer-Fallenstein fast den Gegenpol zu seinem eigenen männlichen Katholizismus herausfühlte, wurde sein beobachtender Geist angeregt, die weibliche Form und Weiche des Katholizismus schärfer ins Auge zu fassen.

Doch kaum minder beschäftigte ihn deren Einzelerscheinung, ihre Wirkung auf ein Gemüt wie das Mann-Bauer-Fallensteins. Wahrscheinlich in dessen Dichterwerkstatt schrieb er sich in sein Tagebuch fünf Stanzen und ein Sonett Bauers ab; und daß die ersteren alle Streichungen und die nachträgliche Feile zeigen, läßt auf eine fast gleichzeitige Stunde von Entstehen und Abschrift schließen. Der nicht verbesserte Sonettentwurf zollt recht unpersönlich und in der Form unfertig der Maria als Mutter eines Heldensohnes Anbetung. Die Stanzen, wenn man sie in einfacher Ausgleichung, d. h. ohne die verschiedenen Lesarten, also ohne weitere eigenmächtige Änderung wiedergibt, lauten:

„So bist Du mein! — mit himmlischen Gewalten
Gekettet an das sterblich fromme Herz
Und in Marias Schutz für mich gehalten
Verklärt in heiliger Treue süßem Schmerz.
Die Lilie strebt — nicht kann das Grün erkalten.
In Tränen ringt das Sehnen himmelwärts.
Genahet ist dem Wunsche alle Ferne
Und neu erwacht der Liebe goldne Sterne.

Hinab sich taucht der Schwan in stille Fluten,
Und mit ihm sinkt das letzte Lied hinab.
Die Leier schwankt, in abendroten Gluten
Hernieder beugt die Glorie sich aufs Grab.
Unsterblich Sehnen will den Sinn gemuten,
Daß ewig sei, was sich einst sterblich gab.
So bist Du mein! — Des Jünglings irres Sehnen
Hat sich gelöst zum Morgentau die Tränen.

Als ich Dich sah — ich mußt mein Auge wenden:
Der Heiligen Nähe traf mich im Gebet.
Ich nahm Dein Bildnis aus Marias Händen
Die es mit ihrer Glorie umweht.
Unwürdig ich, wirst Du mich ihr verpfänden
Erhören Du, was ich nur still gefleht —
Und im Gebet der Himmlischen bekannte —
Wie ich im Taumel Dich Geliebte nannte.

Du schwandest mir — so wähnt mein irres Träumen.
Nicht rein mehr war des Armen sünd'ge Brust.
Die Heil'ge wollte ich in diesen Räumen
Umschließen, Dich! — des Jünglings kühner Lust
Enthob die Mutter Dich, verklärt ohn' Säumen
Und reu'ger Schmerz erfüllte meine Brust —
Daß sterblich Du nun in des Todes Arme
Auch seist, weint ich im langen, wehen Harme.

Doch nun ist's klar, geöffnet sind die Pforten —
Ich sah Dich in der heil'gen Engel Schein:
Maria hält in ihren Liebesorten
Dich neu verklärt, — Du nennst Dich liebend mein.
Nicht schwandest Du — Du bist mir erst geworden.
So himmlisch schön, so rosig klar und rein,
Wie ich Dich sah — hab ich mich Dir ergeben.
[Im Tode ward durch Dich mir neues Leben]
Bald wirst Du Retterin aus diesem Leben.

Mann Bauer Fallenstein
Feldlager zu Dahlenburg
den 28. Sept. 13."

Die hier in [ ] gesetzte erste Lesart der Schlußzeile hatte Fröbel von sich aus nicht ersetzt, sondern beibehalten aus Gründen seiner Weltanschauung. Er pflegte dem, was einmal geschehen, männlich, ohne eigentliche Reue, nachzugehen, während der romantische Mann-Bauer zagend wieder zurückschreckte, der Möglichkeit offen blieb und den Lebensreiz in der Andacht empfand. Persönlich mochten Fröbel die Stanzen an seine Andacht beim Gedenken „an die G.—" erinnern; in sein überpersönliches Empfinden wiesen die Klänge: ‚Lilie, Sehnen, Sterne, abendrote Gluten, des Todes Arme, irres Träumen, weher Harm' usf. Aus dergleichen Tuben holen dichtende Jünglinge mit Vorliebe Farben und Töne; die Fallensteinsche Mischung ist denn auch an sich das Beispiel, wie bloße Romantik sich dichtend versucht. Wir sehen deutlicher, daß diese Verse für Fröbel ein Spiegel der Jugendlichkeit waren, die er selbst bereits überwunden hatte.

Die Tage in der Schreibstube entnervten den gereiften Kämpfer nicht zum Etappenmenschen. Dazu war das sachliche Erleben des Feuerkampfes in der Göhrde zu stark gewesen. Der nächste Brief an Weiß war vom 8. Oktober datiert. Fröbel griff darin zwar noch einmal auf diesen belebenden Tag zurück, aber nur, um das Elend der neuen Tatenlosigkeit

zu beklagen. Gerade das, was den Besseren gefallen mußte, ihr endliches Untersichsein, schlug unterm Gedenken an die Göhrde in unzufriedene Spannung um. 3000 Tote, Verwundete und Gefangene! Und 8 Geschütze hatte die Schar mit ihrem ersten größeren Streich dem Feinde abgejagt; welche „herrlichen Aussichten" hätten sich da vor drei Wochen geöffnet! „Wo glaubte ich, daß wir nach Verlauf so vieler Wochen sein würden! Doch wir sind noch an der Elbe."

Denn selbständig war die abgesonderte Abteilung natürlich nicht geworden. Schlimmeres war eingetreten: niemand wußte, wem er eigentlich zu gehorchen hatte. Zu einer Zeit erwarteten die Lützower Befehle von drei und mehr Kommandören zugleich, von Tettenborn, Reiche, Fischer, Müller, Jahn. „Wo Jahn ist, weiß Gott; er ging mit dem festen Vorsatz weg, mit aller Kraft für die Wiedervereinigung und Wiedererlangung des selbständigen Wirkens des Korps zu wirken und in dieser Hinsicht, wenn es nötig wäre, selbst zum Kronprinzen [von Schweden] oder König [Friedrich Wilhelm III.] zu reisen."

Das Schlimmste war die äußere Vernachlässigung. „Von unserer Kompagnie war wohl gar keine Beute gemacht, weil diese doch das Niedrige und Widernatürliche, welches darinne liegt, so sehr es auch der Krieg rechtfertigt, fühlte." Infolgedessen blieben die dringendsten Bedürfnisse unbefriedigt: zum Hunger litten die Büchsenjäger nun auch Mangel an Bekleidung. Englands Hilfsverpflichtung? Aus ihr erhielten die Lützower auch einmal Mäntel und Schuhe; aber: „Mit dem im Mecklenburgischen Erhaltenen ist nicht ehrlich verfahren worden." Unter solchen Erfahrungen und unter dem dumpfen Gefühl, nicht die Zufriedenheit des Königs erwerben zu können, litt die Manneszucht.

Am Tage dieses Schreibens für Weiß erfolgte eine Alarmierung. Ein neuer Parteigang schien die Geister zu beleben. Es wurde daraus eine kriegerische Glanzleistung, jener erstaunliche Streifzug nach Bremen, der die Hauptstütze Napoleons, den General Davoust in Hamburg, durch Störung seiner rückwärtigen Verbindung erschüttern sollte. Aber die Lützower erlebten dabei das Traurigste, erlebten, wie fremd ganze Teile des Vaterlandes der Befreiungssache gegenüberstanden. Das jammervolle Schicksal, das sich die Bürger Hamburgs zu Anfang des Krieges durch ihre Lauheit zugezogen hatten, war dem flachen Lande nicht zur Lehre gereicht. Schon am ersten späten Abend traf Fröbel ein sehr schlechtes Quartier bei dem „sehr geizigen Bürgermeister" von Bienenbüttel. „Kartoffeln ohne Fett und Salz sollen wir wie die Schweine essen." Den Abend darauf kam man nach Hirzel, wo der Prediger für Napoleon gesprochen hatte und deswegen arretiert werden sollte. Erst nach ganz

außerordentlichen Anstrengungen gelang es dem Rittmeister Fischer gegen 11 Uhr nachts, seinen Leuten Unterkunft zu verschaffen.

Hier fand Fröbel Gelegenheit, mit Mann-Bauer über Joseph Schmids Mathematik zu sprechen. Nach 12 Stunden aufbrechend, geriet man auf einem „abscheulich schlechten Nachtmarsch" in Regen und Wind. Als die Hoffnung auf ein warmes Nachtquartier lebendig wurde, erwachte die Gesangluft. „Und Gesang vertreibt alle Grillen und macht das Überstandene vergessen." Hierbei bewährte sich „Leutnant Fallenstein als Vorsinger". Wir merken, wie Fröbels Wesen sich beschwingte, nun wieder ein tätiges Leben lockte. Nach 10stündiger Ruhe brach die Schar zu Wagen nach Bremen auf. In unendlicher Weite breitete sich die sandige Heide vor ihr aus: Verden war das nächste Ziel. „Eine halbe Viertelstunde vor der Stadt stiegen wir von den Wagen. Herr Major v. Reiche erklärt: die Herren Lützower machen heute beim Einmarsch in die Stadt, sowie bei dieser ganzen Expedition die Avantgarde. Und wir machten sie."

„Still feierlich beginnt der Marsch. Beim Eintritt in die Stadt begleitet ihn die militärische Musik. — Licht vor die Fenster, erschallt es bald auf der Straße, und in Kürze marschieren wir durch erleuchtete Gassen. Die Stille der Nacht, die erleuchteten, von erwartenden Menschen besetzten Fenster, der langsame Marsch begleitet von volltönender Musik machten den Einzug feierlich ... Frohsinn und Freude erfüllte mein Inneres. Es war ein kleines Vorspiel von dem, was ich mir so oft gewünscht hatte: siegreich in eine durch uns von französischen Männern befreite Stadt einzurücken; und ehe wir einrückten, war ja Verden noch unter französischer Botmäßigkeit gewesen ... Eine deutsche Stadt wurde durch uns wieder zu Deutschland gebracht. So zogen wir auf den Markt, wo wir glaubten, daß uns gute Quartiers angewiesen werden würden. Doch hieß es: alles biwakiert auf dem Markte. Die Bedürfnisse werden geliefert werden. Doch fehlte es sehr an allem. Und die Speisen, welche die Verdener schickten, waren sehr mittelmäßig und darunter. Dienstag den 12. Oktober früh gegen 3 Uhr brachen wir ... nach Visselhövel auf. Dort soll uns ein schon bereitetes Frühstück erwarten. Allein der Genius der guten Ordnung, welcher in unserm Korps herrscht, macht, daß in dem Flecken an unsere Kompagnie der Befehl gegeben wird, sich selbst Quartier zu machen. — Nach kurzer Rast ... Alarm ... 30 Mann von unserer Kompagnie kommen gegen 30 Mann ... zum von Reicheschen Detachement. Ich zu den 30." Die ausgetauschten 30 Reicheschen Jäger hatten sich bereit zu machen, den feindlichen Kommandanten zu erschießen. Die Schar, bei der Fröbel war, ging nachts im vollen Trab gen Bremen. „Schon in Hasstädt und früher kommen uns gefangene Schweizer von der Bremer Besatzung ent-

gegen. Die starken Blessuren mehrerer zeugen von dem harten Widerstande derselben. Ein Kosak spießte in dem vorletzten Dorfe einen Schweizer an eine Tür." Der ganze Widersinn des Mißbrauchs von Kräften so weit voneinander wohnender Völker für die Herrschsucht eines einzelnen schien in dieser Notiz Sprache zu finden.

„Avantgarde ... Kugeln pfeifen die Gasse herauf, klitschen auf das Pflaster und klappern in den Ziegeln der Dächer. Deckt Euch! rufen die Offiziere. Doch Türen und Fenster sind verschlossen. In dem ersten und in dem zweiten Hause klirren und brechen die Fenster unter meinem stoßenden Kolben. So komme ich mit meinem Hintermann bis vielleicht 150 Schritt vor die ersten Palisaden, und endlich mit andern bis 30, 40 an dieselben. Die Kartätschenkugeln rasseln die Straße hinunter, so wie die Kugeln der vortrefflich schießenden Schweizer, dicht vor den Häusern vorbei, auf das Pflaster aufschlagend. Erster Standort in einem Kaffeehause und hinter den Planken im Hofe desselben. Die gut zielenden Schweizer hätten um ein weniges mich hier einige Male getroffen; mein Genius zog mich im Moment der Gefahr zurück. — Vorstandort bei einem Strumpfwirker. Der treffende Feuerwerker zündet die holländische Windmühle an. Schöner malerischer Anblick des Brennens derselben. Wir stehen im Feuer von morgens 8 bis abends 4 Uhr, wo Ruf geblasen wird. Indem ich nach dem Sammeln mit dem Konstabler in Hinsicht des Richtens der Kanone spreche, trifft eine Büchsenkugel einen dicht neben mir stehenden Reicheschen Offizier ... Der dritte über die Gasse gehende Mann wird sicher blessiert. Zwischen 7—8 Uhr Vordringen bis an das innere Gatter des Haupttores vor der Fallbrücke. Kein Offizier läßt sich fast sehen. Von keinem Kommando war nichts zu hören! ... Auf Tettenborns Befehl ziehen wir uns endlich in voller Dunkelheit zurück. Die französischen Wachtfeuer zeigen uns nun eine reich gespickte Schanze ... Wir Büchsenjäger gesammelt ... nachts nach Hasstädt zurück." Dort fand Fröbel „schon Bremer Wohlhabenheit", aber auch „schlechtes Essen ... Kargheit der Wirtsleute". Am 15. Oktober kapitulierte die Bremer Besatzung, nachdem die Befreier von Hasstädt aus gegen die Stadt vorgerückt waren. „Einzug der Reicheschen in Bremen, wir kehren, nachdem wir von morgens 4 Uhr bis nachmittag 2 Uhr in den Straßen der Vorstädte gestanden haben, vor dem Osttor um ... Mit grimmigem Hunger ziehen wir ab. Einkehr bei einem Güterbesitzer in Hasstädt. Einkehr in dessen Küche und Speisekammer."

Fröbel hielt sich schadlos für den ihm entgangenen Einzug durch einen wiederholten friedlichen Besuch der befreiten Stadt. Er erhielt dazu Urlaub während der nächsten drei Tage. Von Weißens Guthaben hob

er 3 Louisdor ab. Der Krieger war plötzlich wieder der still beobachtende, auf alle Friedenswerke aufmerksame Mann. Zwar am Standbild des Roland ging er blind vorüber und fand das Rathaus und das Amtshaus der Kaufleute mit Zierat überladen. Dafür hatte er Aufmerksamkeit für ein Verdienst napoleonischer Besetzung: „Die Franzosen haben von Rothenburg nach Bremen (Route nach Hamburg) eine Chaussee durch eine sonst beschwerlich zu durchreisende Gegend angelegt." In Bremen merkte er sich die Wohnung eines Lehrers Pestalozzischer Richtung und besuchte Sonntag abends die Vorstellung des Theaters. Gegeben wurde „Der Hauszwist" und „Die deutsche Hausfrau". Am darauffolgenden Dienstag übernahm Fröbel in Verden einen Transport von Tabak und Schuhen auf 9 Wagen. Am 22. Oktober stieß er damit zu seiner 3. Kompagnie. Der erste Abend bei den Kameraden in Dahlenburg wurde benutzt, den eben von uns gehörten Marschkalender der Unternehmung auf Bremen nachzutragen; vielleicht beim Schachspiel geübt, eine frühere Stellung mit schrittweiser Zurücknahme späterer Züge wiederzufinden, setzte er diese Nachtragung rückläufig an, jeden Tag wie einen Stein für sich. Auf der Wacht in Dahlenburg besuchte ihn Olivier, der Künstler, der des aufgebahrten Körners Antlitz uns überliefert hat. Tragikomisch und dann wieder gräßlich grinste Fröbel der Krieg an in den übernächsten Tagen. „Unterhaltendes Gespräch mit dem . . .gefangenen Franzosen. Freude desselben über die Gewißheit, nun dem Tode vorm Feinde entronnen zu sein. Er war Gatte und Vater; Betragen desselben als solcher." Darauf folgte die Notiz: „Moritierung unserer Marketender-Juden. Urteil über selbige [Mordtat] in Blekede."

Die Bremer Unternehmung, endend mit dem Zugeständnis ehrenvollen Abzugs der Franzosen und mit dem Einbringen von Kriegskassen, Vorräten und 16 Geschützen, war als Parteigang gedacht so erfolgreich gewesen, wie Tettenborn nur immer wünschen konnte. Nicht ratsam hatte Tettenborn geschienen, wie vier Monate zuvor den Hamburgern, so jetzt den Bremern die alte Verfassung wiederzugeben. Noch entschiedener hatte er Beamte im Ort vor dem Volkshaß schützen lassen. Für solche Rücksichten der Führung, die schließlich nach dem Beispiel Hamburgs und bei der Unfreiheit der Geister berechtigt waren, hatte Fröbel kein Verständnis. Woher sollte es ihm ohne tieferen Einblick kommen? Er betrachtete den Bremer Zug wahrlich nicht aus der Froschperspektive, aber doch reichlich kindlich. Ihn rechtfertigte die Idee, für die er jetzt in der schrecklichen Form des Straßenkampfes sein Leben auf das Spiel gesetzt hatte. Drum grollte er und schrieb am 27. Oktober an Weiß: „Nicht die achtbaren Bewohner der alten Hansestadt von Napoleons

Zwingherrn zu befreien war der Zweck jenes Zuges, sondern sich des in Bremen aufgehäuften französischen Geldes und Eigentums auf Unkosten der scheu um sich und in die nächste Zukunft blickenden Bremer zu bemächtigen . . . Denn Hamburgs Schicksal stand immer in einem grellen Gemälde vor ihren Augen." Er nannte mit vielen seiner Kameraden den Vormarsch einen „Raubzug".

„Ich fühle mich sehr, sehr niedergedrückt bei dem taten-, und Gott mag es wissen, sicher auch planlosen Leben, was wir führen. Ruhmbedeckt ziehen preußische Krieger schon durch meinen Geburtsort (Kolomb [ein glücklicherer Freischärler] durch Oberweißbach). Dieses, siegreich in und durch mein Vaterland zu ziehen und vor uns die Aussauger des Landes . . . fliehen zu sehen, dieses war der höchste Wunsch, die schönste Hoffnung meines Herzens . . . In keinen von denen, die an unserer Spitze jetzt wörtlich stehen, regt sich noch ein Fünkchen von der Idee, die uns einst zusammen führte . . . Das Ganze lag als Zweck vor unsern Augen, und wir . . .müssen dem Privatinteresse eines einzelnen, eines Fremden, hätte ich bald gesagt, [dienen]." Die letzte Bemerkung zielte auf Bernadotte, dessen Haltung selbstverständlich von staatsmännischen Rücksichten auf sein Wahlvaterland Schweden bestimmt war, und der von vornherein in einer schiefen Stellung sich befand dadurch, daß Dänemark noch zu Napoleon hielt, während er selbst für sein Land im Wind zu segeln bemüht sein mußte, mitten in der Entscheidung über Europas nächste Jahrzehnte. Was aber ging diese fremdstaatliche Pflicht die Kämpfer für ein freies Deutschland an? Ein Lützower war kein Söldner Schwedens.

Eben war die große ‚Völkerschlacht' bei Leipzig geschlagen worden. Die ‚schwarzen Jäger' hörten nur von ihr. Der Winter nahte. In den Mangel an innerer und äußerer Wärme fiel das Reden über das oberste Beispiel privater Belange. Es hielt schwer, sich nicht anstecken zu lassen, nicht der Beutegier zu erliegen. Patrouillen erbrachen unbewohnt scheinende Häuser; Füsiliere, die nur den nächsten Bedarf eintreiben sollten, bedrohten die eigenen Landsleute und stellten unangemessene Forderungen. Am 30. Oktober machte Fröbel seinem Herzen auch darüber Luft. Der Brief ging wieder an Weiß, obgleich seit Wiederbeginn des Krieges von diesem nicht die geringste Antwort gekommen, Fröbel also auch nach dieser Seite vor einer Mauer zu stehen schien. Das Lützowsche Freikorps habe „alle Eigenschaften verloren, die den Krieger fürs Vaterland bestimmen könnten, sich ferner an dasselbe anzuschließen". Er selbst habe mit anderen seinen Abschied gefordert. Es sei auch die Anfrage gekommen, zu welchem Korps jeder sich wünsche. Er habe die Berliner Landwehr gewählt; aber Major v. Petersdorf schlage diese Bitte ab und

rechne ihn zu — den Ausländern. Weiß möchte mit dem Professor Marheinecke, Jeune und dem Rektor Savigny, der Fröbel ja immatrikuliert hatte, sein weiteres Gesuch in der Sache beim Militärgouvernement unterstützen. Er selbst wolle mit Freuden alles ertragen, wenn ihm nur Gelegenheit zu rechtem Tun würde. „Auf alles, wahrlich auf alles soll der Mann nicht resignieren. Die Gelegenheit, ehrenvoll, kraftvoll zu wirken, soll er mit dem Leben herbeiführen." Und fast kindlich bittend schloß sich die Entschuldigung daran: „Die Wirkung eines frohen Geistes ist besonders beim Krieger außerordentlich."

Des ‚Ausländers' Bitte hatte keinen Erfolg. Eine Beobachtung konnte ihm etwas über das Bittere daran hinweghelfen. Leutnant M. war einer der unzufriedenen Inländer. Er kam am 7. November vom Stabe zurück mit dem Bescheid: „Die nächste Resolution des Abschiedsgesuches der Kompagnieglieder ist, daß die Kompagnie mit nächstem nach der Stadt verlegt werden soll, um die um Abschied Nachsuchenden zu beschwichtigen. Der L. M. ist glücklich in sich, wegen der guten Aufnahme beim Stab und wegen der Hoffnung eines angenehmen Lebens in der Stadt: und vergißt, daß auch er wünschte, den Abschied vom Korps zu erhalten." Fröbel wandte sich zu seinem Augentrost, zur Natur. Den Vorsprech in den Seiten seines Tagebuches errangen endgültig mineralogische und geologische Naturbildungen.

Solange dieser unfreiwillige Lützower fortan auf dem Marsch war, namentlich in weiter Heide, wo weder der Horizont noch eine auffällige Bewegung der Landschaft seinen Geist beschäftigte, befragte er wie ein Alliebender die Erden und Steine; sie redeten ihm. Als Mineraloge kostete er sie dann auch buchstäblich mit der Zunge auf ihren Geschmack. Jede besondere Fernsicht wurde von ihm beachtet, auch besondere Bauart der Dörfer. Er trug in sich den Atman, der beständig schweift und forscht und von der Bewegung lebt als Bewegung. So offenbarte sich die Wandernatur der germanischen Seele in Fröbel als in einem echten Sohne der Rasse, die die Gestalt des Wanderers Wodan gebar.

Auch Goethe hat von sich ausgesagt, was er nicht erlernt habe, sei von ihm erwandert worden. Wenn Fröbel fortfuhr, sich den Verbleib der strömenden Wasser zu merken, so übte er unbewußt eine Regel, die sich Goethe, ebenfalls als junger Mann, gesetzt hatte und die in ‚Dichtung und Wahrheit' also zum Ausdruck kam: ‚Schon bei meinen wenigen Wanderungen durch die Welt hatte ich bemerkt, wie bedeutend es sei, sich auf Reisen nach dem Laufe der Wasser zu erkundigen, ja bei dem kleinsten Bache zu fragen, wohin er denn eigentlich laufe. Man erlangt dadurch eine Übersicht von jeder Flußregion, in der man eben befangen ist, einen Begriff

von den Höhen und Tiefen, die aufeinander Bezug haben, und windet sich am sichersten an diesen Leitfäden, welche sowohl dem Anschauen als dem Gedächtnis zu Hilfe kommen, aus geologischem und politischem Ländergewirre.' Sobald Fröbel im Ruhequartier war, wo ein Ort ihm nicht neue Reize zeigte, kehrte sich sein Geist sofort nach innen. Dann suchte er aus eigenem Erleben Aufschluß über Menschentun und Menschheitsgeschehen, ohne sich noch Mühe zu geben, weiteren Anschluß persönlicher Art zu suchen. Jedem Strebertum abhold, blieb er in immer größerer Vereinsamung. Andere Kameraden waren längst zum ‚Oberjäger' befördert worden; an ihm ging diese Auszeichnung noch vorüber. Stolz verschlossen, verlor er kein Wort darüber, nicht einmal im Tagebuch. Dafür notierte er sich Gedanken, mit denen der Geist dieses deutschen ‚Ausländers' weit seiner Zeit vorauseilte, weil er mit weitestem Maße vorging.

„Der 9. November, ein Tag des Denkens. — Was ist klassisch? (Durchs reine Wesen des Menschen bedingt und diesem Wesen entsprechend?)" — Mit dieser Frage, die zugleich die Antwort mit einschloß, hatte er sich die Lösung darangeschlossener Fragen im voraus gegeben: „Was ist ein klassisches Werk? — ein klassischer Mensch? — ein klassisches Leben?" Man wende seine Erklärung des Begriffes „klassisch" auf jede dieser Fragen an; sie sind nicht knapper und erschöpfender zu erledigen, als durch Fröbels selbständige Formel: durchs reine Wesen des Menschen bedingt und diesem Wesen entsprechend. Unvermittelt folgte diesem Geistesblitz ein Blick auf das so furchtbar schwere Werden seiner Nation. Er fragte, trotz allen Enttäuschungen seiner Tage mit einer Zuversicht, die noch den heutigen Kleinmut und dessen Schwester, die leidenschaftliche Ungeduld, beschämen kann: „Was bewirkt der jetzige Krieg in Hinsicht auf das Verhältnis der einzelnen deutschen Staaten zueinander? Früher standen sie als isolierte Einzelne höchstens unorganisch verbunden nebeneinander; in Zukunft werden sie unter sich organisch, zu einem organischen Ganzen verbunden sein." Mit flüchtigsten Strichen machte er das dem Auge anschaulich: er zeichnete links kugelige Körper nach den Gesetzen der „x" seiner „Sphäre", als seien es Zellen eines pflanzlichen Organs; rechts die starren, wenn auch mehr oder weniger ineinandergreifenden Räder eines Uhrwerks. Wieder mit unvermitteltem Sprung war der Denker bei dem einzelnen Menschen in sich und anderen. Er schrieb: „Was ist der Grund, daß das äußere Leben, einige Seiten ausgenommen, so wenig Eindruck auf mich macht? So finden z. B. meine Kameraden sehr vieles Angenehmes, Schönes . . . in gesellschaftlicher, in Hinsicht auf Bildung ausgezeichnetes, wovon ich nichts sehe. Sollte denn alles dies nur jenen begegnen und ich von dieser Begegnung ganz ausgeschlossen sein? Eine

Erscheinung bringt mich auf eine andere Erklärung." Schon einige Male hätten gleichzeitige Beobachtungen bei ihm einen weit lebhafteren, entweder angenehmeren oder unangenehmeren Eindruck als auf die Kameraden gemacht. „So finden sie z. B. Frauenzimmer schön, hübsch, gebildet, unterhaltend — Familien gebildet, unterhaltend, Menschen schön mit besonders ausgezeichneten Talenten und Eigenschaften, die mir nicht als solche oder wohl gar als das Gegenteil erscheinen."

Ihm gebe die körperliche Bildung eines Menschen Rückschlüsse auf den Charakter, auf sein Intellektuelles und Gemütliches. Das Physiognomische mache einen so außerordentlich lebhaften Eindruck auf ihn, daß er sich sehr oft wundere, wie anderen, doch auch gebildeten Genossen dieser Ausdruck so ganz unbemerkt vorübergehen könne. „Dieser Eindruck des Physiognomischen bestimmt sehr scharf mein Verhältnis, mein inneres Stehen zu solchen Menschen, und ich bin daher sehr schwer zu bestimmen, mich einem Menschen zu nähern . . ., dessen physiognomischer Ausdruck mir zuwider ist. Von allen diesen Erscheinungen habe ich mich bemüht, den Grund zu finden, und er spricht sich mir sehr bestimmt in meiner ersten Erziehung bis ins 12. Jahr und länger aus. Nach den Verhältnissen, unter und in welchen ich erzogen wurde, mußte ich mich ganz in mir zurückziehen, und wenig oder selten war es mir erlaubt, aus mir herauszublicken, aus mir herauszutreten. Trat ich aus mir heraus, so wurde ich bald, oft mit Härte und Gewalt, in mich und auf mich zurückgetrieben. Blickte ich aus mir heraus, so fand ich keine angenehme Welt außer mir; und was ich angenehmes außer mir fand, das durfte ich mir nicht zueignen, dem durfte ich mich nicht nähern. Und so kehrte ich auch hier wieder in mich zurück, zog eine feste dichte Mauer um mich, bildete meine innere Bilderwelt aus. Und so stumpfte sich mein Blick und Sinn für die Außenwelt und besonders für das Gesellschaftliche derselben ab." Indem Fröbel so über die schmerzliche Vereinsamung seines reichen Gemüts grübelte, hatte er in wenigen Strichen die Geschichte so manches Menschen entworfen, der aus unverschuldeter Bitternis zum verspotteten Sonderling wurde; er aber sah dankbar auch das Schutzmittel gegen die lauernde Verbitterung. Er verstopfte deren innere Quelle in Anwendung der Kunst, alle Dinge mit kindlicher Demut zu werten. Damit leitete er die Bitterwasser in den Mühlgraben, der das Triebwerk seines erzieherischen Denkens in Bewegung setzte.

Wenn ein ihm ähnlicher den Seim der Menschenliebe aus den Giftblumen des Schicksals zu saugen sich gemüht hatte, so war es Christoph gewesen. Wir wissen nicht, ob Fröbel schon Nachrichten hatte, wie der Pfarrer von Griesheim jetzt als Pfleger der Verwundeten ebenfalls in den Dienst der deutschen Befreiung getreten war, bald zu tragischem

Ende. Wer will sagen, welcher der beiden Brüder unscheinbarer mit dem Pfunde der Selbstvergessenheit gewuchert hat, das beiden im gleichen Maße verliehen war! In diesen Tagen ging Fröbels Sinnen wieder sehr lebhaft zur frühverstorbenen Mutter zurück, der seine Familie das beste verdankte. „Eine Ursache meiner ganz andern Würdigung der Erscheinungen im Leben, besonders im bürgerlichen und gesellschaftlichen, scheint mir in dem Maßstabe zu liegen, nach welchem diese gewürdigt werden. Von früh an . . . in einer freundlichen [d. h.] sehr reinen Äußerung lebend, bildete sich in mir eine mehr vollkommene Welt aus, so z. B. das Bild eines häuslichen Lebens. Die Unvollkommenheiten . . ., welche oft sehr hart und schmerzlich auf mich einwirkten, sagten mir lebendig genug, wie das Leben nicht sein sollte. Hierzu kam der von der leider zu früh verstorbenen liebenden gemütvollen Mutter geerbte Sinn für das Schickliche und Rechte. Diesen Sinn nährte das Leben und der die selige Mutter innig liebende Bruder [Christoph]. Später trat hierzu ein diesem Sinn entsprechendes, diesen Sinn erhebendes Leben. Hier schon in einem dem inneren Leben so entsprechenden äußern gelebt habend, kann natürlich ein nicht möglich vollkommenes Leben der Forderung nicht genügen. Und hierinne liegt es, warum mein Urteil mit dem Urteile vieler meiner Kameraden über die höheren bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse nicht übereinstimmen kann."

Der Ausdruck „reinen Äußerung" meinte die äußere Sauberkeit, die dem Vaterhause auch unter der Stiefmutter nie gefehlt hatte. Hier floß ihm das Wort „freundlich" in die Feder mitten in einer besonders unglücklichen Umgebung. Die Eintragung erhielt den Nachsatz: „Zum Teil niedergeschrieben im Hause des Nachtwächters zu Ahlden, zum Teil in der Familie des kinderreichen jüdischen Juden zu Rehden." „Alles, was uns hier in Rehden in der jüdischen Familie umgibt, ist Schmutz, Unordnung. So wie der Blick auf keinem der umgebenden Gegenstände zu ruhen wagt, so wie man jeden Sinn, Geruch, Geschmack usw. einzuschläfern, untätig zu machen sucht, um nicht das Widrige der Umgebung zu empfinden, so wagt auch die geistige Tätigkeit nicht aus sich herauszutreten; es sei denn, daß er sich bis auf einen bestimmten Punkt von den Umgebungen unabhängig gemacht hat, so wie dies in diesem Augenblick der Fall ist."

Der Schreiber hatte seine Betrachtungen mit einer Fortsetzung des Marschkalenders unterbrochen. Die Schar war in das damalige Königreich Westfalen bis in die Gegend der Aller bei Celle vorgestoßen. Als er auf diesem Marsch die Arrestantenwache gehabt, hatte sich ein Streit wegen der Speisen entsponnen. Wieder gab das für die Erziehung zu denken. „Auch die heftigen Forderungen der (tierischen) Natur des Menschen,

[z. B.] Befriedigung des Hungers ist ein Bildungsmittel des Menschen." Noch ließ Fröbel sich zu der Notiz anregen: „Thaer wohnte früher hier und hatte in der Nähe sein agronomisches Institut." Aber dann tat der „höchst angreifende Marsch" nach Ahlden seine Wirkung: „Regen, Wind, Morast, Dunkelheit. Wir verlieren . . . so wie andere Kompagnien schon früher, ihre Offiziere. Überhaupt Anarchie und Unordnung in allen Punkten. Abends gegen 9 Uhr Ankunft in Ahlden . . . Das Angreifende dieser [mondlosen] Nachtmärsche für die Augen, vielleicht schon früherer ähnlicher Nachtmärsche in Mecklenburg . . . Ursache des Flimmerns schwarze Punkte vor den Augen." „Ich leide hier stark an Magenkrankheit, eine Folge der Erkältung beim Marsch nach Ahlden." Erst der folgende Tag hatte die Rast in Rehden bei dem „jüdischen Juden", aber keine Besserung gebracht. „Fortdauer meines Krankseins. Trauriges Wetter, naßkalt. Es regnet und schneit zugleich."

Was er an Gedanken niedergeschrieben hatte, war während der Marschnächte durchgrübelt worden. Die drei Ruhetage in Rehden verscheuchten die Erschöpfungserscheinungen; doch mußte Fröbel klagen: „Durch die traurige tötende Umgebung vertrocknet gleichsam jede Verstandestätigkeit, und es ist unmöglich, einen früher gedachten Gedanken wieder aufzufassen, geschweige ihn durchzudenken. So wirkt die Umgebung beschränkend oder begeistend auf den Menschen." Dennoch fing der Grübler noch ein vielsagendes Schema von seinen nächtlichen Gedankenmärschen ein. Auf die Rückseite des 54. Blattes (so weit war das zweite Heft seines Kriegstagebuches gediehen) notierte er kurz:

„Gedanken

Ideen (organisch) Begriffe (unorganisch)"

Allmählich wich die Erschöpfung, und alsbald forderte Fröbels Beobachtungstrieb wieder sein Recht. Die frühen Abende mögen das Weiterschreiben begünstigt haben: „Unterschied des physiognomischen Ausdrucks eines alten Frauenzimmers jüdischer oder christlicher Religion im allgemeinen. Erstere ist altes Weib, die zweite alt ehrwürdige Frau (Matrone). Erstere ist ein mit zusammengeschrumpfter Haut überzogenes Knochengerippe ohne allen geistigen Ausdruck; die zweite ist eine Gestalt voll geistigen Ausdrucks (Form). Ursache dieser Ausdrucksverschiedenheit in der Erziehungsweise beider. — Merkwürdig ist dagegen der physiognomische Ausdruck zwischen einem jüdischen Mädchen von 6—8 Jahren und einem christlichen Mädchen. Hier spricht sich in dem jüdischen Mädchen

(im allgemeinen und in der mittleren Klasse) mehr Verstandesbildung aus. Die 6—7jährigen Knaben meines jüdischen Hauswirtes schätzen schon alles nach Geldeswert."

Das Fröbel dies „niedergeschrieben in der ungünstigen Umgebung der Judenfamilie", war kaum mehr, als ein Spiel, mit dem sein Geist sich zu betätigen *suchte*, vergleichbar dem Trieb, mit dem ein Säugling seine große Zeh in den Mund zu bekommen sucht. Sein triebhaftes Grübeln — wir sahen, es hatte der Tiefe seiner Gedanken keinen Abbruch getan. Er selbst rechtfertigte es vor sich mit dem hohen Begriff der Notwendigkeit. Bei größerer Vollkommenheit herrsche gerade im militärischen Verhältnisse die *Notwendigkeit*. Sie fordere sehr gebieterisch, jeden Augenblick zu vollbringen, was man tun könne. Vielleicht gehöre der nächste Moment dem Unachtsamen nicht mehr. Das militärische Verhältnis gleiche daher dem Naturgesetze, wo auch jede Kraft keinen Moment untätig ist, sobald deren Wirken nur immer möglich werde. Die unbedingte Forderung, jeden Augenblick genau zu dem zu benutzen, was eben die Notwendigkeit gebietet, das nannte er alsbald „das vollkommenste Heraustreten des formalen Lebens". Notwendig folgte sogleich die Auswertung dieses Gedankens für die Erziehung. Er schrieb: „Die Forderung der Natur, jeden Moment des Lebens genau zu dem zu benutzen pp., spricht sich besonders in der praktischen Erziehung aus, wo jeder Zeitraum, jedes Jahr sein bestimmtes hat, zu welchem es zu benutzen ist. — Der Mensch nun (z. B. ich), bei welchem einzelne Zeiträume des Lebens nicht ... auf diese Weise benutzt worden sind, wie sie nach den Entwicklungsgesetzen des Menschen hätten benutzt werden sollen, wird in Hinsicht seiner Ausbildung immer leidenvoll bleiben."

Und nun schloß sich daran eine Überlegung, die nach Jahrzehnten von höchster Bedeutung für diesen Erzieher werden sollte: Wer gebe über die richtige Anwendung jedes Momentes des Lebens in der praktischen Erziehung Auskunft? — „Der Zögling, das Kind, auch schon in dem unmündigsten Alter!" Im Grunde war der Gedanke nichts neues für Fröbel. Er hatte nur die Notwendigkeiten der Menschennatur jetzt als Bundesgenossen des *frühesten geistigen* Erwachens angesprochen. Denn daß ihm die „Auskunft", die das unmündige Kind selbst geben sollte, nur am Schellingschen ‚Band' der organischen Natur erfolgen könnte, daß diese „Auskunft" nur von der Stimme des Logos der Schöpfung zu erwarten sei, war für Fröbel längst ausgemacht. Seine praktische Forderung lief hinaus auf den Goetheschen Begriff der ‚Stete', nur verstärkt im Sinne der sittlichen Forderung Goethes ‚Alles muß Folge haben'. Erst dadurch wird die organische Entwicklung zur höheren Notwendigkeit erhoben und „das vollkommenste Heraustreten des formalen Lebens" in Fröbels Sinne

ermöglicht, daß der praktische Erzieher die Linie organischer Entwicklung bewußt ins Sittliche hinein verfolgt. Wir hörten eben, daß Fröbel diese ruhvolle Stete in seiner eigenen Entwicklung nicht voll anerkennen wollte. Billig war dies Urteil nicht; es sei denn, er habe die Schicksalsverflechtung mit Frau von Holzhausen im Auge gehabt. Und auch diese war doch wie sein ganzes bisheriges Leben so fest mit Selbsterziehung von ihm beantwortet worden. Als 31jähriger war er erwacht zum Menschen, der mit seinem Dasein ins Leben eines ganzen Volkes verflochten ist. Wir sahen ihn keinen Augenblick sich den Forderungen versagen, die dadurch von außen an sein Wesen gestellt wurden. Er war wie wenige der Idee, die ihn zu Lützows Schar getrieben hatte, treu geblieben, auch als die Idee sich mit der unglücklichen Entwicklung des Lützowschen Unternehmens immer mehr dem Auge verbarg. Diese unbedingte Hingabe an die übernommenen Pflichten war nur dem Manne möglich, der schlechthin alles an die stetige Entwicklung zu seinem inneren Beruf setzte.

Aber wir erkennen auch: stetige Selbsterziehung allein war es, die da verhütete, daß, wo alle andern verdrossen marschierten, Fröbel seinen inneren Frieden nicht verlor. Das zeigt die bruchlose Kurve seiner Entwicklung zum Vorkämpfer des Friedens, den die Menschheit nur durch Erziehung erlangen kann. Mit diesen Gedanken hatte sein träumender Genius sich die Zeit verkürzt, als Fröbel inmitten seiner Schar am hellichten Sonntag gen Celle marschierte, bis das Schloß am linken Aller-Ufer von der Nähe der Stadt und nächsten Quartiersorgen redete. Als er die Träume seines Genius auf dem Papier einfing, war es Sonnabend der Woche geworden, Sabbat der Judenfamilie in Rehden. Am Freitag vorher, dem 19. November, war ihr schreibwütiger Gast vom Appell als Oberjäger heimgekehrt. Nicht anzunehmen ist, daß sie aus Freude darüber ein Scheuerfest veranstaltet hätten. Was aber war diesem Lützower selbst noch viel an der Beförderung gelegen!

Am 20. schrieb er ins Tagebuch: „Gedacht auf dem Wege von Eschede nach Celle. Mögliche Wirkungskreise in meinen künftigen Lebensjahren.

1. Berlin unter Weiß. Mitarbeiter am kgl. Mineralien-Kabin. Akademische Laufbahn.
2. Kascher bei Pfeiffer als Hausfreund, Erzieher dessen Kinder und sich privat Studium widmend.
3. Wien als privatisierender Gelehrter; privat Lehrer.
4. Au im Vorarlbergschen als Mitlehrer bei Joseph Schmid.
5. Göttingen Wirkungskreise durch Hausmann oder Strohmeyer [!].
6. Frankfurt als Lehrer.
7. Rudolstadt als Lehrer."

Das war ein hübsches Seifenblasen gewesen, bei dem nicht jeder Ansatz ernst zu nehmen war. Aber jede dieser Sphären schillerte im Glanze erzieherischen Wirkens. Und das Papier war geduldiger als die Menschen, unter denen es beschrieben wurde. Sie erlaubten Fröbel nicht, seinen Plänen weiter nachzuhängen. Von ihnen und den unfreiwilligen Gastgebern nahm der Herr Oberjäger Abschied mit der Notiz: „Lärmendes Leben in der Wohnstube beim Schabbes."

* * *

27.

Ausharren als Lützower. Heimkehr nach Deutschland.

Ahnte Fröbel, daß er den schlimmsten acht Wochen seines Feldlebens entgegenging? Noch im Lärm des Schabbes richtete er ein Schreiben an den Berghauptmann Gebhard in Berlin, der hauptsächlich zur militärischen Ausstattung des Ausziehenden beigetragen und ihm weitere Unterstützung seitens der Kasse des Bergamts versprochen hatte. Gebhard hatte auch bereits zugestimmt, daß Fröbel nach glücklicher Rückkehr zum Gehilfen für Weiß ernannt werde; ein Schreiben an ihn forderte also doppelt dazu auf, jede Angabe zu überlegen. Das Bild der Lage des ‚Oberjägers' war trostlos genug. „Ich glaubte nichts gewisser, als nach dem Wunsche und der Forderung meines Herzens . . . das Korps gewählt zu haben, dessen Wirksamkeit in diesem Kriege die bedeutendste und wesentlichste sein würde. Wenn dagegen ausdauernde Ertragung von großen Strapazen dem Soldaten und Krieger auch einigen Wert gibt, so glauben wir . . ., uns an die Krieger der großen Armeen anschließen zu dürfen. — Die ersten Monate nach Wiederbeginn des Krieges, bis Oktober, lagen wir bei jeder Witterung, erst Regen, zuletzt Reif, ununterbrochen im Feldlager. Unsere Märsche waren groß und erschöpfend; denn sie waren und sind noch bis jetzt häufig Nachtmärsche. Um unser Leben und unsere Märsche mit einem Worte zu schildern, sage ich, daß wir bis noch vor kurzem gleichsam Tettenborns Fußkosaken waren . . . Ich erfuhr, daß das, was der Mensch ertragen kann, weit unsere Vorstellung übersteigt . . . Ich selbst teilte, wenn auch nur auf einem sehr kurzen Marsche, das Schicksal vieler Schwarzen, barfuß zu gehen . . . Sold, um welchen wir . . . nicht dienen, welcher uns aber in den letzten Tagen . . . willkommen gewesen wäre, unsere dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen, wurde uns seit Juni nicht gereicht . . . [Ich brauche] bei der wasserreichen Gegend, die wir, wie es scheint, noch werden durchwaden müssen, tüchtige Stiefeln und für die . . . Gesundheit des Körpers bei den in sehr großen Massen

zusammengedrängten Kantonierungen dringend . . .: immer reine Wäsche."

Am selben Sonnabend noch wandte sich der Verlassene an Weiß mit der zutraulichen Bitte, ob er bei seines Gönners auffälligem Schweigen für seine Mitteilungen noch die frühere freundliche Aufnahme erhoffen dürfe. Am 21. November schon wieder auf dem Marsch, „drei ganze Stunden durch Sümpfe, Torf- und Moorboden", begann er einen weiteren Brief für Weiß. „Schuhe! ist das einzige dringende Bedürfnis." Zwei Tage danach von morgens 6 Uhr bis abends ununterbrochen auf den Füßen — „ein sehr ermüdender, erschöpfender Marsch" — fühlte Fröbel sich noch „wie gerädert", als das Kommando kam: weiter marschieren! Sein Trupp kam „nachts 11 Uhr ins Quartier, nachdem der Bote vorher den Weg verloren und uns durch einen Birkenbruch geführt hatte."

Dafür sahen die Lützower zwei Tage später die Ehrenpforte, die in Lüneburg für Bernadotte errichtet worden war. Wegen der 12000 Schweden dortselbst fanden sie keine Unterkunft, und nur das Eingreifen des Kronprinzen selbst bewahrte sie vor einem elenden Lager; indessen mußte auch dieser Gewinn durch einen neuen „sauren Marsch" bis 10 Uhr nachts erkauft werden. Im vorherigen Quartier hatte Fröbel Eiselen kennen gelernt, war auch für das nächste mit Eiselen zusammengeblieben, und glücklicherweise war hier auch wieder einmal Freund Bauer mit von der Part. An Weiß schrieb Fröbel, daß ohne die Vorsorge des Kronprinzen gewiß an 100 Mann desertiert wären. Es scheine dies sogar gewünscht zu werden. „Denn überall umschwärmen uns Werber." Die Anhänglichkeit sei aber noch groß; keiner wünsche, im Korps, so wie es ist, zu bleiben; aber desertieren wolle auch keiner. — Ein endlich eintreffendes Schreiben von Weiß war von einer Unterstützung begleitet. Das gab wieder Mut und das Gefühl zurück, nicht ganz vergessen zu sein. Aber auch der Hörsaal stieg dem mißbrauchten Freiheitskämpfer wieder herauf. „Geböte jetzt nicht die Notwendigkeit so bestimmt, ich glaube, die Sehnsucht nach diesen Studien würde mich, wie die Schweizer die Sehnsucht nach ihrer Heimat befallen." „Nach meiner vielfach im Leben als wahr erprobten Überzeugung sollte jeder Schritt, wenn er einmal geschehen ist, ausschließend geschehen. Denn er bewirkte etwas, was in diesem Augenblick ausschließend geschehen sollte. Deshalb lasse ich gern, was einmal dem Schicksal übergeben ist, ruhig . . . fortwirken." Das bezog sich auf die Hoffnung, die er immer noch an seine Eingabe um Versetzung knüpfte. Auch er hing noch an der Freischar: „Was könnte mit diesen Menschen aus dem Korps werden, wenn — tüchtige, an Geist und Gemüt Gebildete, unter sich übereinstimmende Chefs an der Spitze . . . ständen." Im Bettlerkleide eines Lützowers blieb

Fröbel der deutsche Idealist. Die Sendung Weißens „aus der Hand teilnehmender Personen" erinnerte ihn an eine Versäumnis. Er habe seinem Geber noch nicht einmal von der Anleihe auf das Bremer Guthaben geschrieben; sonst hätte Weiß doch die Hälfte oder zwei Drittel der neuen Unterstützung einbehalten können. Das darüber Hinausgehende sei ihm aber sehr erwünscht: seine Unterkleidung habe übermächtige Einquartierung bekommen und begonnen, lebendig zu werden. — Das Marschieren ging weiter, nicht für Deutschland, sondern für Schweden gegen Dänemark. Die Bewohner des ersten dänisch-holsteinischen Dorfes waren geflohen: auch die Lützower erklärten jetzt in verlassenen Häusern alles „als gute Prise". Am 6. Dezember in Lützensee beim Schmiede einquartiert, fand Fröbel Anlaß, im Tagebuche zu bemerken: „Man verfährt gnädig mit demselben." Ein „Schachspielzimmer" vereinigte die besseren der Schar. Fröbel schaute aber nur zu, wie Eiselen und Bauer spielten. Er selbst klagte sich an Weiß aus über die „traurigste und abschreckendste Seite des soldatischen Lebens . . . wo der Soldat alles als sein Eigentum betrachtet, was seine Augen nur sehen und wonach seiner Habsucht nur gelüstet." Sollte der Krieg gegen Dänemark weitergehen, dann habe er selbst nicht länger Neigung, Soldat zu sein. „Was hat uns Dänemark getan? Und warum sollen wir um Schwedens Privatinteresse willen noch einen Teil der köstlichen Lebenszeit verlieren?"

Um die Mitte des Dezembers wechselten kurze Märsche mit drei und viertägigen Rasten ab. Auf Grund von Briefen an die Freunde Eiselen und Bauer glaubten die drei, daß alles und ihre Lage in Berlin „hinlänglich gekannt" sei. So beschlossen sie, um Abschied einzukommen, wenn die Versetzung nicht erfolge. Aber ihre berechtigten Wünsche hatten sich noch länger zu gedulden, für Fröbel in immer trüberen Umständen. Am Heiligen Abend der Weihnachtszeit hatte er den ödesten Dienst im Feldleben, d. h. er war sich selbst überlassen, „dienstlos". Der Brief für Weiß an diesem Tage enthielt kein Wort vom Christabend. Fröbel bezwang den Stumpfsinn des gemütsarmen Herumlungerns mit fast krampfhaften Betrachtungen gegenüber Weiß. „Das Handeln nach dem einmal bestimmten, positiven Gesetz (als unbedingt von dem Verstand bedingt), was mir das militärische Leben so lieb und selbst dem strebenden Manne würdig zeigte, dieses Handeln, was in der militärischen Sprache Appell (Handeln nach dem Wort, Gehorchen aufs Wort, als unbedingten Ausspruch des absoluten Gesetzes) heißt, fehlt leider bei unserm Korps." „Schlechtes trauriges Christtagsleben", notierte er ins Tagebuch, „dienstlos" wieder am zweiten Festtag, nachdem er am ersten wenigstens als Anführer von 12 Mann „auf dem äußersten Dorfpikett" Wache gehabt hatte.

Der Alltag setzte mit neuen Märschen ein. Fröbels letzte Eintragung zur Winterkampagne 1813 lautete: „Dienstags den 28. Dez. nachts 1 Uhr Marsch von Quickborn nach Barmstädt. Ankunft morgens 6—7 Uhr; einer der ermüdendsten und anstrengendsten Nachtmärsche. Viele verlieren ihre Schuhe (Lehm oder Kleiboden)." Unterwegs schon hatte sich der größte Teil durch eigene Einquartierung verstreut, der Rest bekam in Barmstädt kaum Unterkunft. Die Lust zu weiteren Eintragungen ging verloren gegenüber Ereignissen, die keine Erlebnisse waren und ununterbrochen eintönig über Fröbel kamen wie das zermürbende Pochen eines dicken Nebels, der von der Gosse tropft.

Neujahrstag 1814! Fern von den in Holstein festgehaltenen Lützowern führte Blücher seine Preußen über den Rhein. Am selben Tage schrieb Fröbel aus Barmstädt an Weiß: es scheine sich dauernd zu bestätigen, „daß wir immer schweren Dienst haben, daß uns aber dennoch nicht vergönnt sein soll, auch nur ein Blatt zu einem Eichenkranz zu verdienen". „Was ich so oft bestätigt fand, daß die physikalischen Gesetze auch beim Geiste ihre Anwendung finden, erscheint mir auch hier wieder als wahr. Zurückhaltung — Beschränkung der Kraft wirkt endlich Tötung derselben. — Aber wie lebt sie wieder auf, wenn ein Lichtstrahl die Hoffnung erleuchtet, daß sie bald wieder . . . in Taten heraustreten können." Was hoffte dieser Gläubige noch? Er schloß mit der Wendung, den Kriegsschauplatz nicht früher verlassen zu wollen, als bis der Feldzug am Rheine beendet sei.

Und dennoch, Fröbel hatte seinem Geschick dankbar und nicht nur ergeben zu sein. Es war ihm gut, mit seinem nur durch den starken Willen aufrechtgehaltenen Körper nicht zu den großen Armeen zu kommen. Das Männermordende des Befreiungskrieges lag keineswegs bei den Schlachten. Die vier bis fünffache Zahl der Getöteten ging damals in den Lazaretten zugrunde, weil die Pflege versagte. In den ersten Monaten hatten noch die damals auftretenden deutschen Frauenvereine Großes geleistet; die ersten dieser Vereine waren ja zum Zweck der Pflege von Kriegsopfern entstanden. Von vornherein aber nur von privater Begeisterung getragen, und je weiter nach Westen um so lauer befeuert, wurde diese wichtigste Seite eines Volkskrieges schließlich ziemlich lasch betreut. Gar die bayrischen und württembergischen Führenden, deren Herrscher in Napoleon ihren Schutzherrn zu sehen gewohnt waren, setzten der Volkssache nicht nur heimlichen Widerstand entgegen. Sie hemmten ganz offensichtlich die gesundheitlichen Veranstaltungen, die der Freiherr vom Stein in Frankfurt a. M. für die verwundeten und kranken Krieger der Befreiung getroffen hatte. Der Bericht eines Bevollmächtigten

seiner ‚Zentral-Hospital-Verwaltung' mag in einem, nur in einem Beispiel zeigen, wie es dicht hinter den Kampflinien am mittleren Rhein zuging. — Das überfüllte Lazarett in Villingen in Baden zu entlasten, sollten in dem württembergischen Rottweil am Neckar mehrere hundert Kranke untergebracht werden. Württembergs Regierung antwortete: fremde Kranke würden durchaus nicht angenommen. Der steigenden Not gehorchend, schob man dennoch ohne weiteres an 300 Leidende nach Rottweil ab. Die dortigen Behörden beharrten bei den erhaltenen strengen Befehlen; man ließ die Kranken, Verwundete und Sterbende auf offener Straße liegen. Der österreichische Leiter des Transportes mußte erst mit Gewalt einige Lokale öffnen, wo die Ärmsten auf nacktem Hausboden nur ein Dach über dem Kopf hatten. Ein in der Nähe dieses ‚Lazaretts' entstehender Brand brachte — nicht Untergang sondern Rettung. Man entdeckte dabei nämlich eine Menge Decken, Kopfkissen und Bettücher aus einer Kaserne, heimlich eingemauert, um sie dem Zugriff zu entziehen. — Wie es den Verwundeten und Kranken der Schlachten in Mitteldeutschland erging, kann man in Ludwig Richters Lebenserinnerungen nachlesen. Wäre Fröbel zu diesen Heeren gekommen, gesetzt auch, die Kugel hätte ihn verschont, so wäre immer noch die Frage gewesen, ob sein schwächlicher Körper dem furchtbarsten Würgengel des damaligen Krieges, dem Hospitalfieber hätte entgehen können.

Aber auch dem Genius der Erziehung in Fröbel brachte sein Festgehaltenwerden bei den Lützowern noch eine besondere Förderung, neben den hellen Blicken, die wir ihn tun sahen. Freilich recht unscheinbar ging diese besondere Anregung vor sich und auf lange Sicht. Es handelte sich um eine beiläufige Begegnung in Kiel, die zunächst nur den Mineralogen beschäftigte. Da aber der Mineraloge in Fröbel nur der Diener war, der ihm bei seinen Entdeckungen auf dem Gebiet naturgemäßer Erziehung zur Hand ging oder gehen sollte, so mochte der neue Anstoß so heimlich erfolgen, wie einst der Würfel der Sonnenuhr in Oberweißbach das unmündige Kind Fröbel beschäftigt haben mag; die Wege, die Fröbels Erziehungsdenken später einschlug, zeugten davon, daß es sich dabei um eine nachhaltige Wirkung handelte.

Oberjäger Fröbel war am 13. Januar in Kiel und benutzte eine freie Stunde, um den Mineralogen Professor Pfaff aufzusuchen. In dessen Sammlung chemischer Präparate, so schrieb er danach an Weiß, habe er einen außerordentlichen Schatz zur Erweiterung und immer sichereren Begründung der Kristallisationslehre gefunden. Ahnte er, daß ein Pfaff eines Tages von exakten Beobachtungen herkommend von einer ‚Kristallen-Seele' sprechen, also in der Auffassung beseelter Organismen noch tiefer

ins vormenschliche Leben hinabgreifen werde, als es später Theodor Fechner, der Begründer der Psychophysik und Verkünder einer ‚Pflanzenseele', getan hat? Von Pfaffs Entdeckungen schien Fröbel eine Art alchimistische Kristallisationslehre zu erwarten. Mögen die Mineralogen mit ihm rechten, wie er diesen Glauben Weiß gegenüber begründete unter den Worten: „da man zugleich die Bestandteile der Salze nach Berzelius so scharf dem Kalkül unterwerfen und so vielleicht auf tiefere Schlüsse geleitet werden kann; welches bei der Betrachtung der natürlichen Kristallisationen unmöglich ist." Er, der von der Idee der Erziehung erfüllt war, wo er ging und stand, begann in Kiel das Leben der Kristalle und ein kristallenes Leben des Menschen unter ein und demselben Gesetz zu sehen. Und wenn die Forschungen unserer allerjüngsten Zeit stichhalten, laut welchen ‚Willensfreiheit' nicht mehr das Vorrecht des Menschen darstellt, dann wäre Fröbels Ahnung nicht abwegig gewesen.

Doch der Lützower mußte weiter. Sein Los schien sich schnell bessern zu wollen. War schon in der ersten Woche des Januar ein Gruß „der Freundin" in seine Hände gekommen, so daß er alsbald eine Antwort an sie „begonnen" hatte, ohne sie beendigen zu können; jetzt war die Zeit günstig, Weiß zu bitten, das Schreiben nach Frankfurt abgehen zu lassen, das er seit langem dessen Händen anvertraut hatte. Von einem Briefverkehr mit Frau von Holzhausen während des ganzen Krieges ist nur diese dürftige Spur in seine Aufzeichnungen gekommen und auch nur in dem gedruckten Taschenkalender für das Jahr 1814, der sein eigengefaltetes Kriegstagebuch ablöste. Noch im Januar wurde Fröbel von Kiel nach Berlin beordert. Er sollte dort Kleidungsstücke für das Korps in Empfang nehmen.

Zwei Tage vor seiner Ankunft, am 27. Januar 1814 war Fichte einem Nervenfieber erlegen, das er mit dem Abschiedskuß von der vermeintlich sterbenden Gattin auf sich übertragen, als die Pflicht ihn von ihrem Lager zur Vorlesung rief. Krankheit und Tod waren hier ein Opfer treuer Hingabe an die Verwundeten. Der Lützower muß die näheren Umstände von Fichtes Heimgang sofort durch Weiß erfahren haben. Er konnte nicht ahnen, daß der schleichende Tod eben zu einem ganz ähnlichen Schlag für ihn selbst ausholte. Bis der Ausrüstungstransport fertig war, dauerte es verschiedene Wochen, die ihm im Verkehr mit seiner Göttinger Bekanntschaft, Herrn von Seckendorf, schnell vergingen. Da traf die Nachricht ein, daß vor der Jahreswende das Lazarettfieber in Christophs Haus eingedrungen war. Kind und Frau hatte auch er durch seine Pflege eines Verwundeten angesteckt, war selbst gestorben, während die Seinen gerettet werden konnten. Weiß ist Zeuge der Stunde gewesen, in der der eiserne Kämpfer Fröbel unter solcher Botschaft in innerem Krampfe erbebte.

Herzlicher noch als zuvor verband ihn dieser Anblick seinem Schützling. Weiß konnte sich nicht genugtun in weiterer Fürsorge. Wahrscheinlich durch ihn ermutigt, verfaßte Fröbel ein Gesuch an eine „Königliche Hoheit", da seine Hilfsquellen erschöpft seien. In dieser Eingabe — sie ging an eine Prinzessin — hob der Bittende bereits wieder seine Tätigkeit im Erzieherberuf, zu welchem Pestalozzi ihm die höhere Neigung gegeben habe, hervor. Mit eigener Hand aber fertigte Weiß verschiedene französisch abgefaßte Empfehlungsbriefe für Mr. Froebel, étudiant minéralogiste brave homme, aus. Die Namen, an die sie gerichtet waren, hatten Klang: Gillet-Laumont, Lalièvre et Tonnelier, Delametherie. Der berühmte Mineraloge Hauy und der große Zoologe Cuvier war darunter. Das herzlichste Billet ging an Brochant und Frau:

‚Si Mr. Froebel, étudiant minéralogiste, porteur de ces lignes est assès heureux de Vous voir, je Vous prie de le recevoir amicalement. Je ne désire que d'avoir de Vos nouvelles. Je pense mille fois à ces mots que Vous m'avez dit l'an 1808 et qui se rapportent aux années 1812 à 1814 et particulièrement à ces jours où j'ecris ceci. Bientôt j'espère renouveller aves Vous ces liaisons qui m'ont toujours été si doux. Sayés persuadé que je Vous aime sincèrement tout ma vie et que je n'ai point oublié les obligations que je Vous dois. — Mes hommages à Mde. Brochant et le bon jour à Hippolyte. Weiß.'

Gleich allen andern vom 26. Februar 1814 datiert, suchte dieses Billet eines Gelehrten Fäden der Friedensbetätigung fortzuspinnen in Tagen, da seine siegreiche Nation dem unterlegenen Vergewaltiger ganz Europas den Bestand des Frankreich von 1792 zugestehen wollte. Die Verhetzung der Völker, die hinter den Fronten die Geister bis in den Tempel der Wissenschaft hinein verstören konnte, war 100 Jahre vor 1914 noch nicht erfunden. — Daß Weiß seine Empfehlungsschreiben für Fröbel auf Paris zog, ruhte auf den guten Nachrichten vom Kriegsschauplatz, aber auch auf den Aussichten für den Rest der Lützower. Endlich war es Bülow, dem preußischen General, gelungen, sich und seine Deutschen dem Oberbefehl Bernadottes zu entziehen. Holland zur Erhebung gegen die Napoleonische Herrschaft aufzustacheln, das war Bülows nächste Aufgabe; für sie schienen die Freischärler am richtigsten Platze. Dann aber konnte der Friede nicht mehr weit und der Einzug in Paris auch der ‚Schar der Rache' gewiß sein.

Erst am 27. Februar hatte Fröbel aufzubrechen; er hatte sich auch auf der Fahrt nicht zu beeilen, so daß er einen Tag bei dem Oheim Hoffmann in Nette verbringen konnte und ein paar Stammbuchblätter mehr erhielt. Eins davon klang französisch besonders gebildet: „Vivez longtemps

toujours heureux, toujours content. Ce sont les voeux sincères de Votre Cousine Chrétienne Hoffmann. 8. Mars 1814." Wenn Zurufe solcher Art ihm in seiner Stimmung nur so gut wie nichts sagten, sein augenblickliches Kommando gab ihm noch weniger. Auf Weißens Empfehlung hatte er in Braunschweig mit Professor Knoch Fühlung genommen, der ihm seine Urteile über Hausmanns Mineralogie mitteilte. In diesem Zusammenhange hatte Fröbel schon am 3. März Weiß gemeldet, Hausmann sei mit einer Schrift über die Kristallisationen beschäftigt. Wir sehen den Lützower nicht nur seinen Trost in der Mineralogie suchen, sondern auch den so entscheidenden Kieler Gedanken nachhängen. Denn er schrieb, daß Hausmann zwar das wechselseitig Bedingende und gleichsam Absolute der verschiedenen Kristallformen einer Kristallgattung zeigen wolle, aber ohne auf das Dynamische Rücksicht zu nehmen. Zweifellos verbarg sich hinter Fröbels Ausdruck ‚dynamisch' jene Ahnung einer Willensfreiheit innerhalb des Gesetzes im ‚ordre de Dieu' der Schöpfung.

Ein reizvolles Zwischenspiel schloß sich an einen besonderen und ehrenvollen Auftrag Weißens. Fröbel sollte einmal als kaufmännischer Unterhändler auftreten. In Braunschweig befand sich eine verwaiste Mineraliensammlung, die Weiß gern für das Kgl. Mineralienkabinett erworben hätte. Einer der Erben, der Sekretär Brückmann, stand in Verhandlungen mit Rußland, und da er nicht das geringste Mineralienverständnis besaß, so machte er sich als glücklicher Erbe umso höhere Hoffnungen, weil die (westfälische) Regierung eben ihre Staatspapiere „von 70 Mille auf 20 Mille herabgesetzt" hatte; man weiß heute wieder, wie in solchen Fällen ‚Sachwerte' gleich wie pures Gold zu glänzen beginnen. Trotzdem war anzunehmen, daß Brückmann auf ein baldiges Angebot eingehen werde, vor allem, wenn es in bar erfolgte. Nach Rußland hin hatten die Erben 10000 R.-Taler gefordert; der fünfte Teil davon war ihnen von dort geboten worden. Das hatte Fröbel vorsichtig in der Stadt durch Bekannte erlauscht.

Soweit im Bilde machte er seinen Besuch bei dem Sekretär, der sich ihm sehr schnell als bloßer Handelsmann entpuppte. Der Rubel stehe leider augenblicklich zu schlecht, nämlich $7^1/_2$ Groschen; sonst wäre die Sammlung schon in Rußland, da man von dort 18000 Rubel geboten habe. Fröbel äußerte, nach seinem Hörensagen hätten die Erben den Verkaufpreis bereits auf 5000 R.-Taler herabgesetzt. Darauf wurde Brückmann unsicher und verriet damit, als Kaufmann „nicht einfach und solid genug" zu sein; mit Preisen zum Abhandeln könnten ernste Käufer nur „abgeschreckt" werden. In Berlin erwarte man eine weit billigere Forderung, da Weiß persönlich, nicht etwa das Gouvernement, die Samm-

lung mit dem Kabinett zu vereinigen wünsche. Fröbels Auftrag laute, den wirklichen Wert zu erfahren. Brückmann solle darum mit einer „klaren Einladung" an Professor Weiß als an einen ernsthaften Käufer schreiben und dabei auch bedenken, an wen man in bezug auf Mineralienkenntnis Forderungen mache. Mit dieser Einladung beendete Fröbel diese einzige Gastrolle seines Lebens als Vermittler von Geschäften für andere.

An Weiß schrieb er noch, er habe den Eindruck gehabt, daß mit diesem Erben nur ein guter Handel zu machen wäre, wenn man, die Wechsel in der Hand, vor ihm stände. Er habe sich aber gebunden erachtet, seinen Auftrag nicht zu überschreiten. Die Sache bereitete dem Stolze des Sohnes Johann Jacobs aber noch hinterher Ärger. Wie Brückmann selbst versucht hatte, mehr zu scheinen, als er war, so hatte der Herr Sekretär seinerseits sich durch den Dienstgrad ‚Oberjäger' beeindrucken lassen; denn auch von dieser besonderen Größe hatte er keine Ahnung. „Da bei den andern Militärs Oberjäger unbekannte Chargen [sind], und da man besonders in Braunschweig einen preußischen Volontär sehr auszeichnet", so war Fröbel bei Brückmann als Offizier eingeführt worden. Der Sekretär beförderte den Lützower in seinen Briefen an Weiß aber zum Hauptmann. Mochte Fröbels Gewissenhaftigkeit schon feurige Kohlen gefühlt haben, als er sich gefallen lassen mußte, als Volontär ausgezeichnet zu werden, ohne zu widersprechen — „Was, wenn Sie wollen, unrecht ist" —, Weiß gegenüber war ihm diese Sache peinlich. Die schmeichlerische Abstempelung passe zu Brückmanns Wesen. Er selbst habe dem Sekretär die eigene Anschrift schriftlich ohne jede Angabe einer Charge übergeben. Man könnte heute über Fröbels Empfindlichkeit lächeln, wären wir in Deutschland nach mehr als hundert Jahren wirklich schon weiter in der Schätzung der Tüchtigen, nicht ihrer Titel.

Eine nicht minder drollige Form von Abwegigkeit für des Menschen Fröbel eigentlichen Beruf nahm je länger je mehr seine augenblickliche Aufgabe als Militär an. Der Oberjäger fuhr mit den Bekleidungsstücken und Stiefeln, die am Körper der Lützower dienlicher gewesen wären, immer hinter seinem Trupp her, d. h. ohne ihr Depot zu erreichen. Denn die Angaben, wo er ihr Lager finden werde, waren anfangs ungewiß, hinterher erwiesen sie sich stets als überholt. Als er in Münster eintraf, hieß es, das Depot ist in Elberfeld; das Korps selbst liege vor Jülich auf — Vorposten, d. h. als Besatzung. Fröbel empfand diese Nachricht um so mehr als „niederschlagend", weil somit der heiße Wunsch, entscheidend ins größere Rad des Schicksals eingestellt zu werden, dem Korps versagt blieb. Es schien jetzt ein gewöhnliches Feldregiment zu sein, wobei nur weniges von der ‚Schar der Rache' noch zurückgeblieben war. Dabei kränkte es

Fröbels Selbstbewußtsein, verstärkt durch den Ärger über Brückmann, daß die ersten seiner Kameraden fast durchgängig als Offiziere zur westfälisch-preußischen Landwehr versetzt worden waren.

Noch ein männlicherer Stolz spielte mit hinein. Es ging um die Ehre seines Korps. „Das Depot soll auf seinem Marsche von Boizenburg nach Münster viele Ausschweifungen begangen haben, deshalb habe man es nicht mehr auf dem diesseitigen Rheinufer geduldet. In gutem Ruf stehen wenigstens die Lützower hier nicht." Am 21. März schrieb er aus Krefeld weiter an Weiß: „Mit dem Bewußtsein, etwas . . . Angemessenes getan zu haben, wünscht man doch gern aus diesem Leben zu gehen." Jetzt sei er eigentlich weder Krieger noch Zivilist. Darum wünsche er sehnlich, daß seine Laufbahn ihn geraden Weges dorthin führe, „wo nur in heißer Schlacht das Glück künftiger Geschlechter erkämpft wird." Der einst in Göttingen Betrachtungen „König und Lehrer" nebeneinander gestellt hatte, sah jetzt beim Erleben der Begeisterung, die Krefelds Einwohner, die Kinder natürlich voran, den einziehenden Preußen bewiesen, König und Krieger nebeneinander. „Wie groß muß sich ein König fühlen, der das Bewußtsein haben kann, dieser Menschen Retter gewesen zu sein."

Jenseits des Rheins, in Aachen stieß Fröbel endlich wieder auf sein Korps und trat wieder in den ordentlichen Felddienst ein. Die Freunde Langethal und Middendorff, ihm längst aus dem Auge gerückt und hoffend, in die vorderste Linie zu kommen, waren zur Belagerung Jülichs verdammt worden. Darauf hatten die Lützower eine Abordnung an Blücher geschickt; Middendorff war dabei. Zornig war Blücher auf sie losgefahren, hatte aber schließlich ihr Gesuch genehmigt unter dem herzhaften Versprechen: „. . . aber der Deibel soll euch holen, wenn ihr mir nicht pariert." Sie haben pariert, der Teufel hat sie nicht geholt; sie sollten trotzdem Paris nicht sehen.

Fröbels Abteilung marschierte damals über Lüttich und Namur und längs der Maas nach Frankreich hinein. Am 12. April 1814 schrieb er aus „Ham, auf der Straße von Brüssel nach Paris" an Weiß:

„Mein teuerster Herr und Freund!

Das Vergnügen, Paris zu sehen, welches uns gestern morgen noch so lebhaft und gewiß vor Augen stand, werden wir nun nicht haben. Seit Namur verfolgten wir direkten Weg nach Paris, und vorgestern erhielten wir Parolebefehl, in 4 Tagen dort einzutreffen . . . Doch zwischen La Fère und Chauny erhielten wir Kontreordre, und schon befinden wir uns auf der Straße nach den Niederlanden . . . Man spricht von Brüssel. Doch bald darüber mehr. Jetzt nur das wesentlichste, daß uns heute der Friede mit Frankreich bekannt gemacht worden ist. Man spricht von Kantonierungen,

die uns angewiesen werden sollen." „Da die herrlichen, naturhistorisch reichen Gegenden, welche ich jetzt so glücklich war, zu durchfliegen, den Wunsch auf das lebhafteste in mir erweckt haben, daß mein Wirken wieder einen ernsten, wissenschaftlichen Zweck haben möge, so werden Sie mir gewiß verzeihen, wenn die Stimme des Friedens die Hoffnung dazu . . . weckt, und wenn ich sie Ihnen ausspreche. — Sie sind vielleicht böse, sehr böse mit mir, daß ich es so oft tue. Allein ich gestehe es gern, daß ich kein höheres Lebensglück kenne, als sich mit ganzer Seele der Wissenschaft der Natur widmen zu können. — Es ist ein zu wehmütiges Gefühl, durch die Natur zu wandern, überall die feinen Winke derselben zu sehen, ihre leise Sprache zu hören und den, tiefern, strengeren Forschungen sich so gerne hingebenden Geist mit Unbarmherzigkeit losreißen und sich auf eine uns fremde Bahn versetzen zu müssen. Krieger war ich gerne, und ich darf sagen mit voller Seele. Soldat möchte ich nicht gerne noch lange bleiben. Der Friede, und er liebt ja die Wissenschaft, er wird ja auch die in den Schutz nehmen, die, wenn gleich ein ungünstiges Geschick es ihnen nicht erlaubt, die früheren Phantasiegemälde, die Wissenschaft einst weiter, sie dem Menschen zum reineren, einfachern Erkennen zu bringen, wenigstens alles tun werden, die Wissenschaft der Zukunft dem aufkeimenden Menschen so geläutert zu überliefern, als sie dieselbe selbst erhielten."

Noch ließ dies Wort in der Schwebe, ob Fröbel als reiner Forscher oder als mitteilender Erzieher weiterdienen wollte. Aber klar sprach es aus, in welchem Geist er handeln und zu welchem Ziel sein Forschen oder Lehren führen werde. So an der Wendung vom Waffenwerk zur Friedensarbeit; Dienst zur Befreiung der Menschheit war beides. Der Brief fuhr fort: „Abschied zu erhalten, möchte vor der Hand, vor dem Herbst vielleicht nicht möglich sein. Könnten Sie mir doch Urlaub auf einige Wochen, Monate verschaffen. Das andere würde sich schon finden. — Briefe addressieren Sie gütigst in das Bülowsche Hauptquartier . . ."

Sein Verbleiben im fremden Lande war ja auch sinnlos. Man macht sich ein Bild vom Leben seiner Sicherungsarmee aus der Darstellung des Freiherrn von Egloffstein ‚Carl August im niederländischen Feldzug 1814' in den Schriften der Goethe-Gesellschaft. Von seinem persönlichen Verhalten im besiegten Lande gibt ein Briefchen vom 15. April aus Ham Zeugnis: ‚Chère Maman. Comme les trouppes prussiens sont a péronne et qu'il es très possible que la compagnie de nôtre officier aille a Clery, c'est ce que je désireroit, parceque ce Monsieur et très honnette, et fort aimable, alors il vous remettra la lettre. Je vous embrasse bien tendrement vôtre fille F. Collache. — Comme je ne doute pas qu'il ne soit bien recue chez vous, je ne vous le recommande pas.'

Fröbel ging dem zweiten und letzten Geburtstag während seines Kriegslebens entgegen. Er verlebte den Morgen seines 32. Jahres in Flandern, ganz allein in einem baumreichen Garten. Noch nach 17 Jahren erinnerte er sich seiner „recht idyllischen" Feier „unter einem blühenden duftenden Apfelbaum, mit einer reichen frohen Welt in mir. Die summenden Bienen machten mir die Festmusik, und die Schmetterlinge, die lichten Seelenvögel, umspielten mich." Ein Schreiben von Prof. Weiß, gerade zu diesem Tage eingetroffen, war ihm „ein so unerwartetes höchst freundliches Geschenk. Denn ich glaubte nicht, daß irgend jemand etwas angenehmes, noch weniger ein herzliches Wort aus dem mir immer lieber und lieber werdenden Deutschland ihn bezeichnen würde. Und Sie verdoppelten diese hohe Freunde mir noch dadurch, daß Sie so gütig waren, Ihrem werten Brief die Zeilen meines ehemaligen jüngsten mir sehr teuern Zöglings Adolph beizulegen."

Adolph von Holzhausens Schreiben, das erste Echo aus einer längst versunkenen glücklichen Zeit, verschönte die nächsten Wochen. Fröbel hatte in diesen Wochen Feldwebeldienste, in Vertretung Bauers. Unter dieser Mehrarbeit konnte er den noch am 21. April angefangenen Dankesbrief an Weiß nur ruckweise fortsetzen. Ein Dank mußte seine Antwort noch aus besonderem Grunde werden. Weiß hatte im Verein mit dem Berghauptmann Gebhard bereits seine Anstellung als Gehilfe weiterbearbeitet. Erst der 28. April brachte einige Erholung von den täglichen Exerzierübungen; aus Frelinghien an der Lis, unterhalb Armentières, bekannte er an diesem Ruhetage zu Weiß, er wäre schon vor dieser Nachricht völlig ruhig gewesen, „da ich nach dem Maßstab, den ich für mein individuelles eigentümliches Leben nehmen muß — noch bis auf meine allerletzten Lebensereignisse, selbst die langsame Entwicklung meiner militärischen Karriere mit eingerechnet — mit dem Gang meines Schicksals sehr zufrieden sein muß." Er finde nämlich, daß ihm manches Gute entgangen wäre, hätte sich seine militärische Laufbahn anders gestaltet. „So ist mir z. B. lieb, daß ich meinen Abschied vom Korps nicht erhalten habe, sowie, daß ich keine Anstellung bei der Landwehr erhielt; ob ich gleich deshalb keinen der von mir . . . getanen Schritte bereue . . . Vielmehr bin ich überzeugt, daß wenn ich jetzt noch alle jene Verhältnisse so stelle, wie sie standen, daß ich dann gerade wieder so handeln würde, handeln müßte."

Und schließlich schien ja auch die äußere Anerkennung im Anzuge. „Zunächst bin ich bei einer dem General Bülow überreichten Eingabe für den König wenigstens bei zwei Vorfällen des letzten Feldzuges verflossenen Jahres zum eisernen Kreuz vorgeschlagen. Ob ich es erhalte?

Wenigstens will mir der Chef und Kapitän des Bataillons, Herr Hauptmann Staak, wohl. Und ich habe nun doch die Überzeugung, daß ich dessen für würdig erkannt worden bin." Als zweites kam hinzu, daß er heute auf Grund der Kgl. Order vom 5. April vom Bataillon zum Offizier vorgeschlagen sei. Ob wohl Brauchitsch Mitglied des Militär-Gouvernements oder Kriegsministeriums sei, das dem Könige die Vorschläge zur Entscheidung vorlegt? Vor der Bekanntmachung der Beförderungen wolle er nun nicht um Abschied einkommen. Werde er Offizier, dann möchte er auch aus haushälterischen und andern Hinsichten nicht vom Korps versetzt werden. — Nach neuester Kabinettsorder sollten übrigens Freiwillige erst nach dem allgemeinen Frieden entlassen werden. „Ich werde mich daher sehr freuen, wenn sich das Departement des Kultus von der Notwendigkeit überzeugt, Ihnen einen Gehilfen zu geben, und wenn es sich für den von Ihnen vorgeschlagenen Mann bestimmt."

Immer entschiedener fand sich der Menschheitsmensch Fröbel in die überpersönliche Haltung dessen, der mit vollem Bewußtsein des eigenen Wertes nur die Forderungen der allgemeinen Sache für sich selbst ins Treffen führt. Nur mit der Beförderung zum Offizier stand es anders. Die Zurückweisung in seine gesellschaftliche Schranke durch dies bittere Frau war noch nicht vergessen; das große Kind empfand jene geliebte Erlebnis noch immer wie einen Schlag auf die Wange. Aber wir werden schon einen Monat später erfahren, daß Fröbel nicht gewillt war, dem äußeren seinen innern Wert zu opfern.

Im Lande formaler Ritterlichkeit, in dem, was Arndt Welschland nannte, erfreute ihn auch ein kleines Blumenkränzchen. Vom 23. April 1814 trug er auf einem Blättchen die Handschriften zweier Einheimischer davon. Vater und Tochter eines Hauses in Estaires bezeugten schmeichelhaft ihre Zufriedenheit mit ihm: ‚Forceville en Estaires se rappellera toujours avec plaisir d'avoir fait la connaissance d'un aimable prussien.' Frauenhand hatte darunter gesetzt: ‚Sa fille pense de même. Sophie Forceville.'

Kann sein, daß Fröbel dies Zeugnis, es gebe gelegentlich auch einen liebenswürdigen Preußen, als ehrlich empfunden und besonders geschätzt hat, da er ja ein Thüringer war. Kann auch nicht sein. Denn im gleichzeitigen Briefe an Weiß stand: „Daß v. Helden und Friesen seit der letzten häßlichen Affaire Lützows Vermißte sind, wissen Sie sicher schon." Friesen, an Jahns Seite Mitbegründer der Turnerei, war im März bei Rethel hinterrücks erschlagen worden; von Helden war dabei mit völliger Ausplünderung davongekommen. Fröbel begegnete ihm am 15. Mai bei einer Parade, an der v. Helden in Zivilkleidern teilnehmen mußte.

Weitere und längere Briefe an Weiß bezeugten, daß Fröbel nach Abgabe seiner Feldwebeldienste im vollsten Besitz neuer geistiger Frische war. Die geologischen und mineralogischen Beobachtungen nahmen den Vorrang ein, aber oft war ihre Mitteilung unterbrochen von Lichtblicken, mit denen er seiner Zeit auch auf diesem Gebiet voraufeilte. Eine Bemerkung streifte den heutigen Gedanken des Zerfalls der Elemente. Eine andere bedeutsame Stelle lautete: „Da in der Natur jede Erscheinung bedingt wird und bedingend wirkt, so muß auch jede Erscheinung in dieser doppelten Beziehung betrachtet werden, und es wird so unmöglich, irgend eine Erscheinung isoliert zu betrachten. Sondern man muß sie, ich möchte sagen fast unbewußt immer auf ein Ganzes beziehen. So geht es mir. Ich gebe recht gerne zu, daß man so, weil wegen des Mangels an fortlaufenden Erfahrungen nach irgend einer Rücksicht sehr viele Glieder suppliiert werden müssen, besonders anfangs sehr viele falsche Folgerungen und Schlüsse zieht. Aber dennoch dünkt es mich der einzige Weg zur wahren Erforschung der Natur, wenn man in ihren Erscheinungen, so wie sie unverrückt vor uns liegen, zu lesen sucht, aber diese Erscheinungen nicht wie die Lettern in den Schriftkästen zur Darstellung unserer Meinungen zusammensetzt." Von der erschwerten Mitteilung solchen Schauens fürchtete Fröbel einen ungünstigen Eindruck seiner Briefe. Er beklagte ihre Weitschweifigkeit, schrieb an Weiß, Ursache sei, daß ihm so oft die Sprache, und als Ursache davon die umfassende und klare Kenntnis und Einsicht fehle, um sich scharf und bestimmt genug auszudrücken. Aber Weiß wäre so gütig gewesen, ihm zu erlauben, in diesen Briefen zu reden, „wie ich mich gegen mich selbst ausspreche. Ich teile Ihnen den Eindruck jeder Erscheinung und das dadurch in mir Angeregte frei mit, wie es in mir entsteht. Sie sehn hierdurch leicht . . . die großen Lücken, die in meiner wissenschaftlichen Bildung sich noch befinden. Allein es entgeht Ihnen vielleicht auch nicht, daß ich gerne . . . auch das Sterile zu meinem Unterricht verarbeite." Alles komme ihm darauf an, in eine Lage versetzt zu werden, die ihm die Mittel zur weiteren Ausbildung reiche.

Aus Melden, eine Stunde vor Oudenarde, wiederholte er diesen Wunsch. Er war dort am 25. Mai und plante, nun doch seinen Abschied zu nehmen. „Ich könnte mit dem Avancement zum Offizier Militär bleiben; allein lieber ein Handarbeiter, als ein Seconde-Lieutenant in Friedenszeiten." Der Brief, der zugleich von einer Studienreise das rechte Rheinufer hinauf sprach, erhielt die Unterschrift: „Ihr nun bald wieder freier Freund A. Fröbel." Voll Ungeduld und Sorge, das Schreiben könnte als Feldbrief verloren gegangen sein, wiederholte Fröbel am letzten des Monats das Wichtigste noch einmal, in der Hoffnung, Hauptmann Staak

würde das neue Schreiben persönlich mit nach Berlin nehmen. Verfrühte Abreise dieses persönlichen Mittlers zwang dazu, sich doch wieder der Feldpost zu bedienen; da blieb denn auch Zeit, genaueres über den geplanten Heimweg zu schreiben. Gleichzeitig erbat Fröbel den in Aussicht gestellten Kompaß und die Erlaubnis, Weißens Kredit in Köln anzugehen. Denn die Rheinwanderung solle seine geognostischen Kenntnisse vermehren; und über Frankfurt a. M. wolle er seine Brüder in der Heimat besuchen.

Ein Schreiben vom 3. Juni 1814, mit Siegel des Korps und von Lützow eigenhändig unterzeichnet — der Regimentsschreiber brauchte fünf Zeilen für den Titelschwanz dieses Namens —, bestätigte dem ‚Vorzeiger dieses, August Fröbel, 31 Jahr alt, aus Rudolstadt gebürtig, welcher seit dem 20. April 13 als Oberjäger in der Infanterie des Kgl. Preußischen Freikorps gedient hat' — hier wäre in jeder Angabe größere Genauigkeit am Platze gewesen —, daß er ‚sich während seiner Dienstzeit bei allen Gelegenheiten sowohl vor dem Feinde, als auch in seinem Dienstverhältnisse stets als ein braver und ehrliebender Soldat bewiesen' habe. Im übrigen wurden alle Behörden ‚ergebenst ersucht, denselben frei und ungehindert in seine Heimat nach Rudolstadt passieren zu lassen, und ihm allen Schutz und Beistand zu leisten'.

Schon am Tage darauf trat Fröbel zusammen mit Bauer den Heimmarsch an. Über Brüssel und Löwen kamen sie nach Maastricht und ließen sich den dortigen Petersberg nicht entgehen. Fröbel verglich diesen unterhöhlten Berg „in Beziehung auf das Perspektivische und Stereometrische" mit einer unterirdischen Stadt. Ungefähr eine Stunde, so schrieb er an Weiß, habe er sie in der Länge durchlaufen und dennoch bei weitem nur den kleinsten Teil gesehen, „1000 und 1000, durch kolossale bis zu 20 Fuß entfernte und bis zu 60 und mehr Fuß hohe, vierkantige, senkrechte, Pfeiler gebildete Gänge". An diese dunkelnden Streben zeichnete Fröbel zum Kopfschütteln Bauers und einem Ärger, den dieser sich sorgfältig für spätere Jahre aufsparte, wiederholt die Hieroglyphen seines Bundes mit den Sternen, geheimnisvoll schweigend wohl auch jenes Zeichen, das seinen Wahlnamen August mit dem der Caroline von Holzhausen verband.

Nach einem letzten Spaziergang in Elberfeld trennte sich Bauer in Freundschaft vom Gefährten der letzten Kriegsmonate. Allein gelassen, ging Fröbel nicht schneller; das machte, er genoß im Zögern die voraufeilende Freude des Heimkehrers. Manche Empfehlung Weißens ließ ihn Fühlung nehmen mit Geologen und mehr als eine Mineraliensammlung betrachten. Er belud sich auch gern mit einem Auftrag, nach

dem Verbleib von 9 Kisten für das Mineralienkabinett in Berlin zu sehen. Im übrigen zog er frohen und hellen Blicks die alte herrliche Straße von Köln und Bonn bis Bingen und Mainz, als Geologe auch Andernach und den Laacher See besuchend. — Noch stieg die Sommersonne. In seinem Herzen spielten Gedanken, wie er die Frau wiedersehen werde, zu der seine Andacht sich geflüchtet hatte, wenn sein Gemüt unter Eindrücken wilder Umgebungen litt. Zwischen Sommersonnenwende und Johannistag, am 22. Juni 1814, wohl noch bevor er die Geliebte wiedergesehen hatte, schrieb er an seinen Gönner: „Heute bin ich zu meiner großen Freude, indem ich Frankfurt als einen halben Geburtsort für mich betrachte, hier angekommen."

* * *

1814—1815.

28.

Im Spiegel der Geliebten. Wanderung des Junggesellen nach Berlin.

Wir sahen Frau von Holzhausen zuletzt nur mit Fröbels Augen. So spreche denn Carolines Gedankenbuch abermals für sie selbst und ihn. Ein Zitat der nächsten Seite dieses Buches ist aus ‚Dichtung und Wahrheit' ausgeschrieben, dem Goethewerk, dessen erste drei Teile Januar 1814 im Druck beendet wurden und wohl sehr bald in die Hände der Frankfurterin gekommen sind. Sie setzte auch unter die Ausschrift: ‚Goethe.' Der Dichter, im Mai 1814 zur Kur nach Wiesbaden gegangen, wurde in Frankfurt zu Besuch erwartet. September oder Oktober war's dann auch, der den erlauchten Gast ins Haus ‚Auf der Öde' führte. Frau von Holzhausen mag sich durch Lesen des jüngsten Werkes ihres Gastes darauf vorbereitet haben; wurde ihr etwa Goethes Selbstdarstellung des jungen Dichters zum Filter, sich über das Wesen ihres zurückgekehrten Verehrers klarer zu werden? Dann muß das vor Goethes Kommen geschehen sein.

Der Heimkehrer Fröbel war nicht mehr der Mensch, der rückhaltlos wie einst vor ihr seiner kindlichen Seele Schleusen öffnete. Die militärische Schule der Selbstbeherrschung, das Gefühl, sich als Mann im Kugelregen bewährt zu haben, die selbsterrungene, wenn auch noch nicht äußerlich abgezeichnete Würde eines gleichberechtigten Menschen der bürgerlichen ‚Gesellschaft', auch wohl die Scheu, mit offenherziger Aussprache an das Erlebnis zu rühren, das ihn drei Jahre zuvor aus dem Hause der Patrizierfrau getrieben, alles das bestimmte seine Haltung. Dennoch verweilte er vom 22. Juni bis zum 3. Juli, also fast zwei Wochen in Frankfurt.

In einem 17 Jahre späteren Worte behauptet Fröbel, er sei 1814 nach Frankfurt gegangen, um die ihm „stets teure Familie von Holzhausen wieder zu sehen". Die Familie habe ihm stets freundliche Teilnahme bewiesen. „Und so wurde ich auch aufgenommen. Die beiden älteren Söhne, meine Zöglinge, fehlten mir im Hause. Mit Frau von Holzhausen kam ich wieder in Entgegnungen über den eigentlichen Kern des Lebens. Doch ich hatte keine Streitlust, und so glich sich's leicht wieder aus." So einfach pflegt sich aber eine tiefe Leidenschaft nicht zur Ruhe zu begeben. Die Spur dessen, was in Fröbel vorging, verbarg sich vielmehr in der Erinnerung,

die 14 Jahre nach jener Frankfurter Doppelwoche seine Empfindungen mit seinem Abschied vom Kriegerleben zusammenbrachte. „Ich verließ das Heer und den Krieg mit einem gänzlichen Gefühl des Unbefriedigtseins. Die innere Sehnsucht nach Einheit und Einklang, nach innerem Frieden war so gewaltig, daß sie sich, mir selbst unbewußt, in Bild und Gestalt hervordrängte. In einer ununterbrochenen, mir unerklärlichen, bänglichen Sehnsucht hatte ich bei meiner Heimkehr manche schöne Gegend und manchen Garten durchstreift; aber immer war ich unbefriedigt von dannen gezogen. — Da trat ich in Frankfurt in einen nicht kleinen mit dem mannigfachsten Schönen geschmückten Garten. Ich betrachtete all die kräftigen Gewächse und frischen Blumen, die er bot; aber keine Blüte gab meinem Innern Genüge. Als mir nun all die mannigfaltigen Schönheiten des Gartens in einem Blick vor die Seele traten, da fiel es mir höchlichst auf, daß ich unter diesen keine Lilie fand. Ich fragte den Besitzer: Haben Sie keine Lilien in Ihrem Garten? Und man erwiderte mir ruhig: Nein! Da ich mich darüber verwundert äußerte, sagte man mir eben so ruhig, daß man sie noch nie im Garten vermißt habe. Aber ich wußte nun, was ich vermißte und suchte. Wie hätte mein Inneres es mir in Worten schöner aussprechen können als also: Du suchst des Herzens stillen Frieden, des Lebens Einklang, der Seele Klarheit in dem Bilde der stillen, klaren, einfachen Lilie. Der Garten in seiner schönen Mannigfaltigkeit erschien mir ohne Lilie, wie das sich vor mir vorüber bewegende bunte Leben ohne Einheit und Einklang. — Am andern Tage sah ich bei einem Spaziergange köstliche blühende Lilien in einem Hausgarten auf dem Lande. Groß war da meine Freude; aber sie waren durch einen Zaun von mir getrennt. Doch später löste sich mir auch dies. Und bis zu dieser Lösung trat mir Bild und Sehnsucht wieder im Bewußtsein zurück. Eines muß ich noch bemerken, daß nämlich in dem Orte, wo ich die Lilie im Garten suchte, ein dreijähriger Knabe sich besonders vertrauend an mich anschloß."

Hat der 46jährige in dieser seltsamen Geschichte sich vom Herzen geschrieben, was er mit runden Worten aus vielfachen Rücksichten nicht aussprechen mochte, und was ihm doch zu wichtig war, als daß er es nicht wenigstens in symbolisch umgedichteter Wahrheit aufbewahrt wissen wollte? Zweifellos suchte er ‚Auf der Öde' den einstigen „Garten Gottes" mit der sonnenüberfluteten Lilie. War unter dem 3jährigen Knaben der im dritten Jahre stehende Hektor von Holzhausen gemeint? Auch Goethe hat in Dichtung und Wahrheit solchem Versteckspielen zu höheren Zwecken nicht entsagt. Höhere Zwecke, wo wären die hier zu suchen?

Frau v. Holzhausen, wenn es wirklich als ein Bekenntnis eigenen Wesens zu gelten hat, daß ihr das Angebetetsein genüge, hat die Sehnsucht Fröbels

nach dem stillen Frieden des Herzens nicht verstanden. Seine jetzige Beherrschung im Ausdruck aller Gefühle, ihr gegenüber, war ihr etwas Unerwartetes. Was er selbst später als Unlust zum Streite über den eigentlichen Kern des Lebens bezeichnete, mag sie als Gleichgültigkeit gegen ihre persönliche Erscheinung gedeutet haben. Die ‚sensible Frau' war in der Entwicklung stehen geblieben, vergaß auch, was 3 Jahre ernster Geistesarbeit und sittlichsten Ringens bei einem Menschen um die Wende des 30. Lebensjahres bedeuten. Er war der romantischen Stimmung entwachsen gerade in dem Augenblick, der ihn mit seiner Liliensucht der Romantik verfallen zeigen könnte.

Wenn der 32jährige leidvoll genug erfuhr, daß sich im Leben nichts wiederholen läßt, die Frau, die dem 40. Jahre entgegen ging, vermißte den einstigen Stürmer und empfand dessen gereiftes Wesen als eine Absage an frühere Tage. Daß Frau von Holzhausen etwas dergleichen erlebt hat, wurde mit der Ausschrift aus ‚Dichtung und Wahrheit' bewiesen. Das erste Zitat daraus lautet:

‚Da man in jungen Jahren einen gewissen selbstgefälligen Dünkel nicht leicht ablegt, so äußert sich dieser besonders darin, daß man sich im kurz Vorhergegangenen verachtet: denn indem man freilich von Stufe zu Stufe gewahr wird, daß dasjenige, was man an sich wie an andern für gut und vortrefflich achtet, nicht Stich hält, so glaubt man über diese Verlegenheit am besten hinaus zu kommen, wenn man das selbst wegwirft, was man nicht retten kann'.

Es ist sehr leicht möglich, daß die Frau unter dem frischen Eindruck der Lesung Goethes besonders aufgehorcht hat, wenn der veränderte Besucher, wie anzunehmen, ihr von den Gedanken redete, die ihm durch Pfaffs Sammlung in Kiel angeregt worden waren. Sie konnten für sie zusammenstimmen mit Äußerungen Goethes, die der von ihr ausgeschriebenen Stelle in ‚Dichtung und Wahrheit' nahe vorangingen. Da war von Versuchen die Rede, die der junge Goethe in seinem alten Giebelzimmer in Frankfurt vorgenommen hatte. Fräulein v. Klettenberg, die ‚schöne Seele', hatte Goethe angeregt, an Hand der Werke des Theophrastus Paracelsus u. a., in geheimnisvoll wunderlicher Weise sonderbare Ingredienzien des Makrokosmos und Mikrokosmos zu behandeln, um Mittelsalze auf eine unerhörte Art hervorzubringen.

‚Wer dieses einmal selbst verfertigt und mit Augen gesehen hat, der wird diejenigen nicht tadeln, welche an eine jungfräuliche Erde und an die Möglichkeit glauben, auf und durch dieselbe weiter zu wirken'.

Dies Wort kam nicht in das Gedankenbuch der Frau. Unmöglich aber kann es übersehen worden sein, am wenigsten, wenn Fröbels geheimnisvolle Andeutungen zusammen mit seinem Wesen ihr zu schaffen machten. Ein Laie wird von dem Geheimnisvollen einer Sache um so mehr angezogen, je mehr

er sie ahnend zu verstehen glaubt. Das streng Wissenschaftliche, mit dem allein ihrem Kern beizukommen ist, wird dem bloßen Gemüt sogar verdächtig, weil es damit nichts anzufangen weiß. So mochte es Frau von Holzhausen gehen, wenn Fröbel ihr vom „Berzeliusschen Kalkül" redete. Zumal das Weibesherz, wenn es jemanden jahrelang wie einen Sohn betreut hat, glaubt sich verantwortlich für das Heil auch des Gereiften, und zwar umso mehr, je anspruchsvoller eine starke Neigung das alte Verhältnis als gutes Recht ansieht und je stärker das Gefühl wird, sich zurückgesetzt, wenigstens nicht mehr angebetet zu sehen. Wäre Frau von Holzhausen innerlich so sicher gestanden, wie das von Fröbel gelten muß, beide hätten in ruhevoll beglückender Aussprache sich gegenseitig gefördert. In der Enttäuschung greift der schwächere Teil nach Vorbildern und rettet seinen Stolz, oft nicht ohne Eitelkeit, in das Gefühl vermeintlicher Überlegenheit. Das wäre die romantische Form dessen, der sich unverstanden fühlt.

Wir beobachteten von vornherein den pietistischen Grundzug im Wesen der Frau von Holzhausen. Aus Goethes ‚Dichtung und Wahrheit' erfuhr bei ihr selbst dieser Zug eine Verklärung durch das Bild der ‚schönen Seele'. Sie mochte nicht einer von Goethe kurz skizzierten ‚zu strengen, zu trockenen, zu gelehrten' Frau Griesbach gleichen; eher klammerte die fast 40jährige sich an das Vorbild des Fräulein von Klettenberg. Von ihr hatte sie auf jenen Seiten der Lebensschilderung Goethes gelesen. So rundet sich uns die Erscheinung der Freundin Fröbels durch die Züge einer verwandten Seele etwa mit Goethes Worten: ‚Sie schien sich mit einiger Selbstgefälligkeit in dem Bilde des Grafen Zinzendorf zu spiegeln, dessen Gesinnungen und Wirkungen Zeugnis einer höheren Geburt und eines vornehmeren Standes ablegten'. Das wäre für Fröbels Entwicklung zu wichtig, um nicht jede, auch die zarteste Linie aufzusuchen, mit der die idealische Schau des liebenden Fröbel ihre Angleichung an das erfährt, was einst wirklich war. Der Strom der Zeit hat die persönliche Erscheinung bis auf Fröbels Äußerungen und die von uns benutzten Zeilen ihrer Hand untergehen lassen. Unzweifelhaft ist, daß die Frau sich als Liebende gedemütigt fühlte. Ob sie sich das selbst eingestand, kann ein männlicher Beobachter nicht entscheiden. Eins trat mit Klarheit heraus: Ihr Stolz gab bei der Begegnung 1814 keine Demütigung zu. Caroline von Holzhausen bewahrte äußerlich vielmehr genau die Haltung, die Goethe dem Fräulein v. Klettenberg zuschrieb:

‚Wenn sie mir viele Vorzüge zugestand, so war es keineswegs demütigend für sie: denn erstlich gedachte sie nicht mit einer Mannesperson zu wetteifern, und zweitens glaubte sie, in Absicht auf religiöse Bildung sehr viel vor mir voraus zu haben'.

Gerade dies, die Andeutung, in religiöser Bildung sehr viel vor dem sich Verschließenden vorauszuhaben, war der Punkt, von dem wir schon bei der Konfirmationsfrage fürchteten, daß sich an ihm die Geister beider Gläubigen schieden. Unwillkürlich erinnern wir uns Weißens Goethe-Anekdote von den Karlsbader Zwillingen, wenn wir die Betrachtung lesen, mit der der 49jährige Fröbel das schmerzliche Erlebnis innerer Trennung trotz innigster Verwachsung erklärte. „In der langen Zeit persönlicher Trennung hatten sich unsre Charaktere ganz frei und selbständig entwickelt. Das Trennende aber lag in nichts geringerem als dem, was sich kund tut, wenn ich die Hand umwende: in einem Äußeren und einem Innern. Sie wollte ein Äußeres, ich ein Inneres. Doch sie meint es [das Wollen] umgekehrt. Sie sagt: Ich will das religiose Höchste! Eben darin liegt es. Sie will alles geradezu äußerlich machen, aufbauen, wie z. B. einen Dom; ich will aber alles innerlich sich entwickeln, werden lassen. Z. B. ein Pflänzchen kann eine 1000jährige Eiche werden; ich mache und baue sie nicht. Sie will Menschen machen, wie ein Denksystem zusammenbauen; ich will Menschen sich entwickeln und werden lassen. Sie will Religion machen und bauen; und ich will Religion sich entwickeln und werden lassen, wie ich die Menschen religios sich entwickeln und werden lassen will."

In diesem Rückblick machte Fröbel einen Gedächtnisfehler. Die Zwillingsstellung, um die es sich handelte, glaubte er schon vor 1814, schon bei Erwähnung seiner persönlich begründeten Entfremdung von 1811 hervorheben zu können. Der Fehler tat nichts zur Sache; er unterlief dem Manne, der als 49jähriger noch weit entschiedener unterm Zwang seines erzieherischen Denkens sein Leben ableuchtete, als es 1811 oder gar 1814 geschah. Dabei handelte es sich nicht einmal um einen glatten Irrtum des Erziehungsdenkers. Die kleine Zeitverschiebung um 3 Jahre deutet vielmehr in die Tragik, daß Fröbel weder 1811 noch 1814 noch bis zum Schreiben dieser Zeilen im Jahre 1831 persönlich von Frau von Holzhausen ganz losgekommen ist. Wir werden seinerzeit darauf zurückgreifen müssen. Schon jetzt aber hat die Gegenwartsform („worin liegt die Macht"), in der sein Rückblick noch 1831 von Frau von Holzhausen sprach, uns auf etwas Schwerwiegendes gefaßt zu machen. Wird Fröbel je zur Ehe mit einer anderen Frau schreiten, so wird diesem Bunde die volle Weihe der naturbegründeten Liebe versagt bleiben müssen. Die irdische Liebe Fröbels hat sich nach Frau von Holzhausen verzehrt. Und da ein Bund mit dieser ihm vom Schicksal versagt war, so blieb dem starken Willen keine Wahl: aus Entsagung wurde jener Drang, die ganze Menschheit zu umarmen, zum Inhalt des Daseins Fröbels.

Der Heimkehrende von 1814 vermied es, seine tiefsten Empfindungen auszusprechen. Es geschah nicht so sehr, weil ihn die neue Begegnung ernüchterte. Aber er wollte seine aussichtslose Liebe nicht verraten. Dazu bot ihm eine alte Übung Schutz. — Er war das Kind geblieben in dem Kunstgriff seiner frühesten Jugend, den Reiz der Entsagung auszukosten im innersten Verglühen. Von der körperlichen Nähe Fröbels begann schon damals eine Empfindung auszustrahlen, die seine Nachbarschaft sehr stark beeinflußte, sie entweder übermächtig anzog oder unerträglich abstieß. Soweit selbständige Menschen dabei in Frage kamen, erging es den meisten wie Jahn; sie sahen in Fröbel den ‚kuriosen Kauz'. Diese Begleiterscheinung des Besuchers reizte ganz erklärlich die sensible Frau von Holzhausen. Einen Theophrastus Paracelsus ‚Bombastus' in ihm zu erblicken, davor war sie durch natürliche Neigung zum Menschen Fröbel geschützt. Ihre eigenen Kenntnisse ließen sie weit mehr, und treffender auch, im Freunde an den Görlitzer Schuster Jacob Böhme denken. „Kennen Sie ihn?" fragte sie 1814. Er antwortete: „Fast nicht". Nach dem, was er von ihm wisse, sei Jacob Böhme in seiner mystischen und wirren Dunkelheit nicht sein Mann. Die Freundin ließ sich dadurch nicht abhalten, ihm die 1780 herausgekommene neue Auflage der ‚Morgenröte im Aufgang' zu schenken.

Dies Bändchen des philosophus teutonicus hat ein tiefsinniges Titelkupfer. Unter einem flatternden Spruchbande mit den Lettern ‚AURORA' war ein freier Raum gelassen, gleichsam den Raum für das Jenseits bezeichnend. Hinter dem untern Rand sieht man die dunkle Weltkugel versinken, links von einer aus Streifen gebildeten Himmelskugel überhöht, so daß gerade noch ein Ausschnitt des Tierkreises rechts sichtbar bleibt. Statt der Sterne zeigen die Streifen der Himmelskugel unzählige Augen. Die dunkle Andeutung der Erde, der strahlende Tierkreis und das Stellarium allseitig ausgerichteter Augen gab eine Dreiteilung, die Fröbel beim ersten Anblick ergriffen haben muß. Hat er zur Freude der Geberin alsofort eine Deutung versucht? Dann hätte er sicherlich die Freundin gleichzeitig gereizt mit seinem pantheistisch scheinenden Gedanken über das Leben, das von der dunklen Erdenmasse durch tierische Lebewesen bis zu lichten Geisteraugen emporsteigt. Es ist möglich, daß über dem Aussprechen vor diesem Titelkupfer die Verschiedenheit religiöser Ansichten zwischen Frau von Holzhausen und dem Beschenkten zum vorläufigen Austrag kam. Das Vorläufige knickte aber die Freudenblume dieser Stunde. Doch erhielt es auch die Hoffnung einstigen vollen Verstehens bei Fröbel aufrecht. In den freien Mittelraum des Kupfers, also in dem Raum für das Jenseits, schrieb er:

„Die Morgenröte führt zum Abend,
der Abend zu dem neuen Tage hin.
Am Tage, wo des Himmels Klarheit weckt,
da ist der reinen Geister ewig
Wiedersehn. — "

In weite Fernen also, jenseits seiner Erdentage, gingen des Liebenden Wünsche. In solchen Augenblicken mögen gelegentliche Schilderungen Fröbels von Gegenden, die er seither mit verschwiegenen Träumen des Liebenden durchwandert hatte, einen Glanz erhalten haben, der der zuhörenden Frau auffällig war. Sie deutete sich das aus dem Geiste des Liebenden. Jedenfalls schrieb sie aus Goethes ‚Dichtung und Wahrheit' Worte aus, mit denen sie das Richtige getroffen hätte, wäre sie zugleich imstande gewesen, Fröbels mystische Weiten voll zu erfassen:

‚Der Anblick eines neuen Landes, in welchem wir uns eine Zeitlang aufhalten sollen, hat noch das Eigne, so Angenehme und Ahnungsvolle, daß das Ganze wie eine unbeschriebene Tafel vor uns liegt. Noch sind keine Leiden und Freuden, die sich auf uns beziehen, darauf verzeichnet: diese heitere, bunte, belebte Fläche ist noch stumm für uns, das Auge haftet nur an den Gegenständen, insofern sie an und für sich bedeutend sind, und noch haben weder Neigung noch Leidenschaft diese oder jene Stelle besonders herauszuheben; aber eine Ahnung dessen, was kommen wird, beunruhigt schon das junge Herz, und ein unbefriedigtes Bedürfnis fordert im stillen dasjenige, was kommen soll und mag, und welches auf alle Fälle, es sei nun Wohl oder Weh, unmerklich den Charakter der Gegend, in der wir uns befinden, annehmen wird'.

Durch die geistreiche Partnerin mag in jenen zwölf Frankfurter Tagen mancher andere Tiefblick aus Goethes Lebensbuch Fröbel vertraut geworden sein, ohne daß jedesmal ausgesprochen wurde, was die Anregung dazu gegeben hat. Denn in der Weise, die wir eben im Einzelfalle streiften, muß der Frau jedesmal das Empfinden gekommen sein, daß denn doch ein Fremdes, ein Selbsteigenes sich in Fröbel der Angleichung an einen anderen widersetzte. Mehr als einmal wird im Gespräch aber auch ein Goethescher Gedanke aufgeblitzt haben, der um so reizvoller auf sie wirken mußte, weil von einer Entlehnung Fröbels aus Goethe keine Rede sein konnte. Erfüllt solche Beobachtung doch den verschwiegenen Stolz einer Frau, der ihr einstiger Schützling nicht gleichgültig geworden ist. Vielleicht im Nachhall solcher Stunde schrieb sie eine Stelle in ‚Dichtung und Wahrheit' aus, die Fröbels Art des Wünschens bis ins einzelne umreißt:

‚Unsere Wünsche sind Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leisten imstande sein werden. Was wir können und möchten, stellt sich unserer Einbildungskraft außer uns und in der Zukunft dar; wir fühlen eine Sehnsucht nach dem, was wir schon im stillen besitzen. So verwandelt ein leidenschaftliches Vorausgreifen das wahrhaft Mögliche in ein erträumtes Wirkliche. Liegt nun eine solche Richtung entschieden in unserer Natur, so wird mit jedem Schritt unserer Entwickelung ein Teil des ersten Wunsches erfüllt, bei günstigen Umständen auf dem geraden Wege, bei ungünstigen auf einem Umwege, von dem wir immer

wieder nach jenem einlenken. So sieht man Menschen durch Beharrlichkeit zu irdischen Gütern gelangen, sie umgeben sich mit Reichtum, Glanz und äußerer Ehre. Andere streben noch sicherer nach geistigen Vorteilen, erwerben sich ein klare Übersicht der Dinge, eine Beruhigung des Gemüts und eine Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft'.

Gerade der letzte Satz bezeichnete ungemein treffend Fröbels Form, durchs Leben zu gehen.

Dennoch: seine Fähigkeit, eine klare Übersicht der Dinge anzustreben, hat dieser Frau gegenüber versagt. Das Herz eines Liebenden ist stärker als die Einsicht. Der Frau von Holzhausen ursprüngliche, natürliche Liebe zum eigenen Gatten war nicht nur der Halt in den frühesten Stürmen gewesen, sie war dieser Halt auch geblieben. Wohl war die Frau nach Fröbels Demütigung von 1811 in die uns bekannte Selbstquälerei geraten. Nach ihrer körperlichen Genesung hatte sie aber aus ihrer Neigung zu Fröbel fast ein romantisch poetisches Spiel gemacht. Dies nicht zu merken, wurde die Quelle für Fröbels Liebesleid. Die Frau von 40 Jahren hat 1814 den 32jährigen scheiden sehen in einer Mischung unklarer Gefühle. In den folgenden Jahren trat immer stärker eine mütterliche Besorgtheit, ein eiferndes Freundschaftsempfinden und eine geheime Eitelkeit bei Huldigungen eines getreu Lieben- und Leidenden bei der Vierzigerin hervor. Sie trug damit die Liebe zu Grabe, nicht ohne neue Selbstquälerei. Groß angelegt, doch ohne das unbedingte Ruhen in sich selbst, war Frau von Holzhausen dabei vom Schicksal noch weiter ausersehen, dem Genius Fröbels zu dienen. —

Während seines Aufenthalts beschäftigte er sich viel mit Hektor, diesem jüngsten Sohne der Familie. An seinem Spielen mit ihm wurde bemerkt, daß sein Wesen viel milder geworden war. Sophie, jetzt im aufblühenden 12. Jahre, begleitete ihn nach der Öde und rief manche erheiternde Erinnerung aus jener schönen Zeit in ihm wach. Sie erinnerte sich selbst so gern jener Stunden, in denen sie ihm mit ihrer Freundin zusammen vorübergehend „eine liebe Schülerin gewesen" war. — Das Wiedersehen mit Adolph, dem $14^1/_2$jährigen jüngsten seiner einstigen Zöglinge, hatte die Sehnsucht nach Fritz von Holzhausen erweckt. Obgleich der Weg nach Berlin wies, änderte Fröbel Fritz zuliebe seine Marschroute und ging über Meiningen. Hier erwarteten ihn „die allerschönsten Sonnenblicke seines ganzen bisherigen Wechsellebens". Ein Gruß seiner engeren Heimat Thüringen bildete die erste Freude. Er war in Meiningen bei der Mutter und Schwester eines Kriegskameraden, des Leutnants Ludwig, eingekehrt. Nach kurzem Ausgang abends in sein Zimmer tretend, fand er den Pfeiler zwischen den beiden Fenstern mit Blumen und Gewinden geschmückt. Freundliche Worte lagen dabei. Ihm schien es, „als wolle Vaterland und häuslicher

Herd" dem heimkehrenden Krieger dafür danken, daß er für sie gekämpft. „So war mir das eine von dem geworden, was meiner Seele vorschwebte, als ich in den Krieg zog." Eine gleich innige Freude erfuhr der Erzieher durch Fritz. Er fand den 18jährigen Jüngling gesund, kräftig, lebensfroh, in Geist und Leben treu. Der erwählte Beruf des Forstmanns, das freie, frohe Wald- und Naturleben hatte bereits vollendet, was Fröbel als Erzieher angestrebt. Ein Kind war zum frohen und frommen Menschen entwickelt, der „in allen seinem Tun" dem Lehrer „die seelenvollste Liebe" bewies. Fritz begleitete seinen Besuch bis nach Suhl. Beide gingen neben dem Wagen einher. Bei der Wanderung in der schönen Gegend erschloß sich das Gemüt nun ganz. Keiner ahnte, daß sie einander nicht wiedersehen sollten. Beim Abschied reichte Fritz seinem einstigen Erzieher ein Paket mit der Bitte, es zu öffnen, wenn das Auge des einen den andern nicht mehr sehen könnte. Das Päckchen enthielt sein silbernes Eßbesteck, das Fritz einst so oft vom väterlichen Erzieher mit dem eigenen vertauscht gesehen hatte. Bei dem Besteck lagen die Worte:

‚Meiningen, den 8. Juli 1814.

Nimm dies, Freund, als Andenken an frühere Zeiten, wofür ich ewig Dir Dank schuldig bleiben werde. Erinnere Dich beim Gebrauch desselben zuweilen Deines treuen Freundes

Friedrich von Holzhausen'.

Als der 49jährige Fröbel über der Erinnerung des Abschieds von dem 18jährigen verweilte, war Fritz längst tot, als österreichischer Offizier plötzlich im Zimmer fortgerafft. Seiner Erinnerung fügte Fröbel hinzu: „Um dieses einzigen Menschen willen würde ich mich schon glücklich schätzen, Erzieher geworden zu sein." Aber derselbe 49jährige meinte auch, daß sich sein eigenes Leben „bei weitem jugendlich frischer, froher und kräftiger entwickelt" haben würde, wäre ihm Fritz von Holzhausen erhalten geblieben.

Doch der Wanderer zur Heimat genoß noch die ungeteilte Hingabe dieses aufstrebenden Menschen. Das erleichterte und beengte zugleich seinen schwersten Gang, den zu den nächsten Verwandten. Über die Berge wandte sich Fröbel nach Griesheim, zum ersten Male in das verwaiste Haus des Bruders Christoph. Dort, mit der Witwe des Bruders, hat er nicht viele Worte zu wechseln vermocht. Er hörte, daß die Gutsherrschaft dem ältesten der Halbwaisen, Julius, den Weg auf das Gymnasium in Rudolstadt ebnen werde. Im übrigen hielt die Luft des Griesheimer Hauses den Wunsch nieder, dem toten Bruder einen Teil der eigenen Dankesschuld durch Leitung seiner Söhne abzutragen. Die geborene North, deren Familie ihre Vorfahren in England suchte, war eine stark politisch angeregte Frau. Im steten Druck des langen Zusammenlebens mit den eigenen starrsinnigen Eltern war sie nicht zum inneren Frieden des

Fröbelschen Gemütes gelangt. Sie ging durchs Leben mit jenem Wesen politischer Romantik, das in der Feindschaft gegen bestehende Zustände beharrt und damit endet, bei andern die Verantwortung zu suchen. Nach dem Tode Christophs erwies sie sich in der Auffassung nächster Aufgaben häuslicher Erziehung nicht so umsichtig und innerlich, wie Fröbels Ideal einer deutschen Mutter es verlangte. — Im nahen Stadtilm wurde Bruder Traugott aufgesucht. Wir kennen den Fatalismus, mit dem Traugott, jetzund Bürgermeister, einst über das Jenaer Schicksal seines Bruders hinweggegangen war, und erinnern uns, wie er einst im Stammbuche Fröbels die Ohnmacht des Menschen unterstrichen und sich mit menschlich verständlicher Vergeßlichkeit als ‚redlicher Bruder' unterzeichnet hatte. In tiefere Einsicht der Ohnmacht deutete der gleichzeitige Zusatz: ‚praktischer Arzt'. Beides vereint stellt das Bild des Menschen Traugott klar: er begnügte sich, dem Jüngeren einen Lebensgruß wie ein Rezept gegeben zu haben; ihn verband sehr wenig mit dem Bruder, der seit 1811 auch das Doppel dieses Rezepts in der Wiederholung durch Traugotts Frau besaß. Die Unterschrift: ‚Hierdurch Bittet um Brüderliche Freundschaft und Liebe Johanna Fröbel', machte die fatalistische Weisheit des Stadtilmer Hauses nicht förderlicher, nur eindrücklicher für Fröbel. — Unfähig, was als Schickung erschien, irgendeinem Menschen nachzutragen, trieb Fröbel ein persönlicher Stolz, sich als nunmehr bewährter Mann auch der Stiefmutter vorzustellen. Sie war für ihn seit dem Tode des Vaters 1802 ganz zurückgetreten. Großmutter in der Familie Carl Poppos lebte sie jetzt in Rudolstadt. Carl war dort wegen seiner Sprachkenntnisse ein geschätzter Lehrer am Gymnasium und frönte gleichzeitig in behaglichem Wohlstande seiner Bücherleidenschaft. Sie trieb ihn dazu, nicht nur eine bedeutende Bücherei zu sammeln, sondern schließlich sogar die angesehene Hofbuchdruckerei zu übernehmen, um die Menge des Gedruckten nach Möglichkeit zu vermehren. Freilich, Schopenhauers Erstling, ‚Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde' war als Druck der Hofbuchhandlung im Konkurs zum großen Teil als Makulatur zugrunde gegangen. Es tat Fröbel sehr wohl, von Mutter und Stiefbruder herzlich willkommen geheißen zu werden. Dadurch wurde ihm möglich, milder über seine harte Jugendzeit zu denken. „Im Grunde", so sagte er später von der Stiefmutter, „meinte sie es gar nicht so schlimm. Wir verstanden uns beide nur nicht."

Carl zeigte ihm voll Stolz seine Bücherei. Unversehens stieß Fröbel auf eine vollständige Ausgabe von Jacob Böhmes Werken. Die 9 Oktavbände erregten Fröbels Wunsch, sie zu besitzen. „Wenn du mir wieder gibst, was sie mir kosten, kannst du sie sogleich haben." „Und sie kosten?" lautete die erwartungsvolle Frage. „8 Groschen." So zog das Geschenk der Frau von

Holzhausen den ganzen Jacob Böhme hinter sich her. Gelesen hat ihn Fröbel weder jetzt noch später. Er wußte, daß er um der Anstellung in Berlin willen seine Reise nicht länger verzögern dürfe. Es war doch schließlich ein köstliches Wandern, dieses Hinstreben auf sommerlich leuchtenden Wegen zur Stätte gewisser Selbständigkeit; und daß sich das Gepäck vermehrte, ward, wie es geschah, zur Lust.

Da, beim Klange seines festen Schrittes, erwachte eine Sehnsucht, die zu den 32 Jahren auch dieses Menschen gehörte. Kein vom Augenblick eingegebener Gedanke; aber er gewann im Traumwandern Glanz. Ein Teil seiner Habe wartete seit Beginn des nunmehr beendeten Kriegerlebens auf ihn bei der Tante Hoffmann in Leipzig. Er war diese Straße auf der Reise nach Groß-Miltzow schon einmal gezogen. Ein Dutzend Jahre der Reife lagen dazwischen. Und er verstand durch diese Erinnerungen des Mecklenburger Jahres sich selbst in manchen Äußerungen zurückliegender Kämpfe besser; nicht zuletzt auch den naturhaften Sinn der Mecklenburger Wochen, da er, der Namensvetter jener Auguste, als Brautführer von Ort zu Ort geschwärmt war. Die geliebte Frau war ihm versagt. Keine Überlegung gebot, deshalb dem hohen Ziel der Familienerziehung zu entsagen. Ohne noch tiefere Hinderung wäre es Unnatur erschienen, einer Idee beständig im Herzen nachzuhängen, und sie nicht betätigen wollen. So vieles an äußeren Plänen war daneben geraten und hatte ihn gelehrt, daß ein Ideal sich schwerlich ganz verwirklichen läßt. Kurzum, der reife Mann, der die Natur in allem belauschte, vernahm auch das Drängen, das zum eigenen Herde treibt. Fröbel beschloß, zu heiraten. Freilich, das Weib seiner Wahl mußte die Augen des Wesens tragen das ihn beim frühesten Erwachen seiner männlichen Triebe über die ersten Versuchungen in Hirschberg hinweggerettet hatte. Je näher Fröbel der Stadt Leipzig kam, umso lebhafter trat ihm das Mädchen in den Sinn, dessen er während des eigentlichen Feldzuges nie Erwähnung getan hatte. Er wird die Tante Hoffmann über sie aushorchen.

Das Mädchen weilte nicht mehr unter den Lebenden. Sie war die Pflegerin eines verwundeten Offiziers geworden und hatte Gesundheit und Leben dabei geopfert. War es erhebend für Fröbel, oder doppelt erschütternd für ihn: todkrank war das Mädchen noch die Frau des Geretteten geworden. Erst an Fröbels innerer Erregung merkte die Tante, daß ein Tieferes seinem Forschen und Fragen zugrunde gelegen hatte. Die Frau verstand auch sein Verstummen, und ihre zarte Rücksicht unter den Zeichen seelenvoller Teilnahme tat ihm wohl. Ob er das damals jedoch auszudrücken verstanden hat? Abermals war eine ihm nicht leicht gewordene Absicht durchkreuzt, als läge über allen seinen Wünschen, sobald sie nicht über-

persönlich gerichtet waren, ein und dasselbe Gesetz. Deutlicher erkennen wir: dieser Mann, wenn er doch eines Tages glauben wird, eine Ehe schließen zu müssen, wird ein seltsamer Freier sein. Und abermals muß uns um das Herz der Frau bangen, die es unternimmt, ihm als Weib zu folgen, sei es mit willigstem Opfermut. Im Hause der Tante begegnete Fröbel 1814 noch einer ihrer Töchter, wohl jener Wilhelmine Friederike, die fast ein Menschenalter danach als glückliche Mutter und „Muhme Schmidt" seinem Erziehungsstreben die einsichtsvollste Hilfe leistete. Auch sie, von der Mutter in des Vetters Geheimnis eingeweiht, begegnete dem Niedergedrückten mit herzlicher Teilnahme. Aber ihr sinniges Mitleben fand ein betäubtes Gemüt; denn Fröbel hatte nur „den einen Gedanken", sich in sein Verhängnis zu fügen. Noch der 49jährige, der unterdes die Leipziger Familie Hoffmann nicht wiedergesehen, bekannte: ohne den Blick der Augen, die ihn durch den Feldzug begleitet hatten, würde er wohl „Wilhelmine Hoffmann" zur einstigen Lebensgefährtin gewählt haben. So heftig war damals das Verlangen nach dem eigenem Heim und so dumpf empfunden der Schlag, der die ernste Rechnung vernichtete.

Der Scheidende erhielt all sein aufbewahrtes Eigentum und vergrößert zurück. Das erquickende Wandern hatte ein Ende erreicht. Um durch baldige Arbeit dem Trübsinn schneller zu entgehen, reiste Fröbel zu Wagen nach Berlin. Etwa in der Nähe Jüterbogks wurde seine Unruhe übermächtig. Er bot dem Kutscher die Hälfte der eigenen Barschaft als Trinkgeld, wenn er sich beeilte. Der Fuhrmann nahm das Geld, vergaß aber $^1/_2$ Stunde vor Berlin, in Tempelhof angelangt, seines Fahrgastes Eile — beim Trinken. Es war Sonntag. Verdrießlich hockte Fröbel in seiner Kutsche; wußte er doch nicht, wie er die erste Nacht in Berlin „anständig" zubringen wollte. Endlich kam der Kutscher. Er wird von Fröbel laut zur Eile angetrieben. Im selben Augenblick ruft freundlich eine weibliche Stimme: ‚Herr Fröbel!?'. Es war die Tochter der früheren Hauswirtin des Herrn von Seckendorf, der nicht mehr in der Hauptstadt weilte. „Ist Ihr Quartier leer?" Ein ‚Ja' löste alle Sorgen. Mutter und Bruder des jungen Mädchens kamen herbei. Freudig ließ Fröbel das Gepäck auf dem holpernden Wagen unter der Obhut der Frauen die Reise vollenden. Über das Tempelhofer Feld und dann zwischen dem heutigen ‚Kreuzberg' und dem ‚dustern Keller' schritt er mit dem jungen Manne nach Berlin. Von gutmütigen Menschen mit der hilfsbereiten Art der echten Berliner bewillkommnet, sah er sich bald im bekannten traulichen Stübchen des zweiten Stockes Krausenstraße Nr. 48. War er auch „hoch" einquartiert, unter ihm lag das Gewirr, dem er eben noch preisgegeben schien.

Sein erster Weg am anderen Tage führte ihn zu Weiß. Hier erfuhr er, daß seine Anstellung gewiß sei. Er hatte nur noch beim „hochpreislichen Departement des Kultus und öffentlichen Unterrichts im Ministerium des Innern" sein Anstellungsgesuch einzureichen. Mit gutem Gewissen schrieb er darin: „Ich glaube, das Bewußtsein haben zu dürfen, dem preußischen Staate durch mein Betragen als Krieger einen Beweis gegeben zu haben, wie tätig und pflichttreu ich ihm auch im bürgerlichen Wirken dienen werde." „August Fröbel, Studierender; gewesener freiwilliger Oberjäger im Kgl. Pr. Freikorps" war dies Gesuch vom 30. Juli 1814 unterzeichnet. Wenige Tage danach hielt er die Urkunde seiner Anstellung zum ‚Gehülfen an dem Kgl. Mineralienkabinett der Universität' in Händen.

* * *

29.

Antritt in Berlin. Finden des Größten im Kleinsten.

Napoleon weilte auf Elba. In Wien begann man, die Freiheit, die von den Völkern, Preußen voran, so blutig umworben worden war, bei prunkhaften Festen der Diplomaten umzufälschen in eine ‚heilige Allianz' der Fürsten. Talleyrand als gewandter Franzose nutzte die Lage zum Vorteile seiner Nation. Der Korse wartete aufmerksam der Stunde, die noch einmal Europas Geschick den Waffen des Krieges aussetzen würde. Von dem verkappten Frieden Europas nahm Fröbel wenig wahr. Und um dies wenige unheimlich zu finden, hätte er ein besserer Kenner der ‚Welt' sein müssen. Das Mineralienkabinett war damals noch in der Königlichen Münze untergebracht, wo der Assistent von morgens 9 bis abends 5 und 6 Uhr, die Mittagszeit abgerechnet, bei seinen Steinen hauste, während er nichts hörte als die dumpfen Schläge des Prägstockes, unter denen die Münzen hervorgingen. Aber dem Friedensmenschen selbst blieb auch in der neuen Stelle der Mangel zur Seite. „Meine jährliche Einnahme", so schrieb er an den Freund Marsch, den Schuldner von Frankfurt her, „ist zwar nicht bedeutend; aber es ist doch eine fixe Stelle. Und ich hoffe, daß sich ja sonst noch hier Gelegenheit finden wird, durch Unterricht, am liebsten im naturhistorischen Fache in einer der obern Klassen eines der hiesigen Gymnasien meine jährliche Einnahme so zu erhöhen, daß ich wenigstens sorgenfrei leben kann. Zunächst macht mir es meine Stelle zur Bedingung, in das Universitätsgebäude zu ziehen, wo ich freie Wohnung bekomme. — Diese scheinbare Erleichterung für mich setzt mich aber jetzt in eine nicht kleine Verlegenheit, da ich genötigt

bin, wenn auch nur durch Mietung für einige Möbel zu sorgen . . . Ich muß mich daher überwinden, Ihnen die Bitte auszusprechen, ob Sie mir vielleicht nur auf 2 Monate 5 oder 10 rh vorschießen können. Nach diesen 2 Monaten hoffe ich gewiß, was ich ja berechnen kann, in dem Stande zu sein, diese mir gütig vorgestreckte Summe Ihnen mit dem herzlichsten Dank wieder zurückzahlen zu können . . . Aber nochmals, lieber Freund, es muß Ihnen nicht leid tun, mir eine abschlägliche Antwort zu schreiben, da Sie ja versichert sein können, daß ich aus eigener Erfahrung genug die Verhältnisse kenne, die uns hindern, auch unsere liebsten Wünsche uns nicht zu erfüllen."

Schon zwei Tage danach, am 23. August konnte Fröbel bescheinigen, „Durch H. für Herrn Marsch in Potsdam" einen Doppel-Friedrichsdor „richtig empfangen zu haben". Es war das ein versteckter Schuldschein. Er bildete, allen Beteiligten unbewußt, eines der nüchternsten ‚billets d'amour', das man sich denken kann, das hier aber, gleichsam, als habe das Schicksal selbst seine Freude am heimlichen Knüpfen der Fäden, — einstige Eheleute miteinander verband. Marsch lebte jetzt mit Weib und Kindern in Potsdam, als Lehrer unter Herrn von Türk. Da seine Lebensverhältnisse ihm kaum erlaubten, Fröbel aus eigener Kraft beizuspringen, hatte er sich an eine Frau Kriegsrat Henriette Klöpper gewandt, die von ihrem Gatten getrennt bei ihren Eltern in Berlin wohnte. Um diese Frau, die jetzt noch ganz außer seinem Gesichtskreis blieb, sollte Fröbel in wenig Jahren harte Kämpfe zu führen haben. Welche gesellschaftliche Schicht war es, daß ihr Gewicht so unscheinbar den Lauf des kosmischen Menschen zu beeinflussen begann?

Henriette Klöpper, geborene Hoffmeister, war nicht nur an einen Kriegsrat verheiratet, sie stammte auch aus dem Hause eines solchen. Ein bescheidenes Vermögen, wohl durch Sparsamkeit ohne Geiz zusammengehalten, genügte dort zum gediegenen Haushalt ohne besondere Pflege geistiger Geselligkeit. Irgendwie durch Heirat war Hoffmeister mit einer Familie Pochhammer verbunden, deren unmittelbarer Vorfahr unter Friedrich dem Großen Kantor gewesen war, was ihm, als einer seiner Söhne Offizier werden wollte, am Rande einer Eingabe den Entscheid des alten Rex eingetragen hatte: ‚Kanters Söhne sollen Kanters werden.'

Einen nicht geringen Besitz an Häusern hatte diese Verwandtschaft unter den Nöten der französischen Bedrückung verloren. Mit dem Rest seines Vermögens gründete einer der Pochhammer das noch heute bekannte Pochhammersche Schwimmbad an der Oberspree. Zur Blüte gebracht wurde die Unternehmung aber durch Minchen Pochhammer, mit der die Mutter Henriettes engste Beziehungen gepflegt hat, nach dem Tode des

Vater Kriegsrats bis zum gemeinsamen Haushalt. Die Selbstbehauptung Minchen Pochhammers, also der Tante Henriettes, war kein geringes Zeichen fast männlicher Umsicht einer ihrer Zeit voraufeilenden Frau.

Wie nun Hoffmeister mit den Pochhammers zum damals aufstrebenden Bürgertum gehörte, so hielt er seinerseits auf das Ansehen seines Standes. Wir lesen auf einem Kärtchen, nicht größer als eine Besuchskarte:

‚Den 17. September 1780 die kleine Henriette gebohren, hatt den Namen erhalten Charlotte Wilhelmine Henriette. Taufzeugen sind gewesen mein Schwager Schüler, der Herr Geheime Sekretär Raetzel, der Bruder in Rothenburg, die Mama in Rothenburg, die Mama Hoeller, die Schwester Haniger‘.

Die Verfassung eines freundlichen Bürgerhauses tritt aus solcher Notiz vor Augen. Die bloße Kartenform, nicht zuletzt aber die reine übersichtliche und schöne Schrift, sowie, daß die zierliche Urkunde an Rand und Ecken unversehrt bis auf unsere Tage gelangte, alles das spricht für Ordnungssinn und ist das Zeugnis einer Andacht zum Kleinen auch beim Vater. Das Wort ‚kleine‘ ist später nachgetragen, denn in gleicher Lage mit ihm fährt die Schrift fort:

‚Den 9. August 1782 die kleine Wilhelmine gebohren, hatt den Nahmen erhalten Caroline Amalie Wilhelmine . . . ‘

Wir erwähnen das, weil der Name Wilhelmine unter Fröbels Zutun einst auf Henriette übergehen wird. Von dem zweiten Töchterchen ist weiter keine Nachricht auf uns gekommen. Es muß früh gestorben sein.

Henriette wurde eine gute Schülerin. Um ihren Ehrgeiz zu stacheln, lockte der Vater sie nach damaligem Brauch mit einer Fleißmünze. Ein unerwünschter Nebenerfolg blieb nicht aus. Der Erwerb der Münze war für die etwa 12jährige ein Erlebnis geworden, das ihre angeborene Empfindlichkeit steigerte. In dem Übergangsalter der albernen Jahre hatte die Schülerin aber das Glück, einen vorzüglich nachgehenden, also guten Lehrer zu besitzen. Die 14jährige hatte eines Tages in Form eines Briefes die Ergebnisse eigener Selbstbetrachtung auszusprechen. Der Aufsatz bestätigt im Äußeren und Innern den Eindruck kindlicher Sauberkeit eines Mädchens aus ehrbarem Mittelstande. Die gestochenen Schriftzüge erinnern an das Vorbild des Vaters. Sorgfältig und schonend hat der Lehrer seine stilistischen Korrekturen gemacht, und innerlich helfend ging seine Schlußkritik dem Ziele der Aufgabe nach. In roter, seit vier Drittel Säkula verblassender Tinte lesen wir dort, und Pult und Klassenzimmer einer Schule höherer Töchter des 18. Jahrhunderts ersteht vor unsern Augen, wo der werdende Charakter mehr galt als das blendende Vielwissen:

‚Nicht ohne Grund gebe ich Ihnen jetzt erst diesen Brief, der so rühmliche Vorsätze enthält und eine liebenswürdige Denkungsart verrät, mit meinen Bemerkungen zurück. Diese möchte ich alle in der einen Frage zusammenfassen: haben Sie auch

wohl bisher getan, was Sie bei sich selbst gelobten? Und dann möchte ich Sie bitten, auch darauf noch aufmerksam zu sein, was Ihnen ganz entgangen zu sein scheint, daß man Sie warnte, sich vor den Extremen zu hüten. Noch immer sind Sie zuweilen vorschnell, vergessen sich in einem gewissen Anfluge von Lustigkeit und sind nicht mehr die aufmerksame, sorgsame Schülerin, welche wir sonst in Ihnen schätzten. Endlich glaube ich, Sie auch noch daran erinnern zu müssen, daß ein offenherziges Geständnis seiner Fehler zwar ein wichtiger Schritt zur Besserung, aber noch nicht die Besserung selbst sei. d. 31. Oktober 1794 Wn.'

Der Lehrer hat offenbar gewußt, daß sein Wort, das lange zurückgehaltene, dieser Schülerin etwas galt; und er kannte ohne Psychoanalyse den Kunstgriff, mit dem in der schwierigsten Zeit der Jugendlichen ein Mädchen vom Erzieher zum alles entscheidenden sittlichen Tun angeleitet werden muß: er machte ihr Schwärmen fruchtbar. Seine Besprechung der Leistung trug nicht das heute so überwertete kalte ‚Recht gut' oder ‚Im ganzen fast ziemlich genügend' nach dem Maßstabe des Normalschülers der Klasse, den nur ein statistisches Maschinenzeitalter kennt, und zu dem ein Gott gehört, um danach den einzelnen jeweils gerecht beurteilen zu können. Dafür war der Treffliche bestrebt, den Trieb des werdenden Menschen zu pflegen, das Erfassen der eigenen Seele durch einfaches Anfangenlassen bei sich selbst in gesunde sittliche Bahnen zu lenken. Das Bild der 14jährigen aus dieser Urkunde ist nicht sonderlich anders, als bei den meisten mittelguten Schülerinnen unserer Zeit. Henriette hatte sich in ihrem Aufsatz mädchenhafter Eitelkeit und einer auffahrenden hitzigen Art bezichtigt. Im Gebet erhoffe sie Gottes Hilfe vor ihrer törichten Eigenliebe und gegen kindisches Wesen. Des Lehrers Kritik hob aber bereits eine Eigennote erwachenden Charakters hervor. Wir meinen die Warnung vor den Extremen. So überrascht uns auch die nächste Urkunde, das Schlußzeugnis der ‚Demoiselle Henriette Hoffmeister' vom 30. Sept. 1795, nicht. Es rühmt zwar ihr auffallendes Streben nach Vollkommenheit, ihre gefälligen und feinen Umgangsformen, recht kennzeichnend auch ihre Hilfsbereitschaft; es wiederholt aber, daß Henriette zu ‚Extremen' neige, und rät, ‚in Freude und Schmerz die goldene Mittelstraße zu halten'.

Gefühlsüberschwang muß noch bei der Wahl ihres Gatten entscheidend gewesen sein. Ein Wilhelm Klöpper aus Eleve schrieb am 10. Juni 1799 der 19jährigen als einer Frau, die ‚in der Kette mehrerer miteingetretener, schätzbarer Ehrwürdiger Tugendfreunde ihm die Hand' gebe, seinen ‚so treu der Tugendleitung gefolgten Vetter im zeitlichen und ewigen Glück noch vollkommener zu machen'. In die heutige Sprache übersetzt, würde das lauten: ‚Ich wünsche Euch Glück zur Verlobung, Dir aber, daß Du Deinen künftigen Mann, den Windbeutel ohne eigenen Halt, zum tüchtigen Menschen machst.' Das mußte der hilfsbereiten und gefühlvollen Henriette ein besonderer Anreiz sein. Sie besaß nicht die männliche

Willensstärke ihrer Tante Minchen Pochhammer. Aber auch ein sich besser kennendes Mädchen als sie entging gern dem damals so leeren Zustande einer berufslosen erwachsenen Tochter.

Die Ehe war geschlossen. Klöpper hat als Kriegsrat kaum jemals den Einsatz des Mannesmutes in der Feldschlacht kennen gelernt, blieb in der Not und im Befreiungskriege seines Volkes wohl nur ein nüchterner Aktenmensch und stellt so auch in dem Erleben, das Fröbel übermächtig anziehen sollte, nur eine blasse Folie. Der Schwiegervater geriet zum Eidam sehr bald in jenen immer wiederkehrenden Gegensatz der alten und neuen Zeit. Und das Alte war hier einmal mit allen Ecken und Kanten das unvergleichlich Gediegenere. Noch aus der Schule des großen Friedrich stammend, kennzeichnete den Vater Henriettes ein strenges Pflichtgefühl. Der alte Herr konnte unbeugsam bis zur scheinbaren Härte gegen das eigene Blut sein, wobei selbst ein Prediger wie der Berliner Kanzelredner Wilmsen nicht das geringste vermochte.

Der Grad seelischer Enttäuschung, den der Bund mit Klöpper dem Überschwang Henriettes brachte, ist zu ermessen; die Art dieser Ernüchterung bleibt eine offene Frage. Es müssen recht peinvolle Erlebnisse mit hineingespielt haben. Äußerlich Ehrenrühriges hat niemand dem Manne nachgeredet. Hat ein organisches Leiden der Frau dieser Ehe den Segen der Elternschaft versagt, hatte eine Niederkunft Henriette, die wie wenige bestimmt schien, als Mutter ein Kind zu herzen, für immer solcher Hoffnung beraubt und damit die letzte Klammer der Ehe gelockert — beide Teile verlangten die Scheidung. Um 1814 war Henriette durch die inneren Kämpfe der Gemütskrankheit nahe. Schwer hat der Vater an dem Ehejammer der Tochter gelitten, um schließlich daheim dem zerquälten Gesicht des herzlich geliebten einzigen Kindes zu begegnen. Er hatte nichts dagegen einzuwenden gehabt, daß dies müde Weib sich mit einer Pflegetochter umgab, daß sie mit dieser, Ernestine, den eigenen Tagen einen Inhalt gebe. Die Erziehung einer, wie es scheint, Vollwaise an Kindesstatt schien sie zu beleben. Für ihren Geist hatte Henriette schon vor 1814 Anregung im Besuch von Vorlesungen Fichtes und Schleiermachers gesucht; mit Vorliebe mag sie auch den Predigten des letzteren in der Dreifaltigkeitskirche gelauscht haben. Auch Wilmsen, wohl jener Lehrer ‚Wn.', dann Geistlicher, der sie eingesegnet hatte, war ihr lieb, doch mehr wohl als Beichtvater für die Nöte äußeren Kampfes. Sie blieb für sich ganz allein, da sie der eigenen Mutter die Qual des Einblicks in ihre Seele vorenthielt, und zwar aus innigster Liebe. So klammerte sie sich an Thomas a Kempis ‚Nachfolge Christi', und nur, wo sie besonders innerliches Leben in einem Menschen gegenwärtig fühlte, folgte sie einer Einladung.

In die Hände also dieses vorm 34. Jahre fast zerbrochenen Weibes waren Briefe des ihr völlig unbekannten 32jährigen Fröbel gekommen. Was wunder, daß sie, wie es scheint aus ihrem Nadelgeld, die nötige Summe zahlte, ohne daß jener den eigentlichen Zusammenhang erfuhr.

Der Gehilfe Weißens hatte im beginnenden Herbste 1814 sich in einer neuen drolligen Doppelrolle zu bewähren. Er war Schwerarbeiter bei der Überführung der gewichtigen Kästen und Schränke voll Mineralien, und Unterhändler Weißens mit dem Staatsrat Uhden bzw. dem Finanzminister, dem er die benötigten Räume abmarkten mußte. Im Universitätshause, dem damaligen Marstall, wurde noch gebaut; die zoologische Abteilung wollte nicht so schnell ihrer steinernen Nebenbuhlerin Platz machen. Die Bürobeamten des Finanzministeriums aber froren bei der bloßen Annäherung des Winters. Da der Herbst 1814 bereits Anfang September in ungewöhnlich schlechter Laune seinen Einzug hielt, warteten sie ungeduldig auf das Freiwerden der Räume in der Münze. Uhden lud den Gehilfen vor sich und ließ sich selbst von ihm durch alle noch besetzten Zimmer führen. Über alles das berichtete Fröbel am 16. Sept. dem in die Ferien gegangenen Prof. Weiß. „Was gegen die Räumung dieser Zimmer noch vor Ihrer Rückkehr, während Ihrer Abwesenheit an sich schon klar genug am Tage lag, sprach ich dennoch wiederholt aus, sowohl daß sie Ihnen höchst unangenehm sein würde, als auch, daß ich ganz allein sei." „Es wurde zwar alles als wahr anerkannt, aber mir immer die dringende Forderung des Finanzministers entgegnet." Auf Fröbels Klage über Platzmangel am neuen Ort besichtigte Uhden mit ihm auch diesen. „Er sagte mir, ich sollte die Sachen jetzt nur hinstellen, wo Platz wäre, wenn sie auch bei der förmlichen Einrichtung wieder hin und her getragen werden müßten. Zugleich sagte er mir, daß ich einen schriftlichen Befehl vom Minister nebst einer Anweisung zum Vorschuß zur Bestreitung der Transportkosten erhalten würde, wogegen sich nun freilich nichts mehr sagen ließ." So sehr ungeschickt als Diplomat war Fröbel mit seiner Erlangung eines schriftlichen Befehls also wieder einmal nicht. Auch mit dem Schreiner verhandelte er, sicherte beim Umzug die alte Ordnung der Sammlung und meisterte die fürchterliche Enge wenigstens vorläufig. Alles das zeigte den umsichtigen Mann, den man an jeder Stelle brauchen konnte. Weiß durfte sich freuen, Fröbel aber klagen. „Denn mit dem alten Adler ist ja gar zu wenig anzufangen." Der alte Adler war der Diener.

Zwischendurch kamen Doktoranden, aber auch Besuche aus Italien und Rußland, die das Kabinett sehen und den Herrn Professor sprechen wollten. Der aus Petersburg gekommene war ein Adliger, stellte sich auch als besonders guter Freund Weißens vor. Ohne Eindruck auf Fröbel

zu machen, mußte er abziehen. Jahn, der sich eben verheiratet habe, trug Fröbel auf, den Professor ja zu einer Feier einzuladen, welche die in Berlin ansässigen Sachsen bei der Vereinigung Sachsens mit Preußen geben wollten. — Der Umzug wurde noch zerstreuender, wenn man will: unterhaltsamer, da zugleich die Einrichtung des Junggesellen Weiß und — seine Wirtschafterin mit umgezogen werden mußte. Während man im Oberstock der Universität noch nicht fertig war, riß man bereits die Räume unten ein. Prof. Rabe, der Leiter des Umbaus, wollte mit der Anlage der Küche Weißens bis zu dessen Rückkehr warten, weil die Kosten für Anbringung des Schornsteins Schwierigkeiten machten. Schilda stirbt nicht aus. Aber dergleichen Beispiele stimmten die Wirtschafterin nicht rosiger. Sie zu beschwichtigen, brachte man sie vor der Hand in einem für den ‚alten Adler' bestimmten Stübchen unter. Fröbel konnte am 24. September melden, daß Professor Rabe fest entschlossen sei, dem mit Weiß verabredeten Plan getreu fortbauen zu lassen, aber doch sehnlichst des künftigen Bewohners Rückkehr herbei wünsche.

Nicht anders fühlte Fröbel. Er war bereit, auf eine Küche für sich selbst zu verzichten, auch künftig, vorbehaltlich der Zustimmung Weißens. Indessen auch in seiner Stube sollte erst noch eine Wand eingeschlagen werden und er derweil sich mit irgendeinem leeren Raume begnügen. Trotz allem Begehr sah er dem Eintreffen seines ausgeruhten Vorgesetzten mit einigem Bangen entgegen. Notdürftig waren die Sammlungen, wenn auch in fest bestimmter Ordnung, aufgestellt. Ein Teil mit Mineralien gefüllter Kisten stand unter der freien Haupttreppe des Gebäudes. Der Pförtner meinte, an den alten Klamotten werde sich keiner bereichern wollen. „Sie werden, bester Herr Professor . . . sehr viele Nachsicht mit mir haben müssen . . . das Geschäfte war wirklich gar zu groß für mich allein, da ich ohne alle Anweisung war, und da mir niemand Rat geben konnte." So spricht in seiner Lage nur ein Kind, das nichts lieberes kennt, als mit Eifer jeden, auch den die Kräfte übersteigenden Auftrag auszuführen.

Besondere Sorge machte ihm noch das langsame Arbeiten des Tischlers. Denn auch neue Schränke, sowie beim Buchbinder hunderte von Pappkästchen, hatte er anfordern sollen. Hier, bei andern, wußte er mutig zu entschuldigen. „Bei dem Tischer bin ich diesen Vormittag gewesen. Noch ist gar nichts fertig . . . Meister Schmid eilt nicht sehr, weil der Akkord sehr knapp ist und sich ihm jetzt einigemal Arbeit angeboten hat, bei welcher er mehr verdienen konnte. Wie er mir die Sache vorgestellt hat, kann man ihn freilich nicht sehr drängen, ohne . . . ihn entweder sehr zu drücken, oder . . . zu bewirken, daß er leichte Arbeit liefert, was er, obgleich wie

gesagt der Akkord zu knapp ist, selbst nicht wünscht." — Endlich sollte der Gehilfe noch Stellenvermittler spielen und hat das, weil es sich um einen Kriegsbeschädigten handelte, auch gern getan. Ein junger Mensch habe sich bei Staatsrat Uhden in Adlers Stelle gemeldet. „Er ist aus Altpreußen, hat im letzten Feldzuge als freiwilliger Jäger gedient, ist bei Großbeeren in den rechten Arm geschossen worden, so daß die rechte Hand zum Schreiben untauglich ist. Der Herr Staatsrat Uhden hat ihn, wie er mir sagte, an Sie verwiesen." Auch diese Vermittlung hatte einen Haken, selbst für den einfach Meldenden. „Wie ich höre, will sich auch Buchwald bei Ihrer Rückkehr bei Ihnen zu Adlers Stelle melden."

Aber wenden wir uns von den menschlich unterhaltenden Kleinigkeiten zum Kleinsten, wie es für Fröbel das Größte wurde. Er fand bei seinen stummen Leidensgefährten, den Mineralien, bereits frohe Stunden, denn sie stellten ihm die liebste Aufgabe: das Säubern der jahrelang eingestaubten Steine. War es ihm nicht ausdrücklich anbefohlen: der reinliche Mensch war nicht imstande, den Schmutz mit in die neuen Räume zu tragen. Noch im Briefe vom 16. Sept. schrieb er an Weiß: „Mit dem Waschen der Mineralien bin ich nun mit den Familien der Tone zuende; auch habe ich noch einige Kasten von Kalkspat durchzugehen. Es tut mir recht leid, daß ich in dieser Waschung unterbrochen worden bin. Denn es ist nicht zu leugnen, daß durch diese Totalreinigung viele Sachen doch sehr gewonnen haben. Ich werde nun sehen, ob sich noch etwas vor Ihrer Ankunft tun läßt." Der Kristallenfreund sollte an dieser Arbeit mehr Freude erleben als Pestalozzi, der unter weit trostloseren Umständen als Stanser Armenvater Menschenkinder um sich gesammelt, sie gewaschen und belehrt hatte, und dafür von eben diesen Kindern mit Undank belohnt worden war. Denn, als mit dem Beginn des Wintersemesters endlich einige Ruhe eingetreten war, begann für Fröbel eine neue Schule der Natur. Er schrieb nach Jahren darüber: „Die mir obliegenden Geschäfte brachten mich den größten Teil des Tages mit den Mineralien, diesen stummen Zeugen einer stillen, tausendfach schaffenden Tätigkeit der Natur und den Erzeugnissen derselben in einem abgeschlossenen geräuschlosen Raume zusammen. Überall fand ich hier, was schon längst als Ahnung und Überzeugung in mir lag, daß nämlich selbst in diesen, von ihrer ursprünglichen Lagerstätte abgerissenen, sog. toten Steinen und Massen noch jetzt eine fortentwickelnde Tätigkeit und Wirksamkeit stattfinde." — Fröbel hat also damals für sich eine erst in allerjüngster Zeit lauter besprochene Entdeckung vorweggenommen. Er ahnte als exakter Beobachter etwas von jenem Vorgang, daß verletzte Kristalle ihre Wunden auszuheilen bestrebt scheinen, um die reine Form ihres naturgesetzlichen Baues wiederzugewinnen.

Nach allem Hinundher war der Freund der Natur doppelt gern wieder freiwillig der Eremit einer kindlichen Einsiedelei, wie in Oberweißbach. Nur traten an Stelle der Blumen im Pfarrgarten allgemach immer sprechender die untersten Stufen der selbsttätigen Bildungskraft der Natur. Wir erinnern uns jenes Winkelschemas auf den blauen Blättern aus Göttingen. Dort waren die Steine als gerade Linie gezeichnet, als Winkel von 0°. Aber wie reich hatte der einstige Denker sphärisch weltenbauischen Gesetzes sich unterdes im Leben umgetan! Er hatte wieder zu Novalis gegriffen, weil das Unfertige an diesem für den bewährten Mann jeden Schrecken verlor. Seinem beherzten Sinn und Willen teilte sich das sprühende Feuerwerk des Novalis, so daß er freien Schrittes es durchdrang und seine lange Sehnsucht endlich ihr Ziel fand.

Hinter sich das Flackern der Lohe eines sich verzehrenden Dichtergeistes, gelangte Fröbel im mineralogischen Kabinett zu ruhiger Lebensschau. Oder sagen wir fromm: Der Träumer, der in Baunach und auf Wanderungen durch Schweizer Sonnenabende den Erkenntnisweg hoher Gottesmänner zum Muster genommen hatte, vernahm als Eremit im Mineralienkabinett in eigener Weise das stille sanfte Sausen der Gottheit, von dem die Bibel ihm gesprochen bei Elias Einsamkeit am Horeb. Die Form, mit der er das Vernommene innerlich gestaltete, wurde entscheidend für seine Stellung zwischen Wissenschaft und Leben.

Ihn erfüllte von Jugend auf eine nach dem Größten ringende Liebe, die alles umfassen wollte. Eine solche Liebe drängte zur Zusammenschau alles Kleinsten. In ihm war aber auch die Andacht zum Kleinen, die erst den wahren wissenschaftlichen Forscher ausmacht. Vollkommen entwickelt scheint beides die Geburt eines großen Dichters verbürgen zu wollen. Indessen blieb diese Form dem Tatmenschen Fröbel versagt. Aber ein exakter Forscher war er geworden, weit mehr, als ihm heute noch zugestanden wird; er teilt darin Goethes Schicksal. Einem vollkommensten Beispiel seiner Fähigkeit, gelegentlich in geformten Zeilen auszusprechen, was ihn persönlich anging, glauben wir in Kürze zu begegnen. Was aber den traumwandelnden Forscher bewegte, ließ sich nur in einem großen Weltgedicht aussprechen. Doch selbst Goethe hat von solchem gleichzeitig mit Schelling angestrebten Gestalten wissenschaftlich geschauten Naturlebens Abstand nehmen und sich mit der losen Sammlung ‚Gott und Welt' begnügen müssen. An keiner Stelle des Lebens Fröbels aber trat wenigstens die Kraft zur Gestaltung des Innern durch ein Äußeres so hervor, wie in einem Erlebnis Anfang Herbst 1814.

Es war noch vor dem Umzug mit dem Mineralienkabinett, daß Fröbel in gedrückter Stimmung abends vor das Brandenburger Tor wanderte.

„Der Spaziergang war einsam. Ich ging sinnend sehr langsam. Auf einmal sah ich mit den zur Brust gekehrten Augen eine Lilie auf derselben. Die Erscheinung beobachtete ich so lange, daß es mir schien, als könnte ich sie stehen oder schwinden lassen." Dies Erleben habe für ihn einen großen Wert gehabt als Bild seines inneren Lebens. Geist und Gemüt seien sehr erregt gewesen, beide vom Leben gedrängt, so daß sie sich gegenseitig innig durchdrangen. Was beide erregte, habe als ein Leben erscheinen müssen. „Licht und Wärme, Geist und Gemüt sich durchdringend, schafft Gestalt." Er habe unter den verschiedensten Verhältnissen — wir denken an die Geburtstagsfeier der kleinen Caroline und an sein Suchen der Lilie —, in Freiheit wie in Fessel eine Grundidee festgehalten. Diese selbst aber sei nur auf Gestaltung, d. h. Darstellung, ausgegangen. So sei es notwendig dahin gekommen, daß „Geist und Gemüt geeint, diesen Grundgedanken im Leben selbst schon sinnbildlich gestaltet sehen mußten." So erklärte Fröbel eines der seltensten Beispiele jener eidetischen Fähigkeit, die man in jüngster Zeit experimentell verfolgt und als später sich verlierende Mitgift weitaus der meisten Kinder, aber auch als Kennzeichen genialer Kraft des Schauens erfaßt zu haben glaubt.

Ihm war es lieb, „dieses so wie manches andere selbst erfahren zu haben, was aus der Lebensgeschichte anderer Menschen [wir denken, wohl mit ihm, dabei auch an Luthers Tintenwurf nach dem Teufel] besonders aus dunkleren Zeiten dadurch verständlich wird." Das war es, was noch den 46jährigen Fröbel in der Erinnerung aufjubeln ließ: „So war ich denn recht eigentlich in den Mittelpunkt meines Lebens [gelangt], wo Wirkung und Gesetz, wo Leben, Natur und Mathematik in einer klaren Festgestalt geeint, wo symbolisch Wesen zu schauen dem inneren Auge vorlag: ich war unter Weiß Gehilfe."

Somit kommen wir zu Fröbels Größtem im Kleinsten. Sein Lehrer Weiß hatte 1813 als erster dem kristallographischen Wissen eine feste Grundlage gegeben in der Schrift ‚Über die natürlichen Abteilungen der Kristallisationssysteme'. Wenn Weiß, dem Gelehrten, dabei immer noch das System die Hauptsache war, so war dies doch keine der bloßen Übersicht zuliebe unternommene Ordnung. Er machte auf seinem Gebiet vielmehr den ähnlichen Fortschritt, den Goethe bei Batsch und anderen gegenüber Linnés ‚künstlichem System' begrüßt hatte. Weißens Zuordnung war eine natürliche; sie nahm das organische Werden zur Leitlinie. Weil aber der ungeborene Dichter in Fröbel, das ist der mit symbolischem Schauen Begabte, kühner noch als beim Gelehrten voraus eilte dem, was dem äußeren Auge vorlag, noch einmal sei es gesagt: weil Fröbel wie Goethe ‚Ideen mit Augen zu sehen' verstand, so ging seine Schau

der Kristalle auf in der Göttinger Idee vom absoluten Leben, der Quintessenz eines mythologischen Weltgedichts. Er selbst sagte später: „Alles, was ich in Göttingen als Bestätigung der geistigen Entwicklung auch im Äußeren zu schauen geglaubt hatte, trat mir hier in hundert und abermals hundert Erscheinungen entgegen. Was ich so vielseitig im Großen, im Leben des Menschen, in dem Gang Gottes für Entwicklung des Menschengeschlechtes gesehen hatte, trat mir hier in der kleinsten Festgestalt der nur [sich selbst] wirkenden Naturgegenstände entgegen. Ich sah da deutlich, wie noch nie: das Göttliche ist nicht nur das Größte, nein, das Göttliche ist auch das Kleinste; es erscheint in ganzer Fülle und Kraft im Kleinsten. Und nun waren mir meine Erden und die Festgestalten ein Spiegel für die Menschen- und Menschheitsentwicklung und deren Geschichte."

Es war das der letzte Schritt zur Natur, der seinem Bildungsdenken noch zu tun übrig geblieben war, dieses Hintreten zu den untersten Stufen natürlichen Bildungstriebes, von dem Blumenbach gesprochen. Mit der Ahnung dieser Aufgabe war Fröbel von Göttingen nach Berlin gegangen. 1814 erwachte sein Gefühl, selbständig über Weiß hinaus zu streben. War er mit seinem symbolischen Schauen dichterischer als dieser? — Allen den Forschern seiner Art ist die ästhetische Form ein notwendiges symbolisches Mittel. Es drängt sie, das unumgänglich Begriffliche zu bewältigen, es zu überwinden, ohne den Fluß des Lebens im Eise eines Systems erstarren lassen. An sich wird der Besitz eines symbolischen Blickes niemals gegen die Forscherbefähigung eines Mannes sprechen. Nach den Bekenntnissen der Genien der Forschung haben die berufenen Forscher entweder einem Zufall oder ihrer symbolisch vorausschauenden Fähigkeit, ihrem Auge für das Eidos, für das Bild, ihre Tiefblicke verdankt. Wir meinen mit dichterisch also nicht die Spiele, in denen sich ein so geübter Geist erholt, wie sie auch Fröbels Lehrer Batsch in Liedern geübt. Zwar meinte damals auch Frau v. Holzhausen bei Fröbel ein ‚Streben nach poetischem Wert' zu erkennen. Denn sehr großen Anteil an seiner Übung des symbolischen Auges hat noch 1814 jener wirkliche Dichter Novalis gehabt, obgleich Fröbel vermied, ihn zu nennen. Gleichwohl, vor allem eine Stelle des Dichters der ‚Lehrlinge zu Saïs' ist dafür Schwurzeuge, eben beim Schauen der ‚stummen Zeugen einer stillen tausendfach schaffenden Tätigkeit ... in einem abgeschlossenen geräuschlosen Raume'. Novalis hatte eben das Märchen von ‚Hyazinth und Rosenblütchen' geschlossen, als er sogleich den stummen Steinen Sprache verlieh:

‚Die Lehrlinge umarmten sich und gingen fort. Die weiten hallenden Säle standen leer und hell da, und das wunderbare Gespräch in zahllosen Sprachen unter den tausendfältigen Naturen, die in diesen Sälen zusammengebracht und

in mannigfaltigen Ordnungen aufgestellt waren, dauerte fort. Ihre innern Kräfte spielten gegeneinander. Sie strebten in ihre Freiheit, in ihre alten Verhältnisse zurück. Wenige standen auf ihrem eigentlichen Platze und sahen in Ruhe dem mannigfaltigen Treiben um sich her zu. Die übrigen klagten über entsetzliche Qualen und Schmerzen und bejammerten das alte, herrliche Leben im Schoße der Natur, wo sie eine gemeinschaftliche Freiheit vereinigte, und jedes von selbst erhielt, was es bedurfte. O! daß der Mensch — sagten sie — die innre Musik der Natur verstände und einen Sinn für äußere Harmonie hätte. Aber er weiß ja kaum, daß wir zusammengehören, und keins ohne das andere bestehen kann. Er kann nichts liegen lassen, tyrannisch trennt er uns und greift in lauter Dissonanzen herum. Wie glücklich könnte er sein, wenn er mit uns freundlich umginge und auch in unsern großen Bund träte, wie ehemals in der goldnen Zeit, wie er sie mit Recht nennt. In jener Zeit verstand er uns, wie wir ihn verstanden. Seine Begierde, Gott zu werden, hat ihn von uns getrennt. Er sucht, was wir nicht wissen und ahnden können, und seitdem ist er keine begleitende Stimme, keine Mitbewegung mehr.'

Diese Stelle der ‚Lehrlinge' hatte an sich zunächst nur Stimmungswert für Fröbel. Aber sie gipfelte in einem für den Erzieher entscheidenden Wort. Es sprach von dem Menschen, dem die ‚süße Leidenschaft für das Weben der Natur' fehle. Damit wurde Novalis für den Genius der Erziehung wegeweisend. Er legte den Menschen der Lebenswissenschaft auf den Menschen des ersten, ursprünglichsten Fühlens fest. Vor den Steinen umklang ihn Novalis Ausruf:

‚Lernt er nur einmal fühlen? Diesen himmlischen, diesen natürlichsten aller Sinne kennt er noch wenig: durch das Gefühl würde die alte, ersehnte Zeit zurückkommen; das Element des Gefühls ist ein inneres Licht, was sich in schönern, kräftigern Farben bricht. Dann gingen die Gestirne in ihm auf, er lernte die ganze Welt fühlen, klärer und mannigfaltiger, als ihm das Auge jetzt Grenzen und Flächen zeigt. Er würde Meister eines unendlichen Spiels und vergäße alle törichten Bestrebungen in einem ewigen, sich selbst nährenden und immer wachsenden Genusse. Das Denken ist nur ein Traum des Fühlens, ein erstorbenes Fühlen, ein blaßgraues, schwaches Leben.'

Für Fröbel trat daneben das Jesuswort: ‚Werden diese schweigen, so werden die Steine für mich schreien.' Der Logos, der ihm aus Fichte hochgeistig vertraut geworden, den ihm Schelling in der Weltseele allgegenwärtig, Novalis aber

‚aus Stein und Kraut und Meer und Licht'

als Antlitz Jesu gezeigt hatte, er allein wurde Fröbel, dem Besitzer des Taufbriefes, zum Führer seines religiösen Lebensgefühls. Aus diesem Gefühl wird er einst den Gedankenreichtum einer großen Schrift „Ihm", dem *A* und *Ω*, widmen. 1814 und 15 empfand Fröbel nur dunkel, was er später als wirkliches Eingreifen seines Seelenfreundes Jesu deutete. Die Gestalt Jesu blieb unserm Belauschen der Kristalle noch im Hintergrund. Daran änderten auch nichts die Jesuslieder des kranken Novalis. Im Gegenteil. Den persönlichen Menschen Fröbel stieß dessen Mischung

von Erdenflucht und Heilandsliebe jetzt noch entschiedener ab, als während des Jahrzehnts härtesten Lebenskampfes, das zwischen 1804 und jetzt lag.

Fast herrisch wehrte der Forscher jeden Einfluß ab, der sein eigenes Lauschen auf den Logos hätte stören können. Daher lieh er auch Jacob Böhme kein Gehör, trotz des Besitzes der ganzen Werke des ‚philosophus teutonicus' und ungeachtet dessen Auferstehung in Novalis durch Tieck. — Mit der Zähigkeit, die einem Weibe eignet, das aus einer bestimmten Empfindung recht behalten will, hatte ihn die Geliebte abermals auf den dunkeln Gottsucher Böhme verwiesen. Er aber schrieb trotzig in seine Tageblätter von 1815: „Beginn einer neuen Zeit, Aurora, die Morgenröte im Aufgang. Wohl ist sie im Aufgang." So nahm er aus Novalis nichts als das Fühlen und hat sich an Böhme neben einzelner Stichworte wohl nur der Titelkupfer erfreut.

Auf diesem Wege versteifte er seine aus Göttingen mitgebrachte Haltung zur Wissenschaft, indem er jede bloße Hinnahme des Begrifflichen ablehnte, als habe er sich ganz dem Fühlen und damit der Pestalozzischen Idee ‚innerer Anschauung' ergeben. Dabei tat der so eigenwillig Scheinende einen wesentlichen Fortschritt. Seine Stellung zum weiblichen Geschlecht wurde jetzt begrifflich bestimmt, und zwar für sein ganzes Leben. War das auch nur die einfache Frucht seines Göttinger Denkens über das + und — P, so hatte doch eine Äußerung der Geliebten wesentlichen Anteil daran. Frau von Holzhausen hatte Anfang 1815 in einem Briefe geschrieben: „Dem Weibe bleibt ewig die Wissenschaft fremd." Rund heraus erklärte Fröbel diese Bemerkung für unrichtig. „Mit gleichem Recht müßte man sagen: dem Manne bleibt die Wissenschaft, so wie sie das Weib erreicht, ewig unerreichbar." Das reine, isolierte Wissen des Mannes sei ebenso einseitig, wie das reine isolierte Wissen des Weibes. „Beide sind wahr, aber nicht die Wahrheit absolut. Diese liegt in dem Austausch, der Einigung beider Wissen, des erkennenden und des empfindenden." — Die Taten übergeschlechtlicher Genien der Forschung werden immer von neuem belegen, ob Fröbel hier richtig gesehen hat. Er selbst blickte dabei, ausdrücklich nach dem geringen Maße seiner geschichtlichen Kenntnisse, in vergangene Zeiten zurück. Er deutete aber auch vorwärts, wenn er im Briefe fortfahrend schrieb: „So lange der Mann in geistiger Hinsicht getrennt vom Weibe lebte, entstanden Wissenschaften, aber keine Wissenschaft. Nur da, wo sich der Geist an die Seele des Weibes anschmiegte, zeigten sich Lichtfunken wahren Wissens. Sobald das Weib in seine geistigen Rechte eingesetzt war, entstand ein höherer Charakter des Wissens, statt des früheren Skelettes zeigte sich Leben."

Um die Stimme seiner Lebenswissenschaft klarer zu erfassen, setzte der 33jährige Belauscher des Logos der Gesamtmenschheit noch hinzu: „Alles äußere Wissen gründet sich auf ein unmittelbares [Fühlen], wird von diesem geprüft, als wahr erkannt. Erst dann erhebt es sich zum absoluten Wissen. Die vollkommene Autorität liegt in dem Indifferenzpunkte zwischen + und —. Subjektive Wahrheit wird [als absolut] erkannt durch ein innig geeintes + und —. Durch das unmittelbare Wissen erkennen wir, daß ein Sein, eine Einheit vorhanden ist, durch die alles ist, die in allem ist und [die] das All insofern also selbst ist. Dieses Sein ist als solches schlechthin ewig. Die Gründe dafür liegen im Gemüt. Klar bewiesen können sie nur in einem hohen philosophischen Unterrichte werden. Der Begriff des Seins umfaßt nicht nur den des Ewigen, sondern auch den des Selbsterkennens und der Selbstanschauung; mit einem Worte: den des vollendeten Bewußtseins."

Danach ging Fröbel zu den Gedanken des Heraustretens der Gegensätze über, die wir aus seiner „Sphaira" kennen. Am Hervortreten des Gegensatzes hätten wir das Grundgesetz alles dessen, was wir Natur nennten, wozu wir selbst gehören. Der Mensch sei das im Gegensatz herausgetretene Göttliche, das sich zur individuellen Selbständigkeit und zum Bewußtsein erhebe. Rechte Verbindung nennten wir Ehe; in ihr bestätige sich [symbolisch] das Wissensverhältnis von Mann und Weib. Zu Anfang des Briefes hatte Fröbel weniger klar ‚die sieben Ausflüsse des befruchtenden Nils' herangezogen, um seine Meinung zu verdeutlichen: es sei schwer, stromaufwärts von vielen Wissenschaften her zur Wissenschaft zu gelangen. Viel leichter fruchtbar werde das Wissen dem, der „dem Nil von der Quelle zur Mündung" folge. Dieser Weg, auf dem freilich der Mann zugrunde gehen würde, liege dem Weibe viel näher. Es brauche nur der Richtung der Wasser zu folgen. Die Natur habe ihr als sicheren Leiter das Gefühl, den Takt gegeben. Ihr sage die Empfindung als innerer Richter: „es ist so; ohne sich weiter bei den Gründen aufzuhalten, warum es so ist." Und diese Empfindung treffe das Wahre.

Ist es ein Zufall, daß die Griechen als Gottheit des Wissens eine Jungfrau Athene verehrten, daß Sokrates seine letzte Weisheit von einer Frau aus Mantinea erfahren haben wollte, und daß nicht nur die deutsche Sprache sagt: die Wahrheit und die Weisheit?

In einem erhaltenen Briefentwurf aus dieser Zeit seines Ringens um das Wissen der Wissenschaften sprach Fröbel sich zur geliebten Frau darüber aus, was er vom Augenblick der Menschheitsgeschichte halte, an dem sie sich befänden. Dieser Augenblick sei die Epoche der wahren Wissenschaftlichkeit. Er habe seinen Teil daran bisher in zwei Epochen seines Lebens

erlebt. Die erste sei die Zeit seiner Entwicklung gewesen; die zweite — und er meinte damit die Zeit, da er mit der Freundin ganz einig war — die Blüte. Jetzt stehe er in einer dritten Epoche, in der Krise seines Reifens zum wahren Wissen. Viermal habe die Sonne die Erde [!] umkreist, ehe die im Gemüte liegende Frucht die traurige Hülle abwarf. Damit gelang es dem Liebenden, seine natürliche Neigung zu seiner weiblichen Führerin auf die Formel zu bringen, die diesem Sinnen Genüge tat: „Sie, edle Frau, waren gütevoll teilnehmend, als die Blätter der Lebensblüte welkten und ich die Erscheinung nicht zu deuten verstand. Sie waren es, edle Frau, die die beginnende Frucht beschützten. Es schreckte die schlechte Hülle Sie nicht zurück." Und kindlich rang er seinem Stolze die Bitte ab, ihm während des Durchwandelns seiner dritten Lebensepoche die Treue zu halten. Die Bitte mußte in der Frau das Verlangen nach einer neuen mündlichen Aussprache erwecken.

Ein etwa gleichzeitiges Schreiben Fröbels ging an seinen ältesten einstigen Zögling, an Karl von Holzhausen. Der Zweck eines jeden, der erziehen und unterrichten wolle, müsse sein, daß der Zögling einst in der Erkenntnis höher stehe als der Erzieher. Nur dadurch bestehe die Menschheit. Die Aufmerksamkeit auf diese Aufgabe lasse ihn tiefe Blicke in die Natur des menschlichen Geistes und seine Entwicklung tun. Alle Entwicklung gehe immer vom allgemeinsten zum allgemeinen und dann zum besonderen. Er selbst werde darum Berlin erst verlassen, wenn er das Ziel seines Forschens erreicht habe. Er rechne noch mit verschiedenen Jahren dazu. Auf jeden Fall scheine der preußische Staat es zu sein, in dem er bleibend wirken werde. Würde er jetzt, wozu Aussicht sei, in die Zahl der Bewerber um eine staatliche Anstellung als Lehrer aufgenommen, so käme für ihn aber nur Ostpreußen oder Schlesien in Betracht. Indem der Denker um Eidos und Logos gerungen und als Liebender die Stellung des männlichen Geistes zu dem des Weibes begrifflich sicher erfaßt hatte, schien der Mann im Staate Friedrichs des Großen seine Heimat zu finden. Diese Heimat hieß in Wahrheit: freie Hingabe an die Pflicht.

* * *

30.

‚Hochwohlgeboren'!

Der Gehilfe am Mineralogischen Kabinett war selbstverständlich auch wieder Hörer von Vorlesungen. Die im Kriege gewonnenen Freunde waren ihm mit Friedensschluß soweit aus den Augen gekommen, daß er nicht einmal die Gegenden wußte, wohin sie sich gewendet. Mit Beginn

des Wintersemesters begegnete er Langethal, Middendorff und Bauer im Universitätsgebäude wieder. Allein sie setzten ernstlich ihre theologischen Studien fort, wie er es mit seinen Naturstudien tat. Seine Einkünfte nötigten ihn zu äußerster Sparsamkeit. Er sah sich Mitte März 1815 gezwungen, wenigstens um Gleichstellung mit dem Gehilfen der Zoologischen Sammlung zu bitten, da ihm die Neuaufstellung keine Zeit zu Nebenerwerb durch Privatstunden lasse. Um so auffälliger, daß er mit seinem Wunsch, seine Kenntnisse in den alten Sprachen zu vervollkommnen, den sprachenkundigen Langethal überging. Vielleicht gewann er einen andern „gewandten Lehrer“ an jenem nur im Stammbuch auftretenden Freund, der ihm schrieb:

‚Naturalem causam quaerimus, et assiduam non raram et fortuitam
scripsit amico
Berolini, d. 24. April 1815. J. C. Krzyzanowski, Prof.‘

Das Blättchen ist wohl auch ein kleines Lebenszeichen mancher Plauderstunde, die Fröbel mit diesem geistesverwandten willigen Helfer beim Lichte der Öllampe vereinigte.

Da rief Napoleons Rückkehr auf den Kaisertron plötzlich alle Freunde aus dem Befreiungskriege wieder zusammen. Sie meldeten sich sämtlich wieder als Freiwillige, Fröbel als erster des einstigen Kleeblattes. Nach ihrer früheren Stellung und des Königs Willen hätten sie unmittelbar als Offiziere eintreten können. Doch scheint Fröbels alter Trotz diesen einfachen Weg verschmäht zu haben. Am 1. Juni 1815 stellte Lützow mit eigener Unterschrift dem um eine Anstellung als Offizier in der Landwehr eingekommenen „August Fröbel aus Rudolstadt“ das Zeugnis aus, zum Offizier geeignet zu sein.

Wir müssen hier, um Fröbels, des Offizieranwärters, gründlichen Trotz zu verstehen, einen neuen Seitenblick tun. Wie zu erwarten, führt uns das zu Frau von Holzhausen. Das beherrschte Bild des verschlossenen Mannes von 1814 hatte die Frau innerlich längst auf die Knie gezwungen. Aber sie hatte gar nicht erkannt, daß vor allem ein verwundeter Stolz Fröbel aus ihrem Hause getrieben hatte. Und da sie Fröbels Verehrung zu tief empfunden hatte, um sie leichthin entbehren zu können, verirrte sie sich durch eine weibliche Eitelkeit in die willkürliche Form des Stolzes einer verblühenden Frau. Sie gewann dadurch nicht, verlor nur mehr noch von der naiven Sicherheit einer wahrhaft Liebenden. Den Auszügen aus Goethes ‚Dichtung und Wahrheit‘ war eine wortreiche Eintragung gefolgt:

‚Ist Deine Rechnung mit der Welt abgeschlossen, weil sie den Wünschen Deines Herzens nicht entgegen kam, und Dir gleich der Nachtigall eine kurze Rosenzeit in klagenden Liedern verblüht? Hinaus in die Kämpfe des Lebens! . . .

Und wenn Du am Abend Deines Lebens vom Alter abgestumpft oder von den Schlägen des Schicksals zerrissen . . . ein reines Herz . . . gerettet hast: dann sei es Dir vergönnt, Dich in stiller Abgeschiedenheit zu heiligen für den Übergang in eine andere, und wie wir gläubig hoffen, bessere Welt. Die Einsamkeit, die dem Menschen mit reinem und herzinnigem Gewissen ein weiches Kopfpfühl ist, auf dem er sanft in die Regionen hinüberschlummert, in denen seine besseren Träume verwirklicht werden, gestaltet sich für die noch in glühender Leidenschaft befangene, oder mit Schuld belastete Seele zur Qual des höllischen Feuers.'

Wären solche nicht ganz von Selbstgenuß einer Büßenden freien Klänge zu Fröbel gelangt, sie hätten ihn ernüchtert. Der nächste Eintrag lautete echter:

‚Es gibt geheime Leiden, die weit quälender sind als manches stark ins Auge fallende Ungemach. Wer kennt in diesem Falle unsere Tugend? Wer bewundert sie? Und ist sie wohl in unsern Jahren standhaft, wenn man ihr diese beiden Stützen nimmt?' ‚Nichts als der Friede mit Gott und ein ruhiges Gewissen können uns über die Leiden dieses Lebens erheben. Wahre Gottesfurcht allein macht uns tüchtig, über unsere besonderen Schwachheiten zu triumphieren.'

Daran schloß sich jene tiefe Wahrheit, die wir von vornherein als das erkannten, was der verheirateten Frau den Halt gegeben hatte in der naturhaften Irrung ihrer Gefühle: ‚Ein Frauenzimmer soll nicht nur unsträflich sein, sondern auch unsträflich scheinen.' Aber dieses Wort und das ebenfalls uns bereits bekannte angeschlossene scheint doch mitten in die Wirrnis hineinzuleuchten, die dem Stolze Fröbels mehr recht gab, als der trotzige Verehrer zu ahnen vermochte.

‚Eine Frau darf nie vergessen, daß, wo etwas entschieden werden muß, ihr Mann die entscheidende Stimme hat. Jede Frau, die einen Mann von Verstand und Gefühl heiratet, sieht ein, daß sie dieses Recht dem Manne überlassen muß. Und am Ende wird sie gewahr werden, daß auch in diesem Punkte ihre Pflicht abermals ihr Glück ist.' War hier mit dem Manne von Verstand und Gefühl wirklich ihr Gatte gemeint? Dann müßte das der Herr von Holzhausen sein, der sich 1811 auf die Seite Fröbels gestellt, so weit, daß er dem Hauslehrer Einblick in die Geldfragen des Hauses erlaubt hatte. Damit erschiene die Schreiberin in einer Lage, die für eine sensible Frau als Strafe empfunden werden mußte. Tatsächlich hat sich die Seele der Frau wundgerieben in der Stellung zwischen dem Manne, den sie als Mädchen gewählt, und dem Ideal, das sie als 40jähriges Weib doch wohl in Fröbel umspielte. Wir erinnern uns ihrer Selbstquälerei, die uns als Furcht hervortrat, ein Kind, das sie erst unterm Herzen trug, könne an ihr zum Verräter eines gedanklichen Ehebruches werden. Wir glaubten, solche seltsame Furcht als Folge der Lesung in Goethes ‚Wahlverwandtschaften' während der Zeit ihrer Schwangerschaft deuten zu müssen. Eine feinsinnige Frau hat zu Goethes Zeichnung der Charlotte der ‚Wahlverwandtschaften' eine erschütternde Frage gestellt. Nicht, daß ein Weib

in der ehelichen Umarmung eines andern gedenke, galt ihr Unnatur, falls eine echte Neigung dabei herrsche. Es scheine erst gegen die Natur, daß ein im Zwange natürlicher Sinnlichkeit stehendes und insofern natürlich-reines Weib das Kind eines gedanklichen Ehebruches zur Welt bringen könne, ohne darüber krank zu werden und zugrunde zu gehen.

Eine derartige Frage konnte nur einem fraulichen Glauben an die natürlichste Sittlichkeit entspringen, ähnlich der Empfindung, mit der Goethe in den ‚Wahlverwandtschaften' die bürgerliche Ehe unter ein unerhört wuchtiges Gesetz gestellt hatte. Goethe hat diese, die innerlichste Sittlichkeit des weiblichen Organismus angehende Frage mit dem Rechte des Dichters vereinfacht. Um mit Fröbels Denken über + und — in jedem, auch dem weiblichen individuellen x zu sprechen: Goethe hat sie in die Polarität zweier Frauen auseinandergelegt. Der Dichter ließ Charlotte das Kind gebären und geistig bestehen, Ottilie, die Mädchen gebliebene, aber freiwillig sterben, körperlich zugrunde gehen. Im Lebensbeispiel, das wir in der Frau von Holzhausen vermuten, erscheint uns beides in einem Weibe verbunden. Sie und ihr Kind ging nicht zugrunde, weil die natürliche Neigung ihres Organismus zweifellos ihrem Gatten gehörte, gerade in der Zeit, da sie den liebenden Fröbel kränkte; aber sie erkrankte seelisch, weil sie neben jener natürlichen Zugehörigkeit zu ihrem Gatten dem Spiel einer romantischen Liebe nicht zu entsagen verstand.

So rächte sich an ihr, dem fein instrumentierten Organismus einer ‚sensiblen' Natur, die durch den bloßen Gedanken verletzte natürliche Sittlichkeit. Sie litt bitter an einer inneren Unsicherheit; das Wort Zerrissenheit wäre zu hoch gegriffen. Da sie aber ihr poetisches Spiel im Selbstgenuß dieser Unsicherheit weitertrieb, so kam sie nicht weiter, als bis zur Selbstquälerei. Das Gefühl dieses Zustandes deutete sie nicht unrichtig als eine Strafe. Wo aber die eigentliche ‚Sünde' lag, wer wollte das ermessen! — War es ein Nachklang jener für Fröbel verletzenden Stunde und von seiten der Frau ein heimliches Eingeständnis, irgend etwas versehen zu haben? Caroline von Holzhausen schrieb auf dieselbe Seite, die den Gehorsam zum Manne ‚von Verstand und Gefühl' als das Glück der Gattin bezeichnete: ‚Man kann sich andern nicht wahrhaft nützlich machen, wenn man nicht Vernunft mit Leutseligkeit verbindet.' Wenn das als Eingeständnis galt, dann war das Wort gleichzeitig als Rechtfertigung vor sich selbst gedacht. Die Frau hat sich das Unechte ihrer Neigung zu Fröbel, das bloße Spiel mit dem Feuer nicht eingestanden. Wenn irgendwo, dann trat die Unklarheit der Selbsterkenntnis auf den Seiten des Gedankenbuches hervor, bei denen wir hier verweilen: ‚Liebe läßt sich nicht befehlen, sie muß verdient werden.' Das ging ebenso sehr gegen

den Gatten, wie gegen den trotzigen Fröbel. Gleich darauf folgte ebenso echt: ‚Es gibt eine magnetische Kraft in der Seele, die die verwandten zueinander zieht.' Und restlos der Ausdruck des Zustandes dieser unstet gewordenen Seele war das nächste Wort: ‚Es ist mit der Liebe wie mit dem Durst nach Kenntnissen, beide sind grenzenlos.' Sehr wohl vertrug sich mit dieser offensichtlichen Unklarheit der Selbsterfassung der Rückblick auf der gleichen Seite: ‚Es gibt eine gewisse Lebenszeit, in welcher die Ehe uns so glücklich machen kann, als die Art und Natur unseres Wesens es hier erlaubt.'

Die unstet Gewordene wühlte sich in den Schmerz der unverstandenen Frau hinein. Sie schrieb:

> ‚Dieses Leben gleicht einem Garten, in dem viele Blumen blühen, allein die, welche unser Wünschen und Sehnen ausmachen, stehen in weiter Ferne und sind unerreichbar, wenn es auch zuweilen ist, als neigten sie sich zu uns hin, so müssen wir doch die Täuschung bald inne werden, und nur der Schmerz bleibt zurück. Doch die uns gleichgültig sind, haben wir die Fülle.'

Schrieb das wirklich ein Weib, das glücklich zum sechsten Male Mutter geworden? Frau von Holzhausen war im wohlhabenden Hause der Öde der bloßen Selbstbetrachtung ausgesetzt. Und da ihr Körper nicht der kräftigste war, so gereichte ihr die viele Muße zu nichts besserem als zum Lebensgenuß des Mißvergnügens. Sie gestand sich in schlechtem Französisch: Um den Genuß am Leben zu bewahren, dürfe man nicht in die Lage kommen, sich eine tiefgründige Menschenkenntnis zu erwerben. Die ‚chimärischen Hoffnungen' und ‚der süße Ernst', den die Unwissenheit hervorbringe, seien es, die den wahren Reiz der Jugend ausmachten. So geistreich sich das gab, und so nah die Schätzung des Jugendlichen Fröbels kräftigerem Fühlen blieb, das Wort bewies, wie weit ihre Unsicherheit sie vom eigentlichen Träger ihres Ideals entfernte. Sie aber schien nichts von ihrem Zurückbleiben hinter Fröbel merken zu wollen. Unter seinen brieflichen Äußerungen glich sie ihr Wesen seinem Trotze an. Nur das dunkle Gefühl wurde lebendiger, daß in Fröbel ein etwas war, dem sie nachstand und nur scheu zu folgen wagte. Französisch schrieb sie nieder: So viele Dinge, deren Wahrheit die Seele fühlt, vermöge der Geist nicht auszusprechen! Daher komme es, daß Leute, die mit großer Sensibilität begabt sind, den Augen kalter Personen oft voll Vorurteilen erscheinen. Sie haben einen eigenen Instinkt, der den andern fehlt. Der Schöpfer habe so vielen Tieren ein Vorahnungsgefühl gegeben. Ob er nicht auch bevorzugten Seelen etwas von dieser kostbaren Gabe habe verleihen können? Als ‚schöne Seele' fügte Frau von Holzhausen hinzu: Ihr scheine, man dürfe Ideen dieser Art nicht als gewiß hinnehmen, sie aber auch nicht entschieden abweisen, weil sie unbegreiflich erscheinen. Und welcher Sterbliche

habe jemals alle die Tiefen der Geheimnisse des Herzens und der Natur sondiert, die so mysteriös seien. — Wiederholt schien die sinnierende dabei von neuem dem Zauber vereinzelter Briefen Fröbels zu erliegen:

‚Es gibt Zeiten, wo man das Herz so voll hat, so voll von Freude und Wehmut und Sehnsucht, daß es auch die leiseste Berührung scheut. Da sitzt man denn gerne allein, so ganz still über sich selbst, und ist recht innerlich glücklich; und wenn da eins dazu kommt und spricht, so ist es wie beim Schätze graben; gleich ist die Herrlichkeit dahin.‘

In diesen Augenblicken glücklichen Träumens trat heraus, was eigentlich das Echte im Spielen um das Ideal war und sie immer noch mit dem Verkünder reinen Familienglücks verband. Es versöhnt den Leser mit dem schwankenden Bilde dieser Frau anfang der 40er Jahre, in deutschen Lauten, von ihrer Hand zu lesen: ‚Nichts in diesem rauhen Lande der Prüfung und des Entsagens geht doch über häusliches Glück. Und wessen Herz in einem edlen Weibe, hoffnungsvollen Kindern und erlesenen Büchern nicht Fülle der Befriedigung ... findet, der wird ewig begehren, ohne je zu erlangen ... bis der Tod ihn zur Ruhe bringt.‘

Die Frau hatte damit die Umdeutung ihrer Lage in das Gebiet des Mannes versucht. Doch begnügte sie sich, nur schmerzlich zu fühlen, was der eigene Gatte sich an ihr entgehen ließ. Als ‚unverstandene‘, aber sich selbst nicht verstehende Frau brachte sie sich selbst dadurch um die beste Kraft; die beleidigte Natur erlaubte ihr nicht, mit der klaren Erkenntnis bei sich, ihren hoffnungsvollen Kindern und erlesenen Büchern anzufangen. Die Folge war, daß nun auch ihr religiöses Gefühl im Leeren schwebte. Gerade, wo sie sich oberflächlichen Menschen überlegen glaubte, griff sie nun ins Leere. Sie schrieb sich ein Zitat aus:

‚Wärst Du, o Gott, nur ein Körper ohne Leben und der Schatten eines Wesens, so würde Deine nichtige Natur die Eitelkeit der Menschen beschäftigen. Aber weil Du so tief in ihnen selbst wohnst, wo sie nie einsprechen, so bist Du ihnen ein verborgener Gott‘.

Echte Sehnsucht verriet sich in der folgenden Eintragung:

‚Wäre es denn nicht möglich, daß in höheren Momenten, wo Glauben, Andacht und Ergebung uns über die Schranken der Sinnenwelt hinausrücken, der Welt der Geister der Zutritt zu unsern Seelen offen stände, daß ein Engel fühlbar auf uns wirkte, oder durch den zwar unbegreiflichen, aber doch nicht unmöglichen Zusammenhang der Geister mir kund würde, was sich zu meinem Troste in der Ferne bereitet?‘

Wozu aber verwenden wir so viele Mühe darauf, die letzten Falten eines unsicheren Herzens zu ergründen? — So sehr Liebe die Grundschwingung dieser Seele war, und so echt ihre Scham sich zeigte, die Frau war nicht mehr fest im Wesen des deutschen Weibes zu Hause. Was zunächst nur als ein Mittel zum schämig verhüllenden Ausdruck ihrer

Seelenverfassung gedient hatte, das Aussprechen ihrer Gedanken in französischen Zeilen, es betrog sie immer mehr um den Naturlaut, den nur die Muttersprache bewahrt. Schon jetzt ahnen wir, daß eine Frau aus schlichtem Bürgerstande, wie etwa Henriette Klöpper, Fröbel uranfänglich näher stehen und daß Frau von Holzhausen sich von ihm entfernen mußte. Denn das geistreiche Spiel, das der Patrizierfrau schließlich zum Inhalt ihrer Tage wurde, machte sie unfähig, sich ganz schlicht im Wesen des Mannes zurecht zu finden, der fest im Boden des Vaterlandes wurzelte. Tatsächlich übertönte ihr das männliche ‚l'amour' der französischen Sprache die Empfindung für das deutsche Wort ‚die Liebe'. Sie klagte französisch: daß doch l'amour so wenig gelte besonders in dem Herzen der Männer! Denn dort nähre sie sich nur von Illusionen und Eitelkeit. Wie wenig vorausseh end, wie unsinnig seien doch die Frauen, die ihr Geschick an ein so gebrechliches Gefühl hängten. Für ehrbare und sensible Frauen sei die wirkliche [veritable] Liebe nichts anderes als eine exaltierte Freundschaft. Und nur diese allein sei von Dauer. Deswegen könne man so viel Frauen-Beispiele anführen einer großen Leidenschaft für Männer, die im Alter vorgeschritten oder von einem abstoßenden Äußeren waren.

Diese Betrachtung enthält wohl den blanken Schlüssel zum Verständnis des Verhältnisses, wie es sich von seiten der Frau von Holzhausen zu Fröbel gestaltet hatte. Wir wissen, daß ihr früherer Hauslehrer weder durch Haltung, noch durch besonders harmonische Gesichtszüge für sich einzunehmen vermochte. Was beide Menschen immer noch aneinander band, war eine Liebe, die aus der Charakterstärke dieses Mannes entsprang. Ihn fesselte eine echte Neigung; die Frau aber wurde dadurch gereizt zu einer nur ‚exaltierten Freundschaft', die zuletzt nur noch den Sonderbarkeiten galt, mit denen Fröbel sie an Jacob Böhme erinnerte. Eine rückschauende Notiz in Fröbels Berliner Tageblättern vom 17. Juni 1815 hielt ausdrücklich fest, daß bei seinem Brief über Jacob Böhme sein Empfinden lebendig gewesen war, es habe damals die Einheit zwischen der Geliebten und ihm „noch" gefehlt. Die gleiche rückschauende Note spricht aber auch von einem „letzten Brief der Mitteilung der wiedergefundenen Einheit". Dieser „letzte" Brief ist uns ganz verloren gegangen und damit eines der verheißungsvollsten Zeugnisse des Liebeslebens Fröbels.

Zwischen dem „damals" und der „wiedergefundenen Einheit" muß aber ein Wiedersehen stattgefunden haben, Frühjahr 1815 in Berlin. Dort besaß Frau von Holzhausen eine Freundin, die ohne Namensnennung einmal bald nach der Note vom 17. Juni im Tagebuch erwähnt wird. Einer entscheidenden Wendung wegen zeichnen wir die Spuren der vermuteten Begegnung nach in der Hoffnung, den Hauptinhalt des verlorenen Briefes

auf dem Umweg über das Gedankenbuch der Frau von Holzhausen zu retten. Mit allem Vorbehalt möglichen Irrens in Einzelheiten geben wir die Sache, wie sie uns erscheint.

Auf derselben Seite, die von Männern ‚d'un extérieur repoussant' als Gegenstand einer ‚amitié exaltée' sensibler Frauen sprach, machte Frau von Holzhausen folgende Eintragungen.

‚Depuis trois semaines je voyois en lui, malgré son extrême reserve tous les vrais témoignages d'un vif interet; il n'entroit jamais dans le salon sans me chercher des yeux; ses regards se portoient sur moi avec une expression particulière le son de sa voix est plus doux en me parlant. Ce jour même il s'était entretenu avec moi d'une maniere si agreable, et qui souvent avait quelque chose de si affectueux.

Une femme connaît si promptement toutes les habitudes de l'objet qu'elle aime, sans avoir l'air de s'en informer. Les femmes seules possèdent le secret d'apprendre parfaitement tout ce quelles n'osent demander, par l'art de savoir faire des questions indirectes avec une adresse inimitable.

Toute cette journée fut pour moi un enchantement. J'ai vu Monsieur ... pâlir et s'attendri; cet homme si sage si austère, si maître de lui même, si froid en apparence, je l'ai vu se troubler, chanceler et prêt a se trouver mal! ... Que je suis heureuse et fière en me retrouvant ce moment de saisissement et de bonheur.'

Was sagt uns dieses Jubeln d'un veritable amour, die eine amitié exaltée sein sollte? Ganz gleich, ob Fröbel jener ‚Monsieur ...' war, der, ein so kluger und ernster, ja rauher Mann und Meister seiner selbst, durch sein Erbleichen und Gerührtwerden (s'attendrir) die Frau beglückte und in einem Hingerissenwerden stolz machte. Frau von Holzhausen schrieb sich die unnachahmliche Geschicklichkeit des Weibes zu, auch ohne zu fragen, in der Seele dessen zu lesen, den sie liebt. Sie hat drei Wochen beobachtet, wie ein äußerst zurückhaltender Mann nie in den Salon trat, ohne sie mit den Augen zu suchen; wie sein Blick mit einem eigenen Ausdruck zu ihr wanderte, wie sich der Ton seiner Stimme vor ihr sänftigte, und er in die unmittelbare Unterhaltung oft eine ihr angenehme Herzlichkeit legte. Es findet sich kein Anhalt, daß die Frau, die Fröbel so viel bedeutete, in den Jahren, da ein Weib sich dergleichen aufzeichnet, einen Mann ihrer Schilderung unter ihren Bekannten hatte, dessen Benehmen sie so bewegen durfte; es sei denn der 33jährige Fröbel selbst. Durfte muß es heißen — oder die jahrzehntelange Trägerin des Fröbelschen Ideals einer Frau und Mutter wäre über ihrem Spiel eine Kokette geworden. Das große Kind aber hat nicht gemerkt, daß mit seiner Liebe gespielt wurde. Auch die Frau war sich dessen nicht bewußt, weil des Weibes Natur der eines Kindes so nahe bleibt, selbst unter dem trübenden Firnis gesellschaftlicher ‚Kultur'. Schwerlich aber ist anzunehmen, daß die natürliche Liebe Fröbels das kindliche Feingefühl

in dem scharfen Beobachter und Manne, der er war, soweit überdeckt haben sollte, einen niedrigen Mißbrauch seines Herzens nicht zu merken.

Eine Aussprache an jenem sie beglückenden Tage verjagte den französischen Dunst, der Frau von Holzhausens Fühlen umnebelt hatte. Auf eine Weile leuchtete beiden der reine Himmel Fröbelscher Sternenliebe. Denn auf der nächsten Seite schrieb Frau von Holzhausen die deutschen Worte: ‚Es gibt zuweilen Stunden, in denen wir auf wunderbare Weise begünstigt, mit Wesen zusammentreffen, deren eigentliche Heimat wir mehr fühlen als sie kennen, und bewundern müssen; wie billig, wenn das Leben in seinen Verschlingungen sie uns wieder zurückführt.'

In solchen Stunden innerlichsten Zusammenfindens schweigen die Leidenschaften. Die Seele wagt es, von der Höhe auf die eisigen Gletscher zurückzuschauen. Sie blauen im Lichte des wolkenlosen Sonnenscheins herauf, und was einst trennte, fordert zur gegenseitigen Abbitte heraus. Frau von Holzhausen muß in dieser Stunde erlebt haben, daß sich ein volles Vertrauen wieder vor ihr erschloß, daß ein Mann sie die Narbe sehen ließ, die ein verletztes Gefühl hinterlassen hatte. Erst jetzt hielt die Frau den Schlüssel in der Hand, der ihr Fröbels Flucht von 1811 erklären konnte. Sie muß daraufhin den erkältenden Zwischenfall auch ihrerseits zu entschuldigen versucht haben. Fröbels Antwort darauf scheint es zu sein, was ohne Mittelglied sich der eben gehörten Betrachtung im Buche anschloß: ‚Konnten sie fürchten, daß ich in meinem Glück nur an mich denken und sie einer Verlegenheit aussetzen werde? Kennen sie sich nicht besser? Sollten Gefühle, die sie einflößen, nicht vor jeder Unzartheit schützen?'

Nicht mit Unrecht hat das reizbare Weib in dieser Antwort ein Geständnis aufbewahrungswert gefunden, das ihr in ihrer Unsicherheit wohltat. Denn was sie selbst aus ihrem dunklem Schuldgefühl sich nicht zu erklären vermochte, es fand hier die schonendste Lösung. Nehmen wir aber mit Recht an, daß es sich bei dieser Begegnung um Fröbel handelte, dann ständen wir jetzt an dem Punkte, wo ein ihn überfallendes Glück wiedergekehrter einstiger Einigung in einem Einzelfalle den echten Dichter in ihm gebar. Das Gedankenbuch der Frau von Holzhausen hätte uns den vollkommensten Dienst geleistet, wäre ein einziges Mal ihren Aufzeichnungen der Tag der Eintragung hinzugefügt. Wir sagten schon, daß selbst ausdrückliche Zitate nicht immer, und gerade in den uns wichtigsten, den Stellen aus ‚Dichtung und Wahrheit' kaum den Namen des Verfassers nennen. Die Gedankensplitter wurden nur durch einen oder mehrere wagerechte Schlußstriche mittseits jedes Blattes voneinander abgehoben. Aber bei einem einzigen echten Gedicht machte sie eine Aus-

nahme. Sie setzte — wir wiederholen: ganz gegen ihren Brauch — einen Schnörkel darunter, der ein Schlußzeichen scheinen könnte, zweifellos aber das Signum des Verfassers ist, das eine leichte Verlagerung der Hand beim Nachzeichnen verheimlichte. Wir geben die Seiten, wie sie jenen zuletzt erwähnten im Buche folgen, und überlassen dem Leser das Urteil, ob in dem Gedicht Fröbels Liebesempfinden wiederzuerkennen ist.

‚Jeder Mensch, der nicht mit irgend etwas gemeinem und Irdischen zusammengewaschen ist, hat manchmal Erscheinungen in seinem Gemüt, die ihn zu außerordentlichen Dingen auffordern, und überhaupt ist das, was wir gelernt und durch Erfahrung begriffen haben, nichts gegen das, was, gleich einem lebendigen Wasserspruder in unserem Innern aufsprudelt, sobald der Schutt darüber weggeräumt ist.

Nach den trüben Regentagen
Scheint die Sonne wieder hell,
Weiße Wölkchen wollen tragen
Meine Wünsche adlerschnell.

Und ein Sehnen quillt hernieder
Aus des Himmels mildem Blau,
Wie beim Klange frommer Lieder
In dem stillen Abendgrau.

O du bist kein Traum geblieben
Schönes Bild der Jugendzeit,
Zwar das Schiff wird rasch getrieben
Und der Weg ist nicht mehr weit.

Doch du sollst von mir nicht weichen,
Süßes Traumbild, das ich fand,
Über Berg und Wogen reichen
Sollst du freundlich mir die Hand.

Trennt uns auch die weite Ferne,
Immer bin ich doch bei dir.
Sieh' dort oben unsere Sterne:
Nimmer, nimmer scheiden wir!

Mag mir keine Kunde werden,
Ob du wandelst da und dort,
Ob im Himmel ob auf Erden,
Ich vernehme doch dein Wort.

In des Lebens langen Stunden
Schwebtest du so treu um mich,
Hatt' ich dich nicht hier gefunden,
O so fand ich drüben dich.

Liebesseufzer, sie betören,
Vor den Wünschen flieht das Glück;
Das wir ewig uns gehören,
Dies entschied der erste Blick.

Braucht es Worte, braucht es Eide,
Wo die Herzen sich verstehen?
O wir kannten uns ja beide,
Lange eh' wir uns geseh'n.

In der Kindheit süßen Träumen
Nickten wir uns freundlich zu.
Unter jungen Blütenbäumen
Fragt' ich oft, wo weilest du?

Und ich bat die schönen Sterne:
Sendet sie doch bald herab!
Dich zu suchen in der Ferne,
Griff ich nach dem Pilgerstab.

Und die Brust ward nicht beklommen,
Als ich unverhofft dich fand,
Und du hießest mich willkommen
An des Stromes Felsenrand.

Und wir dachten nicht, zu fragen
Bleiben wir beisammen hier?
Aber eines war zu sagen:
Nimmer, nimmer scheiden wir.

Ewig wallt der Strom hernieder,
Weit getrennt ist unsere Bahn,
Doch wir treffen uns ja wieder
In der letzten Herberg an.

Wenn ich traure, wenn ich weine,
Strahlt mir deiner Augen Licht,
Meine Süße, Holde, Reine,
Traue fest, wir scheiden nicht.

FF

Fröbel begann in jenen Tagen, vielleicht bei diesem Friedensgedicht zum erstenmal, sich wieder Friedrich zu nennen. Schwerlich hat Frau von Holzhausen ihre Eintragung der Verse, die ihr alles gaben, was ihr Spiel ersehnt, damals vom Dichter unterzeichnen lassen. Das ineinandergehängte Doppel-F ist aber die Form, die noch der alte Fröbel bei seinen Unterschriften brauchte. Nur scheint deren Zeichnung im Buche der Geliebten zu weich, als daß sie ohne weiteres von seiner Hand herrühren könnte. Wenn die beiden Buchstaben an sich noch einen Zweifel übrig lassen könnten, ob Fröbel der Dichter war, ein zum zweiten F gehörender Verzierungsstrich ist so eigen zu Fröbels späteren Unterschriften gehörig und zeigt einen von der übrigen Frauenhand so energisch abweichenden sicheren Druck, daß sogar die Vermutung nicht zu gewagt scheint, es handele sich in ihm um ein Bekenntnis zu dieser Abschrift. Dies Bekenntnis müßte dann bei einer späteren Vorlage, etwa zur Zeit eines Besuches von 1831 gegeben worden sein.

Jedenfalls hat in den schlichten, landläufigen Reimen dieses Gedichtes der Frühling für einen Beglückten gesungen.

Aus dem Wiederfinden, dessen Zeuge es war, kam ein neuer Lebensstrom in die Frau von Holzhausen; das Gedicht machte jetzt selbst bei ihr die Hoffnung auf ein Zueinanderkommen im Jenseits lebendig. Auf der nächsten Seite stand mit Linien, die langzügiger als sonst, gleichsam befreit über die Seite eilen: ‚Des Lebens Höchstes ist die Liebe.‘ ‚Ein Leben ohne Liebe ist kein Leben.‘ Um ein weniges beruhigt blicken die nächsten Zeilen den Leser an. Sie mögen erst nach der Rückkehr ins eigene Heim zu Frankfurt niedergeschrieben sein.

> ‚Es ist ein gar eignes Ding um Menschen, welche Gott ersehen hat zum glücklichen Liebesbunde. Sie können und dürfen einander nicht verfehlen; sie ahnen einander, ehe sie sich gesehen und erkennen sich dann sogleich, müssen auch eins werden, ob Meere und Felsen sich zwischen sie legten.‘

Eines starken Willensmenschen Fühlen war über die Liebe einer unsicheren Frau gekommen und trug eine Weile gleich einer Blutgabe von jenem alle Zuversicht des stärkeren Herzens davon. Aber das Blut war nur geborgt. Wohl erst im Juli 1815 wurde die nächste Seite geschrieben. Sie ist so charakteristisch, daß man nach so vielen auch diese Gedanken nicht vorenthalten mag. Nach einem ungenauen Zitat des Goethewortes: ‚Willst du immer weiter schweifen? . . .‘ folgt: ‚Ach die wenigsten Menschen wissen / das Geheimnis nicht / wie es mit Gedichten beschaffen zu sein pflegt, und mit wie tiefen Wunden sich oftmalen davor die Herzen der Sänger furchen, daraus die goldene Saat dann fröhlich aufgeht.‘ — Endlich aber schlossen sich unmittelbar an diesen Eintrag zwei Betrachtungen, die den Punkt

hinter unsere Zuordnung dieser Seiten zu Fröbels Liebeserleben von Frühlings- bis Sommerbeginn 1815 setzen können. ‚Wunderbarer fügen sich oft die Dinge dem gläubigen Gemüt, als je der feige Verstand sie zu ahnen wagte. — Das Glück sucht und findet die, die es nicht ängstlich verfolgen. Denn das Glück ist die Vorsehung, die in das Verborgene sieht und die bescheidene Demut liebt und zu ihrer Zeit emporhebt über den Stolz, der sich mit eingebildeten Verdiensten brüstet.‘

Wir eilten mit Wiedergabe dieser Zeilen wahrscheinlich jener Tatsache voraus, die um etwa einen Monat früher den Frieden Fröbel noch von außen her, und nicht zuletzt im Verhältnis zur Frau v. Holzhausen, festigte. Denn eben die neue Tatsache brachte für Fröbels Gefühl den vollen gesellschaftlichen Ausgleich zwischen ihm, dem einstigen „Diener“, und der Frau aus adligem Hause. Wieder suchte sich das Geschick dazu den Höchststand der Sonne aus. Es spielte dem Stolze Fröbels eine Trumpfkarte in die Hände mit dem Datum des 22. Juni 1815. Ein Schreiben mit von Brauchitschs Unterschrift von diesem Tage meldete unter der Anschrift:

‚Herrn Fröbel, Hochwohlgeboren‘,

daß er auf Grund einer Königlichen Order zum ‚Sekonde-Lieutenant‘ befördert und dem 1. Neumärkischen Landwehr-Infanterie-Regimente zugeteilt sei.

* * *

1815—1817.

31.

Unterm Kristallisationstrieb „innersten Strebens".

„Ich fühle es, ich würde jedesmal erleuchteter und klarer und wärmer für das hohe Naturleben von Ihnen gehen, und manche fröhliche Blüte würde ihr Wort hervorrufen und sie zur Frucht reifen. Sie, sinnvolle, edle Frau, würden mir die hohe Bedeutsamkeit, das innigste Leben aller der Übereinstimmungen, die ich sehe und Ihnen nachwies, deuten." So schrieb Fröbel Anfang des Monats Juli an Frau von Holzhausen. Dieser Klang wäre nach der Begegnung von 1814 in Frankfurt nicht möglich gewesen, wenn nicht eine neue Aussprache seine Verschlossenheit gelöst hätte. Aber auch seine Ernennung zum Leutnant war dazu notwendig, obgleich er zunächst schweigend darüber hinwegging. Erst am 24. Juli 1815 meldete er ihr die Beförderung und stellte die Mitteilung unter den Gesichtspunkt seines innersten Strebens und Lebens, „da ich die Freude habe, es Ihnen als freudig willige und empfindend pflegende Mittlerin des hohen allwaltenden Geschickes zu verdanken." Der Anfang des Briefes verriet eine wahrhaft kindliche Freude über den „unerwartet" erreichten Rang. Das in Preußen damit verbundene Äußere wirke noch auf ihn ein. Ein Mann müsse sich am Äußeren spiegeln, „damit aus klarem Bewußtwerden ihm Sühne komme" [!].

Sollte dieser Mann die Sache schließlich ganz mit den Augen des gekränkten und nunmehr gerechtfertigten Liebenden betrachtet haben? Er bewies im selben Augenblicke seine Kindesnatur mit völliger Gleichgültigkeit gegen die Uniform. Brauchitschs Order hatte den Befehl enthalten, ‚sich unverzüglich zu dem resp. Regimente zu begeben'. Der Kommandeur des Neumärkischen Landwehr-Infanterie-Regiments erfuhr erst durch ein — Urlaubsgesuch seines neuen Leutnants, daß dieser Fröbel ihm zugeteilt war, und er antwortete: Den erbetenen Urlaub könne nur des Königs Majestät erteilen. ‚Es kann Ihnen indessen vielleicht möglich sein, durch Connescenßen solchen von Einem hohen Krieges Ministerium zu erhalten; widrigen Falls aber, wollen Sie sich sobald als möglich hierher zum Regiment begeben.' Innerhalb weiterer drei Tage war die Angelegenheit so

entschieden, daß Fröbel zum „inneren Frieden" auch der „äußere" gewährt wurde. Er war zum Offizier ernannt, brauchte aber die Uniform nicht anzuziehen und blieb, wo er war. Es hatten sich der Freiwilligen eine solche Menge gemeldet, daß weder Staatsdiener genötigt waren, ihren Posten zu verlassen, noch Studierende ihre begonnenen Studien. In diesem Zusammenhange mahnte eine Gegenorder auch Fröbels drei Kriegsfreunde von 1813 zum Bleiben. Im persönlichsten Empfinden, d. h. jetzt in seinem Liebesleben, bedeutete das Ganze einen Einschnitt, dessen Wirkung weder er, noch Frau von Holzhausen sofort überschauen konnte. Er war nun einmal das Kind, das einer Sache nur solange nachhängt, als seinem innern Verlangen Genüge versagt ist. So wandelt sich mit seiner gesellschaftlichen Gleichstellung um Johanni 1815 unvermerkt seine Stellung zur Geliebten.

In dem Meldebrief an Frau von Holzhausen schrieb er von einer Sicherheit seiner selbst, „die mir so noch vor Minuten fremd war, wo jene kindische Knabenfreude über das erhaltene Äußere noch mein Inneres zu bewegen imstande war. Ich empfinde es lebhaft, es hat sich etwas in mir ausgeglichen, es hat sich gleichsam etwas meinen innern Frieden noch trüben Könnendes, Irdisches niedergeschlagen, und heiter ist die Seele, wie der Himmel nach einem in den ersten Frühlingstagen leicht gefallenen Schnee." Es wäre schlechterdings nötig gewesen, sich dieser Schwäche, dieser Äußerlichkeit [der Offiziersernennung], zu entäußern. Solch Entäußern nach erlangter Anerkennung sei absolut im Wesen des Mannes begründet.

Alsbald meldete sich der Erzieher zum Wort. Er habe die feste Überzeugung, daß alle Fehler, man nenne sie Haß, Neid, Eifersucht, Eitelkeit, die kräftigsten, redlichsten Diener seien, sich zu vervollkommnen. Daß sie als böse und schlecht erscheinen, liege bloß im Nichtsuchen ihrer eigentlichen Quelle. In ihren tiefsten Ursachen geschaut, würden die Laster die geradlinigsten Hervorbringer des Guten und Edlen. Der Brief sei ein reines und frisches Gewächs des Augenblicks; unberechnet und vorsatzlos, zeige er zu des Schreibers eigener Freude in der Verbindung seiner zwei Teile [Anfang und Ende] die beiden Seiten seines innersten Lebens. Er erkenne in der zwischenein ausgesprochenen Ansicht über die Fehler die Fundamente der Behandlung und Erziehung des Jünglings und der Jungfrau. — Mit Recht sagte der Schreiber selbst von diesem Brief, daß er einen Abschnitt in seiner jetzigen, größeren Lebensepoche bezeichne.

Daß der vom Heeresdienst befreite Offizier auf einmal wieder von der Behandlung und Erziehung junger Menschen sprach, daran hatte ein zweiter äußerer Zufall Anteil. Länger als beim Gehilfen der mineralogischen Sammlung, zog sich die Entscheidung über Middendorffs Einberufung

hinaus. Dieser jüngste der Kriegskameraden hatte zu Anfang des Sommersemesters keine eigene Stube gemietet und war einstweilen Zimmergast Fröbels im Universitätsgebäude geworden. Das besagte bei der verschlossenen Art seines ernsten Freundes zunächst nur einen Kameradschaftsdienst des älteren gegen den jüngeren, hatte aber die Folge, daß der Mineraloge zum ersten, übrigens einzigen Male eine ‚philosophische Vorlesung' besuchte. Middendorffs Hauptlehrer war Schleiermacher, der im Sommersemester 1815 ein Kolleg ‚historiam philosophiae Graecorum' las. Dahin lockte Middendorff seinen Gastfreund.

Wenn ihm das bei Fröbel gelang, so doch nur, weil dieser seine Zeit dazu gekommen fühlte. Bei der Aussprache über Jacob Böhme war Fröbel, wir lasen es, Vertiefung durch einen hohen philosophischen Unterricht nötig erschienen. Für ihn kam dabei nur die geschichtliche Betrachtung in Frage. Denn er suchte sich nur klar zu werden, ob seine Ansicht über Natur und Menschenentwicklung gesetzlich begründet sei. Zu Füßen Schleiermachers fand er übrigens auch Langethal und Bauer wieder. In Vorträgen Schleiermachers war Henriette Klöpper mit Middendorff bekannt geworden, und es ist anzunehmen, daß der 22jährige Jüngling sie schon damals wenigstens von fern einmal auf den hilfsbereiten und abweisenden, verträumt und zugleich streng erscheinenden Gehilfen am Mineralienkabinett aufmerksam gemacht hat. Middendorff ließ sich von dessen Haltung nicht schrecken. Das überhaupt letzte Blättchen in Fröbels Stammbuch erhielt am 9. Mai 1815 von seiner Hand eine Freundschaftserklärung, die nicht nur beide Menschen kennzeichnet; das Blatt ist auch das köstliche Beispiel ungekünstelten Werbens, ein Muster des Dienens um Freundschaft.

‚Fröbel, ich habe gerade Lust, mit Dir etwas zu plaudern; ob das in einem geweihten Stammbuche erlaubt sei? — freilich das weiß ich kaum. Und ich muß Dir noch dazu sagen, daß Du Dich auf etwas wunderliche Laune und einige Weitläufigkeit — die schlechte Erzähler wie natürlich begleitet — wirst gefaßt machen müssen. Eben war ich dabei, uns beide ein wenig die Musterung passieren zu lassen, und ich hatte dann meine Freude daran, daß wir beide unsere Freude an der Natur haben; versteht sich, jeder auf eigene Weise. Du z. B. — wie soll ich gleich sagen — als gelehrter Kenner, ich als ein unwissender Laie. Aber nun ist die Natur gar gewaltig groß, deucht mir, und es gibt so unendlich vieles Schöne und Herrliche in ihr, so daß man glauben sollte, eine Wahl wäre kaum möglich. Dagegen sagt man doch — Du wirst das wohl wissen — ein geheimer magnetischer Zug führe den Jüngling zu der Geliebten. Ich möchte nun fast meinen, wir hätten auch so einen Magneten. Ich studiere auch sehr heftig, wer der wohl sein mögte. *Ἕυρηκα* würde ich nun gern sagen, aber das ziemt dem Laien nicht; also ich sage bloß, ich glaube so etwas hinter die Schliche gekommen zu sein. Fröbel, mir deucht, Du führst nichts geringes im Schilde — Du läßt Dich so mächtig und so mit ganzer Seele anziehen von der Kristallinischen Welt — so daß die Leute zuweilen sagen, Du wolltest gar ein Kristall werden. Das mag ich aber nicht glauben. Daß Du dazu eine vorzügliche Liebe trägst, kann ich nicht tadeln — ja ich möchte Dir fast gestehen — wenn Du nicht erröten wolltest — ich liebe Dich darum.

Das wunderbar gleiche und durchgehende, das ewig bestimmte Gesetz, was in den Kristallen sich offenbart, setzt mich gar sehr in Staunen und Verwunderung, und wer wäre nicht entzückt, wenn er den seltsamen klaren Spiegel dieses Gesteins sähe. — Aber lieber Fröbel, nun sei auch nicht undankbar und meiner Liebe nicht abhold; ich führe Dich liebliche Wege; eile mit mir in den viel dunklen Wald, und in die anmutigen Täler, von hohen Bergen umschlossen. Dort findest Du den munteren Waldbach — sein herzhaftes liebliches Bullern verrät ihn von ferne — und hier den mächtigen blinkenden Strom. Sieh das freudige Spiel der Wellen, wie eine die andere drängt oder sie heftig verschlingt — wie sie alle von einer unwiderstehlichen Sehnsucht getrieben bald ruhig bald ungestüm nach einer unbekannten Ferne hinziehen. Und siehst Du, wie schön und wunderbar die Bilder, die in die bewegliche Flut fallen, von den glänzenden Wellen zurückgestrahlt werden? O leugne mir ihre Anmut nicht — ihren herrlichen Nutzen verstehst Du von selber — und wenn Du mein Freund sein willst, so begehr' ich von Dir, ihnen nie Deine Liebe und Deinen mächtigen Schutz zu versagen.

W. Middendorff, Brechten bei Dortmund.

(Symb. die Liebe ist der Magnet aller Magneten) übrigens das weißt Du auch.'

Im Tone dieses Schreibens unterhielt Middendorff den schweigenden Fröbel und verzwirnte ihm leise, ohne es zu wissen, die eigene Gegenwart endgültig mit dem sokratischen Zeitalter. Denn war auch der Besuch der „kritisch-scharfen philosophischen" Vorlesungen Schleiermachers ein Zeichen der erwachten Lust zur Geschichte der Philosophie, Fröbel hörte sie mit dem Ohr des eigenen Genius, beeinflußt von den Lehren Weißens, bei dem er eben ein Kolleg nachschrieb: ‚Über das philosophische Studium der Naturwissenschaft.' Es klang recht dunkel, doch Middendorff und mit ihm mancher andere hatte recht: Fröbel wollte ‚gar ein Kristall' werden. Aber nur ein so sinniges Gemüt wie Middendorffs konnte schon damals aussprechen: ‚Mir deucht, du führst nichts geringes im Schilde', und damit bezeugen, daß des Freundes Lebensgefühl einer gesättigten Lösung dicht vorm Ansetzen eines Kristalls glich. Versuchen wir zu verstehen, wie jemand hier Schillers Höchstes suchte auf dem Wege ‚ein Kristall zu werden'! Von hier aus und aus der Gesamtheit aller eben aufgezeigten Lebenslinien ergab sich Fröbels neue Wendung zur Erziehung. Wir stehen damit an dem entscheidendsten Punkte des Naturkunstwerks seines Lebens.

Es mochte jedem Laien einleuchten, wenn Fröbel gelegentlich doch den Mund auftat und von seiner Beschäftigung mit der dynamischen, chemischen, mathematischen Seite der Natur sprach, sorgsame Beachtung der Zahlengesetze fordernd, „insofern sie durch Ziffern ausgedrückt" werden. Wer aber sollte verstehen, daß ihn seine mathematische Schau der Kristalle „zu einer ganz eigenen Ansicht der Zahl" führte? Selbst Weiß wird seinem Gehilfen nur ahnend darin gefolgt sein. Dem Grübler blieb, wie das so oft geschieht, die Klärung in der Aussprache mit seinem Lehrer versagt. Da war ihm schließlich das Andringen Middendorffs recht, sich im Gespräch

mit einem Jüngeren von der Fülle seiner Gesichte zu entlasten. Middendorffs Nähe weckte in ihm ein Bedürfnis, dessen Macht er in diesem Maße bisher nie gespürt hatte. Er hat den zu ihm aufschauenden nicht mehr von sich gelassen, als eine Einberufung zum Heere bei dem schnellen Untergang Napoleons nicht mehr in Frage kam; Middendorff blieb bei ihm wohnen. Fröbel hat noch im Sommer 1815 die Freude über diesen Lebensgewinn der geliebten Frau in Frankfurt a. M. gemeldet. Sie schrieb ihm noch im selben Monat nicht ganz ohne Eifer zurück: ‚Merkwürdig ist es, daß Ihnen so spät das Bedürfnis zum Bewußtsein kam, mit Freunden zu leben; oder hat das gute Schicksal über Ihnen gewaltet, um Ihnen nur dann zu geben, wenn Sie mit geläutertem Gemüt Echtes vom Falschen unterscheiden können? Es ist sehr wichtig für Sie, welche Richtung Ihre Freunde in sich haben; untersuchen Sie dies noch ernst. Sie sprechen es wohl aus, daß bei Einigung das Einende sein muß; aber dieses Einende kann einzig nur die unwandelbare Richtung des Gemüts nach **Oben** sein. Wissenschaft und Kunst sind irdische Bande. Sie bestehen, wenn der Geist im Erkennen vorrückt, und vergehen, wenn das Gemüt nicht in stetem Fortgehen den Geist als Band umschlingt. Daher die öfteren Unterbrechungen, Mißverständnisse bei Freunden; das Fremdartige ist's Trennende. Das ewig Einende kann nur das sein, was jedes Wesen nach dem Grad seines Standpunktes mehr oder weniger in sich trägt, — der Funke Gottes'. In dieser Betonung des Religiösen war die Rune des Genius der Erziehung in Fröbel nachgezeichnet. Aber er hat sich, so innerlich durchsichtig die Sache seinem symbolischen Auge vorlag, nie ganz klar darüber mitteilen können, wo bei seiner eigenen Ansicht von der Zahl die Verbindung mineralogischer Wissenschaft mit seinem philosophisch geimpften, doch grundreligiösen Erziehungsdenken lag. Noch der 46jährige sprach im Rückblick auf 1815 schier unverständlich über diese Art platonischer Mathese: „Es ist dies die Betrachtung des Zahlensinnes in horizontaler oder Seiten-Richtung. Diese Betrachtung der Zahl führt zuletzt zu sehr einfachen Grundanschauungen, Grunderscheinungen, die angewandt auf das Entwicklungs- und Erziehungsgeschäft zeigen, daß sie auch hierin mit notwendiger Sicherheit und Klarheit betrieben werden können. Der Zusammenhang dieser Erscheinungen war mir nachweislich klar, indem die Zahl einmal als Wirkung der Kraftäußerung, dann aber auch in menschlicher Beziehung als ein Ausdruck menschlicher Denkgesetze betrachtet werden kann."

Die Lösung des Rätsels liegt in diesem letzten Satz. Die Zahl war für Fröbel ein Symbol, streng wissenschaftlicher Ausdruck für Kraftäußerungen der Natur. Ähnliches wird heute jedem Gymnasiasten zugemutet, wenn ihm

Naturkräfte verabsolutiert und zugleich versinnlicht in den mathematischen Formeln der Mechanik, Physik und Chemie vorgeführt werden. Dabei enthielt Fröbels Anwendung solchen symbolischen Ausdrucks auf menschliche Denkgesetze aber nichts Geringeres als die Tatsache, daß sein Erziehungsdenken eine streng wissenschaftliche Grundlage suchte. Ganz gleich, wie weit er sie bereits 1815 besaß. Er hat als Mineraloge den Grundstein zu einer Pädagogik gelegt, die als Übung zwar eine Kunst bleibt. Als ein Wissen aber, das mit platonischer Mathese die Kraft des Geistes gesetzmäßig gebunden sieht, behauptet sie den Rang einer Wissenschaft; und das weit mehr, als man bis heute der Unterrichtslehre allgemein zugesteht. Fröbel wurde der Begründer solcher Wissenschaft aus Naturbelauschung und Philosophie, vergleichbar seinem Lehrer, dem Kristallographen. Es war daher durchaus nicht abwegig, daß der Gehilfe am mineralogischen Kabinett als Person seinen Freunden nur noch Kristall zu werden schien, ähnlich wie einst der Mathematiker Hardenberg den seinen ‚ganz zu + und — zu werden' drohte. Um aber auf eine Begründung der Pädagogik als Wissenschaft zu verfallen, mußte das Erleben des Mineralogen zusammengehen mit einem Erleben in Schleiermachers Vorlesung.

Geschichte der alten Philosophen zog vor Fröbels Augen vorbei als das erste Ringen der Kräfte des Menschengeistes über das Werden der Welt und über die Bedingungen immer reineren Erfassens der Bestimmung des Alls. Dieser Weg ging neben den Pythagoräern, die mit mystischem Sinnen zur Auffassung der Welt als einer Kugel gelangten, von den Eleaten und dem dunklen Heraklit bis zur poetischen Klarheit eines Plato, und so zugleich über die Begriffskunst eines Sokrates hin zu der gewaltigen Kraft des Systematikers Aristoteles. Damit ahnen wir, um welches Höchste es sich Fröbel handelte. An allen Äußerungen der Kraft beobachtete Fröbel das verschiedene Maß, so wie er es vier Jahre zuvor zu Göttingen in das Schema der verschiedenen Grade des Bewußtwerdens an Stein, Pflanze, Tier und Mensch einzufangen gesucht hatte. In Schleiermachers Vorlesungen vernahm er die höheren Register der Harmonie seines Alls: Philosophie der Einheit von den untersten Bildungen der Natur bis hoch hinauf zur Menschenbildung des Plato. ‚Niemand trete ein, der nicht Mathese kennt!' Dies Wort über der Pforte zur Akademie Platos nahm Fröbel jetzt bewußter zum Grundbaß seines Kanons. Was aber hatte es auf sich mit der Unterscheidung einer „horizontalen oder Seitenrichtung der Zahl" von einer andern Richtung, die dann doch wohl nur als ein Höhenunterschied zu verstehen war? — Fröbel hatte gefühlt, wie jeder der alten Philosophen seine Stimme nach eigenem Gesetz im Kanon bis zu einer begrifflichen Höhe durchgeführt hatte. Er teilte angesichts der ver-

schiedenen Stimmen in Hinsicht des tot Begrifflichen die Meinung des Sokrates: ‚Ich weiß, daß ich nichts weiß.' Dem Christen Fröbel blieben die verschiedenen Höhen umso mehr Äußerungen ein und derselben Kraft, in allem übereinstimmend in der „Richtung nach oben".

Er betonte dabei die horizontale und vertikale Richtung der Zahl wie ein Geognost und Geologe, der einen Querschnitt durch ein Gebirge zeichnet und Höhen vergleicht, um dem Bildungsgesetz der Erdoberfläche nachzuspüren. Sein Suchen der „menschlichen Denkgesetze" an dem geschichtsphilosophischen Querschnitt war darum nicht gleichbedeutend mit einem Ringen um schulmäßige Logik. Er blieb vielmehr seiner Göttinger Abneigung gegen solche getreu; ihm lag nur daran, einer Logik des bewegten Lebens nachzuspüren, sie zu erfühlen aus dem Lauschen auf die Kraft. Der Dämon des Sokrates richtete sich vor ihm auf, begleitet von der Frau aus Mantinea. Drum berief auch er sich ausdrücklich auf das ursprüngliche Wissen der Frauenseele, die ohne grübelndes Zögern zu sagen pflege: „So ist es!" Im Grunde handelte es sich um die Logik des Mystikers. Er wußte höchstens in winzigen Bruchstücken von der langen Reihe geschichtlicher Persönlichkeiten, die vom Jünger des Sokrates, von Platon an über Plotin und den im Wollen an Goethe—Weißens Zwillingskristall erinnernden heiligen Augustin, über den heiligen Bernhard und Nikolaus von Kusa und wie sie alle heißen, die Linie innerer Anschauungsmenschen bis in seine Zeit durchgeführt hatten. Um so näher stand ihm aus persönlichem Erleben der Genius ‚innerer Anschauung', stand ihm Pestalozzi mit seinem ‚ordre de Dieu', und vor allem sein Jesus als Muster „weltenbauischen" Erziehungsstrebens.

So blieb Fröbels Mathese das Achsenkreuz einer Logik, die widerspruchsvoll erscheint, während sie nur duldsam allen Äußerungen des Herzens und des Geistes gegenübertritt, um sich in religiöser Ehrfurcht vor dem unbegreiflichen, aber immer tätigen Logos des Lebens zu beugen. Um dabei Diener am Weltenbau zu bleiben, ließ Fröbel der „Äußerung der Kraft" auch in der Erscheinung seiner eigenen Person Raum. Fühlen und Beobachten waren gleichsam erst die Seitenrichtungen seines Wesens, die zwei Achsen seines Gesichtskreises von dem, was bereits geschichtlich vorhanden. Die dritte, vergleichbar der noch fehlenden, wenn er nach den Lehren seines Lehrers Weiß irgendein Kristall belauschte, war für Fröbel, den ‚zum Kristall werdenden', das tätige Wollen. Schweigendes Tun wurde der allerpersönlichste Anteil dieses weltgestaltenden Mystikers am göttlichen Logos. Alle drei Äußerungen der „Kraft" suchte Fröbel gleich stark in sich wirken zu lassen. Die sphärische Allseitigkeit, das allseitige Ausstrahlen seiner Mitte in gleichen Radien

war also für sein Erziehenwollen die Form, die seine Sehnsucht in Göttingen als Anlage jedes Dinges erfühlt hatte. Wollte man die Gesamtform des Menschenkristalls, zu dem Fröbel damals werden zu wollen schien, bezeichnen — es bliebe als symbolische Gestalt nur die Kugel.

Ein Umstand rechtfertigte diese Gedankengänge: Die „kugelige Ansicht" des sphärischen Denkens bedarf weniger des begrifflichen Denkens. Denn die vollkommenste mathematische Gestalt ist auch die begrifflich leerste. Keinen Anfang und kein Ende habend, wie die Kugel, erlaubt daher auch diese Idee keinerlei Zuspitzung zum Begrifflichen. So reichte die Kraft des „echten Naturalisten", als den sich Fröbel bald einordnen wird, 1815 nur zum Fühlen des kosmischen Menschen und zum tätigen Schweben zwischen den Gegensätzen. — (Wenigstens sein Wollen auszusprechen, war Fröbel bereits im Frühjahr 1816 schon Dichter genug. Zwei Parabeln wurden jene beiden knappen Ansätze, sein Leben unter weltenbauischem Gesichtspunkt, unterm Gesichtspunkt eines mythologischen Weltgedichtes zu erfassen. Die eine zeigte ihn im Bilde eines rauhen Felsblockes, der, von den „Werkleuten", von „des Schicksals Schlägen" behauen, als Würfel [!] der Grundstein eines Domes wurde. So, „seinen Mittelpunkt gefunden habend", dachte er sich tief in der Nacht der Erde ruhend als Gegenpunkt des Schlußsteins der Kuppel einer „neuen Peterskirche". Und die zweite Parabel? Als riefe eine dunkle Erinnerung an den Würfel der Sonnenuhr den Menschen des kosmischen Webens hinauf in das Licht der Sonne, nicht im Starren zu verweilen, dafür nach ehern mathematischem Gesetz den Reigen des Lebens mitzuschreiten, sah sich der Mann nicht mehr als Würfel, als Salz- oder Goldkristall, sondern unterm Bilde der Pflanze: sein Leben als einen Eichkern, der ins Gestrüpp geworfen, von diesem wohl gestochen und gedrängt aber auch beschützt, zur gesunden Eiche hervorwachse, bis endlich, nach dem Kommen und Gehen vieler Geschlechter ein Menschenkreis sie „zum schützenden Naturtempel ihres Heiligsten wähle, glücklich im reinsten Menschheitsleben". —)

Das Zusammenwohnen mit Middendorff, das Fröbel ganz allgemein wieder zur Erziehung gelenkt und im Verein mit Schleiermachers Vorlesungen ihn, bewußter als einst in Havelberg, das Verhältnis manches antiken Philosophen zum andrängenden Jünger hatte erleben lassen, bot jetzt seinem stärksten Triebe, dem des Wollens, auch die beste Gelegenheit. Von allem Anfang an hat Fröbel sich zum werbenden Middendorff genau so verhalten, wie er es später als Verfasser eines Werkes „Menschenerziehung" vom Erzieher verlangen wird. „Der echte Erzieher und Lehrer muß in jedem Augenblicke, muß in allen seinen Forderungen und Bestimmungen

[aus Natur] zugleich doppelendig, doppelseitig sein: gebend und nehmend, vereinend und zerteilend, vorschreibend und nachgehend, handelnd und duldend, bestimmend und freigebend, fest und beweglich; und ebenso muß der Schüler, Zögling gesetzt werden." Das war die Form seines allbereiten Schwebens zwischen den Gegensätzen im Dienste seines Höchsten: „Zwischen beiden, Erzieher und Zögling, Forderung und Folge, muß unsichtbar ein Drittes: — das aus den Bedingungen notwendig hervorgehende und willkürlos sich aussprechende Beste, Rechte walten." Wenn Fröbel noch einmal ansetzte: „Ein drittes, das Dritte, welchem Erzieher und Zögling gleich und ganz ebenmäßig unterworfen ist", so hob er damit heraus, was er seit Göttingen als Lebenskraft schlechthin erkannte.

Die ruhevolle Haltung des seinem Schauen ergebenen Menschen trat, wie einst in Rentweinsdorf, am auffälligsten hervor in dem, was Fröbel sich 1815 entgehen ließ. Bereits 1807, als Fröbel seine Idee der Erziehung auf ein Urbild des Menschheitslebens eingestellt hatte, erwähnten wir den Verfasser des ‚Urbildes der Menschheit', den zu unrecht vergessenen großen deutschen Denker Karl Christian Friedrich Krause. Dieser hatte Sommer 1815 sein Zelt in Berlin aufgeschlagen. Für das, was er dort im Schilde führte, konnte Plamann, der Leiter der Anstalt pestalozzischer Richtung, nicht übergangen werden. Krause wollte eine ‚Berlinische Gesellschaft für Erziehung' begründen. Durch seinen Fortzug schon im Winter 1815 nach Göttingen gedieh sie nur zu einer Viermänner-Vereinigung, obgleich der Rahmen durch ihn, den eifrigen Freimaurer, von vornherein viel weiter gespannt war. Außer Plamann war unter den vieren noch Professor Jeune, mit dem Fröbel während des Krieges durch Weiß gelegentlich Grüße getauscht. Krause dachte mit Plamann an die Heranziehung von Hilfskräften, sofern diese für die Sache der Erziehung glühten. Mindestens Jeune hat notwendig Fröbels dabei gedenken müssen. Genießen wir das Bild des kosmischen Lauschers, der sich wieder der Erziehung zuwenden wollte, auf diesem geschäftigen Hintergrunde!

Der unglaublich fleißige Krause hat sorgfältige Niederschriften über die allwöchentlichen Sitzungen aufbewahrt; sie waren zumeist von ihm selbst bis zu einem ‚15. Tagesbericht' durchgeführt. Man saß die Reihe um bei den Mitgliedern, aber es war gestattet, die erwünschten Besucher nach einfacher Anmeldung mitzubringen. Als erstes Hauptstück galt:

‚Der einzige und ausschließende Zweck der Berlinischen Gesellschaft für Erziehung ist die Erziehung in ihrem ganzen Umfange als Wissenschaft und als Kunst, und der Unterricht, insbesondere als wesentlicher Teil der Erziehung.'

Das zweite Hauptstück lautete: ‚Werktätigkeit'. Dazu wurde angeführt:

‚Kenntnis und Beurteilung des ganzen Schrifttums über Erziehung, sowie Sammlung und Anordnung alles daraus gezogenen Brauchbaren. Ausarbeitung eines Lehrbuches der Erziehung, so wie sie urbildlich und geschichtlich gegeben und nach dem Vorbilde in ihrem jedesmaligen geschichtlichen Zustande weiter ausbildbar ist.'

Des weiteren standen auf dem Plan: Erforschung und Herstellung der Hilfsmittel der ganzen Erziehung und des Unterrichts; vor allem ein Grundbuch des Unterrichts, das ‚durch gesellig vereinten und einstimmigen Fleiß' herausgegeben werden sollte; endlich praktische Versuche. Das Ganze wurde, man merkt es zwischen den Zeilen Krauses, durch Plamann mehr gehemmt als gefördert, obgleich Plamann wegen einiger Verse zu den verschiedenen Männern gehörte, die Pestalozzi unter Tränen umarmt, fast mit Küssen erstickt und mit dem Zuruf sicher gemacht hatte: ‚So hat mich noch keiner gekannt.' Der Leiter der ‚Plamannschen Schule' war im Grunde doch ziemlich hausbacken geworden, ohne daß man gerade sagen konnte: ‚Zum Teufel ist der Spiritus; das Phlegma ist geblieben.' Für Krause wäre ein Grund gewesen, sich nach Hilfstruppen umzutun, da sowohl Zeune wie Grashoff, so hieß der vierte, gerade noch die Rolle des Mitläufers übernahmen. Plamann fühlte sich mit der nüchternen Art des Schulmannes recht stark im Besitz pädagogischer Weisheit Pestalozzis, wie er sie verstand. Reichte das hin, dem Schwung eines Philosophen zu folgen?

Und Krause, der tiefe Denker, schrieb und redete wohl auch ein krauses Deutsch. Er verfolgte den guten Gedanken, mit Wörtern der Muttersprache philosophische Fachausdrücke zu geben. Es ließ sich hören, wie er im selben Jahre 1815 sein ‚Urworttum' mit den Sätzen ankündigte:

‚Das deutsche Volk steht in den erstwesentlichen Teilen der menschlichen Bestimmung keinem seiner Nachbarvölker, ja keinem Volk der Erde nach; von ihm ist Höhergestaltung der Gottinnigkeit, der Wissenschaft und der Kunst, des häuslichen und des öffentlichen Lebens zum großen Teile ausgegangen, und insonderheit jetzt scheint dasselbe zu klarem Bewußtsein in seiner Würde und hohen Bestimmung in der Lebensentfaltung der ganzen Menschheit erwacht zu sein. Hierauf gründet sich die Hoffnung, die Deutschen werden für diesen erhabenen Beruf des deutschen Volkes im Ganzen der Menschheit mit neuen Kräften tätig sein und vorzüglich alle inneren Heiligtümer ihres Volkslebens erhalten.'

Aber Krause hat schließlich sein ganzes nach allen Seiten ausgearbeitetes System in eine deutsche Sprache übersetzt, bei der es zu Worthäufungen kam in Bildungen wie ‚Vereinselbganzweseninnesein' und ‚Oromlebselbstschauen'. Der fleißige Schreiber setzte damit einen noch fleißigeren Leser voraus. Wenn Krause nun vor Plamanns Ohren statt Zögling Erziehling, wenn er statt organisch gliedlebig sagte, oder, statt nüchtern von Erziehung

zu reden, anhub, etwa auch von Ball-Lancasterscher Methode zu sprechen: ‚Obgleich in der jetzigen Volklebenbeschränkung und von übriger Geistlebenweckung (Erziehung) verlassen, sie die Geistfreiheit lähmt und hemmt und, ein willkommenes Wirkeglied der Zwingerei (Despotismus), den Geist knechtet...', dann waren Plamanns Gedanken sicher nach dem fünften Satz zusammenhängender Rede Krauses durch die Lappen gegangen, während die beiden andern, weit willigeren Hörer, jeder in den Maschen eines andern Fallstricks Krausischer Sprache verstrickt blieben.

Die gemeinsame Ausarbeitung eines Grundlehrbuches war des Einberufers Lieblingsgedanke. Gerade das aber ging dem Schulmonarchen Plamann ganz gegen den Strich. Sehr menschlich; denn er hatte bereits seinerseits ein ‚Lehrbuch der Jugendentwicklung' auf dem Herzen. Er wollte es auf die Selbstentwicklung der Jugend gründen, folgend einem richtigen Gefühl, das er selbst, der 44jährige, gegenüber der Sache des 10 Jahre jüngeren Krause leider nicht mehr besaß. Keine Gelehrtenversammlung wird in solchem Falle gegen einen Schulmann aufkommen, auch wenn es ihr glückt, wie hier in der 4. Sitzung geschah, dessen Hauptgrund zu widerlegen. Plamann hatte gemeint, man müsse durch einzelne unzusammenhängende Beiträge vor der Öffentlichkeit ‚dem Vorwurfe der Anmaßung entgehen'. Das hinderte ihn nicht zu versprechen, sein ‚Lehrbuch der Jugendentwicklung' könne die Naturgemäßheit des Unterrichts in der Erziehung ‚am richtigsten' bestimmen. Der gutmütige und selbstlose Krause unterdrückte daraufhin vieles, was er zugunsten seiner Lieblingsidee eines gemeinsamen Werkes zu sagen hatte. Er meinte, warten zu können. In der nächsten Sitzung war Plamann verreist. Krause benutzte den Abend, eine eigene Abhandlung ‚Über den Unterricht als Teil der Erziehung' vorzulesen. Bei der folgenden Versammlung in Plamanns Wohnung einigte man sich, jeden seine selbständigen Lehrbücher anfertigen zu lassen. Um den Plan des Ganzen nicht aus dem Auge zu verlieren, beschwor Krause den Geist Pestalozzis. Denn Plamann war drauf und dran, eine ganze Reihe weiterer eigener ‚Entwürfe über mehrere Lehrgegenstände, wozu er Mittel und Gehilfen habe, der Gesellschaft nächstens vorzulegen'. Fast verzweifelt griff Krause nun zu Pestalozzis Lenzburger Rede, die uns aus Fröbels Erleben in Iferten vertraut ist. Er schlug vor, sich durch sie klar zu werden über das, was man wolle. Der Vorschlag schien nicht ungeschickt; aber Krauses ‚Berlinische Gesellschaft' wurde darüber zum einfachen Lesekränzchen, von dem gerade noch Anregungen, aber keine Taten zu erwarten waren. Des Philosophen hohe Pläne starben am Schulmeisterstaub, noch ehe Krause wehmütig aus der Ferne auf sie zurückschaute.

Wäre Fröbel in dieser Gesellschaft am rechten Platze gewesen? Er hat damals keine Notiz von dem ihm so verwandten Denker genommen. Es geschah zu seinem Heil; er entging dadurch noch einer Enttäuschung mit Krause, die ihm das Leben erst für 13 Jahre später aufbewahrte. Er hatte die ihm so viel bedeutenden Schnörkel an seiner Namensunterschrift fortgelassen, nur deswegen, weil sie ihn in den Verdacht brachten, einem Menschheitsbunde nach Art der Freimaurer anzugehören. Nach Göttingen zumal wollte sein „individuelles x" entschieden Partei für sich bleiben. Fröbel wäre nie imstande gewesen, sich einem bevormundenden Bunde für Menschheitsbeglückung anzuschließen. Und wie sich trotz gemeinsamer „Richtung nach oben" damals sein Leben von dem der Geliebten entfernte, eben weil sie religiöse Menschen „machen", er aber solche „wachsen lassen" wollte, so wäre eine Entfremdung weit entschiedener im verfrühten Bunde mit Krause eingetreten.

Auf diesem Hintergrunde enthüllt sich der Segen, den die bewundernde Freundschaft Middendorffs dem eremitischen Drange Fröbels brachte. Sie war nicht ganz ohne Gefahr: Selbstverherrlichung lag an ihrem Wege. Da war es gut, daß der lebhafte 22jährige ihn in den lachenden Sommertag hinauslockte, so oft er es vermochte. Der tiefsinnige Denker von 33 Jahren aber hat keinen Blick für die herbe und innerliche Schönheit der märkischen Umgebung Berlins gehabt. Bald sollte Middendorffs Freundschaft noch bedeutsamer werden, indem der Genius der Erziehung durch sie auf ein Buch gelenkt wurde, das ihm sonst wohl entgangen wäre. Vorerst lockten die Herbstferien den Sohn Thüringens in seine freundlichere Heimat.

Karl, der zweite Sohn des im Grabe ruhenden Christoph, hat uns eine lebendige Schilderung des besuchenden Oheims aufbewahrt.

> ‚Es war gegen Abend, als der Onkel ankam. Er trug langes Haar, einen schwarzen, nicht eben neu aussehenden Hut, der sogar in seiner Form etwas gelitten hatte. Er schien ermüdet von der langen Fußreise, fragte nach meiner Mutter und folgte mir zwischen zwei Gärten ins Haus. Ich erinnere mich noch, daß er nach den ersten Begrüßungen und wenigen Fragen sich plötzlich mit der Hand an die Stirn schlug und sich auf einen Stuhl warf. Nach einigem Schweigen, wobei ihn der Tod meines Vaters und die Lage der hinterlassenen Familie zu ergreifen schien, befreite er sein bedecktes Gesicht. Und bald schien ein hoffnungsvoller Hauch das Haus zu durchwehen. Ich hörte am nächsten Tage, daß der Onkel am letzten Tage seiner Reise sich für den letzten Groschen Brot in Erfurt gekauft hatte. Das tat mir weh; von Mitleid jedoch fühlte ich wenig, und bald hielt ich meinen Onkel für einen sehr reichen Mann, der uns allen helfen könnte.'

Mit wenigen Strichen umriß Karl auch das Bild des damaligen Lehrers Fröbel. ‚Als sei der Vater wieder da', so innig hatten die Kinder sich alsbald ihm angeschlossen. Am zweiten Tage machten sie zusammen einen Spaziergang. Zum Schrecken der Großmutter North und deren Schwester, die

auch im Hause wohnte, durfte jeder die Mütze daheim lassen. Die Wiesen waren mit Zeitlosen bedeckt. Kindliche Lust lockte, die Boten des Herbstes in Händen zu halten. Karl pflückte einige und bat, ihm ihren Namen zu erklären. Der Ohm ließ die Knaben den Sinn des Namens selbst finden. ‚Nenne mir ähnliche Wörter wie zeitlos!‘ forderte er. ‚Was bedeutet also zeitlos?‘ ‚Die Zeitlose ist eine Blume; welches ist die Zeit der Blume?‘ ‚Jetzt ist es Herbst, also . . .?‘ ‚. . . nicht die Zeit der Blume.‘ Umso lieber mußte der Spätling der Sonnenkinder den Knaben werden. Und mit der herben Gestalt zugleich lieb durch den Begriff. Als der Lehrende so der Neffen Kopf und Herz gleichmäßig befriedigte, war über die Thüringer Wiese sokratischer Geist gestrichen, getragen vom deutschen Gemüt. Die voll bewußte Vereinigung antiken und deutschen Erlebens in Fröbel bewirkte erst der Frühling des nächsten Jahres. Wird er dem Träumer über den Steinen den letzten Rest romantischer Sehnsucht in seine Gewalt geben?

* * *

32.

An Greilings ‚Jesus‘ zum Bildungsbegriff (Goethes) — Entlassungsgesuch.

Es war das Jahr 1816, das für Fröbel „eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Jahre 1805“ zeigte; der rückschauende sprach 1831 geradezu von einer „Gleichheit“. 1805 hatte ihn Novalis und Arndt von Mecklenburg nach Frankfurt und damit von verstecktem Platze unter die Jugend geführt. Jetzt wurde Greilings Buch ‚Jesus von Nazareth‘ dafür entscheidend, übermittelt durch Middendorff.

Greiling, dem wir im Vaterhaus Gruners begegneten, der seinerzeit zwar als Kanzelredner und Schriftsteller ein vielbeachteter Verflößer Kantischer Sittenlehre geworden war, er sollte gleiche Bedeutung für Fröbels Entwicklung gehabt haben wie das große ‚Kind‘ der Romantik und jener ‚Teutsche‘? — Wir vermuteten, daß eine erste Frucht der Bemühungen Greilings um Kant, das Schriftchen von 1793 ‚Über den Endzweck der Erziehung und über den ersten Grundsatz einer Wissenschaft derselben‘, in die Hand des jungen Lehrers der ‚Musterschule‘ kam, den Gruner überhaupt erst mit pädagogischem Schrifttum in Fühlung zu bringen hatte. Manches spricht dafür, daß diese Schrift die Sonderform der Robinsonade ‚Auf der Öde‘ mitbestimmt hat, sowohl Fröbels Lesen im Buche des eigenen Jugendlebens, wie auch die Pflege der Familienliebe bei den Holzhausen und ihres Hofmeisters mühsame Hinwendung zur ‚Kultur‘.

Im Büchlein von 1793 hatte Greiling begonnen mit einer sittlichen Auseinandersetzung gegenüber Rousseaus ‚Emil'. Denn die Schrecken der französischen Revolution hatten den deutschen Schwärmern für Menschenbeglückung die Augen geöffnet, daß in Rousseaus Naturevangelium irgendein Fehler stecke. Greiling hatte den Unterschied des Rousseauschen Menschen von dem der verdorbenen bürgerlichen Gesellschaft festgehalten, aber bereits betont, daß auf dem Wege der ‚Naturerziehung' Rousseaus kein dem Staate brauchbarer Mensch zu erhoffen wäre, obschon Rousseau nicht ein Feind der menschlichen Gesellschaft überhaupt gewesen sei. Auch für diesen Stürmer bleibe die moralische Natur der Endzweck aller Erziehung; er komme einmal nicht daran herum: die Natur müsse der Kunst weichen. Danach hatte Greiling Rousseau halb angeklagt, halb entschuldigt mit dem Satze: ‚Wenn eine Philosophie über den menschlichen Geist überhaupt zustande kommen sollte, so müßte sie erst mit der Erkenntnis der Menschen anfangen, ehe sie sich anmaßen konnte, eine Erkenntnis des Menschen zu besitzen.' Mit diesem Wort war Greiling der Anschluß an Kants Kritiken mehr als ein Ziel am Horizont aufgetaucht, denn daß ihm der Anschluß gelungen war; entsprechend etwa dem Ringen Fröbels in den Jahren 1806 und 1807 um eine „enzyklopädische Tabelle ... abgeleitet vom absolut einzigen ... Prinzip". Im ganzen war Greiling hängen geblieben bei der Betonung der Menschenwürde; er hatte sie nur vermehrt um den Lobpreis der Familienliebe, die beim Menschen und Schriftsteller Rousseau vor die Hunde ging. Im Familienglück Greilings mag dabei der Keimpunkt seiner Zweifel an Rousseaus Verkündigung zu suchen sein, wie denn auch seine späteren Studien und Schriften im Grunde vom Kummer um den frühen Verlust der Mutter seiner sechs Kinder getragen waren.

Doch ein fruchtbarer Gedanke, ausgelöst durch des Franzosen ‚Emil', hatte schon 1793 weiter gedeutet. Greiling schrieb damals:

‚Zuletzt muß ich noch erinnern, daß ich mir für den Pädagogiker und noch mehr für den Pädagogen nichts Lehrreicheres denken kann als Beschreibungen der Individualerziehungen im vollständigsten Zusammenhange. Solche Beschreibungen der Erziehungsarten, wo die allgemeinen und speziellen Gesetze und Regeln auf besondere Individuen, unter empirisch bestimmten Lagen und Verhältnissen, angewendet wurden, müßten für den Pädagogen eben so reichhaltigen Stoff zur Erziehungsweisheit und Klugheit liefern, als Biographien dem Seelen- und Menschenkenner den besten und brauchbarsten Stoff zur Lebensphilosophie darbieten. Aber wie viele Pädagogen werden und mögen sich wohl dazu entschließen? Mir ist bis jetzt nur eine solche Beschreibung, wie ich mir sie denke, und wenn ich so sagen darf, vom Ei bis zum Apfel, bekannt, deren detaillierte, für unverständige Leser aber nur wortreiche und weitschweifige einzelne Schilderungen dem praktischen Erzieher mehreren Nutzen schaffen können, als alle compendia artis paedagogicae.'

Mit dem Schlußsatz: ‚Und diese Beschreibung ist — Rousseaus Emil' war Greiling freilich am Tore des Pestalozzischen Zeitalters stehen geblieben; aber er war doch wenigstens mit dem Blick dem pädagogischen Jahrzehnt 1800—1810 weit voraufgeeilt. Sein erneutes Einlenken in diese Bahn gewann nun 1816 für Fröbel hohe Bedeutung.

Zur Zeit des Fremdjoches hatte Greiling sich in der Weise des deutschen Gemütes nach innen gekehrt und innig mit Jesus beschäftigt. Er war sich nicht bewußt, einen deutschen Jesus zu sehen, meinte vielmehr, Jesus als einer zeitlosen Erscheinung zu begegnen. Und da ihm sein eignes Erleben des Gottessohnes als ein allgemeines Bedürfnis seiner gedrückten Mitmenschen erschien, so hatte er an Jesus das versucht, was ihm in dem Rückblick auf Rousseaus Emil vorgeschwebt. Es war genau dasselbe, was wir hier am bescheideneren und zugleich greifbareren Gegenstande Fröbel versuchen. Carus, der einstige Lehrer des Freundes Fröbels, der Gönner Kulischs, hatte Greiling ermuntert zu einem ‚biographischen Kunstwerke'. Greiling bekannte in der Vorrede, ein langes Zittern nur mit Verzicht auf alles Kunstverdienst überwunden zu haben. ‚So entstand dies Werk'. Es erschien 1813 unter dem Titel ‚Das Leben Jesu von Narazeth. Ein religiöses Handbuch für den Geist und das Herz der Freunde Jesu unter den Gebildeten'.

Nicht der Willkür sondern einem inneren Zwange entspringend, fand dies unseren Zeiten verblassende Herzenserzeugnis den Beifall ungezählter Zeitgenossen. Seine Absicht umriß der Verfasser mit den Worten: er wolle Jesus als historische Tatsache innerhalb der Schranken der Menschheit als Menschensohn zeigen, stehend unter ihren ewigen Gesetzen. Er werde nicht unheilig naturalistisch noch dialektisch dogmatisch vorgehen, sondern rein historisch psychologisch. Er werde Jesus nicht messen, ihn vielmehr selber das Maß und die Norm reiner vollkommener Menschheit sein lassen. Er sorge sich, dem Dogmatiker zu frei zu erscheinen, werde sich aber freuen, ‚wenn das Buch von edlen Frauen geliebt würde, wenn Männer es der frommen Liebe der Frauen wert hielten'. — Was nun das Buch Greilings der heutigen Zeit ungenießbar machen muß, geht zurück auf den Fehler, eine Gestalt des Glaubens, über die fast zwei Jahrtausende den Schleier des Unnahbaren gelegt, herabziehen zu wollen ins Begriffliche. Aber Greiling kam damit wenigstens über die politische Romantik seiner Zeit hinaus. Er nannte ‚das Himmelreich, von welchem Johannes und Jesus verkündigten, daß es nahe sei', ein ‚moralisch-theokratisches'. Wenn man es recht verstehen wolle, dann sei dies Himmelreich Jesu zu bezeichnen als ‚moralischer Politismus'. Er näherte sich damit dem, was Schillers Erziehungsdenken im Schlußsatz der ‚Ästhetischen Briefe'

als Eigentum weniger und auserlesener Kreise bezeichnet hatte. Was aber Schillers Ästhetik anstrebte, indem sie als Grundlage des natürlichen Menschen bis hinauf zur höchsten harmonischer Bildung den Spieltrieb festhielt, das versuchte Greiling nicht nur an seinem Ideal, dem begrifflich unnahbaren; er tat es auch mit doppelt abwegigen Mitteln. Kants Erkenntniskritik verdarb ihm, wonach sein Herz sich sehnte, und fand ihrerseits durch Greilings vernünftelnd psychologische Ausdeutung insbesondere auch der evangelischen Wundergeschichten eine unzulässige Anwendung. Indessen empfand das romantisch gefühlvolle Zeitalter, so widerspruchsvoll das klingt, die Nähe Jesu weit begrifflicher, wenn man sagen will: unheiliger, als das die heutige Zeit der ‚Sachlichkeit' tut. Gruners Braut, Jungfer Luß, sah selbst hinter der vernachlässigten äußeren Gestalt Pestalozzis einen wiedergekehrten Jesus. Die Beispiele, wie schnell die romantische Zeit mit heiligen Namen zur Hand war, wenn ein kindlich edler Mensch ihr begegnete, sind aber zahlreich.

Fröbel nannte Jesus auf Grund eines Taufbriefes seinen „Seelenfreund". Ihm war das durch den Lauf seines Erlebens das Gegenteil eines bloßen Bildes und mehr als ein frommes Symbol. Das hinderte ihn nicht, anderer Glauben neben seinem persönlichen Erleben gelten zu lassen. Eine Fußnote Greilings wird nicht zuletzt einen Angelpunkt geboten haben, das Gespräch über das Buch mit Middendorff, der es ihm brachte, zu eröffnen. Wir kennen den Gedanken, den Bauer-Fallenstein in Fröbel geweckt hat, daß für das Bedürfnis der weiblichen Seele eine Vertraute im Jenseits, eine Maria fehle, die ihr in schwierigsten Zeiten das zu sein vermöge, was Jesus dem Jünglinge bedeute. Greiling kannte ein ähnliches Fühlen. Es sei das ‚jene Schwärmerei des Postellus in Venedig im 16. Jahrhundert, daß zu dem Sohne Gottes noch eine Tochter Gottes, zu dem Erlöser noch eine Erlöserin hinzukommen müsse'. Aber ausdrücklich lehnte das Greilings Fußnote als ‚töricht und unstatthaft' ab. So schleppte selbst er, 1765 geboren, den Fluch des Rationalismus, das Zuviel- und Zugenauwissen, bis in die Schauer seiner Ehrfurcht vor Jesus hinein. Es war auch sonst mancherlei darin, womit Fröbel nicht einverstanden sein konnte. Er liebte als Mystiker ein scharfes Herausetzen der Gegensätze, atmete aber in der damit verbundenen Polarität; während den durch Kants Kritiken gegangenen Greiling auf Schritt und Tritt eine Logik behinderte, die nicht in der Kraft selbst, sondern in deren Äußerungen die Einheit sucht und darum nie finden wird. Dieser falsche Ausgang zwang Greiling, trotz der Absicht, mit Jesu Leben ein ‚Originalleben, ein geschlossenes Ganzes' zu geben, bei Erzählungen der

Evangelien zu verweilen, die er selbst mit leiser Hand als ‚Märchen' weniger beiseite schob, denn mit Heranziehung anderer ‚Mythen' oder ‚Sagen' unaufdringlich ins Natürliche zurückzuführen suchte. So bei der Frage der Elternschaft, der Verklärung und Auferstehung Jesu.

All das waren Glaubensdinge, die sich Fröbel im ersten Jahrzehnt seines Lebens durch den strengen Vater scharf eingeprägt hatten. Über dem weichen Wachse seiner kindlichen Seele hatte sich die Form mystischen Glaubens so sehr gefestigt, daß der Erzguß des späteren Lebens alles, was einem Logiker wie Greiling als Mythus erscheinen konnte, unverändert in den Zügen aufbewahrte, die allein dem Bedürfnis kindlicher Seelen genügen. Fröbel konnte aus treu bewahrter Kindlichkeit über das nicht grübeln, was in späten Jahrhunderten nach Christus die Christenheit in zwei Hauptlager getrennt hatte; um so entschiedener wurde ihm Jesu Musterleben zur Forderung an den Menschen. Und wenn er auch nicht jedes Wort der Evangelien für wahr nahm, er verlor darüber nicht die Kraft, das Unerforschliche auf sich beruhen zu lassen.

Nicht zuletzt Fröbels ruhig festes Schweigen über Dinge, die Middendorffs Jünglingsseele nicht so unbedingt jeder Erörterung enthoben scheinen mochten, hat den Jüngeren mit heiliger Scheu in der Nähe Fröbels erfüllt. Um so höher muß das Glück Middendorffs gewesen sein, den Freund trotzdem über dem Buche verweilen, den Mineralogen durch Greilings ‚Jesus' gefesselt und gefördert zu sehen. Durch welche Einzelheiten aber konnte das geschehen? — Greiling betrachtete des längeren den zwölfjährigen Jesus im Tempel. Er meinte, daran zeigen zu können, daß das Kind Jesus ‚weder unter dem Despotismus der Liebe noch des Eigensinnes' gestanden habe. ‚Und in dieser Freiheit entwickelte sich sein gabenreicher und genialer Geist rein aus sich selbst, ohne durch äußern Zwang gehindert oder verkrüppelt zu werden.' Die Selbstbildung habe Jesu die ‚Originalität' erhalten. ‚Es ist mit Jesu, wie mit dem Sokrates, der unter allen Menschen mit ihm die größte Ähnlichkeit hatte.' Auch dieser sei sich selbst schon frühe als Lehrer überlassen gewesen. Jesus habe Familienerziehung erhalten, fern von der Hauptstadt, wo Verfeinerung und Unsittlichkeit geherrscht. Mechanische Beschäftigung (Greiling meint des Knaben Hilfeleistung beim Zimmermannsberuf des Vaters) sei ihm ‚sehr vorteilhaft' gewesen. — Noch einmal kehrte Greiling zum Vergleich Jesu mit Sokrates zurück. Er sprach von einer freiwilligen Armut beider, von beider Sinn für das Tun; wie sie Volkslehrer und Veredler voll Hoheit, Würde und Anmut gewesen und beide dennoch als ‚Opfer politischer Religion' gefallen seien. Wenn soweit die Waage des Vergleiches einstehe, so sei indessen zu bedenken, daß Jesus

keinen Platon gehabt habe, der ihn beschrieb. Den Ausschlag aber gebe: Sokrates habe nach wissenschaftlicher Kultur gestrebt, Jesu Ziel sei eine echte allgemeine Religion gewesen.

Nach dieser Vorbereitung ließ Greiling das öffentliche Leben Jesu vor seinem Leser auf 300 Seiten abrollen. Den Leser Fröbel mußte daraus folgendes ansprechen. Das Verhältnis des Meisters zu seinen zwölf Jüngern wurde als Freundschaft bezeichnet. ‚Diesen Bund der Freundschaft trennte der Stifter von der ganzen übrigen Gesellschaft und stellte ihn dar als eine besondere, kleine, in sich selber geschlossene Welt. Er trennte sie von dem beschränkten Nationalinteresse.' — Jesu Lehrart sei symbolisch. Mit ihr habe er der ganzen Menschheit ein geselliges (soziales) Verhältnis zu Gott gezeigt, durch das alle eine Familie wurden, mit Gott als gemeinschaftlichem Vater. So sei der Geist Jesu ein poetisch-schaffender gewesen. Seine Jünger hätten von ihm Regeln zu ihrem Verhalten empfangen. Sie hätten sich vor Prophetendünkel und geistlichem Stolz zu hüten. Verkündigung seiner Lehre sollte nach seinem Willen auch nicht zum Gewerbe herabsinken. Merkwürdig sei, daß der Meister selbst in Städten gelehrt habe; seine Jünger aber seien zu den Dörfern gezogen. ‚Wisset, sprach Jesus, die Lehre, die ich vortrage, ist gar nicht mein Erdachtes, meine Dichtung, sondern hat den zum Urheber, der mich sandte.' Frage man aber, was Jesus wohltätig Großes getan, dann laute die Antwort: er habe den rechten Glauben gebracht. ‚Glaube, ein Leben und Handeln in der Voraussetzung des glücklichen Erfolgs beseelte die weltzerstörenden Helden, und den weltbauenden Christus!'

Mit diesem Wort vollzog sich endgültig der Anschluß des Mineralogen Fröbel an die Erziehung. Denn unter dem Hauptnenner ‚weltbauender Christus' erschien ihm nun sein Fühlen, Beobachten und Wollen eines mit dem Geiste Jesu, ohne daß er als Mensch in die Gefahr kam, sich zu vergöttern. 1831 nannte er das Finden des Buches Greilings für ihn ebenso wichtig wie das frühere Finden Novalis: Greilings ‚Jesus' habe ihm „das reinste edelste Leben lebendig gestaltet" gezeigt. Es „wirkte sehr wohltätig auf mich, beruhigend, klärend, gestaltend. Alle meine frühesten Jugendgedanken, Empfindungen und Entschlüsse, genug mein ganzes Leben in allen Stufen seiner Entwicklung lagen in demselben vor mir, aber hier rein ein toter Kupferstich, den das Gemüt erst beleben sollte. In mir aber [war] das Leben selbst."

Kein Ausdruck kann besser Fröbels Empfindung am Schluß seiner Lesung verdeutlichen als dieser eine: „ein toter Kupferstich". Der Mineraloge hatte in seinen Steinen „ein zu helles Lebenslicht gesehen", als daß

ihn beschriebene Gestalt (!) befriedigen konnte. Stammelnd schrieb er im Monat Februar 1816 an die Frau von Holzhausen:

„Die Kristallwelt ist eine herrliche Welt, Und wo das Dunkel uns umgibt,
Denn wo des Wegs wir unkundig, Sie sicher uns zum Ziele führt."

„Ihr.
Seit ich die Allerheiligste gefunden,
O! welch' ein Friede wohnt in meiner Brust.
Von jeder Last bin ich entbunden,
All' mein Geschäft wird mir zur Lust.
Nichts kenn ich mehr, was ich noch suchte.
Ein jeder Wunsch ist nun erfüllt,
Und jedes Streben ist gestillt.
Drum weih ich dankbar ihr mein Leben."

Eine unpersönlichere Herzensheilige als diese „Allerheiligste" konnte sich niemand für die Andacht zum Tatleben errichten. Sie erschien in zahlreichen Stellen seiner Tageblätter unter dem Namen „heilige Mutter Natur", „allerheiligste Mutter", aber auch als „Mutter Gottes". So kehrte auch das Monogramm Christi ☧ und später sogar ein Zeichen wieder, das den Namen Maria mit diesem Chirho zu verbinden suchte:



Wer danach noch in Fröbels Schauen der Lilie (der heiligen Blume der Isis und der Mutter Maria, sowie anderer höchsten Gottheiten manches Kulturvolkes) ein Suchen ähnlich der Sehnsucht nach der ‚blauen Blume der Romantik' sieht, versteht Fröbel nicht. Seine Lilie ist das Natursymbol seines Tatwillens, nicht das Sinnbild träumerischer Sehnsucht.

Die Ehrfurcht vor dem verborgenen Gott, der allein „schlechthin gut" sei, blieb davon gänzlich unberührt. Die Reinheit der „Allerheiligsten" erschien ihm ihres Gottesfunkens wegen überall gewährleistet, wo jedes individuelle x der Schöpfung sich nach eigenem Gesetz umflächt. „So kann auch der Mensch nur individualisiert gut sein, d. h. das, was er nach Zeit und Raum in $\sigma\varphi$, seinem loco nach Jacob Böhme, ist und sein kann", schrieb Fröbel 1816 in seine Tageblätter. Sein eigenes x wirkte sich aus in einem unaufhaltsamen Drängen, mit der Erziehung seine Andacht zu verrichten und mit der Familien-Erziehung auf dem Lande anzufangen. Jesus, sein eigener Seelenfreund, mahnte ihn, „zu erziehen nach den ewigen Gesetzen der Natur". Das schrieb der rückschauende 50jährige und umriß dies Erleben deutlicher mit dem Wort: „So stieg Er, damit ich unterscheide das Gewordene vom Gemachten, um zu unterscheiden das Sein vom Schein, die Form und Figur von dem Bilde und der Gestalt, mit mir wieder zurück in die Natur." Wie 1816 unter loco, so klang hier wenigstens im Ausdruck „Figur" noch einmal Jacob Böhme an. Und so über-

persönlich die „Allerheiligste“ gedacht war: auch dieser Kindmann fühlte in ihr ein Herz schlagen. Es war das Herz des Lebens, das Werdende, nicht das Gewordene, getrieben von der Liebe des Schöpfers. Gott blieb hoch über der Natur erhaben, ihm am nächsten vereint der Menschensohn Jesus. Nur ein Christenmensch, so meinte Fröbel und verstand darunter einen „von der Einheit aller Dinge in Gott durchdrungenen“, nur ein Christenmensch könnte empfinden, daß Jesus gekommen sei, um „in dem großen Herzen der Natur sein noch größeres lebenvolleres, in der großen Liebe der Natur seine hingebende, größere zu zeigen“.

Im Fröbel von 1816 vollzog sich so die selbständige Geburt des panentheistischen Glaubens, völlig unabhängig vom Einfluß des philosophischen Begründers dieser Weltanschauung, K. Chr. Fr. Krause. Mit der Belebung des „toten Kupferstiches“ Greilings vom Leben Jesu durch seine Zusammenschau mit der Natur wurde Fröbels religiöses Leben ein für allemal zur Hingabe an die „Allerheiligste“ im Diesseits, an die Gottheit des Logos. Dieses Mystikers Erziehung wurde eine religiöse Lebenskunst.

Aber solche Entwicklung konnte nicht durch ein Buch allein bewirkt werden. Leise hatte das Geschick weitere Fäden gesponnen, um den Kristallmenschen von den Steinen zurückzufordern. Die enge Stubengenossenschaft hieß Middendorff, den Genius Fröbels stärker beschwören, ohne daß beide es wußten. Wir hörten, Langethal hatte im Frühjahr 1815 Privatstunden im Hause des Bankiers Bendemann übernommen. Im Herbst darauf hatte er Middendorff dem Bruder Bendemanns als Hilfslehrer empfohlen. Beide Privatlehrer mußten Rechenunterricht erteilen. Das lag den Theologen zunächst nicht. So hatten sich beide, noch vor Fröbels Beschäftigung mit Greiling, an den Mathematiker im Freunde gewandt und sich von ihm in mancher Stunde über die beste Art mathematischen Unterrichts Rat geholt. Das war nur ein mittelbares Lehren, noch dazu bei fast fertigen Charakteren, gewesen. In Fröbel war unterdes, halb aus Rücksicht auf das tägliche Brot, halb aus erwachender Sehnsucht nach dem Umgang mit Unmündigen, die Lust zu eigenen Privatstunden erwacht. Die Freunde mögen ihm Stunden im Hause eines Obristlieutnants vermittelt haben. Fröbel unterrichtete dort die älteste Tochter. Allein wiederum stärker als diese Übung hatten im selben Hause die Augen eines ungefähr zweijährigen Kindes den Genius angezogen. Das kleine Geschwister seiner Schülerin wurde zuweilen während des Unterrichtes von der Wärterin durch die Stube getragen, und jedesmal verlangte das Kind danach, ihm seine Zuneigung zu zeigen. Noch der 50jährige erinnerte sich, daß die kindliche Zuneigung „wenigstens“ dazu beigetragen

hat, freudiger und zuversichtlicher am Erzieherberuf festzuhalten. „Denn sie geschahe mir grad in der Zeit, als ich eben in mir sehr mit der Wahl und Festhaltung desselben beschäftigt war."

Ganz selbstverständlich hatte Fröbel nicht immer Gehilfe eines Mineralogischen Kabinetts bleiben wollen. Was auch immer die vortrefflichen Vorlesungen Weißens in der Mineralogie, Kristallographie, Geognosie usw. über die Einheit der Natur und ihrer Gestaltungen ihm vorführten, vor seinem Geiste lag die höhere und größere Einheit. Wir erwähnten, daß sein Urphänomen, die Kugel, unmöglich bei den Kristallen zu finden war; er mußte mit seiner Schau streng genommen bei der raumlosen Kugel, dem nur noch gedachten Punkt, anlangen. Die Ahnung davon kam in einer Eintragung seiner Tageblätter dieses Jahres 1816 zum Ausdruck: „Die Unsichtbarkeit Gottes liegt schon in der symbolischen Darstellung Gottes als Punkt, der die Raumlosigkeit bedeutet." Nun grübelte er zwar über die Frage: „Was ist Raum?" und antwortete: „Gott schafft den Raum, schafft dasjenige, den Spiegel, die Physiognomie, wodurch sein Inneres, sein Wesen teilweise, d. i. in der Annäherung, erkannt werden kann. Der Raum an sich ist der eigentliche wahre Urstoff, durch [den] und an welchem sich das x, der Unbekannte, in der Zeit offenbart, wodurch er in der Zeit erkannt werden kann." Aus dieser Auffassung quoll seine Demut und Duldsamkeit: „Schlechthin gut ist nur Gott, ist nur x." Aus derselben Quelle kam aber auch die Not seines Schauens.

Als Forscher über den Steinen war Fröbel genau in der verzweifelten Lage Goethes, des Gestaltungdenkers, der in Italiens Flora sein Urphänomen der Urpflanze zu finden hoffte. Doch auch Fröbel ließ nicht ab, die Idee der Einheit, die er mit Augen sah, immer aufs neue auch in äußeren Formen zu suchen. Schillers ‚Kolumbus' verhieß ihm nach wie vor, daß die Natur leisten werde, was der Genius versprach. Mit diesem naturmystischen Glauben müssen wir ihm folgen in eine ganz ungemeine Schwierigkeit, die unabwendbar mit der Idee innerer Anschauung verbunden ist. Bei Pestalozzis Schau war sie ihm begegnet in der Doppelseitigkeit des Doppelpaares der pestalozzischen Begriffe „Natur" und „Kunst". Fröbel selbst aber litt an der Zwiespältigkeit des deutschen Begriffes ‚Gestalt' oder ‚Bildung'. Nur eine so sprachkundige und sprachgewaltige Zunge wie Goethes hat auszusprechen vermocht, worauf das Ziel ausging; Fröbel hat es traumwandlerisch durch Darlebung verfolgt und ist erst später zu ähnlichem Unterscheiden gekommen. In Goethes erstem Heft ‚Zur Morphologie' steht das Ziel vor uns aufgerichtet. Die Worte darüber waren wohl schon 1806—1807 niedergelegt; veröffentlicht hat Goethe sie erst 1817. Schwerlich sind sie Fröbel je zu Ge-

sicht gekommen. Er hätte sie ohne weiteres verstanden; und vielleicht hilft sein Erleben dazu, ihre anscheinende Dunkelheit erhellen.

Fröbel hatte sich zu Beginn des Jahres 1816 eingetragen: Alles was im All geschehe, sei ein Wechsel, ein Alternieren, ein Pendulieren, ein Schwingen, ein Oszillieren, ein Bewegen; kurzum ein Scheinleben, das Erscheinen, ein erscheinendes Leben.

Goethe schrieb 1806 zu 1807: ‚Der Deutsche hat für den Komplex des Daseins eines wirklichen Wesens das Wort ‚Gestalt'. Er abstrahiert bei diesem Ausdruck von dem Beweglichen, er nimmt an, daß ein Zusammengehöriges festgestellt, abgeschlossen und in seinem Charakter fixiert sei. — Betrachten wir aber alle Gestalten, besonders die organischen, so finden wir, daß nirgend ein Bestehendes, nirgend ein Ruhendes, ein Abgeschlossenes vorkommt, sondern daß vielmehr alles in einer steten Bewegung schwanke. Daher unsere Sprache das Wort Bildung sowohl von dem Hervorgebrachten als von dem Hervorgebrachtwerdenden gehörig genug zu brauchen pflegt.'

Goethe betonte des ferneren, daß ‚in allen allgemeinen Sprüchen, sie mögen noch so gut durchdacht sein, etwas Unfaßliches für denjenigen liegt, der sie nicht anwenden, der ihnen die nötigen Beispiele nicht unterlegen kann'. Er selbst griff als Pflanzenmorphologe zum Beispiel der Pflanze. Fröbel, der Menschenbildungsdenker, hat am Menschen, der er selbst war, ein bestimmtes Menschen-Beispiel gestellt. Sein Logos war das ‚Hervorbringende', seine eigene Bildung das vom Logos ‚Hervorgebrachte' ebensosehr aber das ‚Hervorgebrachtwerdende' der Lebens- oder Gestaltungskraft. Das heißt, seine ‚Bildung' stellt eine Aufgabe, die niemals Stillstand erlaubt. Der von uns nachgezeichnete Vorgang dieser Bildung in ihrer Gestaltung bis 1816 wird aufs genaueste von dem Abschnitt umrissen, den wir dem gleichen Goetheschen ‚Vorwort' entnehmen:

> ‚Jedes Lebendige ist kein Einzelnes, sondern eine Mehrheit; selbst insofern es uns als Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung von lebendigen selbständigen Wesen, die der Idee, der Anlage nach gleich sind, in der Erscheinung aber gleich oder ähnlich, ungleich oder unähnlich werden können. Diese Wesen sind teils ursprünglich schon verbunden, teils finden und vereinigen sie sich. Sie entzweien sich und suchen sich wieder und bewirken so eine unendliche Produktion auf alle Weise und nach allen Seiten.'

Als naturwissenschaftlicher Forscher mag man darin eine Goethesche Fortsetzung des Begriffes ‚Bildungstrieb' sehen, den Blumenbach in Göttingen in die Wissenschaft eingeführt hatte. Fröbel hatte lange genug dergleichen als Trieb zur persönlichen ‚Vervollkommnung' empfunden. Als Bildungsdenker, den es zur Erziehung drängte, wurde bei ihm daraus der Trieb zur Einigung mit dem Leben nach allen Seiten.

So konnte schon der Mineraloge Fröbel die Gestaltungsgesetze nicht bloß in der Natur der „Festgestalten" verfolgen. Gewiß, die neuen Bemühungen um die klassischen Sprachen unter Teilnahme des Professors Krzyzanowski sollten zweifellos einen vollgültigen Professor aus dem vorläufigen Gehilfen machen; das Latein sollte dazu dienen, ihn für den Lehrberuf, womöglich an einer Universität, auszubilden. Über diesen Übungen aber hatte Fröbel auch in der Sprache kristallene Gestaltungsgesetze erkannt. Er konnte nicht anders. Es traten ihm nämlich die in der Schweiz erkannten und gepflegten Wahrnehmungen der Sprache in den Kreis seines Denkens über die Sphäre. Inneres und Äußeres, Kraft und Stoff meinte er selbst bis in die Elemente der Worte, bis in die Laute hinein unterscheiden zu können. Die hörbaren Töne, die Selbst- und Umlaute, versinnlichten ihm den eigentlichen Geist der Sprache, die Tonbildner; die Mitlaute aber den Körper. Er maß auch hierbei nur fühlend die Kraft, setzte keine wertenden Unterschiede. Worte waren ihm, so müssen wir uns sein Sinnen verdeutlichen, kleinere Zellen des Gesamtlebewesens, das sich Sprache nennt, und Unterschiede jeder besonderen Volkssprache Ausdruck eines besonderen Landschaftsgeistes. Damit war er dann bei dem, was wir als den recht unterschiedlichen Geist einer Sprache bezeichnen, der mit dem Wissen von Vokabeln, den eingelernten Abwandlungen derselben und dem Lernen der Satzbildung noch längst nicht begriffen wird.

Dazu trat, was ihn Arndt in ‚Germanien und Europa' gelehrt: ‚Wie jeder Mensch z. T. redet aus dem Leibe seines Volks, dessen er ein Glied ist, so muß er auch reden aus dem vollen Leibe seiner Zeit; er kann es nicht ändern.' Dieser Satz Arndts rechtfertigt Fröbel vor uns, wenn er als Mensch eines Zeitalters, das überall nach Einheit ausschaute, nicht frei blieb von den Spielereien über die Sprache, mit denen romantische Dichter seiner Zeit immerhin doch auch die Ausdrucksfähigkeit der deutschen Lyrik nicht wenig gesteigert haben. Er seinerseits ging dabei einer Gegensätzlichkeit von „Innen" und „Außen" bis in den Klang der Selbstlaute nach. So gerade im Winter von 1815 zu 1816. Über all dem kann man im Zweifel sein, ob Fröbel ein Professor der Mineralogie oder der Philosophie geworden wäre, wenn sich vollendet hätte, was ihm damals angeboten worden sein soll: eine Professur an einer schwedischen Universität.

Am 9. April 1816 aber bat der Gehilfe Weißens das Ministerium — um seine Entlassung. Er fühle sich nicht imstande, alle Forderungen genau zu erfüllen. Darum halte er es für eine Pflicht der Dankbarkeit, eine gnädige Verabschiedung nachzusuchen, „wenn auch nicht ein selbständiges Wirken zugleich mich forderte". Wir horchen auf bei der eigenartigen

Begründung. — Zwei Beobachtungen verbauten ihm den Weg zum Wirken als Universitätslehrer. Es habe ihm an einer eigentlichen gelehrten und klassischen Kastenbildung und an gehöriger Vorbildung für höhere Naturkunde gefehlt, sprach er noch ein Dutzend Jahre danach aus. Noch mehr aber schreckte ihn selbst von der akademischen Laufbahn zurück, daß er von seinem Interesse in der studierenden Jugend zu wenig wiederfand.

Die Entwicklung abendländischer Hochschulen hat den Begriff Universität nicht unwesentlich von dem der Akademie Platons entfernt. Universitäten waren zwar Stätten der Forschung geblieben, soweit die Lehrer Forscher waren. Für die Mehrzahl der Studierenden sanken sie von vornherein herab zu höheren Berufsschulen. Nun hauste aber Fröbel im mineralogischen Kabinett zu Berlin als ein Forscher, der zwar alle äußeren Forderungen seines Gehilfenamtes mit unbedingter Gewissenhaftigkeit erfüllte. Sein Gesuch wurde darum auch abgelehnt. Aber er selbst war doch der Mann, dem andere Forderungen das Herz beunruhigten. Er sah, der Mensch erhält durch die Kenntnis der Naturgegenstände erst ein Fundament, auf dem er weiterbauen soll. „Autorität auf fremdes Wissen" gegründet war ihm ein „Nicht- und Nichtswissen", nicht jenes sokratische Nichtwissen. Er lehnte Autoritätswissen gerade aus sokratischem Geiste ab, „solange wir nicht in uns den Schlüssel dazu gefunden haben". Diese Tageblatt-Äußerungen von 1816 fordern ausdrücklich: der Erzieher müsse „sokratisch **handeln**". Aber den entsprechenden Trieb, der zur Selbst- und Lebensdarstellung leitet, vermißte er bei der studierenden Jugend.

Er machte ihr daraus keinen Vorwurf. Aber er erkannte ein Zweifaches. Einmal, daß der Mensch zu solcher hohen „Ansicht der Natur" von frühe an geleitet und für sie erzogen werden müsse. Dann aber, daß auch ein so Erzogener notwendig noch als Student vor einer Menge von Mißgriffen behütet werden müsse, um zur Bestimmung der Menschheit, die ihm vorschwebte, gelangen zu können. So mochte er selbst mit dem eigenen Lehrer Weiß unzufrieden sein, wenn dieser, wie billig, den Kopf schüttelte zu einem Wort wie dem folgenden: „Alles wahre Erkennen geschieht nur unmittelbar ... durch uns und in uns." Er beschloß, von jeder felsenfest hingestellten Lehre abzusehen, darum, weil an einer „so schroff hingestellten Individualität" der Lehre die noch nicht ausgebildete Individualität des Schülers zersplittere, abstumpfe.

Alle seine Erlebnisse vom Winter 1815 zu 1816, der Umgang mit Middendorff und Langethal, Umgang mit dem aus Greilings „totem Kupferstich" zum innigeren Leben ergriffenen Jesus, Unbefriedigung am akademischen Leben, nicht zuletzt die Augen eines zweijährigen Kindes führten zum Aufgeben der Universitätslaufbahn. Bald gab es

kein Schwanken mehr, der Gehilfe Weißens verlangte im Sommer 1816 von Monat zu Monat mehr danach, alles hinter sich zu lassen, um als Erzieher noch bildsame Menschen „in Stetigkeit, Klarheit und Sicherheit" ihren verschiedenen Berufen zuzuführen.

Noch 12 Jahre später faßte er die einstige Stimmung in beflügelte Worte: „Da trieb es mich, alles lassend und alles opfernd zu den Menschen, zur Erziehung des Menschen zurück, trieb mich zurück, die im Geiste und durch den Geist erschauten, in der Natur wie im klaren Spiegel wiedererkannten Gesetze der Wesenentwicklung für und in der Menschenerziehung anzuwenden: den Menschen in und durch, für und zur Darlebung seines Wesens, seines Menschheitswesens und so das Wesen an sich, nach dem Gesetz der Entwicklung zu erziehn." Es ist verlorene Mühe, ein einziges Wort in diesem innersten Seelenerguß als Wiederholung eines schon Gesagten entdecken zu wollen. Jede Streichung würde einen Radius der Kugel des Fröbelschen Wollens herausbrechen.

Nüchtern betrachtet handelte es sich ihm nur um die Verallgemeinerung seines bisherigen Lebens. Aber im Tageblatt von 1816 sprach er sich darüber so aus: der Mensch solle in sich durchleben die verschiedenen Seins-, Lebens- und Menschenansichten oder die verschiedenen philosophischen Systeme; aber auch die verschiedenen Religions- und Glaubensformen und die verschiedenen historischen Momente des Menschengeschlechts; endlich die verschiedenen Darstellungs- und „Handlungsweisen". Verallgemeinert konnte das natürlich auch nur für den Erzieher gelten. Und zwar nach jenen Grundsätzen der Mutter in ‚Hermann und Dorothea':

‚Wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen:
So wie Gott sie uns gab, muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.'

Am wenigsten brauchte Fröbel zu grübeln über das, was in solcher Erziehung offen bleibt: Die rechte Vereinigung von Freiheit und Nötigung. Diese schwierige Frage hatte er in Tageblättern des Jahres 1816 mit seiner religiösen Auffassung des Gesetzes jeden Dinges und des Menschen seines Ziels gelöst: „Er kann absolut sein Sein seinem ganzen Inhalt, seinem ganzen Wesen nach nicht wissen, wenn er es nicht lebt, d. h. gestaltet." Gerade darum mußte dieser Entdecker seine Erziehungsidee darleben, sie im Leben gestalten, um sie endlich ganz zu wissen. Schließlich war Fröbels Tun dasselbe, was Goethe in seinem tiefsten Gedicht beobachtend bezeichnete als ‚geprägte Form, die lebend sich entwickelt'.

Ein zweites Entlassungsgesuch befreite Fröbel mit Ende des Sommersemesters von seinen amtlichen Verpflichtungen. Es brachte aber auch eine Entfremdung von seinem treuen Gönner, der seinen Gehilfen nicht

begreifen konnte. Ein Gespräch vom Dezember darauf, durch Middendorff aufbewahrt, läßt uns erkennen, was Weiß noch dem Scheidenden entgegengehalten haben muß. Es tat ihm leid, Fröbel nicht mehr zu besitzen. Wegen Fehlens gehöriger Kenntnisse hätte er seinen Posten am Museum nicht aufzugeben brauchen. Die ruhige, helle Klarheit, die dem Erzieher nötig ist, sei bei ihm nicht zu vermuten. Er habe keine bestimmte Richtung, so daß es ihm an Ausdauer von innen fehle. Woher wolle er schließlich den Unterhalt nehmen, den er zum Leben brauche? — So hat auch dieser feine einfühlende Freund Fröbel nur auf das hin angesehen, was vor Augen liegt. Aber härtere Schläge von Frankfurt her hatten den Verkannten im letzten Halbjahr gegen diese Enttäuschung stumpf gemacht.

* * *

33.

Beethovens ‚Fidelio'? — Schema des „Naturalisten". — Hörig seiner Idee.

Frau von Holzhausen scheint sich bei den ersten Zeichen der tiefen Erregung seines Genius zunächst gesorgt zu haben, er werde sich am eigenen Feuer verzehren (wie Hardenberg). Denn die nächste Eintragung nach den jubelnden Akkorden ihres Gedankenbuches spricht von Menschen, ‚denen häufigere und stärkere Kunde aus dem unsichtbaren Reiche zukommt, und es sind gewöhnlich solche, die in dieser schon inniger leben oder frühem Übertritt bestimmt sind'. Die nächsten Worte waren wieder französisch, deuten aber auf ein Gefühl inniger Vertrautheit. Dann aber brach in deutschen Lauten die alte Selbstquälerei wieder durch:

> ‚Denn ist es nicht ein großes Unglück, das schöne Ziel des Lebens in der Ferne gesehn zu haben, und es, im ewigen Streite mit sich selbst, mit bittern Vorwürfen und peinigender Unruhe beladen, nie zu erreichen.'

Wir wissen nicht, wie die Frau Fröbels Parabeln vom Würfel und Eichkern aufgenommen hat. Haben danach etwa Äußerungen über sein Glück im Umgang mit Middendorff Eifersucht in ihr erweckt? Des Tages ihrer Geburt hatte Fröbel durch eine abgerissene Notiz in seinen Heften gedacht:

„Feier des 12. Febr. 16. Schlägt Dir ein ähnliches Herz, so gib Dich ganz und für ewig. Ist Dir dies Kleinod versagt, werde Dir selber die Welt.

Tod — Ariadne — Leukothea — Vernichtung seiner selbst.

Leben, Ariadnes Krone — Leukotheas Schleier — Gewinnung seiner selbst."

Hier war also bereits ein neues Trennendes zwischen ihn und die Geliebte getreten, umso schmerzlicher, als dies jetzt kein erkältendes äußeres Wort gewesen war. Das Gefühlsband der Einigung erschien ihm von

seiten der Frau gelöst. Vielleicht empfand Fröbel auch umgekehrt, daß es sich gegenüber seiner Männer-Freundschaft herrisch zur Fessel zu machen drohte. Denn am selben 12. Februar fügte er der eigenen Angleichung an Herders Theseus-Melodram, dem Melodram der Befreiung der Menschheit, hinzu: „Warum in Frankfurt alle meine mir so teuer im Herzen ruhenden persönlichen Verhältnisse vernichtet, zerstört? damit ich mich vom einzelnen persönlichen zum allgemeinen wende." Danach folgte am 16. Mai jene Eintragung: „Wie ich wußte, was Sterben sei, wußte ich bald darauf, was es heiße, Gatte, Familienvater sein." Aber noch blieb seine Zuversicht auf einstiges Verstehen ungebrochen. Er fügte hinzu: „Die Zeit des Schwindens alles Widerspruchs ist die Zeit der Lilie. Da werde ich auch mit der Freundin ganz ausgesöhnt sein."

Danach hatte er wieder zu Böhmes ihm von der Freundin geschenkten ‚Morgenröte im Aufgang' gegriffen. Die andern Bücher des deutschen Philosophen waren auch zur Hand. Er fand bei solchen Trostversuchen, daß wohl in sämtlichen Schriften die Idee eines lebendigen Zusammenhanges der moralischen und physischen Welt und der Gedanke einer sinnbildlichen Bedeutung des Sichtbaren für das Unsichtbare durchgehe, dies aber so durcheinander geworfen, verwirrt in der äußeren Darstellung, daß selbst der verwirrt werde, welcher schon mit der Klarheit des Gedankens ans Lesen selbst gehe. Einzelne allgemeine Wahrheiten Böhmes nahm er von diesem Urteil aus. Der Freundin Versuche, ihn Böhme anzunähern, hatten also entgegengesetzten Erfolg. Wahrscheinlich hat Fröbel daraufhin beschlossen, ihr gegenüber von seinen äußeren Plänen zu schweigen. Er war bereits bei der Musterung seiner Bücher, um alles irgendwie Entbehrliche davon zu verkaufen. Sinnend hatte er vor der von Karl Poppo erstandenen neunbändigen Ausgabe gestanden. Den eigentlichen Inhalt selbst genauer kennen zu lernen, konnte er sich nicht entschließen. Er ging das ziemlich ausführliche Inhaltsverzeichnis durch, um dann über die ihn ansprechenden Gegenstände an den angegebenen Orten nachzulesen. „In dem Register mußte nun die Heraushebung der Inhaltsgegenstände: Lilie, Lilienzeit, Lilienzweig, Erscheinen des Lilienzweiges und der Lilienzeit, Grünen des Lilienzweiges usw. meine ganz besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen; nicht aber so wohl konnte mich das, was in Böhmes sonderbar verworrener Sprache darüber gesagt ist," [fesseln].

Sein Schweigen zur Geliebten macht seine wachsende Verschlossenheit vor Weiß noch verständlicher. Mit jener verband ihn ein weit engeres und längeres gegenseitiges Aussprechen. Vor allem aber klang noch die Erinnerung an eine Stunde vor mehr als 5 Jahren nach: „Ich fragte sie: und wenn der Weg des Mannes durch Nacht und Tod, durch Angst und Hölle

ginge, würdest du ihm folgen? Vertrauensvoll sagte sie ja.“ Aber in diese Erinnerung war von seiten der Frau jetzt der erste, wirklich schrille Mißton der innersten Seele gekommen. „C“ habe „den Grund des hohen Vertrauens, mit welchem sie mich liebte, als eine Lüge widerrufen. Ihre und meine Liebe erscheint ihr als Sünde, die sie Gott abbüßen muß. Durch diese innere, nicht wie sie vorgibt, äußere Trennung sind alle heilsamen Folgen unseres sich Gefundenhabens vernichtet worden. Nur wenn sie mich in sich wiederfindet und mir in sich zu leben erlaubt, kommt die Zeit ihrer Erlösung.“ Diese Spannung hat Fröbel damals in die Oper ‚Fidelio‘ getrieben. Er machte den Besuch zu einer Feier der zehnten Wiederkehr des 6. September 1806 und schrieb in seine Tageblätter: „Decennie des 6. Sept. 1806. Fidelio — Dank und Lebewohl.“

Beethovens einzige Oper gilt als ‚das Hohe Lied der Gattentreue.‘ Wir müssen an diesen Lobgesang mit Fröbels damaliger Einstellung herangehen. Gewiß hat ihm eine Leonore als Fidelio den weiblichen Menschen verkörpert, dessen Opferfähigkeit und Mut weibliches Fühlen und männliche Kühnheit in sich zu höherer Einheit verband. Für Fröbels kindliches Schauen war darum schon die äußere Erscheinung dieses weiblichen Helden besonders eindrücklich. Selbst dem heutigen Hörer tritt die Gestalt Florestans daneben vielleicht zu sehr zurück. Beim Hörer Fröbel kann das nicht der Fall gewesen sein. Beethoven hatte im Gatten ‚des Engels Leonore‘ den ungebeugten Kämpfer für Menschenrechte verherrlicht. So erst wurde Florestan-Eleonore das einander würdige Paar. Daß dies übrigens dem Fühlen des Tondichters entsprach, lehrt der nach der Schöpfung ‚Fidelio‘ geschriebene Brief an die ‚unsterbliche Geliebte‘, der erst in Beethovens Nachlaß gefunden wurde, und von dem gesagt wird, das nach ihm des Tonschöpfers weiteres Schaffen, mit der Appassionata einsetzend, ‚eine Idealität anzunehmen beginnt, wie sie in solch wahrhaft überirdischem Glanze selten gesehen worden ist‘. ‚Kann unsere Liebe anders bestehen, als durch Aufopferungen, durch nicht alles verlangen?‘ ist in diesem Briefe zu lesen. Auch das Wort: ‚Nur vergißt du so leicht, daß ich für mich und für dich leben muß. Wären wir ganz vereinigt, du würdest dieses Schmerzliche ebensowenig wie ich empfinden.‘ Und endlich: ‚Sei ruhig[!], nur durch ruhiges Beschauen unseres Daseins können wir unseren Zweck, zusammen zu leben, erreichen.‘

Fröbel hat in seine Tageblätter von 1816 geschrieben: „Was soll nun der ausgebildet, der vollendet gebildete Strebende sein? Er soll Maler, Ertöner, Redner, Gestalter, Denker, Empfinder seines Wesens, d. i. des Lobes und Preises seines Schöpfers sein, sein Leben sei ein ewiger Gottesdienst, ein ewiges Entfalten, Bilden, Gestalten, d. i. ein ewiges Sterben,

d. i. ein stets Vernichten des Außern, damit stets und ungehindert und rein das Sein, das Leben, x sich offenbaren kann". Und nun kam als Echo auf ähnliche Briefe jene Anklage einer Frau, die Fröbel nicht sinnlicher umschwärmt hatte, als das bei Beethovens Verehrung der ‚unsterblichen Geliebten' stattgehabt. Ganz selbstverständlich, Fröbels Liebesleid war unter manchem Unterschiede dem Schmerze Beethovens nur verwandt. Wie tief verwandt aber aus innerstem Fühlen sein Aufschrei dem im hoffnungsvollen Briefe des Meisters der Töne ist, das dürfte der Leser des ganzen Schreibens bei Beethoven finden.

Fröbels Dezennienfeier am 6. Sept. 1816 wird seine Seele bei jenen Tönen zu Florestans Worten haben aufgehen lassen: ‚Süßer Trost in meinem Herzen: meine Pflicht hab' ich getan.' Aber der Widerruf innigster Liebe schnitt den Nerv der Fröbelschen Seele an. Man erinnere sich seines Wortes zu Christoph über das Vertrauen als Lebensträger. Wir bedürfen dieses weiten Hintergrundes, weil uns der 6. Sept. 1816 noch tiefer beschäftigen wird. Wir sind dazu noch nicht vorbereitet genug. Das geahnte völlige Versagen der geliebten Frau ward erst am 12. Sept. 1816 zur Gewißheit. Da schrieb Fröbel nieder: „Sie hat nicht Wort gehalten. Sie folgte nicht vertrauensvoll durch Tod und Hölle. Hast du Wort gehalten?" Frau v. Holzhausen muß mit einem sonderbaren Verlangen an ihn herangetreten sein. Am nächsten Tage kam von seiner Hand zu Papier: „13. Sept. 1816. An Sie in Hinsicht ihres Vorschlags, in einen Orden zu treten: Du willst mich Mann? Du wünschst doch, daß ich mich dem Rechte des Mannes, ein Ich zu sein, begebe?" Der Nachdruck ist auf das Wort „doch" zu legen. Damit hatte die Frau den Vertrauensbruch vollzogen, nun nicht mehr nur an ihm, sondern an der ihm heiligsten Idee der Selbstbestimmung. In dieser Vereinsamung begann Fröbel sein weiteres Schaffen in unerhörter Idealität.

Wahrscheinlich schon vor dem eifersüchtigen Ansinnen der Frau hatte Fröbel seinem Tageblatt anvertraut: „Sei ruhig, Mann! klar, wie andere Wesen. Andere Kräfte wirken auf dich ein, nimm sie ruhig auf in dir, damit sie durch ihr Sein dir das deine offenbaren, damit du siehst, in welcher Richtung ihr Wesen das deine treffe und durchkreuze ... damit du erkennst deine Mitte und die Quelle deines Wesens." Das „Sei ruhig!" hat denselben heroischen Atem wie der gleiche Ruf in Beethovens Brief. Als Fröbel mit Klängen Fidelios die „Dezennie" seiner „geistigen Ehe" feierte, war das bereits mit „Dank und Lebewohl" ein Abschiedsfest gewesen. Auf Beethovens Tönen, die mehr als die Worte sagen:

‚In des Lebens Frühlingstagen ist das Glück von mir entflohn!'

war die Glut seiner irdischen Empfindungen für diese Frau übergegangen

in Sternenfrieden, der in seiner Seele bereit lag. Schon am 6. September der „Feier" 1816 hatte er sich auf „die Mitte und die Quelle seines Lebens" besonnen. Der 34jährige war so tief in sie zurückgekehrt, daß er sich selbst darüber vergaß. Es klingt erkältend, zu sagen: im Anblick der „Umfläche" seines individuellen x wurde dieser Entsagende alles persönlichen Lebensschmerzes ledig. Dennoch hilft dieses Erinnern an seine Auffassung von „Sphaira" zum Verständnis. Erschütternd groß für den Beobachter ist die Kraft Fröbels zu nüchternem Schauen an solchem Tage. Angesichts eines Erlebens, das romantische Geister zu wortreichen Klagen über ein wehvolles Geschick verleitet hätte, um im Elend wenigstens noch etwas zu genießen, entwarf er ein Schema seiner Weltkugel. Das Schema bestimmte von seiner Mitte aus die Fixsterne, die seinem Mikrokosmos leuchteten. In Wahrheit gestaltete er damit das Seelenkristall des kosmischen Menschen, der er selbst war. Das volle Verständnis des nüchternen Schemas setzt freilich alles voraus, was sein bisheriges Erleben ihm gegeben, insbesondere das des wichtigsten Jahresringes vom Johannistag 1815 bis etwa zur gleichen Zeit 1816. Die Aufzeichnung, datiert vom 6. September 1816 in seinen Tageblättern, lautet:

„Das Symbol der Materialisten ist eine Kreislinie oder die (Rinde) Kugelfläche einer Kugel, beide **ohne Mittelpunkt** also

$$\text{Materialisten} = \bigcirc = \oplus = \pi.$$

Das Symbol der Idealisten ist ein **Punkt ohne Umkreis**, ohne Umflächung $= \cdot = \xi = x$.

Das **alles** erfassende, alles umfassende Symbol der (echten, der wahren) Naturalisten ist eine Sphäre mit Mittelpunkt, ist geeintes π und ξ,

ist  $= \sigma\varphi$.

Diese Philosophie kann man die Sphärische nennen. Ihre Bekenner in Wort und Tat, i. e. in und durch Leben $= \sigma\varphi\alpha\iota\rho\alpha$, die Sphäristen.

Ganz nach dieser Ansicht kann man auch die Menschen unterscheiden, und so gibt es 4 Hauptklassen:

1. erstlich solche, die bloß in ξ leben.
2. dann solche, welche bloß in π leben;
3. weiter solche, welche abwechselnd, bald in π, bald in ξ leben;
4. endlich und zuletzt solche, welche im geeinten π und ξ, d. i. in $\sigma\varphi$ leben.

I. Zu der ersten Klasse gehörte ☧; es gehören hierher die Idealisten; an sie grenzen am meisten die Schwärmer und Mystiker. Fichte gehörte hierher. J[acob] B[öhme].

II. Zu den zweiten gehören die Materialisten; die Atomisten, also die ganze Gesellschaft der französischen und englischen Philosophen und die sich an sie anschließen; viele sogenannte Naturphilosophen mit ihren Antagonisten gehören hierher, selbst Schelling, wenn das, was man zuletzt von ihm sagte, gegründet ist.

III. Hierher gehören die kritischen Philosophen; daher zuerst Kant.
IV. Zu der letzten Klasse gehören die, welche den Menschen in seiner ganzen Totalität in die Augen fassen und darzustellen sich bemühen, so J. J. Rousseau, Pestalozzi. Die (echten) Magiker, die Sphäriker."

So schaute Fröbel also mit klaren Augen seine eigene Mystik. Er bestimmte nicht nur Jacob Böhmes Ort an seinem Himmel voller Seelenaugen. Selbst Jesu (☧) wagte er den Platz anzugeben, erst recht den aller von Jesus überstrahlten Geister. Er bezog alles jemals auf Erden und bis in die letzte Zeit stattgehabte Schauen in seine kristallene Kugel, stellte aber seine eigene Mystik ganz auf das irdische Tatleben ein, nämlich in den Dienst nicht des Lebensgenusses, sondern der Lebenserkenntnis zum Zweck der weltenbauischen Bestimmung der Menschheit. Der ein deutscher Romantiker vom Anfang des 19. Jahrhunderts zu sein schien, dieser 34jährige Mensch der Schicksalsüberwindung hatte seinen überzeitlich gerichteten Genius erkannt. Und er fand sich ab mit dem Schicksal jedes reichen Geistes: ‚Entbehren sollst du, sollst entbehren!'

Über dem weltenbauischen Tatleben, zu dem Fröbel sich im Herbst 1816 ausschließlich wandte, leuchtete das Wort, das er im Jahre vorher zu Böhmes ‚Aurora' gesetzt: „Die Morgenröte im Aufgang. Wohl ist sie im Aufgang." Er verstand diesen ‚Aufgang', ohne den Goetheschen Faust zu kennen, genau nach dem Faustwort: ‚Im Anfang war die Tat.' — So sehr war er dem Tun hingegeben, daß der Mensch Fröbel nicht beachtete, wie das Schicksal seinem männlichen Tatleben bereits die echte Gehilfin heraufgeführt hatte. Sie tauchte gleich dem Morgenstern auf, verbarg sich aber noch vorm aufgehenden Tag. Es war in den letzten Wochen seiner Tätigkeit im Mineralogischen Kabinett gewesen. Wahrscheinlich kommt der Monat September 1816 in Frage, in dem Fröbels Seele durch den Widerruf seiner Liebe „als Sünde" bis in die Tiefe erregt war. Middendorff und Langethal wußten, daß der Freund sich von Berlin trennen wollte; wohin es ihn treibe, hat er sie nur in Andeutungen wissen lassen. Er werde genaueres schreiben, sobald die äußeren Bedingungen sich so geklärt hätten, wie seine Rechnung es erwarte. — Middendorff hatte die Bekanntschaft mit Henriette Klöpper gepflegt. Jedenfalls hatte er ihr und ihrer Familie von seinem Freunde so freundlich gesprochen, daß sie vorm Weggang Fröbels kamen, um von ihm durch die mineralogische Sammlung geführt zu werden. Fröbel ließ auf sich warten. Middendorff konnte nur andeuten, was er bei früheren Erklärungen seines Freundes vom stillen, stummen Leben der Steine vernommen. Henriette wurde davon erfaßt und wurde noch mehr auf den Menschen gespannt, über den sie aus Middendorffs Äußerungen entnahm, daß ihm jeder ‚hochachtbar'

war, der „Interesse am klaren Leben" der Kristalle zeige. Man ging von den Steinen zur Zoologischen Sammlung über. Der größte Teil auch dieses Museums war besichtigt. Erst im Zimmer der Muscheln und Korallen stieß Fröbel zu der Gruppe. Das war eine schlechte Einführung bei dem an Pünktlichkeit gewöhnten preußischen Kriegsrat. Und des Verspäteten sonderbare äußere Erscheinung und innere Erregung machte den Eindruck nicht besser. Alle diese Umstände taten Henriette nichts. Der Zusammenhang der Tierbildung, der sich in der Umwandlung des Knochengerüstes ausspricht, hielt beide vor den Schränken an einem Ende des Zimmers fest.

Die andern schritten voran. Vom Gegenstande des Gespräches gefesselt, stellten beide sich an den Seiten eines großen Fensters gegenüber. „Ich möchte jetzt sagen, bedeutungsvoll wie in einer Nische eingeschlossen. Du hörtest aufmerksam auf die Andeutung meiner Naturansicht. Mein Auge ruhte in dem deinen. Ich muß beim Beginn des Gesprächs, wie überhaupt in dieser Zeit, sehr gemütserregt gewesen sein. Denn ich bemerkte die wie eine lichte Morgenröte und klare Sonne heraufsteigende Erscheinung, wie mein Gemüt im Laufe des Gesprächs und Ruhen in deinen Augen immer ruhiger und friedlicher wurde. Ich erstaunte selbst über diese mir neue Erscheinung." So die Erinnerung des 49jährigen. Erst 2 Jahre nach der Begegnung wußte Fröbel die neue Erscheinung zu deuten: „In deinem Auge, deinem Blick fand ich, sahe ich im eigentlichsten Sinn — meine Seele." „Ich kann dir nicht mit Worten aussprechen, was du mir gabst, als du so ruhig Auge in Auge weilen ließest. Die reine Freude durchfloß mich, da dein Blick ohne Wanken des Jünglings Blick trug; aber so sicher, so ruhig, so sich unbewußt hatte noch kein Weib meinen Blick ertragen (denn mein Geist hatte dort noch nicht des Mannes Reife)."

Als Henriette den Gehilfen oben bei seinen Steinen verließ, war ihr ‚nur eins gegenwärtig': der Wunsch, diesen Menschen zum ‚Freund und Lehrer' zu besitzen. ‚Es war das Gefühl weniger eines besonderen persönlichen Zutrauens — als einer unglaublichen Sicherheit, die sich für mich in deiner Nähe entfaltete'. Dies Wort der 38jährigen zum 36jährigen vom Juli 1818 bezeichnet genau, daß Gefühle der Kameradschaft, nicht Regungen der Liebe das erste waren, was sie mit Fröbel verband. Ihm aber war nur ein neues Augenpaar am Himmel seiner Idealität aufgeleuchtet. Mehr bedeutete die flüchtige Begegnung dem Hagestolz von 1816 noch nicht, weil Aufgaben ihn voll in Anspruch nahmen.

Als Fröbel sein Schema vom 6. Sept. 1816 entwarf, hatte er sich selbst stillschweigend zur Gruppe wahrer Naturalisten gerechnet. Wollte er sein Tun übereinstimmen lassen mit seinem Denken und Fühlen, so blieb ihm

gar nichts anderes übrig, als sein „weltenbauisches" Tun beginnen zu lassen beim engsten Kreis. Wohl war ihm der Gedanke gekommen, im schönen Baunachgrunde eine Anstalt zu gründen. Aber ebensosehr, wie ihn die dortige Duldsamkeit anzog, hielt ihn die Überlegung, als ein treuer Protestant im katholischen Lande weniger frei zu sein, von dort fern. Gänzlich unausgeklügelt gestaltete sich der Plan sehr einfältig und durchaus überzeugend: „Ich erziehe und unterrichte die Kinder meines verstorbenen Bruders. Seine Witwe als Mutter derselben sorgt, in diesem natürlichen Verhältnisse stehen bleibend und demselben gemäß, für die häuslichen Bedürfnisse. Mein Bedürfnis an Kost überträgt sich in der Menge leicht und wird durch die tüchtige Erziehung der sämtlichen Kinder reichlich zurückgezahlt. Bei Hinzunahme anderer Kinder hätten diese billiges Kostgeld zu zahlen, wodurch zugleich das Bestehen des Ganzen in der Zukunft gesichert würde."

Mit Schluß des Sommersemesters 1816 wanderte er also nach Griesheim zu den Halbwaisen der eigenen Familie, zu den Söhnen Christophs. Der Weg führte ihn Julius wegen über Rudolstadt. Den günstigsten Eindruck machte ihm dieser älteste der Griesheimer Neffen nicht. Das brachte die erste Trübung in seinen Plan. Beim Durchwandern des Schaletals, in dessen oberem Anfang $1^1/_2$ Stunde von Rudolstadt Keilhau liegt, wurde Fröbel „merkwürdig stark" an einen der Aufenthaltsorte Rousseaus im Jura und so an Rousseaus Wollen erinnert. Nebel zogen an den Kalkhängen der Berge entlang. An diesem neblichten Morgen blitzte der Gedanke auf: „Hier ein Erziehungstal!" Griesheim sich nähernd, sah Fröbel von der Höhe herab ein freundliches Haus mit Bäumen umgeben. Alsbald dachte er es sich „von frohen Knaben belebt". — Der alte North siechte dem Tode entgegen. So hatte die Witwe Christophs noch ein Anrecht auf die Wohnung im Pfarrhause zu Griesheim. Nicht vorm Sterbelager Norths, auch nicht vor den beengten Räumen, Fröbel graufte vor dem Zwang, den Anfang seines klaren Wollens zu belasten mit Julius, dessen zweifellos reicher Begabung der Übergang auf das Gymnasium nicht günstig gewesen war. Julius hat in der Selbstbeschreibung seines Lebens noch als 84jähriger mit gewissem Behagen von seinem Verhalten in Rudolstadt berichtet. Er gab da von sich das Bild eines naseweisen Zöglings, eines 11jährigen Auch-Gymnasiasten, dem bei der laschen Freiheit im lockeren Hause eines Theaterfrisörs wohl war, und der diese Freiheit nicht gern gegen die Ordnung eines Familienhauses eintauschte. Der Griesheimer Witwe aber, als Fröbel plötzlich bei ihr auftauchte, schossen widerspruchsvollste Gedanken durch den Kopf. Sie hatte bei allen Nöten in Stadtilm ein Grundeigentum zu bewahren verstanden, das allerdings unbedeutend

war, aber für die ganz bescheidene Ansprüche machende und an die größte Tätigkeit gewöhnte Frau zum Leben vollkommen hinreichend gewesen wäre. Eine Erziehung, wie Fröbel sie ihren Söhnen in Aussicht stellte, hätte sie ihnen damit freilich nicht geben können.

Die Frau wußte, der nunmehr einkehrende Sonderling war ohne alle Mittel. Es möchte wie die wohlbedachte Stimme des Mutterherzens klingen, daß sie nicht ohne weiteres ihr Einverständnis mit Fröbels Erziehungsabsicht an ihren Söhnen aussprach. Bereits aber hängte sich der 6jährige Theodor und der begabtere etwas ältere Karl mit kindlicher Ungeduld an den Ohm, der sich hartnäckig weigerte, Julius, den ältesten, in den Kreis einzubeziehen. Erst als die Mutter ausrief: ‚Nun, so gebe ich Ihnen denselben auf Ihre Seele!' — schien Fröbel sich zu fügen. Dieser Zwischenfall beleuchtet mit grellem Blitz die Sachlage. Der 49jährige Fröbel hat sie aus anderem Anlaß mit ungewöhnlicher Schärfe herausgestellt. „Nichts in mir gehörte einem Einzelwesen an, ich selbst nur meinem Berufe. Wenn ich mit der Erfüllung meines Berufes an Glieder meiner Familie anschloß und dabei von Liebe und Dankbarkeit gegen meine Familie rede, so war Liebe und Dankbarkeit hier nicht der Zweck, sondern das Mittel zur Erfüllung meines mir über allen Vergleich hochstehenden Berufes und Strebens." Der Rückschauende fügte hinzu: „Ich will, daß die Beurteilung meines Lebens und Handelns, meines innersten geheimsten Zustandes [in] dieser Zeit endlich ein festes Fundament gewinne." Verstanden wurde Fröbel derzeit am wenigsten von der Schwägerin. Und gerade sein damaliges Nachgeben in Hinsicht Julius mehrte die Verwirrung der etwa gleichalterigen Witwe. Was ihr als Handlung der Mutterliebe gegen ihren verzogenen ältesten erschien, es war, jeder Selbsttäuschung entlarvt, eine alltägliche Berechnung: Christophs Witwe deutete Fröbels Kommen als Absicht, sie zu heiraten.

Das tiefe Mißverstehen legte von vornherein den Grund zu heftigsten Erschütterungen unter Fröbels Erziehungsgebäude. Der Idealist ahnte nichts von der völlig abwegigen Hoffnung jener Ärmsten. Nur hatte er das deutliche Gefühl, sein Fundament fester gründen zu müssen. Das lenkte seine Schritte nach Osterode zum Bruder Christian. Dessen Söhne Wilhelm und Ferdinand waren wohlgeborgen im Schutze ihres sinnigen Elternhauses. Warum fing er mit seinem Ziel höchster Idealität nicht dort an? — Er war nicht blind gegen die Gefahren wiederum der wahrhaft unbewußten Elternliebe. Jedenfalls schwebte ihm ein Erziehungsleben vor, bei dem von Morgen bis Abend strenge Tätigkeit und geregelte bestimmte Arbeiten herrschen. Er hätte Osterode „schmerzlos und für immer verlassen",

wäre in der wohlgegründeten Familie Christians sein Erziehungsvorschlag ohne Erfolg gewesen. Aber mit Freuden wagte das Osteroder Elternpaar seine beiden 8- und 6jährigen Jungen Ferdinand und Wilhelm an einen Plan, in den Fröbel sie nur „so weit tunlich" einweihte. Paradox dürften wir sagen: er wäre imstande gewesen, eine Erziehungsanstalt ohne Zöglinge zu beginnen.

Wie er sich das Ganze dachte, darüber äußerte er sich bereitwilliger in Briefen an den in Berlin sein theologisches Studium abschließenden Langethal. Dem ganzen ersten Vierteljahr seines Anfangs angehörend, geben sie ein Bild seiner beschwingten Beredsamkeit in vertrautem Kreise. Der erste dieser Briefe erhielt das Datum „Osterode 23. Okt. 16". „Daß der Zweck meines Handelns Erziehung ist, daß ich, wie schon längst in mir, nun auch außer mir aufgehört habe, mir selbst zu gehören, oder richtiger, daß, so wie ich in mir nie mir gehörte, nun dies auch außer mir in meinem Handeln . . . zeige und stets zeigen werde — das muß Dir unzweideutig schon aus unsern Gesprächen hervorgegangen sein . . . Mit liebendem, sorgendem Sinn und freundlicher pflegender Hand werde ich alle die Kinder ihnen [den Erwachsenen] vereinen, die mit Zutrauen sich ihnen anschließen." So werde er sicher das Ziel erreichen, das schon längst in lichter Glorie *seiner* Seele vorschwebte und welches „seinem innersten Wesen nach" schon des Knaben Gemüt mit Seligkeit erfüllt habe.

Bis ins einzelne hinein entsprach sein jetziges Vorgehen tatsächlich dem 10 Jahre alten Gedanken, der *vor* Fichtes Reden ‚An die deutsche Nation' niedergeschrieben war. Schon das eben gehörte Wort, die Kinder „ihnen [den liebenden Erwachsenen] vereinen" zu wollen, zeugt dabei noch einmal für Fröbels durchaus selbständige Richtung. Ein zweites weist deutlicher noch in frühere Ausgänge seines Denkens. Als 1807 der erste Gedanke an eine Erziehungsanstalt aufgetaucht war, hatte Fröbel aus uns bekannten Gründen an eine Familienanstalt im „nördlichen Deutschland oder noch nördlicheren Europa" gedacht. Auffällig, wie er diesen Punkt aufgab. Hatte er selbst doch noch 1815 geglaubt, Preußen zum Lande seiner Berufswahl zu machen. In seiner nunmehrigen Idealität nahm er von jedem Ort Abstand. Er hat von Osterode aus Langethal, der sich auf seine seit 1803 preußische Heimat Erfurt berief, „mit jenem alten teutschen Sänger" geantwortet:

„Verachtend Vorurteil und Tand / Ist Menschheit unser Vaterland".

Um so mehr umwarb er diesen Freund, ihm zur Seite zu stehen. Warum? Einst war Fröbel in klarer Erkenntnis der Mängel eigener Sprachbildung auf Karl Poppo scharf gewesen. Einen besseren Ersatz für den ihm entgangenen Gehilfen konnte er nicht finden, als den sprachenkundigen Langethal. Er wäre jetzt nicht mehr zu stolz gewesen, dessen Hilfe *geradezu* zu

erbitten. Er warb. Denn er wußte jetzt den Menschen seines Geistes zu durchschauen, ihn anzuziehen und festzuhalten mit dem Magneten seiner Idee. So war es denn auch bereits eine Erweiterung seines Begriffs von Familie, daß er am 21. November 1816, schon in Griesheim, an Langethal schrieb:

„Es ist wahr, es ist ein Teil des tiefsten Gedankens meiner Seele, Kinder derer, die mir lieb und teuer, und die also auch selbst mir wieder lieb und teuer sein müssen, zur Erziehung um mich zu versammeln."

Fast einer List glich es, wie er Langethal auf dem Weg über Bruderliebe für seine „Anstalt" einzuspannen suchte, als Langethals Zögling Emil [Bendemann?] nicht von den Eltern freigegeben wurde. Der Vorschlag, den kleinen Christian Langethal nach Griesheim zu bringen, war begleitet mit folgenden Worten: „Arbeit und Tun, d. i. möglichst allseitiger Gebrauch und Anwendung unserer Kraft und möglichst reiche Gestaltungen (Produktionen) derselben, ist der sichtbare Grundstein meines Handelns. Wer in meinen Kreis tritt, verpflichtet sich stillschweigend dazu. Diese Pflicht ist aber nichts anders als sein Wille. Denn nur in dem Maße, als er dies sein eignes Wollen erfüllt, wird er seinen Zweck, warum er in diesen Kreis trat, erfüllen. Jedes Glied dieses Kreises gibt nach Maßgabe seiner Kraft und dem Grade der Ausgebildetheit derselben den andern Gliedern, damit es empfange und nehme. Nehmen und Geben ist der sichtbarste Ausdruck alles echten Lebens, besser schlechthin alles Lebens." „Ich hoffe, daß die jährliche Ausgabe auf einen Knaben für Wohnung, Tisch und Wäsche nicht über fünfundsiebenzig Taler betragen wird. Verbürgen kann ich jedoch schlechterdings nichts. Doch wird mein Streben sein, die Summe so klein als möglich zu machen ... aber das kann ich mit Bestimmtheit aussprechen: ... daß für den Unterricht und die Erziehung, so weit als ersterer von mir und den Meinigen den mir Anhörigen [!] gegeben wird — (und mein Streben ist, daß aller Unterricht von mir und den mir Angehörigen gegeben werde) schlechterdings nie Bezahlung genommen, sondern daß alle Pflege, aller Unterricht, alle Erziehung unentgeltlich gegeben wird. Die größere oder geringere Wohlhabenheit der Eltern macht keinen Unterschied." Dagegen würden die Knaben nach Gründen gepflegt, erzogen und unterrichtet werden, die in sich so unerschütterlich fest seien, „daß weder in Hinsicht der Wahl, noch in Hinsicht der Folge, noch in Hinsicht der Zeitenwahl, von der Willkür und dem Willen oder Wunsche eines Einzelnen oder aller Teilnehmenden zusammen eine Änderung vorgenommen werden kann."

So in einem Briefe vom Januar 1817. Es war ein Abgleiten seines Federkiels, als er sich beim Wort „Angehörigen" verschrieb. Hörig aber

mußten Menschen werden, die sich zur Mitarbeit in solcher Anstalt entschließen sollten. Damit war bereits eine weitere Mine in die Grundmauern seines Gebäudes gelegt. Wir werden begierig, wie sich der Eckstein des Fröbelschen Glaubens bewähren wird, durch den Fröbel selbst ein Hörigerwar, bis zur letzten Faser verfallen seiner sphärischen Weltanschauung. — Dabei umriß der Gründer im selben Januarbriefe seine lernbereite Stellung zu denen, die grundsätzlich mit ihm einverstanden sein wollten. „Ein gewisser Widerspruch ist oft weit besser als augenblickliches Beistimmen. Denn der Widersprechende kann in sich schon dafür gestimmt sein und will nur auch wissen, ob der andere auch wirklich die Sache in ihrer ganzen Wichtigkeit in sich aufgenommen habe. In diesem Falle [!] müssen wir es aussprechen, daß uns der Widerspruch willkommen sei, daß der Widersprecher nur dadurch noch an Achtung bei uns gewönne usw." „Nur in keiner Sache etwas erstürmt! Sondern der Zeit ihre Rechte gelassen! Der tief wurzelnde Baum steht fester im Sturm, als der schnell um sich wuchernde."

Eine freundliche Erfahrung hatte ihn in seiner Haltung bestärkt. Er hatte nicht daran denken können, das Weihnachtsfest mit Ferdinand und Wilhelm in seinem kleinen weißen vielfenstrigen Stübchen im lieben Försterhause noch eigens zu feiern. Doch zur rechten Zeit waren ganz unerwartet „aus dem Süden", also wohl von Bamberg her, bescheidene Gaben gekommen.

Wie hatte die unerhoffte Gelegenheit, Freude unterm Lichterbaum zu bereiten, Fröbel beflügelt, das Christfest „zum wirksamsten Fest der Kindheit und Jugend" zu machen! Ein alter Mann im Hause half ihm, über Nacht das Stübchen, neben dem die erwachten Knaben gespannt horchten, mit Grün zu schmücken. ‚Die Christgaben erhoben sich wie kleine Inseln aus den metallglänzenden Schüsseln, deren Rand sie gleichwie ein See umgab, und die ein Kranz immergrünenden Laubes gleich frischem Ufergrün, durch Kerzen noch erhöht, umschlang.' Bedeutsam aber für den Erzieher war die Wirkung. ‚Leicht und schnell griffen nun die Gaben in das Leben des leicht empfänglichen Gemütes der jungen Kinder ein. Und bald ordnete sich ihr Sinn und Leben die Zweige der Christbäume zu Wäldern, das Moos zu Triften, in denen das Getier, welches wie ein zweiter Schöpfungstag der Christtag gebracht hatte, sich fröhlich erging; ja bald gestaltete sich das Ganze unter den Händen der Knaben zu einer ganzen Gegend mit Wald, Wiese, See, Mühlen und Schiffen.' — Dieses erste Fest wurde die Knospe aller seiner späteren Feiern des Christfestes.

Wohl bedeutete es eine Stärkung, daß dem religiösen Trachten wieder einmal, wenn auch ganz bescheiden, zur rechten Zeit so Erquickliches zugefallen war: der feste Glaube, daß das so bleiben müsse, brachte

den dritten Fehler in den Grundriß des Erziehungsgebäudes, weil Fröbel zu sehr mit Charakteren seinesgleichen rechnete. In dem Werbebrief vom Januar an Langethal stand der Satz: „Sollte Dir Dein Vater kein Bett verschaffen können, nun so würde sich ja wohl für einen alten freiwilligen Krieger ein Lager finden. Ob ich gleich selbst kein eigen Bette besitze, so sollst Du doch, so lange, als ich auf einem Bette schlafe, das gleiche tun." Mit einem derb männlichen Gleichnis bezeichnete dasselbe Schreiben jedes leere Wortemachen als Gehirnkitzel und Selbstschwächung des Geistes. „Raube Dir und uns also nicht durch unnötiges Reden die Kraft zur Tat. Schweige und tue!"

So wirkte Pestalozzis einstiger Zuruf bei ihm nach. Übrigens aber rückte er ausdrücklich von den Pestalozzianern ab und brachte auf einem beigelegten Zettel seine trotzige Selbständigkeit zum Ausdruck mit den Worten: „Ebensowenig suche ich Aner. Ich selbst bin kein Aner und suche, wünsche keine Aner. Ich hasse die Aner. Dagegen mögen aber auch sie mich nicht, und wir stehen seit langem in der bestimmtesten Opposition; so z. B. die Pestalozzianer, und so auch mit allen denen, die Aner suchten und suchen. Alle Anerei-Anhängerei taugt nirgends etwas. Sie bringt überall Störung, Trübung, also endliche Aufhebung und Vernichtung der freien selbständigen Tätigkeit." — Bei der Absage an die Pestalozzianer verriet sich, wie stark die trüben Erinnerungen an Iferten die gesamte Form seiner Gründung bestimmten. Er erklärte Langethal, daß sein „äußerer Zweck keineswegs ein sog. Institut oder eine Pension" sei. „Auch ist der Zweck meines Handelns weder Geld noch Geldeswert, noch irgendein äußeres Gut, nicht Unterhalt, nicht Ehre, nicht der Beifall der Mitwelt. Nicht Verbreitung irgendeiner **Methode** oder Lehre. Wer sich davon nicht überzeugen kann, der wird sich mit mir und in meinem Kreise nicht wohl befinden. Daß sich um mir ein reines Menschenleben entfalte, ausbilde, erstarke; demselben eine Freistätte zu bereiten, ist der einzige Zweck meines Handelns." Dafür wolle er sich nicht bezahlen lassen. Wenn er „keinen Geldes als Bedarf" ausspreche, „so bezieht sich dieses Bedürfen schlechthin bloß auf die anderen und ist durch sie, **nicht** durch **mich** bedingt. Was ich bedarf, bin ich mir zu erwerben imstande. Und mehr als ich bedarf, mag ich nicht haben ... Ich bin auch weit entfernt, das, was andere mir geben, so zu betrachten, ... als gäben sie mir es um meinetwillen. Sondern ich weiß recht gut, daß sie es mir nur um ihretwillen geben — so wie der Gärtner nur mit Sorgfalt den Baum pflegt und begießt, damit er ihm entweder erquickenden Schatten oder erquickende Früchte gebe oder reine Natur zeige." Er werde sich dafür aber „auch nie verbunden, d. i. gebunden fühlen".

Ein paar Seiten zuvor hatte er sich noch mit einem andern Gleichnis und noch entschiedener über seine Hinnahme von Unterstützungen ausgesprochen. Solche „Wohltaten" seien nur deswillen gegeben, „weil wir ein Teil des Ganzen, des Allgemeinen, sind, und weil sie durch uns hindurch in das Ganze, in das Allgemeine einfließen. Wir erhalten Remissen und Spesen (oder wie es der Kaufmann sonst nennt) und Durchgangs-Zoll. Und dieses alles um so reichlicher, je promptere und sichere Spediteure wir sind. Aber die Güter gehören uns nicht." Die Quelle, aus welcher diese Andeutungen hervorgingen, sei es auch einzig, aus welcher dem Menschen in allen Lagen seines Lebens Zufriedenheit komme.

So wollte die Leidenschaft bei dieser Gründung sich in allem auf den Glauben zurückziehen; wie Greiling das am ‚weltbauenden Jesus' gelehrt hatte. Fröbel schien bereit, einer ganzen, anders gerichteten Welt zu trotzen. Dieser religiöse Titan vergaß, daß er das Ganze schließlich nur auf die zwei Augen des Gründers stellte. Darum lag, mit der größten Kraft vereint, in Fröbels eigener Hörigkeit die tiefste und größte Gefahr für die Durchführung seines Erziehungsgebäudes. In rückhaltlosester Offenheit schrieb er dem umworbenen Freunde: „Alles, was Erziehung und Unterricht betrifft, wird nur einzig und ausschließend durch mich bestimmt und geschieht alles unter meiner bestimmten Leitung, da wo ich nicht selbst persönlich, unmittelbar wirken kann." An dieser Stelle wucherte zweifellos der größte Gewinn seiner harten Kämpfe in Pestalozzis zerfallendem Iferten. Der Sohn Johann Jakobs wollte nicht gleiches erleben. Aber gerade daher bedurfte es zu kommenden Erschütterungen nicht einmal anderer Menschen. Da Fröbels Schöpfung gleich der Weltkugel des Atlas allein auf Fröbels Schultern ruhte, so wird sie schwerlich unberührt bleiben von jedem ersten Erbeben seiner Brust.

* * *

IV.

(1816)

1817—1818.

34.

Griesheimer Anfänge. Das „Erziehungstal" Keilhau. Zwingende Forderungen.

Wir eilten den Ereignissen eben gleich doppelt voraus, die Schwächen des Fröbelschen Beginnens nicht zu übergehen, ohne seine ideelle Wucht zu verkleinern. Fröbel hielt den 13. November 1816 als Tag seiner „Anstalts"-Gründung fest. Sie wurde zur Anstalt erst durch den Beitritt Middendorffs. Als er am „Gründungs"-Tage aus Osterode, wo nachhaltig genug die bloße Schilderung, die er von Middendorff gemacht, der einen erwachsenen Tochter Albertine den tiefsten Eindruck hinterlassen hatte, selbdritter mit Ferdinand und Wilhelm Fröbel in Griesheim eintraf, hatte er seine Schritte nicht zum dortigen Pfarrhaus gelenkt. Das Häuschen der Försterswitwe, auf dem schon früher sein Blick froher Ahnung voll geruht hatte, nahm die Ankömmlinge ohne weiteres mietweise auf. Daher gab Fröbel beim ersten Besuche im Pfarrhaus in Begleitung seiner beiden ersten Kinder auf die Frage: „Woher denn?" die Antwort: „Von Hause!" Das war wie ein Abtrumpfen jenes Fragespiels eines Novalis: ‚Wohin gehen wir?' — ‚Immer nach Hause!'

Theodor und Karl, die beiden Griesheimer Neffen, kamen aus dem Pfarrhause zu ihm hinüber, aßen und schliefen daheim, nannten aber sehr bald das Sein beim Oheim ihr Zuhause. Und wenn sie wirklich zu Hause, d. h. in ihrer Mutter Hause, nach dem Ohm verlangten, so sagten sie: ‚Ach, wir wollen nun nach Hause gehen.' Mittags nach Tische waren sie, noch ehe Fröbel sich's versah, wieder bei ihm. „Meine Knaben nennen mich du, ob ich gleich nur ihr Onkel, nicht ihr Vater bin, was in hiesiger Gegend gar nicht gebräuchlich ist. Und es würde ihnen höchst widernatürlich sein, wenn es anders wäre." Wiederholt erinnerte Fröbel auch Ferdinand und Wilhelm an ihre völlige Freiheit zum Bleiben oder Gehen: sie setzten die Zeit ihres Aufenthalts immer weiter hinaus. Und selbst Julius, von Rudolstadt her in den Weihnachtsferien, bat die Mutter und ließ sie jetzt den Ohm aufs inständigste bitten, ihn bei sich zu behalten. So war also den Kindern in Fröbels Nähe ungemein wohl zumute. Und ihm mit ihnen.

Das Gleiche konnte Middendorff, noch in Berlin, nicht sagen. Die Erziehungsgedanken, die der Freund ihm eingepflanzt hatte, und dessen Meldungen ließen ihm um so weniger Ruhe, als er mit seinem kleinen Bendemann gar nicht auf die rechte Bahn kommen konnte. Ein Brief Fröbels hatte angefangen: „Ich mag nun Dein jetziges Stehen in und außer Dir hinstellen und betrachten, von welcher Seite ich nur will, so kann ich nach meiner innersten Überzeugung nicht anders als Dir zurufen: Komme! komme bald!" ‚Wie Du zu mir trateſt als eine ſtarke Säule' — das war Middendorffs Gegenruf. ‚Sieh, Fröbel', ſo hatte er ſchon unterm 2. November 1816 bekannt, ‚Du ſtehſt mir vor allen Menſchen da, zu denen ich das größte Zutrauen haben [muß], daß ſie mich am nächſten verſtänden . . . Keiner iſt da, . . . der den Trieb hat, mich mir ſelbſt zu geben, in das mir ſelbſt verworrene Gemüt [zu ſehen und] zu ſuchen, was ihm fehlt, und es ihm zu geben. O Fröbel — ſieh, das kannſt Du, das willſt Du tun . . . — Ich gehöre nun auch äußerlich nicht mehr mir ſelber an . . . Verborgen mag ich vor Dir in keiner Falte mehr bleiben.' ‚Ja, Du Teuerer, ich will kommen . . . Dein Unwillen, Dein Haß — ſieh, ich glaube, der hätte eine vernichtende Gewalt für mich . . . wenn Du mir Liebe verſagſt — dann muß ich mich verworfen erkennen.' ‚Wie ich Deine begeiſterte Freude las, die Kinder zu umfangen, . . . Du ſtandeſt wie eine Mutter lächelnd, [die] in inniger Freude der haſtigen Begierde, und im ſüßen Gefühl des Gebens ihnen um die Veſperzeit das Brot austeilt. Ich finde jetzt, es war mir, wie mir war, da ich den Werther las.'

In jeder Zeile ſpüren wir die Regung von Sturm und Drang mit ſtarkem Einſchlag romantiſcher Poeſie, ‚wieder Kind ſein' zu wollen. ‚Ich glaube, daß es dasſelbe iſt, was mir mal im Traume erſchienen, und was mir immer ſpäter als ſchönſte Erfüllung vorgeſchwebt. Daß ich herumirrend in einer Bergeshöhle einen Greis fand, dem ich voll Zutrauen mein Leiden mitteilte, und der nun mich zu ſich zog und mir Verwaiſten und Verlaſſenen und Verirrten Vater ſein wollte und Führer zu dem Lande des Friedens.' Ganz ähnliches ſchwebte dem Novalis vor in der Geſtalt ſeines Silveſter, des Bergmanns im ‚Heinrich von Ofterdingen'. Aber Middendorff hatte als Freiwilliger Jäger im Felde ſeinen Mann geſtanden; der, an den er ſchrieb, war frei von Selbſtverherrlichung, war in aller Kindlichkeit ein Menſch der eiſernen Pflicht. Und ſoweit hatte Middendorff Fröbels Erziehungsgedanken bereits verſtanden, um im Gefühl, nicht mehr ein Kind zu ſein, zu äußern: ‚Meine Sehnſucht, meine ganze Liebe geht dahin, die Natur wieder zu verſöhnen, ihren Willen zu erkennen und ihm [Jeſus] zu folgen, mich ſelbſt und den Vater zu finden und ihm [Gott] zu dienen.' Nicht ein bloßes Echo der Worte des beſtrickenden

Freundes erklang hier. Middendorff schrieb aus der Idealität, mit der ein 11 Jahre jüngerer, ungleich zarterer Charaktermensch zum Führer aufblickt: ‚Nimm mich denn auf in deine Arme und habe mich lieb wie deine Kinder. Sieh! ich strebe und hoffe zu werden, an dem du Wohlgefallen habest ... die Antwort meiner Eltern kann ich dazu nicht vorher abwarten. Aber das kann mich nicht hindern. Denn ich kann nun nicht mehr anders.‘

Am 17. Dez. 1816 berichtete Middendorff von einer Unterredung mit Professor Weiß. ‚Er: Sehen Sie, ich besorge, er wird nicht lange in diesen Verhältnissen bleiben. Es scheint mir in ihm ein — ich weiß sein eignes Wort nicht mehr — herumfahrender Sinn zu sein.‘ Dieser Ausdruck spräche Weißens Meinung über Fröbel aus, ‚abgerechnet die Härte, die hierin läge‘. Darauf habe er, Middendorff, geantwortet: Fröbel ‚wäre ja so fest und mathematisch; was mir mit der Veränderlichkeit zu streiten schiene. Dann zeigte er immer das Streben, ruhig und klar zu handeln und seines Handelns sich womöglich ganz deutlich bewußt zu werden. Mir hätte gedeucht, er habe in diesen Veränderungen immer der Eigenheit seiner Natur gefolgt, die auf diesem Wege sich zu ihrer Entwicklung fortgebahnt ... Wie ich von Dir gemerkt, sei es Dein Grundsatz, Dich nicht eher über eine Sache zu äußern, als bis sie ganz zur Tat reif und darin übergehe‘. — So wurde Fröbel als Mann der Tat der übermächtige Magnet, der in der Johannesnatur Middendorffs den besten Helfer für sein Wollen fand. Nur der Abschluß seines theologischen Studiums bis zu einer mit Auszeichnung bestandenen Prüfung im Frühjahr 1817 verzögerte das Kommen des Frommen, dessen Eltern gehofft hatten, ihren Wilhelm im Gewand des Geistlichen auf der Kanzel des Heimatsortes zu sehen. Seiner kindlichen Beredsamkeit ergaben sie sich. Den erbetenen Segen zu seinem Entschlusse nicht ausdrücklich versagend, entließ ihn der Vater mit den Worten: ‚Der Himmel hat uns reichlich gesegnet; einer muß dafür dem Herrn geopfert werden.‘

Unterdes hatte die „Anstalt“ im Obergeschoß des Försterhauses zu Griesheim eine gewisse Form angenommen. Christophs Frau sah von ihrem Witwensitze aus zu. Sie hatte der beträchtlichen Unterstützung der Gutsherrschaft für Julius entsagt: der Gymnasiast war seit Neujahr 1817 der fünfte von Fröbels Zöglingen. War der Tausch von überzeugender Güte? — Mit Halstuch und Mütze, mit Strümpfen und Stiefeln bekleidet waren die Söhne des Pfarrhauses bisher sittsam unterschiedlich von andern Dorfbewohnern einhergegangen. Und das Treiben, das der älteste aus Rudolstadt mitgebracht? Im Jahre zuvor hatte die Mutter den Arm, den sie schon zum Schlage erhoben, mit Lachen im Auge wieder sinken lassen.

Das hatte sich Julius wohl gemerkt. Von ihrer Seite war also für den wildesten der Jungen ein Einspruch von vornherein wirkungslos, wenn barfuß und ohne Halstuch und Mütze ‚nach Hause' gestürmt wurde. Auf das Entsetzen der Großmutter und Großtante im Pfarrhause achtete man gar nicht. Der Oheim nahm die Verantwortung auf sich. Noch als Sechziger sprach sich der zweite dieser Griesheimer Fröbel, Karl, über das damalige Leben voll Dankbarkeit aus.

‚Das Wohltuendste und Auffallendste unter Fröbels Leitung war mir, daß ich jetzt eine Menge Dinge tun durfte, die mir vorher als strafbare Vergehen angerechnet wurden. Ich fühlte mich in einer neuen Welt der Freiheit, obgleich meine Tätigkeit viel geordneter, meine Zeit genauer eingeteilt war; aber bei alledem, was ich tat, selbst beim Spielen lernte ich etwas, was mich anzog, was ich eben zu lernen wünschte. Als der Schnee noch lag, half uns der Oheim einen Schneeball von Manneshöhe machen, und indem er ihn mit uns einen kleinen Abhang hinabwälzte, erzählte er uns von den Schneelawinen der Schweiz. Wir lernten mit dem Bogen schießen, Spieße werfen, über die Schnur springen und andere Turnübungen, ferner im Hause Papparbeiten, Papierflechten, Ausstechen. Und in den Lehrstunden erfreuten und erstaunten mich die ersten Gesetze der Formen-, Zahlen-, Größen- und Sprachlehre. Das Netzzeichnen zog uns mächtig an. Der Unterricht Fröbels eröffnete in unserm Innern den Blick in eine neue Welt der Ordnung, Schönheit und Gesetzmäßigkeit. Wir lernten richtig sprechen; gemeine Ausdrücke verschwanden schnell, weil wir uns derselben schämten.'

Zweifellos hätte der im nahen Grabe ruhende Christoph seine Freude an dem Treiben gehabt: ‚Einst kam plötzlich ein heftiges Gewitter. Der Oheim hatte uns Knaben durch einige Belehrung alle Furcht beim Gewitter benommen, und wir suchten unsern Mut den ängstlichen Frauen auf verschiedene Weise bemerkbar zu machen. Das Gewitter verzog sich, ein gelber Wasserstrom rauschte im Fuhrweg am Hause vorbei, und wir baten den Oheim, uns Dämme von Steinen und Schlamm machen zu lassen. Die Erlaubnis erfolgte zum Schrecken der Frauen ... Während über diese so gefährlichen Neuerungen noch gesprochen wurde, war im Fuhrweg ein großer See entstanden. Der Lärm rief zu den Fenstern. Schnell wurde nun der Damm eingerissen, und unter Jubelgeschrei schoß das schlammige Wasser den Weg dahin. Alles, auch das Wasser lief glücklich ab. Wir waren bald wieder rein und trocken, und keiner wurde krank.'

Indessen ersehnte Fröbel zur unterrichtlichen Förderung der Knaben Langethal immer dringender herbei, mehr noch als die Hilfe Middendorffs, dessen er ja sicher war. Langethal war nicht nur bei gleich idealem Streben ein zäherer Mensch als Middendorff, sondern auch aufgeschlossener für das Leben in angesehener Gesellschaft. Ihn, den Schuhmacherssohn, lockte eine Stelle als Erzieher im Grafenhause der schlesischen Stolbergs. Nicht, daß er nicht schon durch seine Hauslehrerstunden in der Berliner

Bankiersfamilie auch diese oder jene Kehrseite äußeren Glanzes kennen gelernt hatte. Middendorff hatte über des 25jährigen Freundes Wesen im Dezember 1816 an Fröbel geschrieben: ‚Er ist ruhig und einig, fest und klar in seinem Plan. Die Welt beunruhigt ihn fast nicht mehr. Er hat sich nicht durch die Kollegien blenden lassen, sondern hat sich zwei gewählt, wie er sie bedarf und nutzen kann. Er hat sein Ziel fest, und fängt nun an, in jeder Gesellschaft sich zu finden. Denn [und diese Bemerkung der Freunde trifft den Kern, mit dem zur gegebenen Zeit alle natürliche Romantik junger Geister zur Ruhe geht] er hätte sonst bloß in der Vergangenheit und Zukunft gelebt; jetzt vermöge und strebe er auch die Gegenwart zu ergreifen.‘ Niemals ganz hat Langethal einen ursprünglichen Widerwillen gegen die volle Fröbelsche Hörigkeit besiegt. Damals ließ er durch Middendorff nach Griesheim bestellen: ‚In der Ferne hätte er die Aussicht, mit dir wieder vereint zu werden.‘

Indessen bat er Middendorff, bei seiner Reise zu Fröbel in Erfurt einzukehren und seinen 11jährigen Bruder Christian vom Elternhause der Griesheimer „Anstalt“ zuzuführen. So traf Middendorff mit einem sechsten Zögling für diese am 14. April 1817 im Försterhause ein, noch einen älteren Bruder Langethals zum Besuch mitbringend, der auch am Befreiungskriege teilgenommen hatte. Da wurde vor den horchenden Jungen manches Kriegserlebnis laut. Dauernd brachte Middendorffs mildes und poetisches Fühlen die Ergänzung zur Art, mit der Fröbel die Knaben im selbständigen „schneidend scharfen Denken“ übte. Indem Middendorff auf Spaziergängen jedem der Knaben und allen ihnen Begegnenden sein Ohr lieh, gewann er aller Herzen für sich. Mit großer Hingabe lauschte er beispielsweise den Sagen der Griesheimer Umgegend, mit denen Julius nur zu gern aufwartete, und war in Griesheim zunächst selbst ganz der Schüler der „Anstalt“, den jüngeren zunächst nicht Lehrer, nur Freund. — Acht Tage nach seiner Ankunft war der 21. April, also der Geburtstag des Führers. Frühlingsblumen bedeckten die Wiesen. Auf dem Willinger Berge fanden alle vereint zum ersten Male die große, veilchenblaue Anemone. An Fröbels Freude darüber, an seinem Verweilen über der schönen Aussicht und einem in voller Blust stehenden Kirschbaum kam den Kindern die Ahnung seines Seherauges. Der wunderbaren liebevollen Allmacht eines Vaters im Himmel war es zugewendet. Und ein Fröbel verbot den Knaben nicht, den Frühling mit vollen Händen zu umarmen: unter einer Last bunter Sträuße kehrten sie ins Haus zurück, wo eine festlich gedeckte Tafel sie überraschte. Ein Orangenbaum, sorgsam im Zimmer gepflegt, blieb jahrzehntelang eine lebende Erinnerung an diesen Tag.

Aber acht Tage nach Johannis, am 1. Juli 1817 schrieb Fröbel an Langethal, daß er beschäftigt sei, sein „Marschquartier mit einem Standquartier zu vertauschen". Der alte North hatte die Augen geschlossen. Christiane Fröbels Bleiben war nicht länger in der Pfarrei. Das gab der „Anstalt" einen neuen Anstoß. Zur Zeit der Sommersonnenwende also, in den letzten Wochen des Juni 1817 hatte Fröbel mit Middendorff, den Osteroder Neffen und Christian Langethal sein liebes Försterhaus verlassen und war nach Keilhau gezogen. Christiane Fröbel und ihre drei Söhne blieben noch ein paar Monate in Griesheim zurück. Es heißt: krankheitshalber. War das der erste Riß im bisherigen losen Bunde? Dann hätte ihn der starke Wille Fröbels noch einmal in merkwürdiger Weise bezwungen. Denn daß der Schöpfer des Ganzen auf Keilhau und sein „Hier ein Erziehungstal" zurückgriff, war seine Angelegenheit; aber er verfolgte sie mit dem Gelde der in Griesheim Zurückbleibenden. — Die noch heute bestehende, allen dort Erzogenen liebe Anstalt Keilhau ist aus trüben Umständen ins Leben gerufen worden. Über ihr leuchtete gerade am Anfang etwas von der rücksichtslosen Kraft der Sonne, die das Leben weckt und das Lebensunfähige tötet. Hören wir aber erst das uns nötigste vom Ort, an dem Fröbel ein „Erziehungstal" zu finden meinte.

Keilhau war 1817 ein Dörfchen mit etwa 20 Häusern und rund 90 Bewohnern. Es hatte eine etwa 900jährige Geschichte hinter sich, die im Zusammenhang mit seiner abseitigen versteckten Lage seinem Wesen eine geruhige Beständigkeit verliehen hatte. Jahrhundertelang geschützt von altem deutschen Laubwalde, hatte es seinem bündigen Talboden einen ausreichenden Ertrag an Weizen, Roggen und Gerste und den Berghängen guten Gewinn an Wein und auch Obst abgewonnen. Aber namentlich, um den geforderten Zehnten an Hafer einzubringen, hatten im letzten Jahrhundert die Bauern die doppelte Zahl der Äcker auf den Flächen der Berghöhen angelegt. Zu diesem Zweck hatte man viel Wald gerodet. Die Folge war gewesen, daß sich an Stelle der Eichen, Buchen, Ulmen und Eschen allmählich dunkler Nadelwald ausbreitete, soweit die Höhen nicht ganz kahl wurden. Denn jeder starke Regen wusch den guten Boden ins Tal hinab und überschüttete schließlich die beste Nahrungsquelle des Dörfchens mit Geröll. Der Boden zwischen den steilen Kalkwänden war karg geworden, und oft mußten die Beeren des Waldes den Einwohnern ersetzen, was ihnen die schmalen Äcker schuldig blieben. Die Obstbäume standen meist nur bei den Häusern und stritten sich dort mit einem Gemüsegarten um den besten Platz an der Morgensonne, trugen daher nur bescheiden Früchte. Eigentliche Viehweide war wenig vorhanden; das silberfeine Geäder zahlreicher Quellen, die sich zum fußbreiten Schalebach

vereinigten, bot keinem nahrhaften Fischlein Aufenthalt. Dem Kleinwilde stellten Füchse und zahlreiche Uhus nach, die an den Wänden des schroffen Steinberges fast unzugänglich nisteten. Gewerbe wurde nicht betrieben. Man lebte aus der Hand in den Mund.

‚Wie vor 500 Jahren zählte der Schulze noch am Kerbstabe die Zahl der Metzen ab, welche die einzelnen Nachbarn an Getreidezinsen und Zehnten entrichten mußten. Er trug auch mündlich seinen Bauern die neuen Verordnungen der Regierung vor, und um das mittelalterliche Gepräge zu vollenden, durchzog der Tagewächter täglich mit breiter Hellebarde das Dorf. Jeder Sonntag versammelte die ganze Gemeinde in der Kirche, die freilich mehr einem Keller als einem Gotteshause glich. Hier sah man Männer und Frauen im höchsten Staat; aber der blaue Tuchrock, den der junge Mann getragen, kleidete ihn noch als Greis, und der schwere blaue Tuchmantel der Frauen, welchen breite Goldtressen zierten, wurde von der Mutter auf die Tochter vererbt. Mehl und Obst bildeten die Hauptbestandteile ihrer Kost, und das kristallreine Wasser, das aus der Röhre in den steinernen Brunnentrog sprudelte, war ihr Getränk. Nur wenn der Hausvater die $1^1/_2$ Stunden talabwärts gen Osten zum Markte nach Rudolstadt ging, aß er beim Kruge Bier seinen Hering, oder ergötzte er sich an der beliebten Rostbratwurst.‘

Um in Keilhau ein guter Haushalter zu sein, hatte man also das Seinige sehr zu Rate zu halten. Und die dortigen Menschen wußten sich auch soweit nach der Decke zu strecken, daß niemand geradezu für arm galt oder gelten wollte. Nun hörte einer von ihnen, August Schilling, sich gern ‚den Reichen‘ nennen. Damit kommen wir zu dem Trüben. Sein ansehnliches, ererbtes Barvermögen lockte diesen Schilling zum Hasardspiele, das damals beim Vogelschießen im nahen Rudolstadt in einer eigenen Halle gestattet war.

‚Er verlor und mußte ein Grundstück nach dem andern verkaufen. Ein Hausbau brachte ihn noch mehr in Schulden. Denn ebenso wie sein Nachbar Hunold baute er der Bequemlichkeit wegen am Dorfquerwege für sein baufälliges Wohnhaus ein neues und führte einstweilen das Erdgeschoß auf; sein altes Vaterhaus weiter oben überließ er wie Hunold dem völligen Verfalle. Als nun das Mißjahr 1816 kam, das alle Nachbarn zum Ankauf von Brotfrucht zwang, geriet er aufs neue in Not und nahm wieder seine Zuflucht zum Spiele. Er borgte, verlor das Geld und sein Zugvieh, borgte nochmals und verlor wieder. Nun war er fertig mit seinem Vermögen, denn die schlagbaren Wälder hatte er schon früher abgeholzt.‘

Da wohl auf Grund alter Frongelder, die Keilhau an die Gutsherrschaft in Griesheim zu zahlen hatte, die Kunde davon sich sehr bald auch dort verbreitete, glaubte Fröbel, „sein Erziehungstal“ rufe ihn. Den Verschwender zu halten, kam ihm ebensowenig in den Sinn, wie dessen Notlage auszunutzen. Schilling schreckte die Armut, wie die Brillenschlange das Kaninchen; er endete im elendesten Hause Keilhaus als Tagelöhner. Für Fröbel zählte die Armut in den Plan der Menschenerziehung. Er überzeugte Christophs Witwe, mit dem Erlös ihres kleinen Besitztums in Stadtilm das verschuldete Anwesen unter dem Hammer kaufen und es ertragreich

machen zu können. Da der Kauf auf ihren Namen geschah, so hat ihr Sohn Julius mit Unrecht Fröbel später des Eigennutzes bezichtigt. Zumal mit Kenntnis der geheimen Hoffnung der berechnenden Frau durfte niemand den Ohm, auch im vertrauten Kreise nicht, schuldig sprechen an der traurigen Lage, in die Julius Mutter im Verlauf der Entwicklung geriet.

Armut schlechthin gehörte zum Plan des Menschenerziehers, insofern, als Bedürfnis ihm der erste Geburtshelfer der Selbsttätigkeit war. Für Knaben war seine Erziehungsanstalt gedacht. Der harte Boden des Schaletals und die steilen Wände, die auf Keilhau herniederschauten, schienen zu rufen: Willst du Männer erziehen, so laß sie sich mit der Natur dieses Erdenfleckes auseinandersetzen! Der Talkessel wies seiner Schar eine geschlossene Heimat; Singvögel, Waldtauben, in Büschen an der Schale versteckt der schöne Eisvogel, wunderbare Blütenpracht schmaler Wiesen und in den Seitentälern manch seltenes Gewächs der Flora gaben dem Gemüt und dem Sammlertriebe der Jugend Anreize, denen der wissende und auf Mehrung der Erkenntnis bedachte Geist des Mannes nur nachzugehen brauchte. Aufgaben ringsum, unendliche, und ungesucht! Die ersten Jahre der Anstalt mußten in Keilhau ein Paradies der Entdeckungen und stolzesten Kraftgefühls werden, für die Jugend eine ganz natürliche Art kultureller Robinsonade, für die Führer der Jungen ein Beobachtungsfeld natürlicher Lebensentfaltung; zugleich ein Gottesdienst, vergleichbar dem harten, demütigen Kreuzzug erster christlicher Glaubensboten in unerschlossene Gegenden, die der bessern Nutzung warteten. Das war es, was Fröbel unterm 1. Juli 1817 an Langethal schreiben ließ, sein Marschquartier werde jetzt mit einem Standquartier vertauscht. Der Winter von 1816—17 in Griesheim war im Grunde nur ein erstes tastendes Versuchen der Einordnung gewesen. Dem Schöpfer Aus-dem-Nichts war es lieb, mit der ersten Kultur-Aufgabe des Menschen, der des Hausbaues, in Keilhau bestimmte Winke vom Leben selbst zu empfangen. Denn ‚Schule'? — wer wollte das, was dieser Name gewöhnlich besagt, in der „Anstalt" wiedererkennen! Wir entsinnen uns, wie Fröbel im Schreiben von 1810 sich selbst des Fehlers bezichtigte, Schule und Leben zu verwechseln. Der Kolonisator in Keilhau verstand, beides in einem höheren Sinne zu vereinen. Er schrieb im selben Briefe: „Da nun auch noch oben die Ernte eintritt, die um die Erhaltung und Erreichung des Ganzen willen meine Teilnahme, unser aller Teilnahme fordert, deswegen ist unser Leben mehr Leben als Schule. Und dies dünkt mich, ist auch für alle jetzt mit mir Lebenden recht heilsam ... Wer nicht im und durchs Leben die Bedeutung der Schule (im höchsten Sinn das Wort als Kunstanstalt genommen) gefunden hat, dem wird nie die Schule

ins Leben übergehen, zum Leben werden. Denn wohl ist die Schule das Höchste, aber nur dann, wenn sie Leben ist. Damit die erstere das letztere werde, muß das letztere das erstere sein."

Wir sind aber mit dem Trüben in Fröbels Keilhauer Anfängen noch nicht fertig. Waren unter Einflüsterungen von anderer Seite der Witwe Christophs Bedenken gekommen, oder wehrte sich jetzt auch ihr Gefühl gegen die Hörigkeit? Wahrscheinlich hat sie den Mann ihrer Hoffnung fühlen lassen wollen, daß sein Keilhau sie brauche. Sie machte sich kaum eine Vorstellung von der Arbeit, die dort nötig war. Fröbel hatte sich mit den Seinen im Oberstock des alten Hunoldschen Hauses eingemietet. Vieles mußte auch dort erneuert werden. Fußböden, Fenster und Türen waren erst einzusetzen, während gleichzeitig der angefangene Neubau Schillings zur Wohnung der Griesheimer vollendet sein wollte; wobei nur die Ziegelung des Daches den Händen eines Keilhauer Nachbarn anvertraut wurde. Fröbel hatte erwartet, daß Christiane im gemeinschaftlichen Haushalt so bald wie möglich wenigstens die Kochgeschäfte übernehmen werde. Der Juli verging; von der Sicherung der Ernte vollauf in Anspruch genommen, sah Fröbel sich immer noch seitens der Griesheimer im Stich gelassen. Er hatte eine Köchin mieten müssen. Mitte des Monats kam Besuch. Die Frau Christians wollte sehen, wie es ihrem Ferdinand und Wilhelm ginge, daß sie so gar nicht vom Oheim wieder fortwollten. Sie brachte ihre Tochter Emilie mit. Und beide wurden mit Freuden empfangen. Denn ihr Kommen verbreitete im Kreise beglückenden Familiengeist, den Fröbel in Osterode daheim wußte, und den er so sehnlich der eigenen Schöpfung wünschte. Der liebe Besuch weihte die eben fertig gewordene Wohnung bei Hunold ein, und die 14 Tage ihres Bleibens zählte noch der 49jährige Fröbel zu den schönsten Tagen seines Lebens. Er nannte sie „Lilientage". Emiliens Namenstag fiel in diesen Aufenthalt, und obgleich die Lilien blühten, war Fröbel im Erleben des Ziels seiner Sehnsucht so beglückt, daß nicht einmal eine wirkliche Lilie den Geburtstagstisch schmückte. Ohne das Geburtstagskind persönlich hervorzuheben, empfanden die Erwachsenen als schönste Feier ein fleißiges Umtun in Feld, Wald und Flur. So wuchs auch die Kraft. Der Bau eines eigenen Erziehungshauses wurde beschlossen. Denn das Hunoldsche Haus bot eigentlich nur einen einzigen und noch dazu beengten Raum zum Wohnen und Lehren zugleich. Die Griesheimer Zöglinge hatten sich endlich eingefunden und das Haus auf dem einstigen Schillingschen Grundstück bezogen. Mit ihnen war ihr Schwesterchen, die Mutter, die Tante und die Großtante gekommen. Auffällig genug verhielten sich die Frauen aber höchst gleichgültig gegen die „Anstalt". Immer klarer wurde

dem Führer die Notwendigkeit, anderweitig für eine weibliche Hälfte im eigenen Haushalt zu sorgen. Sein Blick ging auf Albertine, die ein Jahr zuvor bei seiner Erwähnung Middendorffs aufgehorcht hatte. Sie war mit ihren fast 16 Jahren ein kräftiges Mädchen. Aber Caroline Mügge erhob Einspruch dagegen, ihre Tochter sogleich aus dem stillen Elternhause dorthin zu entlassen, wo einer Haushälterin gewiß keine leichte Aufgabe wartete zwischen dem reichlich wilden Jungentreiben, dem fieberhaften Arbeitsdrang Fröbels und dem immer zäher sich verdichtenden Widerstreben der Griesheimer Frauen.

Im September traf Langethal in Keilhau ein — um seinen Bruder Christian abzuholen. Diese Mentorschaft gefiel Fröbel natürlich wenig. Aber er hielt an sich und ließ das Leben der Jüngeren für sich sprechen. Mit stiller Freude beobachtete er, wie Langethal durch das Keilhauer Treiben überzeugt wurde, mit jüngsten Entschlüssen immerhin die rechte Bahn wenigstens eingeschlagen zu haben. Nach gleichfalls glänzendem theologischen Examen hatte ihm das Berliner Konsistorium die Wahl gelassen zwischen drei Brigadepredigerstellen bei den noch am Rheine lagernden Truppen. Er hatte die mit 700 Taler Gehalt und mit der Anwartschaft auf eine der besten Pfarreien des Landes verbundene Stelle *ausgeschlagen, um sich als Erzieher*, freilich im Hause des Grafen Stolberg, zu *vervollkommnen*. Dorthin wollte er den Bruder mitnehmen. Die Ranzen beider waren zum Aufbruch für den nächsten Morgen gepackt. Schweigend saßen die Freunde im Lichte der Abendlampe einander gegenüber. Langsam hob Fröbel seine Augen und schaute den alten Waffengefährten durchdringend an. „Du gehst, um Knaben zu erziehen?“ — „*Kennst* du das Wesen der Kinder? — Dann rate ich dir, laß deine Hand von der Erziehung.“ — Am Morgen war Langethals Bleiben entschieden. Statt nach Schlesien zog er mit Christian auf wenige Ferientage nach Erfurt und kehrte mit ihm und einem siebenten Zögling, dem Sohn eines Erfurter Bekannten, zu jahrzehntelangem Dienen in Fröbels Sphäre ein, wie Middendorff es später nannte: ‚Das qualvoll-glückliche Geschick einer hohen Wirksamkeit bei äußerster Anstrengung und fast unglaublicher Entbehrung‘ zu teilen.

Mit Langethal erschloß sich den Jungen eine bisher verhüllte Seite: das Leben einer Schule. Nun die drei Träger der Anstalt beisammen waren, empfanden die Knaben deutlicher, was sie an *jedem* ihrer Führer hatten. Daß Fröbel der Herr des Ganzen blieb, war überall zu spüren. Und dunkel empfand namentlich Karl Fröbel und Christian Langethal, wie sorgsam Fröbel vor Willkür sich hütete, so oft auch sein aufs äußerste gespanntes Tun ihn im Kampf für seine Idee aufbrausen ließ. Sie

hörten mit Ehrfurcht, die andern mit Scheu, wie Middendorff und Langethal in die Schule genommen wurden, zu lernen, was „der Gang" gebot. Da saßen die Zöglinge am selbstgezimmerten Tisch der Stube, die im ersten Herbst bis in den Winter hinein vom selbst gesetzten, mißratenen Ofen mit beißendem Rauch erfüllt war. Warm wollte er nicht machen; so drückten Middendorff und Langethal ihren Rücken an das stinkende Ungetüm, während Fröbel an der Fensterseite hin- und herging, die Schritte rechten erziehenden Unterrichts besprechend. ‚Sie lernen den Gang', flüsterte dann Julius und schnitt Gesichter dazu. Er hat nie den religiösen Ernst dessen, was der Oheim unter natürlicher Stete erlauscht hatte, verstanden und gerade über den „Gang" in seinen späten Lebenserinnerungen spotten zu dürfen geglaubt.

Abgesehen von seiner Überarbeit als buchstäblicher Erbauer der Anstalt, Hauswesen, Gebäude und Geist umfassend, hat Fröbel unmittelbar bei den Knaben wenig gelehrt. Er schwebte über dem Ganzen, stets schöpferisch, anregend, antreibend; aber er beugte sich der klassischen Bildung Middendorffs und noch mehr der Sprachen- und Geschichtskenntnis Langethals. Besser sagen wir: Der Schöpfer Keilhaus hielt der geisteswissenschaftlichen Schulung seiner Mitarbeiter die Waage mit seiner naturwissenschaftlichen Entdeckerkraft. Über allem erhaben aber war seine seelenkundliche Beherrschung der vereinigten Jugend. Damit gab er den Ausschlag, erschien allen als der unbedingt Maßgebende und war doch nur der verehrte Leiter, Gewicht darauf legend, daß alle, Lehrer wie Zöglinge, das „seelenverknüpfende Du" verband. An Middendorffs Stellung änderte sich nicht allzuviel. Er gewann von vornherein jeden neuen Ankömmling durch seine milde Erscheinung und durch die fast weibliche Anmut, Wünsche den Augen abzulesen. Er ging mit den Jungen auf alles, dem eine romantische Poesie innewohnte, ein und blieb auch in allen späteren Jahren der Freund der Kleinen, während die geistigeren Zöglinge zu Zeiten an seiner Innigkeit Anstoß nahmen. Zum Entsetzen der Dorfbewohner taufte er nach den Erfindungen und Entdeckungen der Knaben die ältesten Namen nicht nur der Gegend, sondern auch der Menschen um. Hunold konnte sich über die ‚Fröbeljungen' empören, so viel er wollte, er wurde von ihnen nur Hainold gerufen. Der ‚Steinberg' mußte schweigen, wenn er nicht den neuen Namen ‚Uhu' den Jungen alltäglich im Echo wiederholen wollte. Ihm und manchem damals unbenannten Tal ist die Bezeichnung geblieben, mit der die neuen Kolonisten Altes über den Haufen warfen. Aber Altes gewann auch unmittelbare Anschauung. Middendorffs Vorlesungen aus der Bibel, seine Erzählungen von den Griechen und Römern, von

deutscher Vergangenheit, und aus Campes Kinder- und Jugendschriften, den Robinson nicht vergessen, regten an, hier und dort entsprechende Stätten umzubauen, an ihnen dem einstigen Leben nachzugehen und für diese Orte ihrer Einbildungskraft zu kämpfen. Schon der erste Ostersonntag-Besuch hatte, die Jungen mochten es nicht anders, mit einer Bühnenaufführung auf dem Boden des alten Hauses gefeiert werden müssen. Fürderhin wurde sehr oft, was man an geschichtlichen Tatsachen erfuhr, durch Darstellung mit verteilten Rollen lebendig gemacht, wozu sich an manchem Abend beim fleißigen Kleben von Pappprüstungen, Helmen und Schilden die Wangen röteten, während die Finger für feinere Handgriffe geschickt wurden.

Das Treiben erfuhr durch Langethal einen kulturgeschichtlichen Ernst. Kennzeichnete es diesen jungen Mann, daß er über die jugendliche Romantik in sich bereits vollkommen Herr war, so prägte sich das aus in seiner straffen Haltung. Seine Stirn erwies sich als Gehäuse reicher, wissenschaftlicher Kenntnisse; aber aus seinen Augen und Gesichtszügen redete Herzensgüte. Er sprach nicht unmittelbar gewinnend, wie Middendorff, aber in der Wirkung nachhaltiger. Seine Stimme hatte einen tiefen Klang; er blieb der führende Sänger beim Anstimmen alter Freiheitslieder und trug auch Fröbels Tönen, das einfiel wie eine schnarrende Nußschale, auf den Wellen seines Basses in die Stimmung einstiger Lagerfeuer der Lützower. Sein Wort galt mehr bei den älteren Zöglingen, wie denn auch später, für die Zeit, als Fröbel selbst höchstens noch Gast Keilhaus war, beispielsweise Erinnerungen des kulturgeschichtsfreudigen Dichters Ebers ausführlich bei Langethal verweilten, während Middendorff stark zurücktrat. Langethal wurde also der erste Träger wissenschaftlichen Unterrichts der Anstalt, beginnend vor allem mit Unterricht in klassischen Sprachen. Aber auch er tat der Romantik der Jugend keinen Abbruch, leitete sie nur verbindlicher, als der mit Worten geizende Fröbel, zum männlichen Bewähren an.

Einst, beim Pappen von Ritterrüstungen und Schnitzen von Schwertern und Spießen, behaupteten die Jungen, sie kennten als Deutsche keine Furcht. Man betonte, und die Lehrer machten das mit, das Deutschtum, zu dem die romantische Bewegung unser Volk führte, trug den Rock nach altdeutschem Schnitt, mit weitüberfallendem Kragen, der den Hals frei ließ, und war stolz auf das alte Zeichen des freien Mannes, das lang herabhängende Haar. Abhärtung, Schwimmen, Turnen und Waffengebrauch dienten der Übung zu deutscher Zucht oder Tugend; ein weiter Schritt von der salbadernden Tugend der Aufklärungszeit zu der Tüchtigkeit, die in Keilhau gepflegt wurde. Lehrer und Schüler trugen

Sommer und Winter nur den gleichen leinenen Turnanzug; die Jungen durften nach eingeholter Erlaubnis auch hin und wieder eine Nacht unterm Himmelszelt bei und in ihren Bauten von Athen oder Korinth oder wie sie ihre ‚Burgen' nannten, zubringen. Aber Großsprecherei, dies Gewächs romantischen Dunstes, mußte ausgerottet werden. Nach jenem Abend großer Worte also warteten die drei Lehrer eines der Freilager ab. Im Dunkel nahten sie, in weiße Tücher gehüllt, schweigend den Wachen, die von den Jungen gestellt werden mußten. Von Eichfeld, dem nächsten Kirchdorfe, klang die Mitternachtsglocke. Erstarrte den Jungen das Blut? Im Nu war das Lager geweckt, und Fröbel, Langethal und Middendorff hatten Mühe, sich der Abwehr des vermeintlich ernsten Überfalls ohne Schaden für sich und die zu entziehen, die wütend ihnen nachstürmten.

Indessen bedeutete der Zuschnitt solchen Lebens immer eine Gefahr, wenn nicht ein weiblicher Geist mildernden Ausgleich schaffte. Dies erkennend, wandte Fröbel sich an Middendorff mit der Frage, ob er nicht dem Ganzen eine Hausfrau geben wolle. Der 24jährige erschrak, und fast leidenschaftlicher, als die Jungen den spukhaften Angriff, wehrte er den Heiratsgedanken ab. Fröbel berichtet rückblickend, Middendorff habe sich gegenüber seinem Vorschlag „nicht entwickelt genug" gefühlt.

Für sich selbst hielt der Führer das Alleinbleiben geboten. So glaubte er; aber wir vermuten wohl nicht zu unrecht, daß hierbei bedeutsam seine erste Liebe zu Frau von Holzhausen mitgesprochen hat. Doch der Zwang seiner Aufgabe wurde mächtiger.

* * *

35.

Werbung um Braut und Dienst an Luther. Henriettes „Mütterlichkeit" im Kampf.

Ob Middendorff das wegeweisende Wort gesprochen? Vor Fröbels Blick stieg das Augenpaar auf, in dem er sich geborgen gefühlt hatte. Aber fast mit Bitterkeit empfand er zugleich, „daß des Lebens strenge Schule sein Leben strenge und des Lebens harte Schicksale sein Leben hart gemacht hatten". — „Ich fühlte und erkannte mich auf eine Stufe des menschlichen Lebens gerückt, die nicht mehr fähig ist, die zarten, duftigen Forderungen eines jugendlichen, weiblichen Gemütes zu erfüllen." Aber sprach diese Empfindung nicht gerade für eine Wahl Henriettes? Sie, die anderthalb Jahre ältere, war durch herbe Enttäuschung gereift; freilich bildete ihr zartes Wesen den Gegenpol zu dem seinen, dem des zu Willensstahl gehärteten Mannes. Wie häufig indessen ziehen bei

Eheschließungen größte Gegensätze einander an! Besonnen nahm der 35jährige Fröbel wenigstens die Stimme des im Frankfurter Erleben verdrängten Blutes in Zucht. Wir lesen: „Schon dadurch schied sich bei meiner Wahl jeder Blick auf meine nächsten Verwandten aus, was auch schon eine ganz dunkle aber ebenso tiefe als wahre Stimme meines Innern nicht zuließ." Diese Worte gehen nicht auf die Hoffnungen der Witwe Christophs; sie schied von vornherein aus. Hier war recht bedeutsam die 16jährige Albertine gemeint, von der er fühlte, sie müsse seines Middendorffs ergänzende Frau werden. In Albertine eine angehende Braut zu sehen, dies hat Fröbel ähnlichen Schwingungen ausgesetzt, wie ein Dutzend Jahre zuvor in Mecklenburg die Nähe jener Auguste. Während nun die Frage eigener Brautschaft spruchreif wurde, drängte auch ein sehr nüchterner Umstand zur offenen Aussprache. Beim ersten Erkennen der sich vorbereitenden Entscheidung begann Christophs Witwe, gegen Fröbel Front und ihm ihre Söhne abspenstig zu machen. Zunächst ohne sichtbaren Erfolg. Für das Ganze aber drohte der Zusammenbruch, wenn sie auch ihr äußeres Eigentum ihm entzog.

Hügelaufwärts am Fuße des Kolm war mit Verbrauch eines kleinen Erbteils Middendorffs der Bau des Erziehungshauses angefangen. Die Balken des Fachwerkes standen; aber noch ohne Wände, ohne Dach. Und aus völligem Mangel an Geld blieb das Angefangene vom November 1817 an mehrere Jahre liegen. Verwickelter war die Sache, weil man auf dem Grundstück der Christiane Fröbel gebaut hatte. Von irgendwoher mußte Hilfe geschaffen werden, nicht nur, um zu vollenden, sondern auch das Erreichte, wenn nötig, aus dem Besitz der enttäuschten Christiane zu lösen. Es lag also nahe, um der Anstalt willen nach einer Frau Ausschau zu halten, die einiges hinzuzubringen hatte. Fröbel hätte frevelhaft gehandelt, wenn sein Sinnen über die rechte weibliche Hilfe für Keilhau leichthin haltgemacht hätte bei einer körperlich doch sehr zerbrechlich gewordenen und unter Verhältnissen aufgewachsenen Frau, die sie kaum fähig erscheinen ließen, das entbehrungsreiche, nein rauhe Leben in Keilhau zu teilen.

Nun hatte Kriegsrat Hoffmeister ein Vermögen, dessen Umfang etwa durch den Besitz eines bescheidenen Hauses in Niederschönhausen bei Berlin bezeichnet wurde. Henriette war die einzige Tochter und einstige Erbin. Zwar war es mehr als zweifelhaft, wie der Vater eine Bewerbung Fröbels aufnehmen würde. Reizte die bloße Vorstellung hiervon in der Unentschlossenheit zwischen Für und Wider das große Kind zu einem Versuche? Wie Fröbel das anscheinend Unmögliche liebte, das kennen wir an der männlichen Form seines Werbens um Langethal. Henriette war bereits

ein Magnet geworden, obgleich sie in echt weiblicher Weise sich der Annäherung, die sie wünschte, entzog. So begab sich Fröbel im Oktober 1817 nach Berlin, machte aber taktvoll ein anderes nach außen hin zur Hauptsache der Fahrt. Er stellte eine Tat an den Anfang der Reise.

Die protestantische Welt hatte sich auf den Widersinn besonnen, der darin bestand, daß sich die Anhänger evangelischen Glaubens in Lutheraner und Reformierte schieden und lange genug bekämpften. Es war mit der Vollendung des dritten Jahrhunderts nach Luthers Thesenanschlag der gleiche Wunsch erwacht, der in unsern Tagen, nur verzögert durch den furchtbaren Weltkrieg, Ausdruck findet im Verlangen nach Zusammenschluß aller christlichen Bekenntnisse. Die 300 Jahrfeier der Reformation brachte 1817 wenigstens in Preußen die Verschmelzung zu einer evangelischen Kirche. Von Erfurt aus scheint damals angeregt worden zu sein, daß man zu Luthers Ehre — doch soli Dei gloria — Liebe, Dank und Tat in einem ‚Denkmal Luthers' vereinen möchte. Langethal hatte den Gedanken aus seiner Vaterstadt nach Keilhau getragen. Tote Denkmäler aus Erz oder Stein gab es bereits die Fülle. Den Keilhauern schien Leben allein das wahre Gedenken Luthers: Vollendung dessen, was der Reformator begonnen und zu tun übrig lassen mußte. Aber wie und wo anknüpfen, damit auch das natürliche Feierverlangen der Zeit zu seinem Rechte kam? Fröbel hielt es für seine willkommene Pflicht, am Brennpunkt der Reformationsfeier von 1817, in Berlin, seine Zeit zu belauschen. Das Fest dortselbst machte keinen Eindruck auf ihn. Er kehrte enttäuscht zurück. Doppelt enttäuscht, weil er auch Henriette nicht gesehen hatte, und reicher um eine neue Demütigung, von der wir später hören werden.

Im Durcheinander seiner Gefühle hatte er schon vor seiner Fahrt nach Berlin Langethal die „Angelegenheit Luther" übertragen. Wir wissen nicht, welcher der drei vereinigten Männer den Gedanken aufgeworfen: ‚Ein Dank- und Denkmal Luthers persönlicher Verdienste' müsse versucht werden an ‚einem, einer unbegrenzten Fortentwicklung fähigen, sich bewußten Stoffe; weil Luthers Verdienste, aus klarem Bewußtsein und treuer Pflege hervorgegangen, sich ins Unendliche fortentwickeln.' Als Langethal diese Worte am 7. Dezember 1817 dem Diakonus Möller in Erfurt schrieb und dabei an Luthers Sendschreiben anknüpfend, der Welt zurief: ‚Wir wollen Hand antun und den Verwandten Luthers Schulmeister ordnen und sein!', hatte er bereits dem Geschlechte der Luther am Orte ihrer Herkunft nachgeforscht. Luthers gerade Linie sei ausgestorben. Aber es fände sich ein verzweigter Nachwuchs vom Ohm des Dr. Martinus. Durchweg lebten

diese Nachkommen in mäßigen äußeren Verhältnissen, als Knecht, Tagelöhner, Feldhüter. Die beiden Söhne des Kuhhirten Nicolaus Luther in Möhra zeigten ein Verlangen nach besonderem Unterricht, besonderer Erziehung. Vor allem der 18jährige Johann Georg, jetzt Schweinehirt in Möhra, habe schon früher den bestimmten Wunsch ausgesprochen, zu studieren. Die Wünsche des 7 Jahre jüngeren Bruders Johann Ernst gingen nicht so hoch. Aber Keilhau wolle sich anheischig machen, wenigstens den älteren in höchstens 10 Jahren bis zur Universitätsreife zu fördern, noch früher den jüngeren für einen besseren Beruf vorbilden, den er selbst wählen sollte. Wollte man eine Summe zu solchem Plane sammeln — für das Bestehen des Werkes würde es genügen, wenn Mittel zunächst nur auf ein Jahr gesammelt würden.

Diese Aussprache ging in Fröbels Namen an den Diakonus derselben Barfüßerkirche, bei der einst Luther als Mönch eingetreten war. Das Schreiben schloß mit dem Versprechen, den Plan zum Ziele zu führen. „Und dieses Ziel werde ich erreichen, so wahr mir Gott hilft!" Dem Schreiben war eine für den Druck bestimmte ‚Einladung' beigefügt. ‚Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.' So stand darin. (Die ‚Einladung' ging an eine ganze Reihe Berliner Hochschullehrer. Fröbel kam dadurch auch wieder mit Weiß in nähere Berührung. Weiß übernahm es, die gezeichneten Jahresbeiträge nach einer Liste Schleiermachers an die Anstalt abzuführen. Am 6. April 1818 holte der Führer Keilhaus, an jeder Hand einen der barfüßigen Luther, zwei Zöglinge in sein Haus, die dort im genauen Sinne als Zöglinge einer idealsten Familie galten, nämlich als Pfleglinge des protestantischen deutschen Volkes.) Unter diesen Gesichtspunkt rückte nun immer mehr auch Fröbels Werben um eine Mutter für sein Haus. Darüber gaben seine ersten Briefe an Henriette Klöpper Kunde. Sie schwiegen freilich von der Sache um Luther. Darum fanden zwar diese ersten Schreiben ein rein persönliches Echo; dennoch machten sie in wichtigsten Punkten Henriette zu schaffen. Sie hatte insbesondere aus dem allerersten, der einen Monat vor Fröbels Reise nach Berlin an sie ergangen war, den religiösen Kern seines Wollens vernommen, gab sich aber mit feiner Einfühlung nicht seinem noch unfesten Werben hin. Er hatte nicht rundweg ausgesprochen: Ich begehre Sie zur Frau. So wollte auch Henriette nur eine Aufforderung herauslesen, sich seiner Anstalt anzuschließen. Sie hatte am 1. September 1817 geantwortet:

‚Lieber Herr Fröbel!

Mit unbefangenem Gemüt habe ich Ihren teuren Brief wiederholentlich gelesen, und noch im nämlichen Augenblick tönt Ihre Aufforderung diesem Gemüte ebenso laut

als ein höherer Ruf; indem Überzeugung und Glaube ihn dagegen als eine neue Prüfung aufnehmen und begegnen müssen. —

Stände ich allein da, und müßte nicht meine Eltern berücksichtigen, so gäbe ich mich anstatt des Schreibens lieber selbst auf den Weg, und würde bald sagen „hie bin ich!“ Nichts — nichts äußeres noch inneres sollte mich dann abhalten, dem von Ihnen so richtig wahrgenommnen — von mir lang geahnten, tief gefühlten und wohl erkannten Triebe meiner Seele zu folgen. Auch nicht der Zustand meines Körpers, der obwohl für jetzt genesen, doch im ganzen tief erschüttert ist; denn die Sorge — wie die Erde — ist überall des Herrn — letztere unter Ihren grünen Lauben und Auen vielleicht noch kühler und lieblicher zur Schlafstätte. —

Doch Ehre Vater und Mutter! schwebte mit hell funkelnden Zügen mir gleich vor, als ich Ihren Brief zuerst las. Ehre sie auch dann, wenn Du Dich überzeugt hältst, daß Deine Ansicht und Deine Erkenntnis der Wahrheit die richtigere sei — schone! — unterwirf Dich ohne Bedenken da, wo Du siehest, daß keine freiwillige Einigung möglich ist. — Daß diese nicht möglich ist — liegt in der großen Verschiedenheit unseres gegenseitigen Standpunktes, in der, meinen teuren Eltern beinahe völligen Verschlossenheit meines Innern . . . Schon durch meine bloße Zumutung würde meine schwache zärtliche Mutter betrübt, vielleicht beleidigt werden — ach und ich möchte die Arme, die meiner Schicksale wegen schon genug litte, wohl keinen Augenblick wissentlich betrüben. Mir deucht, ich könnte dann nicht ruhig bei Ihnen wohnen, und den lieben Kindern weder einen leisen, noch viel weniger einen dreisten Wink für ihre Pflichten geben.‘

Mit wenigen Worten streifte sie, wessen sie selbst entsagte. Sie wäre sich bewußt, den süßesten Wunsch ihres Lebens aufzugeben, ‚unter lieben edlen und geistreichen Freunden für reine höhere Zwecke des Daseins‘ ihre Tage zuzubringen. Aber alles laufe zusammen ‚in dem Leben in Gott‘, das ‚auch in der beschränktesten Lage lediglich durch seine Kraft in uns gewirkt werden kann‘. Gott und der Heiland werde auch wissen, sie, die ‚Arme und Schwache‘, zu seinem Werkzeug zu machen, Fröbel aber die ‚rechte Teilnehmerin gewiß geben‘. Daß die Anstalt solche brauche, habe sie schon bei Middendorffs ersten Mitteilungen diesem ausgesprochen. Sie wundere sich nur, daß Hilfe sich nicht in Fröbels Heimat finde, ‚in jenen glücklichen Gegenden‘. Mit einem ‚Suchet, so werdet ihr finden!‘ hatte Henriette ihr Schreiben geschlossen. Dann aber setzte sie noch einmal an:

‚Je öfter ich Ihren Brief lese, je stärker wird der Zug — je mächtiger aber auch der Glaube. Ich finde eine auffallende Ähnlichkeit in unseren früheren Lebenswegen, eine ebenso auffallende in den Wirkungen, die uns für einen gleichen Zweck so innig stimmten. Unsere Ansichten scheinen mir, jedoch mit einigen nicht ganz unwesentlichen Ausnahmen — dieselben. Oft indessen möcht ich es mir nur erlauben, den Bedeutungen einen andern Namen zu geben — doch zuweilen auch dem Namen eine andere Bedeutung. — Aber freilich, nachdem ich selbst erst hinlänglich belehrt worden. — Nur in den höheren Beziehungen wurde mir die Verschiedenheit am sichtbarsten. Dies liegt vielleicht zum Teil nur darin, daß wir Frauen öfter und nachdrücklicher mögen durch Leiden und Verleugnungen — die Männer dahingegen durch Tun und Handeln gebildet werden; wiewohl letzteres nie aus dem Leben, soll es anders eines sein, ausgeschlossen bleibt. Aber verschieden müssen sich die Ansichten auf verschiedenen Wegen entwickeln. Und sicherer und näher glaube ich lernen wir die Kraft und Wahrheiten

der geoffenbarten Religion fühlen, kennen und schätzen und aller Menschenweisheit vorsetzen auf dem Kreuzeswege als auf irgend einem. Tiefer lernen wir auf ihm erkennen, daß jegliches aufzuführende Gebäude, wenn es bestehen soll, nur in ihrem und nach ihrem Geist und Sinn aufgeführt, bestehen kann. Folglich auch das Werk der elterlichen Erziehung, darf es anders Segen hoffen, nur in ihr begründet werden muß. Frühe, rühe, glaube ich, muß die junge Seele nicht nur sich, sondern den, in welchem ihr ganzes Selbst ruhen und bestehen soll, finden lernen . . . Nur in diesem einzigen Ruhepunkt — in seinem Gott und Heiland, lebt Kind und Mensch, der Zufälligkeit oder Äußerlichkeit nicht entrissen, aber über sie erhaben.

Dies ist nach der erhaltenen Richtung meines Gemütes die innigste Überzeugung meiner Seele, die ich umso weniger hier zurückhalten kann und mag, als ich noch vor nicht langer Zeit in diesem Gefühl stehend meine Hände zu meinem himmlischen Vater erhob und bat: „Ach wenn ich jemals mit Kindern in Berührung komme, auf welche Weise es Dir gefalle mein Gott, so laß mich diese tief erkannte Wahrheit ihnen vor allem ans Herz legen!"'

Solche Äußerungen zeigten Fröbel ein Weib, dessen Selbständigkeit nur hinter der Demut zurücktrat. Die Art, wie das frauliche Festhalten an der Überlieferung der Kirche hier seelenkundlich erklärt wurde, bestätigte ihm die Notwendigkeit „sphärischer" Vereinung des männlichen mit weiblichem Denken. Das zeigte noch stärker der zweite Brief; wir sind aber hier erst beim ersten. Die Schreiberin fuhr fort:

„Ich bin wohl recht dreist? lieber Herr Fröbel, daß ich auch über Dinge, da ich nicht gefragt werde, mich mitteile. Aber Sie sehen wohl aus dieser Dreistigkeit, die mir sonst eben nicht eigen ist, wie unbefangen und herzlich ich zu Ihnen stehe . . . Jetzt habe ich wohl nichts mehr hinzuzufügen, meine Meinung wissen Sie: Sollten Sie es dennoch wünschen, daß ich meinen Eltern Eröffnungen in der Sache machte, und einen Versuch wage, sie zu bestimmen, so glaube ich Ihnen diesen schuldig zu sein. Dann werden Sie mir Ihre Meinung mitteilen. Wenn Sie aber je wieder an mich schreiben — so bitte ich Sie, nennen Sie mich nicht mehr hochverehrt und edel. Diese Benennungen gestattet mir mein Gefühl und mein Gewissen nicht. — Und beide werden Sie nimmer beleidigen wollen. Leben Sie wohl, Gott segne Sie und die Sie Umgebenden, so wie das Werk, das Er durch Sie ausführen wolle.

Henriette Klöpper.'

Daraufhin sprach Fröbel frei und freudig die Werbung um Henriettes Hand aus. Aber nun erschrak das Weib. Es nahm den idealen Begriff „Mütterlichkeit" persönlich und deutete dies Wort mit fraulichem Empfinden bei einem so großen Kinderfreund als Werbung eines Mannes um Weib und Kind. Wir wissen bereits, daß die Hoffnung, je Mutter zu werden, Henriette von Natur oder durch Unglück versagt war. Nun meinte sie, Fröbels entsagen zu müssen. Das gab ihr, während sie zu Eltern von seinem Antrag schwieg, die volle Sicherheit, ihr Herz rücksichtslos vor dem Freier zu öffnen. Es lag Größe in dieser ruhvollen Haltung. Sie ist nur Menschen eigen, die mit der Welt abgeschlossen haben, ohne bitter geworden zu sein. Das Schreiben hat keine Anrede und lautet:

‚Berlin den 23. Sept. 1817.

Wenn Sie mir nach vorliegendem, was mir der Mann, der durch Gott mein Lebensretter wurde — auf meine Frage erwidert, noch bei Ihrer Wahl beharren — so bin ich fest entschlossen nach erfüllter Frist und Bedingung [gemeint ist wohl die Wartezeit einer Geschiedenen] die Ihrige zu werden, sobald meine Eltern darin willigen.

Ich verstehe Sie jetzt ganz ... daß dies Verstehen nicht sobald erfolgte, lag darin: Jenes höchste Lebensverhältnis, das Sie so treu, als es in meiner Seele steht, bezeichnen und mir in dem einzigen nachdrücklichen Worte — nun ganz aussprechen — offenbarte sich mir wirklich bei Lesung Ihres ersten Briefes, wie Sie es hofften und wünschten. Aber mein von den Schlägen des Geschicks noch zum Teil betäubtes und zitterndes Gemüt konnte und mochte den Gedanken — wenigstens in Beziehung auf mich nicht gleich aufnehmen ... — und ich nahm für mein nächstes Bedürfnis, das so schön zum Leben einladende, meinem Herzen so ansprechende mütterliche Verhältnis auf, hoffend, so nach meinem Gefühl und unter Ihrer Leitung zu den Kindern stehend, die schmerzlich getrübete Menschheit in mir und in diesen wieder zu versöhnen. Selbst in diesem Falle mußte es mir, glaube ich auch bei Ihnen, vor allem um die Erkenntnis der Religion, wie Sie Ihnen vorstand, zu tun sein.

Deshalb trat ich so frei und in der Art und Weise wie diese Seite in mir angeregt worden war, hervor. Ich fühlte bald, daß ich Ihnen etwas überflüssiges gesagt, daß das Verlangte zum Teil aus dem mir von Ihnen gegebenen hervorgeht, und aus Ihrer Handlungsweise nur sich mir erst ganz beweisen könne. Aber ich wünschte doch so nahe als möglich hineinzukommen und rechnete stark auf Nachsicht für meine Freimütigkeit. Um so mehr, als ich mich bereit fühlte, jede Zurechtweisung mit willigem, unbefangenem Herzen aufzunehmen. Welches ich denn auch getan habe. In Ansehung der Sprache, die Sie als bloße Sprache in der Religion gewiß wahr und richtig verwerfen, bin ich mir nie bewußt eine andere geredet zu haben, als die, welche in meinem Herzen lebte, noch viel weniger jemals unaufgefordert mit meinen Gesinnungen darüber hervorgetreten zu sein als hier. Es ist wahr, daß meine Art mich darin auszudrücken, mir ein kleines Hindernis für das Verstehen der Ihrigen war, und ich glaube, ich würde gerade dadurch, wirklich durch die Ihrige, etwas angegriffen, weil gerade diese mir so lieb gewordene Sprache Ausdruck meiner Empfindung war, und es mir dagegen schien, als ob Sie selbst manches, den Menschen in höheren Richtungen und Stimmungen so natürliche, mir so teuer und wohltätig gewordene Wort und Benennung vermieden, das — verzeihen Sie — mir sogar zur Hellung der Ansicht und Vereinfachung der Sache wichtig schien. — Ich weiß zwar nicht, warum Sie eine gewisse Selbständigkeit des Weibes — und in dieser Hinsicht eine freie Äußerung seiner innersten Herzensmeinung in der höchsten Angelegenheit desselben, in der Religion — nicht überhaupt etwas mehr gelten lassen; da doch Religion Sache des Menschen ist und die Bedingungen, welche Sie darin für das Weib aufstellen, wie wahr sie auch sind, doch nicht für alle statthaben können, indem noch so viel unverehelichte bleiben. Ich weiß es jetzt aber, und begnüge mich damit, daß wenn irgend eine solche Selbständigkeit für mich vorhanden sein sollte, ich sie nur noch mit Freuden einem Manne hingeben kann, aus dem sie mir so erhöht zurückscheint, und der alles in mir zu einem reineren und helleren Bewußtsein bringen kann und bringen will.

Und so bin ich denn, so wie ich meinem lieben Herrn und Gott für den Ausgang unserer Sache, — „auf ja und nein, auf schwarz und weiß“ wie heut in meinem Morgenliede stand, ergeben bin — mit Ihnen herzlich einverstanden und überlasse Ihnen darnach Ihren Entschluß und Ihre Maßregeln zu fassen. Sollten Sie nach jener benannten Zeit — meine Eltern noch um mich ansprechen wollen; so gebe ich Ihnen zu bedenken, ob es nicht besser ist, wenn Sie sich selbst hierher bemühen, und zur Stelle sehen und hören, urteilen und handeln — und weil es auch natürlich ist, daß meine Eltern den Mann werden sehen wollen, dem sie ihr Kind noch anvertrauen sollen

Leben Sie wohl. Grüßen Sie die treuen lieben Freunde Middendorff und Langethal. Ich würde, hätte ich Ihren ersten Brief in der Art als den zweiten aufgenommen, gewiß nichts davon zu jenen erwähnt haben.

Henriette'.

Indem Henriette den Bewerber nach Berlin zu kommen bat, hätte sie ihn dort erwarten müssen. Bitterstes wäre beiden dadurch erspart geblieben. So aber gebot ihr eine mädchenhafte Scham, sich dem Werbenden zu entziehen. Sie meldete Fröbel, daß sie zur Festigung ihrer Gesundheit auf dem Sprunge sei, morgen oder übermorgen für zwei Monate die Gastfreundschaft der Vorsteherin der ersten Töchterschule im Jakobs-Hospital zu Frankfurt a. O. anzunehmen. Der wohl absichtlich verspätete Brief vom 20. Oktober 1817 bat:

,. . . lassen Sie uns, mein lieber Freund, ohne Bangen, geeint oder entfernt — aber nimmer gänzlich getrennt — die Bahn der rauhen, oft so öden Wirklichkeit durchwandern . . . Wer die Wirklichkeit, wie ich, in ihrer ganzen Blöße und Dürftigkeit kennen gelernt hat — kann sich wohl mit leeren Erwartungen nicht mehr täuschen wollen, und fürchtet ihre Erscheinungen weniger, weil er weiß, daß ihre dürren Steppen, wie ihre Klippen, nur unsere Tätigkeit anfeuern und unsern Fuß üben sollen. — Seien Sie daher auch um alles, was der äußern Lage abgehen sollte — für mich völlig unbesorgt. Sobald nur ein ganz bescheidenes und genügsames Auskommen gesichert ist, ich darf wohl frei und kühn behaupten, daß Sie vielleicht weit und breit kein Wesen finden würden, daß für diesen Punkt besser gezogen worden sei. . . Anders und tiefer trifft mich Ihre zarte Entbindung meines Wortes für den Fall eintretender höherer Bedenklichkeiten. — Eben das ist es ja, warum ich Sie ersuchte, und noch ersuche, erst zu kommen, zu sehen, zu hören und dann zu handeln. — Ach wenn ich von dieser Seite noch Bedenklichkeiten haben könnte? — wie viel mehr dürften sich für Sie finden. — Die Blüte und Gesundheit des Leibes und der Seele ist bei mir wohl weit hinter dem zurück, was auch Ihre zartesten und reinsten Ansichten des Verhältnisses — Ihre bescheidensten Wünsche dafür erheischen mögen — vielleicht müssen. —

Sie suchen eine Mutter für ihre Pfleglinge, meinen das freie selbständige Weib zu umfassen (das ich freilich, im aufrichtigsten Streben darnach, zu werden wünsche, als welches ich mich aber durchaus noch nicht fühlen kann) und finden statt dessen ein armes bedürftiges Kind, ein unwissendes, ungebildetes, oft noch ungezogenes Kind, das dabei nicht selten doch der treuen Kindlichkeit verfehlt, das nichts zu Ihnen bringen kann, als ein williges, aber unaussprechlich schwaches Herz . . .

Nicht Mißtrauen gegen die Echtheit und Festigkeit Ihrer Gesinnung läßt mich dies aussprechen. — Aber der unvollendete Mensch — Sie nennen ihn selbst so und mit Recht — bleibt auch, wenn er die Wahrheit sucht und in sich und überall pflegt, den Täuschungen des Herzens und des Verstandes ausgesetzt.'

Der Brief schloß mit den Worten: ‚Und nun noch ein treues, herziges Lebewohl, mein — mein innigster Seelenfreund, bis auf Wiedersehen im Geiste. Henriette.' Jede einzelne Zeile mußte Fröbel ansprechen, als habe sein Gegenpol Stimme bekommen. — Fernrohr und Fraunhofersche Linien haben uns Sonnen erkennen lassen, die als Doppelkörper, einander überwältigend nahe, um einen gemeinsamen Mittelpunkt kreisen. Sie ziehen ihre Bahn, als kennten sie kein Körperverlangen zu

einander, und nur schärfster Beobachtung enthüllt sich, daß auch ihre Form unterworfen ist den Gesetzen der Anziehung und Abstoßung, ohne daß sie deshalb bestimmt scheinen, zur wirklichen Berührung zu kommen. Der Brennpunkt, den Henriette mit Fröbel gemeinsam umkreiste, war die Idee göttlichen Tatlebens. Entbehrungen, welche das gemeinsame Dienen in der Keilhauer Anstalt forderte, setzten auf Seiten der körperlich schwachen Frau die weitaus stärkere Seele voraus, eben weil Henriette das äußerlich gebrechliche Werkzeug gemeinsamen Wollens war.

War der Opfermut dieser Seele ein idealistisch verstiegener? Henriettes Kraft, das Bündnis mehr zu ersehnen als zu fliehen, entsprang zuletzt doch aus ganz einfacher Quelle. Sie hatte Fröbel längst sich zum Lehrer gewünscht. Bei seiner brieflichen Annäherung umfaßte das Weib in ihm das Ideal der Männlichkeit, dem es bisher im Leben nicht begegnet war. Vor allem der zweite Brief Fröbels hatte diese Folge gezeitigt. Sie bedeutete das höchste Glück, das einem Weibe bereitet werden kann. Jeder ihrer Schritte Fröbel entgegen wurde erleichtert durch eine natürliche Liebe, die sich freilich zuerst nur im Unterbewußtsein regte. Indessen ahnte Henriette nicht, ihr höchstes Erdenglück mit einer weit tieferen Tragik belastet zu finden, als aus ihrer körperlichen Hinfälligkeit erwachsen konnte. Und auch in dieser Hinsicht wurde von ihr mehr gefordert als von Fröbel; denn sie hatte im Versagen gegen sich selbst zu kämpfen. Sein Wille vermochte übermäßig anzuziehen, mochten auch „Diamanten-Ketten", die ihn an eine erstmals so quälend Geliebte fesselten, noch über ein Jahrzehnt „wie Planeten" an seinen Füßen hängen. Diese schicksalhafte Mitgift mußte das volle Einswerden beider stören. Denn Verdrängungserscheinungen des naturhaften Menschen, der Fröbel war, konnten nicht ausbleiben.

Ging Henriette dem Bunde entgegen, dann mit der Sehnsucht, daß Fröbel sich selbst treu bleibe. Sie sprach das von vornherein und wiederholt aus, eben um ihres Ideals von Männlichkeit wegen. Er dankte ihr das, und warb auch seinerseits mit rückhaltloser Offenheit. (In einem weit späteren Brautbrief, einem Schreiben vom 5. Juli 1818, zeichnete er die Form seines Werbens selbst mit den Worten: „still, ruhig, streng, fest, in mich gekehrt, wahr, besonnen, im Äußern kalt, wissend, klar in mir, einsichtig, zögernd, auch wohl abstoßend und so Druck oder Schmerz gebend". Das Weib hängte von Anfang an ihr Herz an das, was erst dieser Brief mit dem Nachsatz aussprach: [mich] „nur dadurch liebend zeigend, daß ich gebe und gern gebe, was mir gegeben ist, was ich bin!") Die Tragik, die aus solcher Haltung des Mannes dem Weibe erwachsen mußte, war das gelegentlich völlige Alleinsein. Von diesem Gefühl bekam die

Umworbene einen Vorschmack. Zunächst nur durch das Verhalten der ihr bisher liebsten Menschen. Man pflegte sich damals nicht zu verheiraten, um sich bei erster Gelegenheit wieder zu trennen. Der Vater hatte an einer Scheidung genug. Fröbels Wesen als ‚Sphäriker' war ein so zusammengesetztes, daß ein gradliniger Charakter aus friderizianischer Schule, wie Hoffmeister, ihn nicht verstehen konnte. Der Vater mißtraute nicht nur dem Bewerber, der alsbald nach der Scheidung auftauchte, sondern fast mehr noch den Empfindungen der eben geschiedenen Tochter. Darum war es bei Fröbels Besuch, vor dem sie geflüchtet, zu einem verletzenden Auftritt gekommen, um so peinlicher für den arglosen Freier, weil außer der Mutter auch deren Schwester zugegen war. Ein neues Schreiben zurücklassend, war Fröbel dann nach Keilhau zurückgekehrt. Henriette träumte unterdes in Frankfurt a. O. noch ahnungslos über dem zweiten Keilhauer Briefe, nach dessen Empfange sie geflohen war, und erglühte unter den Strahlen des männlichen Ideals ihres Fröbel. Sie schrieb über jenen Brief:

‚Sein ganzes Gemüt lag mir darin offen, war mir wie eine liebe Sonne aufgegangen, und bewegte das meinige zu unaussprechlich, so daß es — dafür noch nicht bereitet — wieder aus seinen Schranken trat. Alles Gebet und Flehen in meiner einsamen Zelle — die mir doch jetzt so lieb und genügend sein muß — wollte nicht hinreichen, und ich benutzte die mir dargebotene Gelegenheit der Reise, um mich in der offenen weiten Natur wieder desto inniger an das Herz meines Gottes zu schmiegen, und die Eindrücke anderer besserer Frauen auf mich wirken zu lassen. — Ach Gottlob, und ich habe in der ersten unvergeßliche Augenblicke verlebt und im andern zwar das Los der Menschlichkeit geprüft und empfunden und herrliche Eindrücke noch erweitert. — Da kamen die Briefe meines Vaters, die meine Brust trafen! — und meine Rückreise beschleunigten.'

Plötzlich war die natürliche Liebe zu Fröbel aus den Verstecken ihrer Idealität hervorgepeitscht worden, ohne daß Henriette zunächst ihrer wahren Gefühle bewußt wurde. Der Vater hatte eigenmächtig Fröbels Berliner Schreiben erbrochen und es so einem mit Vorwürfen gespickten eigenen Briefe beigelegt. Die Tochter mit ihren mehr als 37 Jahren Lebensreife verstand diese Äußerungen des geliebten Vaters nicht und wußte erst zu erwidern, als ein zweiter Brief Antwort heischte. Sie gab darauf schriftlich ein freimütiges Bekenntnis ihrer Meinungen und Ansichten und kehrte ins Elternhaus zurück. — Dort nahm Platz, was in solchem Falle das Schlimmste ist. Mündlich wurde kein Wort über die Sache zwischen Eltern und Tochter gewechselt. Die Meinung ihres Kindes besaßen sie schriftlich. So geschah es, daß Henriette zum ersten Male völlig einsam stand. Auch Fröbel war daran schuld. Henriette hatte fest darauf vertraut, der Mann, der im neuen Schreiben ihr so liebreich seine Hand gereicht hatte, werde, wie es auch gehen und stehen möge, nicht

eher von dannen reisen, bis er sie gesehen und gesprochen. Mit Recht schien ihr hieran alles gelegen. In ihrer Umgebung hatte sie niemand, als jene Augenzeugen des Fröbelschen Empfangs. Ihrer Mutter Schwester schien die einzige, die einigermaßen für ihre Sache wirken wollte. Aber dieser Trost kam nur als ein vergänglicher Tropfen auf das fiebernde Gemüt, so große Dankbarkeit für diesen Augenblick noch aus der Schilderung des Vorgangs spricht.

Erst als ein Vierteljahr ins Land gegangen war, vermochte das zur Liebe erwachte Weib Fröbel mitzuteilen, was sie von seiner üblen Aufnahme seitens des Vaters erfahren.

‚Da, ich will's Ihnen sagen lieber Fröbel, als ich da so gekränkt, in Ihrer Person doppelt gekränkt, verkannt und mit Unwillen beladen — bei ihr stand und sie so gut zu mir war, da fiel mir ein: ‚was kein Verstand des Verständigen sieht, das findet in Einfalt ein kindlich Gemüte‘ — da sagte ich zu ihr: ‚Sehen Sie Tantchen Ihnen will ichs zeigen, und Sie sollen nicht denken, daß ich nach dem, was ich erfahren, mich so mir nichts dir nichts gleich wieder in die Arme eines andern Mannes werfen könnte‘ — und holte Ihre Briefe, lieber Freund. Und die einige 60 Jahr, doch sonst noch sehr rüstige Frau setzte ihre Brille auf und las alle drei Briefe mit großer Geduld und Aufmerksamkeit durch. Nach dem ersten bemerkte sie: „da ist viel hingestellt. Aber liebes Kind, hast du auch wohl bedacht, was das zu erfüllen fordert“*). Beim Lesen der andern unterbrach sie sich öfters mit den Worten ‚sehr vernünftig! sehr gut!‘ — die sie auch noch nachdem sie fertig war wiederholte. Dann war sie bewegt und schloß mich in ihre Arme, sagend: „Ich werde Gott herzlich bitten, daß er dich stärken möge!“ Und als ich von ihr gehend, wehmütig in die Worte ausbrach: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft“, sagte sie: „Beruhige dich mein liebes Ding. Bei Gott ist kein Ding unmöglich!“ Seitdem hatte sie mich einige mal gefragt, ob ich keinen Brief wieder erhalten, welches ich aber jeder Zeit wieder mit nein beantworten mußte.‘

Sich so von Herzen zu Fröbel auszusprechen, dazu hatten sie Schreiben Langethals und Middendorffs veranlaßt. Diese standen noch unter den Eindrücken des neuen, des zweiten Christfestes, das jener den Seinen bereitet hatte. Fast schlimmer als im Jahr zuvor in Griesheim, hatte das Ganze oft um das Notdürftigste für sich und die Kleinen gerungen, so daß niemand an eine äußerlich reiche Feier der Weihnachten denken konnte. Deswegen war den Kindern bereits bestimmt ausgesprochen worden, ihnen werde diesmal nichts beschert werden. Da hatte eine unbekannte und ungenannte Hand aus dem Norden ‚den Kleinen in Keilhau zur Feier des Christfestes‘ Gaben gesandt. Kamen sie von jener glücklich verheirateten Auguste, Fröbels Bekanntschaft aus Groß-Miltzow? Als Middendorff in einer späteren Schilderung der ersten Christfeiern der Anstalt darauf zurückblickte, schrieb er:

*) „eine sehr vollwichtige und notwendige Bemerkung“, schrieb Fröbel in Keilhau an den Rand dieser Stelle.

‚Wir waren zusammen auf einen kleinen Raum beschränkt, eine geräumige Stube zum Wohnen [im alten Hunoldschen Hause], zum Unterrichten, zum Spielen usw. und eine enge Kammer, worin wir alle zusammengedrängt schliefen. Die unter den, wenn auch möglichst stillen Vorbereitungen in der nahen Kammer erwachten Kleinen, welche durch das leise Geräusch doch wieder die Hoffnung einer Christbescherung gefaßt hatten, wollten uns kaum in Ruhe lassen, bis es möglich geworden, die Gaben, welche der heilige Christ noch beschert, ihnen zu ordnen und den Tisch, der bald Arbeits-, bald Spiel-, bald Lehr-, bald Eßtisch war, mit drei kleinen Christbäumchen zu schmücken. Glücklich, wie sie nun endlich eingelassen wurden, und kindlich froh freuten sie sich der kleinen lieben Gaben. Das größte Geschenk für uns alle war ein Ofen, der, von uns selbst zurechtgemacht und spät abends erst zustande gebracht worden, uns nicht mehr, wie so oft bisher durch Rauchen zu vertreiben schien.'

Wie reich schwebte über dieser Dürftigkeit das religiöse Glück der Armut! Es wurde schon damals laut in ‚Tönen reiner Gottesliebe', die Henriette aus den Briefen der Mitarbeiter in Keilhau vernahm. Dennoch lösten sie das erstarrte Gemüt der Einsamen nur langsam. Am 13. Januar 1818 versuchte sie, jenen Klang ‚unverfälscht' wiederzugeben. ‚Am liebsten schwiege ich — denn ich bin ein Weib und herzlich, herzlich müde, und mich verlangt nach einem gänzlichen Stillesein vor meinem Schöpfer.' Sie fühlte, daß Langethal und Middendorff die schlichteren Träger des gemeinsamen Ideals waren und litt doch unter der demütigenden Scham, diesen Seitenweg einhalten zu müssen. Doch —:

‚Sie haben mich noch immer verstanden, lieber Langethal, etwa nur da nicht — wo Sie zu gut von mir denken mochten. Ich habe seit der ersten Woche des November einen Kampf gekämpft, wie ich ihn noch nicht kannte. Der gute liebe Gott wußte wohl, wie nötig mir auch dieser noch war. Darum reichte — und versagte er mir zugleich ein Leben — — — wohl wissend, daß es alles enthielte, was mein Herz noch an dies irdische Dasein — fesseln kann — mir dadurch zeigend, daß ich keinen Freund — und keine Heimat hier suchen soll, die seine Gnade mir vielleicht um so mehr jenseits reichen will. — Daß ich sagen könnte, ich habe den Kampf gekämpft! — Daß ich dies aber noch nicht kann, zeigt mir genug der Eindruck Ihres teuren Briefes, besonders die letzten Äußerungen in demselben — die liebreichen Wohltaten desselben werden mir jetzt in meiner Schwachheit zu Gift ... Jeder Schmerz, der das Gemüt mäßig berührt, glaube ich, führt zu Gott; jeder aber, der es zu stark durchdringt, trennt uns von Ihm. Dies fühle und fürchte ich. Darum denke ich, ist es besser, Sie schreiben mir nicht wieder, und ich höre nichts eher wieder von denen, die mir vielleicht zu teuer sind — bis mich Gott so weit wieder hergestellt, daß ich es vertragen kann. — Er wird uns schon einen Wink dafür geben.'

Der Wink erfolgte noch während des Schreibens dieses Briefes. Vergebens hatte sie mit Thomas a Kempis ‚Nachfolge Christi' die letzten Stunden des Jahres zugebracht. ‚Ich war sehr versucht zu schreiben, aber ich wagte mich nicht zu den Menschen zu wenden.' Eben da wurde sie unmittelbar zu Fröbel hingestoßen, nicht zur Aussprache gegen diesen, aber doch zur Andeutung an die Freunde, seinen Part zu vertreten auch in der Ferne. ‚Etwas näheres von unseres lieben Fröbel Aufnahme in

meinem elterlichen Hause habe ich und über des Vaters Bewegungen eben durch meiner Mutter Schwester erfahren — aber dies verwundete gleich meine Weiblichkeit und mein Zartgefühl so tief, daß es mir jeden Laut und jeden Wunsch etwas näheres darüber zu erfahren, benahm.‘ Wohl bekannte Henriette in den nächsten Zeilen nun jenes Befremden über Fröbels schnelle Abreise, beugte sich aber ausdrücklich vor dessen besserer Einsicht und fuhr fort: ‚Die Worte unseres lieben Kempis „Tue, was du kannst, und Gott wird deinen guten Willen freundlich ansehen und tun, was du nicht kannst“ begleiten mich jetzt immer .. denn Gottlob, es war kein anderer Laut in mir als „der Herr hat alles wohlbedacht und alles recht gemacht, gebt unserm Gott die Ehre!“ Und damit dieser Laut der herrschende in meiner Seele werde . . . lassen Sie mich Abschied nehmen. — Sagen Sie dem teuren Middendorff, daß ich ihn jetzt ganz verstehe, besser als ich ihn in meinem Leben jemals verstanden.‘

Sie täuschte sich über ihre Kraft zum Abschiednehmen. Doch unbewußt schlug sie den Weg zur Genesung ein, indem sie zur Tat für andere schritt. Sie versprach, Middendorff zum Andenken an die Reformationsfeier eine Schrift des Potsdamer Konsistorialrats Bernhard zu senden. Diese Darstellung Martin Luthers schien ihr ‚besonders zur Mitteilung für die lieben Kleinen geeignet ... daß ich sie auch diesen zudenke.‘ Von Keilhaus Lutherplan wußte Henriette noch nichts. Das ganze Stehen des bedrängten Weibes fand Ausdruck in den Schlußzeilen: ‚Sie sehen aus allem, guter L., daß ich noch nicht das rechte, nicht das würdige Wesen bin, das den geliebten Familienherd zu Keilhau aufrichten helfen soll — der, der es sagt, wird ein besseres Ihnen dort zuführen — aber kein innigeres Herz. — Glauben Sie mir, daß mein Gebet noch nicht aufgehört, sich mit dem Ihrigen dafür zu vereinigen. — Nun noch ein Lebewohl! — „Wir lesen hier durch einen Spiegel in ein dunkles Wort, dann werden wir von Angesicht zu Angesicht schauen. Hier erkenne ichs stückweis', dann werde ichs erkennen gleichwie ich erkennet bin. 1. Korinther 13. V.12.“ Nun es bleibt beim Wort — Freund L. Es ist alles dürr und tot und öd' und leer um mich; aber das sei meine Speise, daß ich den Willen tu unsers Vaters im Himmel.

Gott segne Sie Alle!‘

Das stärker geschriebene und stärker unterstrichene ‚Alle‘ war der Verräter ihrer Liebe zu Fröbel. Ein zwangsläufiges weiteres Verraten knüpfte sich 11 Tage später an das unscheinbare Tun, im eigenen Leid das Freudebereiten für andere nicht zu vergessen. Es war der Segen ihres Versprechens, das Luther-Büchlein Bernhards zu senden. Die Sendung

zwang sie, einige Zeilen an Middendorff beizulegen. Notwendig wurde aus dem Begleitschreiben ein neues Aussprechen.

‚Ich habe zwar wenig von dem, was bei Gelegenheit des Reformationsfestes gesagt und geschrieben worden, gehört und gesehen, aber ich glaube kaum, daß eine würdigere Erneuerung des Andenkens unseres teuren Dr. Luther dabei erschienen ist. Mein ganzes Bedürfnis für diesen Gegenstand wird wenigstens hoch dadurch befriedigt. Vielleicht wünschen Sie auch noch zu wissen, wie es jetzt mit mir steht? aber dann kann ich nur sagen, nicht sonderlich — ich bin wohl recht eigentlich seelenkrank oder gemütskrank. Guter Middendorff, wer das Wort kennet — der fasset es — und habe hier Keinen, Keinen — dem ich mich vertrauen kann und mag. Eine kreisförmige, ich möchte sagen schraubenförmige Bewegung meiner Denkkräfte windet sich immer und immer, oft enger und enger, um die Eindrücke, die ich erhalten, die tief und gewaltig und zerstörend auf mich lasten. — Krampfhafte Empfindungen im Kopfe plagen mich zuweilen anhaltend und steigen oft so, daß — ach Gott! — als wollten sie mehr drohen!'

Schrittweise drängte das drohende Gespenst des Wahnsinns die Einsame erst unter Gottes Himmel, dann weiter auf die Bahn des Tätigseins, schließlich, und damit war sie gerettet, mit offener Bitte um Rat (verschämt und mittelbar) zu dem Geliebten. Der Brief, wahrscheinlich in mehreren Ansätzen verschiedener Tage geschrieben, fuhr fort:

‚Oft scheinen mir gänzliche Veränderung meiner Lage und zweckmäßige Tätigkeit das einzige Hülfs- und Rettungsmittel. Denn es ist mir nur in den Augenblicken wohl, wenn ich so beschäftigt bin, daß ich mich und alles, was mich angehet, ganz vergesse — aber hierzu sehe ich keinen Ausweg. — Sie glauben wohl, daß das beste Hilfsmittel in allen Nöten auch meine Zuflucht ist — aber es heißt „Bete und arbeite", und alles, was ich hier vorzunehmen habe, ist nicht imstande, den Geist abzuziehen von seiner Richtung, und selbst das, was ihn beschäftigen und nähren soll, weckt nur Erinnerungen, weil ich überall die leitende hilfreiche Hand vermisse. Denn das tote Papier gibt mir keinen Gedanken wieder zurück und berichtigt den meinigen nicht, den ich ihm vertraue. — Umgang — Sie kennen den, worauf ich eingeschränkt bin — Was ist er überhaupt? wer sagt es mir? wer fühlt es mit mir? Nur das weiß ich, daß jeder Umgang, der sich nicht auf wechselwirkende Tätigkeit beziehet — in meinem jetzigen Zustand tötend auf mich wirkt. — Zur großen Wohltat wird mir der tägliche Gang in die freie Gottesluft. O Gott sei Dank! der meinem Leibe noch so viel Gesundheit schenkt, daß ich es kann. Wiewohl es oft nur ein langweiliges Durchziehen der Straßen im Schmutz und Morast ist — wirkt er dennoch erfrischend auf die Lebensgeister, stärkt den Mut und belebt das Vertrauen auf den wunderbaren Erhalter und Regierer . . .

Wie ist es möglich, lieber Middendorff, daß bei einem herzlichen Gottvertrauen solche Zustände dennoch eintreten können? Ist jenes dennoch nicht lebendig genug? sind die äußeren Quellen vielleicht darum nur verschlossen, weil die innern noch so verstopft und verunreinigt sind. Ach du lieber Gott und Heiland! nimm doch nur mein ganzes Herz hin, so elend wie es ist, und bereite es dir selbst, wie du willst und stärke und belebe nur meinen Glauben, so lange ich mir bewußt bleibe. — „Durch stille sein und hoffen wirst du stark werden", ruft mir das Gefühl, ich möchte sagen: die Überzeugung täglich zu. Und ein anderes eben so lebendiges Gefühl — ob gleich richtig, weiß ich nicht — macht es mir wieder zur Pflicht, mich nicht ganz in mich selbst zu verschließen — und mich meinen Freunden zu vertrauen. Gott allein hat das Walten, das wissen wir — gefiele es Ihm nun, mir durch Einen von ihnen einen treuen verständigen Rat zu geben, der mir heilsam würde, ach so wäre es ja doch viel besser. daß ich mich ihnen ohne kleinliche Rücksicht offen anvertraut. —

Nun denn Ihr Guten, wenn Einer von Euch mir solchen Rat erteilen kann, der sage mir ihn — wo nicht — so überlasset mich unserm einigen Vater und schreibt mir nicht — denn jede zwecklose Berührung ist mir höchst nachteilig. — Nun Gott befohlen, alles was den rechten Weg gehet — und alles was ihn suchet —

Er führt hinein
Er wird auch Helfer sein.

Fest und innig schließe ich alle ans Herz, die Ihr Kreis in sich fasset — vom Ersten bis zum letzten, vom Größten bis zum kleinsten —

Henriette.'

Was konnte allein aus Keilhau als Antwort erfolgen, und wer nur konnte sie geben? — Drei Wochen vergingen bis zum nächsten Briefe Henriettes. Wir füllen diese Spanne mit einem Seitenblick in das Tagebuch der Frau von Holzhausen. Zwei französische Eintragungen, die sich dortselbst nach den uns bekannten finden und mit andern ein paar deutsche Verse in die Mitte nehmen, genügen. Wir übertragen aus dem Französischen und werden darüber doch im ‚Salon' festgehalten.

‚Die Musik verdoppelt die Idee, die wir von den Fähigkeiten in uns haben; hört man sie, fühlt man sich der edelsten Anstrengungen fähig. Durch sie marschiert man mit Begeisterung zum Tode. Sie hat die glückliche Unfähigkeit, irgend ein niedriges Gefühl, eine Künstelei, eine Lüge auszudrücken. Sogar das Unglück bleibt in der Sprache der Musik ohne Bitterkeit, ohne Herzenszerrissenheit, ohne Aufreizung. Die Musik hebt sanft die Last, die fast immer auf dem Herzen fühlt, wer ernster und tiefer Affektionen fähig ist, jenes Gewicht, das sich bisweilen sogar mit der Empfindung des Daseins vermengt bis zum Weltschmerz (= se confond ... tant la douleur qu'il ainsi est habituelle). Es scheint, daß man, während die reinen und köstlichen Töne dahinrollen, bereit ist, das Geheimnis des Schöpfers zu ergreifen, das Lebensmysterium zu durchdringen. Nichts ähnliches kann diesen Eindruck wiedergeben, denn die Worte schleppen den ursprünglichen Empfindungen nach wie die Übersetzer auf den Schritten der Poeten. Nur der Blick kann davon eine Idee geben, der Blick dessen, den man liebt, wenn dieser Blick lange auf euch ruht und allmählich so in euer Herz sich senkt, daß es not tut, schließlich die Augen niederzuschlagen, um sich einem so großen Glück zu entziehen . . .'

Diesen letzten Satz unterstrich die Schreiberin. War darin das alte Spiel, so mutet es uns jetzt unkeusch an: wir haben den Blick in Henriettes tieferes Erleben getan. — Und nun die Eintragung, die, einem kurzen Abendsonnengedicht folgend, vielleicht als ein ferner Scheideblick der Frau von Holzhausen auf das Verhältnis zu einem Manne wie Fröbel zu deuten ist. Die Worte wurden Frau von Staël entliehen. Wir übersetzen: ‚Im allgemeinen glaube ich, daß ein Mann von kühlem Charakter es leicht hat, sich von einer sensiblen Frau lieben zu lassen. Er fesselt und unterhält die Aufmerksamkeit, euch mit dem, was er ausdrückt, ein Geheimnis vermuten zu machen. Und was ihm an Ungezwungenheit abgeht, kann die Unruhe und Empfindlichkeit einer Frau stärker reizen,

wenigstens zeitweise. Dergestalt begründete Liebesverhältnisse sind vielleicht nicht immer die glücklichsten und dauerhaftesten, aber sie erregen das Herz stärker, das schwach genug ist, sich dem zu überlassen.'

* * *

36.

Zuneigung. Sieg und Heimholung.

Ohne Anrede beginnt wie folgt ein Brief Henriettes vom 14. Februar 1818, den wir nicht zu sehr zerstückeln möchten.

‚Ich kann nichts anders, als lautlos in den Staub niedersinken — dessen Gewicht ich in Ihrer Nähe doppelt fühle. — Zürnen Sie nicht, mein edler Freund, wenn Ihnen dies zu viel gesagt ist. Es ist meine Empfindung, mein Bewußtsein — was kann ich Ihnen anders aussprechen?

Betrachte ich die Unvollkommenheit und Fehlerhaftigkeit des äußern und innern Menschen an mir, wie er dermalen ist, gegen die Hochschätzung die ich für Ihr ganzes Wesen und für das Werk oder Leben, so aus demselben hervorgeht, haben muß; so rufe ich unverzüglich aus „lieber teurer Mann, laß ab von mir! und nimm Dir das Wesen, wie es Dir der Geist in den wahrsten und einfachsten Zügen angibt — nimm Dir ein Mädchen von unbefleckter Unschuld und Zartheit, daß sie in dem Lichte, da Du lebest, und an den reichen Quellen die Dir zuströmen, Deinem Hause ein kräftiger Baum werde, der der Feier Deines Lebensfestes nie den erquickenden und schützenden Schatten versage." —

Betrachte ich aber auch mit unbefangenem Auge die Gaben, die Gott in mir gelegt, das aufrichtige Bewußtsein meines Strebens, soweit ich es erkannt — das innige feste Vertrauen zum Höchsten, Seine heiligen und wunderbaren Fügungen, unter denen ich durch die tausend Schmerzenswege bis hierher gekommen und erhalten worden bin, und die herzliche Ergebung, die ich meinem Schöpfer unter allen Zuständen darreichen mag, so meine ich, Seine Barmherzigkeit und Weisheit müsse mich noch zu etwas Besserem aufgehoben haben, möge mich noch einem solchen irdischen Mittler, wie ich ihn in Ihnen erkenne, zugesellen wollen — kurz ich fühle, daß ich das Weib bin, die Ihnen gehört — und bin und bleibe fest unter den früheren Bedingungen die Ihrige.

Es bedarf hierzu für mich durchaus keines Zeugnisses eines Zweiten oder Dritten über Sie — so klar und fest, als Ihr Wesen nach Lesung des zweiten Briefes, den ich von Ihnen erhielt vor mir stand — so und nicht anders stehet es noch jetzt vor mir — und meinem treuen Glauben wäre kein Zug dieses Bildes getrübt oder verwischt worden, hätte ich auch unter den vorwaltenden Umständen nie eine Zeile wieder von Ihnen gesehen.

Auch bedarf es für mich keines Beweises für die Sicherstellung Ihrer äußern bürgerlichen Lage. Der Mann, den ich im wesentlichen, d. h. in der Erkenntnis seines Selbst und seines Lebenszweckes so klar gestellt sehe, kann ja keine solche Lücke in seinem Leben dulden, und bei der strengen Verfolgung seiner Zwecke die äußere Lage dafür unberücksichtigt und unberichtigt lassen. Was mich anbelangt, so kenne ich in diesem Punkt ebenfalls mein Bedürfnis, und hoffe zu Gott, wenn es Ihm gefällt, mich gesund zu erhalten, das was dieses Bedürfnis erheischt, an dem Platze, wo ich stehe, immer wieder einzubringen. — Mir ist folglich auch das über diese Sache von Ihnen gegebene, völlig genügend und zusagend.

Vielleicht wäre es indessen zur Beruhigung der sorgenden Eltern, die bei zunehmenden Jahren und Erfahrungen in solchen Fällen wohl immer mehr auch einen äußeren

sichern Grund zu sehen wünschen — gut, wenn Sie, mein teurer Freund, jenen eine bestimmte Einnahme, sei sie auch noch so geringe — Ich setze einmal ohngefähr 200 Rt. — zur Deckung bei Ausfällen nachzuweisen hätten. Für mich bedarf es dessen nicht, ich wiederhole es. Es ist mir genug, daß der Mann, dem ich mich vertraue, das Einzige das Gute wahrhaft liebe und suche; so ist mein Heil bei ihm geborgen — beides, des Leibes und der Seele. Denn „trachtet usw." — Sei er dann Mann im ganzen und wahren Sinne des Wortes, nicht dem Leibe und dem Namen nach. Denn der tut's nicht — je mehr er es ist, je mehr ist er der, den ich schwaches Weib bedarf.

Ich könnte in Beziehung auf obigen Punkt Ihnen hier noch beiläufig vertrauen, daß als ich im verflossenen Herbste meinem Vater einmal die Notwendigkeit für mein Bedürfnis und für meinen Gemütszustand vorstellte, mir wieder einen tüchtigen Beruf zu suchen, und wie in Hinsicht auf jenen ich nur glauben könnte, außerhalb Berlin dafür wohl gestellt zu werden — Er mir aus freiem Antriebe die Äußerung machte, daß wenn ich diesen Beruf in einer mäßigen Entfernung von Berlin — etwa in Frankfurt fände — Er mir jährlich zu meiner Unterhaltung 200 rh. aussetzen wolle. Nicht Sie, nicht ich würden dies, obgleich ich in gewisser Beziehung nichts Unschickliches darin finden könnte — im vorliegenden Falle zu einer Forderung benutzen wollen — also abgesehen hievon, wird und muß sich wenn unsere Einigung Gottes Wille ist, solches alles finden.

Die Hauptsache muß nur immer die bleiben, daß Sie, teurer Mann, über mich und alles, was mich angehet, so berichtet werden, als ich es über Sie bin, und daß Sie insbesondere von meiner sittlichen Beschaffenheit keine zu hohe Meinung hegen. — Ich kann den Gedanken am wenigsten ertragen, daß gerade Sie zu gut von mir denken möchten / liebe, liebe Seele, Siehe, mein Gemüt, und aus diesem gehet doch das ganze Wesen hervor, ist ja so rein nicht, als Du glaubst, ich bin ja ein ebenso sündiges Menschenkind als alle andern — ebenso allen Anfechtungen — ja vielleicht in einem schmerzlicheren Grade unterworfen — und wie könnte es anders sein, bei den manchen und vielen Verkehrtheiten und Versäumnissen der Erziehung, bei den tausend schmerzlichen Eindrücken, die daraus hervorgehen — die oft nicht eher ihren kräftigen Gegendruck erhalten, als in der hohen Schule Gottes, in der Schule der Leiden — Ach und die, ehe sie von diesem wohltätigen Gegendruck vertilgt werden, oft gerade unter diesem leider erst ihre volle Gewalt äußern. / Siehe so bin ich — und habe nichts in und an mir, womit ich Dein gütiges Vertrauen rechtfertigen kann, als den innigen Wunsch, von diesen Eindrücken los zu kommen — und zu ihm, dem allein Guten zu gelangen. —

Ferner mein Freund, möchte ich nicht meine Hand wirklich in die Ihrige legen, bevor Sie sich nicht, mündlich oder schriftlich, entweder durch meinen Freund und ehemaligen Lehrer den Prediger Wilmsen, welcher Zeuge und Beistand bei der Trennung war, oder besser noch von meinem Arzte, dem p. Hesse über die nächste Veranlassung jener Trennung und über meinen körperlichen Zustand genau unterrichtet hätten. Hesse ist, wie ich ihn nicht anders kenne — ein Mann von reinem zarten Gemüte. Sie haben sein Zeugnis über meinen Gesundheitszustand in Beziehung auf ein eheliches Verhältnis im allgemeinen erhalten. Sie können von seiner Offenheit und Geradheit alles erwarten —; sobald ich ihn zur Mitteilung bevollmächtigt habe, welches ich ungesäumt tun werde. Ich habe mich auch hierüber streng geprüft, mein Freund, ehe ich Ihnen mein erstes Wort aussprach — und gefunden, daß im umgekehrten Falle, wenn er ganz denkbar wäre, weder das Vorgewaltete noch das Vorhandene mich abhalten würden, meine Hand einem Manne zu reichen, dessen Inneres ich erkannt hätte. Aber dies kann mir nicht genügen. — Ich glaube jetzt zu wissen, wie edle Männer lieben, aber vielleicht lieben wir Frauen, wenn auch nicht besser — dennoch anders — — Also auch dieser zarte Punkt muß erst aufs klare. — Ich bin Weib — ich kann mich Ihnen darüber selbst nicht aussprechen, wenn auch der Mensch zum Menschen es kann — und Sie es lieber wünschen sollten. Bleibt es dann nach allem diesen Ihr Wille, daß ich die Ihrige werden soll — nun dann walte Gott über uns . .

Aber müde bin ich, mein Guter — müde wie ein gejagtes Reh, das befürchten muß niederzusinken, ehe es die Quelle erreicht . . . und dennoch erneut sich der Kampf und ich kann vor Augen nichts mehr sehen denn Streit und Widerstreit. Darum möge doch der Herr, wenn es ihm beliebt **bald** auf eine oder die andere Art ein Ende machen! . . . Die Mutter . . . Sie hat ein treues, liebendes mütterliches Herz — aber wie es nur zu oft der Fall ist, ihre Liebe hat nicht die Kraft für die rechte Richtung — es fehlt die wahre Ansicht des Lebens und die rechte Würdigung der Dinge . .' [Daß doch der Vater endlich Fröbels Briefe lesen möchte!] ‚dürfte ich nur weniger Vorurteil — und mehr Glauben hoffen! Doch ich werde nichts übereilen. Es kommt ja noch immer auf die Hauptsache an — nämlich ob Sie nach völlig erhaltener Aufklärung mich auch noch wirklich wollen . . . Gestatten Sie mir es dann, so weiß ich in der Tat im festen Vertrauen zu der Macht der Wahrheit kein wirksameres Mittel, meines Vaters vorgefaßte Meinung über Sie zu berichtigen. Denn wie auch sein Geist durch ein unerkanntes und unnatürliches Leben verdunkelt geblieben und sein Gemüt (ich muß frei reden, wie ichs ansehe!) durch die hinzugetretenen Erfahrungen im schönen Glauben an das Bessere angegriffen, ja vielleicht gehärtet worden, so ist es doch in mancher Hinsicht nur wieder zu lenksam, und es liegt in ihm der unverkennbare Grund einer biedern und offnen Denkungsart . .

Was den wichtigsten Teil Ihres Briefes, mein hochgeschätzter Freund [angeht], ich meine das vorhabende Werk, das Andenken Luthers durch die Erziehung seiner noch lebenden jüngeren Blutsverwandten so recht eigentlich wieder ins Leben zu rufen; da brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen, . . . wie wohltätig für mein Herz es auch hierin Ihre Charaktertreue nicht verkennet. — Es ist die erste Mitteilung über die Sache, diese, die ich von Ihnen darüber erhalte. Von eigentlich gemeinnützigen und bedeutsamen Unternehmungen zu hören und zu sehen, fehlt es mir, wiewohl in der Residenz lebend, gänzlich an Gelegenheit. Denn das Leben, was ich führe, ist so beschränkt und eingeschränkt, — daß Sie mein Fr. wohl schwerlich einen Begriff davon haben können . .

Zum H. Baron von Kottwitz, dessen Namen mir wohl schon länger rühmlichst bekannt ist, zu gehen, und mir Ihren über das Werk verfaßten Aufsatz zu erbitten — bin ich eigentlich zu blöde, lieber Fr. Wie herzlich herzlich gerne ich den Aufsatz auch läse, und wie gern ich auch mit dem H. B. von Ihnen — nicht über Sie — spräche — so will ich doch darauf verzichten — und warten, ob es mir vielleicht noch einmal vergönnt sein möchte, mit Ihnen gemeinschaftlich zu Ihm zu gehen. Wünschen Sie es aber dennoch ausdrücklich, dann tue ich es gleich. Dann wird mir der Gedanke, Ihren Wunsch zu erfüllen, Mut geben . .

Es liegt in jener herrlichen Idee, dünkt mich, wohl ein gerechter Vorwurf für die früheren Jahrhunderte und ein ziemlich sicherer Beweis von dem nur zu zeitigen Sinken jenes bessern, durch Luther geweckten Geistes, daß in den Zeiten, die dem frischen Andenken des teuren großen Mannes noch näher lagen, der Gedanke, seiner Familie mehr Aufmerksamkeit und Achtung zu schenken, nicht rege oder ausgeführt wurde. Und es stimmt freilich mit der Gemächlichkeit des erschlafften Sinnes besser überein, sich durch einige leichte Geldbeiträge von dieser Verbindlichkeit loszukaufen — als mit Leib und Seele dafür tätig sein — doch ist wohl jede Äußerung des Besseren nach ihrer Art zu ehren und ein kleines Gute ist besser denn gar keines.'

[Danach machte Henriette Vorschläge, ihrerseits in dieser Sache nach Stettin, Bernburg und Münster zu schreiben. Briefe erbat sie unter der Anschrift ihres Arztes Hesse.]

‚Ich muß wohl schließen, . . . obwohl ich fühle, daß mir immer besser zu mut ist, je länger ich an Sie schreibe, besonders wenn es in einer dritten Sache und nicht in der uns zunächst betreffenden geschieht. — Ach lieber Fr. ich glaube selbst, wenn wir nur miteinander für eine gute Sache wirken könnten, und ich nur bei Ihnen sein könnte, wenn wir gleich nicht persönlich einander angehörten, ich würde wohl noch

einmal wieder genesen. Sollte ich einige Punkte und Stellen Ihres Briefes übergangen oder nicht bestimmt, nicht deutlich genug beantwortet haben, so machen Sie mich nur darauf aufmerksam. Denn was mir Ihr Brief auch ist — so mag ich ihn doch in meinem Zustand nicht zu oft durchlesen — denn es kann die überreizte und überspannte Natur nichts mehr vertragen. — Da haben Sie das ganze schwache Wesen! — Leben Sie wohl und grüßen Sie die teuren lieben Freunde, von der, die im Leben wie im Sterben von ganzer Seele bleiben wird Ihre Freundin

Henriette.‘

Was wollen wir weiter sagen von der noch folgenden Reihe Schreiben, die in ihrer Art zu den innigsten Liebesbriefen deutscher Sprache gehören. Fröbel wurde der seelische Retter dieses reichen Frauengemüts. Daher liegt über diesen Brautbriefen das Leuchten nicht der Glut, sondern des Sternenglanzes ferner Sonnen. Als wollte Fröbel ganz bewußt diese Stimmung in die Ehe hinübertragen, erfolgte um Johannis dieses Jahres 1818 ein Namenswechsel Henriettes. Sie unterschrieb sich vom 4. Juli an stets Wilhelmine, ein Zeichen, daß der geliebte Mann in ihrem Wesen den Menschheitsgedanken zu umarmen wünschte, den er aus dem W der Kassiopeia vom Himmel abgelesen hatte Doch der Kampf Henriettes war erst innerlich beendet.

Was stürmte nicht alles auf die körperlich kaum wieder Genesende ein! Unter der Wolke der Scheidungsverhandlungen verwehrten die Eltern jede Annäherung Fröbels. Empfehlungsschreiben u. a. von Prof. Weiß, die sehr befriedigend lauteten, mündliches Eintreten des Predigers Wilmsen brachten den Vater nicht davon ab, daß er den Bewerber ‚für einen Mann halten müsse, der von überspannten Ideen geleitet werde, und zu dessen Unternehmungen man daher kein Zutrauen fassen könne‘. Der elterliche Einspruch quälte Henriette nicht nur wegen ihrer nie versagenden Kindesliebe. Sie meinte, mangelnde kindliche Ehrerbietung mache untauglich zum Kindererzieher. Darum hatte sie noch im Mai Fröbel um Rückgabe ihres Wortes gebeten, zumal sich auch die Tante wieder auf die Seite der Eltern gestellt hatte. Zu allem übrigen setzte sich Kriegsrat Klöpper, Henriettes geschiedener Mann, aufs hohe Pferd und forderte von Fröbel den behördlichen Nachweis, imstande zu sein, seine geschiedene Frau ‚anständig zu ernähren‘. Erst auf solchem Hintergrund kam der innige Gottesglauben der gequälten Frauenseele zur Darlebung. Man darf sagen, der Bund mit Fröbel war nicht nur in die Sterne geschrieben, er griff über sie hinaus und war besiegelt mit einer Liebe, die in Gott wurzelte.

Es findet sich in dem gemeinsamen Kampf nur eine Äußerung, die den Kreuzungspunkt der Lebensströme beider heraushebt. Unter größter Zurückhaltung kam, was Fröbel an Frankfurt gebunden, zur Sprache in

letzten Schreiben, die er mit einer Henriette Hoffmeister wechselte. Am 27. Juni antwortete eine noch Namenlose:

‚So kann ich auch jene Stelle Ihres letzten lieben Briefes nicht ganz verstehen oder nicht ganz begreifen, wo Sie mir sagen, daß Sie von der so geliebten und geachteten Freundin durch das Verkennen oder Mißverstehen Ihres Geistes in den gewählten Formen des Handelns getrennt wurden. Denn — frage ich mich — kann diese Verschiedenheit unter zwei wirklich im Geiste schon Geeinten je so stark hervortreten, daß jemals ein wirkliches Verkennen daraus entstehen kann? Oder kann der echte Geist, wenn er anders der ist, der immer derselbe bleibt und immer einen Brauch hält, unter so abweichenden Formen hervortreten, erscheinen, die ihn wirklich dem bekannten, dem verwandten Auge unkenntlich machen könnten? Sie sind bei mündlicher Mittielung vielleicht einst so gütig, mir darüber mehr zu sagen, und dies durch ein Beispiel anschaulich zu machen. Mein zum zusammenhängenden und doch abgezogenen Denken untauglicher Kopf bedarf überhaupt, um zur Deutlichkeit zu gelangen, öfter dieses Hilfsmittels.‘

Manches, was J. J. Wagner in seiner ‚Philosophie der Erziehung‘ zu diesem Punkte gesagt hatte, muß durch solches Fragen jetzt bewußter in Fröbel wiedergeklungen haben. Er war durch natürliche Liebe an Frau von Holzhausen gebunden; die ideelle Gattin dagegen, die er jetzt in einem andern Weibe fand, äußerte ihre Zweifel, ob im Verhältnis, von dem er sich im geheimen noch nicht frei fühlen konnte und auch nicht frei wußte, ein wirklich Innerliches stattgehabt haben könne, wenn äußeres Mißverstehen so trennende Formen zu zeitigen vermochte. Fröbel ahnte wohl, daß unter solchem Denken die Ehe über den natürlichen Trieb erhoben wurde, der die Geschlechter zueinander drängt. Der Lebensbund zwischen Mann und Frau wurde ihm zu einer Aufgabe. Er umschrieb seinen Bund später mit dem Wort: „heilige Familie“. In der Zeit seines Werbens hat er aber doch immer von neuem den Blick nur in sein eigenes Innere gekehrt. Wir werden alsbald von einem Briefe hören, der eine Spur ernstester Selbstprüfung zog, so seltsam, daß Wilhelmine darüber die furchtbarste Probe ihrer ganzen Brautzeit durchlebte. Ursache daran war doch allein die Schonung, die er der mühselig Kämpfenden schuldig zu sein glaubte. Eine zarte Scham kam hinzu. Der selbstauferlegte Zwang, sein geheimestes Ringen zu verschweigen, gab seinen brieflichen Aussprachen eine Form, für die das Wort ‚geziert‘ nicht der rechte Ausdruck wäre, die aber doch den Wunsch Wilhelmines nach einer schlichteren Sprache des Herzens erweckte.

Wären die Frankfurter „Ketten“ schon abgestreift gewesen, Fröbel hätte die Ehe als Aufgabe schlichter in die Sphäre seines Erziehungsdenkens

einordnen können. Nun war durch Wilhelmines Zweifel an einer stattgehabten früheren Einigung nichts Geringeres angeschnitten worden, als die Frage der Einheit von natürlicher und geistiger Liebe. Fröbel stand dabei vor einem Lebensrätsel, an dessen Abgrund er nur scheinbar wie ein Nachtwandler seinen Weg vollendete. Welches war sein geheimstes Sinnen in jenen Tagen? — War seine natürliche Liebe zu Frau von Holzhausen eine Irrung gewesen, indem er eine geistig gegründete Neigung zu tief wurzeln ließ, bis der trotzige Wille diese Neigung unter äußeren Widerständen zur Liebe verdichtete? Das hätte ihn, der so klar in sich zu sein glaubte, jetzt zwiespältig zeigen müssen. Der Anschein spricht gegen diese Annahme.

In Fröbel muß die Ahnung erwacht sein, daß Frau von Holzhausen, so wenig sie ihm selbst gehörte, mit ihrem Liebesspiel der natürlichen Liebe zu ihrem Gatten, dem ursprünglichen Träger ihres Mannesideals, Gewalt angetan habe. Ein künstlicher Dunst lagert über den letzten Äußerungen, die wir von dieser Frau hörten; sie haben wenig von der Kraft übermächtiger Neigung. Gewiß haben die reineren Seelenklänge der gequälten Tochter aus biederem Bürgerhause die Erinnerung an Frau von Holzhausen in Fröbel zurückgedrängt; daß er indessen nicht taumelte, verdankte er ausschließlich seinem Gottesglauben. Er hatte schon 1807 gefunden, die letzte und höchste Bildung des Menschen sei nicht von der höchsten Kultur zu erwarten, wenn deren Zögling nicht zugleich fest im Irdischen wurzelt. So mahnte ihn der Rest des einstigen Verhältnisses im Erleben seiner idealen Ehe, daß das Höchste eine immer neue, also unerreichbare Aufgabe bleiben müsse. ‚Das Höchste' hervorzubringen lag nicht in seiner Hand; dem Schicksal selbst muß es gefallen, unter Milliarden zur rechten Zeit zwei Menschen einander zuzuführen, deren Natur und Geist eine wirkliche Einheit verbürgen. Fröbel aber hat während des ganzen Jahres 1818 sich inniger an den Gedanken der Gottheit geklammert. Das bezeugen die Tagebuchblätter, die 1818 auffällig um den Begriff „Gott" kreisten. Dies Zeugnis entlastet den werbenden Fröbel vom Vorwurf der Unechtheit und Verstiegenheit in seinem Verhalten, so sehr das Gefühl einer Unstimmigkeit den Vater Henriettes beherrschte.

Wie weit Fröbel selbst in seinem Liebeserleben zur vollen Klarheit gelangte, ist zweifelhaft. Einen Gewinn brachte sein inneres Ringen, der sich als Ergänzung neben den seiner Wendung zu exakten Studien stellte. Fröbel sah sich abermals aufgerufen, vom Erleben und nicht von einer spekulativen Philosophie seinem Handeln und Wollen die Richtung geben zu lassen. Damit erscheint die Idealität seiner Sternenmenschheit jetzt nicht mehr der Natur abgelauscht, sie war dem Leben abgerungen.

Buchstäblich hatte das im Schmieden an der Ehe mit Wilhelmine auf beiden Seiten statt. Derselben Henriette, die ihm ausgesprochen, zu fühlen, das Weib zu sein, das ihm bestimmt sei, hatte er am 18. Juni 1818 als seine „vollste Überzeugung" bekannt, ohne ein weibliches Gemüt, ohne weiblichen Sinn als Erzieher nichts zu vermögen und sein Werk nicht vollenden zu können. Das gemeinsame Ziel blieb der unverlierbare Boden in allen späteren Kämpfen dieser Eheleute. Und indem diese Frau diesem Manne als ein selbständiges Wesen zur Seite trat, hatte sie ihm wirklich etwas zu geben. An ihr trat ihm das weibliche Gemüt in dessen Hauptzügen entgegen.

Die Aussprache über das Formwesen, das nur unter dem Mangel idealer Einigung des Geistes trennend wirken könne, hatte einen höchst schulmeisterlichen Anfang gehabt: wiederholte Andeutungen Fröbels über gewisse Nachlässigkeiten der Schreibart Henriettes! Die Art ihrer Erwiderung zeigte abermals, daß das Weib hier kindlicheren und denn doch noch echteren Gemüts war als er. Hier war es, wo sie aussprach:

‚daß ein allzu zierlich und sorgsam geschriebener Brief als Brief mir noch bis jetzt allzeit, wenigstens in engeren Verbindungen des Lebens, leicht einen kleinen Zweifel gegen das Herz oder den Kopf des Verfassers einflüstern will. Ich glaube wohl, daß der Mensch, und vielleicht in den engsten Verbindungen am wenigsten, irgendwie die äußere Form vernachlässigen darf, insofern sie in jeder Beziehung Ausdruck des Innern werden soll. Doch deucht mich, will die lebendige und ungezwungene Ergießung des Geistes wenigstens kein allzu sorgsames Verweilen bei der Form dulden. Und ich erlasse meinen Freunden nur zu gerne etwas an dieser, wenn mich jene ganz befriedigt, und hasse jede Störung, die etwa durch die Form (oder vielmehr durch zu strenge Beachtung derselben) in das treue Gepräge ihrer Eigentümlichkeit gebracht werden kann.'

Nur ein Weib, das ihres innersten Taktes unbedingt sicher war, vermochte das als ihr ‚treues Bekenntnis' auszusprechen. Sie empfand sehr deutlich, als Weib vom Manne unterschieden zu sein. Doch schon die Henriette hatte nicht abgelassen, Fröbel zu ermahnen, auch seine Selbständigkeit als Mann in keinem Punkte aufzugeben. So hatte sie am 2. Mai geschrieben:

‚Sie haben mir nicht ein Wörtchen davon gesagt, wie Sie diese verlängerte Prüfungszeit auch in sich benutzt, ob Sie fortgefahren haben, die Verschiedenheit unsers persönlichen Verhältnisses in Erwägung zu ziehen und sich bemüht, ihr eignes Herz ganz und recht darüber zu verstehen — ob Sie sich so, wie ich es gewünscht, für diese Zeit noch als freier unbefangener Mann betrachten und jede weibliche Erscheinung, die Ihnen würdig vorkommt, mit dem Auge einer gerechten Vergleichung betrachten. Ach tun Sie dies ja zu unserm wahren Besten!'

Dem folgte dann auch als Bekenntnis ihrer Idealität, das sie als Wilhelmine in schwer zu vergleichender Reinheit dargelebt hat: ‚Denken Sie, daß die sorgende Liebe eine bessere sei, als die begehrende.'

Wie sehr das bei ihr mit dem Wort übereinstimmte, das seit dem 7. Jahr über Fröbels Leben geschrieben stand; und obgleich sie ohne Kenntnis dieses Verbindenden jenes ‚Trachtet am ersten usw.' wiederholt anführte: sie lebte dieser Forderung ohne Frömmelei. Der erste Brief, der mit Wilhelmine unterzeichnet war, erfolgte unter dem Aufschrei, den das Verhalten ihres geschiedenen Mannes ihr abpreßte. Der Verfall, die Verirrung und Verblendung eines Mannes, dem sie einst angehörte, habe ihr deutlich gemacht, daß sie selbst durch ein gänzliches Hinopfern ihrer selbst ihm nicht mehr hätte nützlich werden können. Aber — so schrieb sie an Fröbel: ‚Nennen Sie mich nie fromm — glauben Sie es nicht von mir, aber wissen Sie, daß erst durch Sie das echte Wesen der Frömmigkeit mir aufgegangen ist.' Aus diesem Geiste freudiger Gotteskindschaft erfolgte am 18. Juli ein Ausruf, den Fröbel am Rande mit doppeltem Striche bejahte: ‚Ich sehe, es gibt hinieden nur ein Versehen, nämlich das: zu wenig zu hoffen, zu wenig zu begehren — zu wenig anzunehmen.'

Weit mehr, als die Schreiberin ahnen konnte, hatte sie hiermit zugleich den Lebensnerv persönlichen Vertrauens angerührt, der einst durch Frau von Holzhausen in Fröbel verletzt worden war. Die religiöse Demut hatte die Umworbene fortfahren lassen: ‚Mein hoch geachteter Freund, Sage, wie durfte ich, ich es jemals wagen, Dir von Seiten der christlichen Gesinnung eine Prüfung vorzulegen? Dir, der durch treues Streben schon so weit in das echte Wesen des Christen eingedrungen, ja ich darf wohl sagen, sich dasselbe angeeignet hat ... Aber wie fest, wie sicher bindet mich auch diese hoch beglückende, sich immer mehr bestätigende Überzeugung, daß Du so gern und ganz Christ bist, an Dir.' Dieser Satz war das unmittelbare Echo ihrer Seele auf Fröbels Bekenntnis vom 5. Juli: „daß ich gebe und gern gebe, was mir gegeben ist, was ich bin!"

Unter gemeinsamer Hingabe an religiöse Liebe erklärte Wilhelmine am 13. Juli, auf alles andere verzichten zu wollen, rückhaltlos gegenüber sonstigen Eigenheiten Fröbels. ‚Dem Manne, dem ich einmal vertraue, vertraue ich ganz, und jede überflüssige Wahrheitsbeteuerung Ihrer Aussprüche scheint mir, zürnen Sie nicht, mein edelster Freund, eine leise Entwürdigung unseres Verhältnisses.' ‚Ich fürchte weder Ihre Eigenheiten, noch Ihre Eigentümlichkeiten. Auf beide bin ich gefaßt, beide gehören zu Ihrem Wesen, und dieses muß ich ja ganz haben, ganz kennen, wenn ich nur das kleinste zu Ihrem Glücke beitragen soll. Es ist ja Schatten und Licht, was der Natur — so wie dem Kunstgebilde erst den vollen Nachdruck und Ausdruck gibt. — Wie sollte ich dies in einem Wesen der Schöpfung fürchten!' War hier zum ersten Male von ihrer Seite das Geständnis gemacht, zum ersten Male wahrhaft zu lieben?

Nur verborgen gab sich das; im Zusammenschau ihres ganzen Wesens mit der Tatsache, ihren geschiedenen Mann völlig für sich aufgegeben zu haben, enthüllte sich der Kern ihrer Sehnsucht als ein schlichtes Ergänzungsverlangen. Schon drei Wochen zuvor hatte sie dem mit eilender Feder Ausdruck gegeben:

‚Ja, mein Allerinnigster, mit diesem Ernste — so mit Liebe, Kraft und Wahrheit, als Sie mich von Anfang an behandelt haben, will das Kind, will das Weib und jedes schwächere Wesen — auch Ihre Freundin, behandelt sein ... Ja, mein herzinnig Geliebter, jetzt weiß ich erst, was der Mann dem Weibe sein kann — sein soll, weiß es ganz, daß des Weibes klares Bewußtsein — d. h. sein Leben, nur in dem echten Manne ruht, nur aus ihm für sie hervorgeht!

Mißverstehen Sie mich hier nicht, Teurer; so wenig als ich Sie mißverstehen mag. Ich verkenne nicht die bessere Gabe, die von höherer Hand mir wie jedem nach weisem Maße zugeteilt wurde — aber ich kann mich noch nicht des hohen Bewußtseins freuen, durch treue vorsichtige Anwendung Kraft um Kraft genommen und Gnade um Gnade gewonnen zu haben. Sie sehen wohl mein inniger Freund, ich darf jenes hohe Selbstgefühl keineswegs in mir gelten lassen, daß Sie vielleicht gern auch in Ihrer künftigen Gattin erkenneten, wie wenig ich es auch in Ihnen fürchte, sondern vielmehr schätze. Denn der Christ — der wahre, wird dadurch nicht von seinem Gott getrennt. Reichtum und Vielseitigkeit des Geistes und Gemütes erlangt man nur durch treue fleißige Anwendung der verliehenen Gaben.‘

Immer also vor dem Ideal des Christen im Menschen, nicht vor dem Manne schlechthin, beugte sie ihre Knie, sprach auch nicht von Genie und Genius, wie einst Frau von Holzhausen. Letzten Endes vereinigten sich in Wilhelmine die Goethesche Ehrfurcht vor Gott, vor andern und vor sich selbst. Jenem Bekenntnis, jetzt zu wissen, was ein Mann dem Weibe sein kann, fügte sie an: ‚Wie oft werde ich, die so lange und schwer träumte, noch zu träumen wähnen, wenn ich nun wirklich als die Ihrige fühlen soll! — Wie oft noch — ich, die Ärmste der Armen, die Gedemütigste unter den Weibern, noch zweifelnd, ob ich die Gabe annehmen darf, die mir gereicht wird, vor Ihnen stehen. Doch, nehmen wir nicht unaufhörlich Liebe über Liebe, Gnade über Gnade? Verständen wir uns nur erst wie die Kinder auf das Nehmen, o wir würden auch bald bessere Geber sein!“

Unter solchen Äußerungen schlossen sich die Baunacher Eindrücke und die Göttinger Gedanken über die „Sphäre“ in Fröbel zu einer Einheit, als deren Inhalt sich immer mehr die Idee einer „heiligen Familie“ heraushob. Damals trug Fröbel in seine Tagebuchblätter jenes Zeichen ein ⚤. Unter einem Gedicht an die erwählte Frau entwarf er ihr „das Bild der Mutter des Herrn in seiner ganzen Reinheit und Bestimmung.“ Wilhelmine erschrak darüber, obgleich sie der Worte hätte gedenken sollen, die Fröbel ihr schon am 5. Juli 1818 auf die Bitte, sie nicht zu überschätzen, geantwortet hatte: „Was ich Dir sage, das Du in Dir bist, bist Du noch nicht ganz außer Dir, aber Du wirst nun streben, es zu werden, und Du

wirst es auch nach und nach werden, es auch äußerlich in und durch Dein Leben sein." Erst hinterher verstand sie ihn. ‚Welch ein Stein fiel mir vom Herzen, als ich sahe, daß die schönen Verse, in denen Du die köstlichsten Gefühle der Menschenbrust in ihrem unverfälschten Eindruck und Wirkung so einfach und treu darstellst — sich nicht auf mich, sondern auf ein höheres Wesen bezogen. Es hätte mir sonst Tränen auspressen müssen — Tränen der Angst und des Schmerzes.'

Auf diesem Wege erstarkte Schritt für Schritt die natürliche Liebe Wilhelmines, die in der Verteidigung des Verkannten aufgerufen worden war. Wir wissen, daß Fröbel ihr vorher nur einmal begegnet war. Jetzt, nicht ganz ein Jahr nach jenem ersten Gespräch bei den Steinen, schrieb das Weib: die religiöse Überzeugung ziehe sie ebenso zu ihm, ‚als das *spätere* überraschende Erkennen der Schöne und Wohlgestalt Deines Leibes mich beinahe von Dir zurückgedrängt hätte ... Ich folge Dir ganz und innig vertrauend, fest überzeugt — ob auf Jahre, ob auf Tage oder Stunden — doch für jede noch übrige Zeit des Lebens in Dir zu finden, was mir fehlt, was ich zu meiner Ergänzung, zu meiner Erhöhung bedarf'. ‚Du weißest wohl, was dem weiblichen Herzen — ein *Herz* ist!'

Zehn Tage danach, am 28. Juli 1818, gab sie wohl am treffendsten die Leitlinie Ihres Bündnisses: ‚Ich weiß, daß des Gesetzes Erfüllung — trotz aller meiner Gebrechen, ich meine die Liebe, Grundzug meines Wesens, meiner Natur ist; ich weiß, daß diese Liebe in mir bestimmt ist durch Sie, mein Freund, um in der Ihrigen erhöhet und veredelt zu werden, damit sie ihrer Ursprünglichkeit nach wieder eine rein menschliche, eine christliche, eine Christus Liebe werde.' Dies Bewußtsein machte sie stark und festigte auch ihren schwachen Körper. Im selben Schreiben bezeichnete Wilhelmine zum ersten Male das, was *seelisch* beider ‚Stehen-zueinander' noch zu trennen scheine, als zurückgebliebene innere und äußere Krankhaftigkeit. Ihr Gemüt vermochte jetzt auch im Schmuck zarten Scherzes zu erblühen.

Ihr Scherzen war das anmutige Gewand eines tiefen Ernstes. Es trat als ein Grundbedürfnis ihres Wesens hervor, wo sie sich vornahm: zu sprechen ‚mit der echten Ruhe und Freundlichkeit, die der wahren Liebe jeder Zeit eigen ist'. So ihre Bezeichnung dessen, was sich jetzt bereits auch als die Stimme natürlicher Liebe verriet: ‚Ich für mein Teil, mein herzenslieber Freund, fürchte fürwahr weniger Ihren strengen Ernst — als Ihre lebendigen Augen. — Denn *jenen*, bin ich mir fest bewußt, werde *ich* durch freundliche Liebe zwingen. Aber gegen diese weiß ich nichts. Diese werden mich zwingen, und mich verwirren, wie sie es schon getan haben. Das sage ich Ihnen zwar ganz still ins Ohr mein Freund, damit Sie nicht glauben, ich sei karg mit guter Lehre, wenn solche von mir gefordert wird.'

— — Noch war kaum die Tinte über dieser ersten Äußerung weiblicher Zärtlichkeit getrocknet, als Wilhelmine das höchst befremdende Schreiben Fröbels erhielt, auf das wir gelegentlich voraufdeuteten.

Es handelte sich um eine Selbstaussprache Fröbels mit sich, die, zu ungünstigster Stunde abgefaßt, am besten nicht abgesandt worden wäre. „Eigentlich soll der Mann alles ertragen, alles durchkämpfen, ohne einen Ausdruck der Schwäche von sich hören zu lassen", so hatte er noch kurz vorher geschrieben und die sehr leicht unecht erscheinenden Worte hinzugefügt: „Darf ich Sie leise bitten, mir Ihre Hand, mir Ihre Lippen zu reichen? — Erlauben Sie mir, Ihrem Sie vermissenden Freunde, daß ich Ihnen an die treue Brust sinken darf." Und nun folgte vier Tage danach, den 19. Juli, der Brief, der am Ernst seines Werbens zweifeln machen konnte und nichts geringeres zu fordern schien, als ein Verschieben der Hochzeit auf unbestimmte Zeit. Es sei ihm eine unverrückbare Wahrheit, nicht imstande zu sein, das köstlichste, das äußerlich Geeintleben mit der „lieben geliebten Gattin" zu erreichen, noch zu befördern durch äußere Verhältnisse: der Geist allein könne das bewirken. Und zwar nicht vorher, ehe er, Fröbel, sich nicht wende zur vollkommensten Übereinstimmung seines Handelns mit seinem Denken. Von diesem Läuterungskampfe könne ihn nichts befreien, auch die innigste Liebe Wilhelmines nicht. „Selbst muß er durchgekämpft werden." — Man denke sich Wilhelmines Lage! Ihr Vater hatte sich darauf festgelegt, den Dingen den Lauf zu lassen. Schon schwamm das Heiratsgut der Braut in Kisten verladen die Elbe aufwärts gen Halle. Wilhelmine und ihre zur untrennbaren Freundin gewordene Pflegetochter Ernestine Crispine schliefen in leeren Räumen, auf geborgten Betten. Wie sollte die Tochter vor ihren Eltern, wie die Gehetzte vor ihren Bekannten den Aufschub erklären?

Fröbel hatte sie mit den augenblicklich schleppenden Äußerlichkeiten in Keilhau verschont. Das vom Übereinstimmenmüssen im Handeln und Denken entsprang aber zweifellos auch jener letzten Furcht eines 36 Jahre gewordenen Mannes vor der Bindung seiner äußeren Freiheit. Weit mehr jedoch gaben Auseinandersetzungen mit Christophs Witwe den Hemmschuh ab. Sollte die Gattin Fröbels sich wohlfühlen können als „Mutter" der Anstalt, dann mußte Christiane vorher das Feld räumen. Das aber hieß, erst einmal das Gut von ihr erwerben. Nach dem erhaltenen Kaufvertrag war es ‚ein halbes Anspanngut'. Nebst allen ‚Lasten und Gerechtsamen, einem Paar Ochsen, Schiff und Geschirr, Futter und bestellter Wintersaat' forderte es 1650 Taler als Kaufsumme, die erst unter Middendorffscher Zubuße und in anderweit geliehenen Geldern, zu ver-

zinsen mit 5%, beschafft sein wollten. Für den Rest der Summe, der bei Christiane als Verkäuferin stehenblieb, sollten die Zinsen in Form der weiteren Erziehung ihrer drei Söhne in der Anstalt abgetragen werden. Was Wilhelmine von den Verhandlungen erfuhr, hatte ihr nur den Eindruck gegeben, der Kauf wolle ohne gegenseitige Übervorteilung zustandekommen. Der Auszug der enttäuschten Frau Christiane Fröbel geschah wohl endlich, aber nicht in freundlicher Weise. Schlimmeres sollte sich daraus zuspitzen.

Wie aber antwortete Wilhelmine auf Fröbels ungeschicktes Schreiben? Schwer und lange noch machte ihr der Schreck zu schaffen. Sie kam zur Erwiderung erst am 30. Juli, und dennoch voreilig, nicht anders, wie zuvor ihr Partner. Zunächst suchte sich die eben noch so glückliche Braut zu entschuldigen; schon auf der zweiten Seite wurde aus ihrem Brief ein Zuspruch, und er endete mit selbstlosen Ermahnungen. Jeder Vorwurf fehlte. ‚Ich erkannte jene Anlagen, jene von früher Kindheit an durch alle Drangsale hindurch behaltene tiefe Sehnsucht des Besseren in mir; ... Ich hielt im gläubigen Herzen dafür, daß besser werden nur in dem Bessermachen bedingt — und Gehorsam besser denn Opfer sei — und faßte den Mut, Ja zu sagen.‘ ‚Sie, mein Freund, ... finden wie billig in jener eben erwähnten Übereinstimmung unseres innern und äußern Wesens die ganze Aufgabe des Lebens, in der Ermunterung, Belebung, Behülflichkeit, die sich Ehegatten dafür reichen können, reichen sollen, das sicherste Mittel zur Lösung dieser Aufgabe ... — — — und nun treten Sie in sich zurück; erkennen Ihrem Geiste noch nicht die Reife!‘ ... ‚Setzt das Amt des Erziehers, dem Sie sich mit so vieler Liebe, Kraft und Festigkeit unterzogen haben, ein weniger weit Gediehen-sein ... voraus als das Verhältnis des Gatten und Hausvaters?‘ ‚Nein, mein so innig geliebter, mein herzlich vertrauter Freund, ich fasse Sie hier nicht — und muß mich in Stille und Demut vor meinem Gott beugen!‘

Abgetan war der Schreck damit nicht, auch dann noch nicht, als neue Äußerungen Fröbels ihr zu besserem Verstehen der Ursachen verhalfen. Dafür zeitigte der Zwischenfall ein schlichteres gegenseitiges Aussprechen. Es begann mit köstlichen Worten der Frau, wie sie gewöhnlich erst nach längerer Ehe möglich sind. ‚Es geschiehet uns gewiß keine Beschuldigung, die uns nicht etwas wirklich fehlerhaftes an uns oder etwas wohl zu beachtendes und beherzigendes zeigen könnte ... Liebe teure Seele, es mag unser Stehen zu den Menschen überhaupt wohl nur zu sehr von unserm Stehen in uns abhängen — Einigung kann freilich nicht mit jedem stattfinden, aber Friede, glaube ich, in dem Maße mit allen, als wir Friede in uns selbst haben.‘ ‚Darum mein Teurer, laß uns ... gerade da, wo wir nicht verstanden werden — im vollen Vertrauen auf das

Wahre und Gute die einfache ungekünstelte, ungeschminkte Sprache des Herzens sprechen.' ‚Warum soll ich lächeln der schlechten Worte, wie Du sie nennst. Ach das wäre wohl ein schlimmes Lächeln, das nur bewiese, wie wenig ich ihre Mitteilung verdiene. Nein mich dünkt vielmehr, den höchsten Gedanken bezeichne das einfachste schmuckloseste Wort und Bild am gebührendsten und reichlichsten. Beweiset dies nicht die Dichtung der Alten in ihrer reinen Jugendschönheit?'

Bei solcher Abgeklärtheit wäre von der Idealität des Bündnisses kaum ein Bruch zwischen Fröbel und Wilhelmine zu fürchten gewesen. Da waren aber noch Besorgnisse, die Wilhelmines natürliche Weiblichkeit noch vor dem Zwischenfall einem Briefe anvertraut hatte. ‚Was bin ich, was werde ich Ihnen schuldig! Alle Ansprüche die Sie auf ein jugendlicheres, in jeder Hinsicht schöner begabtes Wesen hätten, opfern sie willig und freudig auf. Alle Süßigkeit und Freude der Liebe, die eine solche Verbindung Ihnen reichen würde, geben Sie dahin, um mir, der Ärmsten, noch Trost und Freude zu sein. Sie dürfen mir wahrlich nicht zürnen ... nicht sich gekränkt fühlen, wenn ich Ihnen gestehe, daß bei aller innigen Liebe zu Ihnen es mir doch zuweilen ist, als würde ich leichteren und freieren Herzens Ihnen folgen, Ihnen meinem süßesten Freund, wenn ich nicht als Ihre Ehegattin mitgehen dürfte. Wenigstens muß ich oft, um der besseren Fassung, des besseren Mutes und der bessern Freudigkeit willen, den Gedanken trennen und nur diesen Gedanken recht fest halten, daß ich meinem treuesten liebreichsten Freunde folge, der mir eine meinen Bedürfnissen angemessenere Lage und Verhältnis bereiten will. — Lösen Sie das menschliche Herz in seinen Widersprüchen, Geliebtes, — und Sie werden wohl gerade den Grund nur in der größesten Liebe zu Ihnen finden, bei der ich immer fürchte, daß gerade Ihre zartesten Freuden durch mich, der Sie Freude geben wollen — wenigstens auf eine zeitlang getrübt und gekränkt werden könnten.'

Die so schrieb, war eine geschiedene Frau. Das erklärt Wilhelmines immer wiederholtes Zurückkommen auf ihr körperliches Versagen. Sie wurde verehrungswürdiger durch das Anklingen solcher Bedenken, da sie im unverschuldeten Kampf gegen sich selbst nur um des andern Entsagung bangte. Wie hingebend ihre Liebe zu sein verlangte, hatte schon ein Brief vom 6. Juli ausgesprochen: ‚Und nun auch keine Bedingung, kein Einwurf, ja, ich möchte sagen kein Wort weiter als „Kommen Sie und holen Sie mich, die Ihre, wann und wie Sie wollen, tot oder lebend, willig oder unwillig — zitternd und zagend oder freudig hingebend." Ich mag nichts mehr fragen, nichts mehr sagen, aber ich bin ruhig und vertrauensvoll.'

Am 11. September 1818 fand das lange Ringen seinen Abschluß. Es hatte von beiden große Seelenkraft gefordert, die sich in Wilhelmine schlichter gab und natürlicher blieb, in beiden aber gleich selbstlos zum Ziele drängte. Nach eigenem Wunsche trug Wilhelmine am Traualtare ein schwarzes Kleid und statt des Kranzes eine Schnur Perlen im Haar. Mehr als die Vorboten kommender waren diese Perlen das Sinnbild treu unterdrückter Tränen. Am Morgen ihres Hochzeitstages schrieb sie mit ihrer schönen klaren und festen Hand einen Zettel

‚Meinem teuren Bräutigam.

Hier nach alter guter Sitte die Wäsche, die ich für meinen geliebten Bräutigam zum Gebrauche am heutigen Tage verfertigte. Möchte das scharfsichtige Auge der Mängel nicht zu viele daran entdecken, die vielleicht gar ihn an die Benutzung derselben hinderten. Doch Rüge und Nachsicht, beides soll mir heut, wie immer von meinem Teuersten gleich lieb und schätzbar sein, denn beides dient ja zur Erreichung unseres erkannten Zieles, für welches Auge um Auge, Herz um Herz, und Hand um Hand nötig sind.‘

Vom Vater hatte Wilhelmine nur eine ‚bloß zulassende Einwilligung‘ erhalten. Die Mutter bewies liebevolle Ergebung. Die Trauung fand in der Parochialkirche statt; Wilmsen, der umsichtige Sachwalter gegenüber dem väterlichen Widerstand, sprach den Segen. Mit der Postkutsche entführte Fröbel den Eltern ‚die liebendste Tochter‘. Ernestine Crispine begleitete Frau Wilhelmine Fröbel, nicht wissend, daß ihrer selbst in Keilhau eine friedlichere Brautzeit, wenn auch kaum tiefer begründete Ehe wartete.

1818—1823.

37.

Erstes Jahr der „heiligen Familie". — Die erste Schrift. — Weihnachtsfreude.

Schon vor der Brautfahrt war mit den Freunden die künftige Wohnung und zwischen den Brautleuten brieflich das eine oder andere der Einrichtung besprochen worden. Die rechten Farben für Wilhelmines Wohnstube im Stock des Guts-Hauses hatten beide besonders sorgfältig gewählt. Mit drei Fuhren war längst der Hausrat der Braut eingetroffen, als diese selbst an ihrem 38. Geburtstage die Stätte betrat, wo sie Mutterstelle an der Seite des 36jährigen Anstaltsvaters einnehmen sollte. Die Anstalt war menschenleer; denn um der zarten Frau den Anfang zu erleichtern, hatten die Lehrer an der Spitze ihrer Zöglinge eine mehrtägige Harzwanderung angetreten. Die wohlbekannten Berliner Kisten, an denen Wilhelmine im Hofe vorbei mußte — waren das ihre noch unausgepackten Habseligkeiten? Doch nicht. Sie bargen jetzt das meiste der Einrichtung, die der Witwe Christophs gehörte. Christiane Fröbel, obgleich nur eine gute Stunde weit nach Volkstädt vor Rudolstadt übergesiedelt, hatte mit dem Abholen ihrer Möbel gezögert. Sie hinderten doppelt, weil das Gutshaus noch nicht ganz ausgebaut war. Durch einen Vorraum ging es in eine nicht sehr geräumige untere Stube. Zwischen den erst nur mit Lehm bekleibten Wänden und selbst im wohnlicheren Stock stand Wilhelmines Eingebrachtes wie in einem Speicher herum. Manch fremdes und einer mißgünstigen Fremden gehörendes Gerät stritt um den Platz, den wiederum manches vertraute, aber durchaus entbehrliche Stück fortnahm, von dem sich zu spät herausstellte, es wäre besser schon in Berlin verkauft worden.

Das war der erste und bald schmerzlich vertiefte Eindruck: nur widerwillig wurde der neuen Frau von der früheren Platz gemacht. Fröbel mahnte die Schwägerin, ihr Eigentum abzuholen. Mit Fleiß forderten die Volkstädter Frauen dagegen kleinere Dinge an, von denen sie merkten, daß sie der neuen Herrin in Keilhau fehlten. Unterdes kehrten die Zöglinge mit ihren Lehrern zurück. Es gab alle Hände voll zu tun. In Keilhau, in Volkstädt, jede Part wartete auf das Handeln der andern. Nur die

Gründe waren verschieden. Unterm halb beschäftigungslosen Zusammenhocken mit ihrer alten Mutter und Tante verbohrte sich Christophs Witwe in das Gefühl einer Unbill, die man ihr angetan habe. Und um solche mit gerechterem Unwillen hinunterschlucken zu können, spannen die drei Frauen immer eifriger am Wocken der Verbitterung. Die Möbel im Hofe zu Keilhau überließen sie derweil den Umschlägen des Wetters, bis ein Teil schließlich gerade noch als Brennholz zu gebrauchen war. Aus dieser Tatsache hat Julius dem Oheim später einen Strick drehen wollen, aber erst, als er das Bedürfnis fühlte, die Persönlichkeit seines Erziehers zu ‚verachten' und dieser Verachtung den Hintergrund der Sohnesliebe zu geben. Der 13jährige Julius hat sich zwischen den Kisten ganz wohl gefühlt.

Ferdinand, Wilhelm und Julius, Karl, Theodor, diese fünf Neffen, dazu Christian Langethal, Georg und Ernst Luther und die durch Langethal gewonnenen beiden Schüler waren noch in der letzten Septemberwoche zurückgekehrt. Aber die zehn Zöglinge hatten einen sehr unvorhergesehenen Eindruck von der eingetretenen Veränderung. Die Jugend fühlte sich enttront. Ihre Freunde, sonst nur für sie da, hatten fast mehr mit der Wohnungsordnung als mit dem Unterrichten zu tun. Das war als vorübergehende Notwendigkeit noch zu ertragen. Nicht aber, daß die Lehrer beim Frühstück und „Vieruhrbrot" länger festgehalten wurden, als einem Jungenverstand nötig schien. Daß mit diesen Pausen bereits der Segen echt weiblicher Lebensmeisterung einsetzte, konnte das Burschentum dieser ersten Keilhauer kaum ahnen; ergaben sich doch selbst ihre Führer erst nur gefühlsmäßig dem so lange unbewußt entbehrten Zauber ausgleichender Bemerkungen und Fragen. Und Wilhelmine wußte ganz anspruchslos, feinsinnig, klar und bestimmt zu fragen. 17 Jahre später fand Fröbel, was dabei eigentlich weibliches am Werke war: „Ein geselliges Leben gehört zu deiner Natur, wie die geblümte Wiesenflur zur Quelle, die sie bewässert."

Mit Empörung entdeckten die ‚Fröbelsjungen' ein Schandbares. Ihre Führer hatten sie gelehrt, alles zu verachten, was irgend verweichlichend erschien. Würdig des deutschen Hauses wären nur das Wasser des reinen Quellbrunnens und zu Zwischenzeiten Milch oder Mehlsuppe, beileibe nicht ausländische Genußmittel der Stadtmenschen. Bedürfnislos und dementsprechend abgehärtet war man den Verehrern Arndts und Schülern Jahns ergeben gewesen, die ihnen zur körperlichen auch die seelische Gesundheit in Aussicht stellten. War doch von diesem Leben sogar ein ansässiger Keilhauer so eingenommen worden, daß er, kein geringes Opfer für einen Bauern, ein Stück Land unmittelbar im Ort dem Grundstück Fröbels

überlassen hatte, damit darauf — ein Turnplatz geebnet werde. Schon hatte der Fleck manche Morgenübung jener Art gesehen, bei der unter der stumpf vertrauenden Hingabe von Lehrer und Schüler an den „Gang" jeder Muskel bis hin zu denen der Finger gelockert und geübt wurde, während der übrige Körper um des „Ganges" wegen erstarren konnte. Etwas Heiliges bedeutete darum dieser mühselig geebnete Platz, einen Tempelbezirk der Natur, Kultstätte der dunkel geahnten Idee.

Die ‚Berliner Base' — ‚Tante', diese Bezeichnung war als ‚undeutsch' schon seit Griesheim vermieden worden — war städtische Zwischenmahlzeiten gewohnt. Und dieser Eindringling wagte es, Kaffee, Tee und Schokolade nicht allein selbst zu trinken und den Lehrern aufzutischen, sondern vorzusetzen auf dem Turnplatz. Wie die Naturmenschen eines Urvolks von ferne stehen und die Fäuste ballen über Sendlinge einer angeblich besseren Welt, so die Zöglinge. Wilhelmine Fröbels Stellung war auf einmal da unhaltbar, wofür sie alles eingesetzt hatte: statt Einigung brachte die Mutter Spannung unter die Glieder der „heiligen Familie". Und schlimmer war, die Kinder schlossen sich von dieser „Mutter" ab, ohne daß irgendeiner die rechte Erklärung fand; bis eines frühen Morgens am Eingang des Übungsfeldes ein Zettel hing: ‚Kaffeehaus zum verunreinigten Turnplatze'. Der Zwischenfall wurde von den Freunden so heiter, doch vom Führer Keilhaus auch so ernst beachtet, wie er das verdiente. Fröbel mochte merken, daß sich hier die Jugend gegen den Verrat an ihren unklaren religiösen Gefühlen empörte. Er bestellte die beteiligten Jungen in seine Stube und hieß sie einen Halbkreis bilden, in dessen Mitte Fröbel stand; Middendorff und Langethal lehnten wie gewöhnlich am Ofen. Statt Schelten erklang die Frage, ob die Lehrer nicht stets bereit gewesen wären, ihnen Freude zu machen. Kurze Erinnerungen an schöne vergangene Tage folgten. Tatsächlich wurde die Jugend erschüttert, als Fröbel in völlig ruhigem Tone fragte: „Und das soll wohl der Dank für unsre Liebe zu euch sein, was ihr da draußen angeschlagen habt?" Den eben noch so Trotzigen wurden die Augen feucht. Man einigte sich, daß des Zettels nicht weiter gedacht werden solle, und Lehrer und Schüler gaben unter ‚männlichem' Handschlag das Wort, fürder zwischen sich nichts Störendes eintreten zu lassen. Wilhelmine aber atmete auf unter dem kecken Dienst, den ihr wahrscheinlich Julius geleistet hatte. Sie hatte erlebt, daß man in der Erziehung nicht umsichtig genug vorgehen kann.

Im übrigen unterstrich die erfahrene Lehre für sie doch in schmerzlicher Weise die Goethesche Weisheit:

‚Wer andre wohl zu leiten strebt, muß fähig sein, viel zu entbehren.'

Die „Mutter" fühlte deutlich, von der Jugend erst nur geduldet zu sein. Da erlaubte ihr das Fest der Liebe, Weihnachten, die erste Einwurzelung im Kreise der Zöglinge. Wie für Fröbel im ersten Jahr seiner Gründung mehr zufällig an Ferdinand und Wilhelm, keimte auch für sie ‚aus dem recht beachteten Christfest das innigste, reichste, kräftigste Leben der Jugend hervor'. Zwar die Mittel waren wieder von außen gekommen, diesmal nicht aus unbekannter Ferne, sondern aus dem nahen Rudolstadt. Der dortige Hofprediger und Superintendent Zeh war von Anfang an ein begeisterter Freund. Nicht zuletzt durch den Gedanken mit den beiden Luther für Keilhau eingenommen, hatte er auch Fröbels Verehelichung freudig begrüßt und schon anläßlich der Verlobung ihm geschrieben: ‚Wo man, wie bei Ihnen, voraussetzen darf, daß die Wahl eine besonnene, vom Herzen und Verstande geleitete ist, da wünscht man tröstlich Glück, weil man weiß, des Wunsches Erfüllung bleibt nicht aus.' Wahrscheinlich war es Zeh, der nun auch tätig der Anstaltsmutter zu Hilfe kam, indem er Vorschüsse oder Gaben für die Zöglinge vermittelte um Gotteslohn. Aber damit zu wuchern, war Wilhelmine vorbehalten.

Die Bescherung hatte man in dem kleinen Vorplatz zum oberen Stock zugerichtet. Neben dem Schüttchen von Äpfeln und Nüssen, das jedem zugedacht war, stand dort jedesmal das in Thüringen herkömmliche Wachslicht. Es deutete jedem einzelnen den Sinn des Christfestes, das Fest des allen gekommenen Lichtes an. Den aus der alten Hunoldschen Wohnung herbeigerufenen Kindern wurde noch auf dem Wege erklärt, daß sich diesmal jeder mit kleinen Gaben begnügen mußte. Aber in aller Heimlichkeit hatte die Mutter der Anstalt, unterstützt von Ernestine, noch ein gemeinschaftliches Geschenk vorbereitet. Die Frauen hatten die Lehmwände der dahinter liegenden kleinen Stube über und über in Grün gekleidet, wie es der nahe Tannenwald darbot, und dies reich mit kleinen Lichtern besteckt. Als nun die Kinder sich zufrieden ihrer geringen Gaben im Vorraum freuten und sie nichts weiter erwarteten, ward ihnen zur freudigsten Überraschung die Tür zu dem strahlenden grünen Stübchen geöffnet. Die vielen Lichter und der warme Lebenshauch der Eintretenden erwärmten in Ermangelung eines Ofens den kalten Raum, an dessen dickbereiften Fenstern die weißen Eisblumen aus dem dunklen Grün hervorblitzten.

Da empfand auch der letzte der Zöglinge auf dem Umweg der körperlichen Wärme, die „Mutter" hatte die Natur zum Feste des Lichtes eingeladen. Zum ersten Male ahnten die Kinder etwas von der Selbstlosigkeit der Frau, die so selbstverständlich die Freude der Gemeinschaft höher stellte als jedes Einzelbegehren. Und Fröbel? — Wilhelmine

ruhte bereits zwölf Jahre im Grabe, da überging seine Feder die Zeilen Middendorffs, denen wir diese Nachrichten über die ersten Weihnachten Keilhaus entnahmen. Wehmütig (denn schwerste Vorwürfe machten dortmals seine Seele bedürftig des kristallenen Lichtes gerade dieses Christfestes) entsann er sich dabei des gesamten Einflusses Wilhelmines und zog aus dem einen Tage die Summe ihres Lebens. Er schrieb: „Müde und erschöpft von treuer, sich ganz hingebender Erfüllung ihres hausmütterlichen Erziehungsberufes, schlummerte sie am 13. Mai 1839 zu einem bessern Leben hinüber. Doch noch jetzt wirkt ihr Geist segnend fort." Mehr als aus den Festgeschenken hätten die Zöglinge an Wilhelmine erkannt: „die Wirkung der, durch Jesu Leben und Lieben, besonders in dem edlen Frauengemüt und Leben hervorgerufenen Menschen- und Kinderliebe". Eben diese Liebe sei es gewesen, „welche ihnen allen jetzt die zweite, die sorgsame Gesamtmutter gegeben hatte, in deren klarem, heut besonders von mütterlicher Liebe und Sorgfalt leuchtendem Auge wie in einem Spiegel jeder Zögling die seinige freudig erblickte". So habe Keilhau „das christliche Lebensprinzip zur leuchtend warmen Lebenssonne gemacht".

Gewiß liegt über dieser späten Rückschau eines 69jährigen der Schleier der Verklärung. Unverkennbar aber war Fröbel in dem ersten Jahre seiner Ehe mit Wilhelmine einer heiligen Familie tatsächlich innig nahe. Denn die Darlebung dieser Idee in einem wirklichen Bunde, dem schließlich auch das körperliche Einswerden nicht fehlte, adelte alles im geistigen Bündnis, dessen Segen von beiden nie beglückender empfunden wurde, als in dem Aufschwung, den Fröbels Geist nahm. Wilhelmine durfte hoffen, ihres Mannes Menschheitsstreben sich in Reinheit vollenden zu sehen, indem sie alles für seine Ruhe tat.

Es mochten wohl heilige Augenblicke sein, wenn sie still beieinander bedachten, was nur der Glaube sie hatte erreichen lassen. Mit nichts als dem Taufbrief der Seelenfreundschaft Jesu war vom Vaterhause ausgezogen, der jetzt der Leiter seiner ersehnten Erziehungsanstalt war. Ohne sich zu schonen, doch überall mehr die Richtung bestimmend, konnte er, anders als Pestalozzi, unbesorgt zwei treuesten Mitarbeitern den Hauptteil der Unterrichtsstunden überlassen. Er selbst sann wie einst als übersehenes Kind unaufhörlich nach innen. Arbeitete er geistig darum mit Vorliebe des Nachts, und vermochte auch Wilhelmine nicht zu schlafen, wenn eins im Hause noch wachte: beide empfanden den Frieden, der sie auf eigenem Grund und Boden umklang, und waren doch eben erst Stürmen des Lebens entgangen, die alle Kraft der Selbstbehauptung gefordert hatten. Eine sternenhelle Nacht war es, da schrieb Fröbel für alles das den Dank in einem „Gebet" nieder.

„Vater! Vater!
Mein und aller Wesen Wesen, Gott und Vater! —
. . . . . .
Die geklärte Seele füllet — das ist Leben :|
Nur dein Bild, dein Wesen! — Quell vom Quelle,
Und als Lichtpunkt — Licht vom Lichte,
Schauet sich die Seele, — Glanz vom Glanze,
Findet sich in deinem Wesen. — Aug' am Baume
Lieb vom Lieben, — Find ich meine Seele,
:denn nur Liebe, — Mein Gemüte!
. . . . . .
Heil'ger Vater, heil'ge mich!"

Und weiter bat er — oder tat das nicht vielmehr der einige Herzschlag beider Gatten? — für seinen Geist:

„. . . gib ihm
Ruhe, daß er in der Menschheit Gottheit schaue
daß er in der Gottheit Menschheit finde.
. . . . . .
Einen Lebenhimmel schaue,
Einen Erdenhimmel baue!"

Beide fühlten es wohl, das meiste dieser Sehnsucht blieb an den Himmel geschrieben, als ewige Aufgabe der Bestimmung der Menschheit. Aber sie hatten das selige Bewußtsein, den Anfang zu kosten, um die ewige Aufgabe immer reiner zu erfassen. So erstarb das Gefühl der Gottesnähe in den stammelnden Worten dieses selben Gebetes:

„Du Allweiser ja vermagst
Auch des kleinsten Stäubchens Streben zum
Großen Weltenbaue zu verbrauchen."

Und schon regte sich auch die Teilnahme weiterer Kreise für Fröbels Streben. Es kamen im Jahre 1819 zwei neue Zöglinge aus der Ferne hinzu, der jüngere Bruder und der Freund eines andern. Das Fürstliche Konsistorium zu Rudolstadt gewährte für die Luther Unterstützung, so daß für jeden der beiden mit einer Zubuße von 200 Talern jährlich zu rechnen war. Danach schien der junge Landesfürst auch gewillt, auf Anfrage des Weimarer Konsistoriums zwei weitere Luther nach Keilhau zu leiten. Aber noch war die Hochglut der Hingabe an den himmlischen Vater zu heiß, als daß Fröbel sonderlich bedacht war, deswegen seine Anstalt ausrufen zu lassen oder gar selbst „mit Posaunenton" zu verkünden. An seiner Haltung zur „Welt" hatte sich seit 1807 noch nichts geändert. So hatte ihn 1817 Rudolstadt erst mahnen müssen, seine Gründung dem Fürsten anzumelden; und noch 1818 war er „in dem Drange vielseitiger anderer Forderungen" in Verzug geraten, zwei Anfragen des heimatlichen Konsistoriums zu beantworten. Man lebte, als sei der Geist der Pfingsten von neuem auf neue Jünger Jesu ausgegossen.

War etwa die Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit gegen die „Welt" auch äußerlich begründet? Was war aus dem Aufschwung, den das Volksempfinden zur Zeit des Freiheitskrieges genommen hatte, geworden? Anstatt aus der Ermordung Kotzebues durch einen Studenten 1819 zu lernen, verfolgten die Berater der Fürsten die längst verdächtigte Burschenschaft. Im selben Jahre wurde ein Ernst Moritz Arndt als Demagoge vom Amte entsetzt und selbst das frische Turnen deutscher Jünglinge untersagt. — Die Geldverhältnisse im Lande verschlechterten sich zusehens. Wiederholte Mißernten beschwerten die Zeiten noch mehr. Es war kein geringes Entgegenkommen, daß Wilhelmines Vater zu Anfang des Winters dem Gute seiner Tochter 500 Taler geliehen hatte. Trotzdem schaute das Erziehungshaus immer noch mit leerem Gebälk vom Fuße des Kolm auf die „Anstalt" herab. Und das Echo, das die Selbstlosigkeit der Keilhauer in der Nähe fand? Es reichte bei der allgemeinen Not nicht weit. Die Opfernden sahen sich überall auf Gott und die eigene Kraft hingewiesen. Noch genoß auch ihr Kreis den Segen, dem eigenen Grund und Boden des Leibes Notdurft abzwingen zu können. Aber die Zeit kam, daß die Butter in Keilhau schlecht und schließlich selten wurde, daß sogar Saatkorn zur Mühle wanderte.

Die Luft des geschützten Tales war gesund. Da schreckte die Not nicht groß. Fröbels Sorgen mußten aus dem Schoß seiner Gemeinschaft kommen. Und sie kamen. Wilhelmines körperliche Schwäche schwand. Durch der Mutter Versehen im Führen eines Haushaltes völlig ungeübt, hatte aber die so plötzlich zur Besorgung einer 18- und mehrköpfigen „Familie" berufene Frau manches Lehrgeld zu zahlen. Wenn ein zu Weihnacht 1818 für ein Jahr gemietetes Mädchen schon im Mai für Johanni kündigte, war das das erste Zeichen eines gewissen Versagens Wilhelmines als Hausfrau und die erste Mahnung, mehr mit dem Wesen andersartiger Menschen zu rechnen. Daß sich Fröbel gegenüber der Mutter des störrischen Mädchens sogar auf die bestehende Gesindeordnung berufen mußte, hätte daran erinnern sollen, man selbst komme eben doch nicht ohne die „Welt" einer neuzeitlichen Ordnung aus. Aber die Freude an der selbstgewählten Armut ließ die Furcht, Gott zu versuchen, gar nicht aufkommen. Vielmehr verstärkte der wachsende Druck Fröbels geistige Kraft.

Ein Brief vom November dieses Jahres 1819 gab Kunde von der höchsten Befriedigung im Zusammenleben mit Wilhelmine, ohne von dieser zu sprechen. Das Schreiben ging an die merkwürdigste Stelle, an Frau von Holzhausen, der das noch merkwürdigere Zeugnis ausgesprochen wurde, an ihm mit einer Treue und Aufopferung gehandelt zu haben,

wie die heilige Sage sie Engeln zuschreibe. Alles, was Fröbel der einstigen Geliebten sonst noch schrieb, war ebenso sehr Rechtfertigung wie der Versuch, sich vor ihren Augen seines Glückes ganz zu versichern. Selten nehme der Mensch am Mitmenschen teil, und dennoch sei in diesem Erdenleben nichts, was bei ernstem Streben sicherer zur Vollendung führe als diese Teilnahme. Was sich in dem Menschen entwickelt, sei aber „der Geist des Lebens, welches der Mensch sich nicht selbst gegeben hat". Er habe oft zur Freundin gesagt: „wenn der Druck und die Leiden nur einzig mich träfen, so wünschte ich, daß sie nie endigen möchten". Denn die Entwicklungen des Geistes, die sie gewähren, seien unaussprechlich. Im Grunde erfüllte ihn eine unbezähmbare Lust an der Überwindung von Schwierigkeiten. In einem Schreiben an Christian, das wenige Tage nach dem Brief an Frau von Holzhausen abging, also in Tagen, da vor dem herannahenden Winter 1819 die Not den ersten Hochgipfel auftürmte, äußerte er: erst durch vermehrfachte Lasten fühle er mehrfache Kräfte in sich entwickelt. Ihn verlange, „in einem vielumfassenden, große Kräfte und die mannigfaltigsten Kenntnisse erfordernden Wirken gleichsam so zu leben, wie der Fisch im Wasser ... Solches Leben ist mir rein und wahrhaft Bedürfnis. Habe ich es nicht, bin ich krank. Und je vollkommener ich es habe, desto gesunder bin ich. Mir ist deshalb garnicht bange, 100 und 200 und mehreren Menschen durch meine Kraft und meine Kenntnis Mittel ... zum anständigen Unterhalt und edlen Leben zu verschaffen, und dies ... je reichlicher, je mehr die Menschen in mein Denken und Handeln, in meine Gesinnungen und Tun eingehen." Frei von jugendlichem, um nicht zu sagen: prometheischem Trotze war dieser 37jährige also nicht. Der umsichtigen Frau Christians kamen darüber Bedenken. Denn Fröbel umwarb den Bruder seit Monaten, seine noch blühende Weberei in Osterode aufzugeben und sich mit der ganzen Familie Keilhau anzuschließen.

Und am Orte selbst? Man stand durchaus nicht unter den Dorfbewohnern vor jener stumpfen Feindschaft, die ein höheres Streben bei nüchternen Nachbarn auszulösen pflegt. Aber Bauernaugen sehen im Wirtschaftlichen scharf. Es wird nicht an warnenden Stimmen gefehlt haben. Fröbel ging weiter seinen Weg. Während sich die ersten Wetter im Frühling der Anstalt zusammenzuziehen begannen, erfüllte sich dem unbesorgten Führer die Ahnung von 1811: „Die Frucht der bloß geistigen Ehe-Gemütsübereinstimmung ist Fortpflanzung geistiger Natur, sind Ideen." Das Jahr 1819 wurde für ihn Beweis, im Denken über die „Sphäre" nicht geirrt zu haben. „Göttingsche *ΣΦΑΙΡΑ* wird sich hier sichtbar rechtfertigen." So schrieb er in seine Tageblätter. Das Göttliche wurde

ihm jetzt schlechthin gleichbedeutend mit „Selbsttätigkeit". Namentlich Gespräche mit Langethal mögen ihm „Selbstdenken" und „Eigenurteil" zum höchsten Richterstuhle gemacht haben. Denn es zielte auf Kants und Fichtes Schule, wenn er schrieb: „Kein Ausspruch, so sagen sie, und wenn es der Ausspruch des Höchsten wäre, hat für uns Gültigkeit, ohne daß er von jenem allgemeinen Richterstuhle bestätigt ... sei." Über jede Zweiung in Gegensätzen kam er mit der ausdrücklichen Beziehung auf Jacob Böhmes „Gegenwurf" hinweg, nicht ohne erneut Genugtuung zu bezeugen: „So kehrte ich zu 1811, so nach Göttingen, zur σφαῖρα ganz zurück."

Aber er, der jetzt alles um sich in Tätigkeit versetzte, zog mit gleichem Recht sein entscheidendes Schema von den „echten Naturalisten" heran, indem er schrieb: „Der Mensch .. kann sich nur an seinen Taten messen, seine Taten aber kann er einzig und allein nach seinem Innern, an seinem Wesen, seinem x messen, ja nur an dem x seines ξ, dem absoluten x." Indessen scheinen hier bereits Auseinandersetzungen mit den Freunden nachzuebben. Die Gespräche konnten allein erquicklich bleiben, weil alle das ‚Ruhen in sich' auf ein Ruhen in Gott zurückführten. Zum Geben und Nehmen wurde die Aussprache vor allem durch die Gegenwart Wilhelmines. Eine Zuhörerin, wie sie, zwang dazu, den verschiedenen Erscheinungen des Geistes gerechter zu werden; etwa nach dem Satz in den Tageblättern: „Gott geht von Vollendung zur Vollendung, d. h. nicht intensiv, dem Wesen, Sein nach, wohl aber extensiv der Erscheinung nach." Noch einmal hielt ein „omnia porto mecum" fest an dem Glauben zum Menschen als dem eigenen Schöpfer der eigenen geistigen Welt, wie 1811 in Göttingen. Aber Fröbel gestand jetzt ruhiger seine Grenzen als die eines einzelnen ein. Er bekannte beispielsweise, kein eigenes Urteil über Plato zu haben, und nahm willig die Belehrungen der Freunde dazu hin. Insbesondere wurde ihm durch sie und kaum minder durch Wilhelmine das Denken Schleiermachers über die Frau, an Wilhelmine aber Schleiermachers feine Wertung der Frauenseele lebendig.

Das Edelste und wohl auch das meiste vom Geiste der Aussprache im vertrauten Kreise ist auf uns gekommen in einer Erkenntnis, die als die Blüte dieses Jahres 1819 vor uns steht. Es konnte der Gemeinschaft nicht entgehen, wie Fröbel mit seinem religiösen Streben, mit seiner Sorglosigkeit, mit seiner von den nüchternen Zwecken der „Welt" absehenden Erziehung aus dem Kreis der Werkleute herausstrebte, um im Reiche Gottes ein Künstler zu sein. Mehr oder weniger bewußt knüpfte er damit an Gedanken zu Groß-Miltzow an, wo ihm entgegengetreten, daß die Gartenkunst eine der schwierigsten sei, weil sie als bei lebenden

Gegenständen in die Zukunft bauen müsse. Die feste Erkenntnis, Erziehungskunst zu treiben, fand in den Tageblättern eine Formung, an der wohl die Jünger des Theologen Schleiermacher teilhatten. Fröbel schrieb: „In dem Verhältnis des Kunstwerkes zum Künstler liegt das ganze Wesen des Verhältnisses der Schöpfung zum Schöpfer ausgedrückt und angedeutet. Nämlich so: in dem Künstler (Schöpfer) liegt eine bestimmte Einheit, ein bestimmtes Wesen, Idee. Dieses gestaltet sich in ihm, in dem Künstler, und wird in ihm zum Ideale; er stellt dieses Ideal außer sich dar, es wird Original, und so bekommt es Realität. Das Kunstwerk nun ist Ausdruck der bestimmten Idee des Künstlers, ist Darstellung des Ideals am Realen und ist so Original. Der Künstler aber trägt und hat immer noch die Idee, so wie das Ideal ungeschwächt in sich; dennoch wirkt aber das Original, je mehr es ein dem Ideal entsprechendes Original ist, ganz in dem Geiste und mit dem Leben, in der Idee des Künstlers fort."

So also unterhielten sich die vier Geeinten in Abendstunden, die der Erholung nach der Tagesarbeit gewidmet waren. Sie fingen also die Strahlen gemeinsamen Tuns, Sinnens und Fühlens in jenem Spiegel auf, den Goethe köstlicher als Licht, geschweige denn Gold, erfand: Im Gespräch. Dabei kann es an Erinnerungen und Vergleichen mit dem Anstaltsleben des einstigen Iferten nicht gefehlt haben. Schmids ‚Erfahrungen und Ansichten' lagen zur Hand. Fröbel las wieder: ‚Eine wahre, allgemein gültige und durchgreifende Erziehungs- und Unterrichtsmethode geht nur aus dem wahren Zustande unseres Daseins hervor; was hilft es, die Liebe nur in die Schulstube der Liebloſigkeit einzuführen? Sie muß in die liebloſe Welt selber eingeführt werden.' Der Geist der Liebe vereinte die Keilhauer zu einem Wirken, das mehr als einmal die Besucher auch bezauberte: mancher sprach aus, in diesem Kreise eine Vorstellung vom Leben erster Christengemeinden gewonnen zu haben. Da drängte es Fröbel zu einer ausführlichen Niederschrift. Die Spannung des einstigen Wettstreits mit Joseph Schmid, gemeistert im Dunkel der blauen Bogen Göttinger Nächte, gereinigt nunmehr in Gewittern, die der Kampf um eine Mutter für seine Anstalt mit sich gebracht hatte, erzeugte einen Springquell unübersehbarer Gedanken, deren jeder, gleich einem Wassertropfen, ein rundes Ganze, immer nur die Einheit spiegeln zu wollen schien. In der Niederschrift aber, mit allen zusammen, ließ dieser neue Versuch schwerlich das Ganze erkennen, um dessentwillen Fröbel überhaupt schrieb: den satten Bogen des Friedens, den farbigen Abglanz seines Ideenlebens.

Diese erste Niederschrift Keilhauer Erfahrungen und Ansichten schien schon im März 1819 fertig werden zu wollen. Sie war von Schmids unreifem Versuch vor allem durch zweierlei unterschieden: Fröbel klagte nicht an; seine Person trat ganz hinter der Sache zurück; aber — und drittens — er drängte seine Welt, bis zur Unverständlichkeit in jeden Satz gebannt, dem Leser als fertig auf, anstatt sie, wie Schmid, im bloßen Versprechen breit zu treten gleich einem Quark. In das dritte Hundert gingen diese Sätze und waren so auch mit Nummern aufgeführt. Von „Thesen" sprachen daher auch die Tageblätter. In den „Thesen" und so in der entstehenden Sammlung schien die Göttinger „Sphaira" fruchtbar werden zu wollen für die Öffentlichkeit, bewußt und doch verschwiegen anknüpfend an Luthers, des Reformators, Vorgehen. Aber die Leser versagten. Während Fröbel inmitten seiner Gedankenfülle nur eben wie ein Kind im Sommerregen begeistert den Arm ausstreckte: Seht, den herrlichen Regenbogen! und wo er bat, das Mitgeteilte für den Druck zu prüfen, meinte man, die Schrift wäre gedacht, um für Keilhau die Trommel zu rühren. Unter diesem Gesichtspunkt gelesen, erschien das Ganze verfehlt.

Am nächsten kam dem eigentlichen Verständnis noch der erste Leser, Hofprediger Zeh. Er schrieb von den numerierten Sätzen am 16. März 1819:

> ‚Wer möchte es denselben absprechen, daß sie viel Tiefgedachtes und Wahres in streng systematisch durchschreitender Ordnung enthalten. Aber eben dieses strenge Systematisieren, was seiner Natur nach anders nicht als trocken sein kann, hat mir, den Zweck Ihrer Schrift im Auge, nicht wohlgefallen, weil sie in dieser Form mir weniger genießbar schien. Lassen Sie mich ganz ehrlich und offen sagen: der ganze erste Teil ist mir vorgekommen wie zusammengedrängte Kompendiums-Weisheit, worüber der Professor viel, sehr viel viva voce zu erörtern, aufzuhellen, sich vorbehalten hat. Wäre Ihr Zweck, durch das mir gütigst zu freier Beurteilung Zugesandte naturphilosophische Vorträge „über den Menschen" vorzubereiten und den Vorträgen dadurch Grund und Halt zu geben, so würde ich dagegen nichts einwenden. Ja ich will auch nichts einwenden, wenn Sie das Überschickte drucken lassen wollen als Vorläufer einer größern philosophischen Anthropologie (mit besonderer Rücksicht auf Eltern und Erzieher.)'

Dieser letzte Satz traf tatsächlich den Kern der Schrift, sofern wir uns erinnern, daß das Wort ‚Anthropologie' damals den Sinn von Psychologie hatte, diese werdende Wissenschaft nicht nur mitumfaßte, sondern fast in erster Linie meinte. Wenn nur Fröbel selbst sich auch bewußt gewesen wäre, schriftstellerisch an dem Werke zu basteln, das er seit dem Aufenthalt in Iferten als ungelöste und schwer zu lösende „Aufgabe der Philosophie" erkannt hatte! Er war heroisch bestrebt, seine Ansichten und den an exakten Studien, nun an der Erfahrung geschulten Blick mitzuteilen und das Ganze zugleich in der Sphäre seines Fühlens

zu halten. Er übersprang dabei aber eine schwer zu lösende Schwierigkeit: die nüchterne Logik der Begriffswelt entzieht sich der einfältigen Übereinstimmung mit der Logik des mystischen Herzens. Es gab und gibt nur eine Brücke, die eine Überschau beider Seiten bei Fröbel erlaubt und wissenschaftlicher Prüfung standhält: In Wahrheit handelte es sich um ein Schauen, das aus der Welt des Kindesgemüts hineinragt in die der Erwachsenen. Denen aber wird es noch lange fast unmöglich bleiben, alle Einzelheiten zu umfassen wie einst im frühesten Alter, nämlich mit der Hochflut eines einzigen, alles umarmenden Gefühls: ich lebe — und ihr sollt und müßt auch leben! Je ursprünglicher und darum echter Fröbel sein kindlich-fühlend erschautes Einheitsdenken andern Geistern mitteilen zu müssen glaubte, um so seltsamer, verwirrend, angreifbar und abstoßend zugleich mußte das wirken. Wohlgemerkt: schwarz auf weiß!

Zu allen Gefahren, die der Keilhauer Grundriß des Fröbelschen Erziehungsstaates barg, und zu der äußeren Bedrängnis kam dadurch eine geistige Not. Sie bedrohte Keilhaus Gesetzgeber selbst. Sein oder Nichtsein seiner Welt kam in Frage, wenn es ihm nicht gelang, seine Idee mit der ihr einwohnenden Schwierigkeit auszusöhnen; das heißt, wenn er nicht den seelenkundlichen Brückenpunkt fand, von dem aus sich ihre Lebensechtheit und Fruchtbarkeit für die Erziehung ergab. War Fröbel aber gewillt, die Abstriche zu machen, die die ihn umgebende Wirklichkeit bei seiner Idee und letztlich bei dem Ideal forderte, dem er so männlich, nicht nur kindlich diente? Kämpfe, die daraus hervorgingen, mußten die weitaus härtesten werden. Endeten sie nicht mit der Verleugnung des mystischen Glaubens an die eigene Sendung, dann blieb nur die freiwillige oder unfreiwillige Enttronung Fröbels in Keilhaus übrig. — Zunächst verhinderte der Glaube jedes Schwanken. Superintendent Zeh hatte wohl recht mit der Meinung, der Verfasser wolle doch ‚nicht nur von Einigen verstanden werden'. So wichtig aber ist der Beifall einem Begeisterten im Augenblick des naiven Schaffens keineswegs. Freilich mit Zehs richtigem Rat war nicht viel anzufangen:

‚Darum, scheint mir, müßten Sie das, was durch vieles Denken Ihnen entstand, anders geben, als es entstanden ist, und es nicht bloß absehen auf eine, fast möchte ich sagen, mathematische Konstruktion des Menschen. Und mich deucht, das Schema der Menschenentwicklung, der Urtypus des Menschen, als Repräsentanten seines Geschlechts, läßt sich mit Beibehaltung aller Ihrer Hauptansichten in gedrängter faßlicher Kürze jedem gesunden Menschenverstande darlegen. Und das müssen Sie meines Bedünkens, wenn ihr Zweck .. nicht bloß ein rein wissenschaftlicher sein soll.'

Der wirklich förderliche Wink hätte lauten müssen: Fröbel, schildern Sie die Entwicklung, die Ihr Leben zuerst einzeln, dann in der nunmehrigen

Gemeinschaft genommen hat! Darauf aber kommt niemand angesichts eines überpersönlichen Strebens; solch Rat verbot sich von selbst gegenüber einem 37jährigen und wäre verfrüht und nach allen Seiten schädigend gewesen.

Fröbel war von dem wohlmeinenden aber notwendig unzureichenden Echo seines Herzensergusses selbstverständlich nicht befriedigt. Da Zehs Kritik immerhin genug des Lobenden enthielt, so folgte er der bescheidenen Bitte dieses ersten Lesers, das Ganze noch einem seiner anderweitigen Freunde vorzulegen. Wilmsen, der bewährte Helfer während der Werbung um Wilhelmine, hatte sich als ein einfacher und gern gelesener Schriftsteller für Haus und Jugend betätigt. Eine Reihe Erzählungen, Almanache, ‚Kinderfreunde', ‚Heldengemälde' und 1818 noch eine Ausgabe von Knigges ‚Umgang mit Menschen', vermehrt um einen ‚Umgang mit Kindern', trugen seinen Namen. An ihn sandte Fröbel seine Bogen noch im selben April. Sein Begleitbrief, der auf Wilmsens „lichtvolle Darstellung" anspielte, brachte ehrlich zum Ausdruck, eigentlich nur behelfsweise unter die Schriftsteller gegangen zu sein. Er, dessen Leben nur ein Beweis für das Wort sein sollte: „Die Tat ist des Mannes Wort", hätte trotz bedrängter Zeit das Geschriebene gern überarbeitet. Dies und das einfach zu unterdrücken, schiene ihm nicht erlaubt, weil er andeuten wolle, „wie wir uns die Grundsätze der Menschenerziehung, die Sätze, auf welche wir unser Wirken gründen, aussprechen."

Und wie das Seufzen eines Kindes, dem eine Zeichnung nicht gelingen will, aber auch wie das Ringen des echten Künstlers mit der widerstrebenden Stofflichkeit klang der Satz, mit dem Fröbel seinerseits jetzt den Inhalt dieser Mühen traf: er fühle, wie schwer es sei, „wenn man sich bestrebt, dasjenige durch die Kunst und Wissenschaft ebenso rein und vollkommen zu sein, was der reine einfache Mensch schon durch sich und seinen Natursinn sich selbst fast unbewußt ist". Trotzdem meinte er, den Versuch wenigstens „allen Denkenden" mitteilen zu müssen. „An die Denkenden unseres Volkes", so hieß jetzt sogar die Überschrift. In diesem Sinne, nicht um Keilhaus willen, bat Fröbel Wilmsen am Schlusse seines Briefes: „Wären Sie wohl so gütig, diese Bogen zum Druck zu befördern?" Die Antwort war vorauszusehen.

‚Ich darf es Ihnen nicht verhehlen, weil ich Sie herzlich liebe, und weil Sie mein Urteil fordern, daß die Form, welche Sie Ihrer Schrift gegeben, und die Sprache, welche Sie darin geredet haben, ganz geeignet ist, Sie den Kritikern preiszugeben und zugleich allen, welche eine einfache klare und bündige Darstellung verlangen, und nichts weiter, als Ihre Anstalt und die Grundsätze, welche Sie bei der Erziehung befolgen, kennen lernen wollen, ohne in die Tiefen der Anthropologie und Spekulation hineingeführt zu werden. Die Einleitung ist ganz Ein-

leitung zu einem philosophischen Kompendium, und die Darstellung des Unterrichtsplanes ist, bei allem Reichtum scharfsinniger Bemerkungen, bei aller Schärfe der Begriffe, und bei aller Geistesfreiheit, welche sie zeigt, doch so schwer zu fassen für die, welche nicht an die Sprache der neuesten philosophischen Schule gewöhnt, oder dagegen eingenommen sind, daß Sie gewiß Ihr Publikum dadurch nicht gewinnen, sondern verlieren würden.'

Das zweite Echo, im Hauptpunkt sich wörtlich deckend mit der Kritik Jehs, war also strenger als das erste, schärfer auch im Nachweis großer stilistischer Mängel, unter denen trotz Jehs Mahnung unbegreiflicherweise offenbare Nachlässigkeiten stehen geblieben waren. Diese Tadel lassen schließen, daß die erste Keilhauer Schriftstellerei ganz in Fröbels Hand gelegen hatte, daß die Freunde sogar hinterher nicht zur Durchsicht herangezogen worden waren. Hatte ihnen das Unterrichten zu wenig Zeit dazu gelassen, oder war Fröbel zu eigenwillig? Möglich, daß er zu seinem Schaden die Erfahrungen scheute, die Pestalozzi mit Niederers Überarbeitungen gemacht hatte.

Nun enthielt Wilmsens Schlußurteil aber auch einen weiterführenden Wink in den Worten: ‚Wollten Sie das kritische Messer anlegen, so würde eine gedrängte und sehr befriedigende Darstellung erscheinen, welche um geringen Preis verkauft werden könnte und schon deswegen ein größeres Publikum finden würde.' Der Vorschlag scheint Folge gefunden zu haben, sofern dieser Erstling der Keilhauer Schriften im folgenden Jahr zur besseren Gliederung in zwei Teile zerlegt wurde. Vorerst erlaubte äußere Not keine ruhige Nebenarbeit. War an den Ausbau des angefangenen großen Erziehungshauses bei der Ungunst der Zeiten nicht zu denken, so forderte der Zuwachs an Zöglingen doch dringend mehr Obdach. Die Freunde entschlossen sich, neben dem fertigen Gutshause ein kleines Gebäude aufzurichten und mindestens im Rohen fertigzustellen. Aber auch diese bescheidene Absicht drohte stecken zu bleiben. Da griff Wilhelmine zu dem verzweifelten Mittel, heimlich die Tante um Hilfe anzugehen. Die Heimlichkeit allein schon legte sich ihr schwer aufs Herz. ‚Doch warum, wenn es das Wohl eines teuren Mannes, die Förderung eines edlen Zwecks gilt, nicht einmal durch mein eignes Gefühl bestimmen.' Die so gern ganz vertraute, hatte sich gleich doppelt zu verleugnen. Geradezu den Vater um Auszahlung eines Teils ihrer einstigen Erbschaft bitten, das vermochte sie nicht. ‚O daß er nur nicht glauben möchte, daß wir darauf ausgehen, seine Güte zu mißbrauchen. Die darüber früher gemachten Äußerungen sind mir in zu schmerzlichem Andenken geblieben, und ich muß es noch einmal wiederholen, daß mein Mann nichts von dieser jetzigen Bitte weiß.' Nachhaltige Hilfe aber kam erst mit nächstem Jahr von anderer Seite, und zwar sollte der Tag, an dem

sie einzog, der liebenden Frau mit der herbsten Beobachtung vergällt werden.

1819 ging indessen nicht zu Ende, ohne daß die Christfeier in abermals erhöhtem Glanze groß und klein beglückte. Sie fand im neuen Rohbau statt. ‚In diesem war ein hohes für uns damals sehr großes Zimmer. Dicht vor dem Feste taten wir selbst, was nicht mehr hatte erreicht werden können, legten einen verlorenen Fußboden, worin wir schon öfter geübt worden, bekleideten die lehmernen Wände, wie wir auch gelernt, mit frischem Grün von unten bis hoch oben, daß die Zweige von der Decke in Bogen sich wieder niedersenkten und es zuletzt zu einem herrlichen Saal wurde. Mit Fleiß und großer Freude ward hieran gearbeitet bis zum Abend vor der Feier. In der Nacht, wie wir zum Bescheren und festlichen Schmücken hinübergingen, ward uns die überraschende Freude, daß uns eine reine kalte Luft entgegenwehte, alles weiß war und der helle Sternhimmel über uns funkelte. Wie wir nun früh morgens die Kinder herüberriefen, da trat auch ihnen diese Himmelsgabe zum ersten Willkommen entgegen. ... Aber wie erstaunten sie, als sie nun eintraten und — denn durch gewachsenes Zutrauen waren uns auch Mittel zu etwas erhöhter Ausschmückung geworden — ein lichtvoller Wald mit glänzenden goldenen und silbernen Früchten sie aufnahm, in dem lauter Engel verborgen schienen. Von der ersten entzückten Überraschung zurückkommend, wenden sich die Blicke jetzt auf die Tafel mit den Gaben. Aber da wird die Empfindung aufgehalten in ihrem freudigen Fluge und mochte sich wohl bei manchem, wenn nicht bis zum leisen Schmerze, doch zum Verwundern herabsenken. Denn es finden sich dort nichts als die bekannten und gewöhnlichen Festgaben. Bloß an eines jeden Stelle noch ein weißes, seinen Namen und eine ihm rätselhafte Zahl enthaltendes Papier. Der Hausvater, ihre Verwunderung darüber aufnehmend, sagte: er habe ihnen nun schon mehrmal beschert, sie möchten nun auch einmal sich untereinander bescheren, was ihnen auch gleich einleuchtete, und welches sie wörtlich so aufnahmen, als sollte ein jeder von seinen kleinen Arbeiten dem andern etwas schenken. Einige waren auch wirklich schon im Begriff, deshalb fortzugehen. Da ruft einer, der seine Blicke noch einmal in dem schönen Lustwalde verweilen läßt: ‚Ei, was guckt da heraus!‘ und zieht ein eingewickeltes Papier hervor, den Namen eines seiner Freudengenossen enthaltend. Indem er ihm so ein Christgeschenk überreichte, geht ihm und den übrigen ... ein Licht auf, und nun sucht jeder so dem andern bescheren zu können und die Aufforderung des Hausvaters zu erfüllen. Nur die Zahl war ihnen noch unerklärbar, bis einer unter ihnen bemerkt, daß er soviel Geschenke habe, als die Zahl auf seinem Pa-

pier bezeichnet. So beginnt das Suchen nun lebhafter ... und es wob sich so ein einendes Band, womit alle sich selber freudig umschlangen.'

Diesmal lud die Jugend selbst die Natur noch in eigener Weise zu Gaste. ‚Mehrere taten bald dazu, das grüne Christzimmer durch die auf den beschneiten Bäumen aufgestellten Fallen mit lustigen Vögeln ... zu bevölkern, denen sie mit großer Liebe von ihren Christgaben an stillen Plätzchen aufhingen und auf alle Weise für sie Sorge trugen.'

Im Anblick solchen Lebens der Christzeit, das die Vögel unter dem Himmel mitbetreuen ließ, mochte Fröbel in allem Druck das Jesuswort vernehmen: ‚Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?'

* * *

38.

Anschluß an die Zeit. Christians Kommen. „An unser deutsches Volk". Wirtschaftliche Lage.

Ein „Leben der Selbstvervollkommnung auf dem Lande", dieser Wunsch Fröbels war um 1820 in der Anstalt zu Keilhau erreicht. Vertrug sich damit das Ziel des weiland 15jährigen, ein „vollkommener Ökonom" zu werden? — — Es gab um diese Zeit noch Anhänger einer Lehre, die sich ‚Physiokraten' nannten; Quesnay in Frankreich hatte sie begründet und der junge Pestalozzi ihr nicht fern gestanden; derselbe Pestalozzi, der 71jährig 1817 in Iferten erleben mußte, daß seine ‚Unterlehrer' wie englische Fabrikarbeiter um Lohnerhöhung in den Streik traten. Man rückte mit dem 19. Jahrhundert eben dem Zeitalter der Geldwirtschaft so nahe, daß zu einem Leben in Armut und im Trachten nach dem Himmelreich mehr gehörte als eine Kunst. Es gehörte ‚Kapital' dazu.

Der Gott der Zeit Quesnays war ein Gott der ‚Vernunft' gewesen, noch nicht so sehr der spätere Gott der ‚Nützlichkeit', der wieder im Laufe der Entwicklung der Geldwirtschaft dem Götzen Mammon den Weg bereitete. Quesnays Lehre rechnete zwar bereits mit dem gemünzten Reichtum, erwartete ihn aber noch vom Landbau, der allein einen Überschuß über die Kosten der Volkswirtschaft versprach. Als Pestalozzi den eigenen Weg in den ‚Untersuchungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts' antrat, begann das Aufkommen der ersten Fabriken die Schatten unaufhaltsamer Nöte der Ärmsten vorauszuwerfen und den Schweizer recht schmerzlich zum Armenvater zu machen. Ganz unberührt von der Lehre der Physiokraten war also auch Fröbel nicht; aber sie war bei ihm durch das Göttinger Kolleg geimpft mit Ideen des Engländers Adam Smith. Darum wollte seine Erziehung den Zög-

ling auch tüchtig machen für Gewerbe und Handel. Doch nur widerwillig folgt jemand, der zuerst und vor allem „nach dem Himmelreich" trachtet, dem Gedanken an äußeren Nationalreichtum. War Fröbel der Entwicklung jener Jahrzehnte gefolgt, so doch mehr als hinkend, in der bedürfnislosen Unbesorgtheit des Gotteskindes, wie er's begrifflich zuerst auf Ifertens Höhen erfaßt hatte. Zeit seines Lebens blieb er ein „vollkommener Ökonom" nur der selbständigen Tatkraft seiner Zöglinge; er pries die Vermehrung baren Besitzes höchstens als Zugabe menschlicher Arbeit.

Recht auffällig hatte sich in seiner Gründung ein Status herausgebildet, in dem niemand von den Gütern sagte, daß sie sein wären. Wie bei den ersten Christengemeinden ‚war ihnen alles gemein'. Wir hörten, daß Fröbel ausdrücklich solch „Leben" über die „Schule" setzte, als er 1816 um Langethal warb. Wir werden bald hören, wie Fröbel wenigstens für die Zöglinge den Gedanken Quesnays und Smiths Raum gab, um für das neuzeitliche Leben vorzubereiten. Aber solange Fröbel die Anstalt leitete, hielt er jeden Unterricht untergeordnet der Erziehung zum göttlichen Leben. Und selbst seine Andacht zur Natur folgte triebhaft einem inneren Rufe, den er vorerst in die Worte kleidete: „Kommt, lasset ins Freie uns gehen!" Noch einmal müssen wir sagen: dieser Form kam noch der eigene Besitz an Grund und Boden zugute, aber auch, daß auf diesem Besitz die ersten Jahre ein Leben von Kolonisten zeitigten.

Die Anregungen des ersten Griesheimer Christfestes hatten in Keilhau fortgewirkt. Spielend hatte die Jugend auf Kolm und Kirschberg Einsiedeleien, Kapellen und Ruinen, im Tale Dörfer und am Schalebächlein Häfen und Seestädte entstehen lassen. Den größeren Zöglingen war bald nach den ersten Freilagern erlaubt worden, gelegentlich in selbsterbauten Hütten oben im Walde zu nächtigen, wo sie den Nachtwind raunen hörten und den Sonnenaufgang belauschten. Rodende Dörfler, Bauleute und Erzieher in einer Person, sahen die Lehrer mit Freuden dabei die Kräfte der Jungen sich üben. Man bahnte schwierige Wege auf steinigen Hängen, fällte Bäume und schnitt selbst das Bauholz, das man benötigte. Während so Körper und Hände, aber auch der Geist geschickt wurden, am Ausbau des Ganzen mitzuwirken, lernte jeder die Anstalt als eigenes Nest lieben. Freilich nur langsam formte sich dabei heraus, was man unter einer Schule versteht. Und wenn Langethals Mitarbeit gerade hierfür wesentlich wurde, so war es doch recht bezeichnend, daß eine Baumschule das erste genannt werden muß, was in Keilhau an Jahrgänge erinnerte. Langethal pflanzte und veredelte Obstbäume und führte die Zöglinge in die Gartenkunst ein. Der Kirsch-

berg erhielt dadurch geradezu seinen Namen. Jedes Fleckchen dazwischen wurde eifrig für den Gemüsebau nutzbar gemacht, der Ertrag vorgefundener Anlagen gesteigert, meist unter Verantwortung des Zöglinges, der sich darum bewarb. 1820 konnte Fröbel eine Ernte von 100 und einigen Körben Obst verschiedener Sorten melden. — Bald schon hatte jeder seinen Stolz gesucht im eigenen schönsten Blumenbeetchen. Gemeinsam stellte man Rasen- und Moosbänke her, um von den Höhen in die Ferne zu schauen. So erhob sich unter andern bald auch eine geräumige Steinbank auf dem Steiger. Zum Steiger führte ein bequemer Weg ein paar Hundeblaff von der Schalequelle aufwärts. Die Höhe fällt plötzlich steil ab zum Rönnetal. Der Blick von dort weitet das Herz des überraschten Wanderers im Frühling, wenn das Grüngold der Saaten in der Tiefe wetteifert mit dem Goldnetz, das die Abendsonne über die Wälder der Berge hängt.

Von dort blickte man bis zum nahen Greifenstein bei Blankenburg, sah unmittelbar zu Füßen, als wäre es in einem Sprunge zu erreichen, Großgölitz, dessen Gottesacker, Fröbel wohl unbewußt, den Staub seines ersten im Lande nachweisbaren Vorfahren barg. Im fernsten Gesichtskreis, hoch über den Kirchturm von Großgölitz hinweg am Gute Quittelsdorf vorbei, wies man den Zöglingen den Kirchberg von Oberweißbach, zu dessen Füßen das Vaterhaus Fröbels sich versteckte; und Langethal oder Middendorff konnten den Sinn nach Paulinzella und zu den Mönchen lenken, die dort, kaum zwei Stunden von jener Stelle, wo sich die Höhen im Westen zusammenschoben, Gott und die Menschheit gepriesen mit Pflege höherer Kultur, wie man das im eigenen Leben anstrebte.

Sehr oft zog das ganze Anstaltsvölkchen auf diesen Aussichtsplatz, um die Sonne sinken zu sehen. Dort hielt Fröbel die Abendfeier manchen reichen Arbeitstages, und während ihm nach gehaltener Ansprache tausend Erinnerungen durchs Herz zogen, klang der Gesang der Seinen mit dem Abendläuten weit verstreuter Kirchenglocken zusammen. Beim Abendgang über den Kolm gewann der Gedanke Gestalt, das ernste Schwarz der Tannen an geeigneten Abhängen mit dem Weiß junger Birken zu heben Auch Eichen und Buchen erhielten durch Neupflanzungen das angestammte Recht zurück. Der Förster des Schwarzatals, jenseits dem Rönnebezirk, gab alle die Setzlinge um geringen Preis, und das Einholen der Fuhren wurde zum Festtag der Jungen.

Schon solch ein Kauf aber und noch mehr die Besorgung edler Obstsorten machte fühlbar, bei allem innern Reichtum doch des baren Geldes zu benötigen. In demselben Maße, in dem sich der Kreis naher Verwandter durch fremde Kinder vermehrte, mußte man immer mehr mit

den Ansprüchen der Zeit verwachsen und die Anstalt auf die Bedingungen der Geldwirtschaft abstimmen. Um bestehen zu können, beschlossen die Freunde, von jedem hinzukommenden Zögling satzungsmäßig 112 Taler jährlich für Unterhalt, Pflege, Erziehung und Unterricht zu fordern. Hatte die Zeit in dieser Frage Fröbels ursprüngliche Meinung von 1816 geändert, so wurde doch bei der Aufnahme immer noch nur danach gefragt: wollt ihr eure Kinder erzogen wissen, wie Keilhau es richtig findet? Insbesondere Fröbel ging oft unter die Kosten hinab. Es hatte noch familiären Sinn, die Kinder des Pfarrers Bähring in Eichfeld, dem Kirchdorfe Keilhaus, um ein Nichts am Unterricht und Leben teilnehmen zu lassen. Denn Bähring war vor eigener Not gerade nur durch das Zehntgetreide geschützt, das die Bauern ihrem Pfarrer zu liefern hatten.

Erst 1820 nach Eichfeld berufen, zählte er kurze Zeit zu jenen, die von Fröbel mehr abgestoßen als eingenommen wurden. Da sah er sich herzlich gebeten, Einblick zu nehmen und vor allem, die Keilhauer Konfirmanden durchaus so zu behandeln wie die Dorfkinder. Das und die freie Art der Anstaltsglieder beseitigte alles Störende. Bald sah Bähring mit Freuden den eigenen Sohn, gar nicht lange danach sogar mit dem älteren und jüngeren Schwesterchen vereint, morgens zur Anstalt ziehen und erst am späten Nachmittag heimkehren. Das Essen, das sie tagsüber benötigten, nahmen sie von Hause mit. Dieser kleine Zug erinnerte an die gemeinsame Enge des Lebenszuschnitts, verband aber einander um so näher. Der alte Bähring wurde einer der treuesten Freunde, bewährt durch Zuspruch in allen ferneren Nöten. Und der junge Bähring, ohne die Schule Keilhaus wohl schwerlich zum Beruf des Vaters gelangt, bewahrte bis an sein Ende dem Gründer der Anstalt eine Dankbarkeit, wie sie die meisten seiner Genossen nicht ausgezeichnet hat.

Das junge Geschlecht verstand es nicht besser: es nahm das Familienleben als Zugabe. Dem Durchschnittsmenschen wird eine Anstalt immer nur als Ersatz des Vaterhauses gelten, mag dort auch nicht alles zum besten gestanden haben. Wenige merkten, was überhaupt gespielt wurde. Schließlich war das auch gut. Denn — war nicht das Ganze nur eine Versuchsanstalt für den Genius des Gründers? Der freilich ließ sich sicher und unbeirrt vernehmen. Schon in dem Erstling der Keilhauer Entwürfe mag der Satz gestanden haben, der erst in der einen der abgespaltenen Veröffentlichungen mitgeteilt wurde: man gehe aus von dem Grundsatz, daß das Handeln, Darstellen, Tun früher als das Erkennen und Wissen sei, bekannte dazu aber klar und rückhaltlos offen: „So suchen wir in unserem Erziehungs- und Unterrichtsgeschäfte den Gang Gottes in der Entwicklung des Menschengeschlechts mit Bewußtsein nachzugehen."

Die Versuchsanstalt war also in mehrfacher Hinsicht verknüpft und doch wieder recht verschieden von jenem Leben der Armut, dem Pestalozzis Sehnsucht gegolten hatte. Wußte die Öffentlichkeit damals aber etwa mehr als heute von Pestalozzis ‚Untersuchungen'? Gedachte man in Deutschland überhaupt noch an den Schweizer? Es kann sein, einer oder der andere hatte den Kopf geschüttelt bei der Nachricht von dem Streik in Iferten, mit dem die ‚Unterlehrer', zugleich Stiefelputzer und Holzspalter der zahlenden Zöglinge, um eine würdigere Stellung kämpften. Schwerlich wäre die Verwandtschaft der Bestrebungen Fröbels mit denen Pestalozzis bei zahlenden Eltern damals als Empfehlung empfunden worden. Aber auch die so bezeichnende Abwandlung „Gang Gottes", mit der Fröbel des Schweizers ‚Gang der Natur' tiefer erfaßte, wäre sicherlich der Beachtung entgangen, obgleich gerade sie Fröbel vor des Schweizers Hauptversehen bewahrte.

Schon vor dem Eintreten drängender Not war Fröbel aus einfacher Beobachtung der Jugend zu einer naiven Anwendung pestalozzischer Anstaltserfahrung geschritten. Nicht, daß er wie Pestalozzi Arme zur Armut erziehen wollte; er hütete sich auch vor dem zweiten Fehler des Schweizers, unterm Zustrom zahlender Zöglinge aus Häusern, die einen Hauslehrer halten konnten, seine Erziehungsidee an eine ganz anders rechnende Welt zu verkaufen. Es entsprach durchaus Pestalozzis Anfängen, daß Fröbel sein „erziehendes Wirken an die Bewirtschaftung eines kleinen Landgutes" anknüpfte. Aber er machte als weit sichereres Gotteskind entschiedener Ernst mit diesem gemeinsamen Grundsatze und achtete aus gleichem Grunde neben den Pflichten auch die Rechte des einzelnen besser als jener. Und hier erfolgte ganz aus der gegebenen Lage der Sache und Zeit heraus seine auffälligste Annäherung an die Geldwirtschaft. Er hatte den Wirtschaftsbetrieb darauf angelegt, „auch dem Produkt der kleinsten Kraft allgemeinen geltenden Wert zu geben". Der allgemein geltende Wert sprach sich aber in gemünztem Gelde aus. Das Ergebnis der Gartenarbeit jedes Zöglings, seine Beschäftigung bei häuslichen und Feldarbeiten, jegliches sonstige nutzbare Erzeugnis freiwilliger Betätigung galt trotz allen Familiensinnes als Eigentum eben des betreffenden Zöglings, wurde aber von der Gesamtwirtschaft in Anspruch genommen und zum Ausgleich beider Ansprüche nach dem gang und gäben Preis bezahlt. 1821 durfte Fröbel drucken lassen: „Selbst den Kleinsten unseres Kreises mußten jährlich wohl einige Taler von dem Ganzen vergütet werden; bei den Herangewachsenen stieg es zu bedeutenden Summen, wie wir denen, welche sich davon überzeugen wollen, in unsern Büchern nachweisen können." So gewannen die Zöglinge aus eigener Kraft Taschengeld und

die Mittel zu mehrtägigen Ferienreisen und wurden zu dem Stolz des rechten Arbeiters erzogen, Stiefel und Kleidung für sich und wohl gar einen kleinen oder größeren Teil des Erziehungsgeldes selbst zu erwerben. Wer sich zum Lehrfache, zur Wissenschaft oder Kunst hingezogen fühlte, wurde zum Unterricht dessen, was er eben gelernt hatte, herangezogen. Nur die Lehrbegabung war dafür entscheidend, ob einer seinen besonderen Beitrag zum Ganzen in dieser Form leistete. Mit Ausnahme Theodors, des Gärtners, kamen allmählich alle Neffen, Julius voran, bald auch Georg Luther in die Doppelstellung, am selben Tage Zögling und Unterlehrer zu sein, doch nie entwürdigte Arbeiter einer Erziehungsfabrik.

Um den Zuschnitt einer sich selbst erhebenden Anstalt unter möglichster Freiheit des Persönlichen einhalten zu können, hatte Fröbel, ebenfalls nach Pestalozzis Muster, die Klassen in jeder Lehrstunde anders zusammengesetzt. Um so sorgfältiger achteten die Freunde auf jeden Fortschritt des einzelnen. Fröbel machte dabei seine Beobachtungen über das, was jede Begabung und jede Altersstufe besonders forderte. Er sorgte dafür, daß weder der schnellste noch der langsamste Schüler ein Bedürfnis seines Alters, eine Stufe seiner organischen Entfaltung übersprang. Es verstand sich aber von selbst, daß der Segen solcher ganz persönlichen Betreuung nicht von heute auf morgen am einzelnen aufzuweisen war. Er zeigte sich nur in der Erstarkung der Kraft. Bei Neuaufnahmen ließ Fröbel keinen Zweifel darüber, daß, wer in Keilhau gebildet werden wollte, auf Jahre hinaus der Anstalt angehören müßte. Naturgemäß schritt darum auch der Gesamtlehrplan einen ganz geruhigen Weg. Dennoch kam man recht befriedigend auch im Lernen voran. Aus dem romantischen Ritterspiel entfaltete sich immer mehr ein gediegener Werkunterricht in Papp- und anderen Arbeiten. Indem die Jungen immer neue Rüstungen und Schilde klebten, Waffen schnitzten und erprobten, erfaßten sie deren Sinn, den Sinn auch der Werkzeuge, und gingen dabei anschauend und schöpferisch den Weg der Gewerbe und deutscher Kultur.

Langethal verband mit diesem spielenden Ernst ganz unmerklich den höheren Sprachunterricht; er las schon im Winter 1818 mit den Begeisterten einen Teil des Nibelungenliedes im Urtext. Das Hauptziel im Deutschunterricht blieb ein ausgezeichnetes Hochdeutsch. Es wurde ebenfalls spielend erreicht durch gegenseitige Belauschung und Überraschung. Fast belustigend waren die Sühnen für Sprachsünden. Wer einen Sprachfehler beging, hatte zu schweigen, bis er einen der anderen auf einem solchen ertappte. Das half in unglaublich kurzer Zeit voran zu einer vorzüglichen Um-

gangssprache und hob zugleich den fröhlichen freien Plauderton. Langethal war es auch, der dann eine damals vielgelesene Ritterdichtung ‚Der Zauberring' zur Belohnung als Abendunterhaltung vorschlug. Fröbel beschaffte das Buch aus Rudolstadt. — Der Leiter selbst gab die Grundzüge des Sprachunterrichts. Über diese war Karl Fröbel noch als Mann des Lobes voll. ‚Die Wirkung auf mich war mächtig. Blicke öffneten sich nach allen Seiten in die Welt der Wahrheit.' Wie Fröbel dabei die Wortarten ausschöpfte, indem er die Gegenstände und ihre Erscheinungen buchstäblich ‚befassen' und sinnlich ‚begreifen' ließ, geschah in jenem forschenden und denkenden Geiste, der ihn einst selbst bei Tempers Religionsunterricht gepackt hatte. Dabei vermied der Leiter Keilhaus den Fehler Tempers, zu philosophisch vorzugehen. Der Neffe bemerkte sogar mit Bedauern, daß der Oheim seinen Blick von der abstrakten Wissenschaft ab und auf das Kindesalter zurückwandte, und beklagte es wiederum fast, daß Fröbel Langethal in manchem fortarbeiten ließ, was er selbst begonnen hatte. So war die eigentliche Grammatiklehre Langethal übergeben, der sehr bald das Griechische und ein Jahr darauf mit Latein angefangen hatte, ausgehend vom satzweisen Lesen dort der Ilias, hier des Gallischen Krieges Cäsars. Gemächlich, aber um so sicherer, erarbeitete Langethal dabei auch dieser Sprachen Grammatik, während man zugleich, wie beim deutschen, im Kulturleben der Griechen und Römer Wurzel schlug.

Eine eigentümliche Gliederung ergab sich aus dem Durcheinander elementaren und höheren Unterrichts. Man schied bestimmte Wochen in „die elementare Zeit" und in „die klassische", wobei dann für die jeweilige Zeit die eine oder die andere Seite in den Blickpunkt rückte. Dadurch gewannen namentlich die ‚Unterlehrer' sowohl Zeit zur selbständigen Vertiefung als auch Gelegenheit, sich zu üben im Elementaren, weil sie es mitzuteilen hatten. War denn nicht des Menschenbildners tiefste eigene Erfahrung: „Lehrend lernen wir"?

Sich selbst vorbehielt Fröbel die Zahlenlehre und den Unterricht in Natur- und Erdkunde. Das entsprach nicht nur seinen besonderen Neigungen; es fehlte auch eine entsprechende Hilfskraft für diese Fächer. Selbstverständlich wuchsen die beiden Naturfreunde an seiner Seite sehr bald zu genauesten Kennern der heimischen Natur heran. Die Sammelwut der Jugend und ihre Pflege der lebendigen Flora und Fauna des Tales tat das ihre. Die ganze Innigkeit, mit der Fröbel vor den Ohren der Zöglinge auch die im Winter schlummernde Natur zum Tempel göttlicher Wunder erhob, bannte er in den Aufsatz: „Der Spaziergang in der Mitte des Jänners und das Schlittenfahren und Eisgleiten der Kinder." Erst

1826 niedergeschrieben, wurden die Seiten ein Nachklang der nur zu schnell entfliehenden ersten und schönsten Winter der Keilhauer Anstalt mit ihrem: „Kommt, lasset ins Freie uns gehen!"

Man war auch im Winter bereits morgens $^1/_2$7 Uhr versammelt, lernte mit $^1/_2$stündiger Frühstückspause bis zur Zeit des Mittagessens, für welche Pause die Stunde von 1—2 freigehalten wurde. Von 2—4 Uhr und dann noch einmal von 5—7 war jeder Zögling wieder in Pflicht. Der Unterricht vormittags beschäftigte mehr den Kopf. Nach der Hauptmahlzeit trat mehr der Unterricht der Hände, Schönschreiben, Zeichnen auf quadratischem Netz, Figurenerfinden und Bauen, aber auch Musik hervor, notgedrungen daneben wieder fremder Sprachunterricht. Die Nachmittage vom Mittwoch und Sonnabend waren frei zu Selbstbeschäftigung und Spaziergängen. Nach dem Brauch seiner Kindheit wurde in der Montagmorgenstunde die Sonntags gehörte Predigt wiederholt und vom Vater der Anstalt auf das Leben des Kreises angewendet. Auch jeder andere Tag begann mit allgemeinem religiösen Gesang und entsprechender Betrachtung. Allgemeiner religiöser Gesang bedeutete um 7 Uhr den Schluß des eigentlichen Arbeitstages. Danach zogen die kleinen Bähring freudig, wenn auch mit hungrigem Magen, nach Hause. Nach der Abendmahlzeit war für die älteren Zöglinge noch eine bestimmte Zeit frei. Die jüngeren hielt Vorlesen oder Erzählen bei leichten Handarbeiten beisammen, bis die Jugend zu Bett geschickt wurde. Man ruhte auf einfachen Strohsäcken unter wollenen Decken.

Wo das ganze Leben eingetaucht war in den Geist eines naturfrohen Klosterwesens und jeder, weil ihm nichts anderes vorgelebt wurde, frei der christlichen Sitte folgte, konnte wohl ein eigentlicher Religionsunterricht dem Vertreter der Landeskirche überlassen bleiben. Der „heiligen Familie" in Keilhau lag jedes Sektiererwesen fern. Fröbel legte Gewicht darauf, sich mit den Zöglingen zur gemeinsamen Kirche zu halten. Von Anfang an galten die Angehörigen der Anstalt als treue Besucher des sonntäglichen Gottesdienstes, ob nun das kaum eine Viertelstunde entfernte freistehende Geläut ihrer Pfarrkirche sie nach Eichfeld rief, oder ob sie bei Ausflügen anderen Dorfglocken folgten. Freilich die verfallene Keilhauer Kapelle sah sie selten. Sie bot zur Andacht nur ein enges, klobiges Viereck, das sich heute noch als Durchgang unter dem Turm erhalten hat. Nur Georg Luther, obgleich er stets den Vollgottesdienst der andern teilte, ließ sich auch die Schriftverlesung durch den Schulmeister des Ortes nicht entgehen. Middendorff aber meinte, der Raum biete keine Erhebung. Und Fröbel war zufrieden, wenn die Zöglinge durch ihre Führung Zeugnis gaben für

Keilhaus Bekenntnis: „So ist uns Erziehung für Religion der Gipfel unserer Erziehung."

Die Schrift, in der Fröbel dieses Bekenntnis hinausrief, war die zweite seiner Aussprachen, diesmal entschiedener an die Öffentlichkeit gerichtet. Aus welchem Verantwortlichkeitsgefühl, das verriet schon ihr Titel: „An unser deutsches Volk." Durch Drucklegung vor jenem ersten Versuch von 1819 wurde dieser Aufruf von 1820 die erste Veröffentlichung der Anstalt. Weit ausführlicher hatten die Bogen vom Jahre zuvor über das Verhältnis des Ganzen zur Religion sich ausgelassen, wie sich das aus der Geschichte ihrer vielen hundert Sätze erklärte. Und in ihrer späteren Veröffentlichung von 1821, nach der durch Wilmsens Rat erfolgten Abspaltung eigentlicher Anstaltsnachrichten, lautete ihr Bekenntnis zu Fröbels Untersuchungen über den „Gang Gottes" zwar noch allgemein, aber fast noch entschiedener: „Alle und jede Erziehung, die sich nicht auf die christliche Religion, auf die Religion Jesu gründet, ist mangelhaft und einseitig."

Wie aber war es zu dem kühnen Ruf gekommen: „An unser deutsches Volk"? — Daß man in Wahrheit nur dem Geist der Religion Jesu lebte, war für alle, die Augen hatten zum Sehen, dennoch beinahe unfaßbar jeder nüchternen Vernunft, in Erscheinung getreten: Fröbels Mahnen hatte den Sieg über Karoline Fröbel, geborene Mügge, errungen und damit jene so entscheidende Hilfe von außen, die mit bloßem Gelde nicht getan war, aber mit solchem vereint sein mußte. Wie die Osteroder vorher die eigenen Söhne an das Werk des Bruders und Schwagers gewagt hatten, so kamen sie jetzt selbst, um, ‚wenn Gott es wolle', alles mit ihm zu opfern. Christian verkaufte in Osterode, was er hatte, um den verborgenen Schatz im Acker Keilhaus zu gewinnen.

Am Himmelfahrtstage 1820 war er mit der Frau und seinen drei Töchtern bei Fröbel eingetroffen. Nur das ‚Waschhaus' neben dem Gutsgebäude konnte die Ankömmlinge zunächst aufnehmen, und fast zwei Jahre mußten sie dort herbergen. Aber sie hatten ihren Opfermut am Abend ihres Lebens nicht zu bereuen. — Karoline brachte in der Vollkraft ihrer 40 Jahre auch mit, was der zarten Anstaltsmutter an hauswirtschaftlichen Vorzügen fehlte. Dabei teilte sie mit Wilhelmine die Tugend, nach einmaligem Entschluß keinen Augenblick zu schwanken. Das machte es leicht, sich selbander und selbstlos dem Ganzen einzuordnen. Christian ging im Johannistag dieses Verbindungsjahres mit dem Bruder seinem 50. Geburtstag entgegen. Langethals Bruder, der Zögling, erinnerte sich aus dieser Zeit: ‚Er war ein stattlicher Mann mit kräftigem und untersetztem Körperbau und rundem, vollem Gesicht; der unsrige hatte dagegen mehr schmächtigen Körper mit langem, hagerem Gesichte. Der Osteroder

Fröbel vereinte klaren Verstand mit Gemütlichkeit, und sein Wesen hatte viel Mildes; der unsrige dagegen war durch Schärfe und Kürze im Wesen und Ausdruck charakteristisch. Nur die Festigkeit des Charakters hatten beide Brüder gemein; und auf der Stirn des Osteroder Fröbel stand deutlich zu lesen: Ich weiß, was ich will.'

Man könnte befürchten, die zwei festen Köpfe würden nicht gut miteinander auskommen. Hier aber bildete der religiöse Wille das Band, das Fröbels Innerlichkeit mit der Lebenserfahrung des erfolgreichen Geschäftsmannes Christian verknüpfte. Daß auf einmal aus Christian, einem Bauernbürger, ein Bauer wurde, ließ den Geschäftsmann zurücktreten und hieß ihn, sich jedes Einspruches in Geldsachen begeben. Bedeutete das eine Minderung der möglichen und nötigen Hilfe, so trat dafür die Selbstlosigkeit des Menschen, der seinem frommen Entschluß treu bleibt, umso eindrücklicher hervor. Christians Wesen, das fühlten auch die Zöglinge, blieb sich auch in den schwierigsten Verlegenheiten gleich. Als 60 Jahre danach sein Gebein bereits zu Staub zerfallen war, rühmte ihm der eigene Schwiegersohn nach: ‚Er war ein Mensch von seltener Treue und Tüchtigkeit, ein wahrer Cato der Gesinnung.' — — Der Mann, der dieses Lob schrieb, war damals noch nicht in den Gesichtskreis der beiden Familien Fröbel getreten. Er sollte aber der eigentliche Retter der Anstalt werden. Dabei war es nicht zufällig, daß im Schwiegersohne Christians sich glückhaft die Begeisterung für Fröbels Wollen mit einer Herzensliebe zu Emilie, der zweiten Tochter Christians, vermählen konnte.

Beim Anschluß an die Anstalt war Emilie nicht ganz 16 Jahre alt. An ihr fand Fröbel die kindlichste Zuhörerin, wenn er, mehr um sich selbst zu klären, als mitzuteilen, bei wachsendem Druck in dem folgenden Jahrzehnt eine zunehmende Schweigsamkeit brach. Während Emilie ihm gleichsam als Kind seines Geistes tief ans Herz wuchs, scheint ihn merkwürdig wenig mit ihrem damals sechsjährigen Schwesterchen Elise zusammen geführt zu haben. Und die älteste Tochter Christians, Albertine, die jetzt das 18. Jahr überschritten hatte, deren Aufmerksamkeit für Middendorff Fröbel nicht entgangen war?

Der Augenblick ihres Eintretens ins Haus, aber nur dieser, war es, der Wilhelmine den tiefsten Schmerz während aller Jahre des ehelichen Zusammenseins zufügte. Er zerriß einen Schleier, dessen Undurchsichtigkeit ihr wohltätig gewesen; und da weder sie noch der Gatte die letzten Tiefen des Zwischenfalls recht ergründen konnte, so blieb die Erinnerung beiden quälend. Das kam so.

Fröbel war zu bedürfnislos, als daß er das hauswirtschaftliche Versagen Wilhelmines sonderlich abgeschätzt hatte, und zu beglückt, um, wenn er diesen Mangel gespürt, ihn nicht wettgemacht zu fühlen durch ihr erziehendes Wirken. Sie als Frau mußte ihren Fehler wohl fühlen; aber auch sie hat dessen Maß kaum richtig abzuschätzen vermocht. So lag ihr nur undeutlich im Gefühl, daß irgendein anderes noch Ursache war, wenn sie den allmählich unheimlich selbstbeherrschten Mann an ihrer Seite nicht ganz erwärmte. Nun riß der Schleier durch eine Unachtsamkeit, und so, ganz unerwartet, erhielt das Idealbild des Gatten für Wilhelmine einen ätzenden Fleck: sie sah den 38jährigen Mann von allen den Einziehenden gerade ein halb so altes Mädchen mit einer Leidenschaft umarmen, die ihr völlig ungewohnt an ihm war. Noch elf Jahre danach glaubte Fröbel darauf zurückkommen zu müssen, als er die „wahre Geschichte seines Herzens" vor allen den Keilhauer Frauen bloßzulegen versuchte. Er schrieb: „Albertine kam, und im Augenblick, als sie unsere Treppe betrat, stand auch vor meiner Erinnerung das friedlich häusliche Osteroder Leben. Ein solches Leben ersehnte meine Seele. So begrüßte ich freudig Albertine, welche helfen konnte, es nun in selbsttätigem Bewußtsein zu schaffen ... So sah und empfing ich hier in Albertine gleichsam ihre ganze Familie ... So der Ausdruck meines Empfanges, der mir noch jetzt so klar und natürlich wie damals erscheint. Mein Leben hätte in seinem Innern wirklich nicht so hoch und allgemein, es hätte persönlicher und eigensüchtiger sein müssen, wenn dort der Ausdruck des Empfanges Deiner, Albertine, und meines Seins gegen Dich, hätte anders sein sollen, als er wirklich war."

Die späten Zeilen sollen ihn entschuldigen, verraten aber, daß Wilhelmine mit Recht einen Vorwurf gegen sich als Hausmutter in diesem Empfang gespürt hat. Wenn der Rückblick aber wirklich schon den Kern seines damaligen Verhaltens getroffen hätte, so ist nicht einzusehen, warum Fröbel nicht Karoline, die 40jährige Mutter und Trägerin des Osteroder Familienlebens, so leidenschaftlich umarmt hat. In Wahrheit war bei der Umarmung des blühenden Mädchens, in dem er die Braut seines Middendorff vorfühlte, die natürliche Sehnsucht eines Mannes nach eigenen Kindern zum Durchbruch gekommen, verräterisch und um so elementarer, da er an Wilhelmines Seite die unerfüllte Sehnsucht mit leidenschaftlicher Idealität lange genug zu übertäuben gesucht hatte. Der Gattin frauliches Herz aber zuckte zum erstenmal zusammen vor dem Schicksal der Kinderlosigkeit dieses zum Vater wie wenige berufenen Mannes. Wilhelmine hätte weniger Weib sein müssen, nicht für den ersten Augenblick einen kränkenden Stich zu empfinden, sie,

die einst dem Werbenden durch Wilmsen und ihren Arzt ernsthaft und keusch hatte wissen machen, wessen er bei ihr entsagte.

Es mag dahingestellt bleiben, wie stark in der Begrüßung Albertines Fröbel sich weiterer irdischer Fesseln oder seiner „Diamanten-Ketten" bewußt geworden ist, von denen zu schweigen Rücksicht auf Wilhelmine und tiefste Keuschheit ihm gebot. Verneinend gegenüber Stimmen, die der Mensch sich nicht freventlich selbst aus dem Schlaf ruft, konnte er nie empfinden. Aber sein starker Wille zwang auch dies Erlebnis zur fruchtbaren Bejahung im Höhenflug seiner Idee. Er hat sich nach dieser Begegnung in noch strengere Zucht genommen, hat aber auch den ehernen Reifen seiner Selbstbeherrschung noch stärker drücken gefühlt, gleich dem Knaben in seiner Geschichte vom Zauberring. Und wenngleich er sich kaum ob des Zwischenfalls zürnte, sein Wesen wurde immer verschlossener. Das Verhältnis zur Gattin gewann dadurch nicht an schlichter Natürlichkeit; aber es erhöhte sich in der Idealität und kam der Anstalt zugute, weil beide Eheleute immer mehr die Idee der Elternschaft herausbildeten, die rein geistig ist.

Ähnlich lag es um den geistigen Gewinn, den Christians Eintritt zeitigte. Er vertiefte das Verhältnis Fröbels zu den Forderungen seiner Zeit, aber auch den Glauben an den Beruf seines, oder wie er schrieb: „unseres Volkes". Christians Einzug entlastete ihn und die Freunde von den Sorgen um die Ackerbestellung und um alles, was Hausarbeit und Viehwirtschaft anlangte. Das tägliche Brot schien nunmehr gesicherter, der Boden der Mutter Erde ergiebiger. Unter welchen Gesichtspunkt aber rückte diese Hilfe für den Idealisten? Daß die entlastende Wendung eingetreten war, verdankte Fröbel dem Familiensinne des Bruders. In alter Weise verallgemeinerte er diese Erfahrung. Er sah sie als Beweis besonderer Eignung nicht seines Familienstammes, sondern des Volkes, dem er angehörte. Das Erlebnis wurde dadurch der wichtigste Fortschritt dieses Jahres. Hatte Fichte in den Reden von 1808 mit mystischem Philosophensinne die Ansicht vertreten, die deutsche Nation sei das einzige Volk, aus dem der verirrten Menschheit Heil kommen könne, so hat Fröbel den Beleg dafür erlebt, was das deutsche Gemüt vermochte. Kaum einem andern Gedanken werden seine Freunde, die Jünger Fichtes, so begeistert zugestimmt haben, als dem, mit diesem Beweise vor die Öffentlichkeit zu treten. Und so verfaßte der Führer Keilhau jene Schrift: „An unser deutsches Volk."

Sie begann mit den Worten: „Aus einem unbekannten Punkte, aus einem kleinen verborgenen Teile unseres gemeinsamen Vaterlandes redet eine kleine Gesellschaft von Menschen, welche, Glieder von nur wenigen

Familien, sämtlich Deutsche sind, zu euch." Nur wenige Abschnitte zu Anfang und einige knappe Angaben am Schluß brachten genauere Nachrichten über die Anstalt. Es war eine Werbeschrift, aber nicht um eigene Zöglinge. Das volle Herz sprudelte heraus, was man in Keilhau als „Grund- und Quellbedürfnis des deutschen Volkes" erschürft zu haben glaubte und jetzt so bezeichnete. Ausgiebig war in den gesamten Abschnitten, bis zum letzten mit Nummer 97 bezeichneten, von Erziehung, hier und da von Volkserziehung die Rede, das Ganze ein ehrlicher Lobpreis aller der Tugenden, die Fröbels Idee der Menschheit ausmachten. Diese Vorstellung zog er von den Sternen des Himmels herab auf die Erde, um behaupten zu können: „Unser Volk ist noch ein deutsches Urvolk." Als Beweise nannte er nacheinander alle Teilvorzüge idealer Volksgemeinschaft. Unverkennbar schaute auch ihm dabei Fichte, der Volkserzieher und Redner, über die Schulter. Freilich, dessen unbedingte Idee der deutschen Nationalerziehung hatte er schon darum nicht mitgemacht, weil er bereits als 28jähriger an der Seite Joseph Schmids die Kinder den Eltern nicht entreißen, sondern ihnen vereinigen wollte. Um so näher stand er der mystischen Quelle des Fichteschen Erziehungsvorschlags, jener ‚Anweisung zum seligen Leben' von 1806, für deren Zuverlässigkeit sein jüngstes Erleben ihm den Beweis erbracht hatte.

Trotz aller niederdrückenden Zeiterscheinungen ein Grundbedürfnis seines ganzen Volkes in der Keilhauer Erziehung wiederzuerkennen, das erlaubte ihm der Blick auf seine Mitarbeiter, die einst im Befreiungskriege gewonnenen Freunde. Im Bewußtsein, vor allem auch Arndts Erziehungsgedanken verstanden zu haben, fühlte er stillschweigend, im Sinne der großen, als ‚Demagogen' verketzerten Führer zum deutschen Völkerfrühling zu handeln. Wohl sollten politische Wellen eines Tages auch sein stilles Tal zum Schlupfwinkel eines Verfolgten aus Metternichs ‚Demagogen-Riecherei' machen: indem Fröbels Keilhau ihn gastlich aufnahm, gewann die Anstalt, ohne daß jemand das ahnte, an ihm eben jenen späteren Retter. Daß sie aber nicht vorher zugrunde ging, verdankte sie ausschließlich dem religiösen Glauben ihrer Gemeinschaft, der es fernlag, ihre Erziehungsidee politisch einzuspannen oder auch nur in den politischen Kampf hineinziehen zu lassen.

Nirgends wurde die Unbedingtheit, mit der Fröbel vom Treiben der „Welt" absah, so sehr aus einer Schwäche zur Stärke, als hier, wo sie die ruhige Auswirkung seiner Idee verbürgte. Mochten die Führer Keilhaus nichts anderes bleiben als Jugenderzieher, auch als sie miterlebten, wie die ‚heilige Allianz' der Politiker die besten Kräfte der Jugend unterdrückte; die Zuversicht der einstigen Kriegsfreiwilligen verband die Anstalt

ganz zwangsläufig näher mit dem unverwüstlichen Kern ihres Volkes und inniger, als das bei geringerer Enttäuschung aller Hoffnungen geschehen wäre. Es war ein Durcheinander entgegengesetztester Empfindungen, das zu der Schrift „An unser deutsches Volk" führte, sie zur Trost- und zur Jubelschrift werden ließ und uns nicht so schnell von ihr entläßt.

Meist im Sperrdruck rief Fröbel den Glauben an sein Volk in die Welt hinaus. „Wir finden und erkennen unser Volk als ein denkendes, ein wissenschaftliches Volk." „Es ist ein darstellendes, ein kunstreiches Volk." „Unser Volk ist ein religiöses, ein frommes ...", „... ein häusliches Volk." Das eigene Wesen wurde zum Scheinwerfer für die gesamte deutsche Geschichte. Und so sprach Abschnitt 81 das eigentlich in Rede stehende aus mit den Worten: „Wir sehen, daß unser Volk, solange wir es absehen und in seiner Entstehung verfolgen können, mit geringerem oder größerem Bewußsein, mit geringerer oder größerer Klarheit des Zweckes, mittelbarer oder unmittelbarer für die Erreichung des Zweckes der Menschheit für reine, klare, heilige Darstellung desselben gearbeitet, dafür Leben und Gut geopfert hat."

Dieser Gedanke gab jetzt für Fröbel den Inhalt des Begriffes ‚Geschichte' ab; denn der Abschnitt wurde zusammengefaßt in den Satz: „Unser Volk ist ein wahrhaft geschichtliches Volk." — Auf Geschichte als Unterrichtsfach hatte man bisher wohlbedacht verzichtet. In jeder der ersten Veröffentlichungen sprach Fröbel das aus. Am klarsten in der einen Abspaltung der Ausführungen von 1819, in der er noch 1821 bekannte: „Für Geschichte zeigen sich uns, wie es auch natürlich ist, mehrere sehr entwickelnde und erziehende Anknüpfungspunkte; doch finden wir für dieselbe als geschlossenen Lehrgegenstand unsere Zöglinge, besonders durch Physik und Erdkunde, noch nicht vorgeschritten genug." Physik und Erdkunde als Grundlage, das entsprach dem Arndtschen Streben, auch geschichtliche Auffassungen nicht ‚aus dem Äther der Ideen zusammenzublasen'. Eben aus diesem Grunde war Fröbel gezwungen, all den Erscheinungen der zeitlichen Lage, aus denen er das Ideal des eigenen Volkes abgelesen hatte, gerechter zu werden. Trug sein schlichteres Erleben mehr den tatsächlichen Vorbedingungen Rechnung als das philosophische Spekulieren Fichtes, so war darin wiederum auch weniger von der Lust Arndts, ins Rad des politischen Geschehens einzugreifen. Das Ganze lief bei ihm darauf hinaus, für das Leben-können unter schwierigsten Fesselungen zu erziehen. Klarer begriff der Gründer der Anstalt, daß sein Erziehungsziel auf Lebenskunst ausging. Ein Abschnitt der Schrift rief das auch wohl hinaus, freilich noch mißverständlich. Denn Fröbel zog dort verwirrend „Kunsttalent" im engeren Sinne, und so auch Zeichen- und Tonkunst, mit heran.

Immerhin wetterleuchtete insbesondere bei Nennung der Tonkunst eine Läuterung herauf, eine Auffassung, die erst in unsern Tagen sich durchzusetzen beginnt. Heute preist man nicht nur Musik, sondern auch deren Bruder, den Tanz, als Ausdruck des Körpergefühls. An verstecktem Platze dieses Abschnitts bekannte Fröbel, er wolle in der Tonkunst „das in dem Menschen ruhende Gesetz der Bewegung" pflegen. Es lief dieser Gedanke zusammen mit der Auffassung, daß Kunst „die Darstellung des Innern des Menschen in und durch Gestaltung" sei. „Wir sehen und erkennen es für den Menschen als die schwierigste und höchste der irdischen menschlichen Aufgaben, Leben in, an und durch das Tote darzustellen, und an, in und durch das Tote das Leben zu erkennen und auszubilden."

Leise begann man damals in Keilhau auch die Turnübungen vom steifen Gang der Gliederübungen zu lösen und stellte neben Jahns deutsches Geräteturnen mehr ‚fließend'-rhythmische Übungen. Im Zeichnen lag das Figurenerfinden und im Gesang die selbständige Melodiengestaltung auf der gleichen Bahn. Man schien die längst versunkene Zeit der Einheit aller Künste wiederleben zu wollen. Was man suchte, ließ sich am ehesten vernehmen bei dem fröhlichen Gesang, der oft die Dörfler aufhorchen machte, sei es vom Lagerfeuer auf den Höhen her, oder bei der Arbeit und den Festen der Zöglinge. War Keilhau damit doch grunddeutsch. Denn was das deutsche Volk unbestritten auszeichnet, ist die Musik. Sie hatte schon einmal eine weitesten Schichten eigene Kunst dargestellt im Lande, das aus bodenständigerem Menschentum die Reformation hervorbrachte und mit der Pflege des Gemeindegesanges der Kirche Abbruch tat, die den Himmel ins Jenseits verlegt hatte. Man wußte von der einst mit Luthers Zeit auf allen Straßen Deutschlands anhebenden Welt deutschen Sangeslebens in Keilhau wenig, da diese doch nur zu bald wieder verschüttet worden war; aber man lebte ihre Seele, naiv und doch bewußter, als die Vergangenheit es getan. So kamen die Keilhauer unvermerkt aus der Haltung altchristlichen Gemeindelebens über eine fast mittelalterliche Form hinweg zwangsläufig unserer neueren Zeit immer näher. Daß man die Schrift „An unser deutsches Volk" eigentlich doch um Gotteslohn drucken und in die Welt gehen ließ, entsprach noch dem alten Stile.

Der Druck erschien in Erfurt, während doch Karl Poppo im nahen Rudolstadt seine Hofbuchdruckerei betrieb und der Vormund der drei Halbwaisen Christophs, der Zöglinge seines Stiefbruders, war. Aber die offene Feindschaft der Frauen in Volkstädt wegelagerte zwischen Keilhau und dort. War das Erscheinen der Schrift ein Zeichen gesicherterer äußerer Lage? „Drei neue Zöglinge aus der Umgegend" im Jahre dieser Druck-

legung, das bedeutete doch wohl nur den Zuwachs der Bähringschen Kinder, also den Anschluß nächster Freunde. Auf die Bitte Wilhelmines vom vorigen Jahr hatten Vater und Tante neue 1000 Taler vorgeschossen. Diese und die baren Mittel, die Christian mitgebracht, waren es, mit denen die angefangenen Bauten gefördert wurden, wobei Christians Familie nicht mehr als einen einzigen Wohnraum, nämlich eine Stube in jenem Waschhaus, erhielt.

Am 9. November 1820 sandte Fröbel die erschienene Schrift ins Elternhaus Wilhelmines. Das Begleitschreiben war in Schönschrift eine Augenweide. Anfangend mit etwas gequälten Wendungen, die wie das Stimmen eines Instrumentes wenig ansprechen, schien Fröbel selbst erst das Gefühl abstreifen zu müssen, wie sehr alles noch in der Schwebe hing. Aber von Seite zu Seite gewann er den Ton der Sicherheit, der allein überzeugen konnte, man habe es mit einem unbedingt ehrlichen und rechtlichen Mann zu tun. Unter dieser Voraussetzung war das Bild nicht ungünstig, das hier vom Zustand der Anstalt entworfen war. Nicht nur sprach der Brief in voller Aufrichtigkeit von dem innern Beglücktsein des Mannes an der Seite seiner Gattin. Er machte auch ersichtlich, wie der Wert des liegenden Besitzes gesteigert war und weitere Aussichten gesicherten Daseins bot. Ein Jahr großer Anstrengung, „heftigen Kampfes und Krieges, tiefen Schmerzes" auf dem aber Gottes Segen sichtbarlich ruhe, liege hinter ihnen. „Wir haben nun außer zwei Zugochsen vier Kühe und drei Schweine. Die Felder sind besser und vollständiger besorgt als im vorigen Herbste." Durch den erhöhten Viehstand und den dadurch vermehrten Dünger sei der Ertrag des Grund und Bodens fürs künftige Jahr merkbar zu erhöhen, besonders der Futterbau zu vermehren. Bisher habe viel zu viel nicht nur brach gelegen, man habe sogar beste Felder „Leide oder Lehde liegen lassen müssen". In ferneren gleich fruchtbaren Obstjahren würde sich der reiche Ertrag an Baum- und Strauchfrucht leicht auf das Doppelte erhöhen; das bewiesen die Nachbarbesitze. Schon jetzt wären auch 70 Säcke Kartoffeln geerntet, also auch bedeutend mehr, als im vorigen Jahre.

Selbst das Gebälk des großen Erziehungshauses war jetzt wenigstens mit Wänden bekleidet, das ganze Haus fertig bis zum Tünchen. Die Schornsteine, obgleich sie viel Mühe und Kosten verursacht hatten, waren bis zum Dach durchgeführt. Weihnachten sollten die Dachkammern als Schlafräume für die Zöglinge benutzbar werden. Noch arbeiteten Tüncher und Tischler, beide in Akkord, ununterbrochen fort. Die Schlosserarbeiten waren vergeben und teilweise geliefert.

Zu Michaelis waren die Gebäude zur Brandversicherung abgeschätzt und zu 6400 Taler taxiert worden, während die gerichtliche Taxe des

liegenden Gutes vom Jahre 1818 mit 1700 Taler festlag. Der Wert unbeweglichen Eigentums betrug jetzt über 8000 Taler, von denen Fröbel 3200 Taler handschriftlich schuldig war, einschließlich der Gelder, die er von den Eltern und der Tante entliehen hatte. — Die Heranziehung verschiedener Handwerker, die Verbindung mit der Magdeburgischen Brandversicherungsgesellschaft waren notwendige Zugeständnisse der Kolonisten an ihre Zeit. Gleichzeitig hatten aber die notwendigen Schätzungen auch zu Gemüte geführt, wie durch treues Zusammenhalten bereits weit über die Hälfte des Besitzes erarbeitet war. Nach drei Jahren ein Wert von 4800 Talern, das bedeutete in jener Zeit nichts geringes. Aber die Bindung durch gerichtliche Einschreibung der Schulden, die man heute als Hypotheken ruhig hinnehmen würde, wurde von Fröbel als Kloß am Bein empfunden. Er bat die Eltern herzlich, keine gerichtliche Eintragung der eigenen Schuldsummen zu fordern. Obgleich er nichts zu verbergen habe, und obgleich bei der Enge kleinstaatlicher Verhältnisse auch die Kenntnis, wem er schulde, nicht verborgen sei, hielt er doch diese Vertraulichkeit für geboten. Wieder um der Idee wegen.

„Ich gestehe es gern", schrieb er dem Vater, „das Werk, das ich begonnen, ist gegen die baren äußern Mittel, die ich besessen und besitze, groß, sehr groß . . . ich wohne jetzt in einem kleinen Lande, welchem Unternehmungen von solchem Umfange und besonders solchem Zwecke fremd sind." Er glaubte, dem Vater nicht allein die Zinsen, 5 von Hundert, sondern auch „nach einem gewissen Grad errungener Ausbildung" die Zurückzahlung des Kapitals versprechen zu können. Diese Zuversicht gründete er aber ausdrücklich nur auf Gott und — die Überzeugung, mit seiner Anstalt einem Bedürfnisse entgegenzukommen, das sich ihnen besonders in der nächsten Umgebung, also unter den Augen der Beobachter ausspreche.

Zum ersten Male tauchte dabei die Bezeichnung auf, die er, das allernächste Vertrauen verallgemeinernd, seiner Unternehmung alsbald dauernd zu geben wagte: „So hoffen wir gewiß, dieselbe zu einer allgemeinen deutschen Volkserziehungs-Anstalt zu erheben." Die Göttinger Betrachtungen, mit denen er an das national-ökonomische Kolleg herangegangen war, verwirklichten sich dabei. Merkwürdig genug kam das in einem Schreiben vom Dezember 1820 zum Vorschein. Vom „König und Lehrer" herab „bis auf den Bettler" hatte ihm jenes Kolleg den inneren Zusammenhang „eines Volkes mit seinem Wohlstand" zu Zwecken der Erziehung enthüllen sollen. Jetzt trat er, als wäre er Fürst, Lehrer und Bettler in einer Person, an eine Fürstin heran, indem er der Fürstin-Mutter seines Landes die Schrift „An unser deutsches Volk" sandte, bemerkend, daß diese Veröffentlichung nur durch äußere Umstände als

erste erfolgt sei und eigentlich nur frühere, unveröffentlichte Gedanken erläutere. Jemehr sich seine Lebenserfahrungen klärten, um so mehr werde es ihm zur unzweifelhaften Wahrheit, daß „durchgreifende Erziehung" die Quelle sei, aus welcher einzig die Befriedigung aller wahren Bedürfnisse fließe. Eine solche Erziehung hebe alles, was auf dem Menschen, was namentlich auf uns Deutschen laste. Aber Kredite seien ihm not, um zu vollenden, was „mit nichts begonnen". Der Zweck sei nicht eine einfache Erziehungsanstalt, worin es bloß auf den einzelnen abgesehen sei. „Unser weiterer Zweck ist: Darstellung, Ausübung und Verbreitung absoluter Erziehungsgrundsätze." Vom Volke als Status war nicht weiter die Rede; bei der Erwähnung der Grundsätze verweilte das Schreiben nur über dem „Wechselverhältnis zwischen Menschen und Gott". Die „Wahrheit, daß alle Dinge aus Gott hervorgegangen", gab dem Schreiben die Richtung.

Zweifellos warf hierbei das ganz nahe Christfest sein Licht voraus. Die Feier vereinigte alle mit Christians Lieben in dessen einziger Stube. ‚So forderte auch das äußere Leben das Hervortreten des innern, einenden Sinnes, in dem das Ganze erzeugt und fortgebildet, und zu welchem dieser Raum durch die zweifache Christfeier gleichsam eingeweiht worden war. Hiermit stimmten auch die diesjährigen Christgeschenke überein, indem sie entweder für mehrere einzelne oder für alle ein Gemeingut waren ... So sollten sie das Geschichtliche, Literarische in den Kreis einführen und ihn so mit und zu einer höheren Einheit verknüpfen.' Man hatte damit den Anfang auch einer gemeinsamen Bücherei gemacht.

* * *

39.

Weitere Schriften. Krause und er. In der „Zeit des Schauens".

Wir befinden uns mit Fröbel im April 1821. Das Schreiben an die Fürstin-Mutter hatte noch keinen sichtbaren Erfolg gezeitigt. Da setzte er die Feder an, um sein Ziel bei der wohlhabenden Freundin in Frankfurt am Main zu verfolgen, fast völlig unbefangen von einstigen Regungen. Denn wie er bei Caroline von Schwarzburg-Rudolstadt nicht die Regentin angegangen war und auch nicht angehen konnte, so galt auch sein Brief an Caroline von Holzhausen jetzt nur der Frau als Vertreterin des weiblichen Geschlechtes. Und warum das?

Der Aufruf, den der ‚Verein für ein lebendiges Denkmal Luthers' hinausgeschickt hatte, unterzeichnet von Männern wie Oberkonsistorialrat Dr. Nebe, Hofprediger Zeh und anderen, und obgleich er auch vom ‚Allgemeinen Anzeiger der Deutschen' in der Mainummer des Jahres 1818

abgedruckt worden war, er hatte nur eine schwache Folge gefunden. Fröbel hätte die männliche Bevölkerung Deutschlands noch weniger fähig gehalten, ihn und sein Streben zu verstehen, wären es nicht Mitglieder der Deutschen Burschenschaft gewesen, die auf dem Marktplatz in Jena ihre schmalen Groschen für diese Lutherehrung in ihren Mützen gesammelt. Doch die männliche Jugend war jetzt verfolgt, und das Schlußwort jenes Aufrufes, die Beschwörung mit Martin Luthers: ‚Häuet denn zu und richtets fröhlich aus, ihr Bauleut und Gesellen!' war im politischen Treiben der Männer verhallt. Aber jene Frauenvereine, die unterm Lazarettelend der Freiheitskriege die Kräfte des Frauengemüts aufgerüttelt hatten? — Freilich, sobald das Vaterland wieder frei geworden war vom fremden Unterdrücker, hatten die Frauenvereine zwar noch monatliche Beiträge aufgebracht; danach aber versandete die edle Begeisterung. Damals wie heute: man suchte Rückstände und Mehrausgaben erst mit Liebhaberkonzerten, dann mit Überschüssen sogenannter Wohlfahrtsfeste auszugleichen. Und nun gewannen Fragen die Oberhand, welche Kleider die einzig würdigen wären; damals selbstverständlich: ‚deutsche Trachten'. So mochte der Rufer „An unser deutsches Volk" sich doppelt als Volkserzieher fühlen, wenn er den Frauen eine bessere Aufgabe stellte.

Er berief sich also gegenüber der Freundin auf jene Frauenvereine, erinnerte die einstige Gönnerin an Herders Wort und lockte sie mit einem Dank für alle frühere Förderung. Sie habe daran teilgehabt, wenn sein ganzes Sinnen auf Erziehung als auf ein „Grund- und Quellbedürfnis aller im gemeinschaftlichen Vaterlande" ausgehe. Doch der Brief wurde unterbrochen. Die Fürstin-Mutter hatte eine Vertrauensperson geschickt, wahrscheinlich den Hofprediger Zeh, daß sie erführe, wie sich die Idee in der Anstalt Keilhau ausweise. Am 30. Juli konnte Fröbel den Brief an die Frankfurter Freundin beenden mit der Nachricht, von der Fürstin-Mutter 1000 Taler auf mehrere Jahre zinsfrei geliehen erhalten zu haben. Im Hochgefühl über diesen Erfolg ließ er auch dem Persönlichen wenigstens in einer kurzen Nachschrift Raum: „Und von meinem lieben teuern Weibe kein Wort?! — Gott hat mir in ihr gütig geschenkt, was ich nach der vielfachen Beziehung meines Wesens, meines Geistes und Gemütes, meines Lebens bedurfte. So fühle ich mich in allem meinem Denken und Tun mit ihr als Eins."

Fröbels Nachrichten scheinen in Frankfurt auf ein müdes Herz gestoßen zu sein. In diese Jahre fiel der traurige Tod des Fritz von Holzhausen. Die Eintragungen der Mutter füllten nach den zuletzt erwähnten ihres Gedankenbuches nur noch wenige Seiten. Da lesen wir zunächst:

‚Es gibt Augenblicke, in denen sich eine liebliche Vergangenheit so lebhaft unseren Sinnen bemächtigt, daß wir vor Schmerz, unser Glück verloren zu haben, vergehen müssen... Jahre verfliehen, aber der Schmerz um den Verlust des Teuersten auf Erden erneut sich ewig. Die Zeit ist nicht verflossen, denn unser Herz bleibt ewig dasselbe. So ist oft ein Augenblick Stoff für Jahrhunderte.‘ — Kreisten solche Erinnerungen über Eindrücken einer Zeit, in der die Sorge um die Söhne, also auch um den nunmehr verlorenen, sie mit Fröbel als dem Ideal selbstloser ‚Vater‘-Treue verbunden hatte? Fast möchte man vermuten, daß die müde gewordene Frau eben daraus doch auch Trost geschöpft hat. Denn sie schrieb jetzt: ‚Es ist kein Wahn, keine leere Täuschung, was ich von dem geheimen Zug der Seelen geglaubt hatte. Ob ... die große Einheit in dem allen den geheimen Bund schließt, oder ob unsichtbare Geister für das wirken, was einst in ihrer Gesellschaft zur Vollendung und zum wahren Genuß kommen soll, das werden wir Sterbliche nicht erforschen.‘ Durch Tränen hindurch dämmerte der Freundin Fröbels herauf, daß auch ihr Leben einen höheren Sinn gehabt habe, wenn auch nur für die Zukunft.

Dem Briefe vom Juli hatte Fröbel außer der Schrift „An unser deutsches Volk“ auch den nächsten Keilhauer Werbedruck beilegen können. Abermals in Erfurt, in der Müllerschen Buchhandlung, war das Kompendium der Menschenentwicklung, also Fröbels Untersuchung über den Gang Gottes bei der Entwicklung des Menschengeschlechts, erschienen, offenbar nach Wilmsens Rat bearbeitet und ohne bestimmte Nachrichten — insofern ein Wolkensegler ohne Ballast, dafür mit einem schwerfälligen Titel. Für uns, die wir bereits eine Reihe der Thesen von 1819 kennen, hat dieser Titel einen Teil der Schrecken verloren: „Durchgreifende, dem deutschen Charakter erschöpfend genügende Erziehung ist das Grund- und Quellbedürfnis des deutschen Volkes. — In einzelnen Sätzen entwickelt und besonders den Denkenden unseres Volkes zur Prüfung vorgelegt. Anzeige von einem für den Zweck einer allgemeinen Erziehungsanstalt in Keilhau bei Rudolstadt im Thüringischen sich gebildeten Vereine, gegeben von dem Vorsteher desselben Friedrich Wilhelm August Fröbel. Erfurt 1821.“ — Leistung eines „Vereins“; darin lag die Lösung des Rätsels, daß ein schriftstellerisch so unzureichendes Erzeugnis überhaupt gedruckt wurde. Wer Geduld und die sonstigen nötigen Voraussetzungen mitbrachte, konnte der Schrift entnehmen, daß „Erziehung“ ihrem Verfasser das geworden war, was einem Quesnay der Landbau, einem Smith der Gewerbefleiß und Handel bedeutete, nämlich die Quelle des Nationalreichtums. Wir wissen aus Fröbels religiöser Stellung zu seinem „Urvolk“, wie das gemeint war. Er nannte die Deutschen

jetzt mit einem bei ihm recht störenden Fremdwort ein „perfektibiles Volk", „ein Stammvolk" mit der Grundeigenschaft der „Allseitigkeit", dessen Geistes- und Körperkraft, größtmöglich ausgebildet, es zur „vollkommensten Produktion im allgemeinsten Sinne des Wortes" befähige. Die Vollendung wurde gesehen in „Volksreichtum", verbunden mit „Volksfreiheit" und „Volksherrschaft".

Durch den eigenwilligen Gebrauch feststehender Wörter entging diese Anzeige den Argusaugen der damals Herrschenden, ähnlich wie Fichtes ‚Reden' einst dem französischen Unverstand. War ein Verfasser zu fürchten, der sich den eigenen Landsleuten unverständlich machte? Zum ‚Demagogen' schien Fröbel verdorben, wenn er behauptete, „Selbstsucht und Selbstigkeit" nehmen in höchster Vollendung „den Charakter der Allgemeinheit, der Hingabe" an. Mit „Selbstsucht" war freilich das Suchen des eigenen Selbst, jenes zur Persönlichkeit führende ‚Erkenne dich selbst' gemeint, das Fröbels Erziehungsidee mit dem Geiste des Sokrates verband. Als fürchte Fröbel den rationalen Mißbrauch dieses Grundgedankens, nämlich die Meinung, man werde schon gut durch das Wissen von der menschlichen Anlage zum Guten, unterstrich er, daß eine religiöse Hingabe, eine am Muster Jesu zu erfüllende Aufgabe gemeint sei. Abwegig aber nannte er das „Deismus", da doch alle übrigen Thesen seiner Alles-in-Gott-Lehre und -Liebe sogar über das Denken eines Spinoza, wo es dem Pantheismus nahe bleibt, weit hinausgriffen. Seine Idee schien aus Gott geschöpft, als habe Fröbel Jacobis Gottheit vor Augen und im Herzen. Die „tiefste Erfahrung", die auch Jesus ausgesprochen habe, sie laute: Gott sei Vater. Sie spreche sich auch in allen Naturwesen aus.

Dabei fürchtete hier eine religiöse Ehrfurcht vor einer patriarchalisch empfundenen Gottesnähe wiederum den Mißbrauch, dessen sich die Herrschenden seiner Zeit schuldig machten. Fröbel bangte vor jenem Irrweg, eine bereits erreichte Form als absolut aufzufassen, die dadurch zur Fessel der freien, nie abzuschließenden Entwicklung wird. In dieser Furcht lag die doppelte Wurzel der Schrift, die immerhin wie keine zweite bei Fröbel seine ewige Idee mit den Verhältnissen seiner Zeit verband. In diesen Verhältnissen sollten geradezu „die Beweggründe dieser Anzeige" gesehen werden. Indessen, wer wie Fröbel das Leben in allen Erscheinungen aus religiösen Tiefen zu erklären suchte, drischt nicht den Spelz der Garben seiner Zeit. Umso mehr kam es ihm auf das Sammeln des Saatgutes an. Was sich in der ganzen Schrift unmittelbar gegen die falsche Anwendung der Staatsgewalt und deren Wirkung richtete, stand in einem einzigen Abschnitt. These 228 lautete: „Gegen das Eindringen des Scheins, des Schein-Wahren wie des Schein-Besseren, von außen,

auch wenn es in der Zeit als augenblicklich, auch wohl als dauernd fürs Einzelne und fürs Ganze schädlich erkannt würde, schützt schlechterdings nichts, weder Wort noch Gewalt, weder scharfe Scheiden, noch feste Schranken, noch positives Aussprechen: es hilft nichts, als das durchgängig eigene Besser-, wenigstens Ebenso-Gut-Machen, oder das anschauliche Zeigen- und Beweisen-Können, daß wir das Gute, auch wohl Bessere und Wahre schon besitzen."

Herrschaft sei da, „wo alle Dinge erkannt und ihrem Wesen nach geachtet und behandelt werden". Damit verlegte Fröbel den als unumgänglich nötig bezeichneten Kampf ganz ins Geistige. Er mahnte mit einer Ruhe, die in wirren Zeiten freilich keine Partei befriedigt: „Es muß mit aller Kraft dafür gewirkt werden, daß man sich gegenseitig in seinem Streben *verstehe* ... In dem Mangel an diesem Selbst- und gegenseitigen Verständnis liegt ganz wesentlich das Widerstrebende und Widersprechende der menschlichen und bürgerlichen Handlungsweisen, welche uns überall entgegentreten, begründet." Es war Fröbels *Freude an der Erscheinung des Lebens als Bewegung*, die ihn so sprechen hieß, daß er jeden Glauben anderer gelten ließ, ohne sich für irgendein politisches oder religiöses Kredo einzuspannen. Alles sei auf „*die Darstellung des absolut Inneren*" abgesehen. Damit vertrat er nun zwar sein persönliches Fühlen und stellte es sogar unbedingt als allgemein verbindlich hin. Den willigen Leser, der das Leben in Keilhau kannte, konnte die Glut solcher Hingabe an ein selig Erschautes entflammen; aber für jeden andern glichen die hellen Blicke doch nur Feuergarben, die sich vom Flammenstoß losreißen und in die leere Luft lecken.

In eigener Weise sprach sich die Demut des Gottsuchers aus. Wohl behauptete Fröbel: eine neue Erfahrung zu machen, sei dem Menschen unserer Zeit schlechterdings unmöglich. Jesus sei es, der uns den Glauben gebracht, dessen wir zur Anerkennung des Geistes bedürfen. Dennoch — und wir merken an dieser entscheidenden Wendung wieder den Einfluß Arndts —: was Jesus als Glauben den Menschen gegeben, *unsere Zeit habe das Schauen hinzugetan*. Die jetzige Zeit fordere darum mehr als nur den Glauben; sie fordere auf „zum Schauen durch und in Einsicht". Für diesen Zweck teilte Fröbel den einfachen Kunstgriff mit, den seine Lebenskunsterziehung übte: „Eine dem Menschen genügend entsprechende Erziehung muß in dem Kinde schon den Knaben und Jüngling, in dem Knaben schon den Jüngling und Mann, und in dem Jünglinge schon den Mann und Greis, dessen Erkenntnis und Wirkungskreis vor Augen haben und achten." Hiermit war doch eine wesentlich neue Betrachtungsweise gefunden: *der Erzieher war zu einem allseitigen*

Forscher erhoben worden, der nicht nur die Entwicklungsgrade der geschichtlichen Menschheit überschaut, sondern auch den einzelnen Zögling natur- und kulturwissenschaftlich belauscht.

Soweit Fröbel in dieser Veröffentlichung überhaupt als Lehrer sprach, vereinigte er, was sich gewöhnlich zu fliehen scheint: religiöse Hingabe und Erkenntnisdrang des biologischen Beobachters, und beide zusammen folgten dem wichtigsten, dem Trieb zur vorbildlichen Tat. Jehs und Wilmsens Kritik von 1819 scheint er eben nur insofern gefolgt zu sein, daß er die genaueren Angaben über die Darlebung seiner Lehre in Keilhaus Anstalt herausgenommen hatte, um sie in einer kürzeren Schrift besonders zu geben. Die reinliche Scheidung des ‚philosophischen Kompendiums' von dem Nachweis praktischer Verwendung war wohl ein Gewinn. Keinesfalls aber für die Mitteilung eben seiner Lehre, nur für die abgespaltene kurze Darstellung: „Grundsätze, Zweck und inneres Leben der allgemeinen deutschen Erziehungsanstalt in Keilhau bei Rudolstadt."

Der Verfasser selbst wird von diesem Gewinn kaum überzeugt gewesen sein. Ihm mochte die Abspaltung wehe tun, als breche man dem Ganzen das Beste heraus. Alle philosophischen Gedanken, die er zuvor „den Denkenden" nahezulegen versucht hatte, faßte er darum nach kurzem Vorspiel in der neuen Schrift zusammen mit einem fettgedruckten Satz: „Tue dies, und siehe, was in dieser bestimmten Beziehung aus deinem Handeln folgt, und zu welcher Erkenntnis es dich führt." Unbewußt für den Schreiber barg das Wort den Kern Goetheschen Lebensweisheit aus ‚Wilhelm Meister'. Fröbel nannte seinen Satz die allgemeine Formel für seinen Unterricht. In Wahrheit hatte er damit die Richtschnur seines gesamten Vorgehens gegeben; wie denn auch der Ausspruch fünf Jahre danach nicht nur wörtlich in Fröbels schriftliches Hauptwerk über-, sondern darin aufging.

Die einzelnen Mitteilungen über den Zuschnitt der Anstalt gaben das uns vertraute Bild ihres Treibens. Beiläufig, aber in Fettdruck trat als neue Bezeichnung nur das Wort „Gesetz" hervor und zwar in der Mehrzahl „Gesetze". Dieser Begriff, der als „Gesetz" schlechthin später zur Leitlinie Fröbels wurde, war hier mehr naturwissenschaftlich gefaßt, abzulesen der inneren Form und äußeren Gestalt der Naturgegenstände. Die „Grundsätze ..." verkündeten, daß man es sich zur Pflicht mache, „die höheren Kristallisationsgesetze" wiederzufinden. Bezog sich die Wendung „Kristallisationsgesetze" ausdrücklich auf „einfache mathematische Gesetze der Zahl, Form und Größe", so lag im Hintergrunde doch das Weltenbauische, zu dem Fröbel den Menschen berufen sah. Die Tage-

blätter des Jahres 1821 erhielten die Spuren unentwegten Verfolgens dieser Linie des „Gesetzes". Daß darin der Begriff „Erbsünde" auftrat, hatte ebenfalls den naturwissenschaftlichen Sinn einer Vererbung und wenig zu tun mit kirchlicher Lehre. Ähnlich stand es um den Begriff „Trinität", der in diesem, wie im vorigen Jahre wiederholt angeführt wurde. Auch er war eine Vermenschlichung der Ideen: Gott, Musterleben Jesu und Entwicklung des Geistes im Sinne des johanneischen Logos. Fröbel plante bereits ein „Werk": „Über das Wesen und die Eigenschaften der Sphäre, d. i. Kugelgestalt mit Beziehung auf die Natur, auf das Leben und dessen Erscheinungen." Es sollte „zusammenfallen mit den schon in Göttingen deutsch und in Berlin lateinisch zu schreiben begonnenen Theses". Er tastete sich damit hin zu dem sittlich gefaßten „Gesetz". Indem er darin Gott zum Maß aller Dinge des Menschen machen wollte, nannte er das kurzweg das „Verhältnis zu x" und setzte diese Bezeichnung durch zwei Gleichungsstriche als gleichbedeutend mit „Gehorsam und Hingabe". —

Offensichtliche Gunst Hochgestellter pflegt auch Gleichgültige aufmerksam zu machen und selbst Zweifel zu besiegen. Der Stiefbruder Karl Poppo stand durch die Feindschaft der Volkstädter Verwandten gegen Keilhau zwischen zwei Lagern. Ein Wink von oben mag ihn bestimmt haben, die „Grundsätze .." in seiner Hofbuchdruckerei herauszubringen. So blieb es mit allen folgenden ‚Keilhauer Schriftchen', und selbst Fröbels Hauptwerk trug, trotz des Stiefbruders vorzeitigem Tod 1824, den Vermerk: ‚Rudolstadt, Gedruckt in der Fröbelschen Hofbuchdruckerei.' Das wäre nicht geschehen, hätte der Führer Keilhaus weniger ruhevoll Stellung genommen zur Politik seiner Zeit. Dabei versäumte er aber nicht, das Eisen zu schmieden, so lange es warm war. Am letzten Tage des Jahres 1821 schrieb er an die Fürstin-Mutter: „Besonders scheint mir das Wohl unseres deutschen Volkes in dem deutschen Frauensinn und Gemüte zu ruhen." Auch hier jetzt an die Frauenvereine von 1813 anknüpfend, fragte er, ob nicht öffentlich aufzufordern sei, deutsche Frauen und Jungfrauen „für die Quelle bürgerlichen und Familienglückes", „für genügende deutsche Erziehung" zu vereinen? Denn das Streben der Männer sei „jetzt zu zerstückelnd".

Unterdes waren doch fünf neue Zöglinge hinzugekommen, teils aus der Nähe, teils aus der Ferne. Schon wurden 20 junge Menschlein in der Anstalt erzogen. Auch das Hauptzimmer des großen Erziehungshauses war 1821 fertig geworden. Die Christfeier, zum erstenmal am Abend angerichtet, weihte das Zimmer und damit das Haus ein. ‚Die diesjährigen Weihnachtsgeschenke gingen in dem Geiste des vorigen Jahres

fort. Sie erweiterten den Kindern den Blick in das Gebiet der Wissenschaft, sowie sie die Erwachsenen durch gemeinsame Gaben zu den vaterländischen Dichtern und Denkern führten.‘

Der völligen Genügsamkeit aller Mitglieder der „heiligen Familie“ in Keilhau hielt nur eins die Waage: die unbedingte Lust Fröbels, aus kleinlichsten Verhältnissen die Beweise zu ziehen für das Sieghafte seiner Erziehungsidee. Den Freunden war es bedeutsam erschienen, daß die Gaben für die ersten Weihnachtsfeiern nicht nur von unbekannter Hand, sondern einmal aus Nord, das anderemal aus Süd gekommen waren. Ähnliche Bedeutung gaben sie dem so naheliegenden Tun im Verwandtenkreis. Strümpfe, von Erfurter Frauen gestrickt und für die Zöglinge geschenkt, wurden mit nicht geringerer Andacht empfangen und begrüßt, als etwa ein Neujahrsmorgen durch den Lyriker Mörike. Selbstgewebtes Linnen zum Gebrauche der Zöglinge sandten Middendorffs Verwandte aus Westfalen. Fröbel aber meinte, die Sache wäre erst vollkommen, wenn nun auch der Ost sich beteiligte. Der aber ließ auf sich warten. Dem abzuhelfen, suchte Fröbel sich mit einem Schriftsatz „Die allgemeine Deutsche Erziehungsanstalt in Rudolstadt betreffend“ im ‚Allgemeinen Anzeiger der Deutschen‘, also in der öffentlichen Hauptzeitung, seinem Volke vorzustellen. Im besonderen Abdruck 1822 durch Karl Poppo wurde daraus ein Heftchen, die kleinste aller Keilhauer Werbeschriften. Eigentlich nur eine Zusammenfassung der ersten drei bisherigen Anzeigen, erfüllte es diese Aufgabe auch trefflich kurz. Aber unterm Langen in die Weite hatte die Idee sich auch von neuem vertieft und ein paar neue Gesichtspunkte aufgetan.

Den Antrieb zu Fröbels wachsendem Mut enthüllte der Satz, daß „in der jetzigen, wie in jeder aufgeregten, strebenden Zeit“ jedermann über den allgemeinen Zuständen seufze: „so kann es nicht bleiben“. So lest doch die Schriften, die ich euch anbot, schien Fröbel sagen zu wollen. Er selbst schätzte als wichtigstes seine neue These 2: „Alle Erscheinungen und Begebnisse des menschlichen Lebens mit ihren Wirkungen, so wie sie den Einzelnen oder eine Gesamtheit treffen, haben ihren Grund in dem Entwicklungsgange und der Entwicklungsstufe des Gemütes und Geistes dieses Einzelnen, dieser Gesamtheit; so daß also auch die widersprechenden, überhaupt fehlerhaften Erscheinungen des Lebens in widersprechender, in fehlerhafter Entwicklung und Ausbildung des Gemütes und Geistes derselben ihre einzige Quelle haben.“

Die Idee der Erziehung begann den Leiter Keilhaus dem Zustande entgegenzuführen, wo das Aussprechen nicht mehr ein bloßes Bedürfnis ist, sondern nur noch im Zwange des Gewissens steht. Darüber ging die

erste, die Blüte des Frühlings der Keilhauer Anstalt verloren. Was bisher frei und froh geübt worden war, Bedürfnislosigkeit, es trat wie ein Geharnischter neben die Idee, trieb nicht nur weiter zum Opfern, sondern zum Angriff. Weil alle Welt rief: „So kann es nicht bleiben!" trat Fröbel in den Kampf gegen „den vorwaltenden Hang zur Äußerlichkeit." An Hand der Idee ging das selbstverständlich auf den Kampf gegen alles gemachte Wesen. Vielleicht war der Rufer erst jetzt ganz klar geworden über den tiefgreifenden Unterschied dessen, was „die notwendige innere Anschauung" besagte gegenüber dem, was gemeinhin unter ‚Anschauung' verstanden und in der Pädagogik, übrigens auf der Bahn des mißverständlichen Pestalozzi, noch ein volles Jahrhundert so betrieben wurde. Fröbel endete die Schrift mit der Mahnung: „Wer seine Kinder und seine Pflegebefohlenen nicht zu ihrem Innern führt, der führt sie notwendig von dem Wege zu ihrem bleibenden Wohl, sei es als Familien- oder Volksglieder oder als Menschen an sich, hinweg." Und mit prophetischem Ernst setzte er den Schlußsatz:

„Unsere Kinder werden unsere Richter sein!"

Die Idee der Menschheit, an die das W der Kassiopeia seit dem Verlust seiner Jugendliebe in jener sternklaren Nacht und seit manchem neuen Erleben ständig mahnte, hatte nunmehr ganz das Schweifende abgestreift, daß sie mit jenem Begriff von ‚Humanität' vereinte, der die Deutschen hinderte, aus Weltbürgern Glieder eines bodenständigen Volksstaates zu werden. Des zum Zeichen hatte Fröbel jetzt drucken lassen: „So verwahren wir den Zögling vor jeder Halb- und Überbildung, und er tritt so von unten herauf gebildet, einig mit Gott, mit sich und der Welt in den Beruf und Stand, welchen er seinem Innern gemäß wählt." Dabei fühlte der nunmehrige Volksmann seinen eigenen Wert als Deutscher nie stärker, als seit der Taufe seiner Anstalt zu einer „allgemeinen deutschen". Fröbel war seinem „Stammvolke" als einem Ganzen auch gefühlsmäßig nie so nahe wie 1822. Denn mit geradezu körperlichem Fühlen dieser Nähe und dennoch unter weitestem Gesichtspunkt sprach er hier aus: „Was dem Einzelnen, sei es ein einzelner Mensch oder eine einzelne Familie oder ein einzelnes Volk, wahrhaft wohltätig, ersprießlich und heilbringend ist, das muß auch in dem Ganzen, von dem es ein Teil ist, bedingt sein und aus demselben notwendig hervorgehen."

Im Sohne des Landes der Laboranten waren die Urtriebe seiner Heimatsgenossen erwacht. Sein Glaube an die deutsche Natur drängte ihn, der allgemeinen Oberflächlichkeit jetzt ein Arzt zu sein. Dieser Gedanke wurde die erste, noch persönliche Form des sittlichen „Gesetzes", und je länger,

desto weniger schien es ihm erlaubt, geruhig zuzuwarten. Seine „allgemeine deutsche Erziehungsanstalt" hatte das Heilmittel erprobt. Das zwang ihn zu einer weiteren Abhandlung, die noch im selben Jahre 1822, abermals im ‚Allgemeinen Anzeiger', die Presse verließ. Im eigenen Druck als unfehlbares Rezept des Keilhauer Geisteslaboranten verschickt, lautete ihr Titel: „Über deutsche Erziehung überhaupt und über das allgemeine Deutsche der Erziehungsanstalt in Keilhau insbesondere."

Ganz natürlich rückte Fröbel hier mit allen Linien ins Feld, die ihm sein naturgläubiges Ideal des deutschen Volkes gestellt hatte. Nur hieß es jetzt ausdrücklich: „Derjenige Deutsche verleugnet daher sein Wesen und seine Würde, der das Streben seines Geistes nach Gründlichkeit aufgibt." Deutsche Gründlichkeit gebe Würde, bewahre vor Irrungen und Mißgriffen und räume Hindernisse aus dem Wege, indem sie dem Ganzen Kräfte und Zeit spare. Gründlichkeit forderte: Beachtet jede Stufe der Bildung und laßt jeder ihr Recht naturgemäßer Entfaltung. Das war die Lebensart Goethes, die wir bereits mit Goethes Bezeichnung der ‚Stete' kennen, ergänzt durch Goethes ‚Alles muß Folge haben!' Fröbel sprach seinen Begriff deutscher Erziehung jetzt so aus: „Wir sehen jenes Gesetz, wie in der Natur so im Menschengeschlecht, in der Geschichte ganzer Völker, wie ganzer Zeiten, in der Geschichte einzelner Staaten und einzelner Familien. Daher ist es uns unerläßliche Bedingung . . . unserer Erziehungsanstalt, keinen Zögling zu einer höheren Stufe und Klasse zuzulassen, bis er auf der niederen ausgebildet ist, keinen zu einer höheren emporzuheben, bevor ihn nicht seine Kraft, seine Anlage selbst dazu bestimmt." Ziel sei „Einigung mit Gott", äußerer Weg dahin die „Regel", der innere aber das „Gesetz".

Nicht aber aus Goethe war das geschöpft. Was mit dem „Gesetz" gemeint war, arbeitete mit Fichtes Logosbegriff, abgelesen als „Bestimmung des Menschen". Als „Regel" aber meinte es geschichtliche Beobachtungen, die bei Fröbel immer erst die Taufe aus Arndts ‚Germanien und Europa' passieren mußten. Darum schrieb Fröbel in sein Rezept: Es falle diese Überzeugung auch ganz mit der Ansicht zusammen, welche ein deutscher Schriftsteller, der sich als deutscher Mann bewährt, vor nicht langen Jahren aussprach: „daß echt deutscher Charakter, Germanismus, wie er es damals nannte, nicht an deutsches Land, nicht an deutsches Volk allein geknüpft sei, sondern, daß echt deutscher Charakter (Germanismus) eigentlich das Streben nach Darstellung der reinsten Menschheit sei, welches sich in allen Landen und unter allen Völkern finde und finden müsse." — Nur die Scheu vor politischer Be-

anspruchung verbot Fröbel, seine Quelle zu nennen. Aus einer 10 Jahre späteren Notiz wurde ersichtlich, er hatte auf Arndt, den wegen Demagogie verfehmten, angespielt. Das Halbdunkel schädigte den Gedanken mehr, als die versteckte Beschwörung des Arndtschen Geistes der Zeiten nützen konnte. Keineswegs wollte Fröbel die eigene Bodenständigkeit und den Gedanken stufenmäßiger Annäherung an die Bestimmung der Menschheit preisgeben. Er schloß auch mit dem Ausruf: „Darum ihr Deutschen alle, du ganzes deutsches Volk: halte, was du hast, daß niemand deine Krone raube!" Da er nun wieder die allerletzten Worte durch fetten Druck heraushob, so konnte ein Mißgünstiger nur Selbstverherrlichung wittern.

Indessen machte die Schrift jedem Tieferblickenden deutlich, daß es dem Deutschen Fröbel zunächst um sein Volk zu tun war, und nicht nur in der Idee. Er sehnte sich, im Vaterlande „ein einiges selbständiges Volk" zu sehen, wie Europa deren mehrere aufwies. Deswegen allein suchte er seinen Landsleuten einzuhämmern: „Laßt daher den einen Zweck, laßt den Zweck der Erziehung das Gemeinsame, uns als Volk Verknüpfende sein." Zarteste Bitten richtete er darum an die Mütter, Eltern, Brüder und Schwestern, daß sie den Familiensinn pflegen möchten. Das hatten andere auch schon gesagt. Zum erstenmal aber brach in dieser Schrift von 1822 das Wesen des späteren Kindergärtners durch. Fröbel stellte den Erwachsenen die Frage: „Was wollt ihr sagen, wenn der Weltenrichter euch fragt: wo sind die, die euch Gott gegeben hat? wie habt ihr das ihnen anvertraute Pfand gepflegt, da sie noch zu unmündig waren, zu erkennen, was Gott ihnen geschenkt und anvertraut hat?"

Der Unterschied gegen frühere Stimmen verbarg sich in dem unscheinbaren und verquer klingenden „ihnen". Andere hatten Familiensinn gefordert entweder um der Kinder, oder um der Erwachsenen willen; wo ein weites Herz die Forderung gestellt hatte, auch wohl beider Generationen wegen. Hier aber waren Eltern und Kinder nicht mehr als Zweck, sondern als Mittel zu höherem gesehen. Nicht Kinderliebe, was wäre daran großes und neues, auch nicht Liebe schlechthin war hier am Werk. Es galt, vorm Jüngsten Gericht zu bestehen, indem man bei sich anfangend, das eigene Volk und so im Laufe der Zeiten die Menschheit dem Vater im Himmel zuführte. Es war Fröbels altes Ziel, das den in der Erde wurzelnden Menschen im Himmel Gottes schauend lesen machen wollte, war die Erfüllung des Glaubens Jesu durch das Zeitalter des Schauens. Wenn dabei außer der Verkündigung, die in den Evangelien der Bibel schimmert und leuchtet, eine neue Zeit mitsprach, so

warf darauf ein Wort Goethes ein Schlaglicht. Es findet sich im ‚Werther', diesem von Rousseau beschwingten Erzeugnis aus ‚Sturm und Drang'. In Frankfurt vom jungen Fröbel gelesen, redete vielleicht wenigstens im Unterbewußtsein jener Brief Werthers vom 26. Junius darein.

Friede mit seinem Seelenfreunde Jesu regierte den Mahner Fröbel. Zuwachs von sechs Zöglingen aus der Nähe und Ferne hatte die Zahl der Kinder im Jahre 1822 auf 26 gebracht. Mit den dadurch vermehrten Geldmitteln war das große Erziehungshaus fertiggestellt und auch das bisherige Wohnhaus für Christians Familie ausgebaut worden. Die erziehende Familie Fröbel und die wirtschaftende Christians, jede konnte nun in ihren Räumen taten. Mit dankbarstem Herzen wurde in der Zimmerflucht des neuen Hauses am Morgen des ersten Weihnachtstages das Christfest für alle gemeinsam begangen. Die Kinder in beiden Häusern waren durch den Choral ‚Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich' geweckt worden. Die Erwachsenen hatten sich dazu vor Tage im Hofe zusammengefunden. Ein Hausgast und Helfer beim Unterricht war zugegen, der jedes einzelne Kind mit einer kleinen Gabe überraschte. Die Freunde selbst waren Kinder geblieben auch darin, daß ihnen die Person eines Gastes die Teilnahme der ganzen Außenwelt bedeutete. Mehr bedurfte die heilige Familie nicht, als gleichsam die Freude nachzuerleben, die sich in der Erzählung von den Weisen aus dem Morgenlande verbirgt. Middendorff schrieb, wo er den Besuch erwähnt, der Gast sei ihnen von früher bekannt gewesen. Das einzig Wichtige war, ein besonders Hergereister war von dem freien, frischen, freudigen Leben der Kinder tief bewegt worden. Wer Näheres erfragen wollte, würde an dem Überpersönlichen jener Freude vorbeisehen. Und schon meldete sich auch ein uns bereits gut bekannter Schriftgelehrter, der die neue Verkündigung höheren Lebens öffentlich begrüßte.

Karl Fr. Chr. Krause kritisierte in Okens Zeitschrift ‚Isis', Jahrgang 1823, Fröbels Abhandlung „Über deutsche Erziehung" aus dem ‚Allgemeinen Anzeiger' von 1822. Er orakelte zwar am Wesen Fröbels vorbei, doppelt unzulänglich, weil er als ‚Kritiker' nicht genug in die Absicht dessen einging, den er unter die Lupe nahm, jedenfalls sich nicht auf den Nachweis beschränkte, wie weit dem Besprochenen die Darstellung der Absicht gelungen ist. Vorbeigehend am Leben Fröbels, ja an dessen Worten, blieb Krauses Kritik unfruchtbar.

Ein einziger Ausdruck schon machte das Lederne darin fühlbar: Krause versteifte sich darauf, das Wort ‚Familie' durch den Begriff ‚Ehetum' zu ersetzen. Kennten wir diesen großen Denker nicht als einen Mann, der ähnlich selbstlos wie Fröbel von reinsten Absichten erfüllt war: seine Be-

sprechung in der ‚Isis' müßte uns den Eindruck erwecken, er wolle beweisen, daß das, was in Keilhau ans Licht getreten war, nur eine ‚Erstlingsfrucht' des Geistes sei, den er schon 1803, 1810 und weiterhin verkündet hatte. Drum führte er fleißiger als Sätze Fröbels Stellen aus eigenen Schriften an. Vielleicht sei es manchen ‚angeistig zu lesen', was er 1810 zu Anfang seines Werkes über die ‚Drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft' ausgesprochen habe: ‚Wir leben in einer Zeit der Wiedergeburt oder vielmehr Neugeburt. Die Menschheit erwacht zu neuem Leben.' Eine Reihe weiterer Anführungen gipfelte in dem Satze: daß die Menschheit eben ‚in der Erkenntnis der Urbegriffe und der Urbilder der gottinnigen und gottvereinten Menschheit, des Menschheitslebens und des Menschheitleben-Vereines (des Menschheit-Bundes) und in dem geselligen Streben, diese Urbegriffe und Urbilder darzuleben, ihr drittes Hauptlebenalter, das Alter ihres reifenden Lebens beginne.' ‚Ganz wahr' habe daher auch Fröbel gesagt: ‚Wir leben im Beginn einer neuen Zeit, in einem bestimmten Abschnitt der Menschheitentwicklung, und diese Zeit fordert eine höhere, geistigere, göttlichere Ansicht der Dinge.' Wer aber in Keilhau die ‚Erstlingsfrucht' der neuen Zeit erkenne, so meinte Krause, müsse wünschen, ‚daß das Werk selbst seinem hohen Musterbilde, soweit es in des gesamten Umlebens Beschränkung möglich ist, entsprechen möge, woran ich nicht zweifle, weil ich dem guten Geiste vertraue, der aus seines Vorstehers Kundmachung spricht.' Gemeint war unter dem guten Geiste die Übereinstimmung mit des Kritikers eigenen Ansichten.

Niemand durfte erwarten, daß irgendein Schriftgelehrter der Neuzeit seine Zustimmung etwa gar nach der Weise der „Glaubenszeit" aussprechen werde: ‚Und du Bethlehem Ephratha, die du klein bist . . .' Keilhau hatte schon manchen Einwänden begegnen müssen: seine Erziehung vernachlässige „das Äußere", verspäte die Früchte des Unterrichts, usf. Von seinem öffentlichen Kritiker hätte Fröbel dennoch größere Aufmerksamkeit verlangen dürfen. Wir hörten jenes „Von unten herauf!", mit dem Keilhau sich im Bericht von 1822 gegen jede „Halb- und Überbildung" seiner Zöglinge verwahrte. An diesem „Von unten herauf!", das Fröbels Tatrichtung bestimmte, schieden sich die beiden Menschheitsapostel weit mehr, als ihre übrige Weltanschauung sie für einander bestimmte. Es lohnt, jetzt näher darauf einzugehen. Nur ein Jahr älter, war Krause wie Fröbel dem Lande Thüringen entsprossen. Aus Liebe zur Menschheit wurde er ein ebenso entschiedener Einheitsphilosoph, wie Schelling vom Gemüt und Fichte vom Willen her. Er war auf schulischem Wege zu Höhen des Geistes emporgestürmt. So waren ihm die unteren

Stufen ein Gegenstand der Betrachtung geworden, ohne als Erlebnis im Gefühl zu haften. Die Bahn des Gelehrten, die begriffsgepflasterte Straße, auf der immer ein System, also letztlich die ratio regiert, so wenig sie Krauses Herz für die einfältigeren Brüder erkalten ließ, sie hatte ihm das umsichtige Mitleben genommen, das einem Gelehrten eignen muß, will er als Volkserzieher auftreten. Eine Überwertung systematischer Vernunft hatte ihn schon der schlichten Volkssprache völlig entfremdet; wie sollte er Fröbel gerecht werden, der nur aus genialer Einfalt handelte und dementsprechend schrieb!

Krause stellte sich zu den Erscheinungen und so zum einfältigen Lebensgefühl der unteren Schichten wie ein verantwortlicher Statthalter der Menschheit. Das machte ihn zu einem eifrigen Freimaurer und führte ihn auch zu einer Form bevormundender Statthalterei Gottes. Nun hatte Fröbels jüngste Schrift das „Von unten herauf!" noch näher erklärt. Als Forderung deutscher „Gründlichkeit" habe die Erziehung abzuwarten, daß sich der Zögling in stufenmäßiger, aber um so strengerer Stetigkeit entwickele. Fröbel hatte zugegeben, „daß sich eine Birne, ein Apfel leichter und tausendmal schneller, auch schöner noch aus Wachs formen läßt, ehe eine Birne, ein Apfel an einem Baume sich zur Reife bringen läßt". Er hatte unverblümt von „Naturalisten und Pfuschern" gesprochen, denen „das Streben nach Stetigkeit" abgehe. Der auf der höheren Stufe Stehende steige selten herab, „sich die Stufen zurückzurufen, die er durchlaufen, die Bedingungen aufzusuchen, die er erfüllen mußte, die Umstände zu erwägen, die notwendig waren, ehe er zu dieser Stufe gelangte". Dies mache eitel und stolz auf Verdienste, die uns nicht gehören. Vor allem zeige sich das beim einzelnen, der nicht sehe, daß die eigentliche „Klassen-, Stände-, Berufs- und Zeitbildung" nichts tauge. In den Deutschen als Volk liege beides, „sowohl das Zurückschauen in das Niedere, als das Ahnen des Höheren". Die Abhandlung war daher geradezu aufgebaut, sogar eingeleitet mit der Absicht, „die Gründe darzulegen, warum wir unsere Erziehungsanstalt die allgemeine deutsche nennen".

Alles das war an Krauses Augen vorbeigezogen, ohne im Geiste zu funken. Seine Einfühlung reichte so wenig in die Tiefen der Fröbelschen Demut, daß er gerade über das den Keilhauern Wichtigste die Stirn in Falten zog. Fröbels Meinung, „daß jede folgende Stufe der Entwicklung sich auf die vorhergehende gründe", lehnte er ausdrücklich ab. Er seinerseits sehe mit jeder neuen Stufe eine neue ‚höhere Wesenheit', einen neuen ‚Trieb' eintreten. An die Stelle der stetigen Entwicklung rückte bei ihm eine ‚fortgesetzte Schöpfung'. Kurzum, Krause zerlegte das einmalige ‚Es werde' in Schöpfungstage, in zahllose solcher Tage, weit über die

biblische Zählung hinausgehend. Und seiner Idee einer zu schaffenden Menschheit wegen gipfelte seine Kritik in der Forderung: Keilhaus Anstalt künftig nicht deutsch, sondern allgemein menschlich zu nennen.

Man hat in Krause einen der Urheber der Völkerbundsidee gesehen und vermutet, daß selbst Wilson, der Geburtshelfer der derzeitigen Erscheinung ‚Völkerbund' in Genf, von Krause beeinflußt sei. Tatsächlich habe Krauses Philosophie in Amerika eine weit größere Verbreitung gefunden, als im Heimatlande. Jedenfalls hat sie durch Ahrens geschickte Übersetzung im Laufe des 19. Jahrhunderts auch in Frankreich und Belgien bedeutenden Boden gewonnen und dazu beigetragen, daß am Schlusse der heimgegangene Fröbel im Auslande früher Wurzel fassen konnte. Uns fördert von alledem nur die Betrachtung, wie Krause zu seiner Idee von Menschheitsschöpfung gelangte, die bei ihm ‚Erdrechtsbund' heißt.

Napoleons gewaltiges Reich hatte ihn glauben machen, die Zeit wäre reif für eine Form der Staatenbildung, die auf Menschheitseinigung ausgehe. Des Korsen Schöpfung habe den Keim zu einem ‚Erdstaat' gelegt, bei dem die gesellschaftlichen Triebe der Menschen ihr Recht fänden im friedlichen Wettbewerb, freilich in Einschränkung der Selbständigkeit der einzelnen unterworfenen Staaten. — Man staunt, daß solche Anschauungen von einem Deutschen nicht etwa um 1800, sondern im Jahre 1807 und 1808 zu Papier kommen konnten, als auch ein Beethoven längst die beabsichtigte Widmung seiner ‚Symphonia eroica' an Bonaparte zerrissen hatte. Dabei blieb Krauses Schrift erst unterm Zusammenbruch des Gewalthabers liegen, ohne fallen gelassen zu werden. Wo lag die Lösung dieses Rätsels?

Im Elend des zertretenen Vaterlandes nach dem 30jährigen Kriege, als die deutsche Sehnsucht ähnliches träumte, hatte Grimmelshausen ihr in der Idee des ‚teutschen Helden' Ausdruck gegeben und sie vom ‚Juppiter' seines Simplizissimus verkünden lassen. Grimmelshausens deutsches Gemüt hatte in erschütternder Mischung von Jammer und Trotz und getaucht in halbe Verzweiflung: ‚mit Lachen die Wahrheit zu sagen', den ‚Juppiter' mit dem fahlen Licht des Narren umwettert. Tiefste deutsche Sehnsucht war es auch, was in Krauses Gelehrtenkopf den Ausdruck suchte. Sie geriet deswegen in phantastische Irre: Menschheitsliebe geht niemals den Weg der Gewalt von oben nach unten. Ebensowenig freilich führt weichliche Liebe zum Nächsten aufwärts. Ein Führer zur Menschheit muß mit den Blutsgefühlen rechnen. Und die zieht der Mensch aus dem Boden seines Vaterlandes. Gerade zur Zeit der Kritik Krauses war Fröbels Brust geschwellt von dem Hoch-

gefühl, alles erreicht zu haben, was er als Knabe und Jüngling ersehnt hatte: die schlichte Vereinigung von Erde und Himmel im Lebensgefühl Eines Menschen der Menschheit. So schrieb er am 3. Mai 1823 an Frau von Holzhausen, die innere Stimme seines Gottes gebiete ihm hinauszurufen, wie er, seit Kindesbeinen von Jesu Lehre durchdrungen, nunmehr als Mann die Einigung des Lebens aus Religion, Natur und Geschichte gefunden habe. Wohl hatte ihm auch Krause einen freundlichen, persönlichen Brief gesandt, begleitet von einigen seiner Bücher; der Tatmensch in Keilhau fühlte kein Bedürfnis, sich darin zu vertiefen. Fröbel dankte ihm erst im Herbst für Kritik und Sendung, bescheiden und zurückhaltend. Ihn beglückten neue Sendungen von Strümpfen und Linnen, auch ein Gruß, den sein einstiger Mitkämpfer in Iferten, Herr von Raumer, der Anstalt bei einer Durchreise durch Rudolstadt übermitteln ließ. Aber wie die Annäherung Krauses, so war auch dieser Gruß keine reine Freude.

Raumer war 1811 Professor der Mineralogie in Breslau, im Freiheitskriege Adjutant Gneisenaus und 1819 Mineralogieprofessor in Halle geworden. Jetzt eben hatte er die Professur niedergelegt und schien ganz den Weg Fröbels betreten zu wollen: er ging, sich dem Dittmarischen Erziehungsinstitute in Nürnberg anzuschließen. Nürnberg! Warum nicht Keilhau? — mochte Fröbel denken. Alsbald sandte er über Professor Kandler in Hof seine erbetenen Schriften Herrn von Raumer nach, nicht ohne ein Bedauern merken zu lassen, daß der kleine Abstecher nach Keilhau nicht der Mühe wert gehalten worden war. So zeige sich ihm kein Gewebe aus einem Stück, kein Gewand Jesu ohne Naht, kein Gewächs aus einem Herzpunkt, kein Leben aus einem Geist. — Gleichzeitig benutzte Fröbel die Gelegenheit, durch Kandler, seinen Duzfreund, die „Frauen des Saale-Quell-Landes" für Keilhau zu gewinnen. Deutscher Frauensinn möchte seine Zöglinge wenigstens dann und wann durch Gaben unterstützen.

Sieben Tage danach, am 12. Mai 1823, brach sich sein Prometheusfeuer Bahn. Zwei Quartseiten nur benötigte die Glut, die später, philosophisch abgekühlt unterm Druck dreier weiterer Jahre, die ersten fünfzig Seiten eines schriftlichen Hauptwerkes Fröbels füllte. Der erste Wurf dieser Einleitung trug den Stempel von Glück und Qual der begeisterten Viertelstunde eines Großen der Menschheit. In eiligsten Schriftzügen wurden die beiden Seiten dem Tageslauf abgestohlen, mit Abkürzungen, eine schwierig zu entziffernde Kurzschrift zum Festhalten der seltenen Stunde. Indessen, was rein dem Gefühl entsprang, erlag schon im Entstehen dem Zwang begrifflicher Logisierung.

Die Feder hatte angesetzt mit einer Überschrift(!):

„Die Gesetze der Erziehung überhaupt
und
der Deutschen insbesondere
dargelegt
ausgesprochen
von
FWA Fröbel."

Wahrscheinlich noch vor dem Umwenden des Blattes setzte Fröbel noch darüber: „Das Ziel und", und vor „Erziehung" noch das Wort: „Menschen —". Vom Gefühl aus lag ihm der Begriff „Gesetze" am Herzen; dies allein war der Logos, in dem sein Genius daherfuhr. „Dressur" und „Fabrikat" zu vermeiden, wollte er jeder Über- und Einbildung die „richtigere Einsicht", die „einzig wahre Ansicht und Einsicht in das Wesen der Dinge" entgegensetzen.

Sie lautete: Kraft, Leben, Sein erlange der Mensch nur
„durch seine Kraft, sein Leben, sein Sein,
nur durch **eigene** Kraft, **eigenes** Leben, **eigenes** Sein ...
aus der Betrachtung des **Wesens** der Kraft, des Lebens".

1823—1826.

40.

Neue Mitarbeiter. „Fortgesetzte Nachricht“. Neue Blicke. Aufziehende Wetter. Der „Dom“.

Um die Zeit der Sommersonnenwende 1823 tat Keilhau einen neuen Schritt: es suchte Anschluß an eine Regierung jenseits der Grenze des Heimatsstaates, indem es den Kammerrat Schwarz in Rudolstadt bat, den meiningschen Minister Grafen Dohna für die beiden Luther zu interessieren; die bisherigen Werbeschriften waren zur Empfehlung beigelegt. Man trug sich mit Hoffnungen auf Meiningen, die wenige Jahre danach ungewöhnliche Erwartungen zeitigten, aber zuschanden wurden vor allem durch einen Mann, den Fröbel mit Beginn des Sommerhalbjahres 1823 nach Keilhau gezogen hatte.

Dr. Carl Herzog, so hieß der Helfer, durch dessen Maulwurfsarbeit alle Schwächen der Fröbelschen Gründung offensichtlich werden sollten. Er war aus Luzern gebürtig, jünger als Middendorff und früh verheiratet. Not um den täglichen Unterhalt seiner Familie hatte ihn in Keilhau zugreifen lassen, wobei er vielleicht mehr als Fröbel und dessen Freunde sich selbst über seine Begeisterung täuschte. — Gleichzeitig mit ihm war ein Burschenschaftler ohne Furcht und Tadel in Keilhau aufgetaucht, ausgezeichnet im Führen des blanken Schlägers und der offenen Mannesrede: Johannes Barop, ein Neffe Middendorffs, Sohn eines selbstbewußten Justizrats in Dortmund und wert der Ahnen, die einst seiner Vaterstadt zur Reformation verholfen hatten. In ihm trat der zum Retter der Gründung Fröbels berufene auf den Plan. Wir gedachten seiner vorauf in der Gestalt des einstigen Liebsten der Tochter Christians, jener Emilie, die Fröbels Hörerin in Stunden quälender Selbstbesinnung wurde.

Emilie war 19 Jahre, Barop anderthalb Jahr älter, als er zum erstenmal in Keilhau erschien. Daß er als Mitglied der Burschenschaft, in ihrem Kreise ‚Prophet‘ gerufen, Halle hatte verlassen müssen, war für ihn eine Empfehlung nicht zuletzt in den Augen des Mädchens. Halb Flüchtling, halb auf dem Wege nach Tübingen, dort sein theologisches Studium

zu vollenden, nannte er Wislicenus — den späteren Führer freireligiöser Gemeinden — einen seiner Freunde. In Tübingen wäre er wahrscheinlich zur Linie eingeschwenkt, die in Friedrich David Strauß, dem Verfasser des Lebens Jesu und Biographen Ulrich von Huttens ihren bedeutendsten Vertreter fand. Als Besucher Middendorffs geriet Barop in den Bann der Keilhauer Jugendfreude. Da ließ er vorerst das Studium Studium sein und nahm über ein Jahr am Unterricht und Leben der Anstalt teil, zunächst mehr ein brüderlicher Freund der Zöglinge, denn eigentlicher Lehrer.

Entlastete seine Gegenwart vor allem die karge Freizeit der erziehenden Führer, so brachte sie zugleich den Erwachsenen neue Anregung. Dadurch wieder kamen Wilhelmines gesellschaftliche Tugenden mehr zur Geltung, als das entwickelte Leben der Anstalt sonst schon forderte. Denn Instrumental-Musik, wie auch das Französisch, hatte selbstverständlich den Kreis der Lehrenden um Männer dieser Fächer vermehrt. Montags und Donnerstags erschienen zum Unterricht für Klavier, Geige und Blasinstrument die Herren Brömel und Schmidt aus Rudolstadt und verbrachten den ganzen Tag in der Anstalt, während ein Monsieur Monnet als französischer Sprachmeister ordnungsmäßig nur für die Dienstag- und Freitag-Nachmittage heraufkam. — Zu den erquickenden Plauderstunden der Erwachsenen traten bald schlichte Konzerte, die alle Glieder der Anstalt zusammenführten. Bisher hatte das nur bei den Festen des Kirchenjahres, den Familienfeiern oder beim gemeinsamen Geburtstagsfest stattgehabt, das für alle Zöglinge auf ein und denselben Tag gelegt wurde.

Da wurde dann Kuchen gebacken, nicht Dutzende der großen runden Bleche, wie am Tage der Kirchweih in jedem Hause, aber doch vollauf ausreichend. Blieb ja die Lebensführung sehr einfach, nicht nur der Not gehorchend. — Sendungen an Lebensmitteln für den einzelnen sah man nicht gern. Ebensowenig Elternbesuche, es sei denn, sie galten dem Leben der Anstalt und nicht dem eignen Muttersöhnchen. Von diesem Punkte scheint die Entfremdung Dr. Herzogs ihren Ausgang genommen zu haben. Eigene Bedrängnis als Familienvater brachte den geistvollen Mann um das Lob inniger Hingabe, das Fröbel ihm im selben Jahr noch öffentlich erteilen zu müssen glaubte. Herzog, der als ein quellenforschender Geschichtslehrer den Thüringern eine Geschichte ihrer Heimat schrieb, war Fröbels Anstalt in dem Augenblick zupaß gekommen, da ihr Leiter die Zöglinge für den eigentlichen Geschichtsunterricht reif fand.

Es gehörte zu Fröbels Idee, ein äußerliches Zusammentreffen als Schicksalswink anzusehen; mindestens wollte er nicht von der Hand weisen,

daß aus solchem äußeren Einklang Gesundes sich entwickeln könne. Kaum ein anderer als Herzog hat dann auch äußerlich so großen Anteil daran gehabt, daß Fröbels Idee der Menschenerziehung den Weg nehmen mußte, der ihn einst weltbekannt machen sollte. Daß Herzog mit Frau und Kind nach Keilhau kam, spielte dabei recht seltsam mit. Denn infolge dieser Begleitung fand er in der Anstalt selbst keinen Platz, hauste bei einem der Bauern und schwamm bestenfalls wie ein Kork auf der allgemeinen Flut des Anstaltslebens. Er gab neben altdeutscher Sprache und Literatur jenen fruchtbaren Geschichtsunterricht, den die vereinigten Freunde so gediegen nicht leisten konnten. Was wiederum er von Fröbels Idee in sich sog, das trocknete täglich wieder aus in der Darre seines besonderen Herdes. Denn leider brachte er aus Rudolstadt ein offenes Ohr für die Klagen der erbitterten Frauen in Volkstädt mit. Herzogs Spaltungsarbeit begann, ihm selbst noch unbewußt, indem er erst der Spottlust Julius Fröbels, allmählich auch der erklärlichen Meinung der Brüder, sie würden als Unterlehrer ausgenutzt, beifiel. Das war das Gegenteil von Pflege eines Familiensinnes.

Still seines Weges ging ein im Sommer eingetroffener und mit dem Winterhalbjahr 1823 zu 1824 als Oberlehrer eintretender 24jähriger Junggeselle: Friedrich Schönbein. Schon 1828 wurde Schönbein Professor in Basel und danach Mitglied des Großen Rates. Die Wissenschaft kennt ihn als Entdecker des Ozons, der Schießbaumwolle und der Bildung von salpetrigsaurem Ammoniak bei Verbrennungsprozessen. Anders als für Herzog war es für den experimentierenden Forscher ein Gewinn, abseits in einem stillen Bauernhause zu wohnen und doch Mitglied einer Lebensgemeinschaft zu sein, deren Leitung zu ständigem Entdecken anhielt. Der Mineraloge Fröbel übergab ihm den Unterricht in Naturkunde, besonders für das Fach der Mineralogie, Physik und Chemie.

Ein bisheriger älterer Gehilfe, einstmaliger Lehrer, schied im August des Jahres von der Anstalt. Mit Georg Luther und Ferdinand vermehrte sich die Zahl lehrender Zöglinge auf acht. In dieser Weise näherte sich Keilhau dem Zuschnitt Ifertens. Aber Keilhaus Haupt blieb dem Grundsatz treu „Von unten herauf". Im August 1823 erging an ihn eine willkommene Anfrage. Der Leibarzt des Herzogs von Meiningen, Dr. Hohnbaum, bat ihn im Namen mehrerer Mitbürger von Hildburghausen um Aufnahme einer vaterlosen Halbwaise; die Mutter, eine arme Frau, wäre kränklich. Man wollte den strebsamen 11jährigen Elias Schöppach mit Wäsche und Kleidern versehen und auch sonst das Mögliche für seine Ausbildung in Keilhau beitragen. Was Keilhau mit dem Armen zu machen gedenke? Fröbel antwortete: „Das, was er, kennt und

versteht er sich recht, selbst aus sich zu machen gedenkt und machen muß." — Elias Schöppach wurde durch Keilhau fähig, mit jungen Jahren Professor an einem Gymnasium und Bibliothekar zu werden, starb freilich schon 31jährig.

Was Fröbel außer jenem Grundsatz antwortete, stellte die Anstalt ganz unter Pestalozzis unverfälschte Idee. Der Brief wurde dadurch zu einer der wichtigsten Äußerungen über sein Tun.

Auf dem Dorfe geboren und selbst arm, habe er von Anfang an die mittleren Stände vor Augen gehabt. Er habe auf andere günstige Verhältnisse in der Form verzichtet und sei aus besonderer Liebe zur Landschaft seiner Väter, zum Thüringer Wald zurückgekehrt, um sein Wirken über dessen verschiedene Länder zu verbreiten. Für mittlere Stände gedacht, aber bei diesen nur geringe Teilnahme findend, sei der Anstalt dagegen das Erziehungsbedürfnis höherer Stände „mit hoher Klarheit, Bewußtsein und Resignation" entgegengetreten. Sein Entschluß sei, durch Erziehung höherer Stände größere Mittel zu erhalten, um solche zu einer dem deutschen Wesen entsprechenden Erziehung braver, bildungsfähiger und eifriger, aber armer Knaben anzuwenden. So glaube er, den Winken des Schicksals nachzugehen und die Rede der Umstände zu hören, was ihm immer Gesetz sei. Arme junge Menschen könnten als Lehrer und Erzieher oder Familienväter weiter wirken. Gelerntes und Fertigkeiten würden sich bei den Ärmeren am leichtesten in Anwendung bringen lassen. Doch sei ihm jeder Stand gleich wichtig. „Der Schneider und Schuster, der mir aus Grundsatz mit Bewußtsein ein tüchtiges dauerhaftes Kleidungsstück für billigen Lohn zur Ausführung meines Berufsgeschäftes macht, ist mir an seinem Platze so achtbar und ehrenvoll, wie der, der mich über die Pflichten desselben belehrt und für die Erfüllung derselben belebt." — Er müsse sich bei freiem Unterricht wenigstens Kost und Wäsche für Schöppach ausbedingen. Die Sorge dafür falle dem Zöglinge zu. Müßten doch viele talentvolle Knaben noch zurückbleiben. Darum sollten deutsche Frauen und Jungfrauen, wie manche einfache Bauernfrauen, ihnen eine namhafte fortlaufende Unterstützung widmen.

Die feste Sprache schien durchaus berechtigt. An Stelle fünf austretender Zöglinge waren bis Anfang des Winterhalbjahres elf neue hinzugekommen. Die Anstalt rückte mit dieser äußeren Entfaltung voran, zugleich aber mit ihrer treibenden Idee zwangsläufig in die Schattenseite. Wie lange noch war der Zuschnitt einer Familiengemeinschaft einzuhalten?

Ungleich günstiger stand es in Hinsicht des Unterrichts. Hier konnte man noch unbeeinflußt dem alten Ziele folgen: man brauchte über dem ein-

zelnen nirgends das Ganze des Lebens zu vernachlässigen. Die Gliederung, die der Betrieb selbst entfaltet hatte, bewies sich als kerngesund für die Persönlichkeits-Erziehung gerade in dem, was die ersten Jahre vernachlässigt zu haben schienen. Das übertrug sich nun recht merklich auf Fröbels schriftstellerisches Können: in keiner seiner Keilhauer Veröffentlichungen war so viel Hand und Fuß, wie in der Schrift, die Ende des Jahres 1823 herauskam. Sie zeugt wie kaum eine spätere davon, daß Fröbel Dinge, die er selbst ins Leben gerufen hatte und die aus der Idee heraus greifbar zu machen waren, in der Wirklichkeit exakt zu beobachten und durchsichtig mitzuteilen verstand. Stillschweigend überging er Krauses Einwände, ließ sich auf weitere philosophische Begründung seiner Idee nicht ein und überschrieb seine Mitteilung ganz unbeirrt: „Fortgesetzte Nachricht von der allgemeinen deutschen Erziehungsanstalt in Keilhau." Der erste Teil gab Bericht über „Entwicklung und Ausbildung der Erziehungs- und Lehrmittel". Überall war darin der Grundsatz des Selbstfindens im engen Zusammenhang mit dem Tun betont: von der Übung der Muttersprache bis zur gebundenen Rede, „dem Rhythmischen der Sprache"; vom Erfinden im Zeichnen bis zum Landschaftszeichnen, das unter Vermeidung des Nachzeichnens von Vorlagen den bisher erreichten Gipfel bilde; vom vierstimmigen Gesang, dem die Erfindung zweistimmig gesetzter Lieder bis zum Aufsetzen kleiner Tonstücke zur Seite ging; von der Zahl-, Formen- und Größenlehre, bei der das Selbstauffinden der innewohnenden Gesetze nur durch Mangel an Zeit nicht schon bis zur Auffassung „des Ganzen" als eines großen lebendigen Organismus gelangt sei. Immerhin seien die Vorgerückten schon bei Messungen der Himmelsörter mit dem Astrolabium, und irdischer Lagen mit dem Meßtisch. Eine eigene Aufnahme des Schaletals habe bereits eine vollständige Karte dieser ihrer nächsten Welt ergeben.

Aufs Engste ging mit solcher angewandten Mathematik die Erdkunde zusammen, wieder verbunden mit Erdrinden-, Stein- und Pflanzenkunde. Alles das war in lebendige Beziehung gesetzt zu Flüssen, Gewässern, Bergen und Städten, um die Voraussetzungen zum Leben der Bewohner in Ländern und Reichen zu entdecken. Das also war die Reife für das Fach ‚Geschichte'. Herzog gab diese in zwei Kreisen: als „Thüringische Geschichte" und „Deutsche Geschichte". Selbstgefertigte Geschichtskarten halfen, die Ergebnisse auch durch den Augensinn befestigen. In besonderen „Sagenkarten" setzte man den Namen einer Sage im allgemeinen in die Gegend und hob Berg, Tal und Gewässer hervor, auf die sich das Sagen des Volkes bezog. So hatte Fröbel, ausgehend von Heimatkunde, die Erdkunde zu dem Hauptfach der Bildung gemacht, das sie erst

in unseren Tagen zu werden beginnt; er verband die Erdkunde weitergreifend auch mit volkskundlichem Unterricht.

Nicht unwichtig waren dabei die häufigen Wanderungen, die alle, auch die kleinsten Zöglinge mehrere Tage in nähere und weitere Gegenden führten, als folge Fröbel der Goetheschen Erkenntnis: ‚Was ich nicht erlernt habe, habe ich erwandert.' Heimgekehrt, ausarbeite sich jeder eine einfache oder ausführlichere Reisebeschreibung und versehe sie mit einem Aufriß oder einer genauen Karte. — Wenn all das dem Triebe entgegenkam, sich die Welt geistig zu eigen zu machen, so doch stets in einer Form, die den Ausdruck möglichst unbeeinflußt der Erfindungskraft des einzelnen überließ. Die Karten z. B. leuchteten in Farben, zu welchem Ziele jetzt auch Übungen des Farbensinnes und Farbenlehre in den Plan des Halbjahres eingesetzt waren. Auf diese Neuerung hingeleitet hatte aber nur die Lust der Zöglinge am Tuschen. Es sei den Kindern ein Bedürfnis, die sie umgebenden Gegenstände vollständig, also auch farbig zu erfassen. Der geübte Farbensinn sei schließlich Ausdrucksmittel des innerlich Erschauten.

Drum führte der Lehrplan von 1823 auch eine ordentliche Baustunde ein. Es war die auffälligste Annäherung an das für Fröbels Auge noch verborgene, späteste Ziel seines Wirkens, daß in dieser wöchentlichen Stunde die jüngeren Knaben unter bestimmter leitender Aufsicht bauten. Wiederum aber entsprang diese Einrichtung keinem Spintisieren Fröbels, sondern seiner umsichtigen Lebensbeobachtung. Der Tätigkeitstrieb der Jugend, die in der zur Schule gewordenen Anstalt bereits viel stillzusitzen hatte, konnte und durfte sich nicht mehr handwerkend und landbäuerisch austoben, wie in den Gründungsjahren. Den gesunden Trieb auf teures Spielzeug abzulenken und den erfinderischen Wetteifer zum Taten und Helfen dadurch totzuschlagen, lehnte Fröbel ausdrücklich ab. Er gab den Kindern Stäbchen, Täfelchen, würfelige und balkenförmige Hölzchen, aufs genaueste zugeschnittene, in die Hand. Grundsätzlich sollte „das Darzustellende leicht auszuführen" sein. Erzieherisch unfertig erwies sich diese Forderung noch in dem Zusatz: das Dargestellte solle „leicht zu vernichten" sein. Erst in der späten Wiederaufnahme dieser Überlegungen hieß es statt „vernichten": „umbilden"! Mit seinen derzeitigen 41 Lebensjahren war Fröbel noch jugendlich „weltenbauisch", also rücksichtslos im Schöpfungstrieb.

Vom Tun war er ausgegangen, für immer dem tätigen Leben verfallen; drum blieb Erfahrung seine Hochschule. In der Anstalt war sein Suchen zu einem gewissen Abschluß gelangt. Wir betonten schon, daß das in der nüchternen Darstellung ihres Zuschnitts durch die „Fortgesetzte Nachricht" zum Ausdruck kam. Mit dem ersten Auftauchen von Ideen,

die erst sehr spät sich verwirklichen konnten, begann ein neues Suchen, dessen Boden die erste Kindheit sein mußte. Je länger, je mehr drängte ihn das schon in Keilhau zu einem Szenenwechsel. Er selbst hatte schwerlich eine klare Vorstellung von dieser Tatsache. Wohl deutete ein Wandel in seinem Forschungsgebiet den heimlichen Szenenwechsel an: das Geisteswissenschaftliche räumte auffällig den Platz und überließ der Seelenkunde die Führung. Das zeigte sich in einer Abhandlung, die uns gleich näher beschäftigen wird. Sie gab sich als Anhang der „Fortgesetzten Nachricht", war aber nur als neuer Wurzelschoß recht zu würdigen.

Schon der erste Schritt hin zum aufsteigenden Vorland erwies sich innerhalb des Rahmens der Anstalt als trügerisch. Wir hörten, daß in Bährings, des Pfarrers, Töchterchen die Anstalt, wenn nicht weibliche Zöglinge, so doch Schülerinnen neben den Knaben besaß. Dadurch gewann das Leben der Anstalt wenigstens in Stunden das Lebensnahe, das Fröbels Sehnsucht nach einem „Musterbild der Familie" von ihr forderte. Die „Fortgesetzte Nachricht" betonte nun nicht nur ausdrücklich, daß zur Vollständigkeit Geschwister gehörten „und hier, wie das Wort selbst sagt, in der Vollkommenheit Bruder und Schwester". Es seien auch bereits Anfragen gekommen, ob nicht auch Pflegetöchter aufgenommen würden. Vieles spreche dagegen, doch niemals bei Kindern in zartem Alter. Da sei keine Gefahr, daß das unterschiedlich Gemüts- und Sinnvolle des Jünglings- und Jungfrauenlebens verloren gehe. Die Anstalt halte daher diese Erweiterung ihres „erziehenden Wesens auch nach der weiblichen Seite" für notwendig. Fröbel gedachte, Pflegetöchter in Christians Wohnhaus zu einem „zwar stilleren und ruhigeren, aber doch keineswegs von dem Ganzen getrennten Leben" aufzunehmen.

Zur Ausführung kam die Absicht nicht, trotzdem die Erfahrung mit den kleinen Bähring für sie sprach. Nicht nur, daß ein solcher Ausbau der Anstalt ihren Schöpfer mit neuen Aufgaben belastet hätte; diese Aufgaben blieben doch auch oberhalb des Vorlandes, dem er bereits zustrebte: Ihm war noch nicht bewußt, daß alles ihn zur Pflege der Jugend drängte, die noch nicht schulfähig ist. Vorerst spürte er nur das „Unnatürliche", das für einen Verkünder der Familienerziehung mit der Leitung einer „Anstalt" verknüpft war, „besonders wenn diese — was sie muß, will sie ihr Ziel erreichen — bis zu einem gewissen Alter zurückgeht und eine gewisse Anzahl und Menge übersteigt". — Kurzum, Fröbels Herz war nicht mehr ausschließlich bei der Anstaltssache. Freude sprach noch aus den Worten über die Zuweisung zweier strebsamer Armen, jenes Schöppach und eines am Webstuhl aufgewachsenen Schwarzenbachers. Letzterer

durfte alsbald eine der Baustunden leiten. Das von weiterem erfüllte Herz Fröbels aber ergoß sich in jenem Anhang der Schrift.

Die Ausführungen erhielten dort wieder einen allgemeinen Charakter nach Art des früheren Kompendiums; aber da sich hier der Genius rein seelenkundlich auf seinem ureigensten Boden, dem der Kindlichkeit, erging, so geschah das ohne das einstige leidenschaftliche Auf und Ab der alles zugleich durcheilenden und umfassenden „Thesen". Unter der unscheinbaren Überschrift „Einiges über das Verhältnis der Erziehungsanstalt zur Familie" packte Fröbel hier die schwierigste aller Erziehungsfragen an: die rechte Behandlung des Alters, das „für sich selbst" mündig werden will. Er sprach da von einer Aufgabe, die als „ein Punkt in der Menschenerziehung, noch nie zur Sprache gekommen" sei. Und wenn er bescheiden hinzufügte: „so viel uns bekannt ist" — er behandelte sie mit der Seelenkenntnis, die erst unsere Zeit der Psychologie der Jugendlichen auszeichnete. Das heißt: Fröbel durchleuchtete die besondere Verfassung des Heranwachsenden, die den Abschied von der naiven Kindheit vorm Eintritt in das Selbständigwerden zur Krisis macht.

Mit dem ersten Anhieb war hier der einzig aussichtsreiche Gesichtspunkt der Behandlung gefunden. Es wurde gezeigt: der Jugendliche ist ein Mensch für sich, nämlich nicht mehr auf kindlicher Stufe zu Hause und reif noch nicht für die Mündigkeit des Erwachsenen. Fröbel verlangte trotzdem Achtung für den Jugendlichen, als vor einem nach eigenem Gesetz sich Entfaltenden. Aber das Gesetz dessen, der „für sich selbst mündig werden" möchte, war ihm, hier wie überall, nur der Einzelfall für das durchgehende Gesetz selbsttätiger Naturentwicklung. An den Zöglingen Keilhaus hatte er es erlauscht als deren Hauptbeschäftigung: als „Selbsterziehung". Damit war er wieder bei dem ‚Hervorgebrachtwerdenden' aus Goethes Begriff von ‚Bildung'; nicht aber in der Art Krauses, der ein völlig Neues bei dieser, wie bei jeder Stufe erwartete, sondern eben unter dem Gesichtspunkt der Goetheschen ‚Stete' und ‚Folge'.

Bei seinen Jugendlichen sah Fröbel, daß sie mit ihrem „Hauptgeschäft" in Kampf gerieten. Genauer gesagt: er sah sie im Kampf liegen mit dem, was jeder von ihnen „durch sich selbst mit Bewußtsein und Anstrengung wirklich schon ist". Zu keiner Zeit wäre der Kampf im Zögling härter, als in dem „so höchstwichtigen Durchgangspunkt vom Unbewußtsein zum Bewußtwerden". Denn die rechte Erziehung werde das Kind „so lange, als nur möglich, in seiner glücklichen Unwissenheit und Unbefangenheit" lassen. Von selbst melde sich aber der Kampf an in einer Schüchternheit und Scheu, sobald das Gefühl erwache, daß die Art des kindlichen Treibens

nicht länger die rechte sei. Das trete ein, wenn die Lücken im Wissen und das Unvollkommene der eigenen Bildung geahnt würden. Was der Knabe schon äußerlich sei [das Hervorgebrachte] genüge nicht mehr dem, was er innerlich sei [das Hervorgebrachtwerdende]. Er wisse aber von sich aus noch nicht, wo es mit ihm hinauswolle. Daher trete ein Schwanken ein, vor dem niemand ihn bewahren könne; es sei denn, man wolle ihm den natürlichen Kampf abnehmen, wie etwa einem Manne jeden Druck und Zweifel, nur damit er immer ein Knabe bleibe.

Bewahre der Erzieher mit ihm das Vertrauen zu seinem innern Wesen [dem Hervorgebrachtwerdenden], so pflege die Natur das Schwanken ohne Bruch zu überstehen. Und das um so schneller, je mehr schon vorher alles auf Selbsterziehung angelegt worden sei. Zu diesem Ziele erlaube man in Keilhau denn auch dem Knaben, „sich frei zu äußern in Beziehung auf sein Inneres, fordere aber, langsam, sorgsam, ja scheu zu sein in Beziehung auf sein Urteil über andere". Wie nun die Dauer des unerläßlichen Kampfes wesentlich davon abhänge, ob die kindliche Unbefangenheit nicht von vornherein durch falsche Erziehung verloren gegangen sei, so auch während des Überganges. Ungeduldige Einmischung in das Hauptgeschäft eines Werdenden gereiche diesem nur zum Verderb, vor allem dann, wenn das, was der Knabe werden solle und auch werden wolle, verwechselt werde mit dem, was er äußerlich noch nicht sein könne und auch noch nicht zu sein fühle. —

An dieser Stelle verriet sich, wie Fröbel zur Abhandlung über „das Verhältnis der Anstaltserziehung zur Familie" gelangt war. Es stimmte bereits nicht mehr alles zwischen der Anstalt und den Eltern. Häufigere Besuche insbesondere solcher Angehörigen, die nahe wohnten, hatten Fröbel die überraschende Beobachtung machen lassen, daß die besuchten Söhne sich nie so scheu und befangen zeigten als gegenüber den Eltern. Und regelmäßig dauerte es gerade bei den Heranwachsenden mehrere Tage, ehe die gewohnte Offenheit wiederkehrte. Deswegen vor allem war der Besuch bald als ein zu vermeidendes Übel empfunden und möglichst hintertrieben worden. — Schlimmer noch stand es bei den aus Ferienbesuchen im Elternhaus heimkehrenden Zöglingen. Zu unterbinden war der natürliche Wunsch benachbarter Eltern, ihre Söhne auch einmal im Hause zu haben, nur schwer. Dort begann dann das Ausfragen, und es lief bei der Ansicht von ‚Bildung' im Sinne des Abfragbaren häufig auf ein Examen hinaus, wobei die Zöglinge ebenso leicht versagten, wie sie irre wurden an dem, was sie eigentlich schon besaßen. Die Folge war, daß die Ferienfahrer zu Hause und hinterher in der Anstalt schlimmeren Schwankungen erlagen, als das natürliche Durchgangsalter von sich aus mitbrachte.

Am bedenklichsten wurde das ruhige Zurechtfinden unterbrochen bei Kindern, die schon wegen der Folgen einer äußerlich ausgerichteten Hauserziehung der Anstalt zugeführt wurden. Zwar, je jünger sie waren, um so schneller spielten sich selbst Muttersöhnchen ins Leben des Ganzen ein. Vieles war dort erlaubt, was ihnen bisher als verboten galt; ebensoviel aber hatte von selbst zu unterbleiben, was daheim erlaubt war, ja an ihnen bewundert wurde. Mit wahrer Scheu, so bekannte Fröbel ganz offen, entließ man solche Zöglinge in die ersten Ferien. Mehr aus eigener Beklemmung als etwa des Geredes wegen, erwog Fröbel darum in seiner Abhandlung die Frage, ob er etwa die Kinder der Liebe ihrer Eltern entfremde. Er antwortete mit einer Gegenfrage: ob schon jemand beobachtet habe, daß innige Zuneigung von Geschwistern untereinander die Elternliebe der Kinder mehr beeinträchtige als fördere. Die Natur der echten Liebe sei mächtiger, und sie würde gestärkt, wenn sie ohne jede Willkür geübt und nur von der Hand der Notwendigkeit gepflegt werde. So rief Fröbel den Besorgten denn seine Meinung vom Leben zu: „Möchten Eltern und besonders Mütter hier doch auch die über alles goldene Wahrheit in Anwendung bringen, daß Entsagung, Entbehrung echter, reiner Genuß ist." Er wies seinen Lesern nach, wie der echten Erzieher Tun ebenfalls ein beständiges Opfer sei und ihr Lohn „nur in ihrem Geschäfte selbst" ruhe. Freilich sei er nicht imstande, „den Eltern alle die zu erhebenden erzieherischen Zweifel gründlich und doch in einer gesellschaftlichen Sprache zu lösen". Dafür nahm er seine Zuflucht zu einem treffenden Bilde. Eine gute Erziehungsanstalt wirke wie ein gutes Bad, ein Luftbad; wer könne und vermöge denn immer den Grund jeder Wirkung angeben? Auch das sei zu bedenken, daß Bäder oft den Patienten vorher kränker machen, ehe sie ihn gesund herstellen — wohl auch dann und wann ein verhaltenes Übel erst hervortreiben.

Aus dieser Erinnerung sprach gleichzeitig ein Erlebnis, das den Leiter Keilhaus persönlich anging, weil es ihm die Grenze seines derzeitigen Tuns gezeigt hatte, eben jetzt, da der Andrang den erträglichen Rahmen für eine Familienerziehungsanstalt sprengte. Galt sein Mühen wirklich der größeren oder geringeren Anzahl ihrer Zöglinge? Galt es nicht vielmehr dem von ihm behaupteten „Grund- und Quellbedürfnis" der Deutschen, und wurde dies Bedürfnis nicht selbst von der Mehrzahl der Eltern verleugnet? Fröbel fühlte, zu früh aufgestanden zu sein, und daß sein Tun vergeblich blieb, solange nicht die Elternhäuser Herde seiner Liebe bargen. Mutig sprach er es aus, daß seine Anstalt der Erziehung von Erziehern diene. Mit voller Einsicht der hohen Forderungen, die seine Idee stellte, mit furchtlosem Blick in die Unreife seiner Zeit

für diese Forderungen, betonte er: „Das Erziehungsgeschäft ist uns darum, so wie die höchste Wissenschaft, so auch die höchste Kunst." Was aber half es, selbst eine größere Anzahl Erzieher seines Geistes heranzubilden? Deren Arbeit in seiner religiösen Kunst überhaupt nur möglich zu machen, und, wo sie blindes Vertrauen fand, sie zu sichern, mußte er das Vorland für sie roden und bestellen. Fröbel mußte früher oder später zu den Unmündigen im Elternhause hinabsteigen.

Das Gleichnis vom Luftbade fand bereits in der Abhandlung „Über das Verhältnis der Erziehungsanstalt zur Familie" eine noch treffendere Abwandlung. Er hatte ähnliche Erscheinungen, wie sie dem Kampf seiner Jugendlichen in der Anstalt entsprangen, naturärztlich verfolgt bis in Elternhäuser, die mit seiner Anstalt nichts zu tun hatten. Pestalozzis ‚Wohnstubenkraft', dieser Ausdruck genügte dem unmittelbaren Naturmenschen und Sohn der Heimat der Ranzer nicht. Er sprach von einem Klima. „Häufig wiederkehrender Wechsel der Behandlung und des Klimas, um dies Bild hier zu gebrauchen", das war seine Erklärung für das noch Unzulängliche seiner Schöpfung. Wenn er seiner Naturgläubigkeit treu bleiben wollte, so mußte er unmittelbar darauf ausgehen, den Wechsel des „Klimas" unnötig zu machen, einen Wechsel, der, „wie wir dies täglich bei den Blumen und Bäumen vor Augen haben, Schwächung, Krankheit und Vernichtung" hervorbringe.

Aber noch fehlte der innern Beklemmung der äußere Zwang. Die Anstalt blühte. Zu den 11 neuen Zöglingen, die für 5 abgehende eingetreten waren, kamen bis Weihnachten 3 weitere hinzu und erhöhten die Gesamtzahl auf 40. Fröbel schloß seine Abhandlung mit den Worten: „Es bleibt uns nun nichts mehr übrig, als innig dankend den Segen anzuerkennen, den Gott auf unserem Wirken und Streben ruhen läßt." Die „Fortgesetzte Nachricht", datiert „Keilhau im Wintermonat 1823", war die letzte der kleinen Werbeschriften der Anstalt. Fröbel steuerte in den nächsten Jahren seinem schriftlichen Hauptwerke zu.

Besonders glänzend wurde die Feier am Morgen des Christtages dieses Jahres 1823. Beide Flügel des großen Erziehungshauses waren dafür zu einer einzigen Zimmerflucht vereinigt. Der sie verbindende Treppenvorraum zeigte am Fußgestell einer ‚dem Hausvater' geweihten Taxuspyramide die Worte: ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihnen ist das Himmelreich.' Mit einer Rede wies Fröbel die Zöglinge an, bei jeder Gabe zu gedenken: ‚das Christkind hat beschert'. Denn was sie fänden, sei zwar von Eltern und Verwandten gekommen, aber nur, weil wir durch Jesus in jedem Kinde den Menschen achten lernten. — Ein Zögling berichtete darüber an seine Eltern: ‚Als der Oheim (so wird

der Pflegevater von den meisten genannt) die Tür aufgemacht, da war es, als käm' ich in den Himmel. Wie hell es war, das könnt ihr mir gar nicht glauben. Überall, wo ich hinschaute, waren Lichter. Da solltet ihr dagewesen sein.' Der gegliederte Raum, die Menge der einzelnen Zimmer, obgleich die offenen Türen ein Ganzes daraus machten, erhöhte den Festgenuß jedes einzelnen, indem die Feier noch bunter und doch ebenso zur gemeinsamen Freude wurde wie im Vorjahre. Am Abend teilte Fröbel die eingegangenen Briefe der Eltern aus; und wen es trieb, der las den seinen andern vor, wie er selbst andere vorlesen hörte. Ging Keilhaus geistiger Fürst auch einmal hinab in den Hof? ‚Außen um das Haus, das einem einzigen großen, vielstrahligen Lichte glich, hatten sich die Bewohner des Dorfes versammelt, von denen wohl mehrere in ihrem Herzen den priesen, welcher solche Freude den Menschen bereitet hat.'

Dieser Abend gab Fröbel den Vorschmack einer Durchdringung von Familie und Erziehungsveranstaltung „zu einem Produkt — Leben". So hatte das Ziel gelautet in der „Fortgesetzten Nachricht" vom selben Jahre 1823. Dort las man auch die seltsame Erklärung: „Darum arbeiten wir, obgleich jetzt selbst eine Erziehungsanstalt bildend, dennoch an der Vernichtung, Aufhebung, Unnötigmachung derselben." Das neue Jahr brachte die ersten äußeren Zeichen, daß doch nur Fröbel selbst dort nicht mehr am richtigen Platze war. Keilhau, die Versuchsanstalt seines Genius, ließ sich nicht mehr restlos als ein Mittel gebrauchen. Leider verbarg sich dem Tatmenschen Fröbel das Unstimmige zwischen dem tatsächlichen und seinem ideellen „Leben" auch deswegen, weil er noch alle Hände voll mit dem Ausbau der Anstalt selbst zu tun hatte. Ein Zuwachs von 16 Zöglingen machte im neuen Jahre 1824 einen großen Saal und mehrere Dachkammern darüber nötig, wobei die meisten Handwerker auf spätere Zahlung vertröstet werden mußten. Noch folgten die biederen Gewerkler, Meister Truppel, Blotz, Meurer usw., willig, weil sie an den günstigen Stern glaubten. Die ersten sieben fetten Jahre der Anstalt, so mochte mit ihnen manch anderer denken, versprachen eine Entwicklung, bei der um Auslagen und Arbeitslohn kaum zu bangen war. Freilich mußte jeder vor dem geringsten Rückschlag zittern, da jeder in Dorf und Umgebung auch wußte, daß man bei Fröbel aus der Hand in den Mund lebte. Schon damals mag vorgekommen sein, was später die Regel wurde: wenn Gläubiger mahnten, entwich der Gründer der Anstalt durch eine Hintertür auf die Berge, damit Middendorff die Drängenden empfangen und mit seiner Sanftmut überwinden konnte.

Schlimmer als einst in Jena, litt Fröbel unter der steigenden Verschuldung. Er, der anerkannte Häuptling einer zu Ruf gelangten Anstalt,

wurde verschlossener und reizbarer zugleich. Jetzt, als der Genius mit dem Menschen in ihm rang, muß Friedrich Fröbels Antlitz die Prägung erhalten haben, die einem künftigen Schöpfer seiner Büste vorzuschweben hat. Je mehr sich die angeborenen schlanken Linien seines abstoßend-anziehenden Gesichts der Senkrechten näherten, je mehr auch die Züge gesammelten Denkens aufwärts gingen und die schmale und niedrige Stirn furchten, um so weniger auffällig wurde das Abstehende der großen Ohrmuscheln. Die feinen, unsinnlichen Lippen und der Blick der Augen dieses Sehers sprachen zu deutlich, daß gerade diese Ohren jedem herzlichen Wunsche der Kinder offenstanden, so daß vor allem die Kleinen von dem Seltsamen des ganzen Antlitzes nur angezogen wurden. Wie alle der männlichen Zugehörigen seiner Anstalt trug Fröbel das Haar lang bis zum Nacken hinter die Ohren zurückgekämmt; damals noch gescheitelt, verdeckte das Haar die zurückliegende Stirn, die kaum von zarten wagerechten Sorgenfalten gestreift war, rahmte das Antlitz und verstärkte selbst noch durch die Scheitelung den Eindruck des Aufwärtsstrebenden, den Ausdruck aller der steigenden Linien des Angesichts über der schlanken Körpergestalt. — Haltung und Gebärde war unter der beständigen Selbstüberwindung noch rascher, kürzer, eckiger geworden und die Stimme nicht klingender.

Die Zöglinge hatten Fröbel nicht anders kennen gelernt. Ihrem Vertrauen genügte es, wenn sie von ihm, der seine Augen überall hatte, auf ihre Frage und Vorschläge: Dürfen wir dies oder das tun?' regelmäßig die Antwort erhielten: ‚Wenn ihr denkt, ihr könnt es ausführen, warum nicht!' Doch ein böser Augenblick versagender Selbstbeherrschung, der auch von keinem der Zöglinge ganz verstanden werden konnte, entfremdete Fröbel und mit ihm seinem Langethal die Herzen jener Mitläufer, die längst schon die Köpfe zusammengesteckt hatten. Es handelte sich um ein Versagen, das an die Versehen Pestalozzis in Iferten erinnert, doch nicht an jene unwürdigen Selbstanklagen, sondern an die auch Pestalozzi nicht fremden Erscheinungen eines zulange verhaltenen Selbstgefühls.

Alle Zöglinge waren mit den Lehrern versammelt, als Langethal sich verleiten ließ, einer Anordnung des Freundes zu widersprechen mit dem Ausruf: ‚Fröbel! — Du übst Despotie!'. Michaelis, ein wenig eingeweihter, neu eingetretener Lehrer, der auch nicht warm wurde, horchte auf; mehr aber noch Dr. Herzog und sein lustiger Narr, der achtzehnjährige Fröbel. Dem letzteren hatte unvorsichtiger Weise der Oheim nicht lange vorher das Sohnesherz beleidigt. Die Mutter in Volkstädt, während einer grimmigen Kälte erkrankt, hatte durch Julius um Rückgabe

einer kleinen Summe ersucht, und ihr war, wohl, weil das durch Julius geschah, vorerst zur Antwort geworden: „Warum hat deine Mutter sich von mir losgemacht; wer nicht hören will, muß fühlen!“ Jetzt also spannte Herzog mit Julius zusammen darauf: Was wird Fröbel, dessen ständige Predigt „Friede, Einklang und Einheit“ hieß, dem einzigen antworten, der ihm einmal offen die Klinge wies. — „Langethal, du wagst es, gegen den Stachel zu löcken!“ So begann das Wetter. Mit tiefstem Widerwillen wurde der halbreife Julius und sein unseliger Vertrauter Zeuge, daß Langethal verstummte und mit Tränen im Auge die Schlußworte hinnahm: „Küsse du die Rute, die dich straft!“ In dem Augenblicke beschloß Julius als ein halbwegs besinnlicher Zögling seinen Abgang von der Anstalt. Leider hinderte ihn seine Halbnatur, die sittliche Überlegenheit in der Selbstbeherrschung Langethals zu erkennen.

Zugegen war auch der alte Kriegskamerad Bauer, der wie Michaelis zu dieser Zeit versuchte, sich als Lehrer in Keilhau einzugewöhnen. Bauer hätte die Reife besitzen müssen, um die Selbstlosigkeit der erprobten Freunde unter den äußeren Wetterzeichen nicht zu verkennen, wenn er auch die Tiefe ihres gemeinsamen Ringens zu wenig miterlebt hatte. Er war bereits auf dem Wege, ein verbissen bohrender Lehrer zu werden; in Keilhau ließ er sich die letzte Gelegenheit entgehen, seine Anlage zu idealem Schwung auszubilden. Noch Jahre danach, als die Freunde ihn zum letzten Male lockten, kam auch er auf diesen Zusammenstoß zu sprechen. Dabei versuchte er, seine gebrochenen Fittiche vor sich selbst zu beschwingen; unter anderem mit einer Beobachtung, die seine Beteuerungen, Fröbel genugsam zu kennen, Lügen strafte. Eines Tages sei er in Keilhau zufällig ins Zimmer getreten, wo Langethal, von einer Ohnmacht überfallen, auf dem Boden lag, Fröbel kniend über ihn gebeugt daneben. Eine stummabweisende Handbewegung habe den Eintretenden an die Tür gebannt, während Fröbels Auge den Ohnmächtigen scharf beobachtete. Hatte Bauer ein weibisches Zetern erwartet, oder was sonst: diese Art Besonnenheit, mit der etwa ein junger Mediziner die Rückkehr der Lebensäußerungen ablauscht, dies der Selbsthilfe der Natur Gewärtigsein war ihm an Fröbel unheimlich. Seit der Zeit war ihm die Grundliebe, die Fröbel, an den Ausdruck Johann Jakobs zu erinnern, „mit der Muttermilch eingesogen“ hatte, verdächtig. Bauer erklärte später des einstigen Freundes gesamtes Gebaren für Heuchelei.

Diesen schlimmen Vorwurf heckten zuerst die kleinen Herzen aus. Ihnen, Herzog an der Spitze, gab zwar das Gefühl der Dankbarkeit gegen ihren Wohltäter noch zu schaffen, dem Dr. Bauer nicht verpflichtet war. Aus den

Widersprüchen in der eigenen Seele fand man heraus, Fröbel kenne darum die wahre Menschenliebe nicht, weil er ausschließlich nach Ruhm giere und im Bunde mit Eitelkeit um so besser auf seine Rechnung zu kommen hoffe, wenn er sich äußerst selbstlos stelle. Man flüsterte sich das vorerst nur im Heime Herzogs und untereinander zu; aber man war heimlich entschlossen, sich nicht, wie Middendorff und Langethal, die blinden ‚Anbeter des Apostels', ‚mißbrauchen' zu lassen. — Als erster kehrte Michaelis der Anstalt den Rücken. Ihn hielt in Keilhau nichts; so rief ihn leichterer Broterwerb nach Württemberg, wo er den Schwarzwald topographisch aufnahm. Michaelis schied in Frieden von Fröbel, zog aber noch im selben Jahre Julius hinter sich her. Freilich hielt dieser nur kurze Zeit bei ihm aus. Schon 1825 war Julius in München, studierte auf der dortigen Universität, wo er sich mit tüchtigen Arbeiten für den Verlag Cotta aus eigener Kraft über Wasser hielt, und bewies damit, daß eine Vorbildung in Keilhau nicht die schlechteste war. Noch mehr zeigte das die weitere ungewöhnliche Laufbahn dieses späteren Politikers und was er sonst noch alles war. Die Hälfte des reichlich Abenteuerlichen darin mag auf die ersten seiner Keilhauer Jahre zurückzuführen sein, weil ihm sein frühreifes Treiben im Hause des Rudolstädter Bühnenfrisörs die Reinheit Keilhauer Jugendromantik von vornherein verschlammt hatte. Sein englisches Blut von der Mutter her gab seinem Wesen den demokratischen Einschlag, während zu seiner großdeutschen Politik das Keilhauer Deutschtum beigetragen haben dürfte.

Der zweite der Neffen, Karl Fröbel, folgte sehr bald seinem Bruder, und etwa gleichzeitig auch Theodor. Theodor erwies sich als ein tüchtiger Gärtner und bezog als solcher im Frühling 1838 eine Wohnung im botanischen Garten zu Zürich, der noch heute ein Stolz der Stadt ist. Übrigens fanden sich alle drei Brüder in der Mitte der dreißiger Jahre in der Schweiz zusammen, wohin sie auch ihre Mutter gerufen hatten, nachdem diese in Volkstädt mit verbittertem Reden dem Erzieher ihrer Söhne und dessen Anstalt soviel Abbruch getan hatte, daß sich der treue Christopherus Fröbels hätte im Grabe umdrehen können. Unter sich hat die Familie Christophs treu zusammengehalten, auch in der Sorge für ihre gemütskrank gewordene Schwester. Wie dies ein Zeichen war, daß des Oheims Mühe nicht vergebens gewesen, so hat, genau besehen, auch nur die Unterhaltungslust des einstigen Zeitungsschreibers in Julius Fröbels Selbstdarstellung ‚Ein Lebenslauf' das Bild billiger Dankbarkeit unnötig getrübt.

Anschmiegsamer und dadurch feinsinniger im Urteil über seinen Wohltäter zeigte sich noch zu Lebzeiten des Oheims der mittlere Neffe, Karl. Wir begegneten schon manchem seiner Aussprüche über den Erzieher und

Lehrer Fröbel. Das schönste Urteil fällte er als 65jähriger; es lautete: ‚Ein glücklicheres Jugendleben als das unsere war, kann ich mir nicht denken.‘ — Karl Fröbels volkserzieherische Bestrebungen, freireligiös ausgerichtet, waren zweifellos Früchte vom Baume Keilhaus. Der reife Mann suchte denn auch den unterdes zum Kindergarten gelangten Ohm öffentlich mit seinen Plänen zu verbinden. Aber auch in ihm verfälschte das für deutsche Verhältnisse voreilig politische Geblüt der Mutter die ruhvoll vorantreibende reine Idee des echten Fröbel. Karl war nach seiner Keilhauer Zeit sehr bald zu Studien nach England gegangen, fand schließlich seinen Lebensunterhalt auch besser in England, nachdem ihn die Revolution vom Jahre 1848 aus der Schweiz nach Deutschland geführt hatte. Die mitgebrachten freien Gedanken, insbesondere seine Art Loslösung von der Landeskirche, sollten Fröbel wenig Freude an Karls treugemeinter Handreichung erleben lassen.

Die Trennung der Brüder von Keilhau geschah ohne Vorwürfe seitens des Führers ihrer Jugend. Erst im Laufe der Entwicklung sagte sich dieser offen von Julius Fröbel los, während er Karl geduldiger, wenn auch mit Widerstreben ertrug. Der Familiensinn der Fröbel war doch zu stark ausgeprägt, als daß ein bloßes Scheiden offenen Streit geduldet hätte. Verhängnisvoll für Keilhau wurde daher auch nicht dieser Funkenflug des Herdes der Mißstimmung. Aber der Herd selbst schwelte geheimer und vergiftender denn zuvor weiter im Hause Dr. Herzogs. — Der Leiter Keilhaus pflegte jeden, der ihm einmal nahegekommen war, festzuhalten, solange der sich nicht aus eigenem Antriebe von ihm schied. Es bedurfte nur pflichtgemäßer Mitarbeit, und Herzog wurde von ihm zur Anstalt gehörig gezählt. Wie eine der voraufgegangenen Werbeschriften gefordert hatte, im Kinde auch den Jüngling und zukünftigen Mann zu sehen, so war Fröbel bereit, umgekehrt auch im unfertigen Mann den Jüngling und das Kind zu achten. Vielleicht war es ein vermessener Glaube an die Kraft der Idee, auf Ausgleich zu harren alles dessen, was Herzog bei äußerlich erfolgreicher Arbeit vom inneren Leben der Anstalt trennte. Wo längst eine rückläufige Entwicklung, eine Entfernung Herzogs eingetreten war, wollte Fröbel höchstens einen Stillstand bemerken. Er mochte darin jene Art des Schwankens sehen, das er als Durchgangspunkt bei den Jugendlichen so bedeutsam und natürlich fand. Gemeine Verstellung Herzogs wäre wohl dem Spürsinn nicht entgangen, der wie jedem Kinde, so auch einem großen Kindmenschen gleich einem Schutzengel zur Seite bleibt. Hinzu kam die ‚göttliche Neugierde‘ des Forschers in Fröbel. In Frankfurt hatte er im „Tasso“ des Herzogs Tadel über die Schwäche des Schwärmers gelesen:

‚Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt.
Und wer sie meidet, wird sie bald verkennen.‘

Seine Spiegelung im ‚Tasso‘ hatte schon ‚Auf der Oede‘ Fröbel den Menschen genähert, die nicht durchweg seines Geistes waren. Vor allem aber: der „Menschenerzieher“ hätte sich und seiner Idee ins Gesicht geschlagen, wäre er nicht vertrauend geblieben; bis offene Beweise das unmöglich machten.

Nirgends so deutlich als im Zuwarten mit Herzog trat daher hervor, wie tief Fröbel im Persönlichkeitsbegriff unserer Klassiker lebte. Denn was Goethes Wort des Herzogs im ‚Tasso‘ allein schwerlich bewirkt hätte, es hatte sich befestigt durch immer erneute Einkehr bei Schiller. Wir werden sehr bald noch deutlicher sehen, wie stark Schillers Auffassung vom Menschen das Leben der Führer Keilhaus beeinflußte. In der persönlichen Sache mit Herzog folgte Fröbel dem Worte Schillers ‚An einen Weltverbesserer‘, das uns schon bei der Betrachtung Kulischs begegnete. Entsprechend dem Grundgedanken dieser Schillerschen Mahnung drängte er sich aber auch niemanden auf.

Am 7. September war der Hofprediger Zeh von seinem Konsistorium beauftragt worden, die Anstalt zu besichtigen. Er wählte mit pädagogischem Takt zum ersten offiziellen Besuch einen Tag, der in den elementarischen Unterrichtsabschnitt fiel, den 23. November des Jahres. Unter jenem Eindruck schrieb Zeh: ‚Was das Leben in seiner wirklichen Gestaltung nie und nirgends darstellt, findet man hier, eine inniggeeinte, in ruhigem Einverständnis lebende Familie.‘ Das war gewiß kein gewöhnliches Wort in einem amtlichen Bericht, zumal dieser Wortlaut, wie wir sehen werden, veröffentlicht wurde. ‚Mit großer Achtung und herzlicher Zuneigung umfassen alle den Vorsteher, und während die fünfjährigen Kleinen seine Kniee umklammern, hören und ehren seine Freunde und Gehülfen sein ratendes Wort.‘ ‚Jeder einzelne, der exzedieren will, straft sich selbst, er ist der Menge entbehrlich, man läßt ihn außer dem Kreise stehen oder sitzen.‘ ‚Nach einem in der Natur des menschlichen Geistes begründeten Zusammenhange schreitet der Unterricht ernst, ohne die weiland philanthropistische Spielerei und Tändelei, welche die Buchstaben in Zucker gebacken verschlucken ließ, von dem einfachen Zusammensetzen, vom Konkreten zum Abstrakten fort, dem Kinde und seinen Bedürfnissen so angemessen, daß es so fröhlich zum Lernen als zum Spiele geht. Ja ich war Zeuge, wie die Kleinen, deren Stunde durch meine Ankunft etwas verschoben war, weinend zum Vorsteher der Anstalt traten mit der Frage: ob sie denn heute immer nur spielen und nicht lernen sollten, und ob denn die Großen allein Stunde hätten.‘

So also verwandelte sich der Menschenfischer zum Menschengärtner. Für sich selbst blieb er der „rauhe Felsblock", als der er sich in seiner Parabel von 1816 bezeichnet hatte, und der, nun bald recht hart „von des Schicksals Schlägen" und „den Werkleuten" zum „Würfel" behauen, sich am liebsten als „Grundstein einer neuen Peterskirche" dachte, „tief in der Nacht der Erde als Gegenpunkt des Schlußsteins der Kuppel". Und schien sich nicht auch vor seinen Augen dieser ersehnte „Dom" zu vollenden? Im laufenden Jahre stieg die Zahl der Zöglinge trotz der Abgänge auf 58!

Man blieb sogar nichts schuldig, den „Dom" seines „weltenbauischen Strebens" sinnfältig zu machen. Der Weihnachtsmorgen 1824 war's, an dem die Anstalt ihren neuen, geräumigen Speise- und Versammlungssaal einweihte. Das Fest gab Middendorff den letzten Anlaß zur Schilderung Keilhauer Christtage. Zwei lange Tafeln, Geschenke tragend, die inneren mittleren Plätze für die kleinsten und kleinen Kinder bestimmt, harrten beim Aufgang der Haupttür im Lichterglanz je dreier Tannen, die größten in der Mitte. ‚Der Saal schien wie in eine Kirche umgewandelt. Der breite Mittelgang, zu dessen Seiten die Christbäume wie Kronleuchter brannten, führte gerade auf die Mitteltafel und das darüber erhobene transparente Gemälde, wie der Hauptweg in einem Dome zum Hochaltar. Mächtig drang der große einfache Sinn hervor. Bei dem Gesamtblicke erschien es wie eine große Tafel, die mit den bereiteten herrlichen Gaben hervorgerufen worden durch die Erscheinung des stilleuchtenden Wesens, das wie ein heiliger König darüberschwebte. Er wartete seiner Gäste, die geladen waren. Nicht getrennt schien er von ihnen sein zu wollen, sondern sich nahend verbreitete er sein mildes Licht nach allen Seiten und zunächst auf die Einigungstafel, die jene beiden Längstische verband und den Platz für die beiden Ehepaare Fröbel abgab. Der stilleuchtende König, wie das Bild zeigte, war das neugeborene Christuskind. Maria, auf deren Schoß er ruhte, hebt den Schleier zurück, der sein Angesicht bedeckt, und es strömt das Licht hervor. Drei Engel sind genaht und schauen erfreut die heilige Geburt.'

War das nun die Abwandlung des Dichterworts, mit dem Novalis 1804 Fröbels noch schlummernden Genius zum ersten Male aufgeschreckt hatte: ‚Einem gelang es — er hob den Schleier der Göttin zu Saïs —'? Einige Akkorde begleiteten den schönen Einzug der Versammelten. Ein verborgener Chor sang: ‚Ehre sei Gott in der Höhe, Frieden auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen.' Auf das freundliche Wort des Hausvaters traten die Kinder, noch von Ehrfurcht leise gehalten, den Gaben näher. Da tönte abermals der heimliche Chor: ‚O du selige, o du fröhliche Weihnachtszeit!' In diese Töne mischten zuletzt sich schon die leisen

Freudenstimmen der Kinder. Und bald glich das Ganze einem freudig erregten Bienenschwarm. ‚Lange zieht es so im Saale auf und nieder und durcheinander, und überall lebt der Wechselgenuß und die vervielfachte Freude, zu welcher auch unser würdiger und hochgeachteter Herr Pfarrer als innig teilnehmender Freund des Ganzen gekommen war. Nun, da unbemerkt schon lange der Tag erschienen, wird zur Sammlung und Stille gewinkt.' Fröbel glaubte, diesmal wäre auch ohne Wort anschaulich gemacht worden, was er am vorjährigen Weihnachtstage geredet: daß alle Gaben eigentlich von Jesu kämen. So wurde zum Beschluß der Feier das Lied gesungen: ‚Empor zu Gott mein Lobgesang!'

Mit diesem Ausdruck des Dankes schloß auch die diesjährige Anstaltsarbeit, da man mit dem ersten Weihnachtstag in die Ferien ging. In diesem Dank faßte Fröbels Herz aber das Ergebnis eines Jahres zusammen, das mehr Abschluß für ihn persönlich enthielt, als irgendeiner der Feiernden, er selbst mit einbegriffen, ahnte.

* * *

41.

‚Spieltrieb' unterm religiösen Idealismus. Im Stadtleben. „Die Menschenerziehung".

Um es endlich auf einmal herauszusagen: Der Mensch ... ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.' — Nach langer ‚Marter' unter begrifflicher ‚Scheidekunst' hatte sich ‚das ungeteilte Gemüt' in Schillers Briefen ‚Über die ästhetische Erziehung des Menschen' mit diesem Worte gewaltsam Bahn gebrochen. Schillers Behauptung hilft uns jetzt Fröbels bisheriges Verhalten begreifen. Schiller war gleich Fröbel ein Volks- und Menschenerzieher, wenn er durch Werke des ‚schönen Scheins' für ‚der Menschheit Würde' eintrat. Der Satz vom spielenden Menschen beweist, daß nur der philosophierende Künstler in Schiller den Wert der Kunst für die Erziehung überbetonte. In Umkehrung darf man fragen: wurde etwa das Musische, das dem gemeinsamen deutschen Idealismus einwohnte, dadurch herabgewürdigt, daß die Schillersche ‚Sehnsucht' in der Erziehung zu Keilhau stündlich gelebt wurde? Wenn dort im armen Tal, abseits vom schönen Schein, die Erziehung selbst zur Muse wurde und sich mit zu Tisch setzte, dann lief das im Grunde auf Schillers Satz hinaus. Und es war wiederum des ausübenden Erziehers gutes Recht, das Recht seines Berufes, in der Aussprache vom 12. Mai 1823 zu behaupten: nur wer „die Menschengestalt mit Recht" trage, könne „die einzig richtige" Erziehungsansicht haben.

Von „Selbsttätigkeit" ausgehend als Mensch im persönlichen Leben und darum Selbsttätigkeit auch bei seinen Zöglingen suchend, war Fröbel beständig dem ‚Spieltrieb' gefolgt, dem Schillers ‚ästhetische Erziehung' das Wort redet. Er hatte auch als Leiter nur gespielt, gespielt freilich aus Seelenschönheit und, wie Schiller es forderte: ‚nur mit der Schönheit'. Vor den Zöglingen geschah das mit dem Schillerschen Ernst und unterm Glauben an die kindliche Einfalt, die mehr übet, als aller Verstand der Verständigen nur zu sehen, geschweige denn zu leisten vermag. Wir wissen vor allem aus Fröbels Frankfurter Zeit, daß hierbei eine bewußte Berührung mit Schillers Geist statthatte. Ganz selbstverständlich lebte dessen deutscher Idealismus auch in Wilhelmine, in Middendorff und Langethal. Es wäre nicht Selbsttäuschung gewesen, wenn der Kreis der Keilhauer Erzieher ausdrücklich sich auf den Grundsatz berufen hätte, der nach Schiller jede andere Kunst und das Gebäude ‚der noch schwierigeren Lebenskunst' tragen sollte.

Schiller hatte den Schlußabsatz des letzten der ‚ästhetischen Briefe' mit der Frage begonnen: ‚Existiert aber auch ein solcher Staat des schönen Scheins, und wo ist er zu finden?' Unmöglich konnte Fröbel hinausrufen: Kommt und schaut ihn! Doch, was der Dichterphilosoph seiner Frage zur Antwort gegeben hatte, das umschrieb jedenfalls den inneren Status der Führer Keilhaus bis ins einzelne genau mit den Worten:

> ‚Dem Bedürfnis nach existiert er in jeder feingestimmten Seele; der Tat nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigne schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch durch die verwickeltsten Verhältnisse mit kühner Einfalt und ruhiger Unschuld geht und weder nötig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuwerfen, um Anmut zu zeigen.'

Man hatte in Keilhau das Bewußtsein, einen Erziehungs-Dom anzustreben; mit der Weihnachtsfeier von 1824 hatte dies Bewußtsein einen Hochstand erreicht. Irgendwie mußte das übervolle Herz sich darüber aussprechen, auch wenn nicht eine Aufforderung seitens der Eltern und die Beobachtung hinzugekommen wäre, daß die Zöglinge in mündlichen Äußerungen zu äußerlich, in schriftlichen nur schwer über das Leben der Anstalt Auskunft gaben und geben konnten. Wir werden bald sehen, daß eine fortschreitende Entfremdung Fröbels von dem bereits Erreichten es miterklären hilft, warum er die Schilderung der Weihnachtsfeste seinem Middendorff überließ und sich wahrscheinlich damit begnügte, die sieben vorangegangenen mit dem letzten abschließenden ‚Dom'-Feste in eine Entwicklungsreihe zu stellen. Man sandte Middendorffs Darstellung als Privatdruck und Festgabe allen Eltern zu.

Die Begründung des Ganzen auf das Fest der Geburt Jesu entsprach durchaus dem Grundempfinden Fröbels. Die Darstellung war genährt aus einer Quelle, die nicht von Fröbel erschlossen worden war. Ihr Strom war vielmehr durch Wilhelmine und Fröbels theologische Freunde ins Keilhauer Leben geleitet worden. Wir meinen den Zustrom des religiösen Idealismus Schleiermachers. Dessen Form hat der religiösen Richtung in Fröbels deutschen Idealismus erst die tragenden Wasser geliehen. Sie erleichterten es ihm, die Hindernisse zu berennen, in die er mit seiner Idee einer Erziehungs-„Anstalt" geraten war. Aber er nahm die Stärkung aus altem Mißtrauen gegen jede gelehrte Abhängigkeit fast undankbar verschwiegen hin, auf seiner Richtung beharrend, wie die Donau nach Aufnahme des Inn.

Wir erinnern uns, daß Schleiermachers religiöse ‚Reden' in einer Linie mit Fichtes ‚Anweisung zum seligen Leben' das ‚schönste religiöse Bekenntnisbuch des ganzen deutschen Idealismus' genannt wurden und daß Wilhelmine, Middendorff und Langethal begeisterte Anhänger Schleiermachers gewesen sind. Ihr Einfluß kam bei den erquickenden Abendzusammenkünften in einer Form zur Geltung, die Fröbel von sich aus nie gefunden hätte. Gespräche sind die köstlichsten Geschenke flüchtiger Stunden. So sehr sie sich aber mit diesen verflüchtigen, ein einziges kann von unendlicher Wirkung sein. Das deutsche Schrifttum besitzt ein einzigartiges Gedanken-Kunstwerk, das diesen Vorgang spiegelt. Uns gibt es mehr. ‚Die Weihnachtsfeier', ein ‚Gespräch' Schleiermachers, übrigens die einzige Dichtung, mit der dieser Theologe hervortrat, ist es, die uns Fröbels Fortschreiten verdeutlicht, weil sie daran beteiligt gewesen sein muß. Das Büchlein war 1802 als eine ‚Festgabe' erschienen. Es konnte unmöglich weder Wilhelmine noch Middendorff entgehen und ist ihnen zweifellos schon in Berlin nahe gekommen. Wilhelmine liebte das Vorlesen im vertrauten Zirkel. Sehr wahrscheinlich hat Schleiermachers ‚Gespräch' bereits die Weihnachtsfeier zum Hauptfest der „heiligen Familie" in Keilhau erheben helfen; auch der Gedanke, mit einer Darstellung eben dieser Feste den Eltern der Zöglinge entgegen zukommen, mag über dem Lesen der Dichtung erwacht sein, wenn nicht sogar durch sie erst der Blick sich schärfte für die rhythmische Steigerung der eigenen Christfeiern, die man zunächst doch nur naiv gelebt hatte.

Gewiß war das naive Erleben das wertvollere gewesen; es allein hatte der Festgabe Middendorffs die Lebensnähe verliehen, die dem Büchlein Schleiermachers abging. Zumal unserer Zeit, die einer reinen Gedankendichtung wenig Geschmack abgewinnen kann, ist dessen Ideali-

tät so fremd geworden, daß heutige Leser über dem Ätherischen darin schwer zum Genuß der lebendig gegliederten Gedankenfülle gelangen. Aber dem Theologen, der in Platons Gesprächen lebte und sie einzigartig übersetzte, lag solche Form ebenso nahe, wie seiner ganzen Zeit. Hatte sich doch auch der 21jährige philosophisch gänzlich unreife Fröbel von dem Schellingschen ‚Gespräch' ‚Bruno' packen lassen, das wahrlich nicht leichter zu verstehen war. Nirgends verleugnet sich in der ‚Weihnachtsfeier' Schleiermachers der Verfasser eines Katechismus für Frauen, wie wiederum in den Reden der Männer des dargestellten Kreises auch ein gut Teil der Christologie des Theologen sich mitteilte. Aber wie die eigenartige, streng mathematische Formkraft die schwere Gedankenlast zu Silber- und Goldfäden verwebt oder richtiger gesagt: wie hier eine Gelehrtenhand das Gemälde eines Weihnachtsabends in einem hochgeistigen Hause zusammengestichelt hat, das verleiht dem Ganzen einen seltsamen Zauber, der sich allenfalls sinnlich machen läßt mit der Erinnerung an die unendlich feinen und doch zur Ganzheit zusammenlaufenden Nadelarbeiten in Seidengemälden des fernen Ostens. Das Büchlein erlebte 1826 eine zweite (1837 die dritte) Auflage, an der kein wesentlicher Zug geändert war. — Es ist nicht anzunehmen, daß noch der Leiter Keilhaus die Geduld aufbrachte, sich in diese Feinheit zu vertiefen, obgleich ihn das Gesetz der stufenweisen Stete anlocken konnte, die Schleiermacher ausdrücklich mit Worten, dichtend aber in der fast ausgeklügelten Wahl seiner Gestalten empfinden lassen wollte. Die Familienfeier, die den Untergrund bildete, entsprach keineswegs dem Stil der Festfreude des naiven Kindmenschen Fröbel. Aber das transparente Bild, das gleichsam den Hochaltar der erziehenden Kirche im Anstaltsspeisesaal bei der Christfeier von 1824 gebildet hatte: war es — vielleicht zur Überraschung des Anstaltsvaters — angeregt von dem geistigen Ausgang, den Schleiermacher seiner ‚Weihnachtsfeier' gegeben hatte?

An sich bedeutete es für Fröbel nichts Neues, das Kind zum Träger des Ganzen zu machen. Nur daß er seit seinem Urerlebnis an Frau von Holzhausen das Kind als Erscheinung werdenden Lebens schlechthin betrachtete. Aber um wieviel anschaulicher war schon diese irdische Andacht zum Kinde durch den dichtenden Theologen herausgestellt, nämlich an einem Kind selbst. Der Dichter hatte das Töchterchen des feiernden Hauses, die kleine Sofie, eingeführt, wie sie die Erwachsenen zu ihren Christbauten, vor allem zur Darstellung Marias mit ihrem Kinde rief: ‚Ein verborgenes starkes Licht bestrahlt das Haupt des Kindes und bildet einen Widerschein auf dem vorgebeugten Angesicht der Mutter.' Sofie habe sich vor ihrer Schöpfung wie ein zweiter

Correggio gedünkt. Doch war das Entscheidende für Fröbels Voran der Ausruf, mit dem Sofiens Andacht sich mit kindlicher Einfalt plötzlich zur Mutter wandte: ‚O Mutter! du könntest ebensogut die glückliche Mutter des göttlichen Kindleins sein!'

Schon in seiner Brautzeit — wir lasen es — hatte Fröbel die heilige, ihm vorschwebende Familie unter das Monogramm Christi gestellt und das ☧ verschlungen dem M = Maria: ℳ. Oder sollten wir lieber sagen: mit dem M = Menschheit? Wie dem auch sei; in der Festfreude des Mystikers ging alles zur Einheit auf. Das war nur eine Seelenstimmung; aber sie konnte sich klären an den fast novellenhaft abgerundeten Erzählungen von Weihnachtserlebnissen dreier der feiernden Frauen. Die Erzählungen ließen ‚das stufenweise Hervortreten des Höheren' erleben. Jede sollte dartun: wie Maria in dem Sohne, so könne jede Mutter ‚die reine Offenbarung des Göttlichen recht demütig verehren' im eigenen Kinde, ‚ohne daß das richtige Verhältnis der Mutter zum Kinde dadurch im mindesten gestört würde'. Wenn sich vor allem an diesen schlichten Schilderungen Wilhelmines Art ‚geistiger Mütterlichkeit' emporgerankt haben mag, ihr idealischer Gatte mochte ihr Bild am persönlichsten wiedererkennen in der Gestalt der dritten Erzählung, einer stabat mater, die ihr schon dem Himmel geweihtes Kind am Christtage von neuem geschenkt erhalten hat. Wir ahnten das Leid und kennen die Leiden Wilhelmines, die Quelle und die Folgen ihrer Kinderlosigkeit. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die ‚Mutter' der „heiligen Familie" in Keilhau dem Gatten im Spiegel dieser dritten Erzählung zu dem wurde, was Schleiermacher so bezeichnete: ‚gleichsam eine umgekehrte Maria, die mit dem tiefsten Mutterleiden, mit dem stabat mater anfängt, und mit der Freude an dem göttlichen Kinde endigt.'

In gleich strengem Dreischritt, wie bei den schlichten Erzählungen der Frauen, ließ die ‚Weihnachtsfeier' drei Männer den Grundgedanken des Festes in die Höhen des Geistes verfolgen; und zwar mit drei Reden. Der erste Redner stellte eine Gleichgültigkeit gegen den Mythos zur Schau und ließ die Bibel nur als Träger einer heilsamen Überlieferung gelten. Der zweite, reifere Mann, der Verlobte des mittleren Paares der Feiernden, erging sich über den Inhalt des Festes. Es bedeute ihm: im Kinde einen immer neuen Anfang erkennen, der unerschöpflich sei in Aufhebung aller Gegensätze. Christus, ‚der lieblichste Friedensfürst', habe den Kristallpunkt gebracht. Leben und Kunst sei in diesem, wie Leben und Wissenschaft, nur eines; so unzureichend die historischen Spuren Jesu auch sein möchten. Erst der dritte Redner, der gereifte Hausvater, faßte alles zusammen. Was sei der Mensch an sich anders, als

der Erdgeist selbst, das Erkennen der Erde in seinem ewigen Sein und in seinem immer wechselnden Werden. ‚So sehe ich am liebsten den Gegenstand dieses Festes, nicht ein Kind so und so gestaltet und aussehend, von dieser oder jener geboren, da oder dort; sondern das Fleisch gewordene Wort, das Gott war und bei Gott.“

Damit hörten die Freunde von ihrem theologischen Lehrer bestätigt, was Fröbel bisher nachtwandlerisch verfolgt hatte: in theologischer Begrifflichkeit Fröbels alte Weise, den Erdgeist zusammenzuschauen mit dem Logos. Wenn irgendwo, so verriet sich an diesem Gedanken, daß auch der Leiter Keilhaus von Schleiermacher lernen konnte und — gelernt hat. Wir werden der Logosidee endlich geklärt, wenn auch noch nicht offen ausgesprochen, begegnen in den ersten Sätzen des Hauptwerkes Fröbels: „Die Menschenerziehung“. Noch aber war für die innere Sammlung zu solcher Hauptaussprache weit wichtiger, daß der Kreis der Vertrauten den Geist einer „heiligen Familie“ darlebte. Zur rechten Zeit wird der suchende Fröbel den Silberfaden des Schleiermacherschen Gedankens ergreifen, jenes vom Hausvater in der ‚Weihnachtsfeier‘ ausgesprochene Kernwort der Dichtung des Theologen: ‚Darum sieht jede Mutter, die es fühlt, daß sie einen Menschen geboren hat, und die es weiß durch eine himmlische Botschaft, daß der Geist der Kirche, der heilige Geist in ihr wohnt, und die deshalb ihr Kind mit ganzem Herzen der Kirche darbringt und dies zu dürfen als ihr Recht fordert — eine solche sieht auch Christum in ihrem Kinde.‘ Vorerst wurde dem kinderlosen Manne Trost in der Verehrung, mit der man ihn zu den Gesprächen als mehr oder weniger schweigsamen Gast aus seiner Schreibstube herabkommen sah oder wieder dorthin entließ.

Auch von solchem Erlebnis hat sich eine feine Spur erhalten. Schleiermacher deutet in seiner ‚Weihnachtsfeier‘, je näher dem Schluß, um so spannender auf einen späten Gast, eine fast mystisch gehaltene Gestalt, der er mit tiefer Absicht den Namen ‚Josef‘ gab. Mit dem Kommen Josefs schloß das ‚Gespräch‘, und der Dichter ließ es schließen durch die Worte dieses kindlichen Greises: ‚Es war ein langer liebkosender Kuß, den ich der Welt gab ... Kommt denn, und das Kind vor allen Dingen mit ... und laßt uns heiter sein und etwas Frommes und Fröhliches singen.‘ „Kommt, laßt uns unsern Kindern leben!“ — Dieser Ruf fand sich zum erstenmal ein in der damals entstehenden „Menschenerziehung“. Auf solchen verschwiegenen Wegen wurde Schleiermacher bedeutsam für Fröbels Suchen.

Ein äußerer Zwischenfall trieb die Entwicklung voran. Tod ihres Vaters rief Wilhelmine im Frühling 1825 nach Berlin. Die Abwick-

lung der Erbschaft und Wilhelmines geschwächte Gesundheit hielt die „Mutter" dort mehrere Monate der Anstalt fern. Wohl versprach der Nachlaß eine Erleichterung von manchen Sorgen. Fröbel mochte durch ihn auch die Möglichkeit sehen, seine „Menschenerziehung", trotz Karl Poppos Tod, in der Rudolstädter Hofbuchdruckerei erscheinen zu lassen. In den Briefen an die ferne Gattin hören wir Klagen über den Verlust der Abendstunden, in denen „so oft des Tages Spannung sich gelöst" hatte. Nichts fülle die Leere aus, die der Mann durch die Trennung von seinem teuren lieben Weibe empfindet. Wilhelmine aber suchte ihm nicht nur geistig nahe zu bleiben; sie näherte sich seinem Geiste auf einem Wege, der abermals an Gespräche über ihres Lehrers ‚Weihnachtsfeier' erinnert. Am 30. März 1825 schrieb sie aus Berlin, sie preise sich glücklich, daß Erziehung und Leben ihr möglich mache, einen Geist wie Herder ‚zu verstehen, nachzuempfinden und zuweilen auch nachzudenken'. Sie vertiefe sich in ‚Herders Ideen'. Das Werk, in dem sie ‚so viele Beziehungen' finde, sei ihr lieb, weil ihr dadurch Fröbels Geist ‚nahegezaubert' werde. So blieb sie der Hausfrau in der ‚Weihnachtsfeier' gleich; ‚den Männern nachdenkend und in ihrem Kreise lebend', ordnete sie alles und setzte in die Tat um, was in jenem Büchlein nur Gedankendichtung war.

Sie hoffte, Mutter und Tante nach Keilhau zu ziehen, wenigstens zum Besuch; gab von Berlin aus Anweisungen, wie die Gastzimmer zeitig auszumalen und zu tapezieren wären, daß den alten Leuten die Frische nicht lästig oder gar schädlich würde. Doch noch während Wilhelmine den Brief schrieb, scheuten die beiden Frauen vor der weiten Reise zurück. Daß Fröbel selbst daraufhin im April nach Berlin fuhr, geschah aus triftigeren Gründen. Man hatte in Keilhau gemeint, wegen der Beiträge für die beiden Luther keine persönlichen Mahnungen schicken zu sollen; nun betrugen die Rückstände bereits über — 700 Taler. Georg Luther stand auf dem Sprunge, die Universität zu beziehen; was Keilhau mit Georg erst für 10 Jahre versprochen hatte, war mit achten geleistet worden, wie denn dieser Luther auch nur wenige Universitätsjahre brauchte, um zum Pfarrer ausgebildet und angestellt zu werden. Die Frage nach den rückständigen Beiträgen der Berliner Universitätsprofessoren bot Fröbel Gelegenheit, mit Schleiermacher Fühlung zu nehmen. Schleiermacher übergab ihm die Liste der Zeichnungen für die beiden Luther, und Professor Weiß übernahm es, die Gelder einzuziehen. Die neue Berührung mit den beiden für seine bisherige Ideenentwicklung so bedeutsamen Männern erfolgte ohne offensichtlichen Einfluß auf Fröbels weitere Bahn.

Den Leiter Keilhaus begleitete die Sorge, daß der noch nötige innere Ausbau des oberen Hauses in seiner Abwesenheit stille stehe. Ein als Unterlehrer helfender Zögling, Christoph Wetzstein, beantwortete peinlichst des Abwesenden Mahnungen. Fröbel durfte glauben, daß die Anstalt den Geist, den er ihr mitgeteilt, bewahre, auch wenn der Gründer fern weilte. Das zeigte die Nachschrift des jungen Wetzstein:

‚Fröbel, Mann Gottes! Dein erster, strafender Brief ist uns geworden, und Deine Rede, dafür wollen wir sorgen, soll nicht im Winde verklingen . . . Dein Zuruf: wer treu ist, sei recht, sei ganz treu und wanke nicht, wenigstens sei er rein und wahr in Wort und Tat; er soll mein Morgen- und mein Abendgeläute sein. Habe Dank, Du treuer Mann . . . Einzelnes Flackerfeuer kann mir nicht mehr genügen, ich will auch keine versengende, sich und andere versengende Glut mehr haben, sondern ein stetiges, ein Flämmchen, das da wärmt und leuchtet, ein Funken des Lebens vom Ewigen . . . Dein Leben ist ein solcher Funken, laß mich daher an Dir halten, auf daß er sich auch in mir entzünden könne. Laß mich an Dir halten! . . . Du gibst Taten, laß mich Dir nachfolgen!‘

Und wie verhielt sich Fröbel in der Ferne, zur Seite seiner kinderlosen Gattin? In heimlicher Stunde, — „die Uhr tickt, leise und still die Zeit des Lebens verfließt“ —, richtete er, was ihm das Herz erfüllte, an — Emilie, an das jetzt 21jährige Kind seiner Ideenbeichte in Keilhau. Es war am 23. April 1825, zwei Tage nach Vollendung seines 43. Lebensjahres, zu dem ihm die Gattin eine Hyazinthe geschenkt hatte. „Du weißt, wie lieb mir die Hyazinthen sind.“ Der Besuch der großen Stadt hatte ihn Blicke tun lassen, die ihn mit Gewalt auf die im letzten Jahr heraufgedämmerte Bahn stießen. „Sieht man . . . dieses Treiben . . . mit einem arglosen, nur das Beste suchenden und erwartenden Kindesblick, so glaubt man, Streben, reines Streben nach Darstellung des Besten und Höchsten müßte die Triebfeder . . . sein; aber wie ganz anders ist es, wenn das innere häusliche, innere Familien-, das innere bürgerliche Leben sich uns öffnet.“ An Stelle der Kindesarglosigkeit trete die niedrige Persönlichkeit, Selbstsucht und Genußtrieb, ohne alle Frucht für Geist und Herz. Die Menge wandele zwar zwischen schönstem und duftendstem Blumenflor. Aber die Lust daran werde ihr nur zum Zweck, nur eindrucksvoller sich selbst, die eigene Person zur Schau, „und ich möchte fast sagen, zum Kauf zu tragen“.

Das Heute der vergänglichen Körperwelt, nicht das Morgen des ewigen Geistigen im Menschen sei dieses Menschengetriebes Ziel. „Auch wir“ — und mit diesem wehen Wort sprach sich zum erstenmal aus, was sich zwangsläufig vorbereitete: Fröbels Abwendung von Keilhau — „auch wir in unserm stillen Tal und kleinen Dorfe . . ., wir pflegen, erziehen und lehren die Kinder solcher Eltern . . .“ Und alle die Zöglinge würden in deren Leben zurückkehren! Das aber könne nicht das Ziel Keilhaus sein und sei es ganz gewiß nicht. Wohl: als Lebenserscheinung

entspringe alles dem Streben; wie aber könne ein und derselbe Trieb so wirr laufen, daß dem einen die Natur eine tote Masse erscheine, dem andern als ein lebendiges Wort? Das klare Ziel sei doch ein einziges: das Bild Gottes im Menschen erscheinen zu lassen! Wie sei dies zu erreichen? So fragte der 43jährige Mann, fragte es vor dem heraufbeschworenen Bilde Emilies, die für ihn längst — die Braut Barops war. Da konnte die Antwort nur lauten: Durch Rein-Erhalten der Reinen! Hören wir aber, wie Fröbel das sagte! Alles hänge vom ersten Blick ins Leben ab. „Wie die Sonne die Blumen liebt, die tausendfachen Vervielfältiger ihres Lichtes, ihres Wesens und der in ihr ruhenden Form und Gestalt, und [wie sie] bei der einzelnen weilt, sie zu erschließen zu lieblicher Gestalt, schöner Farbe und süßem Dufte — so [liebt] der sich bewußte Geist das klare reine Kindesgemüt, den reinen hellen Kindersinn und weilt bei dem Einen, daß es sich entfalte zu schöner Gestaltung. Nicht aufdrücken und ausbilden sollen diese Mitteilungen Dir, Emilie! Fremdes; aber entwickeln und ausbilden sollen sie Dein eignes Wesen."

War das nur der Geist dessen, was man bereits in den Kinderbewahranstalten der Städte anstrebte? Uranfänglich lag hier überhaupt keine Beziehung zu dieser Einrichtung vor, die als eine äußere Handreichung, als eine ‚Nothilfe' arbeitenden Müttern die Sorge um den Nachwuchs abnehmen wollte. Fröbels Liebe setzte tiefer an, vorseits jeder, mit dem heraufsteigenden Zeitalter der Fabriken und Großstädte verknüpften Notlage. Es war der Logos der „Menschenerziehung", der hier einen Strahl voraufwarf. Indessen brachte der Besuch Berlins Fröbel auch eine Anregung, klarer zu veranschaulichen, was ihm unterm Werden des Buches vorschwebte. Der Text mag damals bereits weit gefördert gewesen sein: noch bis zum Ende desselben Jahres 1825 wurde es gedruckt. Wir kennen schon aus jenem Erguß vom 12. Mai 1823 den Inhalt der ersten 50 Druckseiten. Und die neue Form? — Die Lebensempfindung Fröbels gab sich hier in einem einzigen sinfonischen Lobgesang über das Wesen und die Bestimmung des Menschen. Jetzt hatte sich der Begriff „Gesetze" bereits zu der einen Idee „Gesetz" verinnerlicht, so daß der allererste Satz der Schrift lautete: „In allem ruht, wirkt und herrscht ein ewiges Gesetz." Damit war die Leitlinie des Ganzen ausgesprochen. Wohl konnte die wiederholte Betonung von Wesen und Bestimmung des Menschen die Nähe Fichtes verraten; schwieriger war es, die Überschneidung der Tonlage Fichtes vor allem mit jener Schleiermachers zu erkennen. Dürfen wir sagen, daß etwas vom Kanon des Logos erklang, als sich hier der deutsche Idealismus zu tiefst mit christlich-religiösem Idealismus sättigte?

Wäre Fröbel an theologischer Führung seines Erziehungshymnus gelegen gewesen, er hätte weniger zurückhaltend den Anfang des Evangeliums Johannes anklingen lassen. Erst Jahre später wagte er in zwei unterschiedlichen Schritten den Anfang der „Menschenerziehung" ausdrücklich diesem heiligen Text anzugleichen. Er war für ihn richtunggebend, wie den Denkern Fichte und Schleiermacher. Doch schon die dritte Zeile seines Hymnus, der die Vereinigung von Äußerem und Innerem verkündete, bezeichnete, was beides umfaßt, mit dem Wort: „Leben". Auch im übrigen vermied Fröbel jeden Anklang an Worte der Bibel. Ihm genügte, zu bekennen: aus Gott, dem einheitlichen und einzigen Grunde aller Dinge, sei alles erstanden, und alles habe im Musterleben Jesu die bisher höchste Darlebung erfahren. Und der Grund, aus welchem er seine in Keilhau so treu bewährte Kirchlichkeit verbarg? Der Grund lag in der Überzeugung: Niemand sehe jenes Gesetz der Einheit, der in Jesu Leben nur die äußere Form erfasse. Nur das lebendig Musterhafte darin solle festgehalten, die Art der Erscheinung aber freigegeben werden. Gleichwohl wollte Fröbel sein Werk seinem „Seelenfreunde" Jesus widmen. Darum setzte er auf eine leere Seite in lakonischer Wucht das eine Wort

Ihm.

Denn wie das Werk als Ganzes verkündete: das Universum sei eine einzige, große Erziehungsveranstaltung Gottes, des Vaters, so weihte er dem sein Streben, der die Lehre vom Vater der Menschen im Himmel der Menschheit vorgelebt hatte.

Wie einer so ausgerichteten Menschenerziehung zu genügen sei, das zu zeigen, übernahm „bis zum begonnenen Knabenalter" der übrige Text der 497 Seiten. Sie enthalten die Überfülle der von Fröbel lebendig erprobten Erziehungsweisheiten im einzelnen. Wer die Erfahrung eines tief bewährten Praktikers mitbrachte oder das Ganze mit der Kenntnis des Lebens überschaute, aus dem jedes einzelne geschöpft war, der bedurfte keiner weiteren Erläuterungen. Aber der Text war wie ein flutendes Meer, äußerlich kaum hier und da einmal gegliedert, als käme es dem nur dem inneren Leben lauschenden Verfasser darauf an, das Leben jeden Zöglings, unzähliger Zöglinge, kurzum: das allgemeine Leben der Kindheit über alle Vorschrift zu stellen. Fröbel ließ keinen Zweifel, daß er der Ausübung einer Erziehung von Fall zu Fall das Wort redete. Die wichtigste Stelle für diese große Kunst lautete: „Deshalb sollen Erziehung, Unterricht und Lehre ursprünglich und in ihren Grundzügen notwendig leidend, nachgehend (nur behütend, schützend) nicht vorschreibend sein." So wollte er letztlich mit Beispielen und noch zahlreicheren

Betrachtungen nur einführen in den Geist der Erziehung. War dieser für ihn der Geist der Ordnung Gottes im Universum, so hätte ein Kenner Pestalozzis nur einen Mitläufer des Schweizers vermuten können. Der geduldige Leser aber merkte, daß alles auf bestimmtes zielvolles Handeln im einzelnen eingestellt war. Ausdrücklich geschah das mit jenem an Goethe erinnernden Worte: „Tu dies, und sieh', was in dieser bestimmten Beziehung aus Deinem Handeln folgt, und zu welcher Erkenntnis es Dich führt."

Es wäre voreilig, zu viel Absicht walten zu sehen in der Form, die zum guten Teil Fröbels Unvermögen entsprang. Wir wissen, für ihn war bereits der Herbst erster Anstaltsbegeisterung gekommen. Die eilige Ernte der Versuchsanstalt Keilhau — das wollte dies Buch werden. In dieser Bedrängnis scheint Fröbel in Berlin einen Wink aufgefangen zu haben, den Kern des Ganzen unmittelbar durch Bilder anschaulich zu machen. Wie es zu dieser Anregung kam und wie sich dabei Fröbels Ureigenstes ihrer bemächtigte, das zu beobachten, erlaubt den reizvollsten Einblick in die Werkstatt des grübelnden, um Gestaltung ringenden Menschen.

Seit der Geburtstagsfeier der kleinen Caroline von Holzhausen in Frankfurt 1808 schwebte Fröbel die Idee des „Gartens Gottes" vor Augen. Das damals im Eßzimmer ‚Auf der Öde' gestellte Bild der „Lilie im Garten" wurde für die „Menschenerziehung" in einem Oval festgehalten, das den Titel auf dem Umschlag vertrat und zugleich das Buch schmückte. Als Gegenstück erhielt die hintere oder untere Seite des gelbbraunen Bandes ein zweites Oval: „Jesus im Tempel". Das letztere Bildchen muß wohl dem ersten die Form bestimmt haben; denn in Berlin wurde für das Jahr 1827, zwar ein Jahr nach dem Erscheinen der „Menschenerziehung", doch in ‚siebenter unveränderter Auflage' ein ‚deutsches Buchstabir- und Lesebuch' gedruckt: ‚Zu haben bei dem Schullehrer J. G. Elsner . . .' Das an sich für uns gleichgültige Schulbuch trägt mitten auf dem Titelblatt jenes Schlußoval Fröbels in schärferer und hellerer Ausführung. Darunter die Unterschrift: ‚Jesus als Kind im Tempel. Luk. 2, 46.' Ob Fröbel das Bildchen einer früheren Ausgabe der ‚unveränderten' Auflage abgepaußt hat, ob er ein Stück von ihr mit nach Keilhau genommen; jedenfalls waren Gedanke und Zeichnung so eindrücklich, daß sie zwei Schulmännern, ihm und jenem, dem Handlanger im Schulbetrieb, zugleich dienlich schienen.

Dennoch wurde die für den Kern der „Menschenerziehung" gefundene Hülle bis in unsere Tage achtlos beiseite geworfen; denn daß sie ihn mit ihren Nußschalen gleichenden Ovalen tatsächlich in nuce enthielt, entging

immer noch dem oberflächlichen Betrachter. Darum schritt Fröbel in nachgehender Liebe mit einem erklärenden Zusatz zur weiteren Ausführung der anschaulichen Schale seines Buches. Wir sehen ihn dabei bereits wieder in Keilhau. War der Umschlag mit den Ovalen schon gedruckt? Wahrscheinlicher ist, daß Fröbel fürchtete, die scharfen Lettern eines Schriftsatzes möchten durchdrückend seine Bilder schädigen. Er ließ den erklärenden Text auf zwei feine Zettel drucken und sie auf die Innenseiten des Umschlages kleben. So las man vorn:

„Die Lilie im Garten.

Frisch und fröhlich, wie die Lilie im Garten, wachse nach von Gott ihm gegebenen Leben in mütterlicher Pflege und väterlicher Sorgfalt, unter dem Schutze der nach göttlichem Gesetze wirkenden Natur und unter Gottes himmlischem Segen der Mensch in der Familie, dem Garten Gottes, empor."

Mit dem Text und dem Bilde der Lilie im Garten verklammerte ein „Dann" auf dem Zettel zu „Jesus im Tempel" das Vorn und Hinten miteinander. Bekenntnis war beides, und zugleich Aussprache des Ziels. Der zweite Zettel erhielt die Worte:

„Jesus im Tempel.

Fröhlich und gesund wird dann sich der Mensch entfalten, rein und klar sich entwickeln und schon als Knabe Ewiges in sich fühlen und aus seinem Gemüte kundtun; in seinem Leben und durch sein Leben wird sich Gott offenbaren, er wird sich in der Ursprünglichkeit seines Wesens zeigen, gleich Jesu in dem Tempel Gottes."

Fröbel hoffte, dem Lehrer durch die scheinbare Verzettelung den wirklichen ‚Zettel' seines Gedankengewebes zu geben; so, wie die Freunde beim Christfest im neuerbauten Speisesaal von 1824 Keilhaus Wollen, sein Bekenntnis und sein Ziel in einem leuchtenden Bilde versinnlicht hatten. Das verbindende „Dann" war der Versuch, beide Ovale zugleich und mit Hilfe der Zettel gegenseitig zu durchleuchten. Er schuf für das geistige Auge aus beiden Bildern ein Symbol für seinen Weg der Erziehung. Hat Fröbel so den beschaulichen Leser über das Halbtausend der Seiten seiner Hauptschrift hinweg zur Zusammenschau der Entwicklung gelockt, die, wie die Pflanze wurzelnd in der Erde, bis zum Lesen im Himmel Gottes führt, — er hatte das Seinige getan, Unmöglich-Scheinendes möglich zu machen: seine Idee mit Augen sehen zu lassen. — —

Schon im Mai 1825 war er mit seiner Gattin nach Keilhau zurückgekehrt. Dort erwartete ihn anschleichende Not und ein fast völliger Zusammenbruch der Anstalt. Zunächst aber wurde ihm eine große Freude, als sollte er rechtzeitig vorm Zweifel an seinem Genius beschützt werden. Oken, der Naturphilosoph Schellingscher Richtung, veröffentlichte in seiner ‚Isis' den amtlichen Bericht des Hofpredigers Zeh vom 6. Mai 1825. Die Darstellung erging sich auch über den Befund bei der zweiten





amtlichen Besichtigung, die Zeh im März 1825, noch vor Fröbels Reise, auch den höheren, den „klassischen Unterricht" hatte beobachten lassen. Der begeisterte Bericht schloß mit den stolzen Worten:

„So betrachtet ist die Anstalt ein rechtes Gymnasium; denn alles, alles, was getrieben wird, ist wahre Gymnastik des Geistes.

Heil den Kindern, welche hier vom sechsten Jahre an gebildet werden! Könnten alle Schulen in solche Erziehungshäuser verwandelt werden: — so müßte nach einigen Generationen ein geistig kräftigeres und trotz der Erbsünde ein reineres, edleres Volk daraus hervorgehen. Das ist meine so feste Überzeugung, daß ich meinem Vaterlande Glück wünsche, in seinem Gebiete ein Anstalt zu besitzen, die schon in ihrer jetzigen Entwicklung mit den besten in der Nähe und Ferne sich messen kann, und für deren Ruhm, wenn sie künftig noch ungehemmter von äußeren Schwierigkeiten fortschreiten wird und der Tod keine Lücke in die Reihe der ersten Lehrer reißt, vielleicht schon nach fünf Jahren Deutschlands Grenzen zu eng sein werden."

Die Veröffentlichung des Berichts war ohne vorherige Zustimmung des Rudolstädter Hofes nicht möglich. In den Stolz auf die Leistung des eigenen Landeskindes mischte sich die Sorge um Bestand des Werkes, den man von den Persönlichkeiten abhängig sah; mit recht, weil bei wertvollen Anstalten nie anderes entscheidet. Der Schluß Zehs enthielt ein ehrliches Bekenntnis. Sein Ausruf war reines Prophetenwort, für Fröbels persönliches Schicksal freilich im Sinne jener zwiespältigen Verkündigungen des Orakels zu Delphi. Nach wenig mehr als fünf Jahren mußte Fröbel Keilhau und den politischen Grenzen Deutschlands den Rücken kehren, — ein tief gedemütigter Mann.

* * *

42.

Versuch mit einem „Wochenblatt". Letzte Vereinsamung. Unterm „ehernen Gesetz".

Im letzten Jahre hatte die Fürstinmutter von Schwarzburg-Rudolstadt in eigener Person nicht nur Einblick in das Treiben zu Keilhau genommen, sondern sogar selbst zur Feder gegriffen und im Tone ihres Hofpredigers Fröbels Erziehung gepriesen. Trotzdem mußte Keilhau den stattlichen Band der „Menschenerziehung" verschenken und obendrein bitten, daß man ihn lese. Das Werk war im Eigenverlag der Anstalt erschienen; ein doppelter Fehler! Kaufmännische Fähigkeiten besaß man in Keilhau nicht, und keiner der dortigen Führer wollte solche üben. Gab sich denn Fröbel aber besonderen Hoffnungen bei dieser Veröffentlichung hin? Eines der ersten Stücke ging am 31. Januar 1826 an die drei Schwestern Müller in Döllstädt, an die Familie seiner 1811 verstorbenen Schwester.

Die Mädchen hatten den Oheim 1824 besucht und mit großer Dankbarkeit des Aufenthalts in der Anstalt gedacht. „Es hätte mich", so schrieb Fröbel, „von der Überschickung des Buches wohl der Gedanke abhalten sollen, daß die Sprache in demselben nicht durchweg Eurem lieben Vater zusagen möchte." Die Sendung wolle auch nur als eine freundliche Gabe angesehen werden. Beigelegt waren aber zugleich die Belege eifrigeren Werbens. Der Verfasser hatte einen kurzen Auszug, eine Art Empfehlung seines Werkes angefertigt unter der Bezeichnung „Erziehungsbuch". Der Aufsatz erschien in dem „Wochenblatt für Selbstbildung und Bildung anderer", einem neuen Unternehmen Fröbels, erinnernd an Pestalozzis ‚Wochenschrift für Menschenbildung'. Schon am 7. Januar 1826 war die erste Nummer herausgekommen, ebenfalls im Selbstverlag und unter dem Titel „Die erziehenden Familien". Am Kopf trug sie den Abdruck des Ovals „Die Lilie im Garten". Die naiven Verleger glaubten, dem Blättchen einen leichteren Absatz zu schaffen durch „Stimmen Verstorbener", das heißt mit kurzen pädagogischen Merkworten früherer und frühester Zeiten, mit kleinen Gedichten, Erzählungen und Abdruck von Briefen. Blind gegen die innere Schwierigkeit seines Unterfangens war Fröbel auch hierbei keineswegs. Die eigentliche unterhaltende Seite, sowie eine leichte Sprache gehe der Wochenschrift ab; „da ich beide wenigstens nicht mit dem mir vorgesetzten Inhalt vereinigen konnte". So schrieb er nach Döllstädt.

Und die Freunde als Mitarbeiter der „erziehenden Familien"? Langethals — oder war's Middendorffs? — Freude am Erziehungsberuf brach sich nach außen hin Bahn in einem Beitrag: ‚Knaben-Frühlingsspiele'. Die Worte waren daktylisch beschwingt, Pentameter eingeflochten. Die prosaische Zeilenform fortlaufenden Textes verhüllte verschämt den heimlichen Wettlauf mit Schillerschen Distichen, dennoch verratend, daß man sich im Spiel mit den Kindern Künstler fühlte wie Schiller. Nüchterner gab sich eine Mahnung: ‚Kirchenfeste, Kinderfeste'. Sie suchte für ein Kinderfest westfälischer Art am Sonntag Palmarum zu werben, war also zweifellos von Middendorff, dem Dortmunder. In der geistigen Haltung waren beide Aufsätze so verwandt wie die Handschrift der drei Führer Keilhaus; und diese wurde schließlich so schwer unterscheidbar, daß einer für jeden der beiden andern Briefe schrieb und gelegentlich selbst mit deren Namen unterzeichnete. Gelebte, verantwortungsfrohe Dreieinigkeit!

Fröbels Beiträge behielten den Sonderstempel ihres Urhebers, aber sie wurden recht ungleichwertig. Merkwürdig: der schwächste überschrieb sich „Die Verlobung". — Das Fest der silbernen Hochzeit Christian Fröbels mit der vortrefflichen Hausfrau im „untern Hause" war am Tage der

letzten Pfingsten für die Zöglinge zu einer Hauptfeier ausgebaut worden; sie hatte danach ganz lebensläufig die Verlobung Middendorffs mit Albertine gebracht und zugleich bewirkt, daß Langethal sich für Wilhelmines Pflegetochter Ernestine Crispine erklärte. Das Verlobungsfest war zum Geburtstag der „Mutter" der Anstalt begangen worden. Zu diesem 16. Sept. 1825 hatten die Zöglinge unter unendlicher Mühe einen Zickzackweg den Kirschberg hinauf fertiggestellt, auf dem nun jeder Naturfreund sicheren Schritts den steilen Kalksturz überwinden konnte, um oben, nachdem sich das Auge in schattiger Hütte aus Felsen und Moos vom grellen zurückgeworfenen Sonnenlicht beim Aufstieg erholt hatte, eine herrliche Aussicht zurück ins Tal zu genießen. — All das lag dem Aufsatz „Die Verlobung" zugrunde und kam doch kein grades Wort davon in den Text. Entkleidet jeder Anschaulichkeit gab Fröbel nur die Ideen, die sein symbolisches Erleben der beiden großen Familienfeste ihm gezeigt hatte: Zielerreichung! Der Weg auf den Kirschberg lag vor Fröbels Fenster; also war es doch klar ersichtlich: das Leben fordere „oft rauhen, oft steilen und dornigen, oft felsigen Weg, damit nicht einer allein, einzeln und getrennt, ermüdet und erschöpft zum Ziele gelange; nein! Damit alle geeint in freudiger fröhlicher Einigung wandeln und emporsteigen mögen auf Liebe geebnetem Pfade zur steilen Höhe, zum Ziele der Menschheit, zum schönen Ziele."

Von Keilhaus Lebenskunst Zeugnis abzulegen, gelang Fröbel besser in einem Aufsatz: „Von dem Wesen und der Bestimmung des Menschen, und von der Möglichkeit der Erreichung der Darstellung derselben im Leben." Auf ganz wenigen Seiten erwuchs da das Ganze innig und schlicht aus dem Boden der Familie, in rechter Betreuung des Kindes die Einheit „in Gott und durch Gott kund zu tun und zu offenbaren".

Alles übertraf Fröbel mit einer bei weitem ausführlichsten Darbietung: „Die Kunde der Formen und Gestalten und diese in ihrer höheren Bedeutung und Beziehung." Hier vereinigte sich Idee und Erfahrung zu persönlicher Mitteilung. „An Freund K. — zur Feier seines Geburtstages am 12. Februar", stand darüber. Der Text knüpfte an einen vor Jahren wirklich stattgefundenen Besuch [Kandlers?] an und hielt, ein Versprechen einlösend, die damals begonnene Form mündlicher Aussprache vorteilhaft durch. Auf diese Weise war Fröbel recht glücklich bei der dem Erzieher zufallenden Aufgabe festgehalten worden. Und da er sie jetzt ausschließlich in der Beachtung und Unterstützung der naturgemäßen Selbsttätigkeit gerade der kleineren Kinder sah, so löste er fast spielend einen Teil der Forderung ein, die mehr als zwanzig Jahre zuvor Spanier erhoben und bei Pestalozzis Anfang vermißt

hatte. Die Achse lag in dem Satz: „Gut ist es daher, wenn nach der Verschiedenheit, den Graden der Entwicklungsstufen immer solche Gegenstände zu den Anschauungen aus der Gesamtheit der Umgebung herausgehoben werden, welche immer etwas größer sind und etwas zusammengesetzter in ihren Teilen, als die Anschauungskraft des Bildlings; damit die Kraft desselben daran sich entwickle, stärke, ausbilde."

Von dieser Erkenntnis aus gab Fröbel die feinsten Winke über den Trieb, der die Kinder vor bildlichen Darstellungen verweilen läßt, und begründete darauf die Pflicht des Erziehers zu sorgsamstem Ansatz der „Bilderbücher", forderte auf, die Bilder rechtzeitig durch die wirklichen Dinge zu ersetzen und ebenso rechtzeitig zu solchen „Bilderbüchern" zurückzukehren. Die Erwähnung der „gemalten Welt", des Orbis pictus, (sie verriet, daß er längst zu Comenius gegangen, ehe die persönliche Berührung mit Krause fällig wurde) erinnert an Goethes Ablehnung dieses allenfalls für fremdsprachlichen Unterricht brauchbaren Werkes. In ähnlicher Weise verschwiegen stieg hier auch der Schatten Basedows, Goethes ‚Prophete links', bei Fröbel auf. Mit Goethe auch hier in einer Front, lehnte der Menschenerzieher in diesem Aufsatz Basedows ‚Elementarwerk' ab, ohne es auch nur zu nennen. Er habe das Kind sehr bald des Bilderbuches müde werden sehen, das „auch den abgezogensten Begriff, den Begriff des Unkörperlichen, im Bilde anschaulich machen", Freude und Lachen, Geist und Seele „malen" wollte. (Zweifellos schwebten ihm dabei die Chodowieckischen Kupfer der Basedowschen Veröffentlichung vor.) Seine Knaben in Keilhau hätten „zum körperlichen Spielzeug" gegriffen und im versonnenen Spielen alle Teile vom Ganzen eines Dinges her zu erfassen gesucht. Diesen Trieb, von der Einheit zur Einzelheit abwärts, zur Mannigfaltigkeit aufwärts zu steigen, sah er als Regung der unversehrten Bildungskraft an. Er nannte deren Beachtung „einen Talisman" für den Lehrer, der ihm von den Kindern selbst gereicht werde, erwähnte auch mit Behagen, wie ihm selbst — wir betonten die Geschlossenheit seiner seltsamen Erscheinung — „die kleinen fünf und kaum sechsjährigen Knaben" entgegenkamen: „Komm, laß dich abzeichnen." Oder wie sie — ein Bildhauer macht es nicht anders — „nun mit der Fingerspitze an den scharfen Umrissen oder Kanten des Gegenstandes hinfahren".

Das war die Art, mit der der Gehilfe im Mineralienkabinett zu Berlin seinen steinernen Lieblingen ihre Geheimnisse abgestreichelt hatte, alle Sinne brauchend. Jetzt als Erzieher erhob er ihre Lehre zum Gesetz. Es gelte, den Weg einzuschlagen, „welchen die Natur in der Bildung ihrer Gestalt selbst ging, nämlich von geradlinigten Festgestalten zu rundlichen und zu Lebegestalten heraufsteigend." „Nur der nachdenkende Selbst-

schaffende erkennt lebendig und wahrhaft den Schöpfer und [zwar erkennt er ihn] in dem Maße seines Schaffens." Von dieser morphologischen Grundstellung aus baute Fröbel nun tatsächlich den ganzen Kosmos des Keilhauer Unterrichts vor seinem Leser auf, ausgehend vom Punkt. Die Linie diente ihm noch einmal besonders, jenen doppelten Bildungsbegriff auszusprechen, der sein Denken mit dem des Morphologen Goethe vereinte. Die Linie sei das „erste und äußerste" zur Erkenntnis des Bildungsgesetzes:

„einmal nämlich kann sie als ein schon Gewordenes, Daseiendes, Äußerliches betrachtet werden;

dann aber auch als ein in jedem Augenblick sich neu und immer wieder neu Erzeugendes."

Gemeint war die Linie einmal als ruhende Erscheinung, zugleich aber als elementarster Ausdruck der Bewegung, als „Richtung". Für die in einen Augenblick zusammengelegte Zweiseitigkeit der ganzen Formenbetrachtung prägte Fröbel jetzt — er wisse sie „nicht kürzer zu bezeichnen" — den einfältig klaren Namen: „die anhäufende und die entwickelnde" Schau der Form und Gestalt. Das Gleichzeitige der kindlichen Ganzheitsempfindung war dabei das ‚Lebendige' (Goethes).

Nicht müde wurde er, dem Freunde solcher lebendigen Naturerfassung zu beteuern, welche Freude es bringe, so gemeinsam der Natur in die Werkstatt zu schauen. Denn mehr als gelegentlich würden die Kinder dabei die Lehrer ihrer Erzieher. So hätten die Zöglinge oft Formen nach deren Entstehung, also entwickelnd, einander zugeordnet, wo er die gleichen Formen nach ihrer äußern, anhäufenden Erscheinung anders geordnet haben würde. Dabei habe er „eine Frucht seines Grundgesetzes für den Lehrer" gefunden: „Immer prüfend und beachtend, und ja nicht wegwerfend und vernichtend dem nachzugehen, was der Naturssinn und das natürliche Gefühl des Schülers aufstellt und festhält."

Über Linien und Winkel verfolgte der Aufsatz den Lehrgang von Stunden, ihn zum Teil in Frage und Antwort anschaulich beschreibend; danach das Gesetz, wie äußerlich völlig gleiche Erscheinungen sich je nach dem Vorgang ihrer Entstehung scharf unterscheiden. Das diente dem Nachweis: nicht totes Wissen, nur Ergebnisse in Einigung mit ihrer Entstehungsreihe seien lebendig und Leben entwickelnd. Gehe darüber auch „das Wissen der Ergebnisse in seinen Einzelheiten verloren", so trage doch der Mensch immer das Gesetz des Entstehens lebendig in sich, „in jedem Augenblicke fähig, das Ergebnis von neuem hervorzurufen". — „Wirf, Freund, einen prüfenden Blick auf das ganze Geschäft, die Gesamttätigkeit des Menschen, in welchem Stande und Berufe du willst,

vom Denker bis zum Künstler: tut er etwas anderes, ... als das Innere, das Leben des Gemütes und Geistes äußerlich zu machen, und das Leben und Wesen der äußeren Dinge zu durchdringen, in sich aufzunehmen, und so beides in sich auszugleichen?"

Freilich dachte Fröbel hier wieder nur den Menschen, der er selber war. Aber er zielte damit schon beim kleinen Schüler auf den Gebildeten der Zukunft, wie er ihm jetzt klarer vorschwebte. „Wir erziehen und entwickeln den Menschen viel zu sehr nur nach Maßgabe und für Darstellung des schon Bekannten, Daseienden ... Wir sollten ihn so erziehen, daß das noch unerkannte und unbekannte menschlich Gute, was notwendig noch in dem Menschen liegt, aus ihm hervortreten könne." Die Lehrstunde, die hier gegeben wurde, war schon von der Formkunde zum Zeichnen fortgeschritten, als Fröbel diesen Blick vom Unterricht zur Erziehung tat, von der bloßen Befriedigung des natürlichen Gestaltungstriebes aufs Sittliche übergehend. Aber war diese unsere Scheidung nicht schon von vornherein aufgehoben bei der ganzen Art des Vorgehens? Sein „Leben gestaltender Gedanke", so steht im Schluß zu lesen, hatte nur „in einer Familie einen pflegenden Zufluchtsort" gesucht; aber seine Erziehungsidee war ohne Bruch vom Punkt bis zu höchsten Sittlichkeit, bis zum Verstehenlehren jeder Sondererscheinung im Menschendasein, durchgeführt. Mit dem runden Aufsatz hatte Fröbel ein Beispiel seiner persönlich unvergleichlichen Lehrkunst gegeben. Unter der Hand war ihm ein weltfrommes Gegenstück zur Hülle des Buches „Menschenerziehung" gelungen: in sachlicher Mitteilung vielleicht die beste, weil anschaulich begriffliche Erläuterung der beiden eingeklebten Zettel und ihrer Ovale.

Unter diesem Zusammenballen des flutenden Lebensstromes zur kristallenen Kugel seiner Lehre hatte er die Kugel als Lehrmittel noch außer Betrachtung gelassen. Daneben entsprang der Gedanke, jene Form des Naturerlebens vorzuführen, das ihm und den Zöglingen die ersten Jahre Keilhaus selbst im Winter so glücklich gestaltet hatte. Abermals halb Lehrstunde halb Betrachtung, kam ins „Wochenblatt": „Der Spaziergang in der Mitte des Jänners." — „Kommt, lasset ins Freie uns gehen!" „Kommt und laßt uns darum alles ... Mannigfaltige in einem Blick und als ein Ganzes anschauen!" „Kommt laßt uns, um es ganz ruhig zu können, nach dem Zimmer zurückkehren!" In diesen drei Schritten verlief die Führung dieses packenden Aufsatzes. Belauscht war die lebendige Kristallisationskraft der Natur am Vorgang, der sich so zauberhaft und so leicht der Beobachtung darbietet: am Rauhreif, an den Sternlein des Schnees und am Eise. Das streng mathematische

Beobachten diente ausschließlich dem Versuch, für alle „äußerlich so verschiedenen Festgestalten des Schnees, Duftes und Eises das einende Gesetz aufzusuchen". Aber der Schluß des Aufsatzes weitete den Blick ins Unendliche: „Gleicht ein wahrer Wintertag nicht einem ersten Schöpfungstage, von welchem die Sehnsucht des Menschen so gern Zeuge gewesen wäre? Ist nicht der zarte lichte Schleier, welcher in Ruhe alles in Eins umschließt, wie ein höherer Geist, welcher über dem Ganzen schwebt?" Es war eine köstliche Urkunde, wie der lehrende Fröbel sich mit seinen Zöglingen bei der ‚schlafenden' Natur zu Gaste lud. — Sie wurde ergänzt durch ein ganz kurzes betrachtendes Bildchen, so darf man es nennen: „Das Schlittenfahren und Eisgleiten der Kinder und Knaben." „Gerad vor mir liegt das Ziel, geradhin darf ich wandeln ihm entgegen, hat der Winter durch Schnee und Frost die Brücken gebaut, die Wege geebnet." So der Leitgedanke. Er erinnert an Goethes Freudenruf: ‚Furchtlos über die Fläche weg, wo von keinem Wager die Bahn du dir vorgezeichnet siehst, mache dir selber die Bahn.' Mit diesem Blick ruhte Fröbels Auge auf dem fröhlichen Treiben der Zöglinge beim Rodeln den Steiger herab und beim Eisgleiten auf den künstlich zum See erweiterten und gestauten Schalebächlein. Trat ihm doch Jugendkraft, Zuversicht und freiwillige Ordnung bei dieser Schau neben und über der stillen Formkraft der Natur entgegen. „Darum sollten wir auch zum gewissen Segen für unsere Kinder und Söhne deren Spiele und freie Jugendbeschäftigungen nicht für leer, bedeutungslos und zufällig halten." „Selbst der Erwachsene steht, dort des kühnen Fahrers, hier des sanft dahin Gleitenden sich freuend; was fesselt ihn?" Er ahnt das wahre Wesen der erobernden nach einem vorgesteckten klaren Ziele strebenden gesteigerten Kraft und will sich „des Vorrangs, denkende, vernehmende Wesen zu sein, würdig machen." Damit hatte Fröbel, lange vor dem Aufkommen sportlicher Leidenschaft, die gesunde Lust ins Auge gefaßt, von der sich echte Jugend zu eisigen Berghöhen, durch Ströme und weite Wasserflächen tragen läßt.

Mitten in den Betrieb der Anstalt hinein führte eine längere Mitteilung „Der Unterricht in der Erdkunde (nebst einer Karte des Schaletals, worin Keilhau liegt)". Aber nur des Beispiels wegen fußte die Betrachtung im eigenen Tale. Fröbel wollte die Übung der Feldmesserei vorführen und die Nötigung dazu in der Erarbeitung einer zuverlässigen Karte durch die Schüler aufweisen. So bot dieser Beitrag in Seitenblicken auch die Zusammenhänge des Menschenlebens mit der tragenden Muttererde und damit weit mehr, als die Überschrift versprach. — Für unseren Bericht der Entwicklung Fröbels gilt dasselbe

von einem weiteren Aufsatz, der nur den schlichten Titel erhielt: „Aus dem Kinderleben"; er rückte an Bedeutung neben jene Formenbetrachtung, die den Mineralogen im Bund mit dem Erzieher zeigte. Wir sehen Fröbel auf dem zwangsläufigen Wege in das Seelenleben des kleinen Kindes.

Es handelte sich um eine Auswertung kindlicher Winke, die Fröbel im Spazierengehen und im Hause von einem „noch nicht fünfjährigen Pflegesohn" und an noch jüngeren Wesen erlauscht hatte. Die ihn am meisten beglückende Beobachtung schien zu sein, daß ein Kindlein, noch auf dem Arme der Mutter getragen, beim Anblick zweier einander nahegekommener schönsten unserer Planeten „ohne alle äußere Veranlassung" ausgerufen habe: „Vater- und Mutterstern!" Das innige Versenken in kindliche Sinnigkeit führte zu Aufschlüssen, fruchtbar für heutige Kleinkinderpädagogen, mit oder ohne Nennung Fröbels. Das Tiefste, was irgendwo über die Behandlung der Kinderlüge, wie man die Unfertigkeit kindlichen Zurechtfindens unter den Erwachsenen schlechthin zu nennen beliebt, bisher gesagt worden ist, fand hier seinen Ausdruck. Denn zwischen den Zeilen blickt uns der Knabe Fröbel an, der mißhandelte und in seinen besten Trieben verkannte, durch Eltern und Gesinde von jeder ersehnten „Gemeinsamheit" ausgeschlossen, der eine zeitlang nur in der Lüge sein eigenes Ich zu retten getrieben worden war und schließlich darin als in einer kindlich-„ästhetischen Form" von innen her an der Hand der Natur sehr früh den Zugang zur Wahrheit gefunden hatte. Der Aufsatz forderte nachgehendes Vertrauen: Des Menschen Innerstes sei Drang nach „Ordnung, folglich Gesetzmäßigkeit, so Wahrheit und Aufrichtigkeit"; wenn auch ein unfertiges Kind oft sonderbare Wege dazu wähle. Allen Eltern rief Fröbel zu, was er als unbedingt nötige Lebensluft namentlich der frühesten Kindheit glückhafterweise auch beim rauhen Vater niemals entbehrt hatte: „Wahrheit, Wahrheit ist der Äther, in welchem die Menschennatur, das Menschenwesen nur leben, sich bewegen, sich entfalten mag." —

„Ein Kind ist uns geboren! Gott hat diesen Eltern Kinder geschenkt. Gott hat diese Ehe mit Kindern gesegnet. Was ist denn die innere Bedeutung aller dieser Aussprüche? Was ist denn eigentlich die Geburt eines Kindes?" — Mit solchen Sätzen begann der Beitrag des „Wochenblattes", der Fröbel ganz auf der Linie zum Kleinkinde zeigte. Der Aufsatz erhielt die Überschrift: „Das kleine Kind oder die Bedeutsamkeit des allerersten Kindertuns". Der Mann, der die Kameradschaft der Ehe so hoch gehalten hatte, daß er entsagend um eine Frau werben konnte, die er zur Unfruchtbarkeit des Leibes verdammt wußte,

— hier hielt er den Glücklicheren, die ihren Reichtum nicht kannten, einen Spiegel vor. Nicht mit Vorwürfen; er legte dem „weiblichen Gemüte" das Wort nahe, das „der Menschen liebende deutsche Dichter den Frauen zuruft: Sinnt und erzieht, Ihr könnt es allein, die glückliche Nachwelt!" Nicht, daß die Mütter den Ariadne-Faden spinnen sollten. „Ihr könnt es allein", das hieß ja nicht, den eigenen Genius verleugnen. Aber Fröbel fühlte doch, wie so nahe gerade die Mutter in den ersten Jahren dem Kinde bleibt, nach Naturgesetzen für den Mann unerreichbar nahe. Darum erhob er als einer der allerersten die in unsern Tagen in voller Bedeutung erkannte und der Forschung dienstbar werdende Forderung: Tagebücher über die Lebensäußerungen der Unmündigen zu führen. „Je einfacher, ruhiger, klarer, nur erzählend, je mehr im Zusammenhang mit dem Leben und das Leben selbst erfassend jene Bemerkungen niedergeschrieben sind, um so mehr sie unmittelbare Lebensdarstellung selbst sind, um so mehr bewirken sie." Fröbel dachte sich die Bücher von der Hand der Mutter — der Vater habe zu sehr im äußeren Leben zu stehen — geschrieben, von Tag zu Tag, doch ebensogut nur „rück- und überblickend am Ende eines durchlaufenen Kreises." Er lebte fast im Vorauf die Freude, wie ein derartiges Lebensbuch „beim Konfirmationstage oder am Tage des Austrittes aus dem elterlichen Hause" als schönstes Geschenk dem Kinde gegeben werden könnte.

Im Tiefsten redete hier doch nur der Menschheitsforscher, der sich nach Klarheit des Menschen, Wahrheit und Zusammenhang der Lebensentfaltung sehnte. Von der Zeit an verlor sich die hohe Bedeutung, die Tagebücher landläufigen Sinnes für Fröbel bisher noch gehabt hatten. „Wir werden uns mit unsern Forschungen, mit unsern Jahr- und Tagebüchern, wie mit unsern Verbesserungen, nicht mehr zuerst und so überwiegend auf einen Boden hinwenden, wo wir doch eigentlich nicht so ganz zu Hause sind, den wir nicht so ganz den unsern nennen können." Er meinte das Umhergeworfenwerden im äußeren Leben, das den Inhalt der meisten Selbstaussprachen Erwachsener ausmacht; und er setzte „das Leben, welches in und aus unsern Kindern blüht", zur Leitlinie, mit der die Menschen endlich zu ihrer Bestimmung aufsteigen möchten.

Gleichwohl hielt der Gründer Keilhaus in jenen Tagen Umschau nach Erweiterung der Mineralien- und Naturaliensammlung für die Zöglinge seiner Anstalt. Er schloß einen Kauf mit Prof. Schubert, dem Direktor des Naturalienkabinetts der Erlanger Universität. In der neuen Verpflichtung band er sich eine Rute auf, als bereits die ersten Rückschläge für Keilhau sichtbar wurden. Einen Tag nämlich nach Fröbels 44. Wiegenfest, am 22. April 1826, mit der 16. Nummer, war der Versuch der „er-

ziehenden Familien" gescheitert. Gescheitert mehr noch an der allgemeinen Gleichgültigkeit, als an dem Fehler des Selbstverlages. Vier Jahre lang empfand Fröbel keinen Reiz, sich wieder mit einer entsprechenden Darbietung seiner Idee an die Öffentlichkeit zu wenden. In Briefen sprach sich aus, was ihn beschäftigte. Aber es war der Gedanke der frühzeitigen Tagebücher, der damit seine eigene Bahn ging: Fröbel wandte den Blick für Entwicklung und Zusammenhang auf die Betrachtung seines eigenen Lebens. Vier als Briefe riesenhafte Schriftstücke wurden bis 1832 davon Zeuge. Der Mensch in Fröbel bedurfte die Selbstvergewisserung, daß ihn von Kindheit auf ein Genius begleitet habe und darum auch fürder nicht verlassen werde.

Je düsterer sich bald der Himmel über Keilhau bezog, um so mehr versenkte sich der Menschenerzieher in das Dämmerreich der „Lebenseinigungsgefühle" der Allerunmündigsten. Der Ausdruck „Lebenseinigungsgefühle" hatte sich ihm in der Betrachtung „Aus dem Kinderleben" aufgedrängt. Es geschah an einer Stelle, die zwar tadelte, daß Erwachsene über die Leichtgläubigkeit der Kleinen lachen und sie bis zur Pflege heidnischen Aberglaubens mißbrauchen; aber Fröbel nahm dort das im Kinde bereitliegende Vertrauen herzlich in Schutz. Es vor Mißleitung zu bewahren, bot er zwar selbst zu vertrauend äußeren Versprechungen die Hand; wir werden aber seine eigenen dunkeln Gefühle sich daran klären und das Wort „Lebenseinigung" schließlich Ausdruck der Hauptidee des Menschenerziehers werden sehen.

Das erschütterndste der ‚sieben Worte am Kreuze' ist jenes: ‚Mein Gott! warum hast Du mich verlassen?' Aber ihm folgt der Ausruf: ‚In Deine Hände befehle ich meinen Geist!' Dies Jesuswort heiligt die christliche Lehre zur Religion des Vertrauens. Daß Fröbel diese Bahn christlichen Heils beim kleinsten Kinde einschlug, machte ihn groß als Erzieher. Daß er als Mensch vom Vertrauen nicht lassen konnte, machte ihn zur großen Persönlichkeit. Und durfte er etwa nicht vertrauen? Am Eingang des absteigenden Weges, den seine Anstalt nahm, stand der Name: Johannes Barop. Dies Erleben war bitter genug für den Gründer; entsagend aber sollte Fröbel erfahren, daß die jüngere Kraft Keilhau auch wieder zur Höhe brachte. — —

Im Alter von 6 Jahren hatte Johannes sein Leben eingesetzt, um das eigene Schwesterchen vorm Ertrinken in einem tiefen Bache zu retten. Hatte sein Vater, der Justizkommissar oder Rechtsanwalt, das als ein Bestimmtsein zu großen Dingen aufgefaßt, oder veranlaßten ihn nur des Kleinen geistige Gaben dazu: er hatte selbst dem Sohne Unterricht gegeben bis zum 8. Lebensjahr. Als der Knabe danach rasch und leicht das

Gymnasium hinter sich gebracht, hatte der Vater ein übriges tun zu müssen geglaubt und ihn, den zu früher Selbständigkeit berufenen, noch zwei Jahre im Hause fest- und damit von der Universität ferngehalten. Am 18. Oktober 1821 — gerade verkündeten die Flammenstöße den Gedenktag der Völkerschlacht von Leipzig, also den Tag, der mehr als ein halbes Jahrhundert lang den ‚Nationaltag aller Deutschen' bedeutete — war Johannes zum Studium in Halle eingetroffen. Zwei Jahre später fanden wir ihn in Keilhau.

Was ihn dort bis 1824 gefesselt hatte, war das freie Heranwachsenlassen jedes einzelnen zu seinem Ziele; fast das Gegenteil von dem, was der eigene Vater geübt hatte. Barop, den ‚Propheten' unter seinen Mitstudenten in Halle, hatten verschiedene Schriftstücke der Demagogie verdächtig gemacht. Eine Anklage Ende 1824 war die Folge gewesen. Sie hatte ihm eine ‚gnädige' Strafe von 3 Monaten Festung eingebracht, die er 1825 hinter Wittenbergs Wällen in der Nähe der Grabstätte Luthers abbüßte. Des Druckes gewohnt, war dem jetzt 24 jährigen durch all das nichts vom angeborenen Mute abhanden gekommen. Er war nur umsichtiger geworden und zäheren Willens, das, was ihm das Geblüt der Mutter, der Schwester Middendorffs, ins Herz gegeben hatte, zu befolgen. Freilich, seine selbstsichere Art stieß in seiner ersten Glut für Keilhau mit dem Vater noch heftiger zusammen, als das später im Rettungsdienst für die Anstalt mit Fröbel der Fall wurde.

Der Justizkommissar war schon seit 1817 schlecht auf das Unternehmen Fröbels zu sprechen. In seinem Hause hatte sein Schwager Middendorff als Dortmunder Gymnasiast gewohnt, nur als Pflegesohn betrachtet und dementsprechend nicht minder streng als später der eigene Sohn behandelt. Dennoch hatte Middendorff es gewagt, gegen des Herrn Rechtsanwalts Anordnung nach Berlin zu Fichte, Neander und Schleiermacher zu gehen. Die Weichmütigkeit, mit der Middendorffs Eltern ihren hochbegabten Sohn ‚dem Herrn geopfert' hatten, als er durchaus nach Keilhau wollte, hatte den einstigen Pflegevater völlig verdrossen. Es war schon ein großes Zugeständnis, den Sohn 1826 noch einmal die Stätte seiner Zuflucht von 1823—24 besuchen zu lassen. Mochte er dort als Vertreter der Verwandtschaft bei Middendorffs Hochzeit zugegen sein, um einer Anstandspflicht zu genügen. Bloße Andeutungen, sich der Anstalt anschließen zu wollen, hatte der Vater mit der ganz bestimmten Drohung beantwortet, den Sohn gänzlich zu enterben. Johannes habe seine Militärzeit in Berlin abzudienen und danach seine Studien zu vollenden. Im übrigen stand des Vaters Plan fest, den Sohn auf Grund des Ansehens, das die Barop in Dortmund von altersher besaßen, in

seiner Nähe unterzubringen. Er rechnete dabei, wie die wohlmeinendsten Väter so oft, am wenigsten mit dem natürlichen eigenen Erbe im Sohne, mit dem westfälischen ‚Dickkopf', und viel zu wenig mit der Anlage mütterlicherseits, dem Herzblute der Middendorff.

Johannes Barop war also 1826 wieder nach Keilhau gekommen, wo die Hochzeit Middendorffs am Tage der Himmelfahrt zugleich mit der Vermählung Langethals begangen wurde. Pfarrer Bähring traute beide Paare in der alten Kapelle, die damals wohl das größte Fest in ihren Mauern gesehen hat. Natürlich war der Gast, des Bräutigams Neffe, der 22jährigen Schwester der Braut seines Oheims zugewiesen worden. Fand das Paar bei dem Altersunterschied von nur zwei Jahren in der Hochstimmung des Festes und in froher Mitteilung, daß es zueinander geschaffen war? Nur der beobachtende Fröbel sah, was sich gestalten wollte. „Früh, sehr früh, ehe es Emilie und ihr Barop selbst ahnte, las ich der Gemüter Einigung."

Wohl möchten wir in dieser Tatsache den Lichtstrahl sehen, der Keilhaus Verhängnis tröstlich voranging; wir können es nicht ohne Vorbehalt. In dem unscheinbaren Spiel des Augenblicks strahlte zwar eine Hoffnung auf für das Glück zweier Menschen, auch eine Verheißung für die Anstalt Keilhau; aber zugleich schloß sich hier eine Schaltung, die eine zeitlang drohte, alle die Minen zu entzünden, mit denen Fröbels Schöpfung, *als auf ihres Schöpfers Wesen errichtet*, von vornherein bedroht war. Hier wurde sichtbar, daß Fröbels persönlichem Scheitern mit Keilhau das tragische Schicksal des Älteren neben einem Jüngeren voraufgehen mußte: *Fröbel mußte sich selbst ausschalten.* — Wir wissen, wie sehr er des stillen Beichtens vor Emilie bedurfte. Das hatte sich in diesen Monaten gesteigert. „Sie war ein freudiges Kind. Ich sah in ihr ein freudiges Gemüt, und so teilte ich ihr gern Erinnerungen aus meinem Kindes- und Jugendleben mit." Das gab ja die Voraussetzung zu den hellen Blicken in den entsprechenden Aufsätzen für das „Wochenblatt". Die Freunde scheinen sein Verhalten dabei nicht verstanden zu haben. Er aber vermochte *auch seinetwegen* vorerst den Stunden mit seinem Beichtkinde nicht zu entsagen. „Was nun auch Emilie in dieser Zeit mir zulieb ertragen hat und die hohe Kunst der Selbstüberwindung geübt, wenn ich bei diesen Mitteilungen in Beziehung auf das Verständnis vielleicht weniger an sie als an mich gedachte — ich fand mich selbst." „Ich fand die richtige, so notwendige Selbstachtung."

Fröbel ging dem drohenden Untergang Keilhaus noch keineswegs in der nötigen inneren Sicherheit entgegen. Er war voll Vertrauen des

Kindes und erfüllt von dem Tatwillen des Mannes. Nun trug aber seine Seele auch die Schichten des Jünglings. Nicht zufällig wird jemand der Künder dessen, was vor ihm niemand gesagt hat; erste Blicke holt ein Genius nur aus sich selbst. So hatten wir Fröbel mit wenigen Strichen den Zustand der Jugendlichen scharf umreißen sehen. Der Träger des Genius der „Menschenerziehung" hatte vor dem Zusammenbruch Keilhaus erst noch einmal dies Übergangsalter an sich selbst zu erleben. Rückblickend darauf schrieb er: „Zwischen der unbewußten und der bewußten Selbstachtung tritt eine Zeit der bezweifelten Selbstachtung ein. — Es kann ein Punkt eintreten, wo diese Zweifel zu stark werden. Dann sucht das Gemüt in Selbsterfassung die Gründe der Selbstachtung oder [die Gründe, die ihn] anderer Nichtachtung [auszusetzen; das Gemüt] sucht Mittel, jene [Selbstachtung] zu bewähren, zu rechtfertigen, diese [Nichtachtung] zu ertragen oder zu beseitigen."

Solange Fröbel noch naiv die Selbstaussprache zu Emilie genossen hatte, war die Freude daran nur durch das Gefühl gedämpft worden, seiner Gattin Stunden zu entziehen, auf die eine feinsinnige Frau mindestens Anspruch zu haben glaubt. Ungemein scharf zergliederte der schweigsame Mann gelegentlich vor sich selbst den Knäuel der „Lebenseinigungsgefühle" und verhedderte dann doch den Faden. Er beobachtete, daß Emilie ihm mit dem Zuhören Freude machen wollte. So versuchte Fröbel noch fünf Jahre danach, „den höchsten Wunsch" des ganzen Verhältnisses zu Emilie darin zu sehen: „Das Wissen, ihre Freude bringe mir Freude, möge ihr wohltun." Gewiß spielte auch das mit hinein; da kein Menschenliebender aber heiser werden möchte vom langen Schweigen, Fröbel also die Stunden für sich benötigte, war solche Selbstentschuldigung nur der Versuch, sich selbst auf die Schulter zu springen. Emilie hatte wegen ihres Ausharrens dies und das zu ertragen, was, nicht ausgesprochen, doch vom Takt eines 22jährigen Mädchens zwischen Gatte und Gattin sehr genau empfunden wird und nur von der herzlichen Reinheit eines sich nur des Helfens bewußten Kindesgemütes durchgehalten werden konnte. Genug, daß Fröbel seinerseits, bei dieser Spannung verweilend, behaupten durfte: „Nie warf der Gedanke Schatten in mein reines inneres Leben, Leben zu fesseln, Gestalt zu besitzen."

Aber die Beobachtung in den Hochzeitstagen um Himmelfahrt entriß ihm das Recht seines naiven Vorgehens. Die Seelenblüte, die in Emiliens Innerm unter seinen Selbsterkenntnissen herangepflegt worden war, hatte den Blick des jungen Barop auf sich gelenkt. Da hieß es, mit klarem Kopf zurücktreten von Emilie und damit in die letzte Vereinsamung.

Warum denn nicht zu seinem Weibe? Fröbel bekannte sechs Jahre danach, er habe damals zwar den Entschluß gefaßt, sein Leben und Gemüt von dem der Emilie zu trennen. Doch sei das nicht so leicht gelungen. Warum? Es müsse wohl dem ganzen Kreise genutzt haben. Emiliens „ganz wandelloses Vertrauen", die Achtung seines eigensten Wollens und Lebens wären die Früchte dieses Kampfes gewesen. „Wir wollen, um die Wahrheit des Gesagten an den Tag zu legen, nicht wie die Anatomen das Leben zergliedern. Wer daran zweifelt, dem lasse ich seine Zweifel." — Der etwa 34jährige Goethe hat in seinem Gedicht ‚Das Göttliche' in Ehrfurcht bekannt:

‚Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.'

„Nach ewigen, dem Heiligtum der heiligen Mutter Natur anvertrauten Gesetzen, das fühlte und erkannte ich," so schrieb der 49jährige Fröbel rückblickend auf 1816, „nach diesen Gesetzen müsse der Mensch sein Dasein empfangen auf der Stufe der Natur und Lebensreinheit, er müsse es aber auch entwickeln, gestalten nach denselben Gesetzen." Genau dasselbe galt für 1826, wie umgekehrt auch für 1816 gelten konnte, was Fröbel vom Jahre 1826 und 1806 sagte: „Niemand im Gebiet des Sichtbaren verstand mich... Ich hatte viel zu kämpfen, ähnlich wie damals in Frankfurt, als ich die Stelle bei von Holzhausen übernahm."

Es war aber ihm selbst, wie den andern, nicht leicht, die ‚ehernen Gesetze' wiederzuerkennen, die *seinem Genius* keine Untreue erlaubten. Erschien denn die Art, wie Fröbel sich auch vor der Gattin in immer herbere Vereinsamung zurückzog, noch Vernunft? War das nicht seelische Erkrankung? Alle körperlichen Verdrängungserscheinungen verbanden sich mit denen in seiner geistigen Sphäre. So wenig angenehm seine Nähe wurde denen, die mit ihm oder gar um ihn litten; auch seine Kunst, sich den Zöglingen zu geben, verlor in der ständigen Spannung an Ruhe und Stetigkeit. Der Dämon war über dem Leiter Keilhaus und hieß ihn, alle in seinem Wesen angelegten Minen gering zu achten. Gerade damit kam er zur Ausschöpfung des wiedergekehrten Jünglingswesens in sich und letzten Endes zu seinem Ziele. Wir werden in seiner Wiedergabe einer Äußerung seiner Gattin an Frau von Holzhausen dem Zeugnis dieser furchtbaren Spannung begegnen. Der Gewinn des heroischen Kampfes um höchste Selbstlosigkeit war

noch kein klarer Weg, vorerst nur eine „Wahrheit". „Ewig bleibt mir die Wahrheit: nicht von Sachen, Gegenständen, Personen, Verhältnissen, als eben diesen, sondern von dem klaren Bewußtsein des Geistes, der sie durchdringt, hängt die Erreichung des Lebenszieles ab. Der Geist muß die Bedeutung dieser Dinge erkennen und sie gebrauchen. Ich weiß wohl, daß die, welche auf der Sach- und Personenseite stehen, [auf] der Seite der physischen Kraft, dies nicht zugeben wollen; es wird ihnen aber nichts helfen."

Der zweite Gewinn bestand in der Stärkung seines Dämons, die niemand als wirklichen Vorteil schätzen konnte, da sie der Kräftigung des arbeitenden Magneten glich, also nur Fröbels sonderbare Haltung versteifte. Es kam die Zeit, da er alles Erreichte in Grund und Boden überrennen zu wollen schien. Er sprach es nach fünfjährigem einsamen Anlaugen seiner Idee aus und hob, den Menschen in sich mit der Idee gleichsetzend, die Worte so hervor, wie hier geschieht:

„Der Mensch wird um desto mehr geliebt, als er allgemein Menschheitliches in sein Denken, Empfinden, sein Wollen und seine Tat aufnimmt. Diese Liebe tritt nun aber, gleichsam als Naturerscheinung, in dem Maße als empfangen und gegeben werdend zurück, als das allgemein Menschheitliche im Fortgang der Lebensentwicklung im Wollen und der Tat zurücktritt; oder was sehr leicht geschieht, von den Mitlebenden so [als gleichsam selbstverständliche Tat] angenommen [wird]. Dadurch hat der einzelne Mensch, und hiermit spreche ich eins der allertiefsten, wirksamsten, und je reiner seine Anwendung ist — unfehlbaren Lebensgeheimnisse aus — die Liebe der Menschen, wenigstens die Liebe der Menschen, um deren Liebe es ihm selbst zu tun ist, wie einen Talisman in seiner Hand."

Aus dem Altertum klingen zwei einander ergänzende Sagen herüber. Von Empedokles redet die eine; Marcus Curtius heißt der Held der andern. Jener soll sich in den Schlund des Ätna gestürzt haben, um die Geheimnisse der Natur zu ergründen; dieser sprang, ein geharnischter Römer, freiwillig in den seinem Volke Unheil verkündenden Spalt auf dem Forum, der sich nur unter dem Opfer des Besten und Schönsten schließen wollte. Empfindungen des Jugendlichen, der sich an solchen Mythen berauscht, mögen Fröbel über die Zeit hinweggeholfen haben, nun sein Herz sich schloß und die Glut zu verleugnen schien, die sich am 12. Mai 1823 noch begeistert ergossen hatte und im Erziehungshymnus der „Menschenerziehung" vergebens den Menschen mitgeteilt worden war. — Entsprach nun wenig-

stens der tatsächliche Befund dem behaupteten Gewinn? Wenn der Entsagende erst nur für sich den „Talisman" eines „unfehlbaren Lebensgeheimnisses" in der Hand hatte, — welches war das allernächste, das praktische Ergebnis dieser Tage?

Als nüchterne Tatsache ergab sich nach Fröbels späterem, aber zuverlässigem Bekenntnis: „Die Macht, Wirksamkeit und Sicherheit meines Jünglingslebens kehrte nun auf der höhern Stufe des Bewußtseins zurück." Wohl war der wiedergeborene Jüngling besonnen genug, diese Beteuerung nur „in einer gewissen Beziehung" gelten zu lassen. In einer gewissen Beziehung, insofern sie nur für die Menschen seines Logos überzeugend sein konnte, jedem andern, wenn nicht frevelhaft, so doch verstiegen erscheinen mußte. Schon in der „Menschenerziehung" war angeklungen, was er als wiedergekehrte Quelle seiner „Macht" im rückblickenden vertraulichen Briefe von 1831 noch schärfer aussprach: „Der Geist ist es einzig und allein, der Stoff, Körper, Gegenstand schafft. Aus allen diesen kann wohl Geist, der Geist, der sie schuf, hervorgehen, hervorgerufen werden von dem Geist, durch den Geist; aber Stoff, Körper, Gegenstand können keinen **Geist schaffen**; können nicht einmal Geist hervorgehen machen, wenn sie nicht Geist berührt."

Hier erwuchs dem vereinsamten Genius das zweite, was mit der „gewissen Beziehung" gemeint war: der Trotz des Jugendlichen, die andern nicht merken zu lassen, wie sehr er sich nach wirklichem Verstandenwerden sehnte. Den Anschein frevelhafter Verstiegenheit nahm Fröbel auf sich, weil ihm nur bewußt war, die Einigung mit Gott zu suchen. Sie aus dem „Gemüt" schöpfend, fühlte er sie als Einigung mit dem „Leben" schlechthin. Das Wort „Gemüt", das unübersetzlich sein soll, holte dieser Grübler dabei aus den Tiefen seiner Muttersprache. Wie es ursprünglich die gesammelte Kraft des männlichen ‚Mutes' bezeichnete, so sagte er hier vom Gemüt: „da es hart wie Erz auf seinem Willen besteht, nennen wir es H—erz."

Schon früher hörten wir, daß Fröbel als Deutschlehrer seine Schüler auf den Weg gebracht habe, ‚von der Sprache aus die Philosophie zu beginnen'. Nichts war bequemer, als ihm mit der Gelehrsamkeit der Wörterforschung etymologisch lächerliche Ableitungen nachzuweisen. Aber sein Spielen mit einfältiger Silbenausschöpfung war jetzt das Notgewächs seiner Vereinsamung. Irgend etwas mußte er haben, das ihn in seiner Wüste mit den Verlautbarungen seines Volkes verband. Ein Kind ‚mißbraucht' den Spazierstock des Vaters zum Steckenpferd und fühlt sich kaum weniger stolz darauf als Don Quichote auf

seinem Rosinante. Trat Fröbel mit seiner kindlichen Etymologie unter die Menschen, führte er sogar Wortklänge zur Mitteilung seiner Ideenschau ins Feld — so ritt er damit seine Philosophie vor. Und oftmals nicht schlecht, eben im Lauschen auf das Innere, wie das Beispiel mit dem Worte „Gemüt" lehrt.

Nur war das nicht der Weg, ihn vorm Fluche der Lächerlichkeit zu bewahren, sobald Fröbel als Leiter einer „Allgemeinen deutschen Erziehungsanstalt" in das Gerede der Leute kam.

* * *

V.

1826—1833.

43.

Schläge des Unheils. Die Arbeitsschule. Keilhaus Blößen. Im Scheitern der Hoffnungen.

Mit den zwangsläufig aufgenommenen Bauschulden und den Drucklegungen im Selbstverlag hatten für Keilhaus Anstalt sieben Hungerjahre begonnen. Die Zahl der Zöglinge war 1826 noch über 60 gestiegen. Im Jahre 1827 begann der Abgang den Zugang zu übersteigen. 1829 zählte das große Haus noch — fünf Schüler. Der Zusammenbruch begann unter der üblen Nachrede, es sei mit der von Fröbel gepredigten Einigung und dem Frieden der Gemüter nicht weit her. Die böse Saat in Fröbels Weizen wurde nicht zuletzt durch Dr. Herzog ins Land getragen, wo sich unterdes auch herumsprach, daß die Handwerker am Bau nicht zu ihrem Gelde kommen könnten. Doch gerade diese einfachen Leute bewahrten Vertrauen. Ein Schlosser, dem ein Advokat riet, ‚die Kerle' zu verklagen, antwortete: er wolle lieber seinen sauren Verdienst verloren geben, als an die Ehrenhaftigkeit der Herren in Keilhau rühren lassen. Unter solchem Zeugnis schien Fröbel, je bedrohlicher die Zeichen des Niedergangs wurden, sich geradezu wohl zu fühlen.

Soldaten und Turner kennen ein Kommando: ‚Auf der Stelle treten'. Es fordert ein Marschieren an Ort und verleiht eine Spannung der Muskeln und des Willens, die gemeinsam auf das lösende: ‚Frei weg' warten. In diese Spannung geriet Fröbels Genius, so daß das Haupt Keilhaus eigentlich unerträglich wurde, sobald gelegentlich eine Minderung des Druckes eintrat; dann litten die übrigen Mitglieder der „heiligen Familie" doppelt. Ein gut Teil der Spannung entsprang daraus, daß der weltkluge junge Barop für eine Zügelführung eintrat, die der Anstalt Erleichterungen versprach. Hätte dergleichen äußerliche Rücksicht nur auch restlos in der Linie der Ideen gelegen, die den Genius früheſter Kindheit in ihren Bann zwangen!

Ihn erfüllte nur der Grundzug seiner eigenen Entwicklung: Laß wachsen nach Gottes Rat! Das forderte ein freies Schaltenlassen der Selbständigkeit, so daß man in Keilhau mehr auf ein Lernen am Irrtum, als

auf ein ängstliches Vermeiden von Fehlern ausging. Die allerwenigsten besaßen Fröbels unbedingtes Vertrauen zu den „treuesten Paten“ der Kindheit: „Gott und Natur“. Nun aber rückte ein erster und recht bedenklicher Zwischenfall den innern Betrieb der Anstalt in das schlimme Licht des Leichtsinns. Im Abstand von etwa 3 und dann wieder 2 Jahren wiederholte sich ähnliches. Es handelte sich um drei erschütternde Todesfälle, bei denen Außenstehende nur zu leicht vergaßen, daß die Hand des Schicksals über jedem schwebt. Da jeder der Fälle, wenn auch in verschiedenem Grade, zu beweisen schien, daß Fröbels Grundsatz Zöglinge und Lehrer gefährde, so führen wir alle drei im Zusammenhange vor, obgleich der dritte erst nach des Gründers Rücktritt von der Leitung Keilhaus eintrat.

Beim Bau der Decke im neuen Speisesaal war an irgendeiner Stelle ein Fehler begangen worden. Eines Mittags stürzte ein Teil herab. Kalkmassen zerschlugen die Teller der gerade zum Essen Versammelten; aber auch einer der Zöglinge und Unterlehrer, Fritze mit Namen, wurde so schwer getroffen, daß er schließlich an den Verletzungen starb. — Versöhnlicher, aber nicht minder Anlaß zum Gerede gebend, war der zweite Schlag. Er riß 1830 Herrn Wilhelm Carl, den Musiklehrer der Anstalt, fort, der als 21jähriger 1825 eingetreten war und noch am Tage vor seinem Tode schrieb: ‚Es ist so beseligend, in der Mitte eines Kreises zu leben, dessen höchstes Ziel Darstellung eines reinen Menschenlebens ist.‘ Kurze Zeit vorher hatte Wilhelm Carl ‚Die Schöpfung‘, Haydns Oratorium, mit den Lehrern, Angehörigen und Zöglingen vielen Geladenen vorgeführt; die Vorbereitungen zu einer noch größeren Leistung, zum ‚Messias‘ von Händel, waren im Gange. Da wollte sich Carl mit Lehrern und Zöglingen das gemeinsame Freibad in der Saale, unterhalb der Schillerhöhe bei Volkstädt, gönnen. Ganz gegen seine Gewohnheit war er still den Voraufschreitenden gefolgt, hatte sich abseits entkleidet und war, abseits badend, wohl vom Herzschlag getroffen, mit einem letzten Schrei um Hilfe untergegangen. Nachts holten ihn Lehrer und Schüler auf einem Wagen zur Aufbahrung in einer Stube neben dem Speisesaal heim.

Ein Dankschreiben der fernen überbliebenen Eltern, rührend im demütigen Verstummen vor Gottes Ratschluß, half Fröbel über den Rest seines allerpersönlichsten Schmerzes hinweg. Wilhelm Carl galt im Schoße der Familie als Verlobter der dritten Tochter im „unteren Hause“; wir werden noch hören, daß mit dem Hingerafften Keilhaus Haupt einen Mitarbeiter auf weiterem Ideengange beklagte. Um so erhabener war die Grabrede an der offenen Gruft, die zu Füßen des Kirschberges einen

eigenen Friedhof der Anstalt einweihte. Fröbels Worte kreisten um den Gedanken des frühen Todes eines reinen Menschen und gipfelten in dem Bekenntnis: „Sollen wir nun klagen und trauern, daß ein entfesselter, von höherem Lichte und höherer Wahrheit durchleuchteter, uns befreundeter und verwandter Geist noch Anteil an unserm Leben und Wirken nehme, ja unstreitig und gewiß den, daß er uns emporziehe zu jenem reinen Himmelsleben, dessen er sich schon jetzt erfreut? — Wo auch hier der Grund zur Klage? — Ist es darum nicht vielmehr schön, einen Freund im Himmel haben!"

Der Todesfall von 1832 wurde der schreckenvollste. Wilhelm, der zeichnerisch begabte Sohn Christians, einst mit dem Bruder Ferdinand das erste Paar der Zöglinge bildend, allgemach bewunderter Turner und beliebter Unterlehrer in den Handarbeiten, brach beim Schlittschuhlauf auf dem Watzdorfer Teiche ein. Die Genossen konnten ihm nicht helfen, aber schließlich gelang es dem bis über die Brust im eisigen Wasser Hängenden, wieder auf die Decke zu gelangen. Mit den nassen Kleidern legte er den einstündigen Weg zur Anstalt zurück, erkrankte, schien zu genesen, fiel durch eine vom Knecht offen gelassene Falltür auf die harte Tenne, ward, im Blute liegend, erst nach langer Zeit gefunden, erholte sich abermals und ward mitten aus einer Lehrstunde vor den Augen seiner Klasse vom Blutsturz dahingerafft. Die ganze Leidensbahn des vielversprechenden lieben Menschen — schien sie nun vom Unglück in Person den Zöglingen recht eindrücklich vorgeführt, um in jedem Zug gegen Keilhaus Vorsicht zu zeugen? Ganz gewiß für den, den sonstige Zweifel bedenklich gemacht hatten.

Welches aber war die Ideenlinie, auf der Fröbel die Anstalt trotz allen aufkommenden Geredes festzuhalten suchte? Welches war das Notwendige, das er als Seher stets für das Mögliche nahm, während eine um Keilhaus Bestand besorgte Leitung in der Beachtung der Grenzen des Möglichen das Notwendige erblicken mußte?

Was auch Barop in erster Linie an der Anstalt als Anstalt zugesagt hatte, war der Arbeitsschulgedanke. Einem, der im Elternhause vor allem zur geistigen Arbeit angehalten worden war, leuchtete ohne weiteres ein, daß auch die Beschäftigung der Hände ein Weg zur Erwerbung von Kenntnissen ist, und oft der bessere. Schon in Halle mag dem jungen Studenten dies Selbstverständliche in Fröbels Idee nahegekommen sein. August H. Frankes, des ‚Werkfrömmlers' Waisenhaus in Halle besaß seit langem einen Papp-, Hobel-, Drechsel- und Gartenunterricht, wenn auch nur für die Freistunden. Die Waisen genossen in solchem beaufsichtigten Zeitvertreib etwas von dem, was im

wirklichen Familienleben ohne weiteres zur freien Schule der Selbsttätigkeit wird. In Keilhau war dergleichen dem Werden und Leben der Familienanstalt entsprungen. Es kam aber der bewußten Übung zugute, wenn Barop auf seine anderweitigen Beobachtungen zu sprechen kam. Fröbel liebte jedoch nicht, sich etwa in Abhängigkeit von irgendwelchen Vorgängern gerückt zu sehen. Nicht ganz mit Unrecht, wenn etwa der ihm wichtigste Begriff unvorgreiflicher Pflege der Selbsttätigkeit den Forderungen einer Anstalt geopfert werden sollte.

Der Arbeitsschulgedanke hatte bereits eine lange Geschichte. Ein Jahr vor dem Westfälischen Frieden, der Deutschland vom Dreißigjährigen Kriege erlöste, in England gefordert, und zwar in Form reiner Industrieschulen zur Ergänzung der geistigen Gymnasien, hatten die Arbeitsschulen in deutschen Landen das Verständnis eines Ernst des Frommen gefunden. Unter dem Wunsch, die Wirtschaftskraft ihres Volkes zu heben, hatten auch die preußischen Herrscher Fachschulen für Seidenbau, Spinnen und Molken eingeführt. Die Kgl. Realschule in Berlin glich einer Sammlung von beruflichen Arbeitsschulen. Das war's aber nicht, was dem Gedanken Bildungswert verlieh. In Franckes Waisenhaus, so hörten wir eben, war der Werkunterricht bereits anders eingestellt, aber doch nur halbwegs. Mehr dem Müßiggang der Kinder vorzubeugen, als schlechthin auf spätere Werktüchtigkeit bedacht, fehlte dem Beschäftigungsunterricht Franckes noch die Schätzung, die er als lebensvolles Bildungsmittel fordern durfte. Comenius Wertung des kindlichen Spieles war vergessen worden, und erst Rousseau hatte die kindliche Beschäftigung, wie seine ganze Erziehungsidee, aus der Verfitzung mit Rücksichten für das gesellschaftliche Leben gelöst. Danach war wieder ein Deutscher hergekommen, J. G. H. Heusinger, geb. 1767, der, in Jena von Kants begeistertem Jünger Reinhold auf philosophische Betrachtung gelenkt, in zwei bedeutenden Jugendarbeiten den Weg zu einer ‚Erziehungskunst' gesucht hatte. Nach halbem Verhungern als Privatdozent in Jena hatte Heusinger 1797 ein Schriftchen veröffentlicht: ‚Über die Benutzung des bei Kindern so tätigen Triebes, beschäftigt zu sein.' Hier lag wenigstens der Boden zur ideellen Verständigung über das Notwendige und das Mögliche bereit.

Wie weit Fröbel das dauernd wertvolle Büchlein Heusingers zur eigenen Anregung benutzte, ist schwer zu entscheiden. Was er in Keilhau bewußt hinzugetragen hatte, war aus den frühesten Erinnerungen seiner eigenen Kindheit geschöpft. Seine Unterscheidung von „anhäufender" und „entwickelnder" Formenkunde erinnert aber an Heusingers Zerlegung der Elemente in zwei gleichwertige Gruppen, in die Gruppe

‚anschaulicher' und die Gruppe ‚dynamischer' Grunderkenntnisse. Mit der Vereinigung beider ging Fröbel wie Heusinger den psychophysischen Erkenntnisweg, abzielend auf die Wechselbeziehung zwischen Form und Leben. Keilhau als Anstalt aber verlangte in erster Linie Ergebnisse.

Heusinger hatte seine Jugendfrische schon zu Anfang der ihm noch gegönnten 31 Jahre des neuen Jahrhunderts zu Grabe getragen, nur noch fähig, Rousseaus Gedanken in guten Übersetzungen weiterzugeben. Glücklicher im Umsetzen der psychologisch vertieften philosophischen Idee Heusingers war der um ein Jahr ältere Bernhard Heinrich Blasche geworden, er, wie Heusinger, ein Sohn Thüringens. Blasche war ‚korrespondierendes Mitglied der mineralogischen Gesellschaft zu Jena' und erwarb sich eines Tages den Titel ‚Schwarzburg-Rudolstädter Edukationsrat'. Das waren Dinge, um die Fröbel sich nicht im geringsten kümmerte. Aber die entwickelten Ideen des Mannes, auf den ihn einst schon Gruner aufmerksam gemacht haben mochte, gingen ihn an, und man sollte meinen, sie hätten sogar sein Suchen fördern können.

Blasche lebte von 1766—1832; seine Ansichten entsprangen dem Philanthropinismus, wie er selbst, von einem Philanthropin für Mädchen kommend, an dem etwa zur gleichen Zeit Heusinger tätig war, zu Salzmann in die Erziehungsanstalt Schnepfenthal übergegangen war. Dort hatte er die mechanische Beschäftigung zum Mittelpunkt der frühen Erziehung gemacht und so aus einem nebensächlichen zum wesentlichen Zweig des Unterrichts erhoben. Streng methodisch geordnete, dabei stets ausgeprobte Anweisungen hatte er schon 1797 in seinem Werk ‚Der Papparbeiter' vorgelegt. Noch mehr in die Elemente hinabgegangen war er mit dem 1819 erschienenen Buche ‚Der Papierformer'. Und hier war ausgesprochen, was Fröbels „sphärischer" Weltanschauung seit 1811 so nahe lag und doch im Buche „Menschenerziehung" verhältnismäßig beiläufig, nur als Sinnbild allseitiger Kraftbildung erwähnt worden war: der Ausgang der Formenkunde von der Kugel. Blasche hatte geschrieben: ‚Die Kugel ist als die Urform oder die Idee aller Körperformen aufzufassen.' ‚Durch die Abweichung aber aus der vollkommen runden in gerade Flächen entsteht uns eine Vielheit der letzteren, die durch die Abweichungsstellen (Kanten und Ecken) als Linien und Punkte eine bestimmte Begrenzung oder Figur erhalten.'

Daß der große Geburtstagsbrief für den „Freund K." völlig von der Kugel schwieg, möchte verraten, daß selbst der Herausgeber der „erziehenden Familien" noch nicht irgendwie von Blasche angeregt sein wollte,

obgleich mindestens seit Anfang 1826 eine Verbindung mit dem bis dahin bedeutsamsten Vertreter des erziehend-bildenden Arbeitsgedankens bestand. Hatte eine Übersendung der „Menschenerziehung" zum Austausch von Schriften geführt oder Keilhau einige Modelle Blasches eingebracht; was es gewesen sein mag: in einem Schreiben vom 20. Oktober 1826 nahm Blasche ‚das angefangene freundschaftliche und Geschäftsverhältnis' zum Ausgang, versuchte ein längeres Schweigen Fröbels zu ergründen mit der Frage, ob ein mißverständliches Wort eine Verstimmung gezeitigt habe, und meldete den Abschluß eines philosophischen Werkes über die Bedeutung und Verhältnisse des Bösen in der Schöpfung an. Er sei überzeugt, diese Gedanken dürften ‚denkenden Erziehern von höherer Bildung nicht unwillkommen sein'. Damit erst war der einem Fröbel so nötige Berührungspunkt hervorgesprungen. Den, und nichts anderes, galt es festzuhalten.

Der Kreis der Führer Keilhaus bestand damals nur aus Hörigen der Idee; Barop trat erst im Laufe des Jahres 1827 hinzu, auch da erst nur gelegentlich eines Ferienbesuchs und mit einem noch zu erwähnenden Vorbehalt. Fröbel fühlte sich also noch unumschränkt. Die Eltern in Stadt und Land hatten „der erziehenden Familie" gegenüber versagt. Ließen sich die Armen an Geist der Erziehung nicht zusammenschließen, vielleicht gelang das nach dem damals hervortretenden Muster der Naturforscher und Ärzte mit gleichgesinnten Führern seiner Art. Fröbel unterbreitete Blasche einen entsprechenden Vorschlag. Er lief im Grunde auf das hinaus, was wir Neueren bis zum Übermaß üben sehen: Tagungen mit Vorträgen in bedeutenden Städten, möglichst die Reihe um. (Dem Gedanken stand an der Stirn geschrieben, daß er nicht Geisteskind Fröbels war. Er stammte von dem unermüdlich eifrigen Philosophen Krause, der ihn wohl mündlich an den „Menschenerzieher" in Keilhau herangetragen hatte.) Es lag darin etwas Bestechendes. Wahrscheinlich hoffte der Anstaltsgründer, diesen und jenen zu einer Versammlung in Keilhau ziehen zu können. Blasches Antwort bewies aber, daß Fröbel kein Hehl daraus gemacht hatte, wie die Wasser um seine sinkende Gründung stiegen. So hatte sein Vorschlag fast schon die Bedeutung eines Strohhalms für einen Untergehenden.

Die Offenherzigkeit des Führers berichtigt uns übrigens das freundliche Bild, das ein warmherziger Besucher des damaligen Keilhau, Dr. Schütz aus Hamburg, in einer Darstellung in Februar-Nummern der Zeitung ‚Mittagsblatt' entwarf, zweifellos in der Absicht, der gefährdeten Anstalt zuhilfe zu kommen. — Der ruhige 61jährige Edukationsrat Blasche erwies sich Fröbels Vertrauen würdig. Er wünschte dem ‚Hochgeehrten

Herrn und Freund' in einer menschlich sehr ansprechenden Antwort vom 4. Juni 1827 die gesicherte Lage, damit Ruhe des Gemütes und Freiheit des Geistes ihm die Wirkungssphäre seinen ‚Kräften angemessen' gestalte. Aus jeder Zeile sprach wirkliche Hochachtung; aber dem mitgeteilten Vorschlag Krauses setzte er Bedenken entgegen. Man spürte den Praktiker, der, genau wie Fröbel selbst, wußte, daß sich Erziehungsideen nicht durch Vorträge verbreiten lassen gleich den Entdeckungen großer Ärzte und Naturforscher. Neue Erziehungswege waren und sind im Grunde nur vorzuführen am Orte der Übung, und an langsam reifenden Ergebnissen.

Hätte Fröbel nicht hinter dem Berg gehalten und schlankweg eine Versammlung in seinem Keilhau vorgeschlagen, woran mit der äußeren Notlage der Anstalt zugleich der Wunsch Fröbels, sich suchen zu lassen, gehindert hatte: Blasches Antwort wäre wahrscheinlich zustimmender ausgefallen. So aber unterstrich sein Brief mit leisem, nur zu berechtigtem Bedauern, daß es bedeutenden Erziehungsforschern, anders als erfolgreichen großen Ärzten des Körpers, wohl durchweg an den äußeren Mitteln fehlen werde, andere Orte aufzusuchen und den vor weiteren Kreisen nötigen Aufwand zu machen. Als Männer, die für die Sache Interesse zeigen würden, wisse er außer Dr. Krause, sich und dem uns bekannten J. J. Wagner in Würzburg (‚der ist aber ein stolzer Philosoph, auf den wir wohl nicht rechnen dürften') höchstens noch Friedrich Rupp zu nennen. Der Gedanke blieb also ein Schlag ins Wasser. Er brachte Fröbel weiter nichts als ein Versprechen Blasches, im Spätsommer 1827 Keilhaus Anstalt zu besuchen. Dort wolle er Fröbel wiedersehen und durch ihn womöglich auch Krauses persönliche Bekanntschaft machen. —

Unterdes hatte ein Heimholen der Zöglinge eingesetzt, das einer Massenflucht glich, wie vor einer kopflos machenden Seuche. Es war, als würde auf einmal alles an der Anstalt Blendwerk und schlecht befunden. Man könnte vor allem an die durch den ersten Unglücksfall erregten und allmählich wachsenden Zweifel über den Wert der „leidenden, nicht vorschreibenden" Erziehung Fröbels denken. In Wahrheit rächte sich an der Anstalt die große Blüte der letzten Jahre, nach innerem Gesetz. Wir fragten schon früher besorgt, wie lange sich der vom Gründer gewünschte Zuschnitt der Familienerziehungs-Einrichtung bewahren lassen würde. Mit über 60 Kindern, vom armen Waisenkinde bis zum verwöhnten Muttersohn, vom Bauernsproß bis zum Adligen, aus dem Westen Deutschlands bis weit aus Polen her, war man keine reine Republik oder reine Kirche mehr. Auch ohne von außen her heranziehende Wetter war der

zusammengewürfelte Trupp schwerlich noch von dem ruhigen Feuer eines Herdes zu wärmen.

Ein allernüchternster Umstand beschleunigte die Flucht, wenn er nicht vielleicht sogar den Hauptgrund aller Beschwerden bildete: das Versagen der Küche. Die Versorgung einer so großen Zahl hungriger Mäuler stellte an Wilhelmines hausfrauliche Fähigkeiten zu große Ansprüche. Christians Mahnungen fanden keinen Boden. Um nicht mit dem Bruder hart auf hart zu kommen, also um das Beispiel des Unfriedens zu vermeiden, schwieg man im „unteren Hause" und erwartete Fröbels Klugwerden durch Schaden, bis es zu spät war. Das Zuspät setzte ein, als Dr. Herzogs heimliches Feuerblasen Fröbel zu Ohren kam, der diesen inneren Feind darauf sofort entließ. Herzog strebte nun eine eigene Erziehungsanstalt an, zu der er Zöglinge und Gelder benötigte; und um sie zu erhalten, ließ er andere im Glauben, noch Ansprüche an Keilhau zu haben. So sprach sich von Jena aus herum, der „Allgemeinen deutschen Erziehungsanstalt" werde es bald an allem fehlen. Nicht nur die Lehrer müßten dort auf Bezahlung warten, während man die geistige Ausbildung der Zöglinge fast systematisch verlangsame; alle zusammen würgten dort hartes Brot und müßten sich mit ranziger Butter begnügen. — Ein Vorwurf zog den andern nach sich. Wer irgendwelche Forderungen an Fröbel hatte, suchte beizeiten, das Seine zu retten; nur zu verständlich in jenen Hungerjahren.

Auch in größerer Ferne entstanden Bedenken gegen die Wirtschaftsführung des Leiters Keilhaus, und hier konnte er selbst nicht ganz schuldlos genannt werden. Im März 1826 waren von den Ausständen für die beiden Luther erst 140 Preußische und 24 Reichstaler eingezahlt worden. Sehr unliebsam aber: bei der Quittung hatte man eine Zahlung des Staatsrats Thaer, des bekannten Nationalökonomen, vergessen. Als Fröbel, sich entschuldigend, das dem Gönner Weiß in Berlin meldete, mußte er gleichzeitig bitten, ihm einen tüchtigen Studenten der Chemie, Physik und Mineralogie nachzuweisen, der für 150 Reichstaler und freie Station Lehrer in Keilhau werden möchte. Schönbein — er war nach Epoon zu Herrn Majo als Lehrer einer Anstalt gerufen worden — müsse seine Stelle verlassen. Damit ging eine der anerkannt tüchtigsten Kräfte verloren. Die Welt machte aber keinen Unterschied zwischen den Gründen: Schönbein ging, Herzog folgte ihm: Seht! die Tüchtigen halten es bei dem ‚Apostel' der Eintracht nicht aus! Aus Erlangen fragte Prof. Schubert nach dem Gelde für die übergebene zoologische und mineralogische Sammlung. Am 30. Januar 1827 war sie noch immer nicht bezahlt: 360 Gulden!

Noch lastete der erste Todesfall auf dem Leiter Keilhaus. Alle seine Getreuen versuchten wahrlich, Fröbel fühlen zu lassen, wie willig sie ihren Teil der Verantwortung für alles auf sich nahmen. Aber es war schwer geworden, sein Gefühl anders als auf den Zehen zu beschleichen. Da kam Barop 1827 zum Besuch und sprach seine Werbung um Emilie aus. Die Frage Christians, er wolle doch nicht etwa in Keilhau bleiben, hatte der frische Kämpe ohne Besinnung beantwortet: ‚Ja! Der Gedanke, dem wir leben, erscheint mir zeitgemäß und wichtig. Und ich zweifle nicht, daß sich Menschen finden werden, die bei richtiger Ausführung der Idee uns vertrauen, wie wir dem Unsichtbaren.‘ Ohne Zweifel wurde auch diese Antwort Fröbel mitgeteilt, freudig, um auch ihn zu erfrischen. Aber in *seine* Freude mischte sich mehr als ein Wermutstropfen.

War ihm sein Beichtkind als nunmehr erklärte Braut doppelt heilig, so war Emilie als Verlobte eines kritisch auftretenden, weltsichtigeren Mannes für sein Empfinden doppelt von ihm getrennt. Ob ein längerer innerer Kampf voraufgegangen ist: frei von jeder anderen Eifersucht als der für seine Idee, öffnete Fröbel im darauffolgenden Frühling, am 11. Mai 1828, demselben jungen Manne sein ganzes inniges Herz: „Noch steht das äußere Leben ganz auf demselben Punkt seiner Unentwickeltheit und in dieser Hinsicht umgeben von einer dunkeln gewitterschwangeren Nacht, aus deren schwarzen Wolken in jedem Augenblick ein — der vernichtende Blitz sich loszureißen droht. Gott aber hat mit seinem gewaltigen allmächtigen Arm bis jetzt immer noch sein schützendes Schild über uns gehalten, und so haben wir gelebt, wie die Küchlein im Ungewitter unter den schützenden Flügeln der Mutter. Wir haben geruht wie das Kind unter Gewittersturm im Schoße der lieben sorgenden treuen Mutter.“ Er ließ den fernen Barop teilnehmen an seinem praktischen Suchen, indem er fortfuhr: „Noch gebe ich *Farbenübungen*, eine Stunde die mir besonders Freude macht. Denn es geht darin sehr wacker vorwärts. Herr Carl [der Gesangslehrer!] ist zu Gebilden gekommen, und es sind in *rot*, blau und *gelb* hier Gebilde erfunden worden, die meinen Forderungen auf dieser Stufe ganz entsprechen. Überhaupt verkehre ich jetzt sehr viel mit unserm treuen Carl, über Farbe, Ton, Leben und Streben, und wenn auch mein teilender und beleuchtender Geist seinem unmittelbar einenden und gestaltenden Geist auf dem ersten Augenblick nicht immer ganz zusagt, so fühlt er jetzt doch, daß das Teilen in einer höheren Einheit bedingt ist, daß die Mannigfaltigkeit eine notwendige Einheit voraussetzt, daß Licht und Wärme unzertrennt und jenes nicht ohne dies ist, und so nimmt auch sein Gemüt wahr, daß ein *solches* Teilen und Beleuchten zur immer höheren, bewußteren Einheit, zu der not-

wendigen so führt, um sie für immer in sich zu finden und festzuhalten ... Ich habe ihm gesagt, daß er mehr erzeugend sein müsse ..., daß er mit Kleinem beginnen müsse, und habe ihm aus mancherlei Gründen die Blumenwelt vorgeschlagen ... und so hat er uns denn mit einigen recht freundlichen, ja lieblichen kleinen Liedchen beschenkt: das Veilchen; die drei Lieblingsblumen; der Rosenstock; die Rose."

Dann nahm der Brief eine Wendung, die auch den dankbaren Fröbel und seine Getreuen zugleich zeigt und damit den Quell offenbart, aus dem allein die Kraft zum Ertragen der drohenden Vernichtungsschläge geschöpft werden konnte. Erquickt berichtete Fröbel von der unvermuteten Beachtung seines 46. Geburtstages. Die eigene Frau hatte sich im Datum geirrt, d. h. den aufgehenden Tag ganz vergessen. Aber die Kleinen, die bei Middendorff Pflanzenkunde gehabt hatten, waren am Morgen zu ihm getreten mit Blumengewinden, die einen Apfel umkränzten. Langethal hatte ihm eine eigene Abhandlung auf den Tisch gelegt: ‚Die Hebräer, Griechen und Römer, die drei Hauptvölker des Altertums, oder die drei vorzüglichsten Darsteller des Menschheitslebens auf der Stufe des Knabenalters.' Ernestine hatte einige Worte über das gemeinsame Hoffen und Streben unter einem Kranz dazu getan. Und während das Geburtstagskind nachmittags sinnend auf dem Sofa der Hausstube saß, war draußen ein Flüstern genaht. Ehe sich Fröbel noch den Festtagsrock überwerfen konnte, seien sämtliche Frauen des unteren Hauses vor ihm gestanden. Albertine habe ihr schon stattliches Töchterchen, Middendorffs Allwine, auf dem Arm gehalten, damit dieses „klare, lichte Engelskind" ihm einen duftenden Strauß entgegenstrecken konnte. Erst später habe er selbst ein „lilienweißes Papierband" entdeckt, das um das Glas gelegt war. Darauf stand:

‚Mutter! gehn wir heut denn gar nicht aus?' ‚Wo schöne, schöne Blumen blühn.'
‚Kind es regnet, bleib zu Haus! ‚Was wolltest Du mit den Blümelein?'
‚Wo möcht Allwine doch so gerne hin?' ‚Die brächt ich alle ihm allein'.

. . . . . .

Gegen den Abend sah sich Fröbel zu dem von Carl, Wilhelm und Ferdinand aufs neue gesicherten Weg und zu einem wieder hergestellten Moosrund auf den Kolm geleitet. „Ob wir an diesem Tage abends Musik hatten, kann ich in diesem Augenblick wirklich nicht sagen; doch ist es mir, als höre ich ihn noch jetzt mit Gesang und Harmonie beschließen."

Erst der nächste Tag brachte dem nichts weiter Erwartenden die höchste Freude. „Da öffnete sich ruhig meine Tür, und Emilie trat in meine Stube. Sie trug ein Glas mit kristallklarem Wasser in der Hand, aus dessen Mitte eine wunderschöne Rose, von den reinsten, unverletzten, frischesten Blättern

umgeben, ihr jungfräulich schönes, sittig die Augen senkendes Haupt erhob. Tief bewegt reichte mir Emilie das Glas, und leise Worte sagten mir, daß sie mir eine Gabe von Dir bringe, von Deinem, ihr zur Pflege anvertrauten Rosenstock, welcher sie bald nach Deiner Abreise mit drei wunderschönen Rosen zugleich erfreut hatte. Schön waren diese drei Rosen gewesen, und ich möchte ihnen nicht gern durch Vergleich zu nahe treten; aber lieblich untadelig, vollkommen und vollendet war die Rose, die sie von Dir und für Dich mir reichte. Sphärisch wie ein Tautropfen in sich geschlossen, ohne Makel, so blieb sie auch, als sie ganz erschlossen war, und so sank sie, als sie manchen lieben Tag süß geduftet und alle im ganzen Hause durch ihre Schöne erfreut hatte."

Dem Frühling, der diesen Brief voll Maienwärme hervorgerufen hatte, folgte nach wenig mehr als $1^1/_2$ Jahren, aber Jahren stets steigender Verfinsterung, der jähe, wenn auch milde Tod Wilhelm Carls. In der Ferne zog das Gerede über Keilhau seine Bahn, und auf dieser eine fressende Spur, die sich hängen wird an den Namen — Johannes Barop! Denn sobald zur ersten üblen Nachrede noch die Kenntnis kam, der mit Festung bestrafte Burschenschaftler wurzele in Keilhau ein, so war das mehr als das übrige der Grund oder — die vornehme Ausrede für dieses und jenes adlige Elternhaus, die Last der Erziehung des eigenen Kindes andern Stellen zu übertragen. Denn auch darüber kann kein Zweifel herrschen, daß die erste günstige Flut manchen Zögling nach Keilhau getragen hatte, der daheim ein Tunichtgut oder von den Eltern vernachlässigter Junge gewesen war und nun in der gerühmten Anstalt für die Eltern sehr bequem zum Menschen reingewaschen werden sollte. Es fanden sich bisher keine bestimmten Anhaltspunkte, daß etwa Behörden Keilhau als ‚Brutstätte für Demagogen' verdächtigt hätten. Alles spricht gegen diese bis heute wiederholte Vermutung; man müßte denn die Veröffentlichung des amtlichen Berichts vom Hofprediger Zeh in diesem Lichte sehen. Als mindestens merkwürdige Gegenäußerung bliebe sie immer noch ein schwaches Beweisstück für die entscheidende Wucht behördlicher Anklagen.

Als Fröbel im März 1826 den Professor Weiß um einen Studenten bat, flocht er wohl nicht unabsichtlich die Bemerkung ein: „Unsere Regierung, sie will uns wohl, hat den Grundsatz: ‚Bist du tüchtig, so hilf dir selbst'." Und diese Bemerkung war nicht einmal ganz gerecht. Die 1000 Taler, die die Fürstin-Mutter Fröbel geliehen hatte, wurden nie zurückgefordert. Freilich beim regierenden Fürsten erfuhr Fröbels Planen keine Förderung. Dem Landesherrn war durch Erledigung eines Lehens das Gut Quittelsdorf zugefallen. Wir wissen, es lag jenseits dem Steiger, näher seinem Fuße in der Luftlinie zu Fröbels Geburtsort. Dort meinte

der Leiter Keilhaus eine Anstalt für junge Erzieher einrichten zu können. Er dachte an Rudolstädter Seminaristen für den Schullehrerberuf, die dann auch während ihrer Ausbildung noch nicht schulfähige Kinder in der nahen Residenzstadt mitbetreuen und den rechten Erziehungsgeist zu den Müttern ins Haus tragen sollten. Es schwebte ihm also etwa die Aufgabe der heutigen Jugendpflegerinnen vor.

Aus der Sache mit Quittelsdorf wurde nichts. Deshalb zu meinen, als Demagoge angekreidet zu sein, fiel Fröbel nicht im entferntesten bei. In dem Schreiben vom 21. Nov. 1827, das seinen Plan mit Quittelsdorf dem Hofprediger Zeh vortrug, wagte er sogar, sich zu beklagen, daß man sein „allgemein deutsches Wirken" nicht in seinem allernächsten Verhältnisse achte. Er meinte: im Heimatlande. Nicht etwa entschuldigend gab sich das, sondern in der Weise eines Maklers: er könnte sich genötigt sehen, sein Wissen und Können „einem andern Lande zum Dienst anzubieten". In diesem Tonfall lag zweifellos etwas, das man nur von ‚Demagogen' gewohnt war. Das Gefühl dafür aber konnte schon deswegen bei Fröbel nicht aufkommen, weil die Drohung, die er ausspielte, mit Hoffnungen rechnete, die ein Fürst, der Herzog von Meiningen, ihm erweckt hatte. Die Verbindung mit dem Leibarzt des Herzogs, Dr. Hohnbaum, schien gerade unterm Schiffbruch Keilhaus unerwartete Früchte zu tragen. Durch Teilung eines Erbes war 1826 die Gegend um Saalfeld an Meiningen gefallen. $^3/_4$ Stunde von Saalfeld lag Ort und Schloß Oberniß an der Saale. Fröbel war über den dortigen Pfarrer Korn als weitere Mittelsperson auf den Plan getreten, hier wie bei Quittelsdorf nach seiner Weise denkend: ein Erbe falle dem Nutznießer zu höheren Zwecken in den Schoß. Er dachte an eine „Volkserziehungsanstalt", die ihre häuslichen und wirtschaftlichen Bedürfnisse durch eigene Arbeit gewinnen sollte, hauptsächlich aber zu zeigen hätte:

„1. Was die Familien zu tun und zu leisten haben, um die Kräfte ihrer Kinder frühe zu entwickeln.

2. Was die Volksschulen zu tun haben, um das häusliche Streben aufzunehmen und fortzubilden."

Es schien Fröbel wichtig, und die Geschichte ähnlicher Unternehmen zu allen Zeiten gab ihm darin recht, daß in Oberniß der private Charakter gewahrt bleibe. Seine Begründung lautete: Schulen hätten immer einen gewissen Zwang der Benutzung, während für sein Beabsichtigtes nur der freie Wille der Eltern Gutes verspreche. Er war den Pfarrer Korn deshalb im Mai 1827 noch einmal angegangen unter der Frage, ob er eine persönliche Aussprache mit dem Fürsten suchen solle. Wenn sich das

nicht so bald ermöglichen lasse, müsse die Sache dem Herzog so dargestellt werden, als kämen die Gedanken, Grundsätze und Überzeugungen ganz aus ihm selbst, und Fröbel und seine Helfer seien nur die Ausführer.

Unterdes hatte Hohnbaum den Dr. Nonne mit der Angelegenheit des Elias Schöppach für den Menschenerzieher beschäftigt, der Nonne wahrscheinlich von Iferten her persönlich bekannt war. Am 12. November 1827 antwortete Fröbel auf Nonnes Frage: „ob die Gesamtheit meines Wirkens und Strebens, meiner äußeren Lage und meiner Verhältnisse mir Wünsche abnötigten, welche guter Wille befördern könne". Nur zu gern trat er nun mit der Idee der Vorerziehung fürs Seminar hervor, die in Rudolstadt keine Gegenliebe gefunden hatte, und bat, ihm eine herzogliche Besitzung zu überlassen. Die Folge war eine Aussprache mit dem Herzog Bernhard von Meiningen, deren Verlauf Fröbel den kühnen Ton an Hofprediger Zeh eingegeben haben mag. Des Menschenerziehers wenig hoffähige, aber um so gediegenere Art machte den besten Eindruck auf den Fürsten. Der Herzog hatte seinen kleinen Sohn hereingerufen und die Frage aufgeworfen, wie der einstige Nachfolger am besten zu erziehen sei. Ohne Bedenken hatte Fröbel geantwortet: nur in Gemeinschaft mit Gleichaltrigen und, *solange er Kind sei, als ein Kind*. Der fürstliche Vater hat dann auch diesen Rat befolgt; aus einer weit später sich ergebenden Verbindung ist übrigens zu vermuten, Fröbels Art habe in etwas dazu beigetragen, daß der einstige Kaiser Friedrich III. den Sohn, der sein Nachfolger werden sollte, in ein öffentliches Gymnasium gab.

Bei der Besprechung muß der Herzog den Wunsch geäußert haben, näheres über den Weg zu erfahren, den die merkwürdige und im schlichten Kleide so mächtig wirkende Persönlichkeit Fröbels genommen hatte. Nichts konnte diesem gelegener kommen; entsprach das doch seiner zurückgedämmten Sehnsucht, sich über alles auszusprechen, was die Entwicklung des eigenen Lebens von Kindheit auf anging. Er entwarf eine ausführliche Selbstdarstellung seines Lebens, freilich mit dem Jahre 1816 abbrechend. Schwerlich ist es zur Reinschrift des Entwurfs und damit zur Absendung an den Herzog gekommen. — Wahrscheinlich fiel die Abfassung des großen, auch für unser Nacherleben so wegeweisenden Briefes noch vor die Zeit der Geburtstagsschilderung von 1828. Denn bereits am 24. Mai 1828 begann Fröbel ein im Stil ganz anders geartetes, dennoch dem gleichen Zweck der Selbsterfassung seines Lebens dienendes Schreiben an den Philosophen Krause. Auch dieser lange Brief diente uns zu manchem Aufschluß. Aber aus seiner Form verrät sich ein zerrissenes Gemüt. Der Faden der Entwicklung trat hier weit weniger klar hervor,

ist in Schleifen und zu Knoten geschlungen. Eine Klage gleich auf dem ersten Bogen erklärt die leidenschaftliche Spannung, die sich aus jeder Zeile mitteilte. „Wohl fanden sich Menschen und Männer von reger Teilnahme; doch diese standen zu einzeln, waren auch an Wollen und Kraft zu schwach. Sie wurden wohl wie Eisenfeilspäne vom Magneten, wenn der Geist unmittelbar auf sie einwirkte, ergriffen und festgehalten; allein sie konnten den Geist nicht ergreifen und festhalten. Sie achteten wohl das Streben und die Sache, sahen auf ihre Weise Gutes und Ersprießliches derselben ein, wünschten darum dessen Ausführung und Bestehen; allein zu eigensüchtigen, beschränkten Zwecken." Die Entdeckung der Unaufrichtigkeit Dr. Herzogs, das gab dem Briefe den Ton. Aber mehr hatte Fröbel nicht zu sagen, nachdem er Herzog innerlich von sich abgeschüttelt hatte.

Im Herbst schien sich ein großes Tatleben für den Menschenerzieher öffnen zu wollen. Der letzte Brief Dr. Nonnes, vom 9. April des Jahres, hatte bestimmte Angaben über die Frage der Gelder vermißt und Zweifel geäußert, ob sich genug Schüler finden würden aus dem Stande, für den die vorgeschlagene Anstalt bestimmt war. Fröbel hatte darauf geantwortet, konnte aber nicht wissen, daß Herzog Bernhard am 12. August 1828 eigenhändig, also wohl auch billigend, eine Äußerung unterzeichnet hatte: ‚Fröbel scheint im ersten Jahr eine Unterstützung von 2000 fl., im 2. Jahr eine von 1000 fl. in Anspruch zu nehmen, auf mehr aber sich keine Rechnung zu machen.' Unter dem Drängen des Fürsten, dem Widerstande derer, die dabei zu verlieren fürchteten, und zur belebenden Freude Fröbels kam es bis zur vorläufigen Aufsetzung eines Vertrages am 10. Dezember 1828. Das Kammer-Gut Helba, unweit Meiningen, sollte Sitz einer Volkserziehungsanstalt werden. Schlechthin alle bisherigen Pläne Fröbels hätten hier ihre Verwirklichung gefunden. Das Bild zeigt folgendes Ausmaß.

Erstlich war da eine Pflegeanstalt für Kinder vom dritten bis zum siebenten Jahr; zweitens die Volkserziehungsanstalt (beide für Helba gedacht); drittens eine Bildungsanstalt für deutsche Kunst und deutsches Gewerbe in Oberniß, also das, was ein Jahrhundert später etwa im ‚Bauhaus zu Dessau' angestrebt wurde; viertens Keilhau als Vorschule für das höhere Wissen bis zur Reife für die Hochschule, „vielleicht höhere Kunst eingeschlossen". Der Geist, in dem das geleitet werden und der alles miteinander zum Ganzen verweben sollte, ist uns vertraut. Nur die ausdrückliche Aufnahme technologischen Unterrichts und die mit unendlicher Liebe bis ins einzelne gehenden Angaben für die Betreuung der drei bis sechsjährigen Kinder bedeutete ein neues Ausgreifen Fröbels

in die Weite des äußeren Lebens und ein tieferes Hinabgreifen zur Sicherung der selbsttätigen Entfaltung.

Am zähen Widerstande seiner Diener erfuhr der Herzog von Meiningen die Grenzen seiner Macht. Und schließlich erlahmte verärgert das Wohlwollen dieses Fürsten, das sich ganz unzweifelhaft in seinem wiederholten Verlangen beschleunigter Geschäftsführung aussprach. Gerade diesem Drängen setzte sich Trotz entgegen. Ein Herr von Bibra deckte am vorletzten Tage des Jahres 1828 solche Unvernunft mit seinem Namen. Der Flügel des Schlosses, den Fröbel benötigte, sei für die einzige Gastwirtschaft ‚als Tanzsaal' unentbehrlich. Die Felder aus dem (wenig guten) Ackerland wolle der bisherige Pächter selbst anweisen. Kostspielige Umbauten würden bei Fröbels Mittellosigkeit dem Herzog ebenso zufallen wie die großen Unterhaltungskosten. — Weitere Gründe, die Sache zu verzögern, brachte das Konsistorium vor. (Der Herzog hatte auch an jüdische Kinder gedacht.) Fröbels geplante Anstalt könnte mit schon bestehenden verschmolzen werden u. dgl. Man verstand, sowohl den Antragsteller wie seinen fürstlichen Gönner in der Art hinzuziehen, die für jeden der beiden ernüchternd wirken mußte. Was half es, daß Herzog Bernhard am 17. März 1829 entschieden befahl, es sollten einstweilen Einrichtungen getroffen werden, damit die Anstalt in Helba eröffnet werden könne! Fröbel, dem davon Kunde gekommen sein muß, setzte eine Schrift auf und — ließ sie drucken und verschicken:

„An das deutsche Publikum!
Anzeige
von der Volkserziehungsanstalt Helba, ohnweit Meiningen
und von der zugleich damit verbundenen
Pflege- und Entwicklungsanstalt für 3—6 jährige Waisen,
gegeben von F. W. A. Fröbel,
Vorsteher derselben und der allgemeinen deutschen Erziehungsanstalt."

Auch diese Schrift sagt uns nichts Neues. Aber ein Absatz darin lautete: „Im festen Streben nach Ausführung dieses Planes, ohne welches wir kein wahrhaft zielerreichendes Wirken nach keiner Seite hin hoffen konnten, sandte uns die stets liebend leitende Vorsehung, welche aus der dunklen Nacht den klaren Morgen und aus dem harten Winter den blühenden Frühling hervorzurufen weiß, die prüfend eingehende, lebendige und tatfertige Teilnahme eines der edelsten und strebendsten Fürsten Deutschlands, die des Herrn Herzogs von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen Durchlaucht." — Menschlich verständlich nach so dunklen Monaten war dieser Stil, aber höchst unzweckmäßig. Die Berufung auf die Vorsehung stieß das widerwillige Kirchen-Konsistorium vor den Kopf, der Ausdruck

„strebendste Fürst" war der Kammer zuviel, und selbst den Herzog mochte dergleichen als taktlos abstoßen.

Die Gegner der Sache hatten nun leichtes Spiel. Man forderte, den Stand Keilhaus genau kennend — es klingt fast wie Hohn —: Fröbel habe drei Monate vor seinem Anzug zwanzig Zöglinge zu melden, die jeder 100 Reichstaler jährlich zahlen könnten. Der Herzog leistete seine Unterschrift dazu. Das Konsistorium tat ein übriges und verbot Fröbel, ohne besondere Erlaubnis irgend etwas über Helba drucken zu lassen. Damit war dann der Takt der Staatsmaschine wieder hergestellt, die Gastwirtschaft behielt ihren Tanzsaal, und das glühende Herz in Keilhau war durch seine voreilige Veröffentlichung von neuem und einem größeren Kreise der Lächerlichkeit überliefert. So und nicht durch Demagogenriecherei geschah's, daß in diesem Jahre 1829 nur 5 Zöglinge in Keilhau zurückblieben.

Und Fröbel? Er legte die neue Bestätigung seiner Meinung von den Weltmenschen zu dem übrigen. Etwa unter dem Eindruck der diktatorischen Entscheidung des Herzogs für ihn, noch am 1. April 1829 hatte er geschrieben: „Ich halte mein Wirken und Streben als einzig in der Zeit, als notwendig in derselben und als heilbringend für alle Zeit, vor- und rückwärts wirkend und dem Menschengeschlecht alles darreichend und gebend, was es nach jeder Seite seiner Anlagen und seines Wesens hin bedarf und sucht. Ich habe gar nichts dagegen, wenn andere darüber anders denken; ich kann sie ertragen; ich kann sogar — und ich habe es bewiesen — mit ihnen leben; nur kann ich nicht mit ihnen ein Lebensziel, einen Lebenszweck haben. Daran bin aber nicht ich, sondern daran sind sie schuld. Ich scheide sie nicht aus, sondern sie sich selbst." — Die Zeit war gekommen, wo Fröbel deutlich merkte, in seiner Anstalt nicht länger am richtigen Platz zu sein. „Denn", so schrieb er am 6. Juni 1829 an Frau von Arnim, die ihm einen Pflegesohn anvertraut hatte, „mir bei meinen Erziehungs- und Lehrgrundsätzen kommt es keineswegs allein und zuerst darauf an, daß der Zögling gewisse Kenntnisse usw. besitze; sondern wie und wodurch und in welchem inneren Zusammenhang er sie besitze. Sehen Sie, gnädige Frau! Das ist das verborgene Riff, an welchem ich bisher beim Publikum gescheitert bin, und ohne Zweifel noch lange mein Glück nicht bei demselben machen werde ... die innere notwendige Begründetheit der Kenntnisse ist mir mindestens ebenso wichtig als die Kenntnisse selbst ... Noch jetzt muß meine Seele weinen, wenn ich den armen zerbrochenen Knaben begegne, die mir vorkommen wie die kranken Kinder des Balanziers, weil ihnen ihre bunte und gleißende Jacke ihres Einzelwissens Ersatz sein soll für das verlorene Leben ... Ich

leugne keineswegs, daß das Verhalten eines deutschen Publikums gegen meine erziehenden Bestrebungen mich auch für fernere öffentliche Mitteilungen an dasselbe ganz gleichgültig gemacht hat."

Mit dieser Einstellung konnte es sich für ihn nur noch darum handeln, nicht hinderlich zu werden, daß irgendein anderer das Gute seiner Anstaltsschöpfung aus dem Untergang rette. Johannes Barop, die junge, weltkluge Kraft, mußte das leisten; an ihn sandte der Gründer Keilhaus drängende Aufforderungen: „Komme! komme bald!" Mit inniger Feder, die zahllose Einzelheiten des Betragens der Zöglinge hinstrichelte und doch ein so warmes Ganze hervorzaubert wie Dürers Pinsel einen Pelzkragen, so schien Fröbels Herz sich vorzubereiten, der Führung seiner Anstalt zu entsagen.

Barop weilte noch einmal im Elternhause; er machte kaum noch einen letzten Versuch, den Vater umzustimmen. Die beiden Westfalen schieden voneinander mit Worten, so kühl, so blank und hart wie Stahl. Irgendeine Mitgift erhielt Johannes nicht mit auf den Weg, es sei denn die, daß der Vater als seinen letzten Willen niederschrieb: auch nicht die geringste Summe dürfe Keilhau zufallen. — In der Anstalt eingetroffen, fühlte Barop bei den verschiedenen Gläubigern Fröbels vor. Sobald er ein klares Bild hatte über das, was möglich und erste Pflicht war, trat er verantwortungsfroh in die Bresche. Die Gläubiger hatten bis zuletzt dem vertraut, der sich ihnen immer am gemessensten gab: Langethal; nun sahen sie aufatmend in Barop den Mann, der alle Pflichten übernehmen und sie schließlich erfüllen werde. Bald liefen auch die ersten Anmeldungen neuer Zöglinge ein.

Der Geburtstag Fröbels kam heran. Wieder einmal waren der 48 jährige Gründer und der ihn ablösende 28 jährige in der Aussprache über jenes ‚Eins ist not' nicht einig geworden, obgleich beide es als den Logoszug ‚nach oben' empfanden. Barop hatte das, was not war, unter dem engeren Winkel des Jetzt und an diesem Platze beleuchtet; während Fröbel, weil ihm Ewigkeit wie Zeit und Zeit wie Ewigkeit galt, das ist im ‚war' und ‚werden' betonte. Dazu gehörte aber das „Wesen", das ihn einst beim Lesen von Fichtes ‚Bestimmung des Menschen' ergriffen hatte und mit Sternenzeichen von ihm als das seine bejaht worden war. Wer ganz mit ihm darüber einig werden wollte, mußte in seinem Leben lesen, mußte die „Rune seines Lebens" entziffern. — Der 21. April 1830 war vorüber. Er hatte Fröbel eine Festgabe gebracht auch von Barop, wie solche im Keilhauer Kreise Brauch geworden waren. Aber über den Unterschied in der Lebensbehandlung Barops und der seinen nicht zum Schlafe gelangend, schickte der Einsame seine Gedanken zurück in sein

Leben. Sie blieben hängen bei der einstigen Freundin in Frankfurt. Auch da war nach seiner Meinung schließlich ein „Machen“ des Religiösen das Trennende gewesen gegenüber seinem eigenen „Wachsenlassen“ im Glauben an den allgegenwärtigen Logos. Wo war die Wahrheit? Gab die Entwicklung jetzt dem jüngeren Manne recht? — — Was hatte die einstige Freundin 1815 geschrieben, als er die ersten Helfer für sein Wollen warb? Stand da im geringsten etwas anderes, als was ihn selbst erfüllte? Fröbel suchte und fand das Blatt, fand damit für diese Nacht den Frieden wieder auch mit dem neuen Freunde, der in Keilhau ihn zu entthronen berufen war. Er setzte sich nieder und schrieb:

„An J. Barop.

Als Gegenbild zu dessen Festgabe am 21. April 1830. Ausgesprochen vor 15 Jahren, gezeichnet vor 15 Jahren von der Rune meines Lebens, welche die köstlichste Blume reichte zum Erntekranz des Lebens, gewunden in der Nacht vom 28. zum 29. April 1830.

* * *

‚Merkwürdig ist es, daß Ihnen so spät das Bedürfnis kam, mit Freunden zu leben; oder hat das gute Schicksal über Ihnen gewaltet, um Ihnen nur dann zu geben, wenn Sie mit geläutertem Gemüt Echtes von Falschem unterscheiden können?‘“

Und so weiter. Wir kennen diese Zeichnung seiner Rune durch Frau von Holzhausen, in dem Nachweis der ‚unwandelbaren Richtung nach Oben‘. Kennen auch den Schluß: ‚Das ewig Einende kann nur das sein, was jedes Wesen nach dem Grad seines Standpunktes mehr oder weniger in sich trägt, — der Funke Gottes.‘ Unter die Abschrift setzte Fröbel seine beliebten drei Sterne in Dreieckstellung und sein

„Fr. Fr.“

Holte er noch in selber Nacht aus dem Garten vorm Haus ein Blümchen, das noch heute in die unbeschriebene Hälfte des Blattes eingeflochten, die „Rune seines Lebens“ durch ein Naturgebilde versinnlichte?: — heute ist das Lebensgeschwister jener Sternennacht eine vertrocknete brüchige Form. Aber wenn der Geist darüber weht, wird auch diese äußere Form wieder eine Himmelfahrtsblume, wie das Volk sie nennt, und Sinnbild der „Richtung nach Oben“, wie Fröbel sie sah.

Seit diesen Stunden lockte die Erinnerung an die Kämpfe um Frau von Holzhausen Fröbel von Keilhau fort. Er entwarf zwar doch noch eine Schrift, die man die ‚Kleine Menschenerziehung‘ nennen könnte, mit der in trefflicher, aber immer noch zu viel auf einmal sagen wollender Kürze der Geist seiner Erziehung zu Worte kam. Beendet wurde die Niederschrift am 18. Oktober, „am Jahrestage der großen Völkerschlacht; am Tage aller Deutschen 1830“. In einem stolzen Selbstzitat gipfelte der

Schluß: „Darum Ihr Deutschen alle, Du ganzes deutsches Volk: halte was Du hast, daß niemand Deine Krone raube."

Natürlich fand die Arbeit keinen Verleger, und Barop hielt die Hand auf den Beutel. Die Waffengefährten des Freiheitskrieges gaben sich darein. So ließ auch Fröbel die Seiten liegen, Keilhau schon nicht mehr als die freiwillige Einsiedelei, sondern fast als Gefängnis für seine Kräfte fühlend. Immer häufiger gedachte er der Zeit, als er selbst noch jung war wie Barop. Er redete Barop zu, auf einer Reise Frankfurt und Frau von Holzhausen zu besuchen. Konnte er vergessen, daß nicht nur er selbst, sondern auch die einstige Freundin um Jahrzehnte gereift war? Anders als bei ihm mußte ihr Leben die verbindende Idee ausgeprägt haben. Barop machte den Besuch; ein neuer Briefwechsel zwischen der Frau und Fröbel entspann sich. Wird er neues Verständnis, innere und äußere Förderung bringen? Er zog Fröbel selbst nach Frankfurt und damit endgültig von Keilhau, das ihm danach nur noch eine Art Arsenal für den äußeren Kampf mit dem Leben bildete, fort.

* * *

44.

Zur „Lebenseinigung". Dolmetsch der Natur. Wieder ‚Auf der Öde'. Mit Schnyder nach Wartensee.

Am 3. Februar 1831 machte Fröbel in dem mit Schreibpapier durchschossenen Handstück seiner „Menschenerziehung" zwei Anmerkungen, die ihn auf dem Wege zur eigenen „Lebenseinigung" zeigen. Er hatte die Stelle auf Seite 346 an: „er hat sich selbst gefunden", und erläuterte sie mit dem Wort: „indem er die Menschheit und sich in der Menschheit gefunden hat; denn nur der, welcher sich **in** der Menschheit findet und gefunden hat, findet sich wirklich und hat sich wirklich gefunden." In der gleichen Art trug dieser Lebensgeeinte gegenüber dem Wort „ein Weiser" (Seite 347) auf dem Zwischenblatt ein: „Weise aber ist der Mensch, wenn er im Ganzen lebet .... Lebe im Ganzen! Lebe in der Einigung, und so lebe in Gott." Dies „Lebe im Ganzen" schrieb Fröbel, schon in Keilhau den Gottesfrieden eines Franz von Assisi vorkostend. Denn er fügte hinzu: „Mit dieser Lebenstatsache begrüßt den Menschen das Wandeln der Sterne, das Leuchten der Sonne und des Mondes, das Fallen der Erdkörper, das Wachsen, Blühen des Pflänzchens, das Summen der Insekten, das Hüpfen der Tiere, der Gesang der Vögel, ihr Ziehen von einem Ort zum andern, wie das Schwimmen der Fische im Wasser, das Tun und Handeln des Menschen, wie das Dichten und Denken des Menschen,

sein Hassen und sein Lieben." Lebe im Ganzen sei des echten Menschen, „des wahren Weltbürgers Lebensgruß".

Aus den „Lebenseinigungsgefühlen" des kindlichen Gemüts also stieg jene Mystik herauf, die diesen neuen, weltfrommen Franziskus erfüllte. Sie enthob den „wahren Weltbürger" dem Zwiespalt weltflüchtiger Mystik. Er litt wohl an der Sehnsucht nach Gott, wie der heilige Augustinus, jedoch seines Gottes gewisser denn dieser Halbafrikaner, darum mit einer Liebe zum Menschen voll ruhigerem Tatendrang. Wollte er jetzt ins Rad der Zeit eingreifen, im Februar des Jahres 1831, beim noch nicht ganz 49 jährigen Fröbel, entschied es sich, ob nordische Befreiernatur mit der „Welt" „lebensgeeint" bleiben kann. Es mußte sich zeigen, ob ein Bezwingen des Lebens auf ein Knechten oder, im Falle der Ohnmacht, auf beschauliches Entsagen gerichtet sein wollte. Fröbels innere Kraft duldete keine Weltflucht. Der „weltenbauische" Mystiker gelangte zur wahrhaften Einigung mit dem Leben und damit endlich auch zum klaren Begriff und Wort „Lebenseinigung".

Am 25. Februar des Jahres 1831 wagte er zum ersten Male, den Anfang seiner „Menschenerziehung" den ewigen Worten des 1. Kapitels Johannis anzugleichen. Er schrieb auf das leere Blatt gegenüber seinem „In allem ruht, wirkt und herrscht ein ewiges Gesetz": „Im Anfang war die Einheit und die Einheit war in Gott und Gott war die Einheit; und die Einheit offenbarte sich, tat sich kund, stellte sich dar in der Allheit ... auf welchen Stufen des leisesten oder stärkeren Ahnens es auch immer war ... Und diese Einheit und Einigkeit alles Lebens ... offenbarte sich in einem Menschensohne als alles beglückende Einigung, als die **Liebe.** Darum geliebt von der Einheit, und sie liebend, und liebend alle Mannigfaltigkeit des Lebens ... wirkte er in Liebe ... für die ... Anerkennung der alles beglückenden Lebenseinigung [!], verkündend zugleich die Erscheinung des Lichtes und des Geistes, welche die Einigung des Lebens ... schauet und schauend macht." So [!] beiläufig, wie selbstverständlich.

Aus diesen Tiefen also entsprang die Sicherheit zu jenem Brief für Barops Empfang bei Frau von Holzhausen, indem er der einstigen Geliebten zurief: er wolle niemandes Leben beugen, noch „irgend jemanden seinen Glauben nehmen und sei es der einfachste Köhlerglaube". Er wolle nur „zur Glaubensklarheit, d. i. zum Schauen ..., zum Leben in Gotteinigung" erheben. Er sei der Überzeugung, „daß das Göttliche uns in allen Dingen symbolisch umgibt". — (Ein halbes Jahr später schrieb Fröbel aus der Ferne an die Frauen zu Keilhau noch klarer, wie das gemeint war. Man nehme dem Menschen eines der ersten, sichersten Mittel

zur Selbsterziehung, wenn man ihm jene Kraft, Innerliches, rein Geistliches, äußerlich zu schauen, raube. „Es ist töricht, gegen den Gebrauch dieser Kraft etwas sagen zu wollen, weil das Sinnbild nie der rein geistigen Wahrnehmung entspricht. Denn dann hätte Gott auch keine sein Wesen kundtuende Welt erschaffen dürfen." Aber ebenso töricht sei es, Sinnbild an die Stelle, wenigstens gleich dem Gedanken zu setzen. „Denn dann wäre ja die Natur, die Welt, gleich Gott.")

Im Briefe an Frau von Holzhausen kam es ihm nun darauf an, zu beteuern: er suche nicht das Seine. „Doch nein! Ich suche recht eigentlich und ausschließend nur das Meine." Denn . . .: „Mein Wille, Jesu und Gottes Wille waren von dem ersten Beginne meines Bewußtwerdens Eines; aber durch die furchtbarste Nacht mußte sich diese Grundempfindung meines Lebens zur Tat . . ., zum Leben im Lichte und in Klarheit erheben." Wortleben habe er von jeher gescheut. Er habe die gewisse freudige Zuversicht zu seinem Leben, daß durch dasselbe und von demselben auch alles das, und sei es wirklich erst dann, wenn er als Lebenserscheinung nicht mehr sein sollte, ausgehen werde, was das Vertrauen der Frau von Holzhausen erwartete, ja gefordert habe. Er wisse: wie der Mensch für jedes Wort, so werde auch er für diese Empfindung einstehen und büßen müssen. Aber „Einer muß und mußte doch einmal, wenn den Menschen der Friede und mit ihm alles kommen soll und sollte, diesen täuschungs- und schreckenvollen Gang gehen". Es handle sich um den Glauben „an den Gottesgeist in den Menschen (der ja eigentlich nur einzig der Mensch ist, und welchen der Mensch sich nicht selbst gegeben . . .)". Dieser Glaube müsse zum Schauen gelangen „und so zum Zu- und Vertrauen zu Gott, Menschheit und sich selbst".

Es waren das hohe und leicht mißzudeutende Töne, weil Fröbel, unmittelbar an die Forderung des Vertrauens anschließend, frohlockte: „Wie das Streben aller echten Religion, das religiöse Streben der ganzen Menschheit, liegt das Streben meines Gemütes und Geistes nun klar vor mir." Aber jeder Schein der Selbstverherrlichung schwand angesichts der Aufgabe, die den vom Gesetz der „Lebenseinigung" durchdrungenen restlos zum D i e n e r des Logos machte. Fröbel glaubte, daß er mit dem Begriff „Lebenseinigung" den lange gesuchten A n s c h l u ß a n L u t h e r gefunden habe. Er erklärte als seine eigene Aufgabe: „Die Natur gleichsam aus einer toten oder Fremdsprache in die Lebsprache, in die Sprache des Menschen zu übersetzen, gleichsam eine zweite aber höhere Bibelübersetzung, die Übersetzung der unmittelbar von Gott selbst geschriebenen Naturbibel zu bewirken. Eine Übersetzung nicht aus und durch wechselnde Ahnungen und Empfindungen, sondern nach bleibenden unzweideutigen,

sichern, zu jedem Menschen gleich redenden Gesetzen ... dies, die Übersetzung der Naturbibel, ist jedoch gleichsam nur die Vorarbeit, die Vorbibel zur Übersetzung der bei weitem schwierigeren, der Lebens- und Empfindungs-, der Geschichts- und Schicksalsbibel der Menschheit und des Einzelmenschen selbst."

Das Wort bedeutete indessen nur eine begriffliche Klärung und zwar auf dem Wege nach dem Heil, das alle Führer Keilhaus ersehnten. Nicht zuletzt auch Barop. Dieser hatte 1829 nicht nur den widerstrebenden Vater kurz vor dessen Tode halbwegs zu gewinnen vermocht durch die Erinnerung daran, daß einst ein Barop in Dortmund die Reformation ins Werk gesetzt. Bei Gelegenheit war auch von ihm, der jungen Kraft, ausgesprochen worden: ‚Wie Luther den Schutt fortgeräumt und den Grund gelegt hat, so soll die jetzige Zeit aufbauen und den gereinigten Acker besäen.' Welche Grundtugend bildete aber die Voraussetzung solchen Tuns? — Im Jahre 1829 war die Fortsetzung zu ‚Wilhelm Meisters Lehrjahren', ‚Wilhelm Meisters Wanderjahre', erschienen, also das Werk, in dem Goethe am offensichtlichsten zu den durch Pestalozzi angeregten, durch Fichte weitergeführten Fragen der öffentlichen Erziehung Stellung genommen hatte; Pestalozzi freilich übergehend und bei Fellenberg anknüpfend, dem wir noch in ziemlich üblem Lichte begegnen werden. Eine Gründung Fellenbergs hatte dem berühmten Erziehungs-Utopia Goethes in den ‚Wanderjahren', jener ‚pädagogischen Provinz', bestimmte Züge geliehen. Über dem äußerlichen Zusammenhange darf uns nicht das Wichtigste entgehen: die Idee des Goetheschen ‚Lebe im Ganzen', zu der die Landerziehung in den pädagogischen Provinzen nur die Vorstufe ist. Das Herausführen der Selbstsucht des einzelnen zur Einsetzung seiner besonderen Kraft in den Dienst am Alltag ließ Goethe genau wie Fröbel regiert sein von dem Gesetz:

‚Und Dein Streben sei's in Liebe.
Und Dein Leben sei die Tat.'

Fröbel hat die ‚Wanderjahre' erst als 67jähriger, drei Jahre vor seinem Tode, kennen gelernt. Aber wir sehen, er hat, was Goethe dichtend lehrte, zur selben Zeit gelebt. Denn Goethes ‚Wanderjahre Wilhelm Meisters' tragen den viel zu oft übersehenen Untertitel: ‚Die Entsagenden'.

Fröbels 1831 dunkel ausgesprochene Ahnung, daß er mit seinem eigenen Leben die Urschrift für eine Übersetzung der Lebensbibel des einzelnen Menschen der Menschheit geben müsse, drängte ihn fünf Tage nach dem ersten Schreiben an Frau von Holzhausen zu einer weiteren großen Aussprache. Er begann, es sei ganz gegen seine Natur, „etwas Begonnenes,

sei es auch nur ein angefangener Ideengang, nicht aus- und durchzuführen". Wo ein nach innern Entwicklungsgesetzen Notwendiges nicht stattfinde, lasse er es „im Nu sinken"; wo solches aber vorauszusetzen sei, da halte er es „selbst mit Gefahr des eigenen Lebens fest". Der wichtigste Punkt des Lebens, wenigstens beim Manne, sei, daß oft „die äußere Erscheinung, z. B. Gewalt und Heftigkeit, grad im Gegensatz mit der innern Gemütsstimmung" erscheine. Die Erörterung dieses Punktes habe ihm im Leben die größten Schwierigkeiten gemacht. „Aber jetzt ist mir dieser Satz: ich nenne ihn den des Schließens auf das rein Entgegengesetzte, Umgekehrte — ein Knaul Ariadnes."

Er empfand sein Unvollkommenes wohl. Zunächst erklärte er Unvollendung als ein Vorrecht jeder Naturgestalt. „Wo mathematische Gleich- und Ebenmäßigkeit ist, da ist auch Tod." Bald wurde das Schlichtmenschliche deutlich, auf das er mit der ganzen Aussprache an Frau von Holzhausen hinauswollte. Noch machte er Umschweife: sein Ziel sei nicht zu erreichen, bis sich nicht beide Hälften der Menschheit, Mann und Weib, als ein ungetrenntes Ganze erkennen und demgemäß leben. Dem Menschengeschlecht werde „sein echtes Wohl nicht eher kommen, bis — wie Gemüt und Geist — so auch das weibliche Geschlecht dem männlichen auf diese Weise ganz gleich und ebenbürtig" erkannt und erzogen würden. Zum ersten Male teilte er der einstigen Geliebten näheres über seine Gattin mit. Er erzählte, wie er Wilhelmine und wen er in ihr gefunden habe, nannte sie: „die treueste Gehilfin" für die höhere Erfassung seines Berufes. — Und tiefer ließ er die einstige Vertraute Einblick tun; offenbar suchte er noch einmal ein Ohr, als Mensch zu beichten. Seit 13 Jahren sei seine Frau von Krankheit verschont geblieben. „Ja, ich habe sogar zum öfteren die Freude, die Erfüllung eines — wie soll ich ihn nennen — Kinderglaubens, den, daß meine Liebe sie verjüngen müsse. Denn wenn mein Beruf und mein so vielseitiges erregt und in Anspruch genommenes Leben mir verstattet, ihr, der Frau, und in der Frau zu leben, so verjüngt sie sich wirklich, wie dies oft schon von den Gliedern meines Hauses bemerkt wurde, um viele Jahre." Hier flocht Fröbel ein: „Sie selbst fühlt dann sogleich das Umwandelnde dieses Lebens, so wie sie mir mit verklärtem Ausdruck des Blickes erscheint. Dann spricht mir wohl ihr höchstes Vertrauen aus: in meinem Gemüte ruhe die höchste Erhebung, das höchste Leben; wie aus ihm die tiefste Vernichtung hervorgehen könne." Das war das Bekenntnis jener furchtbaren Spannung, von der er sich selbst und die Seinen zu erlösen wünschte.

Fort von Keilhau, aus der Ferne darauf zurückschauen, in völliger Loslösung sich und das Recht seines Genius abwägen und recht erkennen!

Dieser Wunsch lag im Hintergrund. Mit ihm klopfte er heimlich an, um in Frankfurt, in der Luft seiner ersten begeisterten Zeit, seines Lebens „im Ganzen" endlich wieder froher zu werden. „Wir Deutschen haben große Männer gehabt, welche uns über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen ... belehrt haben, und die wir Nachlebenden durch Beachtung der von ihnen gefundenen ... Lebenswahrheiten nicht genug ehren können. Zu diesen Männern zähle ich seit langem mit steigender Bewährung Schiller, zähle ich den Schiller durch sein Urteil über Frauen und Frauenurteil." Übermächtig stiegen dem im Druck Keilhaus fast erstickenden Fröbel wohl die Erinnerungen an einstigen Gedankenaustausch ‚Über die .. Grenzen beim Gebrauch schöner Formen', ‚Über Anmut und Würde' u. dgl. auf, so wie ihn die Aussprache im Hause der wohlhabenden Gönnerin einst beglückt hatte. Nicht, daß er Bestätigung suchte für das, was sein Ringen in Keilhau so sicher verfolgte, wenn es auch von den Verhältnissen als abwegig bewiesen zu sein schien. Er sehnte sich nach einem frischen Blick der Frau, die ihm doch noch immer die Förderin von einst galt.

Was das Urteil über sein Wollen anbetraf — er schrieb ihr stolz: was zunächst not sei, wäre ausgesprochen in der Schrift „Durchgreifende Erziehung ..."; sie enthalte sein ganzes Wirken, an dem er seit zehn Jahren nur fortbilde. Sein Buch „Menschenerziehung" sei geschrieben mit einer Überzeugung, „deren Grund nur Gott kennt". Nun habe er aber das, was einer ganz neuen Entwicklungsstufe, der neuen Entwicklungsstufe des Menschengeschlechtes angehört, welcher es sich jetzt „in selbstvernichtendem Riesenkampf" entgegenbilde, geschrieben in einer Wortbedeutung der Sprache, welche noch der alten Entwicklungsstufe angehöre. „Urteilen Sie nun, gnädige Frau, konnte das Ergebnis anders sein?" Dabei fand Fröbel ganz beiläufig das Wort, das wie kein zweites den Weg seines Suchens aufdeckte:

„Ich habe erst alles gelebt,
dann gelebt und empfunden,
dann zuletzt gelebt, empfunden und gedacht."

So hoffe er, Gott werde ihm noch Einfachheit und Klarheit der Rede geben. „Freilich wird sie immer etwas gewaltig sein und bleiben." Vorerst habe eine neue Schrift noch keinen Drucker gefunden. Er zielte auf die von uns als die ‚Kleine Menschenerziehung' bezeichnete Arbeit. „Allein, ich meine, auch ein solches Leben müßte eine Phönix-Natur haben und nicht allein selbst verjüngt, sondern alles andere mit verjüngend, aus der Flamme hervorsteigen." „Gott will, Gott befiehlt, daß endlich

der Einzelmensch zu einem ganzen Menschheitsleben sich erhebe." Damit schloß der lange Wunschbrief. —

Frau von Holzhausen hatte nach der uns bekannten Krise Zerstreuung im Lesen Kants gesucht. Mindestens im Umgang mit Kants ‚Kritik der Urteilskraft' war danach eine Kräftigung ihrer Weltanschauung erfolgt. Die nunmehr 56jährige Frau hatte gelernt, still nach außen in schöner Form zu entsagen. Doch ihr schien der heilige Augustinus zum Muster zu werden: der Friede in und zu Gott kam ihr nur langsam. Mit Augustins ‚Bekenntnissen', kurz vor der einzigen Datierung — 16. Sept. 1834 — in ihrem Gedankenbuch zitiert, beklagte sie noch immer die ‚heiße Not', die ihr das Ringen mit der Welt bringe. Bis die den 60er Jahren sich nähernde Frau mit Augustinus ausrief: ‚Darum hängt nun meine ganze Seele an dir.' — Aber Fröbel konnte meinen, von ihr verstanden zu werden. Am 31. März hatte er ihr seinen jungen Freund mit den Worten empfohlen: „Ja Barop ist unter allen Männern, die bis jetzt mir das Leben bekannt gemacht hat, derjenige, den ich im ganzen als den mir am meisten geistes-, herzens- und lebensverwandt erkennen muß." Ein seltsames Zeugnis, zumal, wenn man Middendorffs und Langethals gedenkt! Wurde Fröbel hier ungerecht aus angleichender Selbstzucht? Oder übte er Selbstschutz, um seine Annäherung an die einstige Geliebte nicht mißdeuten zu lassen? (Mindestens Christian im „unteren Hause" hatte Kenntnis vom einstigen Verhältnis.) In Fröbels Einführungsbrief für Barop kam das Gleichnis vom ersten unscheinbaren Sprunge im Kristallglase, der unaufhaltsam weitergehe bis zu Scherben. Vertrauen sei die unbedingte Voraussetzung für das Verstehen seines Strebens. Einmal gestört, sei es durch Worte „ungeheuer schwer herzustellen".

Im selben Schreiben hatte Fröbel angedeutet, daß die häufige Beobachtung der Mutterliebe, die sich selbst nicht versteht, ihn veranlassen könnte, die Erziehung von Knaben aufzugeben und sich der Mädchenerziehung zuzuwenden. Trotz einiger Anfänge seiner Frau habe dem in Keilhau zu viel entgegengestanden. Hier hängte Frau von Holzhausen ein. Es erscheine ihr wichtiger, daß Knaben zu Männern, als das Mädchen zu Müttern gebildet werden. ‚Sie erlauben mir wohl die Behauptung, daß ... Sie ungleich mehr und sicherer für Ihre Zwecke wirken, wenn Sie eine Knaben- als [mittelbare] Mädchenerziehungsanstalt bestehen lassen. Ich fühle recht gut, Sie, verehrter Freund, werden sich durch das, was ich etwa sage, nicht in dem, was Sie für das Beste ... erkennen, irre machen lassen; auch tut mir's im Herzen weh, daß ich scheine, das, was ich für meine Töchter und mich als das Höchste aufnehmen würde: von Ihnen erzogen zu werden, dem Frauenglück abwendig machen möchte,

um es der anderen Seite um so sicherer zu erhalten. Aber es ist und bleibt meine innigste, traurigste Überzeugung: daß in der Gottvergessenheit des Mannes das Sinken der Menschheit begründet ist, also auch von daher allein das Erheben wieder kommen kann.' In wissenschaftlicher Hinsicht stelle sie das weibliche Geschlecht viel tiefer, ‚als mir es die meisten meiner Mitschwestern zugestehen'. Ein recht erzogener, in sich feststehender Mann aber werde zunächst einmal nicht zu unwürdiger Verbindung schreiten, und er werde es leicht haben, ein reines weibliches Herz zu seiner geistigen Höhe hinaufzuziehen.

So hoch nun diese Erörterung über die Fragen frühester Grundlegung des Heils in der Familie emporstieg, diese Antwort der Freundin vom 16. April 1831 wurzelte doch in dieser Grundlage und ging auf Fröbels Ideen ein. Aller Schmerz aber, der den Menschen Fröbel einst von der Seite der Geliebten fortgetrieben hatte, verwehte vor der Anerkennung, die sein Genius in dem Briefe fand. Das Schreiben war eigentlich als Geburtstagsgruß gedacht, wenn auch Frau von Holzhausen bekannte, das Datum nicht mehr genau zu wissen. Das sei aber ganz gleich, ‚da an diesem und jedem andern Tage Ihnen und der Menschheit zugleich Glück zu wünschen ist, daß Sie ins Leben gerufen sind: Ihnen, daß Sie so fromm als kühn, wie jene liebend schützenden Engel die Himmelsleiter auf- und niedersteigen, um der Menschheit — dem schlafenden Jakob — den Weg zu Gottes Herrlichkeit zu zeigen'.

Das ganze Schreiben ist der wertvollste Rest der verlorenen Briefe dieser Frau an Fröbel. Es ist nur im Entwurf auf uns gekommen und bricht mitten im Satze ab. Für den Empfänger war das Wichtigste Frau von Holzhausens Frage: ob er nicht selbst einmal wieder zum Besuch kommen wolle.

‚Ich habe, so gern ich Ihnen schreibe, doch eine große Scheu es zu tun, weil ich lebendig fühle, wie Sie, in Ihrem folgerechten Denken, bei Ihrer umfassenden Klarheit unangenehm angeregt sein müssen, meine Halbheiten zu lesen. Aber hielte ich diese Furcht fest, so käme die mir wünschenswerte Fortsetzung Ihrer Mitteilungen nicht zustande, indem Sie dann nicht einmal aus meinem Dank ersehen könnten, wie lieb und wert Sie mir sind. — Ich erstaune und bewundere Sie in dem Gang Ihres Lebens! wie Sie Ihr höchstes Erkennen, Lieben und Ihren ganzen Himmel voll Herrlichkeit bis ins kleinste in sich zu durchleben streben, daß Sie ihn dem ahnenden Gemüt zur Anschauung bringen und doch verhüten: daß man nicht vor dem Koloß erschrickt, der jede Seele belastet, deren Geist kaum noch im Aufblicken begriffen ist . . Reicher im Denken bin ich nicht geworden, aber vielleicht wieder weicher — empfänglicher und dankbarer für die Güte, womit Sie mir vergönnen, . . . nun auch zu der himmelan strebenden Zeder des Libanon aufzublicken.

Ihre Ansichten über Gott, Natur und die Menschheit sind so in dieser Dreieinigkeit begründet, daß nach Ihrer Darstellung darüber der Segen unzweifelbar ist, welcher aus Ihrem Gott- und Natur-gemäßen Leben hervorgehen muß. Und so innig teilnehmend ich jede Sorge und schmerzliche Erfahrung, die sie gemacht haben

oder noch machen, in mir aufnehme, so preise ich Sie doch sehr glücklich: daß Sie, in dem Leben, so über den Leben zu stehn scheinen, daß nichts Ihren Frieden mehr' ..

Am 9. Mai 1831 ging Fröbel nach Frankfurt. In gemeinsamer Beratung war die Zuständigkeit der einzelnen Führer verabredet und festgesetzt worden, daß der bisherige Leiter der Anstalt vor jeder einschneidenden Veränderung zu befragen sei. Wilhelmine blieb in Keilhau, nachdem sie im Vorjahre ihren 50. Geburtstag bei Mutter und Tante in Berlin gefeiert hatte und zu ihrer nötigen Erholung dort geraume Zeit zurückgehalten worden war. Nun hoffte sie mit allen Zurückbleibenden, daß ein Gedankenaustausch mit Dr. Bagge, dem Leiter der ehemals Grunerschen ‚Musterschule', der Anstalt von Vorteil sein möchte. Aber Bagge, wie er wegen der ‚Kleinen Menschenerziehung' ohne Wirkung angegangen worden war, konnte auch mündlich nicht wirksam raten. Was war auch dem zu sagen, der aus innerem Zwange und nicht äußerer Winke wegen gekommen war?

Fröbel wohnte ‚Auf der Öde'. Frau von Holzhausen hat ihm ihre Aufmerksamkeit beweisen wollen für die im Meldebrief für Barop betonte Forderung, man müsse „die individuelle Erscheinung" achten; es sei freilich nicht jedem zuzumuten, „daß er das Göttliche in einer Raphaelischen Madonna und [dem] Müllerschen Johannes oder in einer Beethovenschen Sonate, oder wohl gar in dem kleinsten und unbedeutendsten Naturgebilde" finde. Wahrscheinlich in seinem Zimmer fand der Gast den eingerahmten Stich Müllers nach dem Johannes des Zampiero. Als er das Bild wiedererblickte, mußte er das Auge „schmerzlich wegwenden". So schrieb er ein Vierteljahr später. Da weilte er bereits außerhalb der politischen Grenzen deutschen Landes. Noch ehe drei Monate um gewesen waren, hatte es ihn von der ‚Öde' unter die Gipfelriesen der Alpen getrieben. Erst dort, an einem Orte völliger Einsamkeit, fand sich sein Gemüt völlig zurecht. Es geschah im Abfassen jener ausführlichen „Geschichte meines Herzens und Gemütes", die, an die sechs Frauen in Keilhau gerichtet, die dritte große Rückschau auf sein Leben in einem Briefe niederlegte und uns die innersten Falten seines leidvollen Lebens auftat. Darin hieß es: „Jetzt nach langem Kampfe, mit dem Lichte des Geistes beleuchteten harten Kampfe, jetzt erst wird es mir klar, warum alles so kommen mußte. Hier, im fremden Lande sitzend, allein im klösterlichen Stübchen mit den Fenstern aus runden Scheiben, im altertümlichen Hause, umgeben von dem dunkeln, sich tief in das Tal gesenkten ragenden Himmel, bei einbrechender Nacht, umbraust vom heulenden Herbststurme, der die Bäume zerschüttelt — das Abendgeläute aus der Ferne hallt wie eine tröstende Geister- und Friedensstimme herüber — hier in dieser

Einsamkeit fällt es mir wie Schuppen von den Augen. —— Gott! was gehört dazu, ehe der Mensch sich findet und klar die Bedeutung seiner Lebensbegegnisse erkennt! — Ein einundzwanzigjähriger fast steter, so besonnener als harter Kampf!!"

Wir kennen schon seine Frage: „Worin liegt ... die Macht, welche mich immer wieder zu dieser Frau [v. Holzhausen] hinzieht, mich zwingt, das Verhältnis nicht unerkannt wegzuwerfen, sondern es durchleuchtet sich selbst klären lassen wollte?" Auch die Antwort ist uns bekannt: daß „beide das Höchste und mit fast — aber entgegengesetzt gleicher Lebenshingabe" wollten. So antwortete der Genius in Fröbel. Aber der kämpfende Mensch? War ihm wirklich volle Erleuchtung gekommen über sein Verhältnis zur einstigen Geliebten? Er schrieb: „Nun ist mir alles klar und mit diesem vieles andere. Nun bin ich frei! nicht dadurch, daß ich die Fesseln gebrochen habe; nein, ich habe sie, obgleich sie drückten, lange getragen. Ich bin dadurch frei, daß sie durch das Licht der Erkenntnis in Staub zerfallen, von mir gesunken sind. — Nun, Ihr hochgeliebten Teuren, gehöre ich Euch, die Ihr mich in dieser langen Zeit eines harten Kampfes schonend getragen; gehöre einer jeden von Euch, Ihr treuen Seelen, die Ihr meine Fesseln habt tragen und nun auch vernichten helfen. Jetzt gehöre ich Euch, Eurem Leben, Eurem Kreise!"

Fröbel fühlte, daß der letzte Schritt persönlicher Entsagung hinter ihm lag. Schon am 11. Mai, kaum ‚Auf der Öde' einquartiert, hatte er seiner Gattin geschrieben: „Holzhausens meinen's nun wohl unbezweifelbar mit mir ebenso gut als mit sich. Aber der Mensch und die Menschheit ist nun einmal mehr als Herr Fröbel und Herr von Holzhausen. Und Fröbel und Mensch und Menschheit sind nun einmal nicht zu trennen."

Im nahen Gespräch des 49jährigen mit der 56jährigen Frau hatte auch Fröbel erlebt, daß man nicht in denselben Fluß zum zweiten Male steigt. Zwar, äußerlich hatte der Besucher über nichts zu klagen, auch nicht in Hinsicht seiner Eigenheit, das Göttliche im kleinsten Gebilde zu sehen und sehen zu machen. Zu Ehren des Gastes hatte das angesehene Haus einen Vortrag angesetzt, damit er einer Reihe Geladener seine Gedanken über den Zusammenhang der Naturformen mit dem Mathematischen vorführe. Gleich am 11. Mai war er darin bis zur Kugel und deren Eigenschaften gelangt. Am 9. Juni konnte er der Gattin melden, er werde in diesem Vereine noch zwei oder drei Vorlesungen über den mathematischen Zusammenhang der Körperformen und deren Ableitung aus dem Würfel oder der Kugel halten. Man habe ihn zum Oktober um neuen Besuch gebeten. Im November solle er dann wöchentlich über seine Erziehungs- und Lehrmittel vortragen. Aber dieser Zuschnitt der Gesell-

schaftsunterhaltung war das allerletzte, das einen Fröbel befriedigen konnte. Dem häuslichen Erziehwesen war sein Sehnen zugewandt; und dieses Wesen fand er „auf das erbärmlichste schlecht". — In seinen ersten Vorträgen war er u. a. mit der ganzen Familie des Generals von Wolzogen bekannt gemacht worden, der einige Tage danach noch besonders bei ihm vorgefahren kam. „Ich sollte wie ein schlechter Arzt kleine angenehme Mittelchen bei der Erziehungskur ihrer Kinder vorschlagen. Ich sagte aber keck, es gäbe eigentlich nur ein Radikalmittel. Es sei das Zutrauen zu dem Wirken eines deutschen Mannes. Da mag es nun wohl im Herzen dieser Leute gesprochen haben, wie Felix zu Paulus sagte: wenn ich gelegenere Zeit habe . . ."

Nein, Fröbel erhoffte nichts von der Gesellschaft, die ihm in der großen Stadt begegnete. Aber die Einkehr dortselbst erwies sich heilsam, indem er besser begriff, was ihm Wilhelmine bedeutete. „Geliebtes Weib, du schreibst mir, du habest deine Stelle und Stellung erkannt. Ja, deine Stelle und Stellung ist an meiner Seite und dein Platz in meinem Herzen. Glaube mir, ich weiß nicht nur, nein mein Gemüt empfindet tief, was eheliche Liebe, was Gattenliebe ist." Und acht Tage später dankte er für Wilhelmines wörtliche Wiedergabe seines Ausspruchs: „Der Gedanke, daß Keilhau und sein redlicher Kreis noch einst wie ein Phönix verjüngt wieder aufleben könne, bewegt und hebt mein aller-Innerstes und gibt auch zu dem Schwersten Mut." Auch er wiederholte dabei diese Worte noch einmal und fügte hinzu: „Auch mir haben diese deine hingebenden Worte deines Herzens, deines Willens wie deines Lebens, Mut und besonders Ruhe und stilles Harren gegeben, der Zukunft und ihren Loosen still und vertrauend entgegen zu gehen."

Die dreimalige Niederschrift der gleichen Zeilen war gleichsam das neue Ehegelübde der beiden vor dem Altar des Gottes, den sie in ihrer Idee verehrten. Erst jetzt verflüchtigte sich der letzte Rest von Unnatur in der Idealität seines Bundes mit Wilhelmine. Auch hier hatte Trennung zu höherer Einigung geführt. — Eben deswegen aber, weil höchste Selbstverleugnung den Untergrund bildete, fand Fröbel den Entschluß, nicht nach Keilhau zurückzukehren, sondern das Angebot eines freien Schweizers anzunehmen. Daß dieser selbst nicht allzuviel Worte dazu machte, gab zweifellos den Boden zu solcher Vereinigung.

Xaver Schnyder aus Luzern war Besitzer des Schlößchens Wartensee. Er hieß, seitdem ihm der köstliche Besitz am Sempacher See als Erbe zugefallen war, eben auch Schnyder von Wartensee. Sein Wesen schien der Art des ‚Menschenerziehers' durchaus entgegengesetzt. Hat Xaver Schnyder doch auch zeit seines Lebens das Glück gehabt, jedem Menschen,

ob hochgestellt oder dem einfachen Volke angehörend, vom Herzen und Geist her zu gefallen. Um so bedeutsamer war, daß ein und dieselbe Idee ein so ungleiches Paar zusammenspannen konnte. Nicht nur als letzter Mann, der für Fröbels Genius entscheidende Bedeutung gewann, fordert seine Art eine eingehende Betrachtung. So förderlich für die richtige Bewertung der leitenden Idee Fröbels, so unterhaltsam ist glücklicherweise die Beschäftigung mit diesem ‚Xaverli'.

Schnyder hat, ohne bis zu seinem 60. Jahre je ein Tagebuch zu führen, noch als 80jähriger Lebenserinnerungen diktiert, die, mit mancher eingeflochtenen Schnurre höchstlich unterhalten, Seitenblicke werfen auf gesellschaftliche Zustände oben und unten, auf Sitten des Volkes und Eigenheiten mancher bekannt gewordenen Größe. Stets zum Lachen aufgelegt, gab er sich erst recht in dem späten Diktat als ein lachender Philosoph. So hinterläßt eine oberflächliche Lesung den Eindruck, als hätte er auch im Leben eigentlich nichts so bitter ernst zu nehmen vermocht wie Fröbel; es sei denn, seine Liebe zur und sein Können in der Musik. Von Fröbel enthält Schnyders veröffentlichtes Diktat kein Wort, obgleich er auch diesem Menschen Freund blieb. Beide vereinten sich 1831, um, wie Schnyder, wären seine ‚Lebenserinnerungen' bis zu dieser Zeit gelangt, vielleicht gesagt hätte: den Karren der Menschenerziehung aus der drohenden Versumpfung auf die glattere Bahn zu heben, indem beide als „Stifter" und „Mitstifter" einer „Volkserziehungsanstalt auf Schloß Wartensee" auftraten. Was sie vereinigte, hielt durchaus dem die Wage, worin sie sich unterschieden.

Von Geburt war Xaver ein ‚Junker' und hatte, im Hause der hochmögenden Großeltern in Luzern aufwachsend, schon als Xaverli ein drolliges, uneiteles Behagen an den Bücklingen, die seiner Herkunft galten. Die Mutter war sehr früh gestorben, der Vater als Offizier der Schweizergarde abwesend am Hofe zu Paris. Die Große Revolution gab dem etwa 6jährigen im Jahre 1792 den Vater zurück; der Knabe hatte gerade die Freiheit beim Onkel Pfarrer auf dem Lande kennen und unschuldig auskosten gelernt. Schnyder, der von Jugend auf gerne mit seiner Kraft huberte, zu einem Riesen heranwuchs und noch als Greis u. a. von seiner einstigen Kunst, buchstäblich auf den Zehenspitzen stehen zu können, nicht minder behaglich erzählte, wie von dem Ansehen, das ihm seine Kompositionen und sein Konzertieren eingebracht, war vom Vater zwar streng gehalten worden, aber immer nur mit einer dem Sohne ganz selbstverständlichen Art von Bevormundung. Und selbst, daß der Vater auch den völlig Erwachsenen immer von neuem der Sorgfalt Fremder empfahl, nahm Xaver schmunzelnd hin, weil es immer mit der Begründung geschah:

‚mein unpraktischer und schwächlicher Sohn'. Ohne sich sehr zu übernehmen, einfach seiner Begabung vertrauend, hatte der Knabe die Schule seiner Vaterstadt nicht übel durchlaufen und vertraute auch weiterhin stillschweigend sowohl dem eigenen körperlichen wie dem eigenen geistigen Kern. Beide haben ihn wie einen immer gleichen Jungen jede Krankheit und selbst die plötzliche Verschuldung durchmausern helfen, die ihm des Vaters eigenmächtiges und noch dazu verschwiegenes Belasten Wartensees mit Hypotheken über den Hals brachte, gerade, als er das Glück des Weisen mit seiner früh und lange umworbenen ersten Frau Carolina, geborene von Hertenstein, zu seinem höchsten Leben erkoren hatte.

Streng katholisch war die Lehre gewesen, über der ihm plötzlich, etwa gleichzeitig mit dem Erwachen seiner innigen Liebe zu Carolina, die Frage kam: ‚Wer, wer sagt denn, daß dies alles wahr ist? es kann ja auch gutgemeinte Täuschung sein.' Im Augenblicke des Auftauchens seiner religiösen Zweifel seien diese auch entschieden gewesen. ‚Es wurde ihm plötzlich klar, daß Glauben und Nichtglauben in niemandes Gewalt stehe; und er entschloß sich, nur der Stimme seiner Vernunft zu folgen. Als Supranaturalist war er aufgestanden, erleichtert und heiter legte er sich als Rationalist zu Bette.' Das galt aber nicht im Sinne des abgelaufenen Jahrhunderts der Aufklärung. Er nannte sich selbst einen ‚ebenso großen Freund von sentimentaler Wehmut als von kerngesunden Possen'. Am Schlusse seiner Schulzeit, zur selben Zeit, in der der 4 Jahre ältere Fröbel den Weg zum Erziehungsberuf gefunden hatte, war er nach eigenem Wort mehr ein Viel-, denn ein Gründlichwisser, ein ‚echter Epikureer, der jeden Augenblick seines Lebens zu genießen suchte; glücklicherweise waren seine Hauptgenüsse solche, die weder Geld noch Gesundheit kosten und keinerlei Nachwehen veranlassen, nämlich Natur, Kunst und Wissenschaft'. Algebra und Naturwissenschaften betrieb er besonders.

Von seiner Freude an der Natur bieten wir noch eine schriftliche Probe. Für seine Kunstübung zeugen nicht nur seine Kompositionen, mit denen er kurz vor Fröbels Bekanntschaft selbst einem Goethe einen Besuch machen durfte; er hat zahllose Gedichte geschrieben, die, abgesehen von einigen feinen Widmungsversen an Uhland und andere, erst nach seinem Tode in einem Bändchen gesammelt herausgegeben wurden. Sie haben nicht den Wert seines Systems einer Formenlehre der Instrumentalmusik. Hier lag die eigentliche Heimat seines Geistes; aber er hat sie nur mündlich, vor seinen Schülern, ausgebreitet, so daß dieses sein wissenschaftliches Arbeiten erst durch seinen treuen Schüler Benedikt Widmann in Frankfurt in Druck weitergegeben werden konnte. So war er also neben aller Neigung zur Beschaulichkeit ein Freund des unmittelbaren Tuns, weit

entfernt der leidenschaftlichen Art Fröbels. Der Grund lag nahe. Wie sehr Schnyders Religion eine Mischung von Zutrauen zur Natur und heiterem Fatalismus werden mußte, verriet der Brief eines Freundes in seinen ‚Lebenserinnerungen'. Der Freund besorgte, daß dem jungen Schloßherrn von Wartensee kleine Zwischenfälle des Lebens vielleicht ein Hemmnis auf dem Wege zur Kunst sein könnten.

‚Doch was war das für Sie, dem Kunst etwas Hohes, wie es für jeden Rechtlichen sein muß, doch nicht das Höchste. Das Höchste ist Religion, mit dem fast identisch Tugend, Wahrheit. Und das geheiligte Drei lernen Sie jetzt mehr aus Ihnen selbst, aus Ihrem (ich entweihe doch nicht ein Geheimnis) von Klopstock begeisterten, also seelenreinen Mädchen. Dies predigen Ihre Berge, vielleicht auch mancher Landmann in größerer Unbefangenheit goldrein, als bei uns die edelsten, denn — auf den Bergen ist Freiheit usw.'

Der Brief war aus Wien gekommen, von einem Manne, der nach dem Tode Theodor Körners dessen Braut zu glücklicher Ehe heimführen durfte. In Wien hatte Schnyder durch kurzen Besuch nachhaltige Fühlung mit seinem hochverehrten Beethoven genommen; sehr häufiger Gast war er übrigens auch im Hause der Caroline Pichler gewesen. Wie er unter den Heimgegangenen einen Klopstock bevorzugte, so pflegte er unter den lebenden Größen freundschaftliche Beziehungen mit Uhland und Kerner. Für Jean Paul schwärmte er mit dem Bewußtsein des Kenners Jean Paulschen skurrilen Flügelschlags. Mit Rückert verband ihn seit 1817 eine Freundschaft fürs Leben. ‚Wenn es mir gelingt, noch etwas Tüchtiges zu leisten, so verdanke ich es Ihnen', äußerte Rückert 1832 zu dem ihn besuchenden Schnyder. (Die Freundschaft wurde auch für Fröbel ein leichtes Band zu Rückert.) Es wäre noch mancher Name zu nennen: Carl Maria v. Weber, dessen Schätzung Schnyder erwarb, Nägeli, der ihm erster Förderer im Konzertwesen und ‚treuester Freund' wurde. Durch einen Freund Gersbach lernte Schnyder Thieriot kennen und pflegte die nicht bequeme herzliche Bekanntschaft mit diesem unglücklichen ‚sich selbst und der Ordnung bewußten Chaos' bis ans traurige Ende, so daß wir unsere Nachrichten über Fröbels Thieriot seinen Erinnerungen verdanken.

Schon als 19jähriger Begleiter seines Vaters hatte Schnyder auch Pestalozzi in Burgdorf besucht, nicht anders wie so mancher Neugierige. Zufällig war er lange nach Thieriots Abgang von Iferten selbst noch Lehrer in der dortigen Anstalt geworden. Der unerwartete halbe Verlust Wartensees hatte ihn an Broterwerb durch Konzertreisen denken lassen. Nur, um einen Bruder seiner Frau der Anstalt zu übergeben, 1816 nach Iferten fahrend, sah er sich wie zufällig dort festgehalten. Er hatte den sehr im Argen liegenden Musikbetrieb in Pestalozzis Knaben-, und mit größerer

Befriedigung in Niederers Mädchen-Institut übernommen. Damit war er mitten in die Zeit der heftigsten Auseinandersetzungen geraten, die ihn den erbitterten Vater der Anstalt und dennoch nur Dämon der Liebe in allen Seiten seines Wesens beobachten ließen. So gut Schnyder bei seiner nur einjährigen Zugehörigkeit Pestalozzis Art erfaßt hatte, so undurchsichtig war ihm der einstige Verbündete Fröbels, Joseph Schmid, geblieben. Er wollte Fröbels einstiges Muster eines selbstlosen Naturburschen nur als einen selbstsüchtigen Rechner gelten lassen, während er Niederer weit günstiger beurteilte, als seinerzeit Fröbel. Übrigens hatte Nonne, der Hildburghausener Konsistorialrat, mit Schnyder zusammen die Wanderung gemacht, die zur Freundschaft Rückerts führte. Wir erinnern uns, daß Nonne vor kurzem eine Rolle in der Angelegenheit Helba für Fröbel gespielt hatte.

Alles das waren Anknüpfungspunkte für Fröbel; und Schnyder seinerseits hatte allzeit für Sonderlinge ein besonderes Auge, eben, weil er so gern die Schellen der eigenen Narrenkappe klingeln ließ. Hörte er von Fröbels Erdenheimat, vom Sproß der Olitätenhändler, so mochte ihm in den Sinn kommen, wie gern sein eigener Vater mit Kräutersuden den ‚unpraktischen und schwächlichen Sohn' nicht nur behandelt, sondern ihn oft zum kaufmännischen Vertrieb solcher unfehlbaren Mittel hatte einspannen wollen. Worüber Xaver mit seinen Freunden in Wien, in München, in Bregenz lachte, an welchen letzten beiden Orten er nicht verschmäht hatte, den ihm widerwärtigen Joseph Schmid aufzusuchen. Hörte er Fröbel das Lob des Lebensretters Barop singen, dann diente Schnyder dem Partner mit der Erzählung, wie er in einem Teiche bei Wartensee ‚ein paar schwimmende Schuhe mit dem daran hängenden' sechsjährigen Kinde herausgezogen und durch richtige Packungen zum Leben zurückgerufen hatte. Aber der Ernst des ‚Sternenmenschen' Fröbel berührte doch auch den ernsteren Untergrund der Schnyderschen Weltauffassung. 1827 hatte der Tod Carolinens seine innige Ehe zerrissen. 1830 war ihm, wie Fröbel in Herrn Carl, jener Gersbach vorzeitig entrissen worden, dessen Freundschaft er von allen am liebsten nachhing, weil er überzeugt war, in Gersbach das ergänzende Wissen für die eigene größere Kompositionsbegabung zu verlieren. Und eben im Januar 1831 hatte sich Thieriot still aus dem Leben geschlichen, so still und treu, wie er im Sommer 1827 auf den Zehen in Schnyders Haus getreten war, einen Witwer vermutend, und Caroline frisch an der Seite des Freundes findend; während er drei Monate darauf seinen neuen Besuch mit rasselndem Klingelzeichen anmeldend, ganz betroffen erst in des Freundes Augen lesen mußte: die Frau des Hauses decke schon seit Wochen der Rasen.

Das polare Schweben zwischen den Gegensätzen bildete den Hauptberührungspunkt zwischen Fröbel und Schnyder. Dabei war in Schnyders Jungenhaftigkeit viel vom deutschen Wesen des Simplicius eines Grimmelshausen. Bereits als 12jähriger ‚Junker' mit seinem Vater zugleich als ‚Staatsverräter' gefangen gesetzt — die Sache war für ihn mit wenigen Tagen erledigt; der Vater wurde erst nach einem Jahre glänzend freigesprochen — hatte er sein Leben lang in jenem Auf- und Ab des ewigen Wechsels gleichsam mit dem Baldanders des Simplicianischen Lebens Freundschaft gehalten, ohne darüber den Trieb zu verlieren, am jeweilig gegebenen Platze tüchtig zuzugreifen. Was der Simplicius Fröbel in seinen Knabenjahren beim Oheim Superintendenten in Stadtilm gefühlt, nämlich heimlich am größeren Leben der Menschengemeinschaft mitzuwirken, das war der erste Stolz Schnyders gewesen, als er mit etwa 20 Jahren die rechte Hand des Kapellmeisters gewesen war und so am unscheinbaren Platze die Konzerte ermöglichte, die eigentlich erst durch seine Liebhaberveranstaltungen in Luzern wieder ins Leben gerufen worden waren. Vielleicht hat Schnyders Leben sogar die nachhaltigste, wenn auch bald überdeckte Spur gezogen in seiner Belebung und kritischen Behandlung großer Musikfeste. Er selbst erinnerte sich voll Stolz, auf dem Wege voraufgegangen zu sein, den Fröbels Jugendfreund Methfessel mit dem ersten deutschen Sängerfest in Frankenhausen betreten hatte. Und damit wurde das entscheidende Glied für sein Bündnis mit Fröbel sichtbar: der Wunsch, zur Befreiung der Menschheit sich mit jedem freien deutschen Geiste zu vereinen.

Schnyder hat zu einer Zeit, wo der Herr von Fellenberg berechnend das ‚von' seines Namens strich, das Prädikat des ‚Junkers' seinem Namen vorgesetzt und bewahrt, obgleich es ihm als einem lachenden Philosophen nicht viel mehr galt, als etwa ein hübscher Schnörkel in seiner geistreichen Handschrift. Er war innerlich frei von jedem Standesdünkel; sein Herz war wie das Fröbels mit den Werten der Vergangenheit und zugleich mit denen der Zukunft verbunden. Aus dieser Einstellung zum Wachsenlassen, die so sehr mit Fröbels Grundempfindung: „Vertrauen" übereinstimmte, erklärte sich seine Haltung zum Volkserzieher Fröbel. Es war die Haltung eines verantwortungsfrohen Junkers zwischen Landständen und Bürgern. Schnyder hatte diese Geduld bereits bei den Putschen zur Zeit der politischen Neugestaltung der Schweiz um 1815 geübt. Der Vertrag vom 20. November 1815, der die Stellung der Schweiz innerhalb der Staaten Europas festlegte, enthielt einen Absatz, der im Grunde die Haltung nicht nur des Landes, sondern jedes echten Schweizers im vergangenen Jahrhundert bestimmt hat.

Der Satz lautet: ‚daß die Neutralität und Unverletzbarkeit der Schweiz, sowie ihre Unabhängigkeit von jedem Einfluß dem wahren Interesse aller europäischen Staaten entspreche'. Man mag, vor allem in der Erwartung eines vernünftigen ‚Völkerbundes' sich dabei erinnern, daß ein Erz-Herzog dem Kaiser Alexander zu diesem Ziele entgegenkam mit den Worten: ‚Muß es nicht einen Ort geben, wo die anständigen Menschen oder der unterdrückte Gedanke eine Zuflucht vor Verfolgungen finden?' Die Stände der Schweiz hatten ihr erstes Ziel nur in mannigfachen Wirren erreichen können. Einen neuen Anstoß dazu hatte die Pariser Juli-Revolution von 1830 gebracht. Schnyder wie Fröbel standen also 1831 unter dem Eindruck, daß jetzt die Zeit für freie Entfaltung gesunder Volkskräfte gekommen wäre. Der in Luzern vielbesprochene und darum bestens bekannte Junker wußte, daß er den neuen Volksmännern seiner Vaterstadt genehm käme, wenn er eine Volkserziehungsanstalt in ihrem Kanton gründe. Beide, Fröbel wie Schnyder gedachten, wenn auch kaum ausdrücklich, jenes Satzes vom 20. November 1815. So glaubten sie, aus dem Geiste des Landes der freien Alpen ‚dem wahren Interesse aller europäischen Staaten' mit einer Gründung im Kanton Luzern zu entsprechen.

Um **Johannis** 1831 muß das Bündnis geschlossen worden sein. Im Juli fuhren beide nach Luzern. Man kann sich denken, wie belebend die unverhofften Aussichten auf Fröbel wirkten, und wie lösend das heitere Plaudern des so duldsamen Schnyder für des Unbefriedigten Gemütsspannung war. Auf der langen Fahrt muß beiden das Herz aufgegangen sein im Austausch kleiner, für jeden bedeutsamer Züge aus ihrem bisherigen Leben. Der ernste Fröbel sah vieles anders. Sein niederdrückendes Erleben als Freiwilliger Jäger in Lützows Schar hatte ihm ein anderes Bild hinterlassen, als Schnyders Soldatenspielen in der kritischen Zeit 1814 ihm zeigte. Er wird mitgelacht haben, wenn ihm der Reisegefährte, angeregt durch das Wiedersehen der Orte, seine flüchtigen Beobachtungen an Caroline Rudolphi, an Madame de Staël, vor allem an Frau v. Krüdener so lustig mitgeteilt hat, wie er's später in seinen Lebenserinnerungen tat. Er wird auch zugestimmt haben, wenn Schnyder Jean Paul zitierte: ‚Wer keinen Hund erziehen kann, kann auch keine Menschen erziehen.' Und doch wird er auch sehr verdutzt von der Komik der Vorführung gewesen sein, die Harras, ein ‚Genie' von Dogge, in Ifertens Garten gab. ‚Ich habe ihn nach Pestalozzis Grundsätzen erzogen', hatte Schnyder dem staunenden Pestalozzi gesagt und darauf von diesem zur Antwort erhalten: ‚Du hast es mit deinem Harras weiter gebracht, als ich mit meinen Buben.'

Da Schnyders Freund Gersbach ein großer Verehrer des Philosophen Fries gewesen war, so mögen auf diesem mittelbaren Wege diese und jene Gedanken aus Fries Philosophie zu Fröbel gekommen sein, die gelegentlich in späteren Briefen bei ihm anklangen. Weit mehr konnte er aufhorchen, sollte Schnyder bei dieser Fahrt durch den heißen Sommermonat von seinem ersten Früheindruck erzählt haben. Lag hier doch ein Gegenstück zu Fröbels Erlebnis beim Eintritt in die Dorfschule vor. Schnyders Erinnerung knüpfte sich an die Gewitterfurcht im Hause des Großvaters. Man bekämpfte diese dort mit Bekreuzigung bei jedem Blitze und mit seltsamen Zeremonien; dabei hatte ein auf Pappe aufgezogener Wettersegen voller schwülstiger Gebete eine Rolle gespielt, aus denen sich aber frühe der ‚wunderbar mystische Anfang des Evangeliums Johannes: Im Anfang war das Wort usw.' dem Xaverli so tief einprägte, wie dem sechsjährigen Friedrich der Wochenspruch: ‚Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes.'

Je näher die Reisenden ihrem Ziele kamen, um so mehr muß die Erinnerung an die glücklichen Jahre des Zusammenlebens mit Caroline auf Wartensee der ‚sentimentalen Wehmut' in Schnyders Doppelseele Raum gegeben haben. Aber wie sehr konnte es zu dem Fröbel, den wir im Briefe vom Mai 1828 kennen lernten, sprechen und ihn auf sein Asyl begierig machen, wenn Schnyder sich dabei in Naturfreude erging, wie in den ‚Lebenserinnerungen':

‚Ein großer Genuß war auf diesem mit Naturschönheiten so gesegneten Landgut in den heißen Sommertagen ein Aufenthalt im dichten Wald. Die sonnenerwärmte, sauerstoffreiche Waldluft erfüllte die Brust und den Körper mit unendlich süßem Reiz, und die Kühle des dunklen Schattens in der grünen Dämmerung, die Wohlgerüche des Tannenharzes, der Fichtennadeln, der süßduftenden Waldpflanzen waren ungemein erquickend. Das Gesummse und Gezirpe der geschäftigen Insektenwelt, das Gesäusel eines milden Lüftchens durch die Tannenäste, das Hämmern der nach Käferlarven suchenden Spechte, das Gezwitscher der Vögel, die sich tausend Dinge zu sagen hatten, die schönen Altstimmen der melodienreichen Amseln — alles dieses stimmte die Seele zu höheren Gefühlen. Schnyder saß oft mit seiner Caroline auf gefällten Tannenblöcken minutenlang unbeweglich stille. Da kam dann ohne geringste Besorgnis die Tierwelt herbei und betrachtete neugierig die ungewohnte Erscheinung. Im Sonnenschimmer, der sich durch das Laubwerk stahl, schwammen gelbe Schwebefliegen und trieben ihr neckisches Tanzspiel. Käfer, Hummel, Schmetterlinge, und unter diesen selbst wilde Perlmuttervögel mit den schimmernden Flügeln, schwirrten prüfend um die regungslos Beobachtenden. Manchmal kamen Eichhörnchen in große Nähe und auch Igel huschten vorbei. Die leiseste Bewegung aber verscheuchte plötzlich die mißtrauischen Tiere, die eine gerechte Furcht vor den grausamen Menschen haben. Bei solchen Gelegenheiten zog Schnyder den Klopstock nicht aus der Tasche: die Natur drang tiefer in das Herz als gedruckte Poesie.'

War es weit mehr Klopstock, der hier gelebt worden war, nicht Franz von Assisi, wie wir vom Asyl Wartensee für Fröbel erhoffen: schon die

Hoffnung floß bei solchen Wiederträumen des Witwers Schnyder wie Balsam über die Seele dessen, der sich freiwillig aus Keilhau verbannt hatte. Wartensee wurde ihm noch vor dem Einzug zu seiner „Wartenburg", wie einem Luther die Wartburg zum Patmos. Am 20. Juli 1831 langten beide Freunde der Menschheit auf dem Schlößchen an. Bereits am 12. August erfolgte ein Schreiben vom Erziehungsrat des Kantons Luzern:

‚Indem wir unserm Kanton Glück wünschen, unter so weiser Leitung eine Erziehungsanstalt sich erheben zu sehen, die in jedem Betracht günstig auf die übrigen Bildungsanstalten einwirken wird, geben wir uns die Ehre, diesem Institut vorläufig unsern besonderen Schutz zuzusichern, und Ihnen, hochgeachteter Herr, zu erklären, daß Sie jederzeit darauf zählen dürfen, daß wir alles, was von uns abhängt, tun werden, um das Gedeihen dieses schönen und wohltätigen Unternehmens zu fördern.'

Die Zeilen versprachen — Schutz. Er sollte sich als nötig erweisen, weit mehr, als „Stifter und Mitstifter von Wartensee" ahnten. Beruhigt aber und im Bewußtsein, Fröbel in den Sattel gesetzt zu haben, fuhr Schnyder nach Frankfurt zurück, besuchte nach Uhland auch Gustav Schwab, Wolfgang Menzel, Cotta u. a. und schrieb bei Nägeli über diesen Besuch: ‚den anderen Tag entschwebte ich bei herrlichem Wetter wie ein freudiger Ton dem ‚Waldhorn' (Name des Gasthofs)'.

* * *

45.

Auf der „Wartenburg". Herzogs Angriff. Briefwechsel. In Keilhau. „Volkssouveränität".

Fröbel blieb also allein zurück in Schnyders Besitzung am Nordufer des Sees. Über das binsenumflüsterte Gewässer blickte er hinüber nach Sempach und schaute in die flachen Höhen über diesem Städtchen hinein, wo sich jene Kapelle verbarg, die Winkelrieds Sage und mit ihr den großen Freiheitstag von 1386 verherrlicht. In die Vorderfenster des Turmgemaches grüßte, unheimlich drohend, wenn Gewitter um ihn sich ballten, im Lichte manches Mittags unwirklich verschwebend, aber in hellem Morgen- und Abendleuchten um so näher und dann wie ein treuer Freund, der Gipfel des Pilatus über die niedrigeren Vorberge herein. Das Schloß erhob sich auf mäßigem, aber steilem Abhang, den eine zinnengekrönte Mauer noch überhöhte. In ihrem Gehege stand eine Kapelle, jahrhundertelang ein Wallfahrtsort, weil ihr Marienbild Ablaß gewährte. Weil jeweils zur Zeit der Übung die mächtigen Pflaumenbäume am Wege und rings um die Kapelle reif gewesen, redete man noch immer von einem ‚Zwetschgen-

ablaß'. Erst Schnyder hatte rücksichtslos die Bäume im Hofe gefällt und mit eigener Hand den unebenen Raum in einen schönen Blumengarten umgearbeitet, der nun die besondere Freude seines Gastes war.

Es war kaum verwunderlich, daß Fröbel an diesem Ort alsbald mit der „Geschichte seines Herzens und Gemüts" begonnen hatte, nur unterbrochen durch das gemeinsame Aufsetzen der ‚Stiftungsurkunde' der Unternehmung mit Schnyder. Das „klösterliche Stübchen", das ihn aufgenommen hatte, enthielt herrlicheres, als nur „Fenster aus runden Scheiben". Die Wände waren getäfelt, aber nicht nur in der schlichten warmen Art der meisten Schweizerhäuser. Kunstvoll mit polierten Hölzern verschiedener Farben eingelegt, verkündete jede ihrer Flächen den feinsten Geschmack des einstigen Bauherrn oder doch seines Künstlers. Denn Wartensee war zur Zeit der Hochrenaissance von einem Luzerner Bürger als Jagdschlößchen erbaut worden. Und wie die eingelegte Wandbekleidung zu den seltenen traulichen Beispielen der Raumkunst der Renaissance gehört, die gemeinhin mehr in prunkenden Sälen bekannt ist, so zählt selbst das Schloß an der Tür dieses Stübchens samt ihren im Eisenstich geistvoll und lustig spielenden Beschlägen zu den Meisterwerken deutscher Schmiedekunst. Erhöht wurde die Stimmung des kleinen Raumes durch das Zauberlicht alter Glasmalereien. Die Scheiben waren erst durch einen glückhaften Zugriff Schnyders hinzugekommen. Sie enthielten Wappen der Stadtgeschlechter, die ihre Ehre darin gesehen hatten, mit ihrem Namen zugleich die Taten ihrer Landesgenossen zu beschildern. Diese unersetzlichen Malereien hatten manch Jahrhundert den Rathaussaal von Sempach geziert, Tells, Winkelrieds und so manche andere Sage verherrlicht. Unter den Stürmen des Umsturzes waren sie achtlos beiseite geschoben, nur zufällig von Schnyder unter den Scherbenhaufen des Glasers in Sempach entdeckt und von diesem dem, wie er meinte, närrischen Junker auf Wartensee zu einem lächerlich ‚hohen' Preis von 40 Kreuzern das Stück verkauft worden. Schnyder hat sie später in Frankfurt an Rothschild weitergegeben. (Übrigens verschwanden in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auch die Täfelungen; sie wurden für lange Zeit — mit einer dicken, alles verhehlenden Kalkbrühe überstrichen!)

Fröbel genoß noch diese stimmenden Kostbarkeiten, und neben ihnen auch die vorzügliche Bücherei Schnyders, soweit diese 1817 noch in Wartensee geblieben war; ebenso stand ihm Schnyders entbehrliches Silberzeug zu Gebote. Der ‚Mitstifter' hatte seinen Besitz in erster Linie für eine Erziehungsanstalt fremder, wohlhabender Kinder gedacht. Und beide Stifter rechneten auf zahlende Zöglinge aus allen umliegenden Ländern. Fremdsprachlicher Unterricht spielte bei dem Plan eine beträchtliche Rolle, wes-

wegen Fröbel alsbald seine Neffen Ferdinand anforderte, der, 23jährig, eben seine Studien abgeschlossen hatte. Drei Wege sollten den Zöglingen eröffnet werden: einfache Ausbildung, Vorbildung für bürgerliche Berufe und Ausbildung bis zur Universitätsreife, wobei Keilhau immer bereit sein sollte, als Mutter dieser „Tochteranstalt" ihre Arme auch Wartensees Zöglingen zu öffnen.

Die große „Geschichte seines Herzens" für die sechs Frauen in Keilhau hatte Fröbel zu Papier gebracht, als ihm zum ‚Geburtstagsfest' der fernen Gattin, am 16. September 1831, das Wetter „seit langem den ersten schönen und zugleich vorzüglich schönen Tag" bescherte. Der Herbstfriede draußen vereinte sich dem Seelenfrieden dessen, den die uns bekannte Aussprache befreit hatte. Er schrieb an diesem Tage: „Ich trage die Überzeugung in mir, mein Leben hat sich selbst gefunden und erkannt; so wird fürder Ruhe, Friede, Freude von ihm ausgehen." Auch das Häusliche in seinem Asyl schien sich gut anzulassen. In Schnyders gläubig-katholischer Schwägerin, Fräulein Salesie von Hertenstein, glaubte er eine Frau gefunden, die ihn in vielem an Christians Frau erinnerte. Zu ihrer Unterstützung im Hauswesen wünschte er Elise, die einst für Herrn Carl bestimmte jüngste Tochter Christians, nach Wartensee, als weibliche Ergänzung in der beabsichtigten Erziehung von Söhnen fremder Länder, entsprechend der allgemein menschlichen Absicht, die an politischen Grenzen nicht halt machen sollte. Gemäß der Stiftungsurkunde gab Fröbel der Idee nur die tiefer religiöse Färbung. So das Ganze vor Augen, schien es ihm, „als haben sich zwei entgegengesetzte Punkte, Pole, gleichsam verschiedene Geschlechter oder Herz und Kopf, Gemüt und Geist, vielleicht reiner Katholizismus und echter Protestantismus gefunden". Der hochbedeutende Abbé Girard — wir kennen ihn bereits als Berichterstatter der großen Kommission von 1809 — habe ihm gesagt: „Ihre Führung ist apostolisch." Solchem Geiste sei unter den Protestanten in Frankfurt nicht nachgefragt worden; statt dessen sei dort nur „inquiriert" worden, „ob man orthodox oder heterodox, ob man Mystiker oder Rationalist" sei. Er wolle nicht leugnen, das natürliche und notwendige Verhältnis des reinen Katholizismus zum echten Protestantismus sei es gewesen, was schon in Frankfurt seinen Glauben an das Gedeihen des ganzen Unternehmens nährte.

Zur selben Zeit, als Fröbel im Schweizer Lande einen neutralen Boden für alle auseinanderstrebenden Erscheinungen des Lebens der Menschheit gefunden zu haben glaubte, näherte sich Fichtes Sohn Keilhau mit dem Gedanken, Fröbels Grundsätze philosophisch zu begründen. Die in Keilhau Zurückgebliebenen freuten sich innig darüber. Sie hatten des jüngeren

Fichte Bekanntschaft schon als gemeinschaftliche Schüler seines Vaters gemacht und schrieben ihm deshalb vertrauend: ‚Die kalte, ruhige Prüfung und charakterisierende Darstellung mit Hervorhebung des eigentlichen Inzidenzpunktes [!] wird die Fröbelsche Erziehungsidee in ihrem Wesen und ihrer Bedeutung erkennen lassen, ob sie Blatt, Blüte, Keim ist an dem großen Baume der Menschheitsentfaltung oder nur gar ein täuschender Schatten. Die ruhigste und parteiloseste Darlegung, welche gewiß die Zeit jetzt auch fordert,' — sie sei wohl besser von einem Dritten zu geben; besser ‚als von einem, der . . . ihrer Verwirklichung mit der Begeisterung und Wärme . . . schon gelebt hat und fortwährend sie mit aller Selbsthingabe zu verwirklichen sucht'. Es werde Keilhau gleich erfreulich sein, ob das Endresultat der Prüfung ein Wider oder Für sei.

So durften die Freunde im Vertrauen auf reine Sachlichkeit schreiben, als eben Dr. Herzog, der alte persönliche Widersacher, zu einer Niedertracht die Hand bot. Hat Herzog gefürchtet, eigene Hoffnungen zu verlieren, wenn Fröbel womöglich in seiner Vaterstadt Luzern einwurzelte? Von Herzog zugeflüstert, erschien am 1. Oktober 1831 in der ‚Appenzeller Zeitung' ein rüder, anonymer Angriff auf Fröbels Person: ‚Einige Worte über die Wartenseer Erziehungsanstalt und den Stifter derselben, Friedrich (August Wilhelm) Fröbel aus Keilhau bei Rudolstadt in Thüringen.' Alle die uns bekannten gehässigen Meinungen Herzogs gegen seinen Wohltäter waren dort wirksam dem klerikalen und kirchturmpolitischen Hunger im Luzerner Parteileben zum Fraße vorgeworfen, weswegen der Angriff auch den ‚Junker' Mitstifter nicht ganz verschonte.

Der Alarm war nicht einmal nötig gewesen. Denn von den erhofften Zöglingen für die Anstalt auf Schloß Wartensee hatte sich auch nicht einer gemeldet. Dafür waren, nicht zuletzt aus Widerspruch gegen die klerikalen Umtriebe, in kurzem 17 Kinder verschiedenen Alters aus der Umgegend erschienen. Was unter allgemein-menschlicher Absicht vom Stapel laufen wollte, geriet zwangsläufig unter den Wind parteipolitischer Stürme. Dabei gingen vor allem die Absichten Schnyders zu Bruch. Aber der innere Beruf seines Mitstifters litt nicht darunter, daß Wartensee als Tochteranstalt Keilhaus zur freien Volksschule wurde.

Fröbel hielt es unter seiner Würde, Herzog zu antworten; nur forderte er öffentlich, daß der Ankläger sage, wie er sich nenne, und daß des Angegriffenen Person behördlichem Urteil unterworfen werde. Die Getreuen in Keilhau erlangten ein amtliches Schreiben der Rudolstädter Regierung für den Erziehungsrat in Luzern, das den Verleumdeten in jeder Weise auszeichnete. Leider fühlte sich der Rat etwas zu sicher; er meinte, dies

Schreiben nicht veröffentlichen zu brauchen. Fröbel bat sogar vergebens um Erlaubnis zur Wiedergabe in den Zeitungen seinerseits. Diese Erfahrungen steigerten seine Gleichgültigkeit gegen die öffentliche Meinung. Er war glücklich bei seiner eifrigen Arbeit mit den Kleinsten der Schar, die jeden Morgen trotz stundenlanger Wege durch Dunkel über aufgeweichtem Boden pünktlich um 8 sich zum Unterricht in den Elementarfächern einfand. Ferdinand gab vor allem die Stunden der oberen Abteilung. Das für Fröbel selbst Vorantreibende wurde die Zeichenlust bei Kleinen und Großen. Er förderte sie zugleich durch die damit verbundenen Sprachübungen, wobei, wie er schrieb, die Schüler „nicht allein fühlen, sondern auch lernen, ihr Leben und durch ihr Leben gestalten zu können, und zwar Ebenmäßiges, Schönes". „Ich habe hier schon einige Schüler, die mir, geweckt, entwickelt und gebildet durch mein Zauberstäbchen, gar wunderschöne Gestalten erfinden und zeichnen, so schön, wie mir für diese Stufe kaum noch sonst welche erfunden worden sind."

Da die Kinder über Mittag blieben, so sorgte Fröbel auch für ihr Herumtummeln in der Mittagspause: „In den Tagen, wo es schön war, ging es in den Garten, und es wurden, da noch keine anderen Zeuge zur Körperübung vorhanden sind, Geh-, Lauf- und Springübungen gemacht, die letzteren auf dem dazu schon früher bestimmten Raum zwischen dem Holzhause [der Wohnung des Schnyderschen ‚Gäumers' oder Pächters] und dem Schlosse, die ersteren in den Wegen des Gartens, wo sie sich wegen der eigenen Biegung der Wege, wenn sich die Knaben gut halten, sehr gut ausnehmen. Die Mädchen schauen dann den Übungen ihrer Brüder (denn es sind fast immer Geschwister) zu. Fröhlich geht dann die Schar nach Hause, ein Teil durch den Torweg, der zweite Teil durch das kleine Pförtchen [den Abhang steil hinab]. Wie sehr gut beaufsichtigte und geleitete Spiele und Körperübungen den Menschen entrohen und gewandter machen, habe ich schon in diesen wenigen Wochen bemerkt; ich möchte sagen, sie bringen den Menschen — so tritt es mir nämlich, wenn ich meine jetzige Jugend im Auge habe, entgegen — von der harten, schroffen, eckigen Steinnatur der sanfteren weicheren, beweglicheren, rundlicheren Pflanzennatur zunächst näher."

In dieses eigene Vorantasten zum noch unentdeckten Schlußwerk seines Lebens fiel wie ein Steinblock Schnyders Unzufriedenheit mit Fröbels Schweigen. Schnyder stellte die entschiedene Forderung, den ‚verruchten Aufsatz' Herzogs öffentlich von sich abzuschütteln. Der angepöbelte Junker verstand nicht, wie der hauptsächlich Angegriffene seinen und des Mitstifters blanken Schild nicht schützend über Wartensee halten wollte. Wenn es nur eben dem Menschenerzieher um ‚Wartensee', um sich oder Schnyder zu tun gewesen wäre! So aber setzte sich Fröbel nur zu einem zornigen

Brief von 32 Großfolioseiten an diesen Dränger nieder. Und Schnyder, in seiner auch an Partituren verrenkten, doch reizvollen Handschrift antwortete auf 32 plus 1 Großfolioseite. Diese Antwort war ein einziges Funkensprühen seines Witzes, zeigte den ganzen lieben Menschen und Freund und wurde doch der Anstoß, den ersten eingetretenen „Sprung im Kristallglase" Fröbelschen Vertrauens bedenklich zu verlängern. Ein wahrlich bedauerlich kurzer Auszug der Schnyderschen Antwort wird beide Streiter beleuchten.

‚Frankfurt, anfang Jänner 1832

Lieber Fröbel! Daß Ihr Brief nicht der letzte sein konnte, der in dieser Ausdehnung über diesen Gegenstand geschrieben werden mußte, ist natürlich; denn ich [!] werde doch nicht jemand eine Antwort schuldig bleiben!' So versetzte der erste Satz mit Lachen dem Gegenspieler bereits den ersten Stich in der entscheidenden Richtung. Aber sein Florett zurückziehend, fügte Schnyder im zweiten Satz versöhnlich hinzu: ‚daß dieser gegenwärtige von mir an Sie in Beziehung auf Ausdehnung der letzte sein werde, kann ich so gewiß versichern, als ich lieber Noten zu einem Wiegenlied von Fröbel, als zu einem Buchbrief von ihm setze.' Danach ging Schnyder Schlag auf Schlag jeder Blöße in Fröbels Schreiben mit wirklichen Anmerkungen und Verweisen auf die entsprechenden Stellen zu Leibe. Ein Paukenschlag des Witzes tat alles unnötige Toben auf einmal ab: ‚Es ist zu bedauern, daß man dem toten geschriebenen Wort nicht das dynamische Leben, woraus es hervorging, geben kann. Das Beifügen von musikalischen Kunstausdrücken würde wohl dem Übel in etwas abhelfen, doch bei weitem nicht genug. Deklamieren sie versuchsweise folgende Phrase mit dem bezeichneten Ausdrucke:

Fröbel	Agitato Doloroso Flebile Furioso innocentamento
Sie müssen tun,	Lagrimoso Languente Lusignando
was ich sage	Mesto Patetico Risoluto Tranquillamento con zelo

und Sie werden finden, wie sehr jeder einen anderen Eindruck auf Sie macht. Sie haben wahrscheinlich meinem Brief Furioso anstatt Tranquillamente vorgesetzt und so beantwortet.'

Fröbel hatte von einem „tun müssen" geschrieben. Schnyder setzte seine Note dagegen: ‚das müssen Sie tun? Wie kleidet Sie das?? Ich habe, seit ich Mensch bin, d. h. seit ich denke, zu keinem Wesen gesagt: das mußt du tun (als bloß zu einem Pudel, wenn ich ihn apportieren ließ). Wenn ich [!] sage: das muß geschehen, so verstehe ich die innere Notwendigkeit einer Sache.' Zu diesem Ziel meinte er, ‚einem hinkenden Gleichnis Fröbels ein anderes entgegenstellen' zu müssen: ‚Was ist von dem Fritz zu halten, wenn er von einem fremden mutwilligen Buben geschlagen, nicht muckst, die Schläge annimmt, weil er denkt: gewiß hat es der Heinrich, der Martin, der Wilhelm auch gesehen; die werden ihn schon dafür durchbläuen.' Fröbels Selbstbewußtsein bezeichnete er mittelbar als ‚Elephantiasis'. Man dürfe doch nicht ein fehlendes Verständnis freudig begrüßen und es die Grundlage nennen für ein besseres Wollen. Natürlich könnte auch Schnyder von der Schweiz her behaupten: ‚Der Überfluß an Mangel von Intelligenz ist in diesem kleinen Staate so groß, daß man damit selbst ein Reich wie Deutschland reichlich versehen könnte.' Indessen: ‚Wenn ein Kant seine Kritik der reinen Vernunft einer Dorfschule vorträge, würde die Kritik seiner eigenen Vernunft nicht sehr zu seinem Vorteil ausfallen.'

Eine solche Abfertigung war Fröbel bei seinen vertrauten Helfern nie widerfahren. Erst danach kamen Bemerkungen wie diese: ‚Hier an dieser ganz großen Stelle habe ich mich meines herrlichen Freundes wieder gefreut. Ich erquickte mich an diesem Rosengarten nach dem dornenvollen Weg der früheren Seiten und würde dem trefflichen Fröbel alles vergeben haben, wenn ich etwas wider ihn in meinem Gemüt trüge. Denn daß meine ganze Polemik nur Kopfessache ist, ist so wahr, als daß ich einen hingeworfenen Handschuh nicht liegen lassen werde, liege er durch Versehen einer Dame oder aus Kampfeslust eines Fechters auf dem Boden.' Danach trieb Schnyder diesen seinen Fröbel mit umsichtigen Beweisen auf die Bahn der öffentlichen Abwehr; zunächst nicht allzu glücklich in Heranziehung Pestalozzis. ‚Ihre Person gehört Ihnen nicht eigen, sie gehört wie jede, der Welt. Bei der Gelegenheit will ich Ihnen eine Stelle aus einem Briefe eines der geistreichsten Pädagogen der Schweiz an mich mitteilen, die Sie interessieren kann. „Nach meinem Dir wohlbekannten Aberglauben hast Du Dir die kleinere, Fröbel sich die größere Ohrfeige zugezogen durch Ignorierung Pestalozzis, was ich für einen sträflichen negativen Hochverrat halte. Bedenke, daß in der politisch veredelten, also auch vergeistigten Schweiz nunmehr Pestalozzis Geist noch weit mehr geistet und denjenigen zürnt, die irgendeine antinationale Pädagogik geltend machen, oder die ihrige nicht an sein wahr-

haft nationales Prinzip anknüpfen wollen, wozu seine Person und sein Name auch gehört, wovon sie sogar das Zentrum ist".'

Nun hatte Fröbel auch Zweifel geäußert, ob Schnyder selbst Fröbels Idee verstehe. ‚Ich verstehe zwar Klopstock, Jean Paul, Hamann usw. was Ich ihnen beweisen will. Ich verstand Pestalozzi, bei dem ich Lehrer war. Ich wußte, was er wollte. — Ob ich aber einen **Fröbel** verstehe — — das wage ich nicht zu behaupten. Der Zweifel war sehr gerecht. . . . denn wer einen Fröbel verstehen kann, ist ein seltener Geist, und einen solchen findet man nicht auf den Straßen! — Sie müßten aus Bescheidenheit [gegen sich selbst] schweigen; denn jemanden zu widersprechen ist unbescheiden.' Damit fing Schnyder Fröbels Wort ab: ihm bliebe nichts „als schweigen". Es war eine feine Abwehr des Mißtons, den seines Partners Brief angeschlagen hatte. Schnyder rief also schließlich doch den Genius Fröbels zu Hilfe, gegen den, der sich selber nicht verstehe. Kam es nicht beiden Stiftern auf Volkserziehung an, und gehörte nicht der gute Ruf in der Öffentlichkeit zu den Voraussetzungen fruchtbaren Wirkens? Schnyder bestätigte sich selbst eine ihm von Fröbel abgestrittene „feine Witterung" für das augenblicklich Notwendige; aber er tat es mit den Worten: ‚da der größte genialste Pädagog, an dessen geraubtem Prometheusfeuer alle anderen ihre Suppen kochen müssen, wenn sie nicht kalte Brühe haben wollen, in unmittelbarem Verkehr mit den Kindern das Verkehrteste getan hat.'

Selbstverständlich war Pestalozzi hier gemeint. Was dieser bei Kindern versehen hatte, davor wollte Schnyder den unpolitischen Menschenerzieher bei den Großen bewahren. Für den selbstbewußten Träger des eigenen Genius, für den Menschen in Fröbel, war aber schon der ganze spielende Ton der 33 Seiten fast unerträglich; erst recht aber die Bemerkung vom geraubten Prometheusfeuer. Nur schwer hat sich der Empfänger überwunden, den Brief überhaupt bis zu Ende zu lesen. Und als es in wiederholtem Anlauf geschah, änderte auch der Schluß Schnyders nicht viel an seinem Verdruß. Schnyder schloß:

‚Alles ist meine Überzeugung, und daß in meinem Gemüte keine feindliche Stimmung, sondern die freundlichste gegen Sie lebt, können Sie außerdem, daß ich es Ihnen hier auf Ehrenwort versichere, noch daraus entnehmen, daß ich Ihnen nicht schärfer zu Leibe ging, die Blößen Ihres Briefes bloß zeigte und daraus keine malitiösen Schlüsse zog, wie ich leicht überall hätte tun können, wenn ich öffentlich, und allenfalls mit der Gesinnung Herzogs gegen Sie polemisiert hätte. Es ist nicht zu leugnen, daß Sie mich mit dem Gewicht Ihres Briefes niederschmettern wollten. Allein ich muß Ihnen zeigen, daß ich kein Bube bin, der sich willig der Rute des erzürnten Pädagogen hingibt, sondern ein Ihnen ebenbürtiger Mann, der es mit Ihnen im Federkampfe noch aufnehmen kann. Da wir nun ehrlich und ritterlich unsern Turniergang gemacht haben, so biete ich Ihnen ohne Groll die Hand!'

Fröbel war nicht der ebenbürtigen, sondern der überlegenen Feder begegnet. Er fügte sich dem Verlangen Schnyders, entwarf ein „Echo" auf den Anwurf ‚Einige Worte', strich seine Ausführungen zusammen, kürzte sie noch einmal, und so erschien endlich eine ruhige Erwiderung in der den Fortschritt vertretenden ‚Neuen Aargauer Zeitung', die auch mit anderen Stimmen für den Beschimpften eintrat. Herzogs Angriff verpuffte; der Verleumder hatte nur sich selbst geschadet. Die eigentliche Förderung, sowohl die menschlich-persönliche für Fröbel, wie die für die Idee, erwuchs aus dem Turnier mit Schnyder. Der Ehrgeiz des Genius wurde angestachelt, indem Fröbel zugleich klarer den Kern in der Hilfe seitens Luzern erkannte. Er sah die Gefahr eines politischen Einspannens seiner Idee, die doch, wie die Freunde an Fichte geschrieben hatten, nur im ‚Inzidenzpunkte' menschheitlicher Neutralität ruhen wollte. Diese dämmernde Erkenntnis mußte den Menschenerzieher allmählich nur noch mit dem Alter rechnen lassen, das, noch keiner eigentlichen Schule übergeben, vor jeder anderen Rücksicht bewahrt, nur in einfältiger Kindheit lebt.

Im März 1832 verfaßte Fröbel den vierten großen Rückblick in sein Kindesleben. Die Konfirmation von fünf Zöglingen in Keilhau gab den äußeren Anlaß dazu: den Konfirmanden zur Festgabe war der Brief zugedacht. Innerlich aber war der gedankenschwere Erguß nur Ergebnis eines Sinnens über seine religiöse Entwicklung an der Hand des Seelenfreundes Jesu.

Der Unterricht der Schule Wartensee ging seinen ruhigen Gang. Fröbel machte in der Umgegend ähnlich beglückende Erfahrungen wie sechs Jahre später Karl Mathy zu Grenchen im Kanton Solothurn. Gustav Freytag hat sie in seinen ‚Neuen Bildern aus dem Leben des deutschen Volkes' wiedergegeben als Erinnerungen ‚Aus dem Leben eines Schullehrers'. Eltern und noch mehr die Kinder merkten den segensreichen Einfluß Fröbels, wobei die katholischen Priester auf der Hut blieben, daß der Umgang mit den ‚Ketzern' nicht das ewige Heil der Seelen ihrer Schäfchen gefährde. Leider fühlte sich auch Fräulein Salesie von Hertenstein nicht allzu lange wohl in der Nähe des Mannes, der so unheimlich die Herzen aller der Kinder an sich zog. Dem Hause fehlte nach Salesies Empfindung der frauliche Gemütston. Als Fröbel im Sommer 1832 abermals auf das Kommen Elises drängte, sperrte sich der Mitstifter, die Kosten für sie allein zu tragen. Keilhau aber besaß immer noch kaum das Allernötigste. Fröbel nahm beinahe übel, daß Schnyder jetzt einen kurzen Besuch bei den Freunden in Keilhau gemacht hatte; er meinte, als fehle dem ‚Mitstifter' der volle Glaube. Er rechnete fast kaum noch mit Schnyder und

schrieb unterm 10. August 1832 an Wilhelmine: „Immer mehr tritt mir auch in unserem gegenseitigen Leben das wahre Verhältnis zwischen männlichem und weiblichem Leben, Mann und Weib hervor . . . Es ist ja eigentlich der Grund und Boden, oder wenn du lieber willst, die Wurzel wie die Knospe und Frucht, der Ausgangs- wie der Zielpunkt alles meines Wirkens; . . . wie der denkende und fühlende Mensch nur ein Mensch ist."

Keilhau konnte unmöglich die Mittel aufbringen, auch noch die „Töchteranstalt" zu stützen. Fröbel hatte das ungerechte Empfinden, auch von Keilhau im Stich gelassen zu werden. Ein höchst gereizter Brief erfuhr durch Wilhelmine eine schmerzliche aber ruhige Abweisung. In ernster Beratung beschlossen die vereinigten Freunde, daß Barop — seine Emilie erwartete in wenigen Wochen ihr erstes Kindchen — sich sofort zu Fuß auf den Weg nach der Schweiz mache, 10 Taler in der Tasche. Barop sollte an Ort und Stelle Umschau halten. Man darf nicht fragen, unter welchen Entsagungen allerseits der Beschluß ausgeführt wurde. Barop erblickte sein Söhnchen nicht eher, als bis es bereits zwei Jahre alt war, sprechen und gehen gelernt hatte.

Noch vor Barop waren zwei junge Lehrer, der eine bisher Zögling, aufgebrochen, auf eigene Kosten den Rhein aufwärts und dann nach Wartensee zu wandern, wo sie nach jenem Helfer eintrafen. In der Schweiz hat Barop überall Auskunft über Wartensees Schule eingezogen. Er hatte nur Gutes über sie gehört, oft mit dem Zusatz, daß die Lehrer leider ‚Ketzer' seien. Fröhlich hatte er unter dem Schlosse jenes langgezogene tragende „Hup, hup" angestimmt, das von Fröbel als Kennzeichen und Zeitruf in Keilhaus Anstalt eingebürgert worden war. Er brachte nicht nur die Überzeugung mit, daß Wartensee so lange wie möglich gehalten werden müsse. Auch das verlangte Geld legte er auf den Tisch. Aber nicht als Opfer der Keilhauer Gemeinschaft, sondern mit den Worten, die ihn Wilhelmine bestellen ließ: ‚es seien die Tränen der Gattenliebe, und das Gold der Muttertreue'. Die alte Mutter in Berlin hatte abermals zur Tochter nicht nein sagen können.

Ein Sendschreiben „An die gesamte Keilhauer Gemeinsamheit" (jeder, ob groß oder nur Zögling, wurde nach dieser Hauptanschrift namentlich aufgeführt!) war die Folge. Leidenschaftlich, wie in keinem früheren oder folgenden Briefe, ließ Fröbel seinem Dämon das Wort. Die Abschnitte folgten einander wie Richtersprüche, ob sie nun dankten für die glückliche Ankunft des geforderten Boten, oder wie Anklagen zermalmten, weil das geforderte Geld nicht aus eigener Opferwilligkeit aufgebracht worden sei. Was Wartensee von Keilhau fordere, sei durch das Geld der Mutter

nicht geleistet; denn diese Mittel seien ihm als Sohn und Gatten zuteil geworden. Diese Summe dürfte nicht im mindesten zu etwas anderem als zur Erfüllung seiner Sohnes- und Gattenpflichten genutzt werden. Die Forderung der „Tochteranstalt" bliebe in jeder Weise bestehen, also auch in Hinsicht des Geldes Keilhaus.

Wieso? Das beantworte die Idee. Seit dem Frühfrühjahre dieses Jahres habe ihn die Vorsehung dem Ziele näher geführt, die ergreifendsten, ganz unfehlbaren Mittel für die Aufgabe der freien Erziehung zu finden. „Es ist dies das Ziel und der Zweck, um welches willen meine Mutter mich einst geboren; es ist dies der Preis, um welchen meine Mutter mich so frühe verlassen hat und um welches willen sie ins Land der Freiheit ging." „Ich kann und darf, soll und muß, will so handeln und handle so." Er berief sich auf seine bisherige Leistung. „Dem deutschen geistig freien Leben habe ich . . . einen Leib gegeben, . . . dem deutschen häuslich freien Leben das schweizerische örtlich freie Leben; daß und damit sich beides in Einigung erhebe zu einem wahrhaft menschlich freien. . . . Ob die Schweiz und so meine allernächsten schweizerischen Umgebungen es erkennen, ob Deutschland . . ., ob Ihr in Euerer Gesamtheit . . . es erkennt, selbst dieses kann, ja muß mir sogar ganz gleichgültig sein." „Es wird jedoch freilich von Euch abhängen, ob Ihr als Gesamtheit die errungene Erweiterung und Einigung pflegen wollt oder nicht."

So sprach die Besessenheit eines Propheten, der aus der ersten Zeit des Christentums und noch früher in die Neuzeit verschlagen schien und dennoch nur die ewige Wiederkehr der Begeisterung für eine Idee bezeugte. Wohl wurde denen, die Fröbel nicht kannten, sein Bild dadurch nicht freundlicher; aber dies Bild glich nur dem des Malers, der nach den rechten Farben schreit, dem Bildhauer, dem vor der Patina einer alten Tempelstufe nach dem Meißel verlangt, das Gebilde herauszuhauen, wie es ihm in der Fesselung des Marmorblocks nach Erlösung zu rufen scheint. Und noch im Briefe dieser Leidenschaft selbst trat die Spannung in Fröbels Gemüt zurück, der Überlegung Raum lassend. „Überhaupt werde ich meinem früheren Ausspruch und Vorsatz getreu alles Äußere und Pekuniäre Wartensees durch Euch und Eure Hand zunächst in Barops Hand legen." „Gott sei mit Euch und mir! In Liebe Treue und Dank

Euer Friedrich Fröbel."

Der Genius, das war der nüchterne Kern des Ringens, wollte selbständig und frei stehen, um seinem Rufe genügen zu können. Der Stiftung Wartensee aber geschah, wie Fröbels Beschluß eben noch einmal ausgesprochen hatte: sehr bald übernahm Barop ihre Leitung ganz.

Ein Zufall brachte ins Rollen, was wohl schon vorher angelegt war. Eines Abends waren Fröbel, Barop und Ferdinand auf einem Erholungsgange in eine Wirtschaft am Wege eingekehrt, deren Gaststube schon Bürger des Luzerner Städtchens Willisau beherbergte, das etwa drei Stunden weit nach Südwesten lag, wie Luzern selbst von Wartensee nach Osten. Die Männer hatten bald in die Gespräche der Erzieher eingegriffen. Denn in Willisau war ein lebhafter Wunsch nach besserem Schulunterricht rege, und nicht zuletzt die beiden Brüder Troxler hatten sich zum Ärgernis für die widerstrebende Landhälfte der Gemeinde Willisau dafür eingesetzt. Nicht lange nach diesem Abend traten drei Männer in Fröbels Zimmer, ihn für ihre Jugend zu gewinnen. Im bisherigen Oberamteischloß, einem geräumigen Kasten, der auf die rotbraunen Ziegel der Stadthäuser und das mächtige Kirchendach unmittelbar zu seinen Füßen mehr gemütlich als beherrschend herabschaut, wäre sehr leicht der Raum für eine Erziehungsanstalt zu gewinnen. Acht Willisauer Väter wollten für eine ausreichende Zahl von Zöglingen bürgen.

Daraufhin fuhr Fröbel von der Schweiz — nach Hause. Er frohlockte im Innern; aber er wollte sich suchen lassen. Seinem Barop, der ihn ja schon im Unterricht zu Wartensee ersetzte, übertrug er die Verhandlungen mit Willisau. Den Weg nach Keilhau nahm Fröbel über Frankfurt. Schien sich doch mit Willisau genau der Plan verwirklichen zu wollen, der Schnyder mit Wartensee vorausgeschwebt hatte. Schnyder war hochbefriedigt, nicht zuletzt auch beglückt von Fröbels Gedanken, die Pflege der Musik zum einigenden Mittel im Leben Willisaus zu machen. Daraufhin stellte er einen billigen Flügel in Aussicht, billig auf Grund seiner Beziehungen zur Fabrik Streichers in Wien, der durch seine Instrumente größeren Ruhm erworben hatte als nur durch seine treue Begleitung bei Schillers Flucht 1781.

Fröbel traf am 21. November 1832 in Keilhau ein. Die $1^1/_2$jährige Selbstbesinnung, die für ihn ein Betrachten seiner Gründung aus der Ferne gewesen war, wurde abgelöst durch ein strenges Pochen auf den Genius. Daß seine Seele der Qual nicht entgehe, dafür sorgte das Schicksal; denn in den Tagen nach seiner Ankunft mußte er das furchtbar traurige Hinscheiden seines lieben Neffen Wilhelm erleben. Gläubiger setzten ihre Kündigungen fort. Barop fehlte an allen Enden, als Vermittler sogar zwischen Langethal und Middendorff. ‚Wir seien beide zu sehr innerliche Naturen', bat Langethal Middendorff an Barop zu schreiben. An Zuträgereien hämischer Reden der Volkstädter Frauen und Dr. Herzogs in Jena mangelte es nicht.

Aber es fehlte auch nicht an erfrischenden Zeichen. Aus Posen kam eine Bitte verschiedener Väter, wiederholend, was schon vor Jahren „der Landesdeputierte und durch seine enge Verbindung mit dem Fürsten Radziwill viel vermögende Herr Teske" ausgesprochen hatte. ‚Kommen Sie hin zu uns, und wir sichern Ihnen zur Deckung einer Erziehungsanstalt eine Anzahl von 60 Zöglingen und Schülern zu.' Adolph Frankenberg, mit seinen Schwestern ein eifriger Jünger des im Jahre zuvor verstorbenen Philosophen Krause, kam auf eine vor wenigen Jahren bei Krause gemachte persönliche Bekanntschaft mit Fröbel zurück und bat schriftlich, ihn nach Willisau mitzunehmen. Wie Frankenberg, so bewarben sich zwei weitere musikalische junge Männer, Gnüge und Langguth, um Anstellung als Musiklehrer dieser Anstalt. Sie wurzelten nicht ein wie Frankenberg, der 1835, vor dem endlichen ‚Frei weg' des Genius, Fröbels ganzes Vertrauen besaß. Die verschiedenen Angebote erhöhten Fröbels Selbstsicherheit.

Sein Selbstbewußtsein ging den Weg, den schon die Stiftungsurkunde für Wartensee betont hatte: Fröbel gibt die Idee, die anderen mögen für die äußeren Mittel aufkommen. Auch die Angelegenheit Willisau hing natürlich von der Geldfrage ab. Luzern wollte das ‚Schloß' Willisau nur hergeben, wenn Fröbel eine Sicherungssumme von 1600 Franken beibrächte. „Mir tritt dann immer," so schrieb Fröbel unterm 9. Januar 1833 an Barop, „die Sach- und Realschwäche der sogenannten Gutgesinnten entgegen; diese sogenannten Guten, Edlen bessern dir, mäkeln und markten um einen Deut, während die anders Wollenden gleich mit der Sach- und Realkraft zur Unterstützung bei der Hand sind." Ihm liege wahrhaft weder etwas an der Schweiz als solcher, noch am Kanton Luzern, noch an der Stadt Willisau, sondern an einem freien, menschenwürdigen Handeln. „Ich habe nun einmal nicht mehr als mein Leben. Aber Gott selbst gibt dem Menschen nicht mehr als sein Leben, alles andere ist vergängliches Erdengut. Ich aber habe mein Leben erkannt mir bewahrt; warum sollte ich mich schämen, nicht mehr als nur diesen unschätzbaren Schatz zu besitzen."

Bis in diese Zeit, also über 30 Jahre beständigen Ringens hinweg, gingen bei Fröbel die Nachklänge aus Schellings Gespräch ‚Bruno', freilich in seiner kindlichen Färbung. Er schrieb: „In Gott ist keine Entgegensetzung. . . . Das reine Kindesgemüt in seiner Gottmenschheit kennt wie Gott keine Entgegensetzung. Aber soll das Kindesgemüt als ein Leben erscheinen im und mit Bewußtsein, so treten die Gegensätze sogleich ein, bis sie endlich durch [ihre] und in ihrer schärfsten Entgegensetzung wieder schwinden." „Vergiß nicht: — entwickeln sollen wir zu und für höhere

Bildungsstufen, aber diese nicht aufdringen." Die Lage sei zur Zeit so, „daß ich mich stehenden Fußes teilen und zur Hälfte in der Schweiz und zugleich hier sein möchte".

„Bin ich bei dem Ganzen, sind wir nur als Deutsche betrachtet worden? Nein! . . . Barop! wir müssen dort ein Leben führen, wie uns die Poesie und Dichtung und die Ferne, und des Herzens Sehnsucht das Leben der ersten Christen zeigt; nicht wie es war, — denn wer war Zeuge — sondern wie es uns die Überlieferung gibt. Welche Aufgabe! — und Warum! — Weil man mit der klarsten Bestimmtheit ausgesprochen hat, daß man von dem Leben der Willisauer Erziehungsanstalt, also unserm Leben, auf den Geist und das innerste Wesen des Protestantismus schließt." — Die „erste Bedingung alles heil- und segensreichen und ewig fortfruchtenden Wirkens" bleibe darum „innigste Einigung in sich selbst"; „denke dir einmal, ich hätte oder bekomme den wunderlichen Gedanken, ich wollte Menschen-Erzieher sein. Nun nimm aber zugleich an, ich hätte . . . keinen Turnplatz, keine Lehrstube, keine Schiefertafel, sondern ich sei der Erscheinung nach ein fahrender Student, ein armer Pilger, ein reisender Handwerker oder gar ein heimatloser Bettler; wo ich also nur den Ort mein nenne, den eben mein Fuß betritt und solang er ihn betritt; die Zeit mein nenne, die ich eben denkend oder sinnend oder redend festhalte; nur die Menschen mein nenne, zu welchen ich eben nur begegnend, vorübergehend sage: guten Tag mein Kind, mein Freund usw., nur den Gegenstand mein, welchen mir so der Weg zu und vorüberführt usw. Was meinst du Barop! werde ich so in diesem ewigen Fluß, werde ich so auf Menschen in Zeit, an Ort und Stelle und durch Gegenstand erziehend als echter Menschenerzieher wirken können? — Ich meine nicht nur ja; sondern ich weiß ja! Denn ich habe alles dieses auf mich ein- und von mir herauswirkend empfunden. . . . Erzieht nicht die Sonne wacker auf unserer Erde durch ihr klares liebes Angesicht? Und dennoch lehrt uns die höhere Naturbetrachtung, weder die Erde, und schwerlich auch die Sonne steht stille. Beide wandern rastlos, wandern mehrfach, und indem sie wandern, erziehen sie, erziehen das Schöne, das Wahre, das Gute, ohne eines zu einem Festen zu machen, zu einem Starren. Also auch die Natur, die keine Willkür kennt, sondern nur strenges Gesetz der Notwendigkeit, ist mit mir, ich mit ihr in Übereinstimmung."

„Wie ich dazu mein Keil-Au, eine Treib-Au, eine Jugend-Au, wie ich dazu eine Willis-Au, eine Willens-Au, so werde ich dazu auch eine Geistes-, eine Seelen-, eine Lebens-Au finden. . . Sie zu suchen, muß [mein Mittag mir noch] unendlich vieles reichen, geschweige denn sie zu finden, sie zu besitzen! —!"

Am 17. Januar 1833 war Fröbel mit Middendorff auf der Heidecksburg bei der Fürstin-Mutter. Herzog hatte nach seiner Meinung die Fürstin auf seiner Seite. „Und so saß ich denn, in mir zwar ver- und abgeschlossen, aber doch ziemlich schlagfertig der fürstlichen Frau gegenüber . . . in mir ganz auf ihr eigentlich würdigendes Eingehen in mein Wollen verzichtend." Überraschend erklärte Caroline, geb. von Hessen-Homburg, daß sie nie an eine Rückzahlung der Unterstützung von 1000 Talern für Keilhau gedacht habe, und traf sofort Anordnung, daß Fröbel diesen Bescheid schriftlich erhielt. „So siehst du hieraus, Barop, wie wenig selbst in den wichtigsten Lebensverhältnissen auf den **freitätigen** also bewußten Willen des Einzelmenschen" zu rechnen ist. Das fordere auf, das Sittliche persönlich vorzutun. Es führe zum Siege, schaffe eine leicht wahrnehmbare, ja sichtbare Lebensluft. „Lebensluft" war Fröbels Ausdruck für etwas, das heutzutage ‚öffentliche Meinung' genannt wird, nur daß der Menschenerzieher darunter einen Bildungswert verstand. „Es ist dies nicht das schon Erschienene, sondern das Erscheinende, noch Erscheinende, stetig in immer höherer Klarheit und Bestimmtheit Erscheinende." Wieder sehen wir Fröbel dabei in unbewußter Übereinstimmung mit Goethes Bildungsbegriff; diesmal die schwierigste aller Erziehungsfragen berührend: das Aufgehen des Individuums in die Volksgemeinschaft. So faßte der Menschenerzieher im Briefe an Barop Fuß im Strom seiner Zeit, endlich sogar politisch mit dem Wort: „Volkssouveränität". Bestimmend dafür wurden Beobachtungen, daß plötzlich für Keilhau der „Wind in allen Straßen und Gäßchen von Rudolstadt gut wehe", nachdem „der Wind oben auf dem Berge" günstig blase; aber ebenso bestimmend war für ihn die Nachricht, daß „die Regierung in Meiningen wegen gar mancher Vorfälle" beim Bundestag politisch verketzert sei. Barop sollte den Willisauern zweierlei einsichtig machen. „Erstens", daß auch gerade ein freies Volk erst zu einer souveränen Volksgemeinschaft werde durch Erziehung; wodurch nämlich jeder Würdige sagen werde: er freue sich, einen Würdigeren als sich zu kennen, der die Volkssouveränität vertreten könne.

Zu dem „Zweiten", — Barop sollte das jenen „so leis und zart, in so gewählten Stunden als nur möglich und nur den Auserwähltesten unter ihnen" sagen — mußte man Fröbels Geringschätzung jener „Öffentlichkeit" kennen, die nicht seinem Begriff von „erzieherischer Atmosphäre" entsprach. „Souveränität besitze ich, wenn ich solche Atmosphäre, eine solche Öffentlichkeit um mich bewirken kann, daß ich mich als Mensch, in vollkommenstem Einklang mit dem Ganzen, dessen Glied ich zunächst bin, der Menschheit, und so in innigstem Einklange, ja Einigung mit dem letzten

Grunde derselben — Gott, für Vollendung zu entwickeln imstande bin." Er war sich klar bewußt, daß er mit Willisau eine „Erziehungsanstalt für Erzieher" anstrebte. Darum sollte Barop jenen zuflüstern, wie sie durch Fröbel das „in der Geschichte, das heißt der neuern Staatsgeschichte bis jetzt Unerhörte und somit Universalhistorisch-Wichtige" erringen könnten: „das nämlich, daß das Volk in Besitz der ausübenden Erziehungs- und Lehrkunst komme." „Wohl dem Lande, daß sich diese Braut erhält!"

Auch jetzt gab sich dieser Seher nicht als Weltenretter. „Nicht, wie Luther an seinen Kurfürsten schreibt: ‚Ew. Gnaden können uns schützen; ich stehe in einem ganz anderen Schutz, der wohl Ew. Gn. zu schützen vermag'." Die Verhältnisse, „wenn wir sind, was wir sein wollen und sollen, müssen uns zu halten suchen". Lebenserfahrung hatte den nunmehr 51jährigen bekehrt, sich als abhängiges Kind seiner Zeitlage zu fühlen; freilich als ein Kind, das von seiner menschlichen Gemeinschaft gehalten werden müsse, weil — wir merken den Nachhall aus Schleiermachers ‚Weihnachtsfeier' — „sie in ihrem Kinde verwirklicht sieht, was sie anstrebt".

Alle Fehler seines Zeitalters habe er an sich selbst durchleben müssen, „auch die des neueren Humanismus, Philanthropismus und Pietismus, nämlich, daß man gleichsam die Menschen bat, ob sie es nicht erlauben wollten, sich erziehen, zu Menschen erziehen zu lassen, ihnen für diese Erlaubnis dankte, ja zur Bestätigung dieses Dankes noch Geld obendrein gab. Diese Zeit ist wenigstens nun für mich vorüber". Er verlangte darum durch Barop von den Willisauern rund heraus, daß sie ihn holen müßten, wenn sie ihn haben wollten. Neben einer ausdrücklichen Einladung forderte er den behördlichen Vertrag und 200 Franken für das laufende Vierteljahr, in dem er Reisen bezahlt, die Pläne entworfen und Gehilfen gesucht und ausgebildet habe. Tatsächlich hatte er bereits mehr für Willisau geleistet, Bettstellen und kleine viereckige Klapptische durchgebildet, auch alle übrigen Einrichtungen bis zu den Waschgeschirren u. a. bis ins einzelne bestimmt. Er verlangte Spiegel in die Wohnstuben des Vorstehers und rote Vorhänge, „die sich so gut zum ganzen Zimmer machen". Dies unter der Begründung: „das erste einer Lehr- und Erziehungsanstalt ist doch ihr Führer".

Unterdes war auch die Rudolstädter Regierung wieder mit Auskunft und Siegel für ihn eingetreten. Fröbel legte großes Gewicht darauf, daß „eine monarchisch souveräne und eine demokratisch souveräne Regierung hier in wahrem freundschaftlichen Einverständnis" erschienen; ebenso, daß hier ein protestantischer Kreis sich mit einem katholischen Verein ver-

brüdere. Viel gehe daher aus der Vertragsurkunde mit Willisau „für die Denkenden in der Gegenwart und Zukunft" hervor. Der Satz: „für die Jugend des Kantons Luzern, wie der übrigen Schweiz und des Auslandes", sei ein Talisman des Friedens. Diesen Satz sollten die Schweizer daher „in Gold schreiben lassen". Seien die wenigen Worte Schnyders, „daß eine Erziehungs- und Lehrweise wie die unsere auch dessen Land und Landsleute wahrhaft frei machen würde", nicht mehr wert als Schnyders ganze äußere Unterstützung?

Zurückgekehrt von einer kurzen Reise nach Berlin, erfuhr Fröbel, daß Barops Drängen bei den Willisauern vollen Erfolg gehabt hatte. Die ausdrückliche Einladung war erfolgt, die Frage der Sicherheit nach seinen Wünschen gelöst. Anfang April 1833 meldete Fröbel sein Kommen. Zwei Tage vor seinem Geburtstag brach er mit der Frau nach Willisau auf. Unendlich schwer wurde Wilhelmine der Abschied von Keilhau. Die schöne Fahrt über Schwarzburg, Steinach, Sonneburg, Nürnberg, Ulm zog an ihrem Auge vorüber, ihr Herz war während der ganzen Reise bei den Kindern in Keilhau, ihr Sinn stumpf, ihr Körper krank.

Wird sich das große Opfer lohnen, das nicht nur sie, sondern die ganze Anstalt brachte? Der Anblick des Ulmer Münsters, dessen Turm damals erst noch bestimmt war, die Kreuzblume dem deutschen Himmel am höchsten entgegen zu heben, erpreßte Fröbel den Ausdruck seiner Befürchtungen. Wir lesen in seinem Briefe aus Ulm vom 25. April 1833: „Heute vormittag besahen wir den hiesigen herrlichen Dom . . . Sein Inneres entspricht in seiner Bauart ganz dem äußern. Allein er ist wie alle großartigen Münster seiner Art, und man könnte vielleicht sagen, wie alles Große, unvollendet. Das überblickende Haupt, die schließende Einheit fehlt . . . Erringt und bewahrt innige Gemüts- und Lebenseinigung Euern Kindern und Nachkommen . . . Nun, wenn ich den Schweizer Boden betreten habe, werde ich wohl, so fühle ich es, für immer schweigen."

„Die Verhältnisse" sollten ihm dort noch nicht gestatten, zu verstummen. Wohl aber trieben sie ihn jenem Schweigen entgegen, das nur noch die Naturgebilde für reine Entwicklung der Menschenkinder reden lassen will, so rein in streng mathematischem Aufbau, wie die strenge Gotik mit ihren Domen.

1833—1835.

46.

„Erzieherische Atmosphäre"? Willisau. Pläne für Bern. Übermittlung der eigenen „Lebensgestalt"?

Der neue Aufenthalt in der Schweiz klärte Fröbel darüber auf, wie weit er sein Wirken und die Kunst ‚bildender' Künstler einander annähern dürfe. Wenn er zunächst auf eine „erzieherische Atmosphäre" in der Schweiz hoffte, so setzte er immer noch zu allgemein im Leben der Menschen voraus, was Schillers ‚ästhetische Briefe' nur als ‚Bedürfnis' weniger und feinsinniger Kreise bezeichnet hatte. Woher diese Zuversicht? — Es gab unter den Landpfarrern im katholischen Kanton Luzern einen Bekannten Schnyders, den Dekan Sigrist; er war Fröbel einst in Iferten begegnet und 1811, ähnlich wie Joseph Schmid, gegen eigentliche Erziehungsanstalten aufgetreten, freilich nur zugunsten kirchlich geleiteter Familienerziehung. Sigrist war ein Anhänger der Pädagogik des Bischofs Sailer geworden, hatte Fröbel, kurz vor dessen Abreise von Wartensee nach Keilhau, Sailers Werk geschenkt und geschrieben: ‚Wollte Gott! es wäre meinem Vaterlande und seinen Schulanstalten recht bald vergönnt, mit diesen naturgemäßen Bildungsmitteln vertraut zu werden.' 1831 hatte Sigrist ein Gutachten für Fröbel verfaßt, bestimmt für ein Mitglied des Erziehungsrates in Luzern:

> ‚Das Institut in Wartensee wird wohl nicht ein anderes Keilhau werden. Allein, wenn es je aufkommt, so wird der Kanton Luzern großen Nutzen daraus ziehen. Erstens wird seine Aufstellung das Geschäft der Erziehung belebend zur Sprache bringen; zweitens treffliche Ansichten darüber geltend machen; drittens Lehrweisen und Lehrmittel in Gang bringen, die im Kanton Luzern entweder unbekannt blieben oder des Herkömmlichen wegen nie gewürdigt worden sind, . . . wo noch so viel Gotisches, sowohl in bezug auf Unterricht als Erziehung, zu sehen ist.'

Mit den letzten Worten hatte Sigrist auf die ‚Zentrallehranstalt' zu Luzern gezielt. Rücksichten auf seine Mitgeistlichen ließen ihn nicht deutlicher werden über den Zustand der Landschulen. Von der über dem Lande liegenden „Lebensluft" lagen ihm genug Proben vor. Er verehrte in Salesie von Hertenstein eine ‚stille, edle Wohltäterin', hatte darum auch Wartensee Zöglinge zuzuwenden gesucht, war aber damit in der eigenen

Gemeinde auf Widerstand gestoßen. Ein ‚neulich geschickter Knabe', Sohn einer Witwe, war durch Reden der Nachbarn ‚auch eingeschüchtert' ferngeblieben; doch war es Sigrist noch einmal gelungen, ein anderes Schäfchen seiner Gemeinde zu schicken.

Sehen wir noch genauer zu, wie es um die „erzieherische Atmosphäre" in Luzern stand! Im Archiv der Kantons lagert ein Bericht vom 7. März 1832 über Wartensee. Gang der Sprachlehre, der Mathematik, des Zeichnens sei dort ‚sehr gut'. Nur werde zu weit ausgeholt. ‚Sollte diese Anstalt bis nächsten Winter fortdauern, so wird wohl Sorge getragen werden, daß durch eine Privatanstalt der Art unserm Landschulwesen kein Eintrag getan werde'. Immerhin müsse der Schule Fröbels wenigstens ‚einige Rechnung getragen' werden, weil ‚selbe im Umkreise gelobt wird und die Kinder mit Freuden hingehen'. So also wehte der Wind in der Stadt Luzern. Und in Willisau? — Die Stadtgemeinde Willisau war mit ihren umliegenden Landgemeinden nur politisch verkettet. Weltanschaulich klaffte ein Gegensatz. Das war nicht zum wenigsten der Grund zu einer durchaus zwiespältigen Haltung gegenüber Fröbel auch dort.

In beinahe allen Städten der katholischen Schweiz war schon seit dem 16. Jahrhundert eine Freude an theatralischen Aufführungen lebendig. Das Städtchen Willisau ging seit einigen Jahrzehnten darin voran. Aus gemeinsamen Mitteln hatten dortige Bürger sich Kostüme und Szenerien aus dem Studententheater zu St. Urban gesichert, als dieses reichste Kloster des Kantons säkularisiert worden war. Aus Gemeinschaftsgefühl war es in Willisau nie, wie anderswo, vorgekommen, daß eine einzige Familie, noch dazu auf einer eigenen Bühne, Schauspiele aufführte. Die naive Theaterübung, von fern vergleichbar dem freilich an ein Gelübde gebundenen Spielen in Oberammergau, hatte folgerichtig das gesamte geistige Leben der Bürger und ihr Begehren nach besserer Schulbildung gesteigert. So war man auf Wartensees Schule qufmerksam geworden, wobei Fröbel zugute kam, daß der Willisauer Gerichtsschreiber Kilchmann mit ihm zusammen bei Pestalozzi geweilt hatte.

Aber die Landgemeinden, die zur Stadt gehörten! Neben dem Stadtgraben zu Willisau befand sich ein Platz, auf dem sich einst drei Würfler eingefunden haben sollten. Überlieferung berichtet: als der eine sein letztes Geld verspielt hatte, warf er unter Fluchen sein Schwert gegen den Himmel, den Leib Christi zu durchbohren; worauf viele Blutstropfen auf den Tisch der Spieler fielen. Der Teufel — wie sollte er nicht! — entführte den Lästerer; die beiden andern bemühten sich vergeblich, das Blut vom Tisch wegzuwaschen, bekamen schließlich Streit, in welchem einer erschlagen

wurde. Der dritte floh, wurde von der Läusekrankheit befallen, kehrte arm heim und starb als Bettler in Willisau. An der Stelle war eine Kapelle gebaut worden, die vom Kardinalskollegium mit einem Ablaßbrief für die ‚Heiligblutkapelle' beliehen wurde. 1490 hatte sich der Rat von Luzern noch große Mühe gegeben, einen der später gestohlenen Blutstropfen für Willisau wieder zu erwerben. Um 100 Gulden soll das einem Bürger von Luzern schließlich gelungen sein. Der ‚Blutablaß' blieb in Wirkung. Eine bunte Schilderei vom Jahre 1612 in der berühmten Kapellbrücke zu Luzern hält die Legende fest; frommer Glaube führte noch 1896 an 4000 Ablaßsuchende nach Willisau.

Sobald mit 1833 die Kunde von der Errichtung einer Ketzeranstalt dortselbst Gestalt gewonnen hatte, war ein Leutpriester Joseph Meyer gekommen und in den Landgemeinden rings um die Stadt herum von Haus zu Haus gegangen, seinen ‚Blick heftend auf jenen Richterstuhl, vor welchem ich mich über meine seelsorgerische Amtsführung Rechenschaft abstatten werde'. Unter diesem bittern Zwange vereinigte er ‚mit tief bekümmerten Herzen seine dringendsten Bitten mit allen, welche sich in dieser Denkschrift unterzeichnet haben'. So zu lesen in einem Aktenstück im Kantons Archiv. Bis zum 24. Januar 1833 hatten sich dann auch bei im ganzen 234 Unterzeichnungen 81 mit einem × um die schwierige Kunst des Schreibens herumgedrückt; ein × war wieder ausgestrichen, ebenso ein ausgeschriebener Name. — Aber auch die Partei in der Stadt war auf dem Posten gewesen. Gerichtsschreiber Kilchmann hatte dem hohen Erziehungsrat sofort diese ‚Umtriebe' gemeldet: ‚Der schlaue Herr, um desto eher seine Absicht zu erreichen, läßt vereinzelt Stadt- und Landbürger aus hiesigem Kirchgange in seinen Pfarrhof bescheiden, und beredet sie unter angemessen scheinenden Vorstellungen . . . zu Beisetzung ihrer Unterschriften.' Daraufhin hatte der Leutpriester bei der Regierung noch weniger Gehör gefunden; um so freundlicher war von ihr der Entschluß des ehrwürdigen Kaplans Hecht in der Stadt Willisau belobt worden, den Religionsunterricht in der Anstalt zu übernehmen. Doch die Landgeistlichen ließen nicht locker. Der Gerichtsschreiber hat die Regierung unterm 23. April bitten müssen, die zuständigen Beamten anzuweisen:

> ‚1. keine ungesetzliche Gemeinde mehr über eine bereits abgetane Sache zu gestatten, 2. auf jede ruhestörende Äußerung und Handlungen strenge zu achten und den Fehlbaren gehörig zu verleiden.'

Die entsprechende Anordnung der Regierung ging an den Amtsstatthalter Troxler. Dieser hielt sich umsichtig zurück, als Fröbel mit dem 1. Mai in Willisau eintraf und mit Barop bei einem Festmahl gefeiert

wurde. Kaum aber war die Schule mit 23 Kindern eröffnet, da mußte der verantwortliche Troxler über bedenkliche Kanzelreden in verschiedenen Landgemeinden berichten. Amtsstatthalter Schmid in Schupfheim, noch unsicher segelnd, meldete von einer Böe, die von der Kanzel in seiner Kirche unter die schlafenden Eltern fuhr.

Das waren die ersten Zeichen der „erzieherischen Atmosphäre", die Fröbel vorfand. Zunächst ließ er sich durch sie nicht von seinem Sinnen ablenken. Am 18. Mai noch schrieb er, am liebsten würde er mit der Steinkunde oder vielmehr Irdenkunde beginnen. Das müsse leider im ersten Halbjahre jetzt noch ersetzt werden durch Außenweltsbetrachtung und Sprachübungen. „Auch die Vorbereitung zu Formen, Farben und Größenauffassung, welche im Bauen und Legen, überhaupt im Schaffen aus handgreiflichem Material besteht, soll dahin einführen. Dieses Selbstschaffen der Kinder und Zöglinge aus handgreiflichem Stoff und nach einfacher gesetzlich notwendiger Fortschreitung werde ich überhaupt in Zukunft als die erste und sichere Grundlage der Belehrung, der Lehre und des Unterrichtes bearbeiten. Ich beschäftige mich deshalb schon seit langem in mir mit einem durchgreifenden Plane, den ich zu irgendeiner Zeit und an irgendeinem Orte einmal auszuführen strebe und hoffe." [!]

Soweit also hatte sich die Idee zum späteren Kindergarten geklärt, daß ihm die dazu nötigen Beschäftigungen bereits im Sinne gelegen, ehe er die Schweiz wiederbetrat. Aber anstatt durch die erhoffte „Lebensluft" darin gefördert zu werden, wurde er durch den losbrechenden Sturm gehindert. Herr Schmid von Schupfheim ließ sich zu dem amtlichen Antrag hinreißen: Die reformierten Lehrer seien zu ‚vernichten'. Denn schon am 27. Mai war eine neue ‚Vorstellungsschrift der versammelten Amts- und Gemeindebürger der Landgemeinde Willisau' bei dem Großen Rat des Kanton eingegangen. ‚Es ist ihnen nicht unbekannt, wie schon unterm 24. Januar letzthin 589 [!] Hausväter aus mehreren Gemeinden die schweren Besorgnisse' vorgelegt haben. Das Volk vom Kanton Luzern sei der katholischen Religion vom ganzen Herzen ergeben. Es könne nicht im Sinne der Regierung liegen, ‚eine Staatsmaxime auszusprechen, die den weitaus größeren Teil des Volkes beunruhigen und mit bangen Sorgen für die Zukunft erfüllen mußte, nur um den Wünschen und dem Interesse Weniger in der Gegenwart zu entsprechen.' Wolle man irgendeine Erziehungsanstalt im Schloß unter untadelhaften katholischen Lehrern errichten: — man wäre zur Hilfe dazu gern bereit. Beweis dafür sollte wohl sein, daß in Willisau beim Namensaufruf von 442 Einberufenen 315 erschienen waren; 312

stimmten für Absendung der Schrift an den Großen Rat. (Die Ferngebliebenen sollten die Eingabe gedruckt ins Haus bekommen.) In andern Untergemeinden stand die Zahl der Versager im gleichen Verhältnis, nur daß gelegentlich mitten in dem papierenen Kirchhof ihrer Kreuze auch eine Inschrift auftauchte: ‚Mit Vorbehalt', wodurch einer, der seinen Namen ausschreiben konnte, neben seiner höheren Bildung auch den höheren Stand seines Gewissens oder — seiner Umsicht bewies; denn er war Gemeinderatsschreiber.

Barop hat mehrere Jahrzehnte später erzählt, welche Wirkung die Wühlereien hatten. ‚Wir waren sogar unseres Lebens nicht sicher und wurden von barmherzigen Seelen vielfach gewarnt, wenn wir einen einsamen Spaziergang zu machen oder einen entlegenen Weg über die Berge einzuschlagen gedachten.' Die Erzieher taten alles, was nach ihrer Meinung den Sturm beschwichtigen konnte. Wir hörten schon, daß Fröbel besonders auf die Hilfe der Musik vertraute. Freilich hatten ihn, wie er klagte, die Freunde in Keilhau dabei insofern arg im Stich gelassen, daß die verlangten Noten nicht mitgesandt worden waren, keine mehrstimmige, keine Duett-, Terzett- und Quartettmusik. „Langguth hat nicht einmal den ‚Orpheus' mitgebracht." Dieses „nicht einmal" war kein Scherz, höchstens ein unfreiwilliger. „Wir müssen jetzt stumm sein, wo alles zu hören wünscht!!!"

Wie Barop es fertig gebracht hat, mag sein Geheimnis bleiben: die Erzieher haben bei dem Prozessionsfeste zum ‚Blutablaß' die musikalische Leitung übernommen, ‚um doch auch etwas zu tun zu haben'. Die Spannung lassen wir am besten Barop selbst schildern.

‚Ich ahnte ein Unwetter und hatte meine Freunde dringend gebeten, unter allen Umständen ruhig zu bleiben, keine Spur von Verlegenheit zu zeigen. Der Gesang war vorüber, und an der Stelle des erwarteten Geistlichen erschien plötzlich ein polternder und fanatischer Kapuziner. Er erging sich in Klagen über die Gottlosigkeit und Schlechtigkeit der jetzigen Menschen, schilderte mit glühenden Farben die Höllenstrafen, welche das verderbte Geschlecht treffen würde, fuhr dann bald über die erschreckten Willisauer her und erklärte schließlich als eine der größten Schandtaten dieser Leute, daß sie durch die Berufung der Ketzer das Verderben in ihre eigene Mitte getragen. Immer heftiger wurden seine Reden, immer gräßlicher seine Flüche über uns und unsere Gönner, immer erschreckender seine Schilderungen der Höllenstrafen, die den Willisauern für ihre grauenerregende Tat vorbehalten seien. — Fröbel stand wie erstarrt und, ohne ein Glied zu rühren oder eine Miene zu verziehen, dem Kapuziner grade gegenüber inmitten des Volks, und auch wir andern sahen unbeweglich drein. Die Eltern, unsere Zöglinge und viele andere hatten sich bereits mitten in der Jeremiade geflüchtet. Man erwartete für uns das Allerschlimmste und hatte bereits Vorkehrungen zu unserm Schutz und Maßregeln, sich des Aufwieglers zu bemächtigen, getroffen. Wir aber standen ruhig auf unserm Platze und hörten gelassen die Schlußworte des Kapuziners: ‚Also erwerbt Euch einen ewigen Schatz im Himmel', so schloß er. ‚Macht dem Jammer ein Ende und duldet die Elenden nicht länger in eurer Mitte.

Jagt die Wölfe zum Lande hinaus, Gott zu Ehren, dem Teufel zum Verdruß! Dann werden Frieden und Segen wiederkehren und große Freude wird sein bei Gott im Himmel und bei denen, die ihm und seinen Heiligen von Herzen dienen! Amen!' Kaum hatte er das letzte Wort gesprochen, so entwich er durch eine Seitentür und wurde nicht wieder gesehen. Wir aber gingen ruhig durch die gaffende und drohende Menge. Keine Hand erhob sich zwar im Augenblick; aber Unheil umlauerte uns von allen Seiten, und es war eben kein Vergnügen, das Schwert des Damokles stets über dem eigenen Haupte zu erblicken.

Im Gefühl dieser peinlichen Unsicherheit sandte man mich an die Regierung des Kantons, vor allem an den Abbé Girard und den Schultheißen Eduard Pfyffer, mit dem Auftrage, für unsere Sicherheit nach Kräften zu wirken. Unterwegs wurde ich in einem Gasthause von einem Geistlichen als Mitglied der neueingedrungenen Ketzerbande erkannt. Man unterhielt sich leise über mich und warf mir von allen Seiten höhnische und verächtliche Blicke zu. Endlich wurde der Priester dreister und immer dreister und bezichtigte mich laut abscheulicher Ketzerei. Ich erhob mich langsam, trat festen Schrittes zu dem Schwarzrock und fragte ihn also: ‚Wissen Sie, mein Herr, wer Jesus Christus war, und halten Sie etwas von ihm?' Durch mein festes und ruhiges Auftreten ganz verblüfft, antwortete er: ‚Gewiß, er ist Gott-Sohn, und man muß ihn verehren und an ihn glauben, wenn man nicht ewig verdammt sein will!' Ich fuhr fort: ‚Können Sie mir vielleicht sagen, ob Christus ein Katholik oder ein Protestant war?' Der Schwarze schwieg, die Menge gaffte und bezeugte mir bald darauf ihren Beifall. Der Priester entfernte sich, und man ließ mich in Ruhe. Die Frage hatte mehr gewirkt, als eine ganze Rede.'

Von oben herab wurde nun die Unvernunft der niederen Geistlichkeit gedämpft, ohne daß damit viel gewonnen war. Fröbel seinerseits gab in Sursee seine Arbeit von 1830 in Druck. So erschien die ‚Kleine Menschenerziehung' also 1833 unter dem Titel „Grundzüge der Menschenerziehung". Es war ein aussichtsloser Versuch, die Luft zu bessern. Fröbel geriet mit seiner Sache nur schlimmer in die Presse. Diesmal fiel die ‚Kirchenzeitung' über ihn her, die also mit Leuten rechnete, die wenigstens lesen konnten. Ein Keil trieb den andern. Ohne Fröbels Wissen und Billigung, auch ohne Sigrist zu fragen, ließ die Vereinigung der Väter die vertraulichen Briefe Sigrists beglaubigen und sandte sie lithographiert dem Erziehungsrat und vielen Privatpersonen. Der die Stille liebende Dekan des Kapitels Sursee hatte dies Hineingezogenwerden in den Kreis der Kampfhähne in keiner Weise verdient. In unbedingter Ehrlichkeit hing er seiner katholischen Kirche an. Nun mußte er fürchten, als Geistlicher in Bedrängnis zu geraten. Als Jünger Pestalozzis und Anhänger des Bischofs Sailer hatte er Fröbels Lehrbefähigung und Person restlos anerkennen können. Nun sich aus dessen Privatschule zu Wartensee eine hart umkämpfte öffentliche Anstalt entwickelte, mußte er wünschen, Fröbel ginge ‚des lieben Friedens willen' hin, wo er hergekommen, *ins protestantische Land*. — Auch Fräulein Salesie äußerte diese Bitte, ohne Fröbel damit zu überraschen. Wiederholt hatte er mit seiner Frau und seinen Mitarbeitern von Schnyders Anerbieten Gebrauch

gemacht, Wartensee als stets für ihn offenes Gastquartier anzusehen. Er war dort durchaus ins Bild gekommen, wie peinlich der Schwägerin Schnyders jetzt die Erinnerung an die ‚Stiftung' war. Für den armen Herrn Dekan wurde diese Erinnerung besonders unangenehm, als der Erziehungsrat ihm sein früheres Gutachten vorlegte. Es trägt mit anderer Tinte aber in gleicher Handschrift (wie zuvor ohne Unterschrift!) die Worte:

‚Vorliegende Zeilen, als eine private Akte zu Händen eines Mitgliedes des Erziehungsrates, ward nicht bestimmt, je unter Aktenstücken zu erscheinen. Übrigens, was, auf bloße Schriften hin, damals über ein zu errichtendes Institut in Wartensee, an das auch Herr Schnyder Teil nehmen sollte, [von mir geäußert worden ist,] findet gar keine Anwendung auf die allseitige Umwandlung, die es letzthin in Willisau erlitten hat. Sachen und Zeiten sind ganz verändert.'

So war die Sache für eine wertvolle Persönlichkeit eigentlich am unangenehmsten geworden. Denn während sich die eine Partei schadenfroh die Hände rieb, schrie die andere dem Dekan in die Ohren, er müsse reden, um zu irgendeinem von beiden Lagern gezählt werden zu können. ‚Einige Worte über das Fröbelsche Institut zu Willisau', 1833 im Druck erschienen, waren das Ergebnis. Sigrist hielt sich darin von Schmähungen fern; aber das Heftchen erweckt quälende Empfindungen und schließlich Mitleid bei jedem, der den Herzenston eines treuen Dieners seiner Kirche und des öffentlichen Friedens zu vernehmen versteht. Hier hatte Fröbel es schwer und leicht zugleich, einige Antwort entgegenzusetzen, in Zeitungsblättern, die ihm wohlgesinnt waren.

Dies und Sigrists entschiedene Stellungnahme für die Kirche und gegen das unwürdige Hetzen, freilich auch gegen die Anstalt als einer öffentlichen von Protestanten im katholischen Lande, klärte die Lage nach außen hin. Den Hetzpredigten wurde eine Schranke gesetzt; die Behörde wies sogar die Kapuziner aus dem Lande. Indessen reinigte das nicht die vergiftete „erzieherische Atmosphäre". Darum verfielen die Regierenden auf denselben Rat, der wenige Jahre später auch Karl Mathy voranhalf. Fröbel sollte eine öffentliche Prüfung veranstalten. Deren glänzende Ergebnisse ließen auch die Willisauer Anstalt wenigstens für einige Jahre im Lande Wurzeln fassen. Wichtiger für Fröbels Entwicklung wurde die Gegenwart einiger Zuhörer aus dem benachbarten protestantischen Kanton Bern. Ein Schüler Schleiermachers, der Pfarrer und Schulkommissarius Zyro, wurde Vermittler des weiteren. (Zyro hatte 1826 auch einmal Keilhau besucht.)

Die Umtriebe in Willisau hatten Fröbel bedenklich gemacht. Bern erschien ihm jetzt als „der moralische Vorort der Schweiz". Dieses

Stichwort hatten ihm einige angesehene Zeitungen gereicht. Seine eigene Meinung war aber auch durch das Verhalten der Träger der Anstalt mitbestimmt. Für das nächste Halbjahr wurde ihm eine Miete für das ‚Schloß' abgefordert, die mit 720 Franken rund ein Drittel der Einnahmen verschlungen hätte. Wohl mühte sich Kilchmann, ihn durch Vorlage eines Schreibens an den Kantonsgesandten in Zürich zu beruhigen. Eduard Pfyffer, der sich schon so viel Verdienst um die Erziehung der Jugend erworben hatte, werde für kräftige schweizer Unterstützung sorgen. Ein Schreiben vom 31. August 1833 an Pfyffer sagte denn auch nicht ganz vergeblich: ‚Eine kurze Zeit etwas irre an unserm Volke, glaubten einige der Übernehmer, diese Unternehmung als Opfer der Politik aufgeben zu sollen.' Von der behördlich geforderten Sicherheitsleistung, die bisher von einzelnen Gliedern der Väter-Vereinigung in Willisau getragen worden war, wurde es still.

Fröbel wiederholte in diesen Tagen zu seinen Vertrauten das Bekenntnis, so bald werde kein ausübender Erzieher mit so reinem, allgemein menschheitlichem Ziele, wie er, auftreten. Sein Gerufen-Werden in die Schweiz, sein Festgehalten-Werden dortselbst sei das letzte Aufflackern eines rein menschlichen Erziehungsgedanken im Volke, daher ohne Ausdauer und Nachhalt. „Wollen sich die Regierenden erziehen lassen und wozu?" Diese Frage zu beantworten sei nicht nötig. Und die Regiertwerdenden? Denen werde von den regierenden Weltlichen gesagt: Laßt ihr euch nicht erziehen, wie wir wollen, so bekommt ihr kein Brot. (Kilchmann hatte ihm ähnliches geklagt.) Die regierenden Geistlichen aber sperrten denen, die anders wollten, als sie, das Heil der Seele, den Himmel. Wie könne da die Erziehung zum Menschen, zu und für Menschheit Gehör finden! „Philosophische Schwächlinge, artistische Weichlinge oder politische Irrlinge", sie alle flattern dem reinen Licht der Menschenerziehung zu, wie die Mücken der Flamme; von ihnen allen sei nichts zu erwarten. Darum habe er persönlich den „Erzieherberuf a n u n d f ü r s i c h" in dem jetzt gebräuchlichen Sinne des Wortes „ganz aufgegeben".

Noch war viel und zum Teil ungerechter Unmut in diesen Worten, bei weitem nicht die Sicherheit des Gemüts. Heimlich hoffte Fröbel immer noch auf Verständnis von oben, vom „Ganzen der Schweiz". Durch Vermittlung des Jenaer Oberamtsgerichtsrates Martin, der wiederholt für Keilhau eingetreten war, und in Übereinstimmung mit Kilchmann wollte er den Gesandten Schnell anregen, bei der schweizer Tagsatzung in Zürich auszusprechen: daß Fröbels Erziehungsweise und Lehrmittel zur Bildung von Bürgern führe, die „künftig und einst segensreich

für jeden Staat wirken" würden. Dem Regierungsrat Schnyder in Bern, einem weiteren Bekannten von Iferten her, erklärte er auf dessen Mahnung: aus höheren Gründen bliebe er selbstverständlich gern in der Schweiz; wenn eben eine freie Entwicklung des Ganzen möglich sei. Dem Freunde Langethal bot er in diesem Zusammenhange ein merkwürdiges Geburtstagsgeschenk: „Nimm von mir den Titel dieses Buches und verschaffe es dir; und Klarheit über mein und unser Leben und Streben wird dir werden: Allgemeine Pädagogik von Friedrich Herbart. 1806." Aber schon warf ein weiteres Bekenntnis an die Freunde in Keilhau ein helles Schlaglicht in die Richtung seines persönlichen Lebensweges: „Mit dem Zerfallen Willisaus werde ich nie wieder die Ausführung einer reinen Erziehungsanstalt als solcher [!] unternehmen. Höchstens werde ich ... durch eine lehrende und unterrichtende Wirksamkeit mir den Weg zu einer andern ... zurückbahnen."

Des höheren Zweckes wegen ließ er es sich jetzt gern gefallen, auch von Bern her als ein ‚neuer Sproß an der Pestalozzischen Eiche' bezeichnet zu werden. Warfen ihm doch die Kritiker an Willisau vor, er vernachlässige die größeren Kinder vor den Kleinen (!). Vielleicht kam ihm dieser Vorwurf bei den Bernern zugute, wo Fellenberg das Wort zu führen suchte, im eigenen Kanton bei weitem nicht so angesehen, wie außerhalb der Schweizer Grenzen. Fröbel wußte, daß man vom ehemaligen Junker von Fellenberg sagte, er sei wahllos in seinen Mitteln, „niemanden, so heißt es, um und neben sich zu dulden". Auf einer Reise nach Bern kam er „an der Anstalt des Mannes mit europäischem Namen" vorbei. „Bei einer Menge von Hunderten von Menschen herrschten Reinheit und Ordnung, aber auch — Totenstille im Ganzen. Es waren eben Unterrichtsstunden. An den Lehrstuben vorübergehend hörten wir kaum sprechen. Alles der Ausdruck des schönsten, eingerichteten Uhrwerkes. Barop fühlte sich bei allem sehr unheimlich; auf mich machte die ... Ordnung und Reinlichkeit im Ganzen einen erfreulichen, ja wohltuenden Eindruck. Herr Fellenberg ... erschien mir wie ein Geistlicher der neuern Epoche, groß, rüstig, mit festem Gesicht, dunkelm Überrock, mit schwarzem Käppchen auf dem Haupt."

Regierungsrat Schnyder hatte Fröbel zu einer Aussprache nach Bern gebeten. Beim Gedankenaustausch kamen beide in Erinnerung an Pestalozzi auf Schnyders Lieblingsidee einer Armenerziehungsanstalt zu sprechen. Der tatkräftige Regierungsrat entließ den Leiter der Willisauer Anstalt mit betonter Wiederholung der Mitteilung, er habe der Nachbarregierung geschrieben: „sollten die Luzerner zu schwach sein, uns im Kanton Luzern zu halten, so würde mich die Berner Regierung in ihren Kanton

rufen und meiner Wirksamkeit ein entsprechendes Verhältnis anweisen." Am 1. November 1833 erhielt Fröbel auch eine Anfrage, die zum entscheidenden Magneten werden zu wollen schien. Sie erfolgte über den Pfarrer Stähli zu Hutwyl im Kanton Bern. Man denke in Bern ernsthaft an eine Armenerziehungsanstalt. Verschiedene Pädagogen, darunter auch Wehrli, seien um Vorschläge gebeten worden. Schnyder hatte in den ihm von Fröbel selbst unterbreiteten Schriften den Pestalozzi-Geist des Menschenerziehers gespürt, der bei Wehrli unter praktischen Rücksichten verschwand. An Fröbel beklagte Schnyder die Schwächen der krausen Darstellung weit tieferer Gedanken. Er schrieb darum: ‚Wer über Armenerziehung nicht schon oft nachgedacht und sie [nicht] gleichsam zur Lieblingsidee gemacht hat, versteht Ihre Sprache [nur] aus dem Buchstaben, nicht dem Geiste nach. — Wenn wir später hierüber zu und mit dem Volke reden wollen, so müssen wir Ihre Gedanken handgreiflicher machen.' Zugleich wünschte der Regierungsrat Auskunft über die wirtschaftlichen Fragen bei einer Armenanstalt von 80—100 Kinder. Die Sache war damit über eine bloße Anfrage hinaus.

Wird Fröbel dieser Lockung wiederstehen können? Sie gab ihm zunächst einen starken Rückhalt gegenüber Luzern. Die Schule in Willisau ging mit rund 40 Zöglingen ins Winterhalbjahr. Die Mietforderung hatte man jetzt fallen lassen. „Die Einnahme ist im Vergleich der notwendigen Ausgaben freilich noch gering", hatte Fröbel schon Ende Oktober den Freunden in Keilhau geschrieben, dennoch erfreut über den kleinen Fortschritt. Noch größere Freude machte ihm die Meldung, daß zur selben Zeit Schillers Tochter Keilhau besucht und dabei den Wunsch geäußert habe, dort zur Erzieherin ausgebildet zu werden. So verstand Fröbel den flüchtigen Ausspruch: sie habe großes Verlangen, gänzlich in Keilhau zu leben. Und er beauftragte die Freunde, der Tochter Schillers einen deutschen Gruß zu senden von einem „Lebensfreunde ihres hochherzigen Vaters, wie er sich deren gewiß kaum noch eines erfreuen würde". Sein Leben habe „vom ersten Augenblicke an in stetig fortgehendem, innerem Wechselverkehr" mit Schillers Geist gestanden. Er habe in seinem eigenen Leben „sehr viele Beweise dafür, daß, da sich die deutschen lebenden Männer nicht zur Rettung und Pflege [der Idee] der deutschen Menschheit einen, daß es die Geister der von uns geschiedenen edelsten und größten, großartigsten und großherzigsten Deutschen tun, um sie, die deutsche Menschheit, für welche kein Name zu erhaben und hehr ist, siegreich aus dem vernichtenden Kampfe des Lebens zu führen". Wenn Schillers Tochter wirklich den Beruf einer Erzieherin des weiblichen Gemütes ergreifen wolle, so müsse diese Erziehung der Würde des Weibes

so angemessen sein, wie es im allgemeinen noch nicht entfernt statthabe. „Sie muß gewiß eben so ganz neu aufgebaut werden, als es jetzt mit der Knabenerziehung geschieht, und wozu uns Schiller selbst in seiner ästhetischen Erziehung des Menschen viele Winke gibt."

Bedeutete das trotz allem ein neues Einlenken in Schillers, des Künstlers, erzieherische Gedankengänge? Nicht ohne Vorbehalt. Das Urteil über den Beruf der weiblichen Erzieherin entsprang betrüblichen Erfahrungen, die Fröbel an einer nach Willisau mitgenommenen Pflegetochter gemacht hatte. Und die idealistische Betonung des Deutschen? In einer seiner Verteidigungen hatte Fröbel sich auf die freiheitliche Schweizer Verfassung berufen und behauptet, die Regierung würde sein Unternehmen in Willisau nicht aufheben können, „ohne daß sie hierdurch die Gastfreundschaft, die natürliche Billigkeit, das Grundgesetz des Christentums, unsere Bedürfnisse, die staats- und völkerrechtlichen Verhältnisse überhaupt verletzen würde". Dieses treuherzige Bekenntnis eines wenig weltklugen Deutschen meinte die ‚Kirchenzeitung' vom 21. Dezember 1833 als eine ‚ziemlich pathetische Stelle' lächerlich machen zu können und setzte recht selbstzufrieden das Pathos bloßer Verneinung dagegen. Eine ‚katholische Regierung des rein katholischen Kantons Luzern' sollte ein Fröbelsches Institut nicht verbieten dürfen? Man wolle sich des Bekenntnisses nicht schämen, nicht zu begreifen, wie ohne eine solche fünffache Rechtsverletzung einem Protestanten im Kanton Luzern nicht verwehrt werden könnte, katholische Kinder zu erziehen. Fröbels Grundzüge, ein Muster der Verworrenheit in Stil und Sprache, erlaubten nur einen pantheistischen Geist, auf den wohl alle denkbaren Erziehungen und Bildungen gegründet werden könnten, ‚nur die christkatholische nicht'.

Fröbel ließ diese nutzlose Fehde ruhen; bei ihr konnte er nur Schaden nehmen, ohne innerlich weiter zu kommen. Um so inniger wandte er sich dem nahenden Christfest zu. Es entführte ihm Barop, der endlich zu seinem kleinen Johannes verlangte und bald durch Langethal ersetzt werden sollte. Dem Heimkehrenden hatte Fröbel „nichts mehr zu sagen als: ‚Du hast, Du trägst den Lohn Deines Handelns in Dir; grüße Deine Frau, Deinen Sohn, grüß alle!'" Im Gedanken setzte er hinzu und meldete das erst brieflich hinterher: „Deine Kinder und Kindeskinder usw. werden Dir diesen Lohn mannigfach gestaltet ... ewig jung im Leben entgegenbringen." — Und so geschah es durch Barops Wirken in Keilhau. Dort eingetroffen, übernahm Barop endgültig die Leitung der Anstalt. (Middendorff, dessen die „Tochteranstalt" bald ebenso dringend wie Langethals benötigte, wurde erst 1½ Jahr später abkömmlich. Beruhigt über das Schicksal Keilhaus, brachte er 1835 nach dem Muster

Barops der Idee Fröbels das Opfer einer vierjährigen Trennung von seiner Familie.)

In dem Brief, der zum Weihnachtsfest Keilhaus berechnet war, schrieb Fröbel: „Vergeßt am hohen Christfest der hohen Lehre desselben nicht: nur für Güter, die wir von andern empfangen, danken wir ihnen." Empfangen, das hieß: „Die wir von ihnen nicht erkämpfen müssen, die eine liebe freie Gabe von ihnen sind." Was sei die Allgewalt der Religion Jesu? „Fragt Euch, was ist sie? — Das alles darinnen eine freie Gabe ist!!! — Doch nun Stille, Ruhe, Friede. Es war, es ist natürlich: — solche Menschen, solche Wesen, die so geben, sind selten; wie sollten sie darum bald und leicht verstanden werden. Und — wenn Ihr dieses Blatt erhaltet, feiern wir alle einsinnig

das liebe heilige Christfest! —

Fr. Fr."

Der Menschenerzieher ging dem Jahr entgegen, dessen Mitte ihm das reinste Glück seines Tatlebens bescheren sollte, gleichsam die Stärkung für den Endkampf seines Suchens. Drei Quellen der Seelenkraft vereinigten sich zu dieser Stärkung: das erquickende Christfest, die Musik und Fröbels Zwiesprache mit den Firnen der Schweiz und den farbigen Blumen ihrer Felsen. Wäre nicht die Musik gewesen, die in Willisau wenigstens etwas von seiner ersehnten „Lebensluft" verbreitete — man sähe Fröbel ganz abseits von Werken ‚schöner Kunst' seinen Weg verfolgen.

Des jungen Frankenbergs Bruder war nach Amerika gezogen. Manches Gespräch im Kreise um Fröbel erging sich über die Möglichkeit, im unberührten Land das Ziel zu erreichen. So kehrte auch bei Fröbel nach 32 Jahren zum ersten Male der Gedanke an Auswanderung wieder. Nicht an Auswandern für immer war dabei gedacht. Er hoffte, eine Kette von Erziehungspunkten um die ganze Erde zu legen. Keilhau war durch ihn ausdrücklich für mündig und von ihm unabhängig erklärt worden, sollte aber immer den Platz einer Mutteranstalt behalten. Denn was ihn besonders am Weihnachtsfeste 1833 erfreute und an Verpflanzung auf ein unverdorbenes Neuland denken ließ, war die gesättigte Empfindung, daß sich das Zusammenwohnen „lebenseiniger" Genossen selbst im ‚Schlosse' zu Willisau wie einst in Keilhau „nach und nach auch einem sinnigen stillen häuslichen Leben" näherte. In den feiernden Räumen der Anstalt klang es allenthalben von Gesang und Instrumentalmusik. Quartett, Quintett, Gesang einer Vereinigung von Lehrern und Zöglingen und

Vätern aus Willisau hatten den Heiligabend verschönt. Spät war Fröbel ins Bett gekommen. „Kerzenlicht, Glockengeläut und Orgelklang drangen von der nahen Kirche dicht am Fuße des Schloßhügels" in seine Schlafstube herein. Sie vermochten ihn nicht wie die anderen in die Christmette zu locken. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust über das, was noch fehlte, um das Leben seiner Idee ganz zu erreichen. „Ich dachte mit Trauern, wie weit wir Erwachsenen doch schon aus und von dieser geistigen Welt entfernt seien und wie so sehr nahe sie doch . . . dem kindlichen Gemüte läge [!] . . . Ich gedachte des Vaters, welcher sein Kind hoch dadurch beglückte, als er ihm vom muschelreichen Seeufer ein paar farbige glänzende Muscheln mitbrachte, als er aber, um es recht hoch zu erfreuen, das Kind selbst zum muschelreichen Meerufer führte, dies nur Übersättigung Leere, Langeweile, ja Überdruß bewirkte . . . O! wie so tief, geistig tief begründet ist der Ausspruch: den Armen ist das Himmelreich. Die an äußeren Gütern Ärmsten können die an geistigen Gütern Reichsten sein! . . . — — Ich gedachte ferner der Gabe, welche die Menschheit in dieser Nacht in dem Kinde Jesu empfangen und wie sie es empfangen habe; ich hätte gewünscht, daß dieser Gedanke, ihn aus- und durchzudenken, den Schlaf verscheuchen möchte, doch — ich entschlief. — — Es schlug 6 Uhr und ich erwachte. Wie gestern meine letzten Gedanken bei und mit Euch gewesen waren, so waren es jetzt gleich wieder meine ersten." Ob er etwas darüber mitteilen sollte? „Was und wie du es auch sagst, so versteht man dich doch nicht." Mühte sein Geist sich schon um Mitteilung der „Gaben" für den „Kindergarten", dessen Entdeckung erst folgen sollte? Fröbel schwieg.

Der erste Weihnachtstag brachte von neuem Musik. Vor allem Gesänge aus dem ‚Orpheus'. So ging es fort am zweiten Festtage, der bei einem Spaziergang in wahrem Frühlingswetter Fröbel eine Maßliebchenfamilie finden ließ. Danach lauschte der junge Frankenberg seinem Vorlesen der wiederhervorgeholten Festgabe des ‚Festjahres 1831', die eine Schilderung seines „vielleicht für immer letzten Christfestes in Keilhau" enthielt. Aber der Geist der Einigung trat ihm entgegen auch, als er später still sinnend Frankenberg mit einem der früheren Keilhauer Zöglinge im eifrigen Gedankenaustausch sah. Nachmittags kam der „ehrwürdige, aber noch jugendliche Herr Sextar", Kaplan Hecht, zur Musik und zum Brettspiele herauf und trat als ein bewährter Freund in die Familienzimmer. Im Plaudern mit diesem tapferen katholischen Religionslehrer seiner Anstalt wurde beiden von neuem bewußt, „wie notwendig es sei, sich von Einzelzwecken und vor allem von politischen und überhaupt Meinungsparteiungen frei zu enthalten".

Ein Willisauer Vater, der auch an Übersiedlung nach Nordamerika dachte, hatte zur gemeinsamen Vorlesung „Dudens Reisebericht" geliehen. Damit und mit einem Nachmittagsspaziergang auf die Berge, hinter denen der Mond aufging, wurde die Ruhe des 27. Dezember genossen, bis am Abend noch die Generalprobe der Musik zu Schillers ‚Glocke' von Romberg erfolgte. Während der nächsten Tage arbeitete Fröbel am Plan einer für Trechselwald im Kanton Bern verlangten Armenerziehungsanstalt, zwischenein erfrischt durch Teilnahme an der fortgesetzten Vorlesung der Dudenschen Reiseberichte. Am 30. Dezember las er in dem ‚Schweizer Boten', Nr. 52 unter einem ‚Rückblick auf die Begebenheiten des Jahres 1833 im eidgenössischen Vaterlande': ‚Luzerns Großer Rat rettet die Glaubensfreiheit Luzerns durch Erhaltung des Fröbelschen Instituts'. Er meinte darin den „schönsten Denkstein" seiner Übersiedlung von Keilhau nach Willisau zu erblicken und nannte ihn „den würdigsten Schlußstein meines 17. Erziehungsjahres".

Seine letzten Stunden des Jahres 1833 gehörten dem nahen Geburtstag des Söhnchens der Middendorff. „Möchte der Himmel, welcher in meinem Gemüte lebt, es erfüllt, ihm ein umgebender, umfließender, umlebender werden." Gern wolle er dazu aus dem [Todes-] Schlafe aufstehen können. Denn auch bei den denkbar glücklichst menschlichen Verhältnissen könne jenes Leben nur in der herzinnigsten Hand- und Lebensreichung gewonnen werden. „Es schlägt 12 Uhr Mitternacht. Das alte Jahr ist gestorben; das neue ist geboren. Mögen darum beides Jahre echten unvergänglichen Lebens sein!!!"

Mitte Januar 1834 bat Fröbel, dem Barop mitzuteilen: alles in Willisau umgebe ihn teils in solcher Altersschwäche, als müsse es in jedem Augenblicke ins Grab sinken, teils in solcher ahnungsvollen Spannung, als müßte jeden Augenblick ein neues hervorknospen. Pfarrer Stähli aus Hutwyl übergab ihm seinen Sohn Gottlieb zum Zögling. In Fröbels Gemüt verflocht sich dabei Persönlichstes mit allgemeinem. Gottlieb Stähli, aus des Pfarrers erster Ehe, hatte sehr früh die Mutter verloren. „Er fiel in die Hände der Mägde. Diese frönten seinen Lüsten, lehrten ihn den Vater täuschen usw usw. Immer das alte Lied. Wo ist gegen solche eingewurzelte alte Schäden dann Hilfe?" So Fröbels Seufzer, als Gottlieb schon nach 4 Monaten ausgeschieden werden mußte. Besonders verderblich war dem Ärmsten der Umstand geworden, daß er durch den Nachlaß der Mutter für eins der reichsten Kinder der Schweiz galt, während der eigene Vater kaum das Nötigste für sich und seine zweite Familie besaß. Wir hören noch von einer packenden Wendung in dieser Sache.

Schon im vorhergehenden November hatte Fröbel grundsätzliche Gedanken über eine Armenerziehungsanstalt im Kanton Bern kurz zu Papier gebracht. Um den Schweizer Verhältnissen gerecht zu werden, hatte er sich jetzt ernstlich in Müllers berühmte ‚Geschichte der Schweiz' versenkt. Der Entwurf fiel dabei immer noch reichlich suchend aus, enthielt aber wegeweisende Gedankenblitze. Es handele sich darum, den ‚Gang Gottes in der Erziehung des Menschengeschlechts" einzuhalten, indem man die Natur, die Geschichte und das Bewußtsein des Volkes, das zu erziehen sei, berücksichtige. Für das Ziel aber sei Jesus das dreifache Vorbild; durch Jesu Mutter vollende man sich zum Leben in Gott, zur Freiheit in Gott, zur Liebe in Gott.

Fröbel hatte sehr scharf hervorgehoben, welche Lehrer dafür nur in Betracht kommen könnten. Eine mittlere Gruppe von äußerlich belehrten und auf ihr Wissen pochenden Männern schied er aus. Nur zwei Arten von Erziehern kämen für ihn in Frage: solche, die mit einfachem Herzen und Gemüt in gewisser Beziehung selbst noch Kind geblieben seien — und Männer, die durch die höhere Bildungsstufe hindurch sich den kindlichen Lebenssinn bei Einsicht bewahrt oder durch Einsicht sich wieder errungen haben. Jene Zwischenstufe aber wirke „als erzieherisch lehrend" höchst nachteilig. Fröbel wies dabei auf Jesu Wahl der Jünger hin und unterstrich, daß aus einem Saulus erst durch einen harten Kampf ein Paulus geworden sei. Kurzum, er forderte „gemütvolle Menschen, keine aus Schulen der Pharisäer und Schriftgelehrten". Im Grunde waren das nur Gedanken, denen wir Fröbel fast zu Anfang seiner Laufbahn, nämlich 1807 nachhängen sahen. Sie überzeugten Stähli und mit ihm den so verdienstvollen Wehrli eben durch den das ganze Volksleben umfassenden Geist. Hier wird Stähli angeknüpft haben auch mit seinen persönlichen Vatersorgen. Gottlieb, der schon ohne Erfolg erst bei Fellenberg, dann bei Wehrli untergebracht worden war, muß ein körperkräftiger Junge von beträchtlicher Wildheit gewesen sein. Dem Vater hatte darum ganz besonders zugesagt, was Fröbel über die freien Spiele und über die streng geregelten Körperübungen geschrieben; wie ähnliches schon 14 Jahre zuvor den Hofprediger Zeh fesselte. Jetzt schrieb Fröbel: „Das Spiel muß immer, wie mit dem gesamten Leben der Kinder, so mit der gesamten Natur in Übereinstimmung stehen, nie vereinzelt, nie abgerissen. Dann bekommt selbst das Spiel belehrenden Ernst, tief ins Leben eingreifende Bedeutung und hohe Sinnigkeit." Es sei und bleibe gewiß ein wahres Wort: „Der Zögling, der gut und tüchtig — ich sage aber mit Bedacht, tüchtig — spielt, wird auch gut und tüchtig im Kreise seiner Anlage und Fähigkeit lernen und ein tüchtiger Mann und Mensch werden."

Gesetzmäßig geordnete Körperübungen müßten aber das Spiel ergänzen. Sie hätten vom Einfachen zum Zusammengesetzten stetig fortzuschreiten, bis sie den ganzen Menschen in Anspruch nehmen.

Trotz der günstigeren Aussichten und obgleich er zur Zeit von neuen Angriffen in Ruh gelassen war, schaute der Leiter Willisaus kopfschüttelnd auf die großen Erwartungen zurück, mit denen er freie Männer in der Schweiz, der schaufreudigen, zu finden gedacht hatte. Im Januar schrieb er an Barop: „Heute erzählte jemand im Kreise, wie man die ätherischen Götter im Olymp dadurch dargestellt habe, daß vor den Darstellenden mehrfach Flor- und Gazevorhänge herabgehangen; wie diese aber sanken, erschienen die massigen Statisten." So erblicke er jetzt „die gepriesenen freistrebigen Männer, . . . ich möchte fast sagen, wie zur Tat an Händen und Füßen gefesselte Sträflinge". Er hatte nunmehr solche Scheu vor unbewußten Täuschungen selbst seiner religiösen Einbildungskraft, daß ihm sogar Keilhaus Weihnachtsfeste nicht unbedenklich wurden. Zwar suchte er sich an Middendorffs Bericht über das kürzlich wieder gefeierte Christfest zu erfreuen: „aber nimm es mir, mein lieber Middendorff, ja nicht übel, mir, dem nun einmal das Leben durch der Vorsehung Führung so blank und bar, so durchsichtig vor Augen liegt; mir wird bei solchen Darstellungen recht ängstlich und bang, seelenbang wird mir. Irre ich nicht, so sagen die Künstler von manchen Tönen und Farben, es fehle ihnen der Körper." — Der reformierte Gottesdienst Zwinglis und Calvins verzichtet gern auf Schmuck und Bild. Die eben gehörten Bedenken Fröbels scheinen dafür zu sprechen, daß angesichts großartiger Bergnatur ernsten Gottesmännern das Göttliche zu gewaltig redet, als daß die Kunst ihnen Dolmetsch des Letzten sein könnte. Schärfer als zuvor faßte der Menschenerzieher den Einfluß der „miterziehenden Umgebung" ins Auge. Es geschah nicht zufällig im Februar; denn nach eigenem Bekenntnis erhellte ihm dieser Monat oft das innere Schauen, so daß er ihn verschiedene Jahre hindurch seinen „Monat der Klarheit" nannte.

Weil Fröbel über allen Einkleidungen religiösen Strebens schweben wollte, ging er entschiedener den Sonderweg gelebter Religion neben der Kunst. Er schrieb den Freunden: „Könnten wir auch unser Wirken und die Erzeugnisse versteinern wie die ägyptischen Kunstwerke und Pyramiden, ja sogar in Felsen selbst hauen und eingraben wie die indischen Felsentempel, sie würden wie diese stumm und tot in die Zukunft hineinstarren; und wie jetzt Wilde und Kriegerhorden diese umschwärmen, so würden wir allen denen, welche wir mit seelenvoller Liebe in die ganze Zukunft hin die unseren nennen, statt Frieden doch nur Krieg geben." Solche Liebe konnte nicht die Ungeduld dieses Propheten be-

schwichtigen; sie erhöhte vielmehr die Spannung für das Tun, die Sehnsucht nach Sichtbarmachung seiner Schau. Gleichsam sich selbst vorm Ermatten zu warnen, teilte er den Freunden im selben Januar „ein uraltes, aber schauerliches Kinderstubenlied" mit, für die, „die erst ackern wollen, wenn sie schon der Früchte bedürfen."

‚Mutter! — Mutter! — 's hungert mich.
Brot! — Brot! will ich! —
Warte nur, mein liebes Kind! morgen woll'n wir ackern.'

Fröbel schrieb alle Verse hin, vom Säen, Schneiden, Dreschen, Mahlen, Backen. Umso schlagender wirkte die Schlußstrophe:

‚Und —
Da das Brot gebacken war,
Lag das Kind schon auf der Bahr —'

Bisher hatte der Genius den Menschen in Fröbel gespornt, gequält. Trotz allem gingen beide jetzt ruhig beherrscht Hand in Hand. Denn von neuem lag ihm ein warnendes Beispiel vor Augen in Fellenbergs Übergeschäftigkeit. Der Gründer Hofwyls fürchtete durch Fröbels Bevorzugung noch mehr Verlust seines Ansehens in Bern. Mit dem neuen Manne selbst suchte er sich in Briefen freundlich zu stellen, wie er später gar zu gern auch Middendorff in seinen Kreis und seine Arbeit gezogen hätte. Dem Staate bot er jetzt sein ganzes Unternehmen, wenn man es benutzen wolle, ‚unentgeltlich' an. Fröbel berichtete das nach Keilhau mit den Worten: „um das Berner Volksschulwesen, versteht sich auf seine Weise, dadurch zu heben". Er habe ja zu leben. Während Bern dem Anerbieten Fellenbergs mißtraute, durfte Fröbel sich eines stillen Sieges im Kanton Luzern erfreuen.

Die Musikpflege war wirklich zum Orpheus geworden. Auf Wunsch vieler mußte die Rombergsche ‚Glocke' wiederholt vorgeführt werden. Unter solchen Beobachtungen wurde für den Erzieher in Willisau die Lesung eines Buches von Matter in Paris, übersetzt von Buß, besonders anregend: ‚Über den Einfluß der Sitten auf die Gesetze und der Gesetze auf die Sitten.' Dies Werk trat den Beschreibungen der Reise Dudens in Amerika zur Seite und gab ein nötiges Erdengewicht dem, den es im Schweben über den Erscheinungen von Natur und Leben immer stärker lockte, seine Idee in ganz jungfräulichem Lande Amerikas zu erproben. Er plante solche Verpflanzung noch für das laufende Jahr, „spätestens Frühjahr 1835". Soweit seine eigene Person dabei in Frage kam, konnte es sich zunächst nur um ein Gedankenspiel handeln. Fruchtbarer wurde, daß Fröbel sich keineswegs täuschte über den Dauerwert des Bundes in Willisau, den die Musik zu vermitteln schien. Wie ihm

bei den festlichen Darstellungen „seelenbang" geworden war, ohne daß er sie schlechthin ablehnte, so fürchtete er eine Erstarrung auch in musikalischen Feiern. Vorkommnisse zwischen Langguth und dem Schmerzenskind Fröbels, der jungen ‚Erzieherin werden wollenden Luise', waren die Hauptursache, daß Fröbel schrieb: er wolle für seine Zwecke keinen „Musiklehrer" mehr. „Denn es scheint mir jetzt gar nicht möglich, daß ein in diesen Schulen gewesener Mensch nicht durch und durch so vom Weltleben durchdrungen" und oberflächlich werden müßte. Das bezog sich neben Langguth aber auch auf den anderen Musiklehrer, Gnüge.

Middendorff hatte von vornherein ernste Bedenken geäußert, ob das Burschikose bei Gnüge, der so gern in und mit der Musik drollige Mätzchen machte, dem an sich gutwilligen Menschen so bald abzugewöhnen wäre. Denn leider finde der Übermut auch der Zöglinge immer eher Behagen an einer komischen Musik, die so leicht an das Gemeine streift, ja in das Gemeine eingeht. Fröbel schrieb jetzt: „Ich würde Herrn Gnüge ungern gehen lassen, wenn ich nur eine Spur von der Ahnung des Erziehenden des rein Menschlichen der Musik in ihm fände. So ist es aber nur das künstlerische, die Ohrenspeise, überhaupt nur die physische, vielleicht auch die rationelle, mathematische Seite der Musik, welche ihn an dieselbe fesselt. Durch das nur äußerliche künstlerische Auffassen der Musik schadet er aber wirklich in einer Anstalt erziehend mehr, als daß er nutzt; obgleich er wirklich ein guter — d. h. schneller und leichter Lehrer der Musik (als eines Tonspiels) ist." Fröbel bewegte sich mit diesen Bemerkungen unbewußt in der Richtung der Gedanken Wilh. v. Humboldts, die dieser als preußischer Kultusminister über die Pflege der Musik bei Kindern etwa ein Vierteljahrhundert zuvor ausgearbeitet hatte.

In allem also fühlte der Anstaltsleiter von Willisau das Unzulängliche heraus; aber er litt darunter nicht mehr so leidenschaftlich als zuvor. Welches Gestaltete aber wollte er eigentlich zum Träger seiner Idee machen, um doch irgendeinen Weiser für seinen Weg zu hinterlassen? Ganz naiv sprach der mit seinem Genius verbündete Mensch es aus: „eine große Lebensgestalt". Das geschah in dem Dank, den Fröbel am 12. Februar 1834 für die schlichten Weihnachtsgaben aus Keilhau den Freunden und Zöglingen dortselbst schickte: „Vielleicht bezahle ich mit Gottes Hilfe einmal alles durch eine einzige große Lebensgestalt." Wohl dämmerte in diesem Wort die ganz persönliche Lösung seiner Aufgabe herauf; aber doch nur als Verheißung dessen, was im Bündnis von Genius und Mensch eben im Jahre 1834 zur edelsten Form strebte: Friede und Freude in der

Gestalt Friedrich Fröbels

selbst. Damit nähern wir uns dem Schluß der Nachzeichnung seines Werdegangs. Denn die übrigen 18 Lebensjahre Fröbels dienten ausschließlich dem Versuch, das innere Gesetz seines Werdens, das er als Logoslinie zur „Lebenseinigung" empfand, in einer überpersönlichen Form, geläutert für werdende Menschlein, der ganzen Menschheit zu offenbaren.

Der Name Pestalozzi leuchtete noch einmal auf an der Schwelle, die Fröbel eben überschritt, um des höchsten Glücks seiner Erzieherpersönlichkeit teilhaft zu werden, sieben Jahre nach dem Hinscheiden seines großen Vorgängers. Am 17. Februar, dem Todestag Pestalozzis, wurde der Leiter Willisaus nach Münchenbuchsee gerufen, um vier junge Seminaristen auszuwählen, die Bern bei ihm in $1^1/_2$ Jahren zu Volksschullehrern ausbilden lassen wollte. Zwei Tage danach schrieb Fröbel: „War nicht dieser Tag und sein Zweck gerad dazu bestimmt, daß Pestalozzis Geist und Kraft geklärt und geläutert wieder auferstehen und ins Leben eindringen sollte!" Noch wußte der Vollender nicht, daß er in Kürze noch entschiedener mit Pestalozzi verbunden erscheinen sollte, nämlich durch Berufung nach Burgdorf, „wo Heinrich Pestalozzi früher als in Münchenbuchsee lebte, von wo aus z. T. Gruner seine Briefe über Pestalozzis Methode schrieb". Nur wie eine Vorstimme aus der Tiefe des Volkes klingt, was Fröbel weiter dazu berichtete: Ein Mann, ein Burgdorfer einfacher Bürger, habe ihm abends im Gasthof gesagt: ‚Unsere Väter haben es nicht verstanden; sie hätten Pestalozzi nicht gehen lassen sollen'. „Wie sehr bestätigen sich doch die Dichterworte: ‚Die Stätte, die ein guter Mensch betrat . .'" fügte Fröbel hinzu.

Und weiter schienen vor seinen Augen Leben und Tod sich zusammenzuspannen zum Dienst an seiner Idee. Noch am Vortage seiner Wanderung nach Münchenbuchsee hatte ihm Ferdinand von einem neuen Angriff auf Willisau gemeldet, diesmal aus dem Kreise der Väter selbst. Den Söhnen des Willisauer Rechtsanwalts Baumann war Fröbel wegen ihres rüden Wesens streng entgegen getreten, hatte deren naseweise Drohungen mit dem Vater hören müssen und einen üblen Brief von diesem erhalten: ‚Die Jugend muß austoben!' Das Schreiben war so abgefaßt, als sei die Unzufriedenheit mit der Leitung der Anstalt eine allgemeine. Kaum vier Tage danach mit den Eindrücken aus Münchenbuchsee zurückkehrend, hatte Fröbel — den Rechtsanwalt zu Grabe begleiten müssen. Durch einen plötzlichen Tod, wohl auch durch das Ungeschick eines „Arztes", war der „blühende Mann" seiner Frau und sieben „unerzogenen Kindern" entrissen worden. Sein Bruder, Regierungsrat in Luzern, kam bei dieser traurigen Veranlassung mit Fröbel in Berührung. Nicht umsonst machte dieser ihn auf Matters Buch aufmerksam und hob das Wort darin

hervor: ‚wenn man von ihm Vorschläge zu Konstitution verlange, so müsse er sagen — Erziehung sei jetzt die beste Konstitution, die man geben könne'. Der Regierungsrat besichtigte die Anstalt, sah die Hemmnisse, versprach, für eine einmalige Sammlung einzutreten und stellte danach eine unmittelbare Unterstützung durch den Staat von wenigstens 1000 Fr. in Aussicht. So ließ sich eines Widersachers „Begräbnistag" an zu einem „Auferstehungstag" für die Anstalt.

Es gehörte Fröbels mystisches Denken über Tod und Leben dazu, den Vorfall so aufzufassen. Aber das tiefere Erleben hielt den Menschen Fröbel auch demütig. Elf Tage nach dem Besuch Münchenbuchsees schrieb er seinen Vertrauten: „Lieber Barop und liebe Freunde! ob ich jetzt gleich seit fast 30 Jahren, meine Selbsterziehung ungerechnet, ausübender Erzieher bin, so sehe und fühle ich doch täglich immer mehr, daß wir, was die Ausführung betrifft, noch in dem ersten Vorhofe der von Gott selbst eingerichteten Welterziehungsanstalt stehen." Er freue sich, daß Barop sich durch seinen kleinen Johannes Collegia lesen lasse; es sei gut, wenn er sich selbst dazu nicht zu alt dünke. „Aber leset Euch auch einander gegenseitig Collegia . . . und findest du in der 2 die 3, nun ja, es heißt ja tres faciunt collegium. Und dieses Kollegium hat ja der liebe Gott selbst an das schwarze Brett des Universitätsgebäudes Erde angeschlagen. Selig, selig! wie ein Engel, wer es hört." Mit der „drei" war die Familieneinheit, war Vater — Mutter — Kind — gemeint. Das Bewußtsein, „Zeit seines Lebens dies Kollegium gehört" zu haben, machte „die Gestaltung des Lebens jetzt „zum Gedanken". „Ich lege in dieser Hinsicht, sobald nur einigermaßen die Zeit frei werde, keinen unbedeutenden Wert auf unsere Handschriften." Aber Halbes könne ihn nicht befriedigen. Die Darlebung durch die Tat müsse das erste bleiben. Darum suche er noch immer nach einem freien Punkt, einem freien Lande, wo seine Idee der zur Vollendung führenden Grundlinien der Erziehung ins Licht treten werde.

Im Grunde fühlte er sich jetzt genau in der Lage, die Schiller an Goethes heroischer Idee aufgewiesen hatte, aber auch in dem Bewußtsein, daß diesen Weg nur einzuschlagen, mehr bedeutete, als einen andern vollendet zu haben. Fröbel bekannte am „27. Tage im Monat der Klarheit (und Wahrheit) Februar 1834": „Auch wenn ich schon wüßte, daß ich dieses Ziel nicht erreichte, so werde ich lieber strebend nach diesem Ziele sterben; und schon das Bewußtsein des Gestrebthabens danach ist mir Belohnung genug. Werde auch von mir, d. h. für mich persönlich außer jenem Streben nichts, gar nichts erreicht — nur um alles nicht das erschlaffende Beispiel gegeben des Zufriedenseins mit einem halbvollkommenen Zustande." Wohl also begann der 52jährige Fröbel, sich selbst historisch zu werden.

Demut verhinderte, daß er seine eigene Person zu wichtig nahm. Dafür fühlte er um so gläubiger, daß sein „Darleben" der Idee der beste Beweis für ihre Wahrheit sein müsse. Noch hatte er seiner eigenen Beglückung die letzte Bestätigung abzulauschen, dem eigenen Werden als seiner besten Schule vertrauen zu dürfen.

* * *

47.

Entwurf eines Unternehmens zur „Freiung". „Gemälde". Erster Wiederholungskurs. Höchstes Berufsglück.

Drei Jahrzehnte lang mehr schlecht als recht fortgeführt, hatte die Waisenanstalt in Burgdorf nach Pestalozzis Fortgang daran gekrankt, daß bei einer Trennung beider Geschlechter mit eigenen Küchen und eigener Versorgung der Pfleger jeder Abteilung den äußersten Geiz üben mußte, um nicht aus seinem bescheidenen Gehalt zuzahlen zu müssen. Jetzt war in den Jahren 1830—1834 aus Mitteln der Bürgerschaft das großartigste Gebäude der Stadt für die Waisen entstanden. Als Fröbel die deutliche Aufforderung für Burgdorf vom Bruder Stählis, dem Großrat Stähli, erhielt, schwebte ihm Franckes Waisenhaus in Halle vor. Aber der Plan, den er nunmehr entwarf, war eine klare Vereinigung aller seiner Erziehungspläne, ein Verschmelzen des Entwurfes für Helba mit dem der Armenerziehungsanstalt vom Jahre 1833. Die Überschrift lautete:

„Entwurf
zu einer volkstümlichen Erziehungsunternehmung
geknüpft an
das neue Waisenhaus zu Burgdorf
im Kanton Bern in der Schweiz."

Fröbel wollte damit „ein begründendes Leben" geben, doch unter örtlichen Formen. „Entkleidet sie dieser, und gebt ihr andere Lokalformen, so habt ihr vollkommen das Bild, nach welchem ich in einem freien Lande, betrete ich es jemals, wirken werde", schrieb er nach Keilhau. „Als Erdner müssen wir zuerst unser Streben notwendig auf diese Grundfläche bauen. . . . Hielte ich mich an das schon Daseiende, Gewordene, ich wäre der unglücklichste der Menschen. So aber halte ich mich an das Sein, an das Erscheinen des Seins, an das Werden, und so erfreue ich mich, obgleich oft kampfvoll nach außen, doch in der innersten Tiefe meines Gemütes hoher, stiller Seelenruhe, echten Himmelsfriedens, ja sogar zuzeiten der Freude im Leben und am Leben. Dies besonders, wenn die Natur mich aufnimmt und die Natur in mich aufzunehmen, mir vergönnt ist. . . .

Würde an die Stelle der menschlichen Vereine die Menschengesellschaft treten, würde ich so mein Ziel erreichen, so würde ich fragen: bin ich nicht in der Mitte des Himmels, wie mein Herz in der Mitte des Himmelsgewölbes? — Und mein Tod würde mir sein wie das Entgegenschlummern eines schöneren Morgens."

Der Präsident Ruegger von Buron, ein selbstgemachter Mann und Vater eines Zöglings, habe ihm geklagt, daß die Söhne selten „so brav wie ihre Väter" werden. Fröbel gab die Erklärung dazu mit einer einfachen Zeichnung. Auf einer Grundlinie schien er drei Zirkel hinzustellen, die, in abnehmendem Maße geöffnet, das Absacken eines einzigen andeuten könnten. Sich das anschaulich zu machen, hat man nur nötig, einen Zirkel mit zu loser Schenkelverbindung gespreizt auf eine Glasplatte zu stellen. Wenn der Druck von außen aufhöre, so erklärte Fröbel, werde auch ein Ganzes nicht genug emporgedrängt. Darum müsse „die einigende Kohärenzkraft .. von innen gesetzt werden". Ihre Stärkung unter äußerem Druck sei Weckung des inneren Zuges. Er hätte den inneren Zug mit der federnden Schraube am Zirkelkopf vergleichen können. Jedenfalls sah er in der Not die sichere Bürgschaft gegen Verflachung. Diese Auffassung von Lebensdruck und dessen Behandlung, und nicht eigentlich die Armenliebe Pestalozzis, regierte seinen Plan für eine „volkstümliche Erziehungsunternehmung", „geknüpft" nur an ein Waisenhaus. — Welche Fülle aber war in dem Entwurf enthalten! Die Trennung in ein Knaben- und Mädchenhaus hob der Verkünder der Familienerziehung selbstverständlich auf. Das Waisenhaus sollte natürlich auch ein Lehr- und Unterrichtshaus sein, mit reichlichem Land, wenigstens mit Gärtchen für die Zöglinge und Garten für den Hausbedarf. In der reichen Zahl der Räume sah Fröbel eine Gelegenheit, Gegenstände, Naturprodukte und Selbstprodukte in Naturalien- und Modellsammlungen zu vereinen. Das Sammeln und Bearbeiten müßte die Zöglinge zur Natur führen. Fleißiges Turnen auf dem öffentlichen Turnplatz (Spieß war seit einem Jahre in Burgdorf tätig) sollte tüchtig machen zur Erfüllung der Bürgerpflichten; nicht die Waisen allein für sich, sondern in einer weitverzweigten Turngemeinde der gesamten Burgdorfer Jugend.

Ein zweiter Hauptteil des Entwurfes war überschrieben „nach der Stadt hin". Fröbel dachte an Halbzöglinge, die mit Ausnahme der Essen- und Schlafzeit dem Waisenhause angehören sollten, damit der beständige Wechselverkehr die Waisen mit dem Volksleben und das Volksleben mit den Waisen verbinde. In der Stadt müsse Nacheiferung erweckt werden. Bald müßten die Bürger fragen: „Sollen die Waisen, die Armen, zweckmäßiger und darum tüchtiger erzogen werden, als unsere eigenen Kinder?"

(Fröbel ahnte nicht, daß diese Frage später tatsächlich aufgeworfen werden und dem Waisenhaus schon 1839 den Garaus machen sollte.) In einem folgenden Gedanken eilte Fröbels Genius ihm selbst sechs volle Jahre voraus. Er verweilte beiläufig bei den weiblichen Waisen, meinte, diese wären doch wohl zunächst auf den Beruf der Dienstmädchen angewiesen. Darum könnte ihre Ausbildung zur Beaufsichtigung und Beschäftigung noch nicht schulpflichtiger Kinder der Stadtfamilien zugleich ein Gewinn für die Gemeinde werden. Ein besonderer Platz sei zu fordern, gegenüber dem Waisenhause, zum Gebrauch für eine mit dem Waisenhaus verbundene „Kinder-Spiel- und Beschäftigungsanstalt", gedacht für Kinder, die schon ganz selbständig laufen könnten. Wäre es auch wirklich anfangs nur in einigen Stunden des Tages und für die wenigen Familien, welche Kinder dieses Alters besäßen und Vertrauen hätten — es würde das frühe einen besseren Geist der Kindererziehung in die Jugend der Stadt bringen. Hier, also März 1834, war zum erstenmal die Forderung eines wirklichen Kindergartens gestellt; nur der Name fehlte. Dafür aber war ausgesprochen: „Bei dieser Gelegenheit bitte ich zu beachten, wie das hier von Einem Grundsatz und Gedanken durchgeführte Erziehungsganze sämtliche Bedürfnisse der öffentlichen und häuslichen Erziehung ergreift."

Der dritte Hauptteil verknüpfte das Ganze „mit dem Lande", und zwar durch eine Armenerziehungsanstalt. Für sie berief sich Fröbel auf den früher eingereichten Plan. Diese Armenanstalt sollte selbständig bleiben; wahrscheinlich warnten die Fehler Pestalozzis Fröbel davor, die Armen mit Waisen und zahlenden Zöglingen unter einem Dach zu vereinen. Aber gemeinsame landwirtschaftliche Arbeiten und Teilnahme befähigter Armer am Unterricht der Waisen hätten zu lebhaftem Verkehr beider Häuser zu führen. Wenn durch das zu enge Zusammendrängen verschiedener Anstalten nach der einen Seite hin Erschlaffung, nach der anderen Reibung entstehe — ein geselliges Nahekommen, auch ein Besuchen, das die Eltern unter der frischen Jugend wieder jung werden lasse, werde dem Ganzen einen höheren einenden Geist mitteilen. Neben dem Turnen war hier an Gesang als gemeinsames Band gedacht. Größere Turnfeste und größere Übungsspiele wären ein Mittel, den nächsten Kreis, die Lehrerschaft des umliegenden Landes, mit dem Volke zu vereinen. Nach dem Vorbild der alten klassischen Völker [Olympia] sollte das der „Wahrnehmung Eines geistigen Lebens" dienen und anhalten, „sich immer mehr zu einem innig einigen kräftigen Lebensganzen als Volk zu erheben". Solche Jugendspiele könnten durch nichts in ihrer höheren Bedeutung ersetzt werden.

Vom Kanton ging Fröbels Blick weiter zur ganzen Schweiz. Gewerbe und Polytechnik hätten den gewerblichen, Gymnasium den wissenschaftlichen, Kunst den schönen Sinn auszubilden, wie das die Fähigkeiten fordern würden, die die einzelnen Zöglinge zeigten. Die Sammlungen der Anstalt müßten zu weiterem „erhebenden Lebensverkehr" in Ausstellungen dienstbar gemacht werden, deren besseres Verständnis durch Vorträge zu vermitteln sei. — Sehr wahrscheinlich hat Fröbel hierbei das Vorgehen Alexanders v. Humboldt vorgeschwebt, der 1827 mit solchen wissenschaftlichen Vorträgen zum Zwecke der Volksbildung den Anfang gemacht hat. (Später, vor allem von Dänemark aus, erwuchsen aus ähnlichen Bestrebungen die ‚Volkshochschulen'.) Fröbel dachte als Anfang im Winter auch Kristallenvorführung, für bestimmte Sommertage an erläuterte Ausstellungen von Naturgegenständen. „Besonders die in Ruhe und still lebigen sollen dem Menschen auf seinem oft mühevollen Lebenswege wieder als freundliche Genien erhebend, stärkend usw. zur Seite gehen." Das gleiche Verfahren habe dem Gewerbsmann in der Modellstube die Gesetze und Bestimmungen seiner schaffenden Kraft zu Gemüte zu führen. — Der Plan schloß mit einem 7. Teil, in dem für das Wort Bildung ein neuer Ausdruck erschien: „Freiung". Dem Verfasser liege daran, Lehre mit Natur und Leben in Einklang zu bringen: „wo die Wissenschaft ihren wichtigsten Beruf erfüllt, aber auch ihren höchsten Triumph feiert in der Freiung des Menschen, des Volkes, der Völker". Denn wer frei sei, solle auch dafür wirken, daß andere und endlich alle frei werden. „Niedergeschrieben in Willisau Kanton Luzern Anfangs des Monats März 1834" stand unter dem Ganzen.

Fröbel meinte, in diesem Entwurf das Gebäude seiner Erziehungsidee festgelegt zu haben. Ahnte er, seiner Zeit um ein volles Jahrhundert voraufgeeilt zu sein? Gleich nach Abschluß des Entwurfes lenkte er seinen Blick von neuem auf das eigene Leben zurück. Ein hingeworfenes Urteil des Präsidenten des Erziehungsdepartements in Bern über Fellenberg (‚Er hat nicht ein Wort geschrieben, was noch für die Nachwelt Bedeutung hat') ließ Fröbel an den eigenen „handschriftlichen Vorrat" denken. „Wie reich sind wir nicht durch unser Schweizer Leben, teils an Briefen und Lebensgemälden, teils an Abhandlungen, Plänen u. dgl. geworden!" Die Welt wolle jetzt auch wahres, wirkliches Leben und Sein. Scheinleben und Romanleben habe sie genug. „Überhaupt ist es nur das individuelle persönliche Leben, was jetzt Interesse für den Menschen hat. Der Mensch sucht in dem Besonderen das Allgemeine, in dem Individuellen das Universelle, und er hat Recht." Und so war der Seher noch einmal bei der eigenen „großen Lebensgestalt" angelangt. „Man sieht gern Ge-

mälde; darum gebt z. B. Gemälde aus dem erziehenden Leben in Keilhau, Wartensee und Willisau, Gemälde der Freude und des Leides, der Lust und der Trauer." Er hege „schon länger den Gedanken einer zusammenhängenden Schrift unter dem Titel: Urkunden meines erziehenden Lebens". Ein Teil solle das vorbereitende Leben enthalten, ein zweiter das Keilhauer Leben. Mit dem dritten, dem Schweizer Leben wolle er beginnen. Zuerst wäre zu bestimmen: „was soll zu den Urkunden kommen, was zu den Lebensgemälden; in welchem Verhältnis sollen beides, Urkunden und Gemälde zueinander stehen: ganz getrennt, nebeneinander, oder mehr verbunden". „Seid vollkommen, wie Gott unser Vater; dennoch gab Gott selbst nicht zuerst das Vollkommenste ... erst schuf er Steine, dann Pflanzen und Tiere, dann Menschen ... Darum scheut Euch nicht, meine Steinschrift und Sprache herzugeben. Kommen später auch ein paar Gänseblümchen — Will's Gott! erscheint auch noch einmal ein Mensch."

Am 26. März erfolgte in einem Briefe die Bemerkung: „Das ist aber des Lebens große Kunst, das Besondere in dem Allgemeinen und wechselseitig zu sehen und darzustellen." In diesem Worte begegnen wir Fröbel vor seinem eigenen Bilde auf dem Wege, den Goethe als den des Dichters erkannte und am klarsten in jener ‚Maxime und Reflexion' über eine ‚zarte Differenz' zwischen sich und Schiller ausgesprochen hat: ‚Es ist ein großer Unterschied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht, oder im Besonderen das Allgemeine schaut.' Die letztere Kunst sei eigentlich die Natur der Poesie. Wer das Besondere ‚lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erst spät'.

Auf das Allgemeine in seiner eigenen Sondergestalt achtend, blieb Fröbel sich gleich in der Demut vor seinem „Seelenfreunde" Jesus, suchte jedoch auch bei diesem Einzigartigen jetzt sein Allgemeines. Er meinte es zu finden in der Überzeugung: wo Wahrheit, Liebe und Leben sei, da sei Freiheit. „Darum ist auch die Religion Jesu die Religion der Freiheit." Er forderte sein geliebtes Keilhau auf, die Religion Jesu in ihrer Allseitigkeit zu erfassen. „Blicke um dich, es wird dir einsichtig werden, warum Kirchen- und Religionslehrer jetzt so vielseitig zurückgedrängt werden. Weil sie die Religion Jesu perfektibil in ihrem Wesen, in ihrer Fortentwicklung hemmen und, statt sie zu einer Religion innerer und äußerer Freiheit, sie zu einer Religion äußerer und besonders innerer Fesseln machen." Mit allen aussichtsreichen Verhältnissen, vor allem mit Helba und seiner Auswanderung aus Deutschland habe es so kommen müssen, wie es gekommen, um ihn selbst den stillen Erziehungsgang Gottes an sich erkennen zu lassen. „Denn der Mensch muß erst dem Gebrauche höherer Güter, wenn sie ihm wahrhaft nützen sollen,

entgegen erzogen werden." Wenn Keilhau seinen Entwurf eines Erziehungsganzen für das Waisenhaus lesen werde, so könne es die Umrisse des Ideals sehen, „welches ich darzustellen mich durch mein ganzes Leben bemühen werde".

Unterdes, am 28. März 1834, war der dringend von ihm angeforderte Langethal, zunächst noch ohne Frau, in Willisau eingetroffen. Und weiter entwickelten sich die dortigen Verhältnisse zur Zufriedenheit des Leiters. Man redete von einer Verlegung des Luzerner Schullehrerseminars nach Willisau. Die Behörde förderte jetzt auch das Turnen der Anstalt und versah einen Turnplatz für sie mit einem Gehege. Frankenberg gefiel seinem Meister immer besser, wenn auch „das Wenig Schulstaub und Gelehrtenpuder, der unbewußt noch auf seinem Gewande ruht", nicht so schnell abfallen wolle, wie es in Keilhau geschehen wäre.

Die Singe- und Lesefeierstunden mehrten sich. Am 13. April schrieb Fröbel: „So saßen wir auch vorgestern Freitag abends ... ich möchte fast sagen, seit meinem ersten begründenden Wirken in Griesheim sei mir nicht so wohl gewesen, d. h. ich habe nicht ein so beruhigtes Gesamtgefühl in mir gehabt als eben vorgestern." Er freute sich, von Barop Mitteilungen über den neuen Aufstieg Keilhaus zu lesen. Es war ihm das der Ausdruck seines „Absterbens in Keilhau und Deutschland". Wolle man nämlich von ihm etwas persönlich Eigentümliches sagen, dann müsse man das Streben nach stetem Sterben nennen, „wie denn auch mein Leben ein stetes Sterben war".

Die völlige Gemütsruhe war nicht nur begünstigt durch das Verstummen öffentlicher Angriffe. Eine Anfrage aus Burgdorf, ob er „in der Direktion der zu errichtenden Armenerziehungsanstalt behülflich sein", d. h. sie übernehmen wolle, war begleitet von der Aufforderung, einem mehrmonatlichen Wiederholungskurs mit Primarschullehrern im dortigen Schlosse vorzustehen. Der Hauptzweck dabei sei, diese Volksschullehrer ‚dahin zu bringen, dasjenige, was sie wissen, besser lehren zu können, ... indem dadurch Ihre treffliche Methode in unserer Republik bekannter wird'.

Es war nicht Fröbels Art, Gewicht auf seinen Geburtstag zu legen; aber um der Gemeinschaft willen war er hoch erfreut, am Mittag des 21. April 1834 „eine frische Serviette" mit einem neuen gestrickten Ring neben seinem Teller zu finden, so daß die anderen seinen Ehrentag errieten. Es kam zu einem Geburtstagsabend, der im Zusammenhange mit der Stimmung dieser ganzen Monate dazu führte, daß einmal Fröbels eigene Feder seine Haltung unter übermütigen Kindern zeichnete. Man hatte manches Lied frommen Dankes gesungen und saß beim gewöhnlichen einfachen Butterbrot, „als in dem untern Gang eine Klappermusik daher

gezogen kam und vor der Tür besonders sich vernehmen ließ. Ich ließ sie eintreten. Es waren alle die Kleinsten, den Lorenz Baumann[!], der sich gern bald zu ihrem Tambourmajor, bald zu ihrem Offizier macht, an der Spitze. Da sie bald merkten, daß ihr Kinderspiel nicht falsch aufgenommen wurde, ließen sie auch ihre Stimmen erschallen, wohl ganz wahr erst im Nachahmen von Naturtönen. Wie Du, Barop, weißt, ist pfeifen ziemlich wenigstens unserer Schweizer Jugend verwachsen. Also zuerst Nachahmen von mehreren Pfeifweisen der Vögel: Drossel usw. Dann findet sich aber auch unter der wenig entwickelten Schweizerjugend nach meinem Bemerken gern das Nachahmen von Tiertönen, besonders der Herden- und Haustiere (was alles sich leicht erklärt), und es erschienen bald Geisen, Ziegen usw. Langethal mischte sich bald unter die Kleinen, nahm als ihr jetziger Ton- und Singmeister ihre Lust zu tönen auf, und indem er mit ihnen Schillers Schützenlied anstimmte, erhob und veredelte er ihr Naturleben, ihren Sinn für Aufnahme des Naturlebens." Nach Beendigung des Abendessens wurde der Gesang allgemeiner, erst zum Fortepiano, dann ohne Begleitung. Um den Kindern ihr Geben zu erwidern, zeigte Fröbel ihnen, je nach Geduld des einzelnen, Zeichnungen und Farbgebilde, die ihm von Keilhau geschenkt worden waren. „Der zu stark erregte Lebenssinn" verlangte bald nach „regerer Befriedigung". Spiele wurden eingeleitet und am Schluß den Kindern ein gemeinsamer Ausflug verheißen.

Am Nachmittag des vierten Tages wurde der Spaziergang gemacht. 41 an der Zahl, davon 33 Zöglinge, zogen geschlossen mit frohem Turnergesang durchs Städtchen zum „gesang- und himbeerreichen Walde mit seiner sammetgrünen moosigen Fußdecke". Ein wenig kunstvolles Madonnenbild am Wege, „wo Mutter und Kind sich innig Wange an Wange und Stirn an Stirn schmiegten", erinnerte Fröbel an die „schönste Keilhauer Wirklichkeit". „Der Tag war gegen Abend immer schöner geworden. Auf einem günstigsten Punkte vor Buttisholz sah ich, was ich früher noch nie bemerkt, die Wetterhörner und besonders die ewige Jungfrau, die klare und reine, in herrlicher Abendbeleuchtung. Im Walde, den Du Barop kennst, tönte rastlos zum Gemüt sprechender Vogelgesang. Und nachdem wir den fast vollen Mond hinter den fernen Alpen, wegen Wolken zweimal glanzvoll, das zweite mal noch schöner als das erste, hatten auf- und die Weltensonne Sirius mehrere male hinter den Bäumen des sich neigenden Berges strahlig leuchtend hatten untergehen sehen und der Abendhimmel in seinem milden Farbenlichte in aller Klarheit uns immer entgegenglänzte, zogen wir mit dem Liede: ‚Wir fühlen uns zu jedem Tun entflammt', zum oberen Tore in das Städtchen ein, mit diesem Ge-

sang durch das Städtchen hindurch zum unteren Tore hinaus". Das war unmittelbar unter dem frischen Eindruck niedergeschrieben worden.

Noch am selben Abend begann Fröbel einen neuen Brief an Keilhau, in dem er meldete, sich für Burgdorfs „Normal-Armenerziehungsanstalt" entschlossen zu haben. Willisau wolle er als selbständige Anstalt unter Langethal erhalten, bis Ferdinand sich das volle Vertrauen der Willisauer Bürger erworben habe, wonach dann Langethal Burgdorf übernehmen solle. Denn er selbst werde immer darauf bedacht bleiben, einen entsprechenden Raum und angemessene Verhältnisse zu erringen, wo er „ganz unabhängig, frei und nach gar keiner Seite hin gestört" sich der „Darlebung" seines Grundgedankens widmen wolle, wenn sich bei anderen Menschen „Trieb, Bedürfnis, Sehnsucht dazu fände." — Eine Nachschrift Wilhelmines zeigte, wie große Opfer die Frau unterm Versagen der weiblichen Hilfskräfte bringen mußte. Sie unterzog sich dem Backen, Waschen und dem ihr so schädlichen Plätten mit dem stummen Pflichtgefühl einer Beamtentochter aus friderizianischer Schule.

In der ersten Hälfte des Mais sah sich Fröbel ohne Erregung genötigt, Gnüge zu entlassen. Keilhaus Musiklehrer und Violincellist Brömel solle stehenden Fußes nach Willisau gesandt werden. „Denn dadurch kann die Musik, die Seele und Träger alles höheren Lebens, auch die Seele, der Träger unseres hiesigen Lebens werden." Das Stehen in der Schweiz scheine ein Stehen in einem großen Ganzen, ein Stehen im echten Volksgeiste zu werden. Am 24. Mai wollte Langguth eigenwillig Gnüge folgen. Dem stellte sich Fröbel aber mit Erfolg entgegen. „Ich fordere freilich immer ein in sich einiges . . ., unzerstücktes Ganze. Denn bin ich dem Ziele auch bis zu einer fehlenden Haarbreite nahe, und sei ich bis nach Rom schon gelaufen, um den Preis zu erringen . . . wer beim kleinsten letzten Ruck ermattet, dem ist es, als habe er mit aller seiner bisherigen mühevollen Anstrengung in Beziehung auf sein Ziel dennoch nichts getan." Im selben Briefe mußte Fröbel aber auch melden, wie gewaltsam zuweilen das Schicksal ins Leben eingreift und dabei doch beiläufig eine verfahrene Sache meistert.

Dem Tunichtgut Gottlieb Stähli war angekündigt worden, daß er demnächst ins Vaterhaus zurück müsse. Er wußte, dort sehr streng gehalten zu werden. Daraufhin war der Junge davongelaufen und hatte sich verschiedene Tage herumgetrieben, bis ihn ein Bauer bei Hutwyl, ein sehr braver Mann, aufgriff. Nun traute er sich erst recht nicht nach Hause. Die bettelarme zweite Mutter des reichen Knaben war durch eine Geburt auf einer Seite gelähmt. Trotz seines häuslichen Elends stand der Pfarrer Stähli seinen Mann, hochangesehen in allen öffentlichen Angelegenheiten.

Die gelähmte Frau befand sich zufällig auf dem Wege nach Iferten, Gottliebs schwerreiche Schwester, ihre Stieftochter, in Niederers Anstalt zu bringen. Da fiel der Blitz in eine Scheuer zu Hutwyl. Der größte Teil des Ortes samt Kirche und Pfarrhaus ging in Flammen auf. Man sah in Willisau den Feuerschein. Alle machten sich zur Hilfe auf; nur Fröbel blieb bei den Frauen im Schloß, und der Brief, den er in diesen Stunden des Wartens schrieb, wurde eine der lebensvollsten Augenblicksschilderungen seiner Feder. Im Zucken des düsteren Feuerhimmels schrieb er sich sowohl die Eindrücke des heraufziehenden Gewitters, wie es schon über Willisau entsetzlich getobt hatte, als auch den Jammer über den Schlendrian bei der Feuermeldung vom Herzen. Am nächsten Abend schloß er den Brief mit dem Satz: „Merkwürdig ist, daß das erste, was man mit Sicherheit wußte, Diebereien waren. So hatte man einer Magd die Lade erbrochen." Zu allem Anfang hatte Fröbel sich über das neue Unglück des Vaters Stähli halbwegs beruhigt mit dem Trostwort der ‚Feuersbrunst' in Schillers ‚Glocke'. Im Laufe des Tages war die Nachricht von jener Wendung eingetroffen, die ihm mehr sagte, als Worte eines Dichters: Pfarrer Stähli, der, eben von einer Reise in Begleitung des Jeremias Gotthelf rückkehrend, diesen zum Übernachten in sein Haus mitgenommen hatte, wo der Gast danach gerade noch Hand mitanlegen konnte, ein Weniges von der Habe seines Wirtes aus dem Keller zu retten, war bei Beginn des Unheils auf die Straße geeilt, als aus dem flackernden Dunkel mitten im entstehenden Wirrwarr sein verlorener Sohn zu ihm getreten, ihm sagend: „er möge ihn anstellen, wo er helfen könne". Langethal, der hinterher „auch lang mit Gottlieb gesprochen hatte, sagte mir: vielleicht erfasse dies den Sohn zur Besserung". — ‚Fulgura frango!'

Seit einigen Wochen waren in Willisau die vier Berner Seminaristen eingetroffen. Vor allem an zweien von diesen jungen Männern, die schon seit ihrem zehnten Lebensjahre zum Unterrichten angehalten worden waren, hatte Fröbel große Freude. Aus Frankfurt bat Schnyder von Wartensee Fröbel um Verwendung für einen seiner Freunde in Bern. „Schon einige mal will man mich, der ich kaum auftauchte, zum Patron machen. Närrische Menschen! Den sie heut mit Füßen treten, machen sie morgen zu ihrem Gönner." Denn am 15. Juni sollte Fröbel in Burgdorf den Wiederholungskurs eröffnen. „Fellenberg spuckt gewaltig; was sonst nie geschahe: auch im (Surseeer) ‚Eidgenossen'. Ich komme in die Nähe eines Wespennestes; ich bin sehr begierig, nach einigen Wochen mein zerstochenes Kontrefait zu sehen. Ja zur Lust gehe ich nicht ins Bernische — ich bliebe lieber davon, geböte mir nicht höhere Pflicht." — Die Regierenden in Bern hatten die Sache der von Fröbel gewünschten Er-

ziehung am rechten Ende angepackt. Man machte eine Zahl von 40 schon im Amt befindlichen Schullehrern, ob jung oder alt, bis zu 60 Jahren alt, mehr als drei Monate frei für eine Aufklärung über den Sinn und die Aufgabe ihrer Tätigkeit. In Burgdorf erhielten sie dazu freies Quartier, frei Nahrung, freien Unterricht. Ein großer Segen ist von solchen wiederholten Kursen ins Land gegangen. Fröbel aber brachten sie mit Beginn der Sommersonnenwende 1834 jene beseligten Wochen, den Höhepunkt seines Lebens als Erziehungskünstler.

Das Bewußtsein höchster Pflichterfüllung ging dabei so glücklich Hand in Hand mit dem Entgegenkommen aller Beteiligten und an so eigenem Orte, daß eine weniger faustische als Fröbels Seele wohl zum Augenblick hätte sagen können: ‚Verweile doch, du bist so schön!'

Burgdorf liegt in jenem Tal, dessen Name durch seine Erzeugnisse weit bekannt ist: Emmental. Auf einem steil abfallenden Felsen ragt Burgdorfs altes Zähringer Schloß empor. Erst im Anstieg durch die Baumanlagen, wo heute das Denkmal Schneckenburgers, des Dichters der ‚Wacht am Rhein' steht, der hier lebte und starb, und weiter durch die Hauptstraße der Stadt, nähert man sich nach Durchschreiten zweier Burgtore über einen mäßig gestreckten Schloßhof hinweg dem Absturz. Eine mächtige einzelne Linde, wenige Meter vor dem niedrigen Brustschutz, der die offene Seite des Hofes abschließt, verbirgt im Sommer die überraschende Herrlichkeit des Fernblicks von dieser Plattform, die mit den Mauern der vielhundertjährigen Gebäude um sich herum und der dichten Krone der Linde darüber um so stimmungsstärker den Besucher trägt, weil ihn das Ganze so sicher dem Himmel entgegenzuheben scheint, wie einst die Faust des Falkners den Vogel, ehe er ihm die Kappe vom Haupt zog. Öffnet sich der Blick, dann schimmern ihm südwärts fern über dem waldigen Gegenüber die Firnen des Berner Oberlandes in fester Reihe entgegen, von den Vischer Hörnern über den Eiger und Mönch hin bis zur Blümlisalp, überragt vom Silberglanz der Jungfrau. Die Tiefe hinter der Brustwehr überrascht das Auge mit dem Grün der Wiese und dem leuchtenden Band der Emme, während die steigenden Mauern das Schloß wie einen Wächter des Tales und der Stadt erscheinen lassen, die sich hinter dieser festen Burg verbirgt.

Sommer wollte es werden, als Fröbel hier einzog. Wir wenden uns mit ihm dem Innern zu. Geräumig erhebt sich der Hauptbau über die bescheidenen Wirtschaftsgebäude. Im zweiten Stock hat sich bis heute der alte Rittersaal erhalten. Dort laden zwei Fensternischen im farbigen Licht gekuppelter Paare ihrer Scheiben zur Ruhe auf ihren Seitensitzen. Die festgegründeten Gipfel grüßen auch hier und durch die Rahmung des

Ausschnittes vielleicht noch sprechender herüber. Aber das Dunkel des Saales zieht den Sinn zu den versunkenen Geschlechtern zurück. An der mächtigen Feuerstätte des Kamins vorüber schweift der Blick zu der Wand, die den einzigen Fenstern des großen Saales gegenüberliegt, der 34 Fuß lang, 24 breit und wohl 18 Fuß hoch ist. Eine Nische dortselbst, zugemauerte Fenster und Reste alter Malereien bestätigen, was die Andacht vor dem Naturtempel der Firnen forderte: hier war einst die Schoßkapelle. Man erkennt unschwer Darstellungen der Auferstehung Christi und des Märtyrertums. Im übrigen ist auch dieser nunmehr aus ehemals zwei Räumen zu einem Ganzen vereinigte Saal nach schweizer Art getäfelt.

In solcher Umgebung hatte Fröbel rechnungsmäßig 30 wöchentliche Lehrstunden zu erteilen. Drei Mitarbeiter übernahmen zusammen nur 20 Stunden. Der bedeutendste Arbeitsgenosse war Jeremias Gotthelf. Er gab Geschichte, Fröbel deutsche Sprache, Anschauungslehre, Zeichnen und Schreiben. Zu den 40 vorgesehenen Lehrern im Alter von 16 bis nahe an 50 Jahre, darunter mehrmals auch Vater und Sohn, waren noch an 20 Mitläufer gekommen. Und keiner von allen versagte sich Fröbel; und umgekehrt. Die Stammbuchblätter, die sie am Schluß des Kursus jeder einzeln, in oft rührenden Wendungen ihrem Leiter hinterließen, zeugten dafür. ‚Während der 15 Wochen', so stand später in der Schulgeschichte von Burgdorf, ‚erlosch das Licht nie auf dem Schlosse Burgdorf, wo ein Teil der Lehrer untergebracht war. Denn wenn die einen sich zur Ruhe niederlegten, standen die anderen auf, um ihre Studien zu beginnen. Auch durchwehte die ganze Gesellschaft ein patriotischer Zug. In feierlicher Weise wurde der Verfassungstag (31. Juli) begangen. Fröbel und Bitzius hielten treffliche Reden.'

Die verschiedene Vorbildung der Schullehrer war selbstverständlich ein großes Hindernis. Der große Unterschied vom stärksten zum schwächsten kam aber Fröbels Grundabsicht zustatten. Einer der tüchtigsten Teilnehmer, Christian Guggisberger, schrieb darüber:

‚Was Herrn Fröbel anbetrifft, sahen wir gar wohl, daß ihm weder Kenntnis noch guter Wille fehlten, seine hohe Aufgabe zu lösen und uns nützlich zu werden. Ernst, unermüdlich und freundlich ansprechend waren seine Vorträge. Schon in der Art derselben hat man gewiß vieles gelernt. Sein Zeichnungskurs und die Kopfrechnungsaufgaben waren sehr bildend und die Denkkraft übend. Vortrefflich waren die Formenlehre und die Außenweltsbetrachtung. Auch höchst lehrreich war für uns der Kleinkinderkurs [!], in welchen uns gewiß in den wenigen [!] Stunden, die wir darauf verwenden konnten, recht klar gezeigt wurde, wie schon bei kleinen Kindern alle Seelenkräfte gleichmäßig geübt und gestärkt werden können. Über viel Dunkles ist mir ein wohltätiges Licht aufgegangen und meine Kenntnisse habe ich erweitert.'

Daneben stellte sich Jeremias Gotthelfs, des Pfarrer Bitzius' Urteil in einem unmittelbaren Bericht. Die Zöglinge alle hätten Fröbel verehrt und geliebt. Habe doch Fröbel selbst ‚mit einer uns Schweizern unmöglichen Ausdauer und Anstrengung gearbeitet.'

‚Übrigens bin ich weit davon entfernt, Fröbel unbedingt anzubeten. Derselbe hat seine wunderlichen Eigentümlichkeiten, eine bedeutende Einseitigkeit, aber nicht mehr und nicht weniger, als jeder Pädagog sie hat, der 20 Jahre in seinem Fache gearbeitet hat. Diese wunderlichen Eigentümlichkeiten sind es aber, welche ihn oft zu Spielereien verleiten, welche am schnellsten auffallen und bei manchem, der die Fähigkeit sich zutraut, einen Mann in der ersten Stunde zu beurteilen, das Urteil erzeugen, er sei ein Marktschreier. Vergessen muß man endlich nicht, daß Herr Fröbel ein Deutscher ist, und kein Schweizer. Und die schlichte Einfachheit der Schweizer ist in Deutschland nicht heimisch.'

In der Grundabsicht ging Bitzius mit dem deutschen Leiter völlig Hand in Hand. Er schrieb:

‚Diese Kurse scheinen mir den Schullehrer vom Versauern und Versumpfen wahren, vor einem leblosen Mechanismus behüten und so viel von seinem eigenen Geiste als möglich wahren zu sollen, damit er lebendig bleibe. Die Hauptsache ist, daß[1] jeder Stoff so behandelt werde, daß darob der eigene Geist, das eigene Nachdenken erwacht. Der erwachte Geist kann sich dann jeden Stoffes bemächtigen. Fröbel hat diese erregende Kraft im hohem Grade. Wieviel er in die Zöglinge brachte, weiß ich nicht; aber aus ihnen heraus brachte er sehr viel [!]. Es ging den Menschen ordentlich ein neues Leben auf.'

So kam im Kurs zu Burgdorf einem langen Ringen Erfüllung. Ein 52jähriges Treubleiben seiner in ihn selbst gelegten Kraft, das ließ Fröbel über dem Ganzen schweben. Oder sollen wir sagen, daß sein Glück von der ahnungsvollen Ehrfurcht der anderen getragen wurde, so wie die Rippen eines gotischen Gewölbes den Schlußstein leicht und frei und fröhlich zu binden scheinen? Wieder war es die Zeit des **Johannis**tags, die jetzt in Wahrheit den Schlußstein des Lebens emporgedrängt hatte, des Lebens, mit dem Fröbel als mit einer persönlichen „großen Lebensgestalt" „zahlte". Ein Brief an — Emilie wurde dessen ein Zeugnis, begonnen einen Tag vor der Sommersonnenwende am 20. Juni, und beendigt am letzten Tage dieses „Rosen- und Lindenmonats 1834".

Aus „Lebensfülle" und „Engelsfreudigkeit" begann Fröbel die Aussprache, sitzend unter der Linde im Burghof. „In der Krone wohnt eine Welt von summenden Tierchen, und namentlich die immer emsige Biene schafft darinnen wie auf ihrer Wiese und ihrem Felde, wie in ihrem Garten und ihrem Hause." In die Schilderung des Schlosses flochten sich Aufzählungen wie: „Blumen und Lämmchen, bunte Hühner und schneeweiße Täubchen, farbige Schmetterlinge, ziehende Mauer- und Turmschwalben, singende Zaunkönige und piepende Vögelchen für deinen Johannes und vor allen eine kleine 3jährige gesprächig sinnige Spielgenossin, des Schloß-

warts Enkeltöchterchen." „Und deinem Barop — was bringt und gibt ihm dieser Platz? . . . Die reinste Aussicht fast nach dem ganzen Zug der Berner Schneeberge . . . Wie würdest du an ihm ruhend ihm lauschen, und wie würde dein Auge der Spitze seines zeigenden Fingers folgen!" „Dazu nun seit Tagen eine ungestörte Heiterkeit des Himmels, welche man in der Schweiz Glanz nennt." Im Schlosse: „fast jedes Eckchen ist zu einem Gärtchen oder Sitz oder Hüttchen, von Laub und Blumen umgeben, benutzt. Selbst die Bogen, Hallen und das Treppengemäuer im Innern des Schloßhofes ist von rankenden Gewächsen, wildem Wein und Waldrebe, der so schön blau blühenden, belebt, daß auch der ... Hof etwas Reizendes und Feenartiges hat."

Den Tag zuvor sei er dem Sonnenuntergang auf die Berge gefolgt. Er wollte allein sein; aber es hatte ihn nicht gestört, vom „Handwerk begrüßt" zu werden: von einer Erzieherin, der ersten Lehrerin aus der Burgdorfer Mädchenschule. Heimgekehrt, hatte er nachgeholt, woran er durch die unerwartete Begegnung gehindert worden war: er hatte seine Sammlung aufgeschlagen, „Die Aussprüche des reinen Herzens", und gefunden: „O schlage du nur fort, mein Herz, mutig und frei. Dich wird die Göttin der Liebe — es werden die Huldinnen alle dich beschirmen. Denn du ließest alle — alle Freuden der Natur in dir lebendig werden, vertrautest unumschränkt der allgütigen Mutter . . . O unaussprechliches Wohltun — unendliche Güte — Licht, Leben und Liebe! Daß ich es mit dir teilen könnte! könnte leben mit dir dies unendliche Leben!" Nun fuhr er fort, Emilie zu gestehen: „Ja, es ist ein wunderbares (: Wunder — bares? — —) eigenes (eigen — es? —) Schicksal meines Lebens, daß ich mein höchstes, ich muß mir sagen: reinstes, seelenvollstes Leben größtenteils allein (All — ein? —) leben muß . . . Löse mir diese Frage Emilie!"

Nach acht Tagen erst erlaubte die „unausgesetzte und angestrengte Tätigkeit" den Brief fortzusetzen, dennoch in der gleichen Stimmung. Rückblickend knüpfte Fröbel dort an, wo er mitten im Satz hatte abbrechen müssen. Der 21. Juni habe ihn abends allein auf die Berge steigen lassen. „Doch jetzt will mir nicht mehr die Zeit werden, Dir und Euch zu schildern, wie jene hehren Gestalten, obgleich fast der ganze Himmel von Dunkelheit und Nachtgewölk umschleiert war, dennoch im dunklen Purpur erglänzten, wie das Angesicht des reinen, freien und festen, hohen Menschen auch noch im Dunkel und Ungewissen des Lebens Freude leuchtet; ich wollte Dir und Euch erzählen, wie der volle Mond durch eine wie mit Vorsatz sich bildende Öffnung der Bäume, gleich einem feurigen Meteor aus einem der Zacken der Wetterhörner herauszusteigen schien; ich wollte Dir sagen, wie mir unten vom Gipfel des Berges ein wohlgeordneter

Garten mit seinen auch hier schwesterlich geeinten roten und weißen Rosen heraufwinkte, um bei seinem und ihrem Pfleger zu übernachten; ich wollte Dir mitteilen, wie, als ich dem Rufe gefolgt war, ein freundlicher Wirt in des Gartens Nähe mich empfing und mich —, nachdem dessen milde Frau, einen fast zweijährigen gesunden lieben Knaben auf dem Arme, welchen sie eben zu Bette bringen wollte, vorher mich mit frischer Milch gelabt hatte — mit einer hellen Leuchte zu meinem Lager auf duftigem rauschendem Heu zu geleiten, wie er mich dann mit dem Wunsche einer ‚glückseligen guten Nacht' verließ. Wie dann der Mond durch die mancherlei Luken und Lücken einer Schweizer Scheuer zu und nach mir lugte und endlich die mannigfachsten Schweizer Volks- und Hirtenlieder eines frohen Nachbarnvereines (es war dies Sonnabends den 21. abends) mich in den Schlaf sangen." Und so wollte er Emilie mit sich den Heimgang machen lassen am anderen Morgen, durch Garten und Laubwald. „Einführen wollte ich Dich durch zwei feste Tore . . . in die Burg der ehemaligen stolzen Kyburg . . . durch eine Wendeltreppe zur rechten wollte ich Dich begleiten in mein Stübchen und zu meinen schönen Blumen. Du solltest Dich dann mit Deinem Johannes und Barop auf das grüne Sofa setzen, alle meine Blumen würde ich Euch und besonders Deinem lieben Johannes zeigen. Die schönsten würdet Ihr nicht vermissen. Aber drei würde ich Euch besonders zeigen: sehet nur hier die Blume mit ihren 12 sonnig goldigen Strahlen . . . (irre ich nicht, so heißt die Blume Jacobea) . . . den edlen Jasmin, . . . und hier diese Blume mit ihren unzähligen goldigen Fühl- und Lebensfäden in seinen immer gepaarten nie welkenden Blättern mit dunklem Grün . . . Weihet eine . . . Eurem, unserm Johannes zur Festblume, denn es ist — eine Johannesblume."

„Es ist recht eigen, so wie ich wieder allein bin, so kommen auch gleich meine lieben Blumen in Hülle und Fülle zu mir. Sie scheinen mich in meiner Einsamkeit umblühen, ihr sinniges Blumenleben mit mir teilen zu wollen. Und bringen sie mir nicht sogar die Leben der Geliebten nahe?" Aber dann entwarf er Emilie mit einzelnen markigen Strichen die buntzusammengesetzte Schar der schweizer Männergestalten, die verschiedenen Gesichter und fügte hinzu: „Denke Dir diese Männer und Jünglinge nicht mit schweren Über- und langen Schwanzröcken, sondern mit einer Art kurzen Jagdröcken nach jetziger Schweizersitte von einheimischem Zeuge, großenteils aus rötlich-brauner Wolle, oft halblein, die langen Beinkleider von gleicher Art, groß und klein, schlank und dick, und Du hast mein Schullehrerheer."

Alle äußeren Angelegenheiten waren ihm von seinen Mitarbeitern abgenommen. Aufblickend beschrieb er den Saal und gedachte einen Augen-

blick der verbleichenden Kalkgemälde. „Emilie, ist dieser Ort zur Verkündigung echter Menschenerziehung nicht sinn- und bedeutungsvoll . . . Christentum und Leben in inniger Einigung . . . Natur in ihren ewig klaren festen stolzen Eisbergen. . . !“ — „Aber verstehen dich denn diese Leute? Ja! alle versichern mir [das] wiederkehrend . . .; freilich nicht so ganz in der ersten Stunde, wo sie nicht hatten gewußt, ‚wo es sollte usse koh . . . aber affange‘ (jetzt beginnend) verständen sie mich. Du kannst Dir das leicht denken, als ich gleich mit dem ersten Worte in der ersten Stunde nach dem Zwecke ihres und unseres Zusammenkommens fragte, und ich ihnen aus ihren Antworten entwickelte: es sei um zu lehren, zu erziehen und zu leben, es sei die Lehr-Erziehungs- und Lebenskunst; das letzte sei aber das erste und die Grundsache. [.Affange begrief ich’s‘.]

Gestern sprach ich mit einem Schullehrer, welcher zu seinem Nebenverdienst zugleich Gärtner ist . . .; ein anderer trat hinzu. ‚Was wünscht ihr?‘ sagte ich. ‚Ich möchte nur kein Wort von dem verliere, was ihr sprächet‘, war die Antwort . . . Als ich kürzlich mit einem über meine Unterrichtsweise und deren Zweck sprach, sagte einer mit leuchtenden Augen: ‚Sie sind wie die Sonne. Sie wolle nur erst den Näwwel (Nebel) in uns vertriebe.‘ Wenn ich auf dem Hofe gehe und mit einem spreche, so tritt von da und von dort her einer hinzu. Wird das Gespräch lauter, so schaut einer da und dort aus den Zimmern. Endlich kommen sie auch herab und treten hinzu: es ist, als wenn Dein Johannes die Hühner oder Täubchen füttert . . . Vor einigen Tagen gingen wir nach 7 Uhr abends spazieren. Wir ergriffen Pflanzen. Ich zeigte ihnen die Gesetzmäßigkeit. ‚Ja,‘ sagte einer, ein jüngerer: ‚wenn wir Menschen uns doch auch so klar und gesetzmäßig entwickelten!‘ — So mein Leben mit meinen 60 Schulmeistern während der ersten Woche. — Sag Emilie, freut es Dich nicht ein bißchen, ja! bist Du nicht glücklich, daß Du einen Schulmeister zum Manne hast? — Wenn ich eine Emilie wäre, da könnte auch ein König kommen und mir Hand und Herz bieten, einem Schulmeister gäbe ich beides, wenn es auch ihn freute und glücklich machte.“

„Am 29. Juni. Welch ein herrlicher, festlicher Tag ist heute! Es ist aber auch Sonntag und es ist ein Sonnentag!“ Eine Reihe von Gewittertagen hatte die Luft gereinigt. „Gegen 4 Uhr morgens weckte mich lauter froher Vogelgesang aus dem . . . Gärtchen unter und neben meinen Fenstern.“ Zu den Geliebten nach Keilhau sich hinträumend, hielt’s Fröbel dennoch um 5 Uhr nicht länger im Bett. Er warf nur den Mantel über und stieg die damals noch vorhandene Wendeltreppe hinauf zum äußersten linken Sitz der Fenster im Rittersaal. „Vor mir lag die Bergwelt, die sich schwer mit Worten schildert, und die man noch schwieriger danach sich

entsprechend vorstellen kann, in einer Reinheit, wie sie sich nur selten zeigt. Die Gegend war bis auf den Grund so klar, daß man durch die Bäume auf den Höhen des Mittelgrundes hindurch auf die blendend weißen Schneefelder, Schneefluren, Schneelandschaften sehen konnte . . . Wie die Sonne höher stieg, machte sie es wie eine zartsinnige Mutter mit ihrem Kindchen, wie Du mit Deinem Johannes, wenn er wie ein lieblicher Engel dem stärkenden erfrischenden und klärenden Bade entstiegen ist; verschleiernde Hemdchen und Tücher wirft sie ihm um. So hüllten leichte Nebel wie zarte Schleier die hehren Gestalten abwechselnd und teilweise ein . . ..

Auch ich stieg herab, um mir mein Festgewand anzulegen, um unter der Linde im Hofe mein Frühstück zu genießen und an Dich zu schreiben ... Bald ging mein blauäugiger und feuerhaariger untersetzter Schulmeister aus der Bank vorüber. Da er mein Heft in der Hand hatte, so trat ich zu ihm. Er suchte sich den Satz aus meinen ersten Lehrstunden anzueignen, daß ein vollendetes Leben ein dreieiniges Leben sein müsse. Ich sah in sein Heft, verbesserte, was ich darin darüber niedergeschrieben und durch sinnbildliche Zeichnung angedeutet fand. Es traten bald mehrere hinzu. Da wir uns in der Nähe der Linde befanden, ergriff ich ein Lindenblatt, um ihnen den Satz daran und dadurch im Vergleich mit der ganzen Linde und der Blüte . . . klar zu machen . . . da hättest Du dann wieder das ‚begrieflich' in allen seinen Wendungen und Verknüpfungen hören können. Aber es ist auch wahr, in solchen Fällen fallen mir aber auch die Beweise durch Sachen und in und mit den Sachen oft so in die Hände, daß ich selbst durch die Klarheit, Genugheit und Faßlichkeit des Bildes getroffen werde . . . Vor einigen Tagen sagte ich zu meinen Schulmeistern: ich wünschte nur, daß sie den dritten oder vierten Teil so viel von mir lernten, als ich von ihnen. Dies kam ihnen nun freilich doch auch ein bißchen gar zu lächerlich, aber doch immer erfreulich vor. Mir war es aber damit mein vollster Ernst. So lerne ich lehrend noch ununterbrochen; aber leben muß ich können und dürfen, und Leben muß mich umgeben."

Der Teil des Briefes, der das letzte und höchste dieses gesättigten Lebensgefühls bringen sollte, war auf einsamster, verstecktester Warte geschrieben. Noch heute findet sich über dem Boden des Rittersaals die Andeutung der alten abgebrochenen Wendeltreppe, die damals noch einen Erker zugänglich gemacht haben muß, der eine freie Aussicht wenigstens in den halben Gesichtskreis möglich machte. Auch Fröbel entdeckte diesen Platz nur zufällig und in diesen Tagen. Und wie er an dem Erker den Beweis zu finden meinte, daß schon die ersten Bewohner Freunde und Bewunderer der Natur gewesen (denn die Burg besaß selbstverständlich ihren besonderen

überragenden Bergfried), so trug er Tisch und Schreibzeug dort hinauf, um „im Angesicht der hinter dem Jura feurig scheidenden Sonne" und spät noch bei Licht sein Schreiben zu beendigen. „Ihr schlaft schon lange. Denn es ist 12 Uhr. Aus meinem Fenster und heraus nur wenig rechts, schaue ich gerade gegen den Arktur und die Krone [Ariadnens], etwas mehr zur linken zeigt sich die Milchstraße in ihrer Pracht."

Aber der Schlaf hatte den Schreibenden überwältigt und ihn nicht zum letzten Wort kommen lassen. Die vierte Morgenstunde fand ihn bereits zur letzten beseligten Mitteilung wieder im selben Erker. Der tiefe Morgenfrieden erzwang vorerst noch einen Blick auf die Wirkung seiner Hingabe an die unter ihm Lernenden. „Ich bin und lebe zwar am liebsten ganz allein, aber lebe ich mit anderen, so gebe ich mich auch diesen anderen, seien es Personen oder Gegenstand ganz hin und nehme dessen Leben, wenn es mir sonst vergönnt ist, ganz in mir auf. So z. B. jetzt mit den 60 Schullehrern und in deren Lehrstunden."

Wir sperren eigenmächtig den an dieser Stelle angehängten Satz, der den Inhalt des Lebenstriebes der „großen Gestalt" Friedrich Fröbels angibt, wie er selbst das im „Fr. Fr." seines Namens später zu lesen meinte: „Wo ich so wirken kann, da ist auch gleich um mich Freude und Friede."

So sei seit den nun fast 14 Tagen auch nicht ein Verweis vorgefallen, und doch seien viele junge Leute hier. „Sie rühmen diese Freiheit und das rege Leben in dem hiesigen Kreis zum Vergleich mit anderen, und doch ist, außer wenn sie gingen, alles still." Diesen Morgen kam es noch nicht zur Erklärung, warum er diesen Brief des Schlußsteins für die eigene „große Lebensgestalt" just an Emilie richtete. Die Arbeit nahm ihn voll in Besitz. Er wurde sogar zwischendurch vier Tage wieder nach Willisau gerufen, während man ihm in Burgdorf das endgültige ‚Ja' zur Übernahme des Waisenhauses, eine halbe Stunde vom Schloß gelegen, sowie die Zustimmung abforderte, im nächsten Jahr einen zweiten Wiederholungskurs zu übernehmen. Doch unter aller zerstreuenden Tätigkeit behielt er jene Erklärung im Auge. „Am 10. Tage des Lilienmonats (Juli) 1834" stellte Fröbel den Hintergrund klar, vor dem sein hohes Glück als ein treu erkämpftes, nicht leichthin empfangenes erschien. „Wenige kennen mein innerstes Leben und Wesen wie Du; allein Du kennst vielleicht [auch] die Unsumme der Entgegnungen gegen mein Leben, meine Gesinnung, wieder wie nur Wenige."

„Siehe Emilie! es ist ja in diesem Ergebnis meines Lebens nichts von mir Gemachtes . . . Ich lasse Gottesvertrauen in mir leben . . . das schönste Leben meines Lebens . . . kehrt . . . wieder: . . . was ich bedarf,

finde ich wieder zur rechten Zeit, als sei es vorher für mich vorbereitet. Finde ich Hindernisse und Schwierigkeiten, so sind es solche, . . . die mich warnen, die mich sichern vor Gefahr . . . Ich sehe und fühle mich geliebt, da ich Liebe nicht fordere. Ich bin allein, und die reinsten Seelen und Geister tauschen ihr Leben mit mir . . . Es ist still um mich, und meine Blumen . . . reden kosend zu mir, wie die junge Liebe . . . In der Lilie duftet mir die Tiefe und der Reichtum des ungestörten Gemütes . . . und in meiner rot und weiß blühenden Balsamine [tritt mir] das fröhliche Kinderleben entgegen. Einmal im Leben wollte ich . . . mein Lebensglück . . . andern mitteilen. Ich suchte Lebensgenossen . . . Meine Stirne furchte sich, mein Gesicht trübte sich, sie nicht zu finden. Jetzt weiß ich: Lebensglück in und auf gleicher Stufe des Bewußtseins, der Einsicht, sind schwer zu finden . . . darum bewahre, pflege und steigere ich jetzt in meinem eigenen Herzen und Gemüt das Lebensglück, . . . welches sein Leben findet im Einzelnen, im All und in der Einheit, im Guten, in Gott.

So mein Leben an seinem Ziele. [!!]

Ich meine immer, es könnte unter den Verhältnissen, unter welchen ich lebte, nicht so sein, wäre der von mir betretene Lebensweg falsch. [Zwar] ich wurde im Betreten und Wandeln desselben viel verkannt. Ich bewundere und danke, wie ich unter solchen Verkennungen noch zu solchem Ziele gelangen konnte!"

Fröbel tauchte damit sein Persönliches ganz in den Born des Lebens, das in und aus Gott gedacht ist. Die Stimmung von 1807 war wiedergekehrt, mit der er das keimende Leben im Mutterschoße als Gegenstand seiner erzieherischen Liebe erfaßt hatte. „Emilie! Du bist Mutter . . . Gottes Segen ruht [von neuem] auf Dir. Ich teilte Dir das in sich errungene Lebensziel eines viel erkannten Kindes, Knaben, Jünglings und Mannes mit, damit Du das Leben deines Kindes und Knaben — Gott gebe! — einst Jüngling und Mannes nicht verkennen mögest, wenn vielleicht sein und der — (Gottes Hut schütze Dich!) — einstigen Deinigen Lebensweg ein eigener sein, ihr eigener Lebensweg sein sollte. Emilie! beachte, betrachte, durchlebe, durchfühle, durchdenke das Leben Marias. Je weniger man uns von ihr und ihrem ganzen Lebens- und Geliebtenkreis schrieb und sagte, je mehr kann man von ihm lernen. Hätte ich eine Tochter, so würde ich sie, Emilie! vorwaltend in diesem klaren Spiegel schauen lassen. Die Lebensfrucht zeigt uns des Lebens Blüte und des Lebens Keim. Glücklich der Jüngling, dessen Geliebte gern in diesen klaren Spiegel schaut.

Jener kurze Wunsch war der einzige Zweck dieses langen Briefes. Möge er Dir nicht zu lang gewesen sein."

„So mein Leben an seinem Ziele." Dieser Aufblick ging ein in den Dank, ging über in Demut und liebende Sorge für andere. Was den Rest der Lebensjahre Fröbels ausfüllte, war das Opfer der Gotteskindschaft, war, ein Wort der Gattin auf ihn anzuwenden: das Gold der Vatertreue eines Kinderlosen, der das Paradies auf Erden geschmeckt hatte.

* * *

48.

Alles Wirken „eine Verheißung". Verzicht auf persönliche Vervollkommnung. Am „Quellorte".

Fröbels höchste Leistung blieb auch die unscheinbarste: im „steten Sterben" als Person zurückzutreten hinter dem allgemeinen Lebensauftrieb in sich, den er „Lebenseinigung" genannt hatte. Triebhaft wie bisher, schlug er im Nachebben der Naturseligkeit diesen Weg ein, wurde auf ihm weltbekannt und dennoch gerade in den unscheinbaren Mitteln, die ihm zur Mitteilung seiner „Lebenseinigung" blieben, bis heute am wenigsten verstanden. Am 19. Juli 1834 rief er sich und den Seinen zu, man müsse alles „auf dem Wege der unbewußten Naturentwicklung sich gestalten lassen" und sich „ordentlich hüten, als ein einsichtiger, durchsehender Mensch zu handeln". „Es wollte mir schon als Knabe von gepriesenen Gedichten nicht gefallen, wie sich oft die Dichter abmühen, uns Schönheiten vorzumalen, welche doch lang hinter den einfachen ruhigen Schönheiten unserer Erde zurückbleiben." Er habe sich schon als Knabe gesagt, wenn wir nicht vorher die Schönheiten unserer Erde recht wahrnehmen und empfinden, würden wir auch nicht vollkommen geschickt werden, die Schönheit eines kommenden Lebens zu erkennen. — Ein kleiner Zug zeigte, wie charaktervoll er zu diesen Worten stand: Fröbel war so persönlich erfüllt von der genossenen Seligkeit, daß er seine Mitteilung darüber wohl von Herzen den Geliebten in Keilhau gönnte, aber doch ruhig mit dem Gedanken sich abfand, die Douane könnte den Brief, weil er zufällig in die Flugschrift eines Buchhändlers eingepackt worden war, „unterschlagen" haben.

Die nächsten Monate füllten sich mit Sorgen um die neue öffentliche Prüfung in Willisau und um das Schlußexamen des Wiederholungskurses. Letzterer brachte ihm einen Schmähartikel Fellenbergs ein, der nur zu billig, Fröbels Wortspielereien, z. B. ‚lehren von leer machen', herausgriff und weiter nichts zu sagen wußte als: ‚Allerdings können durch

einen solchen Unterricht Kopf und Herz leer gemacht werden.' Dagegen schrieb ihm Jeremias Gotthelf unterm 16. September:

> ‚Über unser Examen werden die wunderlichsten Urteile gefällt. Das Departement ist, wie mir schien, sehr wohl zufrieden, und das ist die Hauptsache; auch das Publikum war großenteils erbauet. Nur einige Pädagogen trieben wüsten Lärm und sagten allerlei Dinge; und das will im Grunde am wenigsten sagen. Was zwar sonderbar klingt; denn man sollte glauben, ihr Urteil wäre das kompetenteste. Allein gerad umgekehrt. Es werden die Pädagogen (auch Philologen) gar zu gern zu kleinen Herrgöttlein, und halten sich für die sichtbar gewordene allein seligmachende Wahrheit und was nicht von ihnen ausgeht, für Tand oder Lüge, und wer nicht zu ihnen schwört, für einen Lümmel oder Marktschreier. Mich wundert, daß in den gestrigen Berner Zeitungen kein Wort über das Examen stund: ich erwarte Lärm, habe aber auch tüchtige Rückfuhr gerüstet . . . Bitzius.'

Die Berner Regierung dankte ihm seine Mühe um den Wiederholungskurs mit Überweisung von 400 Franken und Zusendung weiterer fünf Seminaristen nach Willisau. Nun baten die ersten vier jungen Berner ihren Meister durch Bitzius, seine Sorge nicht diesen Neulingen mehr als ihnen zuzuwenden, zumal sie durch Fröbels dreimonatliche Abwesenheit nicht das gelernt hätten, was möglich gewesen wäre. Schon jetzt bemerkte Bitzius und berichtete darüber an den Regierungsrat Schnyder: ‚Fröbel scheint mir gegenwärtig etwas reizbar, so daß es nötig ist, seidig mit ihm umzugehen.' (Bitzius war übrigens auch bei der zweiten Willisauer öffentlichen Prüfung zugegen gewesen. Man könne sie ‚als vollkommen befriedigend betrachten'.) — An der Reizbarkeit waren neue Erfahrungen mit seinem Buche „Menschenerziehung" beteiligt. Lag hier auch der Grund, die Vorarbeiten zu seiner „Lebensdarstellung" vorerst hinauszuschieben? Ja und Nein. Keilhau steckte noch immer in Nöten, und Barop hatte gehofft, durch den Verkauf der lagernden Stücke an ‚Günther Fr.', einiges Geld erhalten zu können. Dieser Günther, wahrscheinlich der Nachfolger in der Rudolstädter Hofbuchdruckerei — bot für das Ganze 9 (neun) Reichstaler. „Da spricht sich recht der Geist dieser Menschen aus, die in einem solchen Werke nur den Kienruß sehen, welchen s i e auf Lumpen gedruckt haben", schrieb Fröbel. Er fügte hinzu: „Es soll mir auch kein einziges Exemplar von diesem Werke verschleudert werden, bis entweder mein erziehendes Wirken ganz abgestorben oder vertrocknet ist, oder bis ich dies Werk durch ein vollkommneres ersetzt habe." Indem damals mancher der Volksschullehrer seines Kursus ihm die Schrift abnahm, ging eine größere Zahl von Stücken in die Schweiz.

Umstände, die ihn an dem Ernst seiner Zeitgenossen zweifeln ließen, nährten den kaum besänftigten Unmut von neuem. Man hatte nach der Burgdorfer Schlußprüfung von einer lebenslänglichen Anstellung mit 1000 Fr. jährlichem Gehalt gesprochen. Ausdrücklich wollte Fröbel, um

frei zu bleiben, zunächst nur für ein Jahr zustimmen. Aber — die Rückäußerung ließ auf sich warten. „Es ist furchtbar, wie langsam alles bei diesen kommunalen und republikanischen Verhandlungen geht, wo sich alle Kräfte „gegenseitig hemmen". Nun war freilich nur das entscheidende Berner Schreiben verloren gegangen, aber spurlos verloren gegangen, auf dem Wege über Luzern, so daß beide Parteien über das Schweigen den Kopf schüttelten. Noch ehe die Sache wenigstens festgestellt war, wurde Fröbel der Rechnung mit den Menschen seiner Zeit schier überdrüssig. „Zu der Menschheit steht mein Vertrauen fest, aber zu den Einzelnen mag ich keines mehr anknüpfen." Er hegte Zweifel, ob es überhaupt Sinn habe, anders als mit der Tat zu zahlen. „Ich bitte, hütet euch für philosophischer, philologischer und gelehrter Akkomodation, besonders nach einem bestimmten Ort." „Ich fange an, für die Früchte und das Bestehen meines und unseres Wirkens mehr besorgter und mit dem Wirken selbst unzufriedener zu werden, wenn das Bestehende und Hergebrachte mit demselben und mir zufrieden ist."

Aber leise bereitete sich eine Beruhigung vor. Er schrieb am 18. September: „Man darf schlechterdings von der Gegenwart nicht fordern, was die Gegenwart nicht leisten kann. Alle Wirksamkeit für Familien- und Menschheitsglück ist eine Verheißung." „Da soll uns denn durch die Geschichte, durch Dichtung und Leben das klassische Altertum auch seine reifen Früchte reichen. Aber laßt unsere Kinder und Jünglinge dadurch, daß sie ähnliche Früchte in ihrem Leben erzeugten, jene Früchte erst würdigen." Zwar die Herrn Geschichtsforscher seien schlechte Geschichtskenner, und die Herren Philosophen schlechte Lebensweise; wo führe die fortschreitende geistige Entwicklung uns je in der Geschichte dieselbe Erscheinung zweimal vor? „Wie die Griechen die Aufgabe hatten, Griechen . . . zu werden, so sollen wir Deutsche werden. Und damit Punktum!" Damit trat der Gedanke an sein Persönliches zurück hinter die Bedingungen, aus denen er selbst geworden war. Diese Voraussetzungen hießen: deutsches Land, deutsche Umgebung, deutsche Sprache. In diesem Sinne mahnte Fröbel: „Laßt meine Lebensäußerungen, insofern sie persönlich sind, laßt meine Person sinken und zurücktreten; aber haltet meine Grundsätze, mein Lebenziel fest . . ." „Rechtfertiget meine Empfindung, Gefühle, Gedanken, Handlungen, Streben dadurch, daß ihr sie zur Vollkommenheit führt." In diesem Sittlichen lag zugleich der Anschluß an den Jesus, den ihm der strenge Vater in Oberweißbach verkündet hatte.

Doch sah er seinen „Seelenfreund" auch von neuem als Jesusknaben und zusammen mit dessen Mutter. Er fragte noch zaghaft: „Darf ich es

wagen, an diese Edlen die Erscheinungen meines Lebens anzureihen?" Wie Maria den zwölfjährigen Jesus verstanden, so habe ihm selbst das weibliche Gemüt wenigstens ahnungsvoll Vertrauen entgegengebracht. „Ich kann mich keiner Frau erinnern, welche mir entgegen gewirkt hätte." Angesichts seiner überpersönlichen Aufgabe vergaß er dabei sowohl das Versagen seiner zweiten Mutter, wie das der Frau Christophs. Mehr noch: er meinte den Widerstand so manches Mannes, insbesondere den vom Vater Barops, darauf zurückführen zu müssen, daß diese herausgefühlt hätten, sein „Lebensganzes" suche nicht Anschluß an das Daseiende. Sie hätten von ihrem Standpunkte nicht mit Unrecht gefordert, „daß er sich an das äußerlich sichtbar Bestehende als treues Glied anschließen möchte".

Fand er über diesem strengen Prüfen, mehr seiner selbst als der andern, die Rechtfertigung, ja die Pflicht, von der eigenen Lebensdarstellung abzulassen? Dann wäre das geschehen in einem schwerfälligen aber abgrundtiefen Wort. Er schrieb am 30. Oktober 1834: „Das Ganze, kein Ganzes kann in seiner Entwicklung vorwärts, wenn das Einzelne, welches ein Glied davon ist, zurückbleibt." Und notwendig hängte sich daran die Umkehrung: „Der Einzelne, welcher Glied eines Ganzen ist, kann nicht in seiner Entwicklung vorwärts, wenn das Ganze, wovon er ein Glied oder Teil ist, in seiner... Ausbildung zurückbleibt." Jedes Vorwiegen des Persönlichen fürchtend, wiederholte er eine in seiner Zeit nicht seltene Frage: „ob denn geistige Reformationen wirklich zum Wohle des Menschengeschlechts dienen, wie z. B. die durch Luther bewirkte?" Er knüpfte daran einen zweiten, verallgemeinernden Gedanken, der an die Frage erinnert, mit der Rousseau einst die Augen der Zeitgenossen auf sich gelenkt hatte: „ob das Erscheinen großer geistiger und sittlicher Heroen nicht wirklich mehr ein Nachteil als ein Gewinn für das Menschengeschlecht sei?" Er stellte die Fragen; aber er bejahte oder verneinte die eine wie die andere nur bedingt. Diesen großen Erscheinungen dürfte nur nicht der Mißbrauch folgen, daß das Menschengeschlecht durch sie „in die Fessel der Autorität gerate".

Sein Erleben hatte ihn somit zum Herrn über seine Idee erhoben. Der Plan „mit einer großen Lebensgestalt zahlen" zu wollen, hatte den letzten Anschein verloren, sein Persönliches eins setzen zu wollen mit der Idee, deren Diener er sich fühlte. Er sah, es könnte ihm ergehen, wie allen seinen großen Vorbildern: gutmeinende Schüler könnten, was vom Meister als musterhaft empfunden, nur nach der äußeren Form als Muster auffassen,

nicht dem Geiste nach. Wir machen hier weit mehr Worte, als sich darüber bei Fröbel finden. Anzunehmen aber ist, daß ähnliche Überlegungen, und nicht etwa Zeitmangel, ihn von der geplanten Vorführung seines Lebens zurückgehalten haben.

Ein Gedanke erging sich recht eigen in der Opfersehnsucht, die immer noch von beiden Morgensternen seines Lebens bestimmt war: ‚Es kostet viel, ein Christ zu sein' und ‚Schwing dich auf . . .' Jede Zeit, die wirklich eine in sich abgeschlossene Entwicklungsstufe ist, habe ihre Helden und ihrer Märtyrer Taten. „Auch die jetzige Zeit hat ihr Heroentum und ihr Märtyrerleben." Es bestehe in einer Verzichtleistung auf innere und äußere nur persönliche Vollkommenheit, zu der der einzelne durch Anlage und Umstände wohl gelangen könne. „Das jetzige Heroentum und Märtyrerleben bestehet nicht darin, nur dafür zu wirken, daß nur etwas sei und daß allem vorerst, wir es seien, sondern dafür zu wirken, daß andere es seien und nach Lebensgesetzen es werden können." Das hieß, sich sogar im Trachten nach dem Himmelreich zu bescheiden. Von diesem Gedanken überrascht und gepackt, schrieb Fröbel mit nachdrücklich großen Buchstaben den Satz: „Persönliche Vollkommenheit Einzelner soll nicht Zweck und Ziel dieser Einzelnen, sondern nur Mittel . . . zur Erhebung des Ganzen sein." Er rettete seinen persönlichen Vervollkommnungsdrang durch den persönlichen Unsterblichkeitsgedanken, von dem er sonst zu schweigen pflegte. „Ich denke mir, der Mensch ist seines Wesens ja eben ein Geist, also unsterblich; darum für ein noch längeres Leben als 1000 × 1000 × 1000×1000 Jahre bestimmt. Was kann einem solchen Geiste das geistige Zurückbleiben in seiner Ausbildung von ein paar Lebensjahren zum Wohle seiner Mitmenschen ausmachen."

Er tat einen wehen Blick seitwärts auf die weibliche Hälfte der Menschheit. Wir hörten nichts von seinem Schmerz über das Märtyrertum der Gattin; wir fühlten stillschweigend, wie Wilhelmine in Fröbels geistigem Ringen immer mehr in den Hintergrund trat. Die edle Kraft dieser Frauenseele mußte schlechthin unfähig werden, dem Geistesfluge des Gatten zu folgen, etwa noch vorm Schlafengehen, todmüde von überlasteter Hausfrauenarbeit. Doch an den Trost, den Fröbel sich selbst mit den abertausend mal tausend Jahren jedes Menschen gab, knüpfte er die Bemerkung: „Was müssen Gattin, Mutter, Hausfrauen nicht alles in Beziehung auf geistige Ausbildung entbehren; welcher edelsten Lebensgenüsse, z.B. bei Gesellschaften, bei Spaziergängen müssen sie entsagen!" Ihm fiel in den Novembertagen 1834 ein namenloses Schriftchen in die Hände: „Worte eines Menschen". Es sagte ihm nichts Neues. Denn daß Erziehung das einzige

sichere Mittel gegen moralische Übel sei, wenn sie ‚nach den Bedingungen der Vernunft und Natur' erfolgt, war ihm eine geläufige Erfahrung; und der dort behauptete ‚mächtige Einfluß' des weiblichen Geschlechts auf solche Erziehung aus Vernunft und Natur gehörte seit seiner Ehe mit Wilhelmine zu seinen Erlebnissen. Immerhin schrieb er sich den Satz der Schrift aus: ‚Die Entwicklung des Menschengeschlechts würde mit Riesenschritten vorwärtsschreiten, sobald das Weib die Stellung in der menschlichen Gesellschaft einnähme, welche ihm gebürt nach den Forderungen der Natur und der Vernunft.' Anfügte er, und wir wissen, ohne Erinnerungsfehler, die Bemerkung: „Schon vor 30 Jahren war es mir ein Hauptgedanke meines Lebens — welcher mir ganz im Gegensatz mit dem äußern Welttreiben kam: daß ehe das weibliche Geschlecht nicht in seiner Würde erkannt und anerkannt worden . . ., daß vorher auch nicht an eine gründliche durch- und umgreifende Erhebung und Veredlung des Menschengeschlechts gar nicht zu denken sei. Ich war dortmals noch nicht Erzieher . . . so weiß ich noch, daß mir dort dieser Gedanke dem großen Apparat von Menschenverbesserungsmitteln z. B. Unterrichtsmethoden gegenüber — selbst auffallend war."

Der Überschätzung des Geistes, also auch der geistigen Mitteilung hatte er den Rücken gekehrt, ehe diese Erinnerung wach geworden war. Entscheidend wurde die Betonung: es sei alles verfrüht, ehe das weibliche Geschlecht „dieser seiner er- und anerkannten Würde nicht getreu handeln würde." Hier tat sich jetzt, noch kaum beachtet, dem genialen Manne der Weg zum Ausgang aus dem ‚Labyrinth der verirreten Menschheit' auf. Er gedachte seines so treu verehrten Vaters und unterzog diesen jetzt zum erstenmal einer überlegenen Kritik. „Mein Vater erkannte leider weder sich, seine Stellung in der Zeit, noch seine Familie und deren Bestimmung." Gemeint war der Ruf, den er selbst zu vernehmen glaubte: Zurück nicht mehr nur zur Natur, auch nicht in einer „großen Lebensgestalt"; sondern: hin zu den Quellen der Lebenseinigung mit dem Lebensganzen! „Sehet, da hab ich nun vom Morgen bis zum Abend einen Grundgedanken, eine Grundempfindung — Gebet — in mir getragen: Siehe, alles Durchschauender, Vater, ich gehe mit Ruhe und Festigkeit den äußeren Forderungen nach, ja, ich wirke sogar bestimmend, wenn auch beides mir Unangenehmes bringe. Allein was und wie ich mich auch alles zu sehen bemühe, so durchschaue noch überschaue ich doch nicht das Ganze. Darum bestimme Du! Ich werde mich treu bemühen, diese Bestimmung zu vernehmen, und höre ich sie, ihr augenblicklich Folge leisten."

Diesen, nachts 2 Uhr geschriebenen Worten folgte drei Tage später der ausdrückliche Verzicht auf irgendeine eigene Wiedergabe seines Entwick-

lungsganges. Dieser Verzicht geschah entschieden und ohne die geringste Wehleidigkeit, so wie Fröbel einst seine Ehe zum Dienst an der Menschheitsidee geschlossen hatte.

Er schrieb am 20. November: „Ich weiß recht wohl, daß dem Grundgedanken meiner Erziehungsweise des Menschen, meinem Streben nach Menschenerziehung, seine klare, sowohl historisch als wissenschaftlich klare und bestimmte Gestaltung und Darlegung, vielmehr Darlebung mangelt. Dies liegt aber — das sei hiermit als Denkstein für alle Zukunft ausgesprochen — nicht in dem Grundgedanken ... sondern es liegt nur ganz vor allem an dem dazu nötigen Stoff und äußeren Verhältnissen." Fröbel meinte mit ‚Stoff' sowohl die verstehenden Mitmenschen, als auch die noch fehlenden Mittel, wie sie in den „Gaben" des späteren Kindergartens von ihm entdeckt wurden. Der Zwang, diese zu suchen, drängte alle andern Gedanken einer „Darlebung" seiner Idee völlig in den Hintergrund. Wir sehen Fröbel zu neuem Entdeckungsziel aus den Nebeln heraustreten, fühlend den Mangel „besonders an angemessener, eingehender Hilfe und Mitarbeitung. Da ich nun aber einmal diese zu klarer philosophischer und bestimmter, gestalteter, historischer Darstellung nicht erlangen kann, so leiste ich lieber freiwillig ganz darauf Verzicht und suche mein Streben nicht sowohl im noch ungebildeten Gemüte und dem noch ungeklärten Leben zu begründen, als daraus [aus dem ungebildeten Gemüte und dem noch ungeklärten Leben] als seinem ursprünglichen Quellorte hervorgehen zu machen."

War es wirklich ein Heraustreten zur Klarheit und zur Lösung seiner Aufgabe, oder nur erst das endgültige Zurücktreten hinter die stumme Sprache der Natur? So schnell konnte Fröbel das Schwerste seiner Leistung nicht vollziehen. Ende November 1834 zog er die unbedingt nötige Grenzlinie zu dem, was er als Wissenschaft fühlte, und dem, was so leicht behängt wird mit dem Hochwort ‚Wissenschaft', wenn nämlich abfragbares Wissen ‚wissenschaftliche Bildung' genannt wird, nur weil sie ordnungsmäßig in Besitz genommen und jemandem mit Zeugnis und Siegel zugesprochen wurde. Fröbel freute sich nur recht zurückhaltend der Anerkennung, die der Philosoph Fries seinem „entfaltenden Lebensprinzip" entgegenbrachte, indem Fries es mit „Innigkeit" bezeichne. „Aber weder er noch seine Gesellen wollen diesem Lebensprinzip als Gärtner zur Seite stehen; sondern sie wollen es in ihre längst ausgehöhlten Glockenformen leiten, damit das Werk möge den Meister loben ... Weil man einmal Pestalozzis Idee in Besitz nehmen, nicht aber sie in Gestaltung erscheinen lassen wollte, ging die Idee unter; und Pestalozzi hat sich als Märtyrer zu tot gekämpft, im Besitz derselben zu bleiben und sie zu einer Lebgestalt zu erheben. Ebenso

mit der Zunft-, Gewerbs- und . . . stehenden Erfahrungsansicht, welche die Idee . . . zu sich herabziehen möchte, damit sie ihre Einzelheiten zusammenleime."

Umgekehrt werde aber auch und ganz namentlich von ihm die Wissenschaft, die Erfahrung gesucht, „allein nicht nur ihrer Formen, nicht um ihrer Regeln, sondern um ihres reinen Wissens, ihrer reinen Lebensergebnisse willen". „Aber die Scheidung zwischen Regel und Gesetz ist schwer, und so wurde ich, ehe ich es mich versah, bald mit Fesseln umschlungen." „Können wir uns ihr [der Gelehrten] Wissen und ihre Erfahrungen nicht unbeschadet unserer und der Menschheit freien Entwicklung aneignen, nun! so laßt uns diese lebenvollen Lebensgesetze frei und selbsttätig aus uns entfalten, aus uns selbst sich entfalten." „Ich suche den von Jesu geweckten und gezeigten Lebenspunkt und Lebenskeim der Menschheit . . . in jedem einzelnen Menschen . . . zu pflegen und so . . . das Menschengeschlecht . . . zur Selbsttätigkeit zu erheben." Er halte es zur Fortentwicklung der Menschheit für höchst wichtig und wesentlich, daß in dem Menschen in seiner Jugend die Willens- und Tatkraft für Darstellung des Ideals der Menschheit auf das kräftigste ausgebildet werde, und dies nicht, um die Welt um sich besser zu machen, sondern das Gute, Wahre, Schöne durch das eigene Leben selbst darzustellen. Die gebildete Tatkraft des reifen Menschen habe der Jugend nur zu helfen. Da sich keine Lebensverbände auf Zeiten und Jahre verbürgen lassen, gehöre allein den Gesetzen zur Darstellung des Idealen das Wort.

Damit schritt Fröbel dem Ausgang seines Lebens zu, wie seine geprägte Form es forderte, getreu dem Gesetz, ‚wonach er angetreten'. Seit seiner Rückkehr vom Burgdorfer Wiederholungskurs, Mitte September 1834, war ihm nämlich geworden, was er jetzt benötigte. Sein unausgesprochenes Gebet an den Vater im Himmel hatte Erhörung gefunden, ehe die Bitte um den rechten Wink noch gedacht worden war.

Wir lesen bei ihm unterm September: „Hier ist ein sehr lieber sechsjähriger Raimonde, ein kleiner Italiener . . . Gestern sagte er italienisch: er wolle die ganze Erde aushöhlen (tutte la terre), aushöhlen, mit Hacke und Spaten nämlich." — Man hat gemeint, daß erst die Methode der hilfsbereiten Montessori Fröbels Idee zur Vollendung gebracht habe. Vom Standpunkt der Sinnen- und Verstandesmenschen ist etwas Richtiges an dieser Meinung: es handelt sich bei der Methode dieser italienischen Ärztin um ein sensualistisch intellektualistisches Mumifizieren der Lebensidee des deutschen Menschenerziehers, bei welchem Verfahren, wenn es nur abgelernt wird, die frischen Lebensblumen Fröbels systematisch zum Herbarium getrocknet werden. Zu Fröbels Lebzeiten schickte das sonnige

Land jenseits der Alpen, und zwar im kleinen Raimonde zu Willisau, ein vollkräftiges, mit dem unverquälten, natürlichen Formensinn seiner Heimat Italien begabtes Kind, damit die deutsche Menschenerziehungsidee zur letzten klaren Gestaltung geführt werde. Fröbel setzte sich still zu dem Kinde des Südens, belauschte in Ehrfurcht dessen wunderkindlichen Gestaltungsdrang und lernte ihm ab, was der Logos der Einfalt lehrt. Der Erfolg war schlagend. Wodurch? Fröbel schöpfte wirklich — am „Quellorte". —

Zwei der vier Seminaristen, die Bern zuerst geschickt hatte, erhielten unter dieser zuwartenden Tätigkeit ihres Meisters alles, was sie nach ihrer eifersüchtigen Bitte gegen Bitzius zu verlieren gefürchtet hatten. Diese beiden Seminaristen zeichneten sich danach in langer Beschäftigung als Schulinspektoren aus. Das späte Urteil des einen über ihren Führer lautete:

‚Fröbel war ein Lehrer, wie es wenige gibt. Sein Hauptbestreben ging dahin, stets anzuregen und zu entwickeln. Überall wußte er mit großem Geschicke die nächste Umgebung dazu zu benutzen; das Spiel, die Zahl, die Natur und die Sprache boten ihm reiche Mittel zum Zweck. Sein klarer, kindlicher Geist, seine lebendige Auffassung der Dinge und die überaus anschauliche Darstellung machten ihn den Kindern lieb. Bei kleinen Kindern war er in seinem Element; er war ein Kinderfreund.'

Wer Fröbels Werden verfolgt hatte, hätte sagen müssen: er war jetzt erst ganz der Kinderfreund geworden, den er in seinem Seelenfreund Jesus verehrte. Recht auffällig rückte ihm jetzt ein Buch in den Vordergrund, das er freilich schon in Keilhau hoch geschätzt hatte: Die biblischen Geschichten des Kinderschriftstellers Christoph Schmid. „Im Nu" war ihm an biblischen Geschichten als wichtigste Erscheinung entgegengetreten: „daß der in Jesu gleichsam empfangene, gereifte und ... durch ihn ausgestreute reine Menschheitssame eigentlich nicht eher wahrhaft keimte, wuchs, blühete und fruchtete, als bis er wieder in einem natürlichen ursprünglichen Menschenstamm, im deutschen Volke und deutschen Gemüte entsprechenden Grund und Boden fand". „Laßt uns unsern Kindern nicht verscherzen, was ihnen von Gott und Natur zugedacht und bereitet ist: Träger, Pfleger, Darsteller und Darleber ... eines reinen Menschheitslebens zu sein." Konnte es da Wunder nehmen: in den klaren Tagen des Spätherbstes wurde Fröbels ‚Ranzer'-Sehnsucht nach der deutschen Heimat mächtig. Er schrieb von einem Fluge nach heim, wie er gleich einem Zugvogel seinem lieben Tal zustreben wolle.

Die Seminartätigkeit war bereits nur noch Frondienst. „Ich komme mir bei meiner bis zur Ermattung angestrengten Arbeit wie ein Holzkäfer vor, der nur immer an totem Holz nagt und totes Holz zernagt, um nur endlich einmal das klare heitere Sonnenlicht zu erblicken, welches schon längst das innere Seelenauge erschaut." Er meinte, die Ahnung solchen

Lichtes komme dem Kinde schon im 9. Jahre, „vielleicht früher". Darum stellte er die Forderung: „Man gebe dem Kinde nur immer Tatsachen, Geschichten und Erzählung und lasse im ersten Fall den Zusammenhang, in den letztern ... das Leben finden. Geschichte und Erzählung, besonders auch Märchen, wenn auch in harter, aber gestalteter Sprache, nicht süßlich und nicht weinerlich."

Jedes Kind sei ein Wesen, das „eine Unendlichkeit noch unbekannter Entwicklung" in sich trage. Freilich sei eins dabei not: „Kein Moralisieren, kein Raisonieren, d. h. Vernünfteln, kein Hinweisen, ja! kein Hinweisen auf äußeren, besonders sinnlichen Nutzen; aber Schauenlassen, also auch Nachweisen des innern und äußern Zusammenhangs des Lebens und der Dinge, auch wohl des Geistes, der Gesinnung und der Erscheinung. Vor allem einfache, ruhige, sichere Einheit des Lebens nach Ziel oder Weg, Mittel oder Zweck umgebe das Kind. Es teile auf seiner jedesmaligen Stufe, ohne lästiges Hervorgezogenwerden das Allgemeine, wie das besondere Leben." Ende November beklagte Fröbel von neuem, daß man statt dessen die freien Regungen der „Menschheitskeime" unterdrücke. Mindestens verkrüppelte man sie frühe, wenigstens von dem beginnenden Jünglingsalter, aber gar häufig schon von dem Knaben, ja Kindes-, sogar Säuglingsalter an. Man habe alles Gute zu tun geglaubt wie ein guter Landmann, „ohne zu bedenken, daß zur Erziehung eines gewissen guten Gewächses die Hauptsache das Innerste des Kernes ist". Und dazu nun wieder sein kleiner Lehrer der Gestaltungskunst!

„Ich beschäftige mich jetzt täglich 1 oder 2 Stunden mit meinem kleinen 6—7jährigen Italiener von sehr seltenen Anlagen, wie es scheint. Er bildet sehr häufig bei mir Figuren aus rechtwinklig gleichschenkligen Dreiecken. Merkwürdig ist es, er liebt hier immer stetig zusammenhängende Formen z. B.:



Figuren aber mit vielen Durchbrechungen liebt er gar nicht; auch fängt er, wenn er die Figur erfassen kann, gern von der Mitte an. — Zu einer andern Zeit macht es ihm viel Freude, bestimmte Gegenstände, jeden oft, zu legen, z. B. Haus, Turm, Tisch, Säule, Kirche ... Hier habe ich schon zum öfteren bei Kindern die Bemerkung gemacht: daß ihnen das Figurenlegen aus einzelnen Stäbchen, selbst nicht aus Linearflächen, wie z. B.

die aus Hölzchen und Erbsen sind, nicht so viel Freude macht, als das ... aus stetigen vollen Flächen. Dann haben sie es aber lieber mit der Form allein zu tun; Farben- und Formenzusammenstellungen machen sie lieber aus einfachen Runden ○ ○ ○, z. B. geglätteten feinen Oblaten." — Das war ein Augenblicksbildchen aus Fröbels Kolleg bei dem Kinde. Es zeigt ihn uns als Entdecker der „Schönheits-, Lebens-[Nutz-] und Erkenntnisformen", während er in der Hochschule des natürlichen Bildungstriebes den Kindern als seinen Lehrern zu Füßen saß. Das Hauptergebnis lautete: „Ich muß, je länger ich mich mit... Erziehung der Jugend zu wahrhaften Menschen beschäftige, zu der sich immer mehr klärenden und befestigenden Überzeugung kommen: daß das Fundament, der Eckstein der Menschenerziehung in der allerersten Kindererziehung von den ersten Lebensjahren bis in das 6.—8. Jahr liegt. Alle spätere Erziehung ist nur, im strengsten Sinn, Aushilfswerk, Stück- und Flickwerk. In diesen Jahren scheint mir das Innere, der eigentliche Charakter, die künftige Person ganz entschieden. Die Zukunft gibt nur die Entwicklung und Ausbildung des schon bestimmten Charakters."

„Die Kinder sollten um der ... Lebenseinheit willen überall ein Ganzes sehen", und so aus einer bestimmten Anzahl von Gliedern immer neue und andere Ganze durch Umwandlung entwickeln; z. B. aus 4 rechtwinkligen gleichschenkligen Dreiecken folgendes ◈ dann ⊠ usf. Auf diese Weise bekomme das Kind immer wieder Ganze, die es danach als Glieder eines noch größeren Ganzen, als Gliedganze verbinden und betrachten könne. Es liege ihm ganz unaussprechlich am Herzen, die innere und Lebenseinheit unserer Kinder unzertrennt zu erhalten. Das Spiel mit den Linien und Stäbchen sei bereits zu geistig. „Sogar die Brettchen sind schon zu geistig. Die Bausteine und die würflichten Bauklötzer sind und bleiben das erste." — Damit trat dem Sucher endlich die ursprünglichste Kristallgestalt entgegen, der Würfel. Wohlverstanden: als vom Kinde verlangter Anknüpfungspunkt eines „weltenbauischen Strebens".

Diese Beobachtungen führten zum Absprung seines Genius, zum Aufgeben jedes eigentlichen Amtes, zum Ausarbeiten der „Gaben" für die „Lebensau" der kleinen Kinder. Er begann noch im November 1834, sich in der Schweiz entbehrlich zu machen. Nun mußte Middendorff herüberkommen; Elise, die Schwester Ferdinands, sollte den Haushalt in der Willisauer Anstalt übernehmen. Die Armenerziehungsanstalt schob Fröbel Langethal zu. Das Waisenhaus in Burgdorf würde zum 1. April 1835 eröffnet werden. Wenn er die Leitung des letzteren annahm, so nur, um Keilhau in den Geldnöten zu entlasten. Er schickte mit besonderer Freude ein Schock Preußischer Taler an Barop, versuchte auch, diesem seinem

Nachfolger in Keilhau wertvolle Beziehungen zu pflegen. Durch eine über Frankenberg gehende Verbindung zu Schülern des heimgegangenen Krause veranlaßt, schaute er erst jetzt, und nicht einmal sehr eingehend, in einzelne Schriften dieses Philosophen hinein, sich freuend, daß nichts darin seiner Idee widersprach, hoffte aber wenig von neuen Freunden unter Doktoren „und sonstigen oren". Zur Weihnachtszeit ging abermals ein Brief, angefangen „am 27. des Christmonats" an Emilie, die noch ihrer schweren Stunde wartete. Emilie müsse verstehen, daß ein Gemüt, das nicht ratlos in sich versinken will, immer von neuem zu dem Vorsatz kommt, ... das Übel von der Wurzel aus zu heben.

In der Ruhe des Christfestes schloß Fröbel den Seelenbund mit dem Wesen unter Emilies Herzen, wie einst 1807 mit dem kommenden Kinde der Holzhausen. Im Schlosse der Anstalt zu Willisau, die er früher seine „Tochter" genannt, fühlte der Kinderlose sich selbst gesegnet, sprach von dem werdenden Kinde seines Geistes: er trage „in tiefster Zurückgezogenheit, kaum in grauer Morgendämmerung, ein sich wieder zu gestalten strebendes Menschenleben neupflegend in sich". Was aber sagte ihm das Einfühlen in die Erwartungen einer werdenden Mutter, nun es hinüberwechselte in das Einsfühlen mit dem werdenden Leben schlechthin? Als der Strom des ewig flutenden Lebens sich im Rauschen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zur kristallenen Kugel ballte, konnte Fröbel nichts anderes vernehmen als — ‚wir nennen es fromm sein'. Hören wir ihn selbst! weil seine Worte weiterführen als nur zum Gefühl.

„Es war mir, als wenn sich in die kaum graue Morgendämmerung meines Gemütes hohe, hehre Lichterscheinungen niedersenkten und sie leben- und bedeutungsvoll zu einer Wohnung des Friedens und der Freude erhellten ... O, glaube es mir, was ich dir hier sage, liegt in den wenigen Worten, die uns Marias Lebensbeschreiber von ihrem Leben aufbewahrt haben: ‚— und sie bewegte alle diese Worte in ihrem Herzen'... Glaube es mir Emilie! Von jedem Leben, was reinen liebenden Seelenblicken entquillt, von dem Leben jedes dadurch reinen Menschgeborenen kann darum in Wahrheit gesagt werden: ‚dieses Leben wurde in Ewigkeit und vor Ewigkeit aus Gott geboren.'" — Soeben lese er von einem Manne, „der die Welt umsegelte, der die Menschen fast auf allen Entwicklungsstufen kennen lernte," von Georg Forster: — ‚der göttliche Funke im Menschen macht ihn der Geheimnisse Gottes teilhaftig'. Deshalb sei er fest überzeugt: „Den Menschen erziehen heißt: — ihn frühe die Stimme Gottes in sich hören [lassen] und ihn befähigen, durch Kräfte, Wege und Mittel danach leben machen; heißt also auch: den Menschen sich selbst geben, also wahrhaft frei machen... dies muß fast im Nichts und mit dem Nichts beginnen: im

ersten Begegnen, im ersten Seelenblick der Liebenden hat es seinen Anfang.“ — —

Die Erziehung des ungeborenen, die Erziehung des noch nicht empfangenen Menschen beginne in dem ersten Seelenblick der Liebenden. In weitere Tiefen hat kein Menschheitliebender die Erziehung zurückverlegt, und kein Staubgeborener vermag einen Anfang der Erziehung zu nennen, der noch mehr verpflichtet. Hier stieß Fröbel durch die letzte Grenze hindurch, die seiner Idee gesetzt ist, soweit wartendes Leben, unterm Fluch oder Segen des Elternpaares, ins Licht der Welt beschworen wird. Aus Friedrich Heinrich Jacobi hatte sich Fröbel kurz vorher ein „Lebensdenkwort“ ausgeschrieben: „Was für ein göttlicher Mensch müßte der nicht werden, der sich entschlösse, immer treu zu sein.“ Sein erster Aufblick zum W der Kassiopeia kam ihm wieder in den Sinn und was er in seinem 19. Jahre als Mann mit dem Bilde eines treuen Mädchens verloren habe. „Wie klar hätte mein Leben werden können, hätte ich es in einem großen klaren Spiegel echter Lebenstreue schauen können! So mußte ich mir die Lebensklarheit erst an der Lebensunklarheit, ja ich darf fast sagen: Die Lebenstreue an der Lebensuntreue erst schmerzlich und schwer erkämpfen.“ „Ich nannte Dich meine Emilie.“ Das sei kein aneignendes besitzbezeichnetes „mein“. „Geliebte Emilie“ schreibe er, weil er für die Lebenseinigung, des Lebens und der Menschheit höchsten Zweck, kein anderes Wort kenne als Liebe.

„Nun haben wir hier beide das wichtigste und höchste des Lebens miteinander besprochen.“ Rat und Segen und Bitte vereinten sich dabei zu einem Dreiklang wie Herders ‚Licht, Liebe, Leben‘: „Wenn schon ein Fuß von mir am Rande meines Grabes stände, was würde ich tun?“ Die Hände der zunächst stehenden Liebenden ineinander legen und sagen: „Seid liebes- und lebenstreu, pfleget die Menschheit!“ „Erntet ihr einst die Früchte davon, . . . dann denket auch in Liebe und Treue meines Lebens, das mit Eurem Leben und dem Leben der Menschheit Eins ist.“

* * *

VI.

1835 — 1852 — ∞.

49.

Schweigendes Tun. — Frei weg! zum ABC der „Ahnung“. — Fabrikant und Kaufmann?

Wir wären am Ende unserer Aufgabe, das Werden eines deutschen Menschenerziehers zu schildern. Die sittliche Größe seiner Gestalt macht Fröbel zu einem Erzieher der Menschheit. „Menschheitserzieher“, so nannte sich Fröbel gelegentlich, wenn auch mittelbar, selbst. Aber die Welt nennt ihn nur unter dem Namen: ‚Der Kindergärtner‘. Das bliebe sein Erhentitel, ließe man solchen Freund der Kleinen sich auswirken, ohne ihn — nicht zum besten seiner weltumfassenden Idee „Lebenseinigung!“ — den vermeintlich bescheidenen oder wirklich kleinen Geistern zu gönnen, etwa so, wie Napoleon keine Zeit hatte für Pestalozzi. Drum ist die „Darlebung“ der Idee Fröbels fortzuführen, über die Ordnungsarbeit in der Entdeckung seiner weltbekannten „Gaben“ hinweg ins Schaffen am „Kindergarten“ hinein und bis an sein irdisches Ende. Für ihn waren das Jahre der Vollendung ‚durch Schweigen und Tun‘, wie sein großer Vorgänger Pestalozzi ihm als dem 23jährigen das abgefordert hatte. —

Das begonnene 1835 hielt Fröbel in der Tretmühle übernommener Pflichten fest. War das noch immer ein, ‚Auf-der-Stelle-Treten‘, so schwebte er doch frei über dem Wirrwarr der Parteien, obgleich diese im protestantischen Kanton sein Wirken ärger in den Staub zu ziehen begannen, als es je im katholischen Kanton Luzern geschehen war. In Willisau hatte im Grunde ein blinder Glaubenseifer eine urteilslose Menge gegen ‚Ketzer‘ aufgestachelt. Abgesehen von Herzogs aus der Ferne kommendem häßlichen Angriff, war Fröbel auch im Zeitungskampfe immer einer Achtung seines persönlichen Charakters begegnet. Erschien ihm das im Kanton Bern anders, so vor allem durch Fellenberg. Fröbel meinte, Fellenberg wolle die auf den Heidelberger Katechismus eingeschworenen Geistlichen zum Vorspann für das eigene Ansehen gewinnen, während er gleichzeitig in Schreiben zu Händen der Leiter Willisaus Anerkennung heuchele.

Tatsächlich wurden von Hofwyl aus Fröbelsche Schriften besprochen unter Hervorhebung von Stellen, die beweisen sollten, durch sie komme die Religion in Gefahr. Es schien sogar gelungen zu sein, einige Lehrer vom Burgdorfer Wiederholungskurs abzuhalten mit der Nachrede: Fröbel sei — katholisch. Damit der neue Lärm um so besser auf die breiteren Massen wirke, wurde mehr oder weniger geschickt der Name Pestalozzi ausgespielt. — Nun entsprach der Stolz eines Volksstammes auf die eigenen großen Männer ganz gewiß Fröbels Gesinnung, nicht aber der Mißbrauch dieses gesunden Empfindens durch berechnende Eigensucht. „Ich werde öffentlich nie etwas darauf erwidern", schrieb Fröbel am 8. Januar 1835. Er sah auch gelassen zu, wie Joseph Schmid und Niederer, beide selbstredend aus gerade entgegengesetzten Richtungen, in den Kampf gegen Fellenberg eintraten. Bei dieser Gelegenheit fällte Niederer übrigens das Urteil:

›Herr Fröbel ist kein Pestalozzianer und war nie ein solcher. Er geht seinen eigenen Weg, auch wo er Pestalozzische Elemente und Ansichten aufnimmt, und bearbeitet sie selbständig. Auch darin ist er achtungswert, daß er Pestalozzi Namen nicht zum Aushängeschild, oder nur da braucht, wo jener nötig ist.‹

Fröbels Schreibart sei zwar abstrus, man könne ihm aber ein in eminentem Grade vorhandenes Vermögen nicht absprechen: anzuziehen, zu betätigen, durchzuführen, Menschen und Kräfte zu seinem Ziel zu vereinigen und festzuhalten. Schon diese Eigenschaft müsse eine freundliche Aufmerksamkeit und eine mit Achtung verbundene gründliche Prüfung nicht nur auf sein Tun und Treiben, sondern auch auf sein Schreiben richten. — Joseph Schmid, der z. Zt. in Paris weilte, begnügte sich Pestalozzis Namen und persönliche Ehre gegen Fellenberg zu verteidigen.

Von dem ganzen Gezänk um Namen wollte Fröbel nicht einmal Kenntnis nehmen. Er machte statt dessen seelenkundliche Studien daran, wie eifrig seine gesamte Umgebung in Willisau die einlaufenden Drucksachen verfolgte. „Langethal besitzt in der Aufnahme von so etwas eine ganz besondere Zähigkeit. Als es allgemein und gewiß von ihm vorgelesen worden war, kam er auf mein Zimmer, wo ich arbeitete, setzte sich mir gerad gegenüber und studierte das Ganze wie einen Grundtext." Fröbel merkte gar nicht, daß ihn sein Freund offenbar zur eigenen Lesung reizen wollte. — Dem Menschenerzieher entrang sich der Stoßseufzer: „Nein! das mich umgebende Leben will mir gar nicht gefallen. Alles geht in Einzelheit und Persönlichkeit auf. Und immer das Reden vom Allgemeinen, für welches wenig, ich möchte sagen nichts geschieht." Er hörte dann (die Schwierigkeiten, die man einem seiner Helfer machte, einen Paß zu bekommen, stießen ihn darauf), von einem „Notenkrieg mit deutschen Kabinetten",

denen deutsche Flüchtlinge in der Schweiz ein Ärgernis waren. Alles, deutsche Geschichte, Leben, Charakter, werde in den Kot getreten. „Dieser rohe Elementenkampf ist für mein, die jungen Gebilde und Keime gern pflegendes Gemüte ganz vernichtend, und für meine Wirksamkeit im Kanton Bern ist mir alle Freudigkeit genommen." Dazu fürchtete er, daß man auch die geplante Armenerziehungsanstalt in die Form der Wehrli-Schule umbiegen und gleichzeitig dem Muster Fellenbergs annähern wollte, also bedacht war, die Kinder durch möglichsten Drill zu schnellem Brotverdienen zu bringen. Er wurde es satt, sich länger in den „Kampf mit dem Bestehenden" einzulassen.

In diesen ersten Monaten 1835 las Fröbel viel. Vor allem zog er seine Sammlung zu Rate, die Sammlung der Lesefrüchte aller früheren Jahrzehnte seines Lebens. Aus Schillers ‚Lykurg' wiederholte er sich, was da vom Gesetzgeber gesagt war: „Er begriff wohl, daß es nicht damit getan sei, Gesetze für seine Mitbürger zu schaffen; er mußte auch Bürger für seine Gesetze schaffen." Ja, so sei es: der Mensch sei Staub. Und der Kindmensch Fröbel fügte spielend hinzu, aber sehr ernsthaft spielend: „Stah öp, Stah up, Stah uf, Steh auf!" Nicht weniger als 64 Aussprüche verschiedenster Männer, deren Namen durchweg noch heute hohen Klang bewahrt haben, unterbreitete er am 14. Januar seinem Barop. Schiller, Jacobi, Lessing, Herder, Jean Paul standen im Vordergrunde; auch Goethe, Klopstock, Wieland, Schleiermacher erschienen dazwischen. Die Wahl schien durchgängig bestimmt, sich durch die Geistesblitze dieser Großen sicherer zu machen für Schillers Meinung: „Fast durchgängig kann man behaupten, daß die Absichten der alten Gesetzgeber weise und lobenswürdig waren, daß sie aber in den Mitteln fehlten." Gleich das zweite Fünftel dieser Zitate hatte begonnen mit dem Satz Schillers: „Der große Haufe durchblickt nicht die Magie, vermittelst welcher die Kunst ihre Macht über ihn ausübt." Daran hatte Fröbel eine Erklärung gehängt, die das, was ihm seit seinem „Kolleg" mit dem kleinen Italiener, dem jetzt 7jährigen Raimonde, als Erziehungsweg vorschwebte, zu einer magischen Kunst erhob. „Erziehung muß notwendig Kunst werden. Nur die Erziehungskunst führt die Menschheit zum Ziele. Fühlen muß der große Haufe diese Magie auch der ErziehungsKunst; ahnen muß er, daß, wenn er die Sache dieser unsrer Bestrebungen sinken läßt, er die Sache der freien Menschenentwicklung, die Freiheit des... Menschen sinken läßt. Darum, wie die Kunst zugleich auf Verstand, Gemüt und Leben wirkt, so muß unser Erziehungskampf zugleich ein Verstandes-, Gemüts- und Lebenskampf werden."

Die Einfalt jenes 6—7jährigen hatte ihm gelehrt, wie ein Kind aus sich heraus zu Erkenntnis-, Schönheits- und Lebensformen gelangt. Wenn

aber die Bezauberung durch solchen natürlichen, ursprünglichen Gestaltungsdrang von ihm als Magie empfunden wurde, wie behauptete sich daneben Fröbels Künstlerstolz? — Er wies Barop darauf hin, was andere und er selbst nicht alles ausgeprobt hätten, um auf hergebrachtem Wege zum Ziele zu gelangen: privat, öffentlich, mit Volk und Regierungen, mit Lutheranern, Reformierten, Katholischen und Juden. „Alles, was [liegt] als Leben erscheint, ist Parteikampf!" Echte Menschenerzieher könnten sich nicht äußern, nicht in den Formen der Religion und Wissenschaft, nicht in denen der Künste und der bürgerlichen Gesellschaft. Weder Berufe, noch Vaterland, weder Regierungsverfassungen, noch Volk und Völker gäben das Fundament. — Der Schüler Raimondes rief aus: „Ich bin zu Ende!" . . . „Bist du glücklicher im Finden, so sage es mir. Wir wollen dann gemeinsam prüfen. Ich finde nur ein Fundament für Menschenerziehung: es ist das Herz." Damit war nicht zielloses Schwärmen oder weichlich liebendes Entsagen, es war die Lebenseinigung des Logos im Universum gemeint. Gerade darum aber war Fröbels Stolz durch alle Entselbstung nur stärker zum schweigenden Tun entflammt. Seine Künstlerschaft ging auf die Begründung der Lebenskunst, die, wir sahen es, ihn 1834 zum Gipfel irdischer Seligkeit geführt hatte.

Einen Augenblick hoffte er noch einmal auf wissenschaftliche Hilfe. Ein Dr. Fleck, der sich Keilhau eben näherte, Schüler des Philosophen Fries, sollte „vielleicht" das Natürliche „unseres Erziehungsganges, auch zu unserer Belehrung, physiologisch und anthropologisch [lies: psychologisch] durchführen". Eine pädagogisch ärztliche Prüfung, sei die einzige, die für seine, Fröbels, Idee möglich wäre. Dies Wort schrieb nicht mehr das Kind des Landes der Ranzer. Der Heilsträger natürlicher Pflege des Besten der Menschheit rief nach der wissenschaftlichen Erfassung des Lebensganzen im Kinde. Das ist dann freilich erst in unseren Tagen, nur noch zu gewaltsam ‚experimentierend', von der neueren Psychologie angebahnt worden. Dem voraufeilenden Seher blieb nur übrig, den äußerlichen Erziehungsbetrieb abzulehnen und für den Gedanken einzutreten, es sei falsch, „das Kind gut machen zu wollen". Das sei ein gefährlicher Mißgriff, weil er so lobenswert erscheine. „Das Kind, der Mensch, werde, was er ist — ein Mensch. Denkt Euch einmal den Gedanken: Maria wollte ihren Jesus zu einem guten . . . Menschen machen. Könnt Ihr ihn ertragen, nur denken?" Es komme nur darauf an, daß nichts — Jesus störe, ein gutes Kind zu werden.

So sah Fröbel Jesum gegenwärtig in jedem Kinde reiner Eltern. Ein Kind reiner Eltern habe nur die Gesetze seines und ihres

Lebens im Leben darzustellen. Es finde sie als Gotteslebgesetze, „und es wird sich zum Frieden und [zur] Freude und der Welt zum Segen herauf leben."

In dieser Weise drängte der Sturm, der an den Fenstern seiner stillen Arbeitszelle rüttelte, dies gläubige Gotteskind tiefer hinein in den Zusammenhang seiner Erziehung mit dem ordre de Dieu Pestalozzis. Hier, und nirgend anderswo, zeigte sich ihm das Fundament der Brücke von der darstellenden zur darlebenden Kunst. Am 12. Tage des Februars, seines „Monats der Klarheit", schrieb er: „Ich halte es . . . auf das Höchste wichtig, daß das Leben wieder sinnbildliche (symbolische) Bedeutung bekomme. Denn alles, was uns zunächst als Naturerscheinung umgibt, . . . hat sinnbildliche Bedeutung. Durch die Wiedereinführung des Sinnbildlichen im Leben bekommt das Leben für das äußere und innere Auge wieder Klarheit und Durchsichtigkeit, somit seine wahre Bedeutung." Fröbel versäumte nicht, hinzuzufügen, daß seine sinnbildliche Ansicht zwar stets auf einfachen, aber „immer auf gründlichen, den Gegenstand erfassenden Kenntnissen" beruhen müsse. Aber das Ganzziel umschrieb er mit den Worten: „Der Mensch muß . . . zuerst mit solcher Lebenssicherheit, dann mit solcher Festigkeit des Bewußtseins leben, wie die Planeten sicher und fest im Äther nach den Gesetzen des Sonnensystems und die Himmelskörper nach den Gesetzen des Weltalls im Himmelsraum schweben."

Wir sagten zu allem Anfang, wie dies alles umfassende Lebensgefühl ihm als kleinem Kinde erweckt worden sein muß durch den strengen Würfel der Sonnenuhr hinter dem Grabe der Mutter beim Hause des Vaters. Mit dem Wesen des Kindes war der entsprechende Gedanke jetzt auch vom 53jährigen erfaßt worden. Er schrieb, an Fries anknüpfend, einen Brief, den er selber bezeichnete als eine „Geschichte durchgeführter Lebensahnung, welche sich selbst schrieb, ehe sie wußte, was sie schrieb". Für sein eigenes Leben griff er, den Lebensfaden gleichsam wieder zum Knäuel aufrollend, nur bis „spätestens 1792" zurück. Als Mann war ihm selbstverständlich die Übereinstimmung mit ernsten Denkern im Punkte der Ahnung wichtig. Auch Krause habe die „Ahnung" bei sich und ihm geachtet. Krause als ein durch Schulen gegangener, habe nur nicht wie er den Zusammenhang, die Stufenfolge von der Ahnung zum höchsten Denken durchgearbeitet, sonst hätte sich dieser Philosoph ihm anschließen müssen. Ahnung liege eigentlich der von Pestalozzi aufgestellten Anschauung zugrunde. Ohne Ahnung gebe es überhaupt ganz und gar keine Anschauung. Ahnung aber werde besonders beim Kinde nur durch sinnbildliche Betrachtung der Naturerscheinungen, der Geschichte und des Lebens gepflegt. Noch sprach Fröbel nur rückblickend aus, daß in diesem Ahnungweckenden

seiner Erzieh- und Lehrweise das allgemein Anziehende liege. Aber sein Genius hatte ihm damit vorwärtsweisend schon jetzt den Sinn der „Gaben" erklärt, ehe diese selbst sich in reinlicher Ordnung ihm zeigten. Vorerst empfand er nur sehr scharf, daß der Kampf, den man gegen ihn geführt habe, solange er denken könne, nicht heftiger gegen sein Herz gerichtet worden war, als „gegen das Ahnungsvermögen des Menschen an sich". Deswegen fühlte er sich immer weniger als Gründer oder Schöpfer, dafür schlechthin als Entdecker. Wir können auch sagen: den Fröbel seit 1834 erfüllte der zähe Mut des Verteidigers, nicht die Leidenschaft des Eroberers.

Schon unterm 12. Februar 1835 hatte er jene Entdeckungen festgelegt, die sich ihm aus der Beobachtung der Vorliebe für kleine Bauklötzchen bei allen Kindern, nicht nur bei Raimonde, ergaben. Fröbel zeichnete in einem Briefe die Gestalten des einfachen Würfels und die des einmal in jeder Richtung mittlings durchschnittenen Würfels. Beide rückten später in die Reihe seiner „Gaben", wenn sie auch in diesen ersten Zeichnungen nur seinem symbolischen Spiel zum Tauftag des eben geborenen Töchterchens der Emilie dienten. Er träumte sich hin zu diesem „unserm lieben Engel". — Sah er ihn in der Wiege liegen, und war seinem Unterbewußtsein dabei Pestalozzis berühmter Appenzeller Vogel gegenwärtig, den die Schweizer Mütter ihren Kindern über das Bettchen hängten? Fröbel schrieb auf den späteren Seiten: „Wir sollen den Kindern mit der größten Sorgfalt den Schleier lüften, hinter welchem ihnen noch die scheinbare Trennung zwischen Himmel und Erde verborgen ist. Überhaupt dünkt mich, sollen wir in unsern Kindern ... aus der und durch die scheinbare Naturanschauung die wahre Naturansicht entwickeln und nicht sogleich mit unserer Katheder weisheit ins junge Leben hineinkanonieren: z. B. die Erde ist eine Kugel, der Mond ist eine Kugel, und die Sonne ist eine Kugel." Das vom Monde z. B. sei leicht vom Kinde selbst zu entdecken — — durch Anschauung einer über seinem Bettchen aufgehängten Kugel.

So hatte sich Fröbel vor seinem Weggang von Willisau zu den wichtigsten seiner späteren „Gaben" ahnend hingetastet; d. h. noch ohne sie schon in die geordnete Reihe zu stellen. Kugel, Würfel und geteilter Würfel lagen bereit, das Nächstliegende, das uralte Spielzeug der Kinder fehlte: der Ball. Aber der Ball spielte nur Versteckens mit dem Genius: wenige Monate danach wurde er durch ihn von neuem entdeckt beim fröhlichen Spiel einer Kinderschar auf der grünen Wiese zu Seiten der Emme am Fuße des Schlosses zu Burgdorf. —

Am 13. April 1835 war Wilhelmine mit Langethal nach Burgdorf übergesiedelt. Fröbel war danach nur zu seinem Geburtstag am 21. d. M.

hinübergegangen, um für das eröffnete Waisenhaus die letzten Anordnungen zu treffen. (Nicht ½ Dutzend Waisen waren zunächst für das gewaltige Gebäude gefunden worden!) Zugleich hatte Fröbel für einen zweiten Wiederholungskurs im Schlosse Klarheit über die Stundenverteilung zu schaffen. Er war durchaus bereit, für seine Person von diesem Kursus abzusehen. Denn der Grund, mit dem Bitzius-Gotthelf, abermals sein Mitarbeiter, ihn zu bestimmen suchte — man dürfe dem Bösen nicht das Feld räumen und ihm so gleichsam recht geben — zog beim Menschenerzieher nicht. Seine Gründe lägen tiefer. Das Ganze bleibe sonst immer Stückelei und so auch Häkelei.

Der letzte Unterricht und die Schlußprüfung seiner Seminaristen rief Fröbel nach Willisau zurück. Diese letzten Wochen in Willisau verlangten seine ganze Kraft. Sollen wir sagen: Fröbel verstand nicht, sich zu schonen? Oder geschah ihm, was die Geschichte so mancher Genien lehrt, daß vor dem Absprung zum letzten Tun die Schauer des Todes stehen? In der Mittagspause der glänzend verlaufenden Prüfung am 23. Mai schrieb Fröbel nach Keilhau: „Der so unentschiedene und doch so erregende Zustand wirkte so nachteilig auf mich, daß ich vor einigen Tagen nach wiederkehrender heftiger Erkältung ernstlich krank zu Bett geworfen wurde. Ich fürchtete entzündliche, den Tod unvermeidlich mit sich führende Folgen." Die Sorgfalt des Dr. Barth habe ihn wiederhergestellt. „Nun hat mein Gemüt und Geist schon wieder einmal die Empfindung des Todes in sich erlebt und verarbeitet. Ich war sehr ruhig." — Wilhelmine war in Burgdorf zurückgeblieben, wo Fröbel wieder die Wohnung im Schlosse für sich beansprucht und erhalten hatte. „Meine Frau ist Gott sei Dank sehr ruhig und so gesund, als sie immer sein kann. Sie schreibt mir: — und des bin ich froh! — ‚die schöne Wohnung und die freundlich herrliche Umgegend lassen nichts zu wünschen übrig'. Aber wir bedürfen auch dieser leiblichen Himmelsgaben zu unsres Lebens Ermutigung — — Jetzt geht's wieder zur Prüfung." Am 24. Mai, also tagsdarauf, bereits wieder in Burgdorf, begann Fröbel im wesentlichen mit den früheren Mitarbeitern den neuen Wiederholungskurs. Brieflich ließ der Vielbeschäftigte in diesen Monaten wenig von sich hören. Um so mehr sammelte sich sein Inneres. Am 18. November 1835 schrieb er an Barop: „Ich habe in den jüngsten Wochen eine sehr merkwürdige Zeit verlebt. In meinem... Leben bereitet sich tief, still und fast unbemerkbar eine große Veränderung vor. Ich wußte es mit dem Beginne dieses Jahres und im vorigen schon." Er könne jetzt davon noch gar nichts sagen als: „Das Leben bedarf im größten Umfang wie in den kleinsten ... Erscheinungen der allersorgsamsten Pflege." In seinem Leben sei jetzt „so ein stilles Regen und leises Bilden, als im Frühling im keimenden

Samenkorn oder in dem bebrütet werdenden Ei". Den Freunden rief er zu: „Seien wir jetzt stark, einig und treu! Endlich ist wieder, nach einem Jahrzehnt wieder, der entscheidende Lebensaugenblick gekommen, den ich so lange ersehnt habe. ... Ich, habe keine Wahl!".

In diesen Tagen war — endlich — Middendorff zur Entlastung Ferdinands in die Schweiz gekommen. Zu Fröbels Freude hatte auch der Bruder Frankenbergs Willisau und ihn selbst in Burgdorf besucht. Dieser Frankenberg wollte jetzt auch noch Keilhau besichtigen und dann nach Amerika hinübergehen. Man solle die Frankenbergsche Familie, so schrieb Fröbel, recht beachten, erstens wegen ihrer hohen Geschwisterliebe, dann auch wegen ihrer Treue zu Krauses Wollen, welches freilich nach seinem Dafürhalten ein nur von außen bauenwollendes sei. Krause bestimme die Form ihres Handelns. Darum, „durch das Bauende, Machende, Bündende", gehörten sie der veralteten Zeit. Gleichwohl, wegen des Festhaltens eines allgemeineren erziehenden Lebens blieben sie hoch achtbar. — Noch größere Freude empfand der unbedingte Menschenerzieher daran, daß Middendorff den in Willisau helfenden jüngeren Frankenberg besonders wohltätig beeinflußte, ihn, der noch den philosophischen Katheder der Universität, vor allem Krauses anbete, mit der wohl tiefbegründeten Lebensweisheit Krauses ins wirkliche Leben einführe. „Und Frankenberg ist ein edler, reiner Mensch und Mann, welcher nur das Wahre zu erkennen, zu schauen braucht, um sich ihm mit Aufopferung hinzugeben." — —

„Gottesfrieden!"

Mit diesem Gruß eröffnete Fröbel seinen Weihnachtsbrief 1835 am „3. Christfest". Musik und wieder Musik hüllte die Tage ein. Die Hauptfeste in der reformierten Schweiz seien ja „für uns Herzdeutsche ein wenig nackt und frostig". Ohne Musik und Festgesang entbehre die Worterwähnung des kirchlich Feierlichen. So seien auch selbst die Abendmahlsfeiernden nur passive Zuhörer von Gesang und Vorlesungen, abwechselnd von Chor und Kanzel. „Für uns Herzdeutsche, welche wir in dieser Handlung keine bloß äußerliche Erinnerungsfeier ... sehen", fehle darin die Lebenserfassung. Darum fühlten wir diese kirchliche Form nicht lebenserwärmend und stärkend genug. Im Waisenhaus wäre die Feier des Christfestes festlicher gewesen. Nicht zuletzt, weil Spieß, Langethal und noch ein dritter Lehrer mit ihrem Gesang eingesprungen seien. Er habe im engeren Kreise mit Spieß, der jetzt auch sein persönlicher Lehrer im Englischen sei, ein drittes noch schöneres Christfest gehabt. Da wäre der herrliche Choral von Novalis erklungen: ‚Wenn ich Ihn nur habe'. Dazu sei die vortreffliche Sonate von Beethoven gekommen, welche Elise und Wilhelm Carl früher spielten, und noch andere Musik, alles liebe Er-

innerungen. Ein köstlicher Brief, „blaugewandet" als Festgesandter von Albertines Hand, habe ihm wie ein lieblicher Christnachtsengel unaussprechlich wohlgetan. Auch Briefe der Mutter und Tante in Berlin kamen: es gehe leidlich wohl und sie freuten sich, ihre Kinder bald wiederzusehen, bäten doch zugleich, die Reise zu ihnen nicht vor der günstigen Frühjahrszeit zu machen.

„Vieles scheint sich überhaupt mit und in dem kommenden neuen Jahr entwickeln zu wollen. Ja die Entwicklung mag wohl schon in dem innersten Leben begonnen haben. Möge es, wie es für uns alle gewiß ein neues Jahr wird, so auch ein Jahr der Erneuung werden." Er dankte Albertine Middendorff, daß sie den Gatten habe ziehen lassen, und hob hervor, daß man Middendorff neben Ferdinand und Frankenberg in Willisau, so auch Langethal in Burgdorf allgemein hochschätze. Diese Achtung gewann Bedeutung durch einen besonders traurigen Zwischenfall, der das Gegenstück zu dem plötzlichen Tode Baumanns, des Gegners in vorigen Jahre, wurde. Großrat Stähli in Burgdorf hatte Hand an sich gelegt. In Ehrfurcht vor dem Tode ging Fröbel mit leisen Zeilen über den Verlust des Mannes hinweg, der als die Triebfeder zur Berufung Keilhauer Erzieher nach Burgdorf in den mit seinem Amt verbundenen Kämpfen sein Leben zerbrochen glaubte. „So wirst Du, lieber Barop, so werdet Ihr alle Geliebte, mir es gewiß nicht übel deuten, wenn ich am Schluß des vorliegenden Jahres auch auf mein Leben als ein in gewisser Hinsicht abgeschlossenes blicke. Ich sehe mich in mehrfacher Hinsicht als einen aus seinem Lebenskreise Scheidenden an. Glücklich bin ich, nur junge, kraftvolle Lebenskeime um mich zu erblicken ... Aber ich bitte Dich Barop, bitte Euch bei allem, was Euch lieb, teuer, ja heilig ist, handelt hier den Grundsätzen des Begründers Eures Lebens treu: haltet mit demantnen Mauern und Willen das einmal erkannte Giftige: — die Selbstsucht und Eigensucht und das hohnlachende Vernichten kindlich menschlicher Gefühle — von Eurem Lebenskreis, von Euren zarten Lebenspflanzen fern. Ihr seid freie Menschen. Nun so handelt auch wie solche, nicht mit unmännlicher Schwäche, nicht in unwürdiger Weichlichkeit und Gutmütigkeit. Wollt Ihr Christen sein, nun so handelt auch, wie uns Christus im Gleichnis des verlorenen Sohnes lehrt: ... Vater, ich habe gesündigt vor **Gott** und vor dir."

Die folgenden Tage brachte Fröbel schreibend zu, seinem nunmehrigen Beichtkinde Frankenberg sein Herz eröffnend; nur sein Herz, nicht allzuviel von den Gestalten, die sich nach eigenem Gesetz des Zusammenhanges vor seinem Geist zu den „Gaben" ordnen wollten. Auch die Neujahrsnacht war solchem Schreiben gewidmet. Ein großer Aufsatz wurde zum Bette für den Lebensstrom, der Fröbel nicht schlafen zu lassen schien.

Sein Lauschen darauf sollte ihn aus allen festen Verhältnissen forttragen, heim, in sein irdisches Vaterland und hinauf in das Land der kommenden Menschheit.

„Erneuung des Lebens fordert das neue Jahr 1836." So überschrieb Fröbel diesen nur für seine nächsten Freunde bestimmten Aufsatz. Er begann mit Zeilen, die nur noch dem Logos das Wort ließen:

„Was ist es, das so schnell mir meinen Blick erweckt,
Was tönt so laut und so vernehmlich mir ins Ohr?
Was spricht so lebenvoll mir zum Gemüt, zu meinem Herzen?
Was redet streng und doch so klar,
So mild und so bestimmt zu dir, mein Geist?
Was ist es, das mein ganzes Leben, all mein Handeln,
Mein volles Denken und Empfinden,
Ja, alle meine innre, äußre Achtsamkeit
So ganz in Anspruch nimmt und fesselt,
Wie eine Hochgeliebte, wie mein zweites
Zum wahren, vollen Menschen mich erneundes Selbst
Mit nicht zu widerstehender Geist'sgewalt?"

Fröbel ließ den Geist antworten: „Die Verkündigung und Ankündigung eines neuen Lebens- und Menschheitsfrühlings ist es, ...Du Zeit, lange schon ersehnt von der Menschheit und ihr längst verheißen als ihre Lilienzeit."

Aus ungebrochener Kraft der Begeisterung rollten vor Fröbel noch einmal alle die Gedanken vorüber, die er einem fast 54jährigen Leben für die Rechtfertigung seiner Erziehungsidee abgelesen hatte. Sie drängten und kreuzten einander, wie bei einem Propheten des Menschheitzieles nicht anders denkbar. Nach solchem Erleben blieb nur noch eins zu erwarten, nach langem ‚Auf der Stelle treten' jenes ‚Frei weg!' zur „Lebensau" der Kindheit: der Weg zur Lebenseinigung durch die Mittel erster Kindererziehung.

„Sachoffenbarung Gottes" und „Übersetzung der stummen Sprache der Natur", das hatte Fröbel ein Jahrfünft zuvor zu Frau von Holzhausen als das eigentliche Ziel seines Strebens bezeichnet. Mit restloser Aufopferung seines Ich hatte Pestalozzi nach einem ABC für solch Lesen der Schrift des Logos gesucht. Dieser Trieb vollendete sich jetzt in Fröbel. Er ging zunächst an die Aufstellung des Entzifferungsschlüssels, d. h. an die Ordnung des ABCs innerer Anschauung oder Ahnung. Das Ziel lag in leuchtender Klarheit vor ihm. Am 29. Februar 1836 schrieb Fröbel an Barop: „Genau wie Gott z. B. den Gedanken ‚Gewächs' in tausend verschiedenen Pflanzen vom Moos bis zur Eiche, vom Veilchen bis zur Rose und Lilie kund tut, so soll der große Gedanke der Lebenseinheit und Lebensgliederung in auch zunächst wenigstens Hunderten von verschiedenen, stetig

aufeinanderfolgenden Anschauungsgegenständen Lehrenden und Lernenden dargelegt werden." Alle Anschauungen der höheren Lebensgesetze sollten hier in Form, Gestalt und Gebilde niedergelegt werden. Im April notierte er in sein Tagebuch, daß der Geist notwendig des Stoffes bedürfe, bei dessen Bearbeitung allein er sich entwickele. Der Erziehung Erstes müsse darum sein, dem Menschen als Kind angemessenen Stoff zur Gestaltung zu geben.

Schon im März hatte er der „tief verehrten geliebten Mutter" in Berlin gemeldet, daß seine Reise nach Deutschland wirklich festgesetzt sei. Ferdinand war mit Middendorffs Hilfe zum Führer in Willisau, Langethal zum Leiter in Burgdorf bestimmt. Wilhelmine sollte in Berlin bleiben, solange, „als es das Mutterherz fordert und die Verhältnisse es erlauben. Drittens soll das ruhige, geordnete Leben der Teuersten durch mich, durch die Nähe des unruhigen Manneslebens nicht gestört werden". Das Schicksal machte einen Strich durch diese Rechnung, soweit sie das Leben der Gatten anging. Wilhelmine, die mit Darangabe ihrer letzten Kraft in Burgdorf ausgehalten hatte, sah die Mutter nicht wieder. Die Antwort auf Fröbels Anmeldung war ein schwarzgesiegelter Brief München Pochhammers. Einen vollen Tag zögerte Fröbel, seiner Frau den Tod der Mutter mitzuteilen; Wilhelmine war dann auch tagelang völlig vernichtet. Der erste, überhaupt von wiederkehrendem Leben zeugende Gedanke ihres Geistes galt dem Werke des Gatten: sie äußerte nichts als den Vorschlag, Blankenburg am Ausgang des Schwarza-Tals zum Sitz eines neuen Wirkens zu wählen. So geschah es, daß die Eheleute beieinander blieben.

Am 14. Mai 1836 verließen sie Burgdorf und fuhren in kleinen Reisen das Rheintal abwärts über Frankfurt und Eisenach nach Berlin, wo sie nach einem Monat eintrafen. Dort hielt sie die Erbschaft genau ein Vierteljahr fest, während welchem Fröbel fleißig Umschau hielt, nicht zum wenigsten in verschiedenen Kleinkinderbewahranstalten. Die anlernende und frömmelnde Betreuung der Kleinen entsprach in keiner Weise seiner Idee der „Sachoffenbarung Gottes". Nach einigen weiteren Monaten Aufenthalts in Keilhau ging Fröbel darum mit dem Plan einer „Autodidaktischen Anstalt" nach Blankenburg. Ihm schwebte dabei noch ein „artistisch-literarisches", kaufmännisch betriebenes Unternehmen vor. In Blankenburg begann er, weiche Bälle in 6 Farben herstellen zu lassen; ein Tischler hatte Kugeln und mathematisch genaue Würfel zu machen, die in den Maßen mit den Kugeln übereinstimmten. Diesen einfachen Würfeln folgten in 8 Teile zerschnittene gleichgroße, danach weitere mehrfach, aber stets streng gesetzlich geteilte Würfel. Fröbel legte das größte Gewicht darauf, daß nicht mehr Teile in jedem seiner kubischen Baukästchen waren, als zusammen-

gehörten, um sie zu einem ganzen Würfel einzupacken; sie „schlafen" schicken zu können in ihrem Häuschen, wie die Kinder am Schluß ihres Bauspielens fühlen und möglichst auch sagen sollten. Was die Mutter an des Kindes Seite namentlich bei dem Spiel mit den einfachsten Gaben sprechen könnte, wünschte Fröbel in singendem Tone und mit unvordringlicher Wiederholung gesagt. Jeder „Gabe" wurden Anleitungen zu solchem Einspielen beigegeben, Fragen, Verslein und Liedchen, Hinweise auch auf den Gebrauch des Gegebenen, auf Übung in Schönheits-, Lebens- und Erkenntnisformen. Unter Lebensformen — für sie schwärzte sich später der Ausdruck ‚Nutzformen' ein — waren Gebilde gemeint, in denen die Kleinen so gern Stühlchen, Tischlein, Häuser und Kirchen u. dgl. nachbauen. Fröbel plante auch ein „mathematisches Werk", sowie ein „Zeitblatt". Es sollte „Der Autodidaktiker" heißen, weil er keinen besseren Namen für dessen und aller „Gaben" Gebrauch fand. Denn alles sollte nur Winke zur Selbsttätigkeit geben und darauf hinleiten, daß ein kleines Kind mit den „Gaben" gestalten — umgestalten wolle und bei aller Lust, ins Innere zu schauen, nie schlechthin zerstöre, sondern selbsttätig schaffe.

Eine Zusammenkunft mit Joseph Meyer, dem Herausgeber des ‚Universum' und Begründer des ‚Bibliographischen Instituts', ließ ihn sein Unternehmen etwas geschickter, kaufmännischer aufziehen. Meyer riet, die Sachen als ‚Spiel- und Beschäftigungskästen für Kindheit und Jugend' zu bezeichnen. Fröbel folgte dem Rat und nannte daraufhin sein Geschäft: „Anstalt zur Pflege des Beschäftigungstriebes für Kindheit und Jugend." Es war natürlich, daß sich den ersten Körpern mancherlei anschloß: Legetäfelchen, Kästchen mit Stäbchen, Holzstäbchen für Erbsenarbeiten, farbige Papiere zum Flechten und Falten, Ausschneiden und Verschränken. Schien so am Ende aus dem Menschenerzieher ein Spielwaren-Fabrikant zu werden? Wer nur auf das Äußere sah, konnte die Größe der Absicht wohl verkennen. Genügte es aber der Idee, Spielsachen als mehr oder weniger stumme Botenläufer des ordre de Dieu in die Welt zu schicken?

* * *

50.

‚Tiefste Idee'. — Tod der Frau. — „Kindergarten" — „Mutter- und Koselieder". — Not. — Ein ‚Feldherr'?

Aus Fröbels Erleben wissen wir, daß die „Gaben" die ersten Gestaltungen der Natur zu Ahnen hatten. Die Kugel, wenn sie sprechen könnte, hätte sich auf die Gestirne oder den fallenden Tropfen berufen; die gradflächigen

Körper auf Grundformen der Kristalle, der Würfel insbesondere auf das Salz-, oder auf das Gold- und das Silberkristall. Je heimlicher deren Vertreter das Kind in das unendliche Spiel der großen Harmonie einspielten, die Novalis in seinen ‚Lehrlingen zu Saïs' dichterisch offenbart hatte, um so besser meinte Fröbel seine Aufgabe mit ihrer bloßen Darbietung erfüllt. Die Selbsttätigkeit des kleinen Greiflings von Kind mochte sich mit den Botengängern der Natur auseinandersetzen, vom körperlichen Begreifen bis zur Eroberung strenger Begriffe, und spielend zur Erkenntnis unumstößlicher Gesetze. Denken wir wieder auch an die über dem Bettchen aufgehängte Kugel!

Indem der strenge Ordner der stummen Boten sich selbst als Lehrer ganz zurückhalten wollte, suchte der vermeintliche Kaufmann einen „über sich selbst lehrenden Würfel", ohne mit ihm ins Klare zu kommen. Nur zu natürlich! Um nämlich im völligen Schweigen, unmittelbar an der Grenze des Vorbewußten, nicht ganz unverständlich zu bleiben, glaubte er, die Flächen dieses Würfels mit gedruckten Fragen versehen zu sollen. Dadurch aber wurde dieser angeblich stumme Würfel alles andere, nur nicht das selbstkräftige Mittel, das von den Eltern wie die Olitäten der Ranzer gekauft und angewendet werden konnte, geistiges Heil zu sichern. Der selbstlehrende Würfel wäre in eine Reihe Lehrmittel für die Schuljahre gerückt. Wer aber Fröbel auch hier nicht erfinden, sondern entdecken sieht, darf wohl mit Eduard Spranger den unmöglichen Gedanken vom „über sich selbst lehrenden Würfel" als die ‚tiefste Idee' seines Denkens bezeichnen.

Bei solchem Zurücktreten hinter die „Sachoffenbarung Gottes" war es geboten, vom Tischler äußerste mathematische Genauigkeit zu fordern. Fröbel selbst ging daran, alle „Gaben" immer peinlicher nach dem Gesetz des Gegensatzes und dessen Vermittlung durchzuarbeiten; ganz naiv, abseits von der damals zur Mode werdenden Philosophie Hegels und doch verwandt mit ihr, sofern auch sie das Bewußtwerden des ‚Weltgeistes' in ‚Satz', ‚Gegensatz' und ‚Vermittlung' oder ‚Synthese' verkündete. Am Anfang der Gabenreihe stand der Gegensatz des weichen, unhörbaren Balles zur harten klingenden Holzkugel, der runden Kugel zum scharfkantigen Würfel usf., möglichst immer an Körpern von übereinstimmender Höhe. Aber an schnellen Drehungen des Würfels in verschiedener Achsenstellung sollte dem Kinde das Ruhende dynamisch werden und ihm gleichzeitig das Bild der Walze oder der Spindel erscheinen, wie wir mit einem glimmenden Streichholz einen Kreis dem Auge stehend machen. Erst 1839 kam die Walze selbst hinzu, damit auch der starre Ausdruck der Vermittelung zwischen dem Runden und dem Gradflächigen nicht fehle.

Gaben und Druckanweisungen zu ihrem Gebrauch hatten indessen für sich allein den Schein des Ausgeklügelten gegen sich. Verstehen zu machen, daß alles zum bewegten Leben hinführen solle, mußte Fröbel denn doch endlich zur Familien-Schrift zurückgreifen. „Der Autodidaktiker" trat also unter dem Titel „Sonntagsblatt" 1838 und, mit Überspringung des folgenden Jahres, noch einmal 1840 ins Leben. Am Kopf trug das „Sonntagsblatt" den forthin von Fröbel untrennbaren Ruf: „Kommt, laßt uns unsern Kindern leben!"

Der Ausfall des Jahrgangs 1839 deutet auf einen scharfen Einschnitt für Fröbels Wirksamkeit und auch für sein persönliches Geschick. Nur über einen Abgrund hinweg sollte der bisherige Kaufmann den Zugang zum eigentlichen „Kindergarten" finden.

Bei einer Ferienwanderung Keilhauer Schüler, die nach Dresden führte, hatte Frankenberg die ersten „Gaben" im Ranzen mitgenommen. Die fürstlichen Frauen am Rudolstädter Hofe, die Fröbels neuem Tun freundlichste und persönliche Aufmerksamkeit schenkten, hatten ihm ein Empfehlungsschreiben an einen Lehrer des Vitzthumschen Gymnasiums mitgegeben. Frankenbergs Spiel mit den Kindern dieses Vaters brachte dem Meister selbst eine Einladung, in deren Verfolg höchste Kreise bis hinauf zur Königin von Sachsen für die Gaben begeistert wurden. Fröbel hielt über seine Entdeckungen vor 500 Zuhörern im Saal des Zwingers am 7. Januar 1839 einen Vortrag, der von 5—6 Uhr angesetzt war. Die Dresdener staunten, als der Wagen der Königin noch $1^1/_2$ Stunden nach der Schlußzeit vor der Tür wartete. Nicht nur die Versammlung war eine ganze Stunde länger von den neuen Darbietungen gefesselt worden; die Königin selbst unterhielt sich danach noch eine weitere halbe Stunde mit dem neuen Propheten. Große Hoffnungen, Dresden zum Mittelpunkt der Bewegung machen zu können, knüpfte Fröbel daran. Vor allem aber sah er sich auf die Bahn gestoßen, allerwärts mit Vorträgen für den rechten Gebrauch der Idee zu sorgen. Durch diesen Fortschritt wurde die Ausarbeitung weiterer Nummern des „Sonntagsblattes" nicht unliebsam unterbrochen. Da aber trat ein längst Gefürchtetes ein: Wilhelmines Leben ging zu Ende. Die Gattin hatte nicht geduldet, daß eine beängstigende Nachricht über ihren Zustand nach Dresden gelange. Middendorff, der eben der Schweiz den Rücken gekehrt hatte, um dem Freunde von Keilhau aus zur Seite zu stehen, schrieb später, Wilhelmine habe die letzte Kraft für ihren Gatten darangesetzt, damit sie ‚in ihren Briefen selbst nur in Lebensfreudigkeit und Ermutigung vor ihm stand, um seine Kraft auch nicht entferntest für sein Wirken dort zu schwächen'.

Von Dresden war Fröbel nach Leipzig geeilt, wo er am 3. März den Plan zu einer Anstalt für dort entwarf. Wilhelmines Erlöschen war ihm aber nicht länger zu verbergen. Heimgekehrt fand er eine Scheidende, die „wie ein in sich ruhender Geist abgestorben schien, und die nur zuweilen bei geistreichen Gesprächen ihre Teilnahme durch Aussprüche bewies, die wie Sternenblicke aus dem nächtlichen Dunkel hervorleuchteten". Das waren Fröbels Worte späten Erinnerns, geschrieben unter noch schmerzender Herzenswunde im September 1843. „Aber der Segen, welchen sie dem Werke . . . noch in den letzten Augenblicken ihres in sich klaren Lebens gab", wurde das Vermächtnis, das ihn so oft und wandellos, und wären die Fortschritte noch geringer, ja wenn die Menschen und Umstände auch noch mehr gegen ihn wären, als sie sind, sein Ziel wandellos verfolgen mache. Am 13. Mai 1839 starb Wilhelmine. Der Gatte wußte, „daß in ihr eine Erzieherin der Mädchen und Jungfrauen geboren war"; er erkannte aber erst jetzt, „wie viel durch ihre große Kränklichkeit in den letzten Lebensjahren und nun ganz besonders durch ihren frühen Tod verloren gegangen ist. Habe ich Ihnen schon einmal ihr Gebet mitgeteilt? — es ist so höchst einfach, als sich darin ihr ganzes Wesen abspiegelt —

‚Mach mich klar Mach mich treu
Mach mich wahr Mach mich frei!'"

Auf dem alten Friedhof zu Füßen des Greifenstein fand die Märtyrerin für Fröbels Idee ihre Ruhestätte. Dort unter dem bescheidenen Blumenhügel inmitten heute zerfallener Denkmäler erfüllte sich, was Henriettes Vater von Gott erbeten hatte. An ihrem ersten Geburtstage hatte er für sein Kind um ‚Tugend' gefleht: ‚Dann wird ihr Leben ein Eden, ihr Tod, wenn eisgraues Alter Den schuldlosen Nacken ihr krümmt, Ein Schlummer der Seligen sein!'

Wilhelmine Fröbels Eden hieß: Entsagen. Hat erst ihr Heimgang den Ehekameraden ganz empfinden lassen, sie zur Gefährtin einer Einsamkeit gemacht zu haben, an der ein Mann leichter trägt als das anschmiegungsbedürftige Frauenherz?

Fröbel fand sich nur langsam zu seiner Arbeit zurück, wenn er auch bereits im Juni einen Bildungskurs mit seiner „Anstalt" verband. Das sei ein Schritt gewesen, der ‚bisher außer dem Kreise und Plane seiner Wirksamkeit gelegen hatte', berichtete Middendorff. Bald nahmen 40—50 Kinder aller Stände Blankenburgs daran teil. In diesem Jahre unterbrach der 20jährige Berthold Sigismund, gleichfalls durch einen Todesfall getroffen, sein Studium, um den Seinen in Blankenburg nahe zu sein. Dieser spätere Verfasser eines der feinsinnigsten Bücher über ‚die fünf ersten

Perioden des Kindesalters' kam damals in nahe Berührung mit Fröbel. Ein Blick in Berthold Sigismunds ‚Kind und Welt' läßt unschwer erkennen, wie fruchtbar die Aussprache zwischen den beiden geistesverwandten, selbständigen und in jener Zeit unter ähnlicher Trübsal leidenden Männern gewesen sein muß.

Zur Weihnacht 1839 tat Fröbel seinen nächsten Schritt. Er bestimmte einige Blankenburger Frauen, Kinder, die in den kleinen Straßen der Stadt sich selbst überlassen waren, unter den Schutz ihrer Vereinigung zu stellen. Damit war „am wahren Feste der Kinder und aller Kinderliebenden der erste und leise Keim eines allgemeinen deutschen Frauenvereins zur Pflege der frühesten Kindheit" gepflanzt. Ein Entwurf „Einigende Gedanken" trieb die Sache weiter. Leicht war der Anfang nicht. Mußte Fröbel sich die kleinen Stromer doch erst zugewöhnen, daß sie ihm zum ‚Haus über dem Keller' und bei gutem Wetter auf den Spielplatz folgten, den er zur Lebenseinigung der Kleinen mit Natur, Stadtbild und sich erholenden Spaziergängern ausgesucht und auf der ‚Esplanade' beim ‚Haus über dem Keller' sehr glücklich gefunden hatte. Ein früherer Schüler Keilhaus, von dem wir noch hören werden, Hermann von Arnswald, fand den neuen ‚Rattenfänger' eines Tages am Marktbrunnen, wie er mit Middendorff vereint den schlimmsten Schmutzfinken erst einmal Gesicht und Händchen wusch, ehe es zum Spiel gehen konnte. Sehr zum Schmerz jedes der einstigen Kriegskameraden fand Langethal, der dritte im bisherigen Bunde, nicht den Entschluß, die Schweiz hinter sich zu lassen. Er entzog sich dem Locken der Flöte.

Als wieder der frische Mai ins Blankenburger Tal stieg, brachte er Fröbel als schönste Gabe den Namen mit, unter dem das Wollen des Menschenerziehers rund um den Erdball getragen werden sollte. Fröbel hatte einen Abend und eine halbe Nacht lang seinen neuen Gedanken öffentlicher Kleinkinderbetreuung mit den Freunden in Keilhau durchgesprochen. Nun wanderte er in ihrer Begleitung im leuchtenden Maienmorgen über den Steiger dem Greifenstein entgegen, um zu seinem verwaisten Heim in der ‚Pulvermühle' zurückzukehren. Wiederholt hatte er im Gehen ausgerufen: „Wenn ich doch nur einen passenden Namen für mein jüngstes Kind wüßte!" Und es scheint, daß Fröbel im Suchen danach unterm alten Burggemäuer noch einmal umgekehrt ist, die Freunde seinerseits noch ein Stück zu geleiten. War es nun der Hauch der Maiensonne; waren die Manen seiner Vorväter aus dem Staub der Friedhöfe von Gölitz und Leutnitz im Tal zu seinen Füßen aufgestanden, oder flüsterte ihm träumend im Schlummer der Seligen aus dem jungen Blumenhügel unterm Greifenstein der Geist Wilhelmines die Lösung zu — plötzlich war Fröbel stehengeblieben und

hatte mit leuchtenden Augen ausgerufen: „Heureka! Kindergarten soll die Anstalt heißen!"

Daß doch das schwere Finden dieses Namens wieder bewies, wie das Einfachste sich am längsten verbirgt! Schon aus den Betrachtungen Silvesters in Novalis ‚Heinrich von Ofterdingen' mußte er in Fröbels Unterbewußtsein bereitliegen. Es war auch ein tiefer Zusammenhang darin, daß 3 Jahre zuvor Heinroth in kaum beachteten veröffentlichten Vorträgen über ‚Erziehung und Selbstbildung' das Wort ‚Kindergarten' einmal genau in dem Sinne gebraucht hatte, der Fröbel mit seinem Worte „Lebensau" vorschwebte: Heinroth war jener Seelenforscher, der durch sein geistreiches Urteil über Goethes ‚gegenständliches Denken' den Dichterfürsten so hoch beglückte und ‚bedeutend förderte'. — Noch am Tage des „Heureka" begann Fröbel einen Aufruf „Plan zur Begründung eines Kindergartens", den er eiligst seinem Drucker zustellte, daß er ihn mit aller Sorgfalt setze. Das Titelblatt wurde zu einem der edelsten Beweise schlichten Stolzes auf die deutsche Buchdruckerkunst: der Meister Trommsdorff in Ilmenau wollte den Namen Gutenbergs in seinem Werke loben. 16 Zeilen enthielt der Titel, und mindestens 10 verschiedene gotische Druckgrößen und -typen waren vereint zu einem wirklichen Teppich. Das Wort ‚Kinder-Gartens' ließ Trommsdorff die Seite beherrschen mit Lettern, denen sich ohne Überladung Blättchen und Ranken entdrängen. Über dem Wort ‚Entwurf' spannte der Meister in leichtem Bogen den Ruf: ‚Kommt laßt uns unsern Kindern leben!' Fröbel aber ordnete an, daß auf einer freien Seite eindrücklich ernst allein für sich das Wort stand:

Ihr.

War diese Widmung Fröbels Dank an Wilhelmine, die Heimgegangene? Wir möchten es glauben. Nicht wenig mag der handwerkliche Fleiß Trommsdorffs angespornt worden sein durch eine neue Ideenverbindung seines Auftraggebers. Fröbel meinte, das Beispiel seines lebendigen Luther-Denkmals wiederholen zu sollen. Darum hatte er das Ganze für den Tag der großen deutschen Gutenbergfeier bestimmt, indem er für den 28. Juni 1840 zur Begründung eines „Allgemeinen deutschen Kindergartens" aufrief. „Als ein Werk zu würdiger Mitfeier des 400jährigen Jubelfestes der Erfindung der Buchdruckerkunst" — hieß die viertletzte Zeile des Titels. Zum 28. Juni ging die gesamte Schülerschaft Keilhaus nach Blankenburg hinüber. Kranzgewinde in den Straßen, Blumenschmuck im Rathause, Bergmannsgesänge (abermals muß man des Novalisschen Silvester gedenken) und eine Festrede Fröbels wollten die Herzen öffnen zur Zeichnung von — Aktien für das neue Unternehmen. Pläne waren entworfen zu einem Hausbau, der zum Sammelpunkt der Organisation werden sollte,

die dem ganzen deutschen Land zu einem geistigen Garten allgemeinen Familiensinns, der Jugend zu einer allgemeinen Lebensau verhelfen könnte. —— Bis 1843 waren von den erhofften 10000 Aktien zu je 10 Talern gezeichnet ganze 155, bar bezahlt davon 37.

Als das erste Jahr um war, wandte sich Fröbel durch einen dem Minister schätzbaren Mann an die Preußische Regierung. Er bat um die Erlaubnis, in Preußen Zeichnungslisten auslegen zu dürfen. Die gute Absicht fand Anerkennung; schier überflüssigerweise wurde aber die Sache abgelehnt mit der Begründung: der Gedanke, für Kinder wohlhabender Eltern zu sammeln, könne nicht der glücklichste genannt werden, solange noch für die Kinder der Armen so viel zu tun bleibe. Fröbel hatte den Begriff der allgemeinen Fürsorge eben zu allgemein gehalten. Seit Februar 1843 arbeitete wenigstens der nunmehrige „Kindergarten" in Blankenburg günstig weiter. Fröbel hatte in Ida Seele einen ganz besonders geschickten Erstling gefunden für das, was damals noch „Kindermutter" genannt wurde und erst später den treffenderen, hohen und verpflichtenden Namen „Kindergärtnerin" erhielt. Denn auch hier, wie im ganzen Leben, verstand Fröbel sich nur mühsam vom weiteren Umfassen auf das Naheliegende festzulegen: von den männlichen Kinderführern, mit denen wir ihn zuerst arbeiten sahen, war er endlich bei den Mädchen und Jungfrauen angelangt. So spät! trotz Herders ‚Sinnt und erzieht, Ihr könnt es allein'.

An dieser Beschränkung auf weibliche Hilfe hatte wesentlichen Anteil jene Friederike Hoffmann, die wir zum erstenmal bei Fröbels Besuch in Leipzig auf der Reise nach Mecklenburg 1804 und noch einmal 10 Jahre später erwähnten. Seit 1814 war sie, die Tochter eines Bruders seiner Mutter, ihm fast aus dem Auge gekommen. Jetzt näherte sie sich, als Frau Schmidt und Mutter eigener lieber Kinder in Gera lebend, dem Vetter mit eingehendem Verständnis. Der Briefwechsel mit dieser „Muhme Schmidt" wurde nicht nur ein seelisches Labsal für den Witwer Fröbel; er regte ihn auch vielseitig an durch Mitteilung von Kinderbeobachtungen und Spiel mit den „Gaben" im rechten Familienkreise. Tragen doch berufsmäßig geübte Erziehung und Erziehung im Bürgerhaus verschiedene Abschattungen selbst bei gleichem Geiste. Fröbel hatte längst und mit wachsender Lust jenen Liedchen und Spielen nachgestellt, die hier und da aufspringen und sich von Familie zu Familie, von Land zu Land oder nur in einer Gegend fortpflanzen. Solche Spiele in einer bestimmten Reihenfolge darzubieten, gab er im Jahre 1844 ein Buch heraus: „Mutter- und Koselieder" genannt. Brieflich bat er Barop unterm 17. März 1844, das Werk als „ein schönes Geschenk an Bräute — junge

Mütter, überhaupt an Mütter noch kleinerer Kinder, selbst bis ins 3. und 4. Jahr" zu empfehlen. Das Buch bilde eine unterhaltende Mutterpädagogik, die im lieblichen Kinderspiele belehre.

Wer Fröbels Idee ohne weiteres zu begreifen veranlagt oder geleitet war, fand Goldkörner erzieherischen Bildnerwissens über die Seiten gestreut. Die verborgenen Weisheiten eingängig zu machen, waren gereimte Zeilen mit Bildern verbunden, von Bildern umrahmt. Und oft genug war Pegasus mit der Muse der Erziehungskunst im Joche vereint. Denn was als überlegte Anleitung für die liebende Mutter gedacht war, ging oft unklar über in das, was ein Kindchen einfältig spielend sich gern als Reim singt und umgekehrt. Köstliche Landschaftszeichnungen, z. T. aus Blankenburgs Umgegend, waren mit unglücklichsten Menschen- und Tiergestalten verdorben; und mehr als einmal knallten in den Rahmen der Seiten grobe Zeichnungen von Hand- und Fingerstellungen hinein. So gab sich das Gold pädagogischer Liebe in einer Prägung, die kein schönheitsdurstiges Auge befriedigen kann. Ein solches muß von sich aus die sonderbarste Aufgabe innerhalb Fröbels Sphäre lösen: es muß über vieles einzelne hinwegsehen, um zum Genuß des Ganzen zu kommen. — Es war tief zu bedauern, daß der Menschenerzieher nicht Meister wie Ludwig Richter oder Phil. Otto Runge zum künstlerischen Dolmetsch seiner Mütterpädagogik nehmen konnte. Er hatte nur Unger zur Hand, Keilhaus Zeichenlehrer. Der willige junge Mann hat geleistet, was er konnte. Einmal, abgesehn von den schönen Landschaftsblicken, hat der Umgang mit Fröbel auch in ihn den Funken des Genies hineingeschlagen, wie er im Text sich am schlichtesten in den ungebundenen Zeilen der „Erklärungen" des Verfassers beobachten ließ: das Titelblatt zählt zu den Kleinoden deutscher Zeichenkunst. Es atmet den Geist der genannten Meister, mehr noch Runges, als — im gleich zu erwähnenden, eingefügten häuslichen Bildchen — den Ludwig Richters. Dabei erscheint das Ganze als ein Wunder der Schaffensmöglichkeit, denn Aufbau und jeder Gedanke entsprang sicherlich einem Diktat Fröbels an Unger.

Unter einer Laube, aus der in zartester Schrift die Worte herabzuträufen scheinen: „Kommt, laßt uns unsern Kindern leben!" sitzen Kindlein spielend, lesend und horchend um die Mutter geschart. Zu seiten der Laube steigen Gewächse, als baue die Natur die Fialen eines gotischen Domes auf. In den Fußgesimsen der Fialen ist links ein Knabe in Seitenstellung, rechts ein Mädchen in voller Ansicht gezeichnet. Der Knabe fußt auf einem Würfel und reckt sich zu einer Lilienblüte empor: das Mädchen rechts steht auf einer Kugel und beugt eine Knospe herab vor ihre Brust. Jener schaut, diese sinnt; dort ist der Blick des beobachtenden Geistes, hier der Herzschlag


MUTTER-SPIEL
und
KASELIEDER

liebender Ahnung. Wie bei Runge entwinden sich einzelnen Lilienkelchen spielende Genien. Die Fialen rahmen den schönen Titel ein

Mutter — Spiel
und
Koselieder

Ganz zart angedeutet schwebt aus Wolken die Taube der Eintracht darauf herab, und aus noch höheren Höhen scheint der Himmelsliebe Kuß sich im Sinnbild eines lilientragenden Engleins zur Erde herabzustürzen. Das Stengelgewirr der Fialen, das knorrig und tiefschwarz emporsteigt, endet in gotischen Krabben und erschlossenen Blüten. Aus zweien Stengeln biegt sich eine mittlere Fiale zusammen; sie gliedert den Raum über dem Engel und hebt auf den zu ihr strebenden Ranken zwei Spitzbogen „nach oben". Ihnen fehlt das gotische ‚Maßwerk'; aber die anders entstehende Leere wird harmonisch ausgefüllt durch eine lichte Andeutung — der strahlenden Sonne unterm linken, — der ‚Krone Ariadnens' unterm rechten Spitzbogen.

Man spürt vor dem Ganzen nicht sowohl die Formengebung der Romantik — was daran romantisch war, floß zumeist aus Ungers Feder —; hier redete der mystische Geist des Zusammenfalls aller Gegensätze in der Lebenseinigung. Wir können auch umgekehrt sagen: es handelte sich Fröbel um die Auflösung des Starren in das Gefühl der polaren Gegensätzlichkeit aller Lebenserscheinungen, wie dies dynamische Gefühl in Schrift und Zeichnung vielleicht die schärfste Darbietung gefunden hatte anderthalb Jahrhundert zuvor in Grimmelshausens ‚Simplizius Simplizissimus' und dem Titelkupfer dieses deutschen Romans. — Angebunden, aber auch besonders zu kaufen, waren Noten für einzelne Liedchen. Trotz aller Schwächen waren die „Mutter- und Koselieder" ein eigenartig wertvoller Versuch, endlich das ‚Buch der Mütter' zu schaffen, mit dem einst Krüsi als ausführende Hand Pestalozzis gescheitert war. Aber die Druckkosten und der geringe Absatz, beides stürzte Fröbel in beträchtliche Schulden. —

Der nunmehrige Kindergärtner fuhr im Erscheinungsjahre 1844 in die Rheinlande. Er war jetzt sein eigener Geschäftsreisender geworden, aber auch überall auf Vorträge bedacht. Böse Nachrichten von drängenden Gläubigern beunruhigten ihn sehr. Es tat ihm wehe, daß Barop ihn drängte, maßzuhalten in weiteren Plänen, damit er ‚sich wieder in der Heimat sehen lassen' dürfe. Wohl war das Schiff Keilhaus durch Barops fast übermenschliche Arbeit endlich flott geworden. Barop war auch jeden Augenblick bereit, das Mögliche für den Gründer der Anstalt zu tun; doch es schien nötig, dessen Opfersinn Zügel anzulegen. ‚Du hast einen strengen Widerwillen gegen äußere Ordnung und rechtliche

Verhältnisse', rief ihm der Jüngere in einem Briefe nach Frankfurt zu. Fröbel gab Barop recht, soweit eben der „äußere Schein" gegen ihn spreche. Er fühlte sich unter der Entselbstung für seine Idee wie ein „im Starrkrampfe liegender Mensch", der sich bei klarem Bewußtsein, was um ihn her geschieht, einsargen lassen müsse. Oder wie ein Schlafwandler, der in der schauerlichen Lage sei, sich mit Bewußtsein hüten zu müssen vor dem Ruf: nimm dich in Acht. Aber mit reinem Gewissen meinte er sich wehren zu dürfen, wollte man etwa „freche Willkür" in seinem Tun finden. Er folge einer sittlichen, religiösen, menschheitlichen Notwendigkeit, und frei von aller „Persönlichkeit". „Denn was ist mir Persönlichkeit, da ich für mein Handeln weder Fortdauer nach dem Tode, noch Belohnung, noch Bestrafung nach demselben bedarf ... Ich werde so überzeugungstüchtig handeln, als ich kann, und wenn jetzt mein Leben zu Ende wäre, und wenn im Moment darauf es verschwunden [wäre] aus dem Gedächtnis aller, rein verschwunden wäre, wer der war, durch welchen das Bewirkte erwirkt sei. Ich bedarf als Handlungsantrieb weder Lob der Gegenwart noch Nachruhm. Ja aus meinem eigenen Bewußtsein mag das Getanhaben der zeit-, ort- und sachgemäßen Tat verschwunden sein. Denn, lebe und daure ich fort, so soll der nächste Moment wieder ein neues Bewußtsein geben, mindestens das Rechte Wahre und Gute, ja das Nützliche erstrebt zu haben."

Ganz flüchtig dachte er, jetzt einer Anregung folgen zu sollen, den großen (noch heute nicht gehobenen und vielleicht nie zu hebenden) Mangel an guten Kinderschriften aus eigenem zu bestreiten. Wie schon seit einem Jahrzehnt, so spielte auch dieser 62jährige mit dem Gedanken einer Auswanderung nach Amerika, um seiner Idee eines „Erziehungsganzen" treu zu bleiben. Den nächsten Gläubigern zu begegnen, bat er Barop, seine in Leipzig zu erhoffende Einnahme aus dem geschäftlichen Betriebe gerichtlich für 800 Taler verpfänden zu lassen. „Denn meine Lage ist ja nur einzig dadurch gekommen, daß mir die Gelder so unerwartet spät eingehen." In seiner Not rang er sich zum erstenmal etwas ab, was er selbst nie schätzen konnte: den Wunsch nach „glänzend hervorhebenden" Anzeigen in „Buchhändler Sprache". „Barop ... Du hast ja mich und alles in der Hand, Du solltest jetzt die Forderung von 600—800 Taler durch Deine Verhältnisse möglich machen, damit ich nicht andern den Gewinn und Rahm meines Lebensschweißes geben muß." „Ich kann nichts, gar nichts anders tun, als beten wie jener Pilot: — ‚Du Gott, kannst mich erhalten, kannst mich auch vernichten. Doch ich halte mein Steuer gerad.'"

Er vergaß, so schlimm nahm ihn die Unruhe mit, daß er beständig auf Gründung von Erziehungsvereinen ausgewesen war, die Väter- und Familien umschließen sollten, und daß er in der Schweiz mit solchen ge-

arbeitet hatte. In Frankfurt sei jetzt eine Anregung an ihn gelangt, solche Vereine zu gründen. Das sei etwas ganz neues, in sich Einiges, noch nicht dagewesen und jetzt noch nicht daseiend. Der Gedanke gehe nicht von ihm aus, sondern von Herrn Wagner. „Ich hatte ihm bloß von einer Akademie für Erziehung gesprochen." Während er gleich an die Ausarbeitung dieses angeblich so neuen Planes ging, drohten einige Gläubiger mit Klage und Zitation seiner Person in Blankenburg, dessen Ehrenbürger er kurz vor Wilhelmines Tod geworden. „Zur Zitation dürft Ihr es schlechterdings nicht kommen lassen; sondern verkauft dann lieber mein Silberzeug. Ich gebe Dir hier wiederholt Vollmacht dazu." Viel schlimmer noch dünkte ihm das Gerücht, Keilhau trenne sich in der Not von ihm. Kein Wort daran war wahr. Aber er bat, diesem tötlichen Klange entgegenzutreten.

Eine Rückkehr nach Keilhau war unter sotanen Umständen keine reine Freude für den Gehetzten. Aber die Klugheit forderte, durch gelegentliches Wohnen dortselbst die dauernde Einigung zu bekunden. In der Ruhe eines eigenen Zimmers genoß er dann die freundlichen Eindrücke seines Wanderapostoltums; wenig mehr. Unterricht an der Anstalt gab er nicht. Die ihm fremde Lehrerschaft dortselbst begann, über ihn die Achseln zu zucken. Neue Reisen führten den Kindergärtner 1845 wieder in das Gebiet der Elbe, Saale und Elster, besonders in die Gegenden zwischen Dresden und Magdeburg. Aber Frankenberg in Dresden gefiel ihm nur noch wenig; Fröbel vermißte jetzt an ihm die nachgehende Liebe zu den Kleinsten und fand ihn als einen Geschäftstüchtigen, der mehr schade denn nütze. In Annaburg bei Torgau war Fröbel Gast des Pfarrers Wöpke. Durch diesen gewann er ferne Fühlung mit dem Major von Felgermann, der kurz vorher zum ersten Adjutanten des Prinzen von Preußen, späteren Königs Wilhelm, ernannt worden war und gleichzeitig Erzieher für dessen Sohn, den einstigen Kaiser Friedrich wurde. Felgermanns erste Frage an seinen Freund Wöpke war gewesen, ob die frühere Einigkeit in Keilhau nicht gelitten habe. Fröbel machte sich Hoffnung, daß der Gouverneur bei einer der Fußreisen mit seinem prinzlichen Zögling eines Tages auch Keilhau besichtigen werde. Jedenfalls blieben Fröbels Spielmittel und seine Ideen auf dem Weg über Felgermann am Berliner Hofe nicht unbekannt.

Unterdes wurde das Verlangen nach Kinderführerinnen im Lande dringend. Deswegen hielt der Kindergärtner anfang 1846 in Keilhau einen Bildungskurs für geeignete junge Mädchen. Reisen dieses Jahres galten dem Vogtlande. 1847 war er im Erzgebirge und längere Zeit in Halle. Ein großes Sängerfest in Eisenach gab ihm Gelegenheit, im August im dortigen Rathaussaal zu einem „gewählten und ansehnlichen Publikum"

zu sprechen. Welch weiter Weg seit 42 Jahren! Er schloß durch Hermann von Arnswald in dessen Familie eine Freundschaft, die den einstigen unbekannten Lutherverehrer von 1805 in die innigste Beziehung zum späteren Kommandanten der Wartburg brachte. War das nur ein persönliches Glück, so war der Gedankenaustausch mit diesem Hermann v. Arnswald noch besonders bedeutsam für Fröbels weiteres Vorgehen. Arnswald stand in Eisenach als junger Offizier. So war es geschehen, daß Fröbels Idee der Erziehung, wie sie ihm in Keilhau in Fleisch und Blut übergegangen war, Anwendung und Erprobung gefunden hatte an einem Platze, den niemand vermutet: bei der Ausbildung von Rekruten. Am 6. April 1847 hatte Arnswald seinem verehrten Meister geschrieben: ‚Rekruten sind Kinder des Kriegsgottes; der Selbsttätigkeitstrieb muß geweckt und gepflegt werden. So werde ich meinen Unteroffizieren zurufen: ‚Kommt, laßt uns unsern Kindern leben!'"

Das ‚tolle Jahr' 1848 stieg herauf. Wie wird es Fröbel auf dem Plan finden? Wir werden ihn seinen Weg gehen sehen in der Weise, die Hermann von Arnswald, der nunmehrige Hauptmann, am 23. Juli 1848 umriß mit den Worten: ‚Erziehung ist eine Sache des Taktes! — Fröbel, Du hast es mit zwei Klassen von Menschen zu tun. — Von den Gegnern natürlich spreche ich nicht, denn mit denen hast Du gar nichts zu tun. Ein Mohr läßt sich nicht weiß waschen. — Nun die zwei Klassen! Die eine ergreift die Spielgaben ohne Geist [sind also nur sture Taktiker]; die andere faßt mit Enthusiasmus und Geist und wollen immer Strategen sein, werden aber keine [rechten] Taktiker, [d. h. sie] nehmen die Spielgaben als ihre Waffen nicht in die Hand. — Mit Demonstrationen schlägt man keinen Feind. — Nun gibt es noch eine dritte Klasse. Das sind solche, welche zwischen beiden Klassen liegen mit unendlichen Variationen. Du bist ein tüchtiger Feldherr: Stratege und Taktiker gleich groß.' Besser als hier mit militärischen Bezeichnungen ließe sich Fröbels weiteres Schicksal und Verhalten kaum in Worten sagen. Am 11. August 1848 entwarf der junge Offizier sogar das mit dem Kindergarten verbundene Schicksal im voraus. Er schrieb: ‚So ist es, lieber Fröbel, mit Deiner Methode. Es wird allgemein anerkannt werden, daß sie die einzig richtige ist, gegründet auf das Ideal des Menschen. Aber eine allgemeine Durchführung wird schwer werden; und wenn sie allgemein in Deutschland eingeführt werden sollte, so werden gar zu viele verkrüppelte Erscheinungen auftauchen ... Wir wollen streben, geistesverwandte Seelen zu finden; alle unsre Kräfte aufbieten, das Reich Gottes auf Erden zu fördern, aber nur Freiheit. Deine Sache kann nur blühen in Freiheit! Der Staat möge die Erziehungsmethode begünstigen; aber nur nicht befehlen!'

* * *

51.

Lehrerschaft. ‚Freie Gemeinden'. Letzte Helfer. — ‚Verbot'! — Ausklang.

Das wichtigste Ergebnis der unermüdlichen „Missionsreisen" Fröbels keimte auf zwei geistigen Feldern; aber der Säemann ahnte nicht, daß auf beiden Äckern, unabhängig voneinander, ein Hagelschlag für seine grünende Saat niedergehen sollte, lockernd auf pädagogischem Gebiet, scheinbar vernichtend für sein religiöses.

Die zahlreichen Pestalozzifeiern der Jahre 1846 und 1847 hatten, zumal unterm Nahen des Revolutionsjahres 1848, in der deutschen Lehrerschaft den Trieb zur Selbständigkeit und Vertiefung in die Fragen der Erziehung mächtig geweckt. Die Lehrer begannen damals sich in großen Versammlungen zu vereinen, und verschiedene dieser Jahreszusammenkünfte erhoben die Forderung: Regierungen sollten Kindergärten gründen. So fand denn auch Fröbels Gedanken, in Thüringen eine Lehrerversammlung einzuberufen, ein günstiges Echo. Gegen 300 Menschen fanden sich in Rudolstadt im ‚Ritter' zusammen, um des neuen Pestalozzi Gedanken im Saal und Middendorffs Vorführung seiner Spiele im Freien zu prüfen. Die drei Tage waren voll großer Spannung, weil der Meister selbst fühlte, jetzt in der Feuerprobe zu stehen. Henriette Breymann, mütterlicherseits eine Tochter aus dem Geschlecht der Hoffmann in Nette, hat in ihren Tagebüchern das lebendigste Bild dieses Vorpostengefechtes aufbewahrt. Schließlich lief alles gut ab. Die Versammlung schloß mit der Empfehlung der „Kindergärten" an das Parlament in der Frankfurter Paulskirche und ging mit einem ‚Hoch!' auf Fröbel auseinander. — Aber Diesterweg, der unvergessene Vorkämpfer der preußischen Lehrerschaft, nahm damals die Lobsprüche für Fröbel noch nicht ernst. Er war in Rudolstadt nicht zugegen gewesen. Henriette Breymann, die später als Frau Breymann-Schrader unschätzbar viel für die Ideen ihres Großoheims getan hat, war über den Ausgang in Rudolstadt sehr froh. Sie kränkte sich längst über das Achselzucken der jungen Lehrer in Keilhau. Hauste doch der, der mindestens der Schöpfer dieser herrlichen Anstalt war, allem zu entgehen, in einer gemieteten Wohnung des Ortes. Henriette schaute keineswegs kritiklos zu Fröbel auf. Sie fühlte sich sogar von seiner körperlichen Nähe abgestoßen. Ein anderes ließ sie damals noch keinen klaren Standpunkt finden.

Dies führt uns auf das zweite Feld des Fröbelschen Ackers. In der Anstalt, wohl an der Wand in Barops Zimmer, sah sie das Bild des abgesetzten Pfarrers Wislicenus, dieses Vorkämpfers der ‚Freien Gemeinden', der mit Barop von der Studienzeit her befreundet war. Als Mann, der sich seinem

Amt der Nachfolge Jesu mit ganzem Herzen hingab, war Wislicenus in härteste Gewissenskämpfe gekommen. Er empfand die Notwendigkeit, den Glaubensbedürftigen nicht Steine anstatt Brot für die Seele zu reichen, und fühlte doch auch, daß eine feste verbindende Lehre nicht entbehrlich ist, soll nicht das leidige Sektenwesen alle Gemeinsamkeit zerstören. Es scheint da nur zwei Wege zum Ausgang zu geben. Entweder man legt einzig Gewicht auf die Darlebung des Christentums, wobei jedem überlassen bleibt, wieweit er die zeitlich nötigen Formen sinnbildlich oder buchstäblich zu verstehen vermag. Oder man betont in Unachtsamkeit auf den eigenen Fehler der Rechthaberei die Form der Lehre, die einem selbst die einzig richtige scheint. In beiden Fällen hängt äußerer Frieden oder Kampf zum großen Teil vom Geist des Führenden ab. Die Menge will geleitet sein auch in religiösen Fragen. Sie fühlt dunkel das echt Religiöse, aber sie erwartet, daß es ihr vorgelebt werde von einem, den sie für einsichtiger hält als sich selbst. Dies die Voraussetzung zum Wesen der ‚Freien Gemeinden'.

Wie es zu allen Zeiten Menschen gegeben hat, die ihrer religiösen Sehnsucht folgten gleich jenen ‚Stillen im Lande' des 18. Jahrhunderts, so schlossen sich im 19. Jahrhundert die ‚Freien Gemeinden' zusammen. Männer und Frauen aus den verschiedensten Ständen und Bekenntnissen glaubten sich vom Staat und der Landeskirche in ihrem Seelenbedürfnis nicht recht beraten. Sie suchten den ‚Eckstein, den die Bauleute verworfen', lasen fleißig in der Bibel, deuteten Worte, die unter ganz anderen Zeitverhältnissen gesprochen worden waren, in ihrer Weise, nach ihrem Verstehen. Es sind niemals die Trägsten und Oberflächlichsten, dafür oft ungewöhnlich Opferwillige, die eigen Gedachtes mit mehr oder weniger tief erfaßten Lesefrüchten aus den Werken der Großen ihres Volkes verschmelzen, und dann gar zu leicht glauben, im alleinigen Besitz der Wahrheit zu sein. Eschatologische Verkündigungen lassen sie aufmerksam sein auf alle Zeiterscheinungen, und alle solche ewig wiederkehrenden Wellen machen sie glauben: jetzt, gerade jetzt sei das ‚tausendjährige Reich' vor der Tür.

Auch in Fröbels Glauben an die „Lilienzeit der Menschheit" war sehr viel von diesem Geiste, wie überhaupt in der ganzen Anschauung, die ihm sein Leben von der Welt gebildet hatte. Nur unterschied sich der Pfarrerssohn von Oberweißbach darin von den weitaus meisten der Mitglieder ‚freier Gemeinden', daß er dem Grundgedanken der ‚Stillen im Lande' treu blieb, alles, restlos alles in das Tun zu verlegen und die Lehre wirklich als die Sache seines allerpersönlichsten Werdens und darum unverbindlich für jeden andern anzusehen. Im Schweigen über das Dogma fühlte er

sich in Frieden mit dem Glauben seiner Väter und so im Frieden mit der Landeskirche. Wie sollte er anders an die Möglichkeit einer Herde und eines Hirten glauben, auf deren Erfüllung seine Erziehungsidee für die Menschheit bedacht war!

Gerade dies, die Begründung der Hoffnung einer „Lilienzeit" auf eine unvorgreifliche Erziehung war es, was die Mitglieder der ‚Freien Gemeinde' auf die Idee des „Kindergartens" aufmerksam machte. Denn wenn der Staat und die Kirche ihnen mißtrauisch entgegentrat, in ihnen aber das Bewußtsein ihres reinen Wollens lebendig war, so zeigte sich gerade den Bescheidensten der Ärmsten nur der Ausweg, ihren Kindern die bessere Zukunft zu verschaffen. Und das Gefühl für verbindende Ordnung, das ihnen die Gesetzmäßigkeit der Fröbelschen „Gaben" verkündete, entsprach zweifellos dem Grundbedürfnis dieser einfachen Menschen. Der Freiheitsstrom, den die Zeit um 1848 entfesselte, kam hinzu. Nicht minder ehrlich, wie die kirchliche Frömmigkeit um den Bestand des Hergebrachten, waren diese Eltern besorgt um die verheißungsvollen Keime einer werdenden Zeit. Sie hätte nicht gestört, die ‚Kleinkinderbewahranstalten' in christlichen Formen betreut zu sehen. Die Richtung Fliedners umfing mit warmem Herzen auch ihrerseits die Welt der kleinen Kinder. Aber das enge Bündnis zwischen dem bestehenden Staat und der Kirche hinderte jede freie Entwicklung. Und von vornherein erwachte auf den beiden Seiten, auf Seite der staatlichen Behörden früher als bei den erst werdenden ‚Freien Gemeinden', ein vergiftendes Mißtrauen.

Nichts konnte Fröbels Wünschen mehr entsprechen, als daß sich Eltern und Gemeinden voll christlichem Familiensinn seiner Bestrebungen annahmen. Aber wird ihm dort dauernd die erzieherische Atmosphäre begegnen, die seine Idee voraussetzte?

Im Winter 1848 zu 49 war er zu einem Ausbildungskursus für Kindergärtnerinnen in Dresden gewesen. Mit dem Mai 1849 verlegte er seinen Wohnsitz ins Meiningsche. Die einstige Verbindung zu Bernhard von Meinigen trug nun doch eine erfreuliche Frucht. Der Herzog zeigte Verständnis für Fröbels Gedanken, eine Anstalt „für allseitige Lebenseinigung durch entwickelnd-erziehende Menschenbildung" zu gründen. Das einstige Schlößchen Marienthal schien das bescheidene Gebäude zu werden für den 1840 in Blankenburg geplanten großen Bau. Handelte es sich doch nur noch darum, Kindergärtnerinnen durch Lehre Fröbels und Vorführung seiner Spiele mit den Kindern umliegender Orte auszubilden. Da die Zusage des Schlößchens noch auf sich warten ließ, wohnte Fröbel vorerst im nahen Badeort Liebenstein. Dieser Umstand erwies sich günstig. Denn unter den Badegästen ging bald das Gespräch von einem ‚Narren von Liebenstein'.

Damit war Fröbel gemeint, der es fertig brachte, fragende Sommergäste stehen zu lassen, um querfeldein kleinen Kindern nachzulaufen, ihnen das Näschen zu putzen und mit ihnen beim Kreisspiel hinzuhocken, unter 3- bis 6jährigen mit seinen langen Armen zu fliegen als wäre er ein Vogel, oder Männchen zu machen wie ein Hase, indem er mit seinen langen Händen die übergroßen Ohren noch verlängerte.

Eine in ihrer Ehe gescheiterte Frau v. Marenholtz-Bülow sah ihn in diesem Sommer. Sie trat zu Fröbel, ihn fragend: ‚Sie scheinen sich der Volkserziehung zu widmen.' Das kluge Wort wurde die Grundlage zu einem Bündnis, dem die Sache des „Kindergartens" äußerlich unendlich viel verdankte. Frau v. Marenholtz hat ihr übriges Leben dazu angewendet, Fröbels „Kindergarten" in Belgien und Frankreich, und wo sie nur immer konnte, bekannt zu machen. Die Erstarrung, die sie, wohl unabwendlich bei erster Verkündigung, über Fröbels freie Idee brachte, mußte dabei mit in den Kauf genommen werden. 1849 gelang dieser ersten Organisatorin für Fröbels Werk ein Wesentliches. Sie machte den widerstrebenden, nach Liebenstein zur Brunnenkur gekommenen Diesterweg mit dem ‚Narren' des Ortes bekannt. In der ersten Stunde, die Fröbel vor ihm hielt, waren beide Männer auf immer füreinander gewonnen.

Im selben Jahr schickte sich Deutschland an, ein Denkmal für Goethe zu stiften, die 100jährige Wiederkehr seiner Geburt zu feiern. Frau v. Marenholtz wies Diesterweg, der dem Stiftungsausschuß angehörte, darauf hin, daß es tote Denkmäler in Stein genug gäbe. Die eingehenden Gelder sollte man besser für Fröbels Erziehung zur Goetheschen Lebenskunst verwenden. Im ersten Augenblick lachte Diesterweg zu diesem Einfall. Je länger er das Wort der Frau überdachte, um so vernünftiger erschien es ihm. Er hat mit aller Kraft sich für diese Wendung eingesetzt. Vergeblich. Das Veto eines großen europäischen Künstlers, freilich eines Virtuosen, ließ ihn damit scheitern; Franz von Liszt erklärte bei den Schlußberatungen in Weimar: ‚Genies in Windeln könne man keine Unterstützung gewähren.' Dieser geistreich scheinende Ausspruch, wie er eine große Hoffnung Fröbels zu Fall brachte, hatte eine Folge bei Diesterweg, mit der dieser es unendlich gut meinte, aber wesentlich zu jenem drohenden Hagelschlag auf den Acker seines Duzfreundes beitrug. Doch kam jene andere, von Fröbel nur geduldete Freundschaft vernichtend hinzu: Die Beziehung zu den ‚Freien Gemeinden'.

Das politische Fluten der Zeit hatte verschiedene religiöse Freigeister in Hamburg zusammengeführt, um eine ‚Hochschule für Mädchen' einzurichten. Unter den Gründern war Fröbels Neffe Karl, der aus der Schweiz zurückgekehrt war, um den norddeutschen Behörden als Privatmann unter die Arme zu greifen. Es ging das nicht ohne einige höchst über-

flüssige Vorwürfe gegenüber ihrer Rückständigkeit ab. Sehr wider den eigenen Willen sah Fröbel, wie seine freie Idee in den Kampf religiöser Sektenbildung und ins Politische gezogen wurde. Der Ausbildungskursus für Kindergärtnerinnen im Winter 1849, zu dem er noch während des Entstehens der ‚Hochschule' nach Hamburg gerufen wurde, hat ihm mehr Unbehagen, ja Ärger verursacht, denn daß er ihn befriedigte. In diesen Monaten war daher auch die ungünstigste Zeit für den Versuch Middendorffs, Fröbel wieder auszusöhnen mit Langethal, der bis 1841 das Haus in Burgdorf geführt hatte, wobei es aus einem Waisenhaus eine höhere Schule geworden war, eben weil die Bürger meinten, so guter Unterricht käme zuerst ihren eigenen Kindern zu und nicht den Armen. Langethal hatte sich nicht von der Schweiz trennen können und 1841 mit Gustav Fröhlich eine höhere Töchterschule in Bern eröffnet.

Endlich war das Schlößchen Marienthal für Fröbel beziehbar und durch Henriette Breymann und eine weitere Schülerin des Kindergärtners, Luise Levin aus Osterode, wohnlich gemacht worden. Des ‚Narren' Ansehen schien gesichert. Von überall her kamen Meldungen, man wolle einen Kindergarten gründen und brauche darum eine ‚Kindermutter'. Fröbel mußte jetzt bereits Zeugnissen bei ihm Ausgebildeter durch seine Namensunterschrift Gewicht geben (!). In Hamburg hatte er Wichard Lange kennen gelernt, der später Alwine Middendorff heiratete und, freilich durch Amtsarbeit überlastet, als erster Herausgeber ‚Gesammelter pädagogischer Schriften Friedrich Fröbels' des Menschenerziehers Vorkämpfer wurde. Unter Langes Mitwirkung erschien seit Januar 1850 eine neue Zeitschrift: ‚Friedrich Fröbels Wochenschrift. Ein Einigungsblatt für alle Freunde wahrer Menschenbildung'. Dies Blatt hatte etwa den Zuschnitt der Sonntagsblätter, die von den ‚Freien Gemeinden' herausgegeben wurden, selbstverständlich unter Fröbels Einfluß darauf eingestellt, ‚die Kluft zwischen Schule und Haus, zwischen Privat- und öffentlichem Leben durch Verwirklichung der aus seinem System hervorgegangenen Kindergartenidee auszufüllen'. Dem ersten ‚allgemeinen Teil' schloß sich ein besonderer an, der Mitteilungen des Standes der Sache aus allen Gegenden, Anzeigen von Erziehungsschriften, Beschreibung neuer Spiele und Beschäftigungsmittel der Kleinkinderwelt brachte. Künstlerische Beigaben von Zeichnungen, Liedern und Kompositionen sowie ein ‚Sprechsaal' waren als Schluß gedacht. Nur 52 Nummern der Zeitschrift erschienen.

Einen großen Tag brachte der 4. August 1850: ein ‚Spielfest auf dem Altenstein' bei Liebenstein. Zahllose Gäste des Bades nahmen daran teil. Auf bekränzten Leiterwagen oder zu Fuß kamen blumengeschmückte Kinderscharen aus den Dörfern der Umgegend. Auch der Hof war zugegen.

Der schönste Sonnenschein verklärte Fröbels Bemühen und sein Gesicht. — War jetzt die Zeit zum Ausruhen gekommen? Der 68jährige blickte in die Zukunft. Wer sollte sein Erbe verwalten, das Erbe, das auf seinen zwei Augen stand, die Fülle seiner Schriften und Entwürfe, endlich den mit diesen verbundenen Namen?

Luise Levin war genau ein Drittel Jahrhundert jünger als er. Sie ging mit der Schmiegsamkeit des schlichten Mädchens aus gutem, bescheidenem Stande auf seine Lebensarbeit ein. Am 9. Juni 1851 schloß Fröbel unter dem lebhaften Widerstand seiner Verwandten mit ihr die Ehe. Von Keilhau kam nur Middendorff herüber. Er führte die Braut, Frau v. Marenholtz den Bräutigam. Luise Levin hat später in ihren Erinnerungen geschrieben: ‚In der anfangs kindlichen Verehrung, mit welcher ich an Fröbel hing, hatte ich stets gestrebt, ihm geistig näherzukommen, und seine unendliche Güte, welche er stets Schwachen entgegenbrachte, hatte mein Selbstvertrauen geweckt und gepflegt. Ich wagte es, mich neben den Mann zu stellen, den ich zwar noch stets hoch über mir sah, aber dem ich doch eine Stütze in anderer Beziehung sein konnte und dem ich mein bestes Sein zu danken hatte. Fröbels Alter störte mich nicht. Er stand in meinen Augen hoch über allen andern Männern, und ich fühlte nur, wie unbedeutend ich neben ihm stand. Meine einzige Sorge war, ob dieser in Fröbels Alter ungewöhnliche Schritt seinen Bestrebungen schaden könne.' —

Ein Halbjahr zuvor war in Nordhausen ein ‚Kindergarten' eröffnet worden, und zwar von Baltzer, dem verfehmten Führer der ‚Freien Gemeinden' im Elblande. Die Gründungsurkunde nannte auch einen jüdischen Vater. Die Grundsätze seien die Friedrich Fröbels. Wahrscheinlich hat Graffunder, ein Erfurter Schulrat mit freiem und auch schönheitsfrohem Blick, eine günstige ganz kurze Notiz darüber geschrieben, die in den amtlichen ‚Zeitungsberichten' für die Hand des Königs Friedrich Wilhelm IV. einzuliefern waren. Der ‚Romantiker auf dem Tron' stutzte. Gedachte er beim Ausdruck ‚Fröbelsche Grundsätze' an Julius Fröbel, den Abgeordneten, der in Frankfurt großdeutsche Politik getrieben, ein vielbeachtetes Buch ‚Soziale Politik' veröffentlicht hatte, im Wiener Aufstand mit den Waffen in der Hand gefangen, zum Tode verurteilt und aus undurchsichtigen Beziehungen begnadigt worden war? Kirchliche Einflüsse Fliednerscher Richtung werden weiter dareingeredet haben. Der König forderte in einer Kabinettsorder Genaueres, da seines Wissens Fröbels Grundsätze atheistisch und demagogisch seien.

Innenminister von Westphalen und Unterrichtsminister von Raumer, an beide war des Königs Schreiben gerichtet, wußten zweifellos, daß drei verschiedene Fröbel zu unterscheiden waren: neben dem eigentlichen Be-

gründer der ‚Kindergärten' jener Politiker und ‚Demagoge' Julius Fröbel und Karl Fröbel, der in Hamburg mit ‚Atheisten' wie dem Schneider Weitling und der als Blaustrumpf verfolgten Malvida von Meysenbug unter einer Decke steckte. Friedrich Fröbel war von den Ministern nicht zu übersehen. Sein Name war längst bekannt. Ärgerlich war er der Reaktion noch besonders durch das Eintreten Diesterwegs. Dieser verfolgte Berliner Seminardirektor hatte, wohl auch, um gegen das Verkennen der Bedeutung Fröbels in Weimar einen Trumpf auszuspielen, der Lehrerschaft für sein ‚Jahrbuch 1851!' einen Abriß über das Leben Fröbels und seine Idee versprochen. Die Regierung hatte schon seiner bloßen Ankündigung einen Druck entgegengesetzt; Diesterweg merkte das an der geringen Zahl von Vorbestellungen und besprach dies Zeichen der Zeit rücksichtslos im erscheinenden Buche. Neben seiner ‚Geschichte meiner Amtsenthebung' und einem längeren lobenden Aufsatz über den als Demagogen verfolgten Lehrer Wander war dort auch der versprochene Abriß und am Schluß dieser 22 Seiten über Fröbel zu lesen:

‚Werden in Zukunft die größten Wohltäter der Menschheit genannt, so wird unter ihnen der Name

Friedrich Fröbel

nicht fehlen.'

Für die Minister war es damit ausgemacht, daß auch der eigentliche Kindergärtner mit den ‚Demagogen' verbündet war. Von den freien Gemeinden ostwärts der Elbe, die unter der besonnenen Führung des edlen Friedrich Rupp, so lange der Staat sie nicht hinauswarf, bei der Landeskirche verharren wollten, waren ebenfalls Kindergärten gegründet worden. Ein solcher, dem nur der Name fehlte, war unter Rupps Augen in Königsberg entstanden. Und da Rupp als Atheist ins Gefängnis geschickt wurde, so war diese Veranstaltung, ganz unabhängig von jener Kabinettsorder, schon am 30. März 1851 verboten worden. Nach Empfang des Handschreibens vertiefte sich v. Raumer in die Broschüre Karl Fröbels ‚Hochschule für Mädchen und Kindergärtnerinnen', die der Verfasser vor kurzem dem Ministerium zugesandt hatte und die auch mit einer Fußnote in Diesterwegs Jahrbuch empfohlen war. Bei Karl las der Minister den Namen Friedrich Fröbel fast ein halbdutzendmal gesperrt und einmal fettgedruckt, als den des Schöpfers der Kindergärten. Es bedurfte kaum der Kenntnis näherer Umstände bei der Gründung in Nordhausen. Verschiedene als Demagogen verfolgte Zeitungsschreiber waren, nicht einmal besonders männlich, daran beteiligt gewesen, um der Behörde ‚ein Schnippchen zu schlagen'. Dem König wurde ein Vortrag gehalten, laut welchem die Grundsätze ‚Fr. Fröbels' sich tatsächlich als zu demagogischen und atheistischen Entwicklungen führend

erwiesen hätten. Die Folge war ein Erlaß, der in Preußen alle öffentlichen Kindergärten verbot.

Erst aus der Zeitung erfuhr Fröbel von diesem Schritt. Er suchte dem Ministerium eine goldne Brücke zum Rückzug zu bauen, indem er sofort um Aufhebung eines Verbotes einkam, das nur auf einer Verwechslung mit seinen Neffen beruhen könne. Dementsprechend veröffentlichte er eine kurze Zurechtstellung in Zeitungen. Die Gegner der Reaktion aber fielen mit Freuden über den Scherz her, daß kleine Kinder bereits als Demagogen und Atheisten dem Ministerium gefährlich erschienen. Unterdes reichte Fröbel ein unmittelbar an den König gerichtetes Gesuch um Prüfung ein, das durch Frau v. Marenholtz wohl über den ersten Adjutanten des Thronfolgers vermittelt wurde. Der gutmeinende König forderte von seinen Ministern einen neuen Vortrag. Sie vermochten ihn mit Recht zu überzeugen, nicht leichtfertig zum Verbot der Kindergärten geschritten zu sein. Gleichzeitig hatte sich ein Freund, bei dem Fröbel vor Jahren während seines Aufenthalts in Darmstadt gewohnt hatte, an das Ministerium herangeklingelt, um unter Herabsetzung des Menschenerziehers sein eigenes frömmelndes Buch ‚Die Menschenerziehung' (!) anzubringen. Der Minister lehnte diese Anbiederung des Edlen kühl ab. Sein Referent, der Verfasser der ‚Regulative', Schulrat Stiehl, schlachtete aber recht bequem einen Artikel dieses Fölsing aus, mit dem der Angeber u. a. auch vertrauliche Nachrichten aus Fröbels Kreise öffentlich weitergegeben hatte. Und Hinkeldey, der vielgenannte Polizeipräsident von Berlin, hat freiwillig die Gelegenheit benutzt, sich als Wächter des Staatswohls zu zeigen mit Nachweis beschlagnahmter verdächtiger Briefe. Aus diesen war freilich nicht zu verkennen, daß mancher als ‚Demagoge' angekreidete Mann zu Fröbel hielt und für ihn wirkte. Das Verhängnis nahm seinen Lauf, weil die Reaktion solch Bündnis nicht dulden konnte, um so weniger, weil es zu Lebzeiten Fröbels nicht leicht war, seiner leitenden Idee gerecht zu werden.

Der Betroffene hatte sich gleich in der Woche nach dem Schlag vom 7. August 1851 die tatsächlichen Zusammenhänge sehr klar auseinandergelegt. Er hoffte damals noch fest auf einen Rückzug der Preußischen Regierung. Diesterweg, am Orte selbst, kannte sich besser aus. Er rief am 23. August 1851 dem Freunde zu: eine Verfügung, so schlecht motiviert wie diese, werde sich wohl nicht lange halten lassen, wenn man auf Gründe höre.

‚Daran aber zweifle ich, und deswegen hoffe ich vorerst nicht allzuviel. Vorerst muß Zeit gewonnen, d. h. das bereits eingenommene Terrain behauptet werden. Ist das erst verloren, dann ist vorerst in Preußen in praxi alles verloren. Das schadet der Idee nicht, aber der Sache, wird indessen Deinen Mut so wenig beugen wie den Deines Diesterweg.'

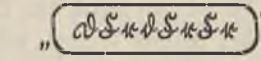
Der so spät gefundene, aber desto überzeugtere Mitkämpfer behielt recht. Öffentliche Kindergärten blieben in Preußen verboten. Nachbarstaaten folgten Preußens Beispiel. War damit die Eiche gefällt, von der Fröbels Fabel vom Jahre 1816 geredet hatte? Der Menschenerzieher wußte längst, daß er gerade als ‚Kindergärtner‘ für die Ewigkeit baue. „Meine ewige Freundin, die Zeit,“ das war das stolzeste Bekenntnis seines Genius. Doch schmerzte den Sohn Johann Jakobs die öffentliche Anzweiflung seiner religiösen Gesinnung. Sein Name war durch das Verbot seines Werkes in aller Mund gebracht. Darüber vergaß Fröbel, wie nunmehr die Politik wider ihren Willen schlechthin zum Wegbereiter für die Kindergärten wurde. Letztlich geschah es aus Treue zu seinem Seelenfreunde Jesu, daß der als ‚Atheist‘ gebrandmarkte Diener des Logos an einer „öffentlichen Erklärung“ arbeitete, in der er sich darauf berief, von christlichen Eltern geboren, christlich getauft zu sein, und stets sich zur väterlichen Kirche gezählt zu haben. In tiefstem Ernst nannte er sich den Vollstreder „des Testaments Jesu“.

Gleich in den Tagen, als er das eben ergangene Verbot auf alle Zusammenhänge ungemein scharf durchleuchtete, hatte eine Erinnerung, aufsteigend aus seiner Kindheit, ihn wie ein Hauch aus der ewigen Heimat angeweht, so daß er unter dieser Empfindung den Namen „Kindergarten“ im ersten Keim belauscht zu haben glaubte. Er sah die beiden heimatlosen Betteljungen von einst vor der Tür der Pfarre in Oberweißbach stehen und hörte ihre Verse wieder. „Es mag wohl sein, daß durch den tiefen Eindruck, den (durch manche andere Umstände) das Ganze auf mich machte, der Geist . . . nach fast zwei Menschenaltern aus ‚Himmelgarten‘, ‚Kind und Garten‘ einen ‚Kindergarten‘ machte.“ Denn den Hintergrund für das Bild habe der „Blumengarten, der schön gepflegte“, des Vaters gebildet.

Die ersten Tage des neuen Jahres 1852 brachten eine Nachricht, die Fröbel „fast versteinerte“. Ferdinand, den er als eine kräftige, kerngesunde Natur vor Augen hatte, war in der Schweiz gestorben. Er, der ‚Waisenvater‘ in Burgdorf, hatte sich bei der Pflege eines typhuskranken Zöglings den Tod geholt. — Unterm 12. April ging ein Bittbrief Fröbels an Middendorff in Keilhau. Es galt, einen gutmütigen, aber leichtsinnigen, schwer zu bändigenden 12jährigen in der Anstalt unterzubringen. „Ihr beruhigt dadurch nicht nur ein besorgtes Vaterherz, sondern Ihr entreißt auch einen sonst wackern, tüchtigen Jungen dem Strom des Verderbens.“ Das Schreiben zeigt die letzte besondere Tat der Liebe des Menschenerziehers, bedeutsam, weil Fröbel mit Recht allezeit im Gesunden sich umgetan hatte, um die Idee des Heils im Gesundbleiben zu suchen. Die Umstände fügten es, daß eine Bitte gleichsam zum Inhalt seines Vermächtnisses

wurde: seine nachgehende Liebe umfaßte die gesunde Jugend; gerade deswegen schloß er die Gefährdeten in seine Arme.

In fester und schöner Handschrift spiegelte sich hier auch äußerlich der Charakter des auch im Verkanntwerden Lebensgeeinten. An Middendorff war der Brief gerichtet, „Dein Freund Friedrich Fröbel" stand darunter, in hieroglyphenhafter Abkürzung und durch einen Schlußstrich der Feder gerahmt, ungesucht wie ein ägyptischer Königsname:

„  "

Ausklang.

Mit dem 21. April 1852 erreichte Fröbel das biblische Alter. Er hatte während 7 Jahrzehnten fast Übermenschliches ertragen und geleistet. Seine Uhr war abgelaufen. Unterm Abendsonnenschein des 21. Juni, vor dem scheidenden Gestirn der Sommersonnenwende, schloß er die Augen. In den letzten Stunden hatte er gebeten, daß ihm der herbeigeeilte Middendorff seinen Taufbrief vorlese. „Mein Kreditiv! Mein Kreditiv! —" so hatte er die Lesung wiederholt unterbrochen.

Am Begräbnistage wurde sein Leichnam von der Stätte letzten Wirkens, dem Schlößchen Marienthal, zum nahen Friedhof von Schweina gefahren. Ein Gewittersturm zwang die Begleitenden zum Unterstellen. In die offene Gruft lächelte wieder die Sonne, und Kinderhände warfen ihrem Freunde Blumen nach. Pfarrer Rückert, der Bruder des Dichters, hielt die Grabrede. Dann sprach Middendorff wenige Worte, anknüpfend an den eben erlebten Sturm und das goldene Tageslicht. (Der Treue folgte dem Treuen bereits wenige Monate danach ins Land der Freiheit.) Hans Ernst Luther meißelte nach Middendorffs Entwurf das erste Denkmal für das Grab, einen ganz schlichten Aufbau von Würfel, Walze und Kugel.

In gleicher Schlichtheit steht ähnliches zu Weimar im Garten des Hauses ‚Am Stern'; nur ähnlich, weil Goethes Lebensgefühl, nicht so streng in der mathematischen, sondern in der künstlerischen Einheit, einen Würfel mit einer darauf ruhenden, etwas kleineren Kugel verlangte. — Das erste Grabmal Fröbels mußte einer Erneuerung Platz machen. Es selbst wanderte auf einen Waldeshang über Marienthal, wo es, fast verloren vom Welttreiben, im Lichte der scheidenden Sonne vielleicht unmittelbarer vom Logos des Weltenbaus redet, als über den Gebeinen des Künders seiner Sprache. — Unverändert, wie seit 4 Jahrhunderten, hält der Würfel der Sonnenuhr auf Fröbels Heimatsfriedhof die Seiten ausgerichtet nach den Enden dieser Welt, die uns nur dann eine ewige gilt, wenn wir „das Gesetz" vernehmen.



Franciszkańska Biblioteka Teologiczna
z siedzibą w Łapsce
— oddział —

An Fröbels äußere Erscheinung mag uns das Bild zu Eingang unseres Buches erinnern. Mit eigener Hand unterschrieb er sich bis ans Lebensende in einer Klarheit, die der Ausdruck seiner Seelenreinheit und der seiner Sicherheit war, so wie es zur Zeit des hohen Glückes in seinem Berufe, 1834, unter einem gewöhnlichen Briefe geschah:



Und dieser Name selbst? Wer in die Sagen seines Volkes eingeht, ist Träger von dessen Wesen. Das Volk empfand des Kindergärtners Tod als eine Folge des ohnmächtigen Verbots einer Idee oder doch eines Werkes, das erst durch dieses Hinscheiden dem Gefühl in seiner schlichten Freundlichkeit vertraut wurde, da nun herzliche Teilnahme die Gestalt des großen Kinderfreundes umschwebte. Etwa ein drittel Jahrhundert war vergangen, da schrieb sich ein Sohn des sagenfrohen Thüringen vom Herzen, was ahnungsvoll den Inhalt des Lebens Fröbels durchleuchtet. Die Sage spielt um den Pfarrhauskeller in Oberweißbach, von dem wir wissen, daß er einst in den Felsen hineingehauen war, also nicht gar zu fern von dem Grab der Mutter haltmachte. Mit wenigen Auslassungen geben wir die Stimme der Heimat wieder, wie sie uns gedruckt vor Augen kam.

‚Einem Knäblein starb bald nach seiner Geburt die Mutter. Einige Jahre darauf erhielt der Knabe eine Stiefmutter, die, so lange sie selbst keine Kinder hatte, sich freundlich gegen ihn zeigte, sobald ihr aber das Glück wurde, selbst Kinder herzen zu können, ihr Stiefsöhnchen nur in der dritten Person ‚Er' anredete. Der Vater, ein gelehrter und erfahrener Pfarrer, hatte bei seiner rastlosen Amtstätigkeit keine Zeit, sich um den Sohn zu kümmern. Nur im Garten fand man Kinder und Eltern vereint beschäftigt. Durch seinen Jugendmut, seine Lebendigkeit, seine Lebenslust und Ausgelassenheit bereitete das Kind seinen Eltern gar manchmal Fatalitäten ... Als der Knabe wiedereinmal in seiner Unbesonnenheit etwas zerstört hatte, sperrte ihn die Stiefmutter dafür in den Keller und vergaß seiner am Abend. Am andern Morgen fehlt das Kind; sie eilt in den Keller, um es zu holen. Voll Verwunderung über seine Frische und Freundlichkeit fragte sie: ‚Wer hat dich so schön gewaschen und gekämmt?' Darauf erhielt sie die Antwort: „Meine erste Mutter war bei mir und hat es getan."

* *
*

Nachwort.

Vor unseren Augen entfaltete sich der Reichtum der deutschen Seele, Wesen und Sinn des deutschen Gemütes. In Fröbels eigenem Empfinden bewahrte das schwer übersetzbare Wort ‚Gemüt' den ursprünglichen Klang männlich gesammelten Mutes, vereint mit dem weiblichen Herzenston liebender Hingabe. War es vermessen, die Lebenseinigung von Mut und Liebe eine Vollstreckung des Testamentes Jesu zu nennen?

Wir kennen von Seite 81 her die Worte seines Taufbriefes, die den sich Vollendenden furchtlos das Tor zur Ewigkeit durchschreiten ließen, weil er mit ihnen fünfzig Jahre lang bewußt danach gestrebt, durch ein Leben im Ganzen göttliche Menschheit darzuleben. Seine persönliche Leistung war, als Einzelner die Gattung ‚Mensch' zu verkörpern, wie das der deutsche Idealismus fordert. Es ziemt sich, dem Leser nicht vorzuenthalten, welcher dumpfe Glaube halbheidnisch mit amuletthaftem Zaubersegen an die Wiege des dreitägigen Säuglings trat. Der Taufbrief der Friederike Kämpfin lautet in der ersten Hälfte: ‚Solte mein Herz nicht Ganz Freude seyn, an dem heutigen Tage ein solches Verrichten zu dürfen, welches Dich, liebenswürdiges Pathgen! zum Himmlischen Segen und mich zu Vorzüglichen Ehren setzet? So stehe doch auf, mein Freund! Mein Schöner, Komme her und ruhe auf meinen Armen, Auf welchen ich Dich bey dem Geheiligten Tauf Stein Jesu, vorhalte, von nun an wird sich dieser unser Heyland mit Dir vertrauen in Gerechtigkeit, Gnade und Barmherzigkeit.' — Das Bewußtsein, in der ungeklärten Stimme die ‚treue und wohlgemeinte Vermahnung' nicht überhört zu haben, machte das armselige Schriftstück dem Sterbenden zum Beglaubigungsschreiben. Wohlan denn!

‚Sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein Bißchen so oder so im äußeren Kultus nicht mehr sonderlichen Wert legen.' ‚Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, — über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen!' Also sprach Goethe elf Tage vor seinem Heimgang zur Menschheit durch Eckermann. Durch schlichtes Tun und demütigste Darlebung bezeugte Fröbel dasselbe als Menschheitserzieher.



Sachverzeichnis.

(Namen unter mehr persönlichen als sachlichen Belangen siehe in der Personentafel!)

A

Abendmahlsfeier 40, 735
Ahnung 732f.
Akademisches Studium 58f., 74, 183, 312
Anschauung, ‚innere' 179, 217, 231, 244ff., 292, 301, 320, 732
Arbeitsschule 626ff.
Ariadne (Herders) 98, 167, 173, 208, 319, 336, 646
Armenerziehungsanstalt 143, 547, 580, 685f., 691, 699, 704, 725
Armut 494, 510, 534f. 689, 698
Arndt, ‚Germanien und Europa' 123ff., 145, 171, 210, 370, 470, 569f.
—, ‚Fragmente' 171, 179ff., 191, 219ff., 373
Ästhetik 182, 246f, 701, 715
Augustinus 454, 643, 648
„Außenwelt" 189
Auswanderung 78, 688, 693, 701, 735, 748

B

Bach 266
Bamberg 99f.
Basedow 266, 593, 610
Batsch 61f., 64, 101, 410
Baunach 86ff., 92
Beethoven 475, 650, 655, 735
Bern 683f.
Bernhardi 165
Bildung 299f., 468ff., 611f., 691
— = „Freiung" 700
Bildungstrieb 215, 223, 469
Blankenburg 738, 746, 749
Blasche 628f.
Blumenbach 64, 114, 469
Buchstabieren 17
Burgdorf 695, 697f., 706f., 716f., 734

C

Carus, Frd. Aug. 93
Christentum, altchristliche Form 18, 537
—, mittelalterliche Form 545
—, protestantische Form 673
—, Religion der Freiheit 701, 719
Comenius 151, 610
Cranach, Lukas 229

D

Dalberg, Fürst Primas 143
Darlebung 211, 465f., 469, 694f.
„Darstellung" nach Pestalozzi 252f.
Delekat 217
Deutsche, das 205, 378, 554ff., 562, 568f., 657, 670, 673, 686, 717, 723
Diesseits und jenseits 19, 82, 468, 698, 719
Dresden 741

E

Ehe 193, 323 f., 413, 419, **433**, **439**, **479**, 499, **506** f., 526, **652**
Eidetik **430** f.
Einheit **273**, **313** f., 333, 410, **453**, 466, **519**, **537** f., **599**, **752** f.
Erdkunde 152, 163, 241, **581** f., **613**
Erzieher und Lehrer 142, 166 f., **185** f., **233**, 373, **459**, **471**, 546, **691**
Erziehung der Erzieher **586**, **675**
Erziehung, Idee der 211, 239, **435**, **696**, **700**
Erziehungskunst 706; 711

F

Familie 192, **201**, **249**, 256, **288** f., 295, **481** f., 495 f., **518**, **570**, 580, **583**, **630** f.
Fechner 127
Feldmessen 55, 59, 99 f., 182, 581
Fichte, ‚Anweisung' 191;
‚Beiträge . . .' 136;
‚Bestimmung d. Gelehrten' 183;
‚Bestimmung d. Menschen' 170, 183, 569;
‚Reden' 219, 240, 256, 267 f.
Fliedner 753
Forster 360, 726
Francke, Aug. Herm. 627, 697
Frankfurt a. M. 135 f., 204, 408, 642, 650, 662
Frauenvereine 396 f., 560, 743
Freie Gemeinden 752, 754 f.
Freiheit, der Bildung 689, **700**;
— des Glaubens 690
Freimaurerei 85, 456, **459**, **573**
Freundschaft 199, 425, 441, **450**, **641**
Friedrich Wilhelm, Deutsch. Kronprinz 749

G

Gaben 284, **582**, **609**, 725, **728**, **733**, **738** ff., 745
Ganzheits-Charakter der Jugend 162, 233, 672, 689
Gebet 533, 720, 742
Gegensätze, Erleben der **32** ff., **84** ff., 109, **314**, **433** f., **740**
„Gelehrter" 253
Gemeinschaft 22 f., 36 f., 185, 187, 192, 258, **299** ff., 369, 377 f., **502**, **609**, **669**, **698** f., **718** f.
Gemüt und Geist 25, 174, **433**, 520, 622
Genius 66, 98, 130, 204, **216** f., 324, **433** f., **620** f., **670**, **693**, **697** ff., **734**
Geschichte 183, 227, **252**, 556, 581
Geschlechter, Frage der 20, 27, 96, 198, 237, **369**, 370 f., 377, **378** f., **433**, 449, 499, 519, **522**, 583, **648** f., **720**
Gesetz **565** f., 569, **603** f., **620**, **643**., **687**, **719**, **722**, 731 f.
Gesinnung 36, 96, **471**, **669**, **673**, **704**
Gestalt 469, 582, **632**, **664**, **694**, 721
Gontard 169, 175
Goethe 60 f., 62 f., 66, 115, 151, 229, 273, **569**, **754**, 760, **762**
— in Schillers Brief vom 23. Aug. 1794, 696
—, ‚Das Göttliche' 371, 620
—, ‚Dichtung und Wahrheit' 145, 306, 386, 409, 411 f., 415
—, Ehrfurcht 257 f., 522
—, Erdgeist 47 f., 62
—, ‚Faust' 706, (Mütter) 314, 739
—, ‚Gott und Welt' 429
—, ‚Gegenständliches Denken' 744

Goethe, ‚Ideen mit Augen sehen' 63, 410, **429** f., 466, **606**, 612, 740
—, ‚Mahomet' 372
—, ‚Wilhelm Meister' 49, 256, 565, **645**
—, Morphologie **468** ff.
—, ‚Reflexion' **700** f.
—, ‚Schwebender Genius' 66
—, ‚Selige Sehnsucht' 325 f.
—, ‚Torquato Tasso' 176, 182, 205, 228, 306, 359, 593
—, ‚Versuch als Vermittler . .' 341
—, ‚Wahlverwandtschaften' 60, 309, **325**, **341** f., **437** f.
—, ‚Werther' 488, **571**
„Gottes Garten" 239, 264, 410, **605**, 759
Göttingen 310
Göttling 60
Grammatik 169, 549
Greiling 460
—, „Über den Endzweck der Erziehung' 136, **460** f.
—, ‚Jesus von Nazareth' **462** ff., 736
Groß-Miltzow 113, **119** f.
Grimmelshausen 574, 747
„Grundriß" 24
Grundtypus 62, 462, 539
Gruner 138 ff., 145
—, ‚Briefe über Burgdorf' 143, 695
Gut und Böse 27, 371 f., **449**, **468**, **567**

H

Hamburg 755
Hausandachten 6, 550
Hauslehrer 174 f.
Hegel 740
Heinroth 744
Heinsius 165
Helba 637, 701
Herbart, ‚Pestalozzis Idee' 164
—, ‚Allgemeine Pädagogik' 685
Herder, 26 f., 600
—, ‚Kalligone' 173 f., 182
—, ‚Ideen' 174, 182
Herodot 228
Heusinger 627
Hirschberg (Saale) 46
‚Das Höchste' 186, 191 f., 201, 466, **519**
Hölle 27
Humboldt, Alex. v. 349, 700
—, Wilh. v. 151, 176, **694**

J

Iferten 146 ff., 233 f., **242** ff., **248** f., **260** f., 273, 315, 655 f., 658
Iffland 48
Isis 89, **121**, **215**, 221, 466
‚Isis' (Schweizer) 143, 148, 150
— (Okens) 572
Jahn 557
Jena 55
—, Literatur Zeitung 164, 168, 180, 184, 186, 245, 281
Jesus 81 f., 89 f., 146 f., 218, 234, 260, 268, **462** ff., **466**, **478**, **532**, 563, 570, **644**, **668**, 717 f., **759**
— im Tempel 605 f., 718, **731** f.
Johannes, nach Dominichino 229
Johannsen 164, 167 f., **247**
Jugendpfleger(innen) 635

K

Kant, ‚Urteilskraft' 182, 648
—, Kritiken 461
Kassiopeia 50, 65, **170** f., 532, **568**, 599, 727
Keilhau 492 f.
Kepler 57, 60

Kern, ‚Päd. Fragmente' 236
‚Kind' 264; ‚der Methode' 274
Kinderbehandlung 209, **664**, **680**, **695**, **702** f., 707, **723** f.
Kindergarten 699, 744 f., 759
Kirchliche Formen 84, 90, 221, **464**, **505**, **550**, 566, 651, 654, 687
Klassen wandernde 155, 160, 548
Klassisch 387
Klopstock 659 f., 667
Konfirmation 21 f, 38 f., 48, 668
Körperschulung 188, 223, 360, 368, 557, **664**, **698** f.
„Kraft" 115, 215, 270, 289, **452** f., **470**, **576**
Krause 360 **456** ff., **732**, 735
—, ‚Kritik' 571 f.
—, ‚Urkunden' 572
Krüsi 147 f., 151, 747
Kriegswissenschaft 359, **750**
Krumbeck i. d. Uckermark 129 f.
Kugel 322, **454** f., 468, 472, **566**, **628**, **651**, **733**, **760**
Kultur 209 211 f., 369, 494, 537, 548 f.; wissenschaftliche 227
Kunst 104 f., 126 f., 182, 245, **276** f., **284**, 468, **536** f., 687, **692**, **730**, 760

L

Laborantenwesen 7 f., 252, **568** f.
Landeskirche 221, 550, 753
Lebenseinigung 616, **643** f., 688, **712**, **715**, **731**, **747**
Lebensganzes **718**, 720, **725**, **731**, 748
Lebenskunst 253, **556** f., **609**, **701**, **711**, **731**, **754**
„Leben auf dem Lande" 44, 88 f., 119, 543, 688
Leben, schlechthin **588**, **604**
Leben, nach dem Tode 366, 570, 719, **748**
—, als Bewegung 564
—, des Protestantismus 673
—, im Ganzen 684
Lebens, Gestaltung des 696
Leben und Schule 253, 298, 494 f., 544
Lehrerbildung 300, 635, 694 f., 702, **706** ff.
Lehrerschaft 751
Liebe 441 ff., 508 f., 520 ff., 621, 643, 688, 727
Liebenstein 753, 755 f.
Logik 200, **312**, **454**, **539**
Luther 132, 191, **644**, 675, 750
—, ‚Freiheit eines Christenmenschen 298

M

Maria 88, 90, 195, 215, **463**, 466, **522**, **599**, 718, **726**
Marienthal 753, 760
Mathematik 59 f., 137, 154, 179, **191**, 212, **282**, **453**
— („Geometrie") 45, 55, 179, 182, 581
— („Ökonom") 44, 78, 544, 547, **559**
— (Rechnen) 23 f., 34
— (Zahlenlehre) 164 f., **451** f., 581, 678
Mathy 668, 683
„Menschheit" 66, 69 f., 96, 106 f., **313**, **318** f., **519**, **568**, **599**, **642**, **649**, **651**, **657**, **717**, **727**
Menschheitserzieher 210, **556**, **684**, **688**, **724**, **728**
Metaphysik 115
Mieg 175
Mineralogie 60, **233**, **340** f., 376, 386, 406, **431** f., 453, 466

Mollweide 126
Morphologie 62f., 115, 453ff., 468ff., 611
Musik 32, 34, 232, 256f., 267, 277f., 283f., 301f., 363, 382, 557, 578, 625, 632f., 681, 688ff., 690, 693f., 704, 710, 735f.
Musterschule 140ff., 158ff., 164
Mutter- und Koselieder 745f.
Mütter 260, 719
Mütterlichkeit 23, 88ff., 215, 218, 229, 253, 268f., 504f., 530f.

N

„Natur". 245, 332; Naturzustand 212; Naturmensch 313
Naturwissenschaft 153, 333f.
Niederer 148f., 234, 238, 268, 270f., 541, 656, 729
Nomaden 369f.
Nordhausen 756f.
Novalis 117ff., 120ff., 183, 594, 744

O

Oberweißbach 1, 21; Gottesverkündigung dortselbst 7, 21; Kirche 4, 7, 16; Pfarrhaus 15, 759; Sakristei 22, 25ff. 48; Schule 5, 24; Sonnenuhr 1, 16, 26, 732, 760
„Offenbarung" 314, 644f., 737, 738
Ordre de Dieu 217, 243, 268, 301, 321, 400, 732, 739
„Organisation" 168, 548

P

Panentheismus 563
Jean Paul 114, 193, 198, 655, 658, 667
Pestalozzi 136f., 143; ‚Bericht' 233; (Krüsi-) ‚Buch der Mütter' 151, 165, 220, 252, 266, 285, 747; „Empiriker" 212; ‚Epochen' 146f.
—, Geist 218, 231f., 234, 666, 698, 721, 737
—, ‚Gertrud' 137, 147, 164, 166f., 247f.
—, Lenzburger Rede 268ff., 276f., 458
—, ‚Nachforschungen' 268, 276, 543
—, Neujahrsrede 1810, 289
Physiognomik 388, 390f., 589
Plato 191 453, 536
Polarität 264, 314, 456, 657, 662, 675f., 746f.
Politik 332, 555, 657f., 684, 687
Pörschke 116
Preußen 343, 345, 426, 435, 745, 756f., VIII
Protestantismus, pädagogischer 144 191.
Psychologie der Jugendlichen 584f., 619; des Kleinkindes 614f.

Q

Quesnay 543f., 562

R

Ranzer 8, 18f., 568f., 723
Raum und Zeit 34
Religionsunterricht 36, 550
Rentweinsdorf 83
Ritter 175
Romantik 117f., 195, 357f., 379f., 466, 498f.
Rosegger 379
Rotenhan, von, Sigmund I. 83, 85f., 94f.; Sebastian I. 84
Rousseau 185. 460ff.. 718

Rückert 83
„Rune“ 425, **641**
Rupp, Friedr. 630, 757

S

Sailer, ‚Erziehung der Erzieher‘ 184
Sammlungen 47, 89, 164f., 181, **226f.**, 326f., 333, 615, 700, 709
Saraſin 175
Schäfer, Wilh., ‚Lebenstag‘ 146
Schauſpiel **48f.**, 280, **678**, 692
Schelling 58, **101ff.**, 149f., 183, 308, **477**
Schema 273, 322, 373, 390, **466**, **477f.**, 641, **647**, 694
Schiller an Goethe 696; in Goethes ‚Reflexion‘ **700f.**
—, Abhandlungen 307, **647**, **730**
—, ‚Äſthetiſche Erziehung‘ 136, 188, 463, **595f.**, 687
—, ‚Das Höchſte‘ 186, 451
—, Diſtichen **214**, 304, 593
—, ‚Don Carlos‘ 181
—, ‚Glocke‘ 693, 705
—, ‚Kolumbus‘ **98**, 468
—, ‚Sänger der Vorwelt‘ 278
—, ‚Sehnſucht‘ 109, 318
—, ‚Wilhelm Tell‘ 347
Schleiermacher 536f.; Vorleſungen **450f.**, **453**
—, ‚Weihnachtsfeier‘ 597—600, 675
Schloſſer 175
Schmid, Chriſtoph 723
Schmid, Joſeph, ‚Elementarbücher‘ 251, 257, 280f.
—, ‚Erfahrungen und Anſichten‘ 293ff., 537, 677
Schönbein 579, 631
Schopenhauer 418
Schule, ‚weltliche‘ 162
Schul- und Gelehrtenbildung 95, 103, 225, 313
Schulverordnungen 300f.
Schwärmerei 36ff., 60, 65, 127, 206
Schwarz 164, 294
Schweina 760
Selbſttätigkeit 15f., 17f., 44, 183, **252**, 265, **471f.**, 536, 581, 680, 722, 740
Selbſtvervollkommnung 37, 138, 168, 208, 212, 392, **719**
Smith 332, 543f., 562
Sokrates 356, **460**, **464f.**, 471, 563
Sommerſonnenwende 1785:11; 1797:45; 1799:52; 1805:133, 142; 1806:179; 1807:220, 223; 1808:235; 1809:258; 1810:267, 292, 302; 1811:311; 1814:408; 1815:447; 1817:492; 1820:551; 1823:577; 1831:658; 1834:**708f.**; 1852:**760**.
Soyaux 164
Spanier (Jen. Lit. Ztg.) 164, 168, 245, **609f.**
Sphaira 319ff., 340, 372, **536**
Sphäriſche Geſetze **16**, **36**, 57, 732, **760**
Spiel, Formen ſeines Spielens 25, 188, 265, 279, **596**
—, poetiſches 194
—, mit der Sprache 622, 715f.
— des Kindes 611, 691, **724f.**, **733**, **739**
— =Stunden 279, 626f., 691, 703
— =Zeug 582, **610**
Sport 613, **699**
Sprachen, fremde 162, 169, 183, 549
Sprachbetrachtung 278f.
Sprachunterricht 151, 165, 279f., **548f.**, 678
Stadtilm 32; Kirche 32, 37; Pfarrhaus 30; Schulen 35, 259, 296

Staël, Frau v. 193, 196
Stahl 55
Stein, Frau v. 13, 112
Steinsprache 20f.
Stete 569f., 572f., 584
Stiehl 758

T

Tagebuch 47, 615
Tanz 280
Taufbriefe, 16. 19, 81, 760, 762
‚Trachtet am ersten . .' 23, 207, 515, 521, 659, 688
Türk, von ‚Briefe' 189f.

U

Urerlebnis 216, 726

V

Vater, Idee des 214, 218, 234, 242, 249f., 263f.
Vertrauen 7, 330, 521, 616, 648, 652, 657, 665, 713f. 759
Voigt 51
Völkerbund 574, 658
Volkserziehungs-Anstalt 559, 635, 637f., 653, 663
Volksgemeinschaft 378, 387, 555, 574, 674, 698
Volkshochschulen 700

W

Wagner, J. J. 630; ‚Philosophie der Erziehungskunst' 184, 260, 518, 630; ‚Mathematische Philosophie' 260, 314
Wahlverwandtschaften 60, 309
Waisenhaus 697f., 713, 735
Wartensee 650, 659, 660f.
Weitersroda 76f.
Weltseele 101f., 183, 191, 308, 386
Weltuntergang 19, 752
Werkunterricht 188, 223, 241, 266, 288, 548
Wille, dessen Rolle 27f., 622, 704
Willemer 158, 175
Willisau 671f., 678ff., 715f., 726, 734
Wilmsen 540f.
Winckelmann 68
Wislicenus 578
Wissenschaftslehre 170, 182f., 211ff., 433, 471, 721
Wohnstubenkraft 217f., 230, 239, 249, 263, 587

Z

Zeichnen 164, 284, 557, 581, 664, 678
Zeller 265
Zendavest 68
Zwingli 267, 692, 735

Personentafel.

(Namen, die mehr aus sachlichen und weniger aus persönlichen Beziehungen genannt wurden, siehe im Sachverzeichnis!)

A

Arndt, E. M. 123, 171, **179 f.**, **191**, **227**, 534
Arnim, Frau v. 639
Arnswald, von 743, **750**

B

Bagge 139, 650
Bähring, (Pfarrer) 546, 618
Barop 577 f., **616 f.**, **632 f.**, **634**, **640 f.**, 645, **669 f.**, **687**, 734, 736, 737 f., 745 f., **747 f.**, 751 f.
Barraud 156
Batsch 61 ff., 67, 101, **430**
Bauer 352, 363, 394, 407, 436, **590**
Bauer-Fallenstein 378 ff.
Baumann (Rechtsanwalt) 695, 703
— (Reg.-Rat) 696
Beethoven **475**, 574, 735
Bendemann 467, 488
Bernadotte 367 f., 385, 394
Bernhard von Meiningen **636 ff.**, 753
Bernhardi 350
Bernstorff, v. 140
Bitzius (Jeremias Gotthelf) 707, **708**, **716**, 734
Blasche 628 ff.
Blumenbach 334, 431
Böhme, Jacob 414, 418 f., 433, **466**, **474**, 536
Bouterwek 139
Brauchitsch, v. 405, 447 f.
Breymann, Henriette 751
Brömel 578, 704

C

Carl, Wilh. 625, 632
Caroline, Fürstin-Mutter 251, 258, 289, 305, 561, **607**, 634, **674**
Chatel, du 162
Comenius 610, 627
Chrispine, Ernestine, 424, 524 f., 527

D

Dewitz, v. 113, 128
Diesterweg 751, **754**, **757**, **758**
Dieter 83, 94
Dominichino-Müller 307, 321, 650, **737**

E

Eiselen 346, 394 f.
Eisenach 132, 750

F

Fölsing 758
Forster 360 ff., 726
Fouqué, de la Motte 203
Frankenberg 672, 688 f., 702, **735 f.**, 741, **749**
Friedrich Wilhelm IV. 756, **758**

Fries 659, 721, 731 f.
Friesen 405
Fröbel, Joh. Jac. (Vater) 1 ff., 7, 9 ff., 20, 67 ff., 74, 80 f., 295, 720, 759
—, Jac. Eleon. Friederike (Mutter) 2, 14 f., 389, 761
—, August (Bruder) 8
—, Christian (Bruder) 65, 316, 326, 343, 481 f., 535, 551 f., 608
—, **Christoph** (Bruder) 25 f., 52 ff., 56, 74 f., 111 f., 131, 236, 250, 264 f., 297, 311, 316 f., 328 ff., 335 f., 398
—, Juliane (Schwester) 13, 112, 309, 327, 607 f.
—, Traugott (Bruder) 55, 57, 76, 216, 218, 328, 418
—, geb. Otto (zweite Mutter) 11, 56 f., 418
—, Carl Poppo (Halbbruder) 13, 40, 54, 130, 210, 232, 250, 316, 418, 557, 566 f., 601
—, Sophie (Halbschwester) 31, 74
—, Wilhelm (Neffe) 481, 487, 626, 671
—, Ferdinand (Neffe) 481, 487, 736, 738, 759
—, Julius (Neffe) 417, 480 f., 529, 590 f., 756
—, Karl (Neffe) 459 f., 487, 490, 549, 591 f., 754, 757
—, Albertine (Nichte) 487, 496, 552 f., 736
—, Emilie (Nichte) 495, 552, 577, 618 f., 708—714, 726 f.
—, Elise (Nichte) 326, 552, 662, 668, 725
—, Joh. Carolina, geb. Mügge (Schwägerin) 65, 316, 343, 551
Fröbel, Christiane, geb. North (Schwägerin) 417 f., 480 f., 495, 500, 524 f., 528 f., 591
—, **Wilhelmine**, geb. Hoffmeister (Frau) 422 ff., 450, 479, 502—527, 529, 553 f., 599, 601, 646, 652, 669, 676, 704, 733 f., 741 f.
—, Luise geb. Levin (zweite Frau) 756
Feinägel 312
Felgermann 749
Fellenberg 268, 645, 685, 693, 700, 705, 715, 728 f.
Fichte 139, 170, 226, 267 f., 321, 398, 425, 554
—, von 662 f.

G

Gebhard 393
Gersbach 655 f., 659
Gerstenbergk 51, 55
Gnüge 672, 694, 704
Goethe 176, 263, 351, 409, 754
Göttling 60
Graffunder 756
Greiling 136, 460 f.
Gruner 138—144, 160 f., 164, 172, 176 f.
Günderrode, Freih. v. 140, 161
Gutenberg 744

H

Hamann 667
Händel 625
Hausmann 340 f., 400
Haydn 625
Hecht 679, 689
Herder 96 f., 174, 182, 321, 601, 745, 747
Hertenstein, Salesie v. 662, 668, 677

Dr. Herzog 577ff., 589, 592f., 624, 631, 663
Heyne 139, 312, 332
Hinkeldey 758
Hoffmann, Geschlecht der 2f.
Hoffmann, J. Chr. (Pflegevater) 28ff., 76f., 110f., 128, 296
Hoffmann (Vormund) 6, 56, 67, 70, 110
— (Tante) 351, 419, 745
— (in Nette) 210, 399f.
Hoffmann (Arzt in Rentweinsdorf) 84, 86
Hoffmeister (Familie) 422ff., 478, 500, 541, 558, 736, 738, 742
Dr. Hohnbaum 579, 636
Holzhausen, Geschlecht der 133f., 176, 232
Holzhausen, Friedr. v. (Bruder) 234f.
Holzhausen, Georg v. (Vater) 176f., 187f., 194, 216, 218, 230, 234f., 287f., 290f., 306
Holzhausen, Frau Caroline von 144f., 176f., 192ff., 213, 221, 234, 290f., 306ff., 320, 323, 338f., 370, 409, 411f., 416, 433—448, 473, 476, 513, 518, 534f., 561f., 575, 642, 648f., 651
Holzhausen, Karl v. (Zögling) 144, 165, 177, 199, 221, 224, 230, 234f., 285, 303f.
—, Fritz v. (Zögling) 145, 235, 285, 416f., 561
—, Adolph v. (Zögling) 145, 160, 165, 178, 214, 235, 311, 404, 416
Holzhausen, Sophie v. 232, 311, 416
Holzhausen, Caroline v. (geb. 1807) 214—221, 226, 228, 230, 605
Holzhausen, Hector v. (geb. 1812) 325, 410
Hopf 152f.
Hufnagel 140, 161

J

Jacobi 337, 563, 727
Jahn 346, 350, 367, 373, 377, 381, 427

K

Kandler 575, 609
Kant 182, 648, 666
Karl („Musterschule") 159
Kempis, Thomas a 425, 510f.
Kilchmann 678f., 684
Klitscher 140
Köhlein 140f., 162
Körner, Theod. 348, 364, 368, 655
Krause 293, 571ff., 629f., 636, 672
Kulisch 93f., 106f., 128, 133, 138, 140f.

L

Lange, Michard 755
Langethal 350, 436, 467, 482f., 491, 496, 498, 501f., 510f., 548f., 589f., 608, 671, 702, 729, 733, 736, 738, 743, 755
Langguth 672, 694, 704
Leibniz 321
Lejeune 237f.
Liszt, Fr. v. 754
Luther 132, 176, 191, 430, 501f., 675, 718
Luther, Georg 550, 601
—, Hans 760
Lutz, Lotte 140, 146, 156f., 463
Lützow 348f., 364, 375, 407, 436

M

Mahlmann 154, 258
Marenholtz-Bülow 754, 756, 758

Marheineke 113f., 174
Marsch 305, 421f.
Martin 684
Methfessel 32, 112, 348, 657
Meyer, Joseph 739
Matter 693, 695f.
Middendorff 351, 356, 363, 402, 436, **449f.**, 455, **459**, 467, **488f.**, 491, 497, **588**, 596, 608, 671, **687**, 735f., 738, **743**, **751**, **755**, 756, **760**
Middendorff, Allwine 633, 755
Mieg 290
Miller 19, 114
Mollweide 126f., 174
Montessori 722
Mörike 567
Müller (Schwager) 333, 607f.
Müller (Geschichtsschreiber) 691
Muralt, von 155, 303

N

Nägeli 256f., **267**, 373, 655, 660
Nänny 140, 208, 230
Napoleon 156, 204, 210, 310, **317**, 335, **344**, 364, **544**, 728
Niederer 238, 281, 285, 293, 303, 541, **656**, **729**
Niemeyer 139
Dr. Nonne 636f., 656
North 53, 315
Novalis 180, 324, 429, **431ff.**, **488**, **594**, 735, 740

O

Oken 350, **606**
Oerstedt 334

P

Perrault 169, 183, 279
Pestalozzi 17f., 146, 156f., 179f., 191, 232, **236**, 238, **242ff.**, 256, 262f., 276, **286f.**, **290f.**, 320, 373, **428**, **485**, 543, 547f., **580**, **655f.**, **658**, **666f.**, **695**, **721**, 729, 733
Petersdorf 364, 374f., 385
Pfaff 397
Pfeiffer 256f., **267**, 373, 655, 660
Pfyffer 684
Pichler, Karoline 327, 337, 655
Plamann 345, **456f.**
Pochhammer 422f., 738
Popp, Dorothea 91, **100**, 107
Pott 312

R

Radziwill 672
Raumer, Karl v. 233, **575**
—, von (Minister) 756f.
Dr. Reibel 101
La Roche 197
Rückert 350, **655**, 760

S

Sailer 164, 677
Salzmann 140, 148, 628
Sänger 172
Savigny 343, 386
Schelling 226, 308, **672**
Schiller 34, 94, **98**, 181, **193**, 205f., **686**, 705, 730
Schlegel 352
Schleiermacher 425, 450f., **453**, **536**, **597—600**, 601, 683
Schmid, Christoph v. 723
Schmid, Joseph 153f., 189, 244, 251, **255**, **271f.**, 280f., 292, **302f.**, 382, 537, **656**, 729
Schmidt (Muhme) 420, 745
Schneckenburger 706
Schnell 684
Schnyder, Reg.-Rat 685f.

Schnyder von Wartensee 652—659, 664—667, 671, 676, 705
Schönbein 579
Schoener 155
Schwartz, Superintendent 253f., 258f., 305
Seckendorf, von 345, 420
Servais, de 162
Sigismund, Berth. 742
Sigrist, 677, **682f.**
Sorge (Studentenvater) 67
Spieß 698, 735
Stähli (Pfarrer) 690f., 704f.
— (Großrat) 697, 736
Steiner 155
Strohmeyer 341

T

Temper 35, 549
Tettenborn 384
Thaer, Staatsrat 631
Thieriot 283, 304, 655, 656f.
Tobler 152, 166
Trapp 139f.
Troxler 679
Türk, von 189, **235f., 240f.**, 422

U

Uhden, Staatsrat 426
Uhland 654, 655, 660
Unger 746

V

Voigt 335

W

Wehrli 686, 691, 730
Weiß 342f., 345, **347f.**, 349, 353, 398f., 426f., **430, 451, 473, 489**, 601, 631
Werner 349
Wetzstein 602
Wilmsen 423f., 527, **540f.**
Wislicenus 578, 751
Witz 46, 52ff., 330
Wolzogen 652
Wöpke 749

Z

Zeh 531, 538f., 561, **593, 606f.**, 634, 691
Zyro 683



PEDAGOGICZNA
BIBLIOTEKA
WOJEWÓDZKA
Gdańsk-Wrzeszcz
Al.Gen.J.Hallera 14
15498
Nie wypożycza się
do domu